

E. EKKEHARD (HG.)

SIGILLA VERI



EIN LEXIKON ZUR JUDENFRAGE
IN 9 BÄNDEN

7

E. EKKEHARD (HG.)

SIGILLA VERI

E. EKKEHARD (HG.)

SIGILLA VERI

(PH. STAUFF'S SEMI-KÜRSCHNER)

EIN LEXIKON
ZUR JUDENFRAGE
IN 9 BÄNDEN

7

ARCHIV-EDITION

Archiv-Edition

Die von uns gepflogene Edition von Faksimile-Drucken dient wissenschaftlichen, dokumentarischen und bibliophilen Zwecken. Es werden in ihr vor allem solche Bücher und Schriften veröffentlicht, die historisch bedeutsame Vorgänge behandeln und im Rahmen der vorherrschenden Meinungsmanipulation totgeschwiegen oder bei den umfangreichen Büchervernichtungsaktionen nach 1933 und nach 1945 aus den Bibliotheken entfernt worden sind.

Die Darstellungen der Verfasser der einzelnen in dieser Edition veröffentlichten Titel entsprechen keineswegs durchgängig der Überzeugung des Verlegers, sie finden daher auch nicht dessen ungeteilte Zustimmung, insbesondere dann nicht, wenn Autoren die geschichtliche Entwicklung zu sehr als Folge von Verschwörungen irgendwelcher Welt- oder Hintergrundmächte erklären und zu wenig die Bedeutung anderer geschichtsgestaltender Kräfte herausarbeiten, vor allem die Rolle weltanschaulicher, kultureller und wirtschaftlicher, aber auch staatsrechtlicher, medien-, bildungs- und bevölkerungspolitischer Bestrebungen und in diesem Zusammenhang vor allem die Rolle von Massensuggestion, Angsterzeugung und Gehirnwäsche, Sendungs-, Auserwähltheits- und Rassenwahn.

Ausdrücklich distanziert sich der Verleger aufgrund seiner Weltanschauung, Moral- und Rechtsauffassung von allen Äußerungen, welche die Menschenwürde anderer angreifen könnten oder einzelnen Völkern, Gruppen oder Minderheiten bestimmte Verhaltensweisen pauschal zuordnen, vor allem, wenn dies geeignet ist, zu diffamieren, den Frieden zu stören oder die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung zu verletzen. Er verzichtet aber darauf, solche Äußerungen durch Schwärzung unkenntlich zu machen, um seiner wissenschaftlichen, moralischen und rechtlichen Verpflichtung zu dokumentarisch korrekter Werkwiedergabe zu genügen.

Bei dem hier vorgelegten Faksimiledruck handelt es sich im übrigen um eine sogenannte *vorkonstitutionelle Schrift*. Nach höchstrichterlicher Rechtsprechung unterliegen vorkonstitutionelle Schriften nicht der Jurisdiktionsgewalt der BRD in Meinungssachen.

2007

Faksimile der 1931 erschienenen Ausgabe

Rechte: *Archiv-Edition – Verlag für ganzheitliche Forschung*

Herausgabe und Auslieferung: *Verlagsauslieferung Dietrich Bohlinger*

Freie Republik Uhlenhof

Postanschrift: D-25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1

Druck: Druckerei Ascher, CZ 70100 Ostrava

ISBN 3-936223-86-6

Korrektur-Liste

Einfügen auf S. 345:

Marschalk ?, Dr. chem.:

Marschalk, Margarete, Louise, Clothilde, Ehefrau des Dichters Gerhart Hauptmann zu Agnetendorf/Schlesien, wurde in Berlin am 7. Januar 1875 geboren als Tochter des am 7. November 1833 zu Neu-Barkoschin/Kreis Berent geborenen Gottfried Theodor, genannt Fritz Marschalk und seiner Ehefrau Laura, Ludovika, geb. Marschalk, die am 24. Dezember 1834 zu Gütthland geboren wurde.

Zu Unrecht wird der Ehefrau des Dichters Gerhart Hauptmann jüdische Abstammung nachgesagt. Justizrat Dr. Wannow, Rechtsanwalt u. Notar in Zoppot, hat uns in notariell beglaubigter Abschrift Urkunden vorgelegt, welche die rein arische Abstammung der Frau Gerhart Hauptmann nachweisen und bis auf ihre Ur-Grosseltern, zum Teil auf die Ur-Ur-Grosseltern, zurückgehen.

Einfügen auf S. 411:

Meißner, Bruno,

Auf Wunsch Prof. M.'s ist zu Deckblatt Nr.10 noch folgendes hinzuzusetzen: Da nach den Urkunden Meißners Vorfahren bis zu den 8 Urgrosseltern sämtlich evangelisch getauft sind, hat auch der Sachverständige für Rassenforschung beim Reichsministerium des Innern sich über diesen Fall wie folgt geäußert: "Ich habe die Ahnen des Professors Bruno, Ernst Meißner in Zeuthen bis zu den 8 Urgrosseltern nachgeprüft und festgestellt, daß diese sämtlich evangelischer Konfession und arischer Herkunft sind Herr Professor Meißner ist also arisch."

Einfügen auf S. 552:

Morena, Berta,

Der Nachweis wurde erbracht durch eine Bestätigung des Vereins für Württembergische Familienkunde, Stuttgart, Ortsgruppe Rottweil, vom 5. April 1935, mit der bescheinigt wurde, daß bis zum Jahre 1736 zurück weder mütterlicher - noch väterlicherseits in der Familie Morena Angehörige jüdischer Rasse vertreten sind. Vom zuständigen Bürgermeister wurde die Richtigkeit der Angaben auf der gleichen Urkunde bestätigt. (Vergleiche einstweilige Verfügung des Landgerichts München I, 3. Zivilkammer vom 27. November 1935 (III Q 62 / 35.)-).

↓ **Lippold, R. Mag.**, Verleger jüdischer Musik, Leipzig, Königstraße 37, Akademische Buchhandlung. Hans Hertwig, R der Stbgrz, wurde 1912 wegen Beleidigung Lippolds, den er fälschlich als „Rassejuden“ bezeichnet und mit dem „schmarozenden Charakter jüdischer Art in Verbindung gebracht“ hätte, zu 30 M. verurteilt, berichtete *AA* nicht ohne Genugtuung. *S*: *Sang und Klang*, in 700 000 Exemplaren im dtischen Volk verbreitete 7 Bücher, Stück 12 M., also 84 M., die man entweder gleich oder bei monatlicher Teilzahlung von 3 M. in 2 Jahren 4 Monaten entrichten kann. In der Sammlung sind 700 Klaviersachen und Gesänge. Band 1 ist von Dr. Epstein, Band 3 von Victor Hollaender, der 4. von Oskar Strauß herausgegeben. Unter „Klassischer Musik“ sind vertreten: Mendelssohn, Meyerbeer, Rubinstein, Adam, Moszkowski, Alf. Grünfeld, Leoncavallo, Rachmaninoff, Liebling. In der „Oper“: Adam, Halevy, Leoncavallo, Meyerbeer, Brüll, Massenet, Saint-Saëns, Wolf-Ferrari, Goldmark, Korngold. In „Operette und Tanz“: Offenbach, W. Hollaender, Krakauer, Oskar und Johann und Josef Strauß, Zarno, Offenbach, Kälman, Kahnt, Urbach, Jacobi, Berthier. Im „Lied“: Mendelssohn, Meyer-Helmund, Rubinstein, Gumbert, W. Hollaender, D. Lehmann, Fried. Hermann, Levi usw. Gewiß sind in den 7 Bänden noch mehr Musikanten jüdischer Rasse, aber auch so ist es schon viel zu viel fürs Geld. Warum gibt der Verlag nicht Sonderbände mit der von ihm beliebten Judemusik heraus und überläßt es anderen, Lieder und Laute nichtjüdischer Künstler zu veröffentlichen? Das wäre ersprießlicher, als dieses Durcheinander. Wie kann man Mozart mit Moszkowski zusammenstopfen, oder Wagner mit Mendelssohn!

Außerdem verbreitete Lippold noch „Sang und Klang fürs Kinderherz“, von E. Straßburger mit ausgewählt. Unsere Anschauungen über diesen Betrieb stützt ein Aufsatz in *WB*: „Warenhäusliche Musikpflege. Seit Jahren macht sich am dtischen Musikalienmarkt ein Warenhaus- und Ramschtrachten bemerkbar. Es entstehen Sammlungen, die alles Mögliche und Unmögliche zusammenballen, den Gassenhauer neben die Beethoven-Sonate und „Puppchen du bist mein Augenstern“ in einen Band mit Feuerzauber oder Händel's Halleluja. „Sang und Klang“! „Musikalische Edelsteine“ schimpft sich ein anderes Unternehmen der „Akademischen Buchhandlung R. Mag Lippold“ in Leipzig, das mit einem Absatz von etwa einer halben Million Bände Reklame macht. Und es gibt noch mehr Verleger, die diese musikalischen Warenhausmöglichkeiten sich zunutze machen, ohne Rücksicht darauf, daß dies der sicherste Weg ist, die Musikpflege des dtischen Hauses in der schandbarsten Weise zu korrumpieren, und den Geschmack unseres Bürgertums in musikalischen Dingen heillos zu verbilden.

Es wäre wünschenswert, wenn gegen diesen Unfug die berufenen Stellen — von amtlicher Seite ist nichts zu wollen — ernstlich Stellung nähmen. Man redet allerwärts von „Kultur“ und „Bildung“ und „Fortschritt“, und dabei kommen wir durch Warenhausgeist und Reklame in immer größere Unkultur hinein. „Tonners Musikschag“, herausgegeben von dem Verlag Tönges in Köln, verdient gleiche Bewertung. ... Es ist bedauerlich, daß unser Verlagsbuchhandel soweit von den alten gesunden Berufsauffassungen abgetrennt ist, daß er hier nicht einspricht. Aber kurz oder lang haben wir in jedem dtischen Hause diese ungläublichen Sammlungen, und die Hausmusik ist rettungslos verpöbelt. Der Prachtband, die Reklame, die Abzahlungsmache — das alles

wirkt eben. Und wieviele Zeitungen beraten noch in solchen Dingen aus tieferem Verständnisse das deutsche Haus?“ *WM*.

Lippomani, Kaufmann, Venedig, 16. Jh. — „vermutlich auf die Begabung des Jesuitengründers Lainez (Sd) aufmerksam geworden, stellte er diesem seine besondere Aufgabe im Dienste jüdischer Rasseziele. Denn von nun ab tritt Lainez mehr in den Vordergrund als Loyola, und sein Wirken wird absolut rassetümllich und bewußt. Er beginnt in Genua und Mailand seine Missionstätigkeit mit Predigten über das Handels- und Wechselrecht!“ *D. Wochenschau* 27/4 1929.

Lippomano, Luigi v., #, 1381 in Venedig nobilitiert, wurde Bischof von Bergamo. *SB* 762.

Lippowiz, Jakob Siegm., Wien, Mitbesitzer und G: Neues Wiener Journal. *1865 Leipzig. G: Rfm. Beginn schon als Schüler 82 mit Theaterkritik. 88 *ChM: Allgem. Anzeiger, Leipzig; Hamb. Gen.-Anz.*, 93. *B: Zähler; Unglücklicher.* — L. und Genossen verkündeten, nachdem sie erst für Castiglioni, Coudenhove und Rehbberg eingetreten waren, plötzlich 1927 (*WB* 26/4), etwas geängstigt durch die volkstümllichen Erfolge des Paters Ude: „Laßt uns also es wirklich einmal mit dem Christentum versuchen.“ *Wien. Ko, Kll* 21. *Deg.* 6.

Lippwich, Lipschütz usw., aus Liebeschütz, Böhmen.

Lippwich, Arnold, mos., Redakteur, Wln.-Schöneberg, Hohenstaufenstr. 23. *Inform.-Wr.* 15/5 1930.

Lippwich, Arthur (Arthur Georg A. L. Schüh), Dr. phil., Berlin W. *1871 Mannheim. *B: Hamlets Geist, Schw.; Hinter Papas Rücken, Schw.; Ist Liebe Sünde? No; Ledige Ehemänner, Schw.; Bis früh um fünf, Schw.; Wo die Liebe hinfällt; In der Hypnose; Die Scheidungsweise; Moritz, die gütige Fee, Schw. Cps: R. Kessler; Leo Walter Stein; W. Jacoby; Kren; G. Klontowski; Schönau; Schönbeld; Leo Stein; Schmieden.* — Ein wahrer Mattenkönig von Schwänken, Judenliteraten und Operetten, — und „eine Kunst, die nicht ästhetisch gewertet sein kann, schon deswegen nicht, weil keiner weiß, wie weit die Vaterhaft reicht“, Geißler. [*Bgl. auch Bartels, DW* 3, 799.]

Lippwich, Fr.; Stbgrz 7/4 1903 meldete aus Heidelberg: „An der altherwürdigen Ruperto-Carola ist eine Studentin der Medizin mit dem consilium abeundi bestraft; dies edle Weib heißt Lipschütz! Mit derselben Strafe ist sie bereits in Bonn belegt, weil sie dort den Vortrag des Professors wiederholt durch lautes Sprechen gestört und trotz Bitten, es zu unterlassen, fortgesetzt hat!“

Lipschitz, Maler, Paris, *Jew. Chron.* 5/7 1929.

Lipschitz, Gertrud, *1860 Bonn. G: Prof. d. Mathematik, *GMN. B: Märchenercheinungen im Kindesstraum, verschiedentlich aufgeführt, Verlag Felix Bloch Erben.*

Lipschitz, J., Plastiker, Rubitz, *JPB* 2/8 1930. *WM.*

Lipschitz, Leopold, Leder er gros, Berlin, Klosterstr. 68. Von einem Intelligenzskandal des Geschäftsbereichs berichteten Berliner Zeitungen 1905 (*DW* 14/6).

Die Inhaber der Firma, die Kaufleute Mag Leo Lipschitz und Sidor Wolffsohn, dann deren Angestellter Lippmann, standen wegen schwerer Urkundenfälschung, Betrug oder Weihilfe vor dem Landgericht. Die Sache hing zusammen mit einer langen Serie von Zivilprozessen, die aus den verschiedensten Teilen des dtischen Reiches von betrogenen Kunden gegen die Firma erstattet wurde, andererseits mit einer Schweigegelderaffäre, in der die auf zivilrechtlichem Wege vielfach zu Ersatzleistungen verurteilten Inhaber der Firma das Opfer von Erpressungen seitens

ihrer Angestellten und mehrerer anderer Personen geworden sein wollten.

Die Geschäftspraktiken, die bei der Firma Jahre hindurch üblich gewesen sein sollen, wurden von einem ehemaligen Angestellten, Hausdiener G. Richter, Charlottenburg, Königsstr. 25, in einer Broschüre 04 behandelt. R. schilderte, wie die Betrügereien an den Kunden verübt wurden, führte Namen und Wohnorte der Betroffenen an und gelangte schließlich zu den Mitteln und dem Aufwand an Geld, womit die Inhaber Angestellte und Personen, die um die Sache wußten, zum Schweigen brachten. Aber durch die Schweigsamkeit konnte nicht verhindert werden, daß eine Zahl von Kunden mit Erfahrungsprüchen herantrat. Der Inhalt der Broschüre bildete in den meisten Fällen das Beweismittel, und in mehr als 30 Urteilen verschiedener Gerichte, sollten die in der Broschüre mitgeteilten Tatsachen durch die prozessualen Feststellungen noch übertruffen worden sein. Der angestrebten Konfiskation der Broschüre wurde von der Staatsanwaltschaft nicht stattgegeben; es wurde nur ein kleiner Teil ihres umfangreichen Inhalts inhiert, der sich mit Assessor E. beschäftigte, der in verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem der Firmeninhaber steht.

Tatsache ist, daß die Inhaber der Firma viele Tausende Mark an Schweigegebern bezahlt haben oder durch Beauftragte haben zahlen lassen, — unter der Voraussetzung, daß sie sich diese Schweigegebern zu geeigneter Zeit, wenn nämlich bezüglich der ihnen selbst zum Vorwurf gemachten Straftaten die Verjährung eingetreten sein werde, wieder zurückholen werden. Die Form hierfür haben sie in einer Erpressungsanzeige gefunden. Die Annahme, daß bezüglich ihrer eigenen Verfehlungen bereits Verjährung eingetreten sei, habe sich aber nur zum Teile bestätigt, und so kam die Firma zu dem Strafprozeßrubrum „Wolffsohn und Genossen“.

Der Inhalt der Richter'schen Broschüre „Meine Erlebnisse bei der Firma Leopold Lipschitz in 12 Jahren“ lieft sich wie ein Kriminalroman, in dem oft ein unbeabsichtigter Humor zur Geltung kommt. Die Rolle, die ein Berliner Rechtsanwalt im Verkehr mit einzelnen Personen, die auf Wunsch der Firma „zum Schweigen gebracht“ werden sollten, gespielt hat, wird in den Prozessen wohl eingehend erörtert und beleuchtet werden.

Lipschitz, Rudolf, 1832 Königsberg — 03, GMA, Dr., UP (Mathem.), Bonn. B: Wissenschaft und Staat, 74. 36.

Lipschütz, Jüd. Verlag, Paris, 1928. Lambelin, Des Victoires.

Lipschütz, Polen, veranstaltete eine Lotterie, wo es nur Rieten ohne Gewinne gab. In kurzer Zeit hatte er 1½ Millionen, bis ihn dann 1898 die Polizei faßte. — Seidl, 1900, S. 48.

Lipschütz, Alexander, Dr. (Ud), Schweiz, kam 1918 (MAB 25/4, Vormärts 25/5, Wahrheit 18/5) nach Miga (Ostjude) und führt die „lettische Sozialdemokratie“. Unschonend ist dieser A. L. mit Fettel Diffschitz (id) identisch.

Lipschütz, David, Rfm., Niebuhrstr. 58, Charlottenburg. Liquidator: Berliner Neustadt. 1914.

Lipschütz, Sidore, Präses: Syndicat de l'industrie diamantaire“, Brüssel. JPB 24/5 1929.

Lipschütz, Leopold, ChM: III. Kronen-B., Wien. *1870. B: Französinen, der Roman eines Deutschen; Hysterie, Dramolett; Große Gemeinde, Sp. Ep: Rud. Lothar; Gust. Davis. — „Man kann wahrhaftig doch auch Liebe sich denken, ohne „sexuelle Betätigung ohne weiteres“. ... Hysterische Zustände sind keine Normalzustände. Und Zustandschilverungen können keine größere dichterische Form füllen“, Geißler.

L. schrieb auch das Lustspiel „Untergang der Erde“, Bartels, DGB 3, 798.

Lipschütz, Solomon, JE, amerikanischer Schachspieler. *1863 Ungvar, Ung.

Lipstus & Fischer, Buchhandel und Antiquariat, Kiel. Der latinisierte „Lipstus“ sen. verriet noch deutlich den früheren Leipziger. 19. u. 20. Jh.

Lipst, Israel, aus Polen, wurde 1887 (AG /8) in London wegen Ermordung einer Frau Angel nach erschöpfendem Beweis zum Tode verurteilt. „Wie immer, identifizierte sich die Judenschaft mit diesem Verbrechen. In einer von 2000 Londonern unterzeichneten, dem Minister des Innern, Matthews, überreichten Petition ward die Begnadigung Lipstis erbeten. Der Minister verwarf das Gesuch, und so sollte die Hinrichtung Mitte August erfolgen. Inzwischen schien die AU interveniert zu haben, denn die Hinrichtung wurde verschoben. — Die Judenschaft behauptete, daß Lipsti unschuldig sei wie ein Engel, bis der Minister befaß, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Als dem Verurteilten angeklagt wurde, daß das verhängte Todesurteil Montag früh 8 Uhr unfehlbar vollstreckt würde, legte er am Sonntag in Gegenwart des Rabbits Singer und des Gouverneurs des Newgate-Gefängnisses ein Bekenntnis seiner Schuld ab: „Ich, Israel Lipst, wünsche, ehe ich vor Gottes Gericht erscheine, die ganze Wahrheit zu sagen bezüglich des Verbrechens, dessen ich beschuldigt bin. Ich will nicht mit einer Lüge auf meinen Lippen sterben. Ich will nicht andere, selbst auf den Verdacht hin, für meine Sünden leiden lassen. Ich allein bin des an Miriam Angel begangenen Mordes schuldig. Ich glaubte, daß die Frau Geld in ihrem Zimmer habe. Da die Tür nicht verschlossen war, trat ich ein, während die Frau schlief. Ich dachte nicht daran, sie zu schänden; ich nahte mich ihr durchaus nicht zu diesem Zwecke, noch fügte ich ihr in dieser Weise ein Leid zu. Miriam Angel erwachte, ehe ich nach dem Geld suchen konnte, und rief um Hilfe, aber sehr leise. Ich verfehlte ihr einen Schlag auf den Kopf, packte sie am Hals und hielt ihr mit einer Hand den Mund zu, damit sie nicht die Aufmerksamkeit der übrigen Bewohner des Hauses erwecken könnte. Ich war lange meines Lebens müde und hatte mir an jenem Morgen für einen Penny Scheidewasser gekauft, um mir selber ein Ende zu bereiten. Plötzlich dachte ich an das Fläschchen, das ich in meiner Tasche hatte, zog es hervor, und goß ihr etwas von dessen Inhalt in die Kehle. Sie wurde von einer Ohnmacht befallen, und, meine verzweifelte Lage einsehend, verschluckte ich den Rest. Das Fläschchen war ein altes, das ich früher benutzt hatte, und daselbe, welches ich mit mir nach dem Klladen genommen hatte. Die von mir verschluckte Quantität Scheidewasser verfehlte ihre Wirkung auf mich. Da ich wähnte, daß Leute die Treppe heraufkamen, troch ich unter das Bett. Die Frau schien bereits tot zu sein. Zwischen dem Augenblick meines Eintretens in das Zimmer und meiner Wegführung lag nur eine kurze Spanne Zeit. In der Aufregung wurde auch ich von einer Ohnmacht befallen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß die Haut an meinen Armen abgeschürft wurde, und hatte ich keine Ahnung davon. Ich selber verschloß die Tür unversüßlich, nachdem ich das Zimmer betreten hatte, da ich nicht gestört werden wollte. Ich erkläre feierlich, daß Rosenbloom und Schmuß nichts über das Verbrechen wissen, dessen ich schuldig befunden worden bin, und ich beschwöre sie, mir zu verzeihen, daß ich in meiner Verzweiflung versuchte, das Verbrechen auf ihre Schultern zu wälzen. Ich flehe auch die Verzeihung des beraubten Gatten an. Ich räume ein, daß ich einen unparteiischen Prozeß hatte, und ich erkenne die Gerechtigkeit des über mich verhängten Urteils an. ... Möge Gott meine lieben Eltern trösten, und möge er meine Reue und meinen Tod als Sühne für alle meine Sünden annehmen.“ —

Um diesen „unschuldigen“ Juden zu retten, war also der erste Richter so lange bearbeitet worden, bis er selbst an seinem gefällten Urteil zweifelte; an die Königin war eine Bittschrift gesandt worden; die Judenschaft wandte sich an den Minister; ein Strafausschub wurde erwirkt; und 100 Parlamentsmitglieder protestieren feierlichst gegen die Vollstreckung. Und das alles um eines Raubmörders willen aus dem Grunde, weil er polnischer Jude war, also zu den „Edelsten der Nation“ gehörte. Ein „Goi“ hätte in diesem Falle schon 8 Tage am Galgen gehangen, ohne daß ein Spahn nach ihm gekräft hätte.

Etwas merkwürdig ist, wie L. angesichts des Galgens alle Schuld auf sich nimmt und die beiden andern entlastet, wie um niemanden von seinen Blutsgegnossen sonst noch dem Richter auszuliefern. WM.

Lipsty, Louis, Präses der Zion. Föderation Americas. JPB 2/5 1930.

Lipsty, Ilde, Schauspielerin, O ▼ Rudolf Poffin, Theaterdir. und Schauspieler, Wiesbaden.

Liptai [= Liptauer], Emmerich, ungar. Journalist, Theaterkritiker, Humorist und Theaterschriftler. Sein Vater, Emanuel Lindenberger, Großagent einer Maschinenfabrik in Szeged, getauft 1881. Emmerich war zuerst A einer Szegediner Tages-Z., dann Verantwortlicher des „Pestini-Naplo“ (Pester Journal). B: Kofz péuz nem vész el“, Dr., d. h. „Falsches Geld geht nie verloren“, oder „Unkraut verdirbt nicht“; A farkantyn (Der Sporn), Dr., im Ungarischen Nationaltheater in Budapest und im Lande auf die Bühne gebracht. Emmerichs älterer Br. Karl schrieb auch Erzählungen, Theaterstücke, Gedichte, Essais.

Lisbonne, Paris, Drumont 2, 314, Komödiant, Geschäftsmann und Oberst bei der Commune, „ein hochinteressanter Typus. Nachdem er ein Etablissement eröffnet hatte, wo die Kundschaft durch fromme Schwestern bedient werden sollte, gründete er ein Kaffeehaus, wo die Kellner in akademischer Uniform mit grünen Palmen gekleidet, den Degen an der Seite, auftraten; dann eröffnete er die „Auberge des reines“ (Königinnenherberge), wo die Kellnerinnen im Kostüm historisch berühmter Herrscherinnen auftraten, die sich durch Schönheit oder Schicksale auszeichneten. Hier zeigt sich die Sucht des Juden, alles Große der Vergangenheit zu besudeln, herunterzuziehen oder lächerlich zu machen. Er geht vor wie der Mistläufer, um schließlich aus allem ein einträgliches Geschäft zu machen. Im Grunde genommen gleicht Lisbonne einem ins Communardische übergehenden Halevy, und Halevy ist ein akademisierter Lisbonne. Jeder von beiden hat sich in seiner Art entwickelt, aber schließlich kommt es bei beiden auf dasselbe heraus.“

Michel Behrdich 1889, S. 16: „Der Jude L. gehört zu den radikalsten unter den Umstürzern, und keine Gewalttat gab es, zu der er nicht hegte.“

Lisbonne, Eugène, RA, franz. Senator. 1818 Abignon — 91 Montpellier. Er führte 87 völliige Pressefreiheit ein.

Lisco [in Westpolen] △, Hermann, Dr. jur., Erz., Ratf. Wirkl. GR, Unterstaatssekretär des Reichsjustizamtes, Berlin. G: L. // T. des evang. Bischofs Neander, von St. Peter, Berlin. O ▼ T. des Rentners Heilborn, Magdeburg. 1914.

Lista, Th. v. = Hugo Klein.

Lissa, Lewin, Juden in L., S. 20: 4/9 1747 beschwerten sich die Kaufleute beim Fürsten Sulkowski „über die Ausbreitung der Juden. Früher waren mehr christliche als jüd. Kaufleute in der Stadt, diesen war nur der Handel mit Wachs, Fett, Korlen u. a. Kleinigkeiten gestattet. Der Handel mit Schnaps und das Feilbieten von Seiden-, Woll-, Tuch-, Eisen- und andern Waren in Läden war keinem Juden im Bereiche von Lissa erlaubt. Nur durch die Güte des Grundherrn konnten sie in 2 Häusern eine Kleinigkeit Seide, Strümpfe, Bänder und andere Kleinigkeiten verkaufen. Sie siedelten sich in der Stadt aus dem Grunde an, weil die Christen ihnen Mätelgeld (Vermittlungsgebühren) zahlen müssen, wenn sie etwas an einen Edelmann oder Fremden verkaufen. Die Juden haben sich in der Stadt ausgedehnt, weil sie durch ihre Unverschämtheit vordringen, was sie an Faktorgeld erhalten sollen. Sie drängen sich an den Wirt, passen an den Wegen auf, wo die Wagen mit Getreide kommen, nehmen es an sich, als wär es ihr Eigentum, und treten es nur dem ab, der ihnen den größten Verdienst davon gibt. Sie betreiben jetzt auch den Handel mit Wolle und Tuch, fahren mit diesen und andern Waren zu den Jahrmärkten, führen von dort verschiedene Krämerwaren ein, die sie kaufen, und überlassen sie nichtchristlichen Kaufleuten. Sie haben eine große Menge Läden und häuftern außerdem in den Häusern. Das Tuch von Lissa hat an Unsehen

verloren, seitdem die Juden Handel mit ihm treiben. In Danzig, Thorn und Brody ist kein Absatz mehr dafür, weil es jetzt kürzer und leichter gearbeitet ist als früher, schlechte Färbung hat und schlechte Wolle enthält. Schuld daran tragen die Juden, die dem Gewinne nachsehen, flinke Arbeit verlangen und schlecht bezahlen. Aber auch die Christen sind nicht ohne Schuld, indem sie voneinander nicht gerne kaufen, weil sofort Bezahlung von ihnen verlangt wird, während Juden Kredit gewähren. Der Tuchhandel ist zurückgegangen.“

Am 1911 (DfBl 1/2): „Jüdische Kaufleute und Gewerbetreibende finden bei dem lebhaften Verkehr des Ortes ihre Rechnung, und auch für Rentiers bietet Lissa einen angenehmen Wohnsitz, inmitten einer modernen, gebildeten jüdischen Gemeinde.“

I. Recht und Verwaltung: Ansforge, Gemeinderendant,); Jacobsohn, Dr., RA, C); Nürnberg, JH, Notar, C) WB; Schreyer, Stadtrat,) §; Wolff, JH, Landtagsabgeordneter, Notar, C) WB; Wolff, Mag, RA, Notar, C) § WB.

II. Medizin: Baed, Mart., Zahnarzt,); Herrstadt, Dr., SM,); Neustadt, Dr.,); Scherbel, Simon, Dr., C) §.

III. Sonstige Wissenschaften: Behle, Lehrer,); Cohn, Lehrer,); Herbst, Hauptlehrer, C; Mannheim, Mart., Apotheker,); Siegfried, Dr., §; Schlohoff, Moritz, Apotheker, C.

„Lissa, den 5. Jan. 1914.

An die Redaktion des Semi-Kürschner.

In der letzten Ausgabe des Semi-Kürschner steht unter den Ärzten der Stadt Lissa i. Posen auch mein Name verzeichnet. Ich erkläre, daß ich katholischer Konfession bin, daß auch meine beiderseitigen Eltern und Großeltern katholisch waren und, daß in meiner ganzen Familie, soweit sie sich überhaupt zurückverfolgen läßt, niemals eine Vermischung mit jüdischem Blut stattgefunden hat.

Ich ersuche Sie hiermit, Ihren Irrtum tunlichst bald ausdrücklich richtigzustellen und bitte zugleich, mir gütigst mitteilen zu wollen, auf Grund welcher Informationen Sie meinen Namen in das Verzeichnis gesetzt haben.

Hochachtungsvoll ergebenst

Dr. Hubert G o d e r, prakt. Arzt,
Lissa in Posen.“

G. ist daher oben gestrichen.

Lissa, G., Fa: Bank Leopold Loewi jr. Nachf., 3facher Hausbesitzer, Millionär, Berlin NW 23, Stegmundshof 3.

Lissa, G. van, ausländ. Korresp.: Algemeen Handelsblad, Amsterdam; Berlin W 35, Rosenheimer Str. 36. 1914.

Lissabon. Revolution 1910, gemacht von: ▼ Tegetra; Fonseta; Reis; Cardinal Netto. SG 2, 431.

Lissad, Morris, JG, „engl.“ Literat. 1814 Schwerin a. d. Warthe — 95 London. 35 nach Bedford als dtscher „Sprachlehrer und Juwelenhändler“. B: Jewish Perseverance, 51, eine „fromme“ Autobiographie.

Lissauer, Kaspar Hauser, alias Tucholsky in der „Weltbühne“ 18/9 1928:

„Dessiot und Lissiot gingen selbst auf ein kleines Pissot, Hand in Hand; aber als sie aus dem Pissauer kamen, hießen sie Dessauer und Lissauer mit Namen.“

Lissauer, Wwe., 1806—76, Dresdener Str. 85, Berlin. Die Verbrecherwelt von Berlin, 1886, S. 9 ff.: „Sie hatte das Haus von ihrem Manne ererbt und besaß auch außerdem ein Vermögen, das sie in Wertpapieren, barem Gelde und Kostbarkeiten stets in einer Lebhaftigkeit mit sich umhertrug. Am Palmsonntag 1876 war sie abends zuletzt gesehen, wie sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinanstieg. Am andern Tage fand man sie im hinteren Korridor entseelt, Hände und Füße mit Wäschestücken zusammengebunden, im Munde steckte ein Knebel; die Frau war den Erstichungsstob gestorben. Die Tat mußte von mehreren verübt sein, die sich mit Nachschlüssel in der Abwesenheit der L. in deren Wohnung geschlichen und die Frau bei ihrer Rückkehr überfallen hatten. Die Tasche, in der die L. ihr Vermögen aufzubewahren pflegte, war geraubt.“

Als Anstifter zu dem Raube wurde erst 1882, als ein ähnliches Verbrechen stattfand, in einem großen Prozeß Kommissionsrat Dieckhoff ermittelt und verurteilt.

Lissauer, Abraham, Dr. med., SM, 1832 Berent — ? Berlin. **B:** V. v. Haller; Prähistorische Denkmäler Westpreußens. — Er war bis 63 in Meidenburg, bis 92 in Danzig als Arzt tätig, seitdem in Berlin als Bibliothekar und Kurator der Schädelammlung der Anthropolog. Gesellschaft. — Er untersuchte auch in dem Hümngrab von Seddin-Perleberg die Überreste des altgermanischen Königs und seiner Angehörigen, die dann durch Kauf an das märkische Provinzialmuseum übergingen, **AM** 1900, Nr. 29.

S: Heinrich, 1861—91, Dr. med. Univ.-Assistent, Breslau. — „Sein Name ist in der nach ihm benannten „Kandzone“ oder dem L.'schen „Faserbündel“ verewigt“, **▼** Pagel.

Lissauer, Ernst, Adr.: Depositenkasse **B** der Bank für Handel und Industrie, Berlin **W**, [eine solche Anschrift gehört sich für einen „deutschen“ Dichter] oder Eisenacher Straße 130. * 1882 Berlin. **H:** Kopisch; Mörike. **B:** Ader, 2. V. 10; Strom, Ged. 12; „1813“, 13. — Der viel verlegende, aber wo es seine Autoren angeht, nie um ein gutes Wort verlegene Eug. Diederichs (fd) meinte: „1813 ist ein Festbuch, das uns unmittelbar in die Zeit einführt und uns fern allem **Hurrapatriotismus** (fd) hochhebt. Die Zeitdichtung von Theodor Körner und G. M. Arndt reißt uns nicht mit . . . Das Buch wird der überragenden Größe **Napoleon's** gerecht“, **Börzenbl. f. dtsh. Buchhandel.** —

„Das ist gewiß sehr nett von Lissauer“, sagte dazu seinerzeit die „Vertraulichen Mitteilungen des Deutschvölkischen Schriftstellervereins“, „aber eine Bude füllt Lissauer damit in unseren Tagen des mehr als albernen und zugleich beschämenden Napoleontulds wahrlich nicht aus. Es ist ja auch möglich, daß L. ausgezeichnet dichten kann, — die in der Anzeige abgedruckte Probe braucht ja nicht der Gipfel seiner Kunst zu sein, — daß er aber in den Erinnerungsfeiern Arndt und Körner ersetzen soll, ist eine Zumutung seines Verlegers an ihn, die wir uns an seiner Stelle sehr kräftig verbitten würden. Die Sänger der Freiheitskriege haben vor 100 Jahren eine so bedeutsame Rolle gespielt, daß ihre Werke und Lieder für alle Zeiten untrennbar mit der Erinnerung an jene Tage verknüpft sind. Ein Epigon, selbst wenn er L. heißt, wird sie niemals ersetzen.“

Über, meint **BT**, es ist „ein echtes Kunstwerk, in dem Sturm, Stoß und Leidenschaft einer Volkserhebung in starken, unverfälschten, unsentimentalen Bildern rhythmisch gestaltet ist . . . ganz im Gegensatz zu den dilettantischen Patriotendichtungen von damals, die leider eben keine Kunst sind.“ In „1813“, S. 8 entwirft Ernst L. von dem größten Dichter der deutschen Freiheitskriege, **H. v. Kleist**, folgendes orientalische Bild:

„Fluchjauchzende Szenen und Strophen, —
Von Rot
Wie von Flammen umloht,
Vobpreißend daß ein Mann springt auf aus glühendem Ofen.“

Wenn doch nur Lissauer dafür in den feurigen Ofen hineingesprungen wäre. Neue Freie Presse: „Wie Lissauer im „Ader“ der Scholle und ihrer Fruchtbarkeit zu Leibe ging und den Duft ihrer Trächtigkeit in Verse umschmiedete, so sucht er im „Strom“ das Strömen, das durch die Natur geht, alles speisend, alles wandelnd, alles in ungeheuerstem Rhythmus erfüllend, in dichterischen Gebilden vor uns aufzubauen. Ein oftmals hymnischer Schwung geht durch diese Verse, ein Glühen und Auf-flammen“.

Ed. ▼ Engel nennt L. einen „begabten, aber nun gleich nach dtsh. Unsitte maßlos überschätzten Lyriker.“ Geißler: „L. steht unter denen, deren keiner die Welt lyrisch eroberte. Manchmal scheint es, als wäre er schon über Dehmel hinausgekommen, aber nur in der sinnlichen Mischung der Phantasien, wenn sie Bilder formen. Nicht im Gedanklichen, da steht er weit hinter ihm zurück. Auch er ist kein Eroberer, und diese Lyrik ist zu sehr die Dichtform der Jugend, als daß sie eine Hoffnung für die Entwicklung der Gattung sein könnte.“ — Als **E. L.** im **Lit. Echo** Nr. 10, 1909, das Nassauische Dichterbuch von **H. L. Vinkenbach** herunterriß, hat er doch **Leo Sternberg**, der darin auch einige Verse hatte, phrasenhaft gelobt.

Für Lissauer's „1813“ ist dann 1913 in Wort und Schrift der ganze Stamm nebst Angeheirateten geschlossen angetreten: **Nich. Mo. Meyer**; **V. Silbergleit**; **Meyer-Benfey**; **Traub**; **Felix Braun**, und wie sie alle hießen. Man schlage z. B. die Gegenwart, Nr. 3/5 13

auf, wo sich findet: „Neues vom Himmel und der Erde“, von Prof. ▼Marcuse; den Mann von 40 Jahren, d. h. Apotheose des Jacob ▼Wassermann, von Ju. ▼Bab, und dann ein seitenlanges Lob auf Lissauer's 1813. Demselben L. widmet kurz vorher die „Tat, sozialreligiöse Monatschrift für dtische Kultur“, April 1913, 116 S., die Seiten 66 bis 98, also ein Drittel des Heftes, erst was über ihn, dann was von ihm usw.

Eberhard △ König meinte in der DZ zu den unwertigen Festgefängen „1813“:

„Ob es viele deutsche Menschen gibt, die nicht den Buchtitel schon als etwas Unstatthafes empfinden, etwas, was eigentlich „nicht geht“, komisch und herausfordernd zugleich? Feinsühlende Juden müßten ihn von Rechts wegen als grobe Geschmacklosigkeit empfinden. Unter mir haust eine jüdische Familie, bei der es zu Weihnachten ein herzlich Klaviergetrommel setzt und feurigen Chorgesang: „Freue dich, o Christenheit!“ — ich kann mir nicht helfen: Weitab davon ist es nicht, wenn ich lese: „1813. Ernst Lissauer.“

Es gibt doch wohl noch sogenannte deutsche Dinge, einen deutschen Haus- u. Familienbesitz, ein eigenstes Eigentum, das wir mit niemandem teilen dürfen, können und wollen! Und nun erscheint da plötzlich in unserem Familienzimmer ein fremder Herr, im Augenblick, da wir gerade recht innig unter uns sind und von unseres Hauses großen Zeiten reden; der setzt sich breitspurig auf unserer Großmutter alten Stuhl, erklärt Großvaters Bild über dem Sofa für Kitsch, schiebt auf dem Tische die welken Vorbeerblätter, Eisernen Kreuze und vergilbten, erinnerungsreichen Papiere mit lässiger Handbewegung einfach zuhauf und beginnt, ungefragt, mit aufdringlichen Worten und lebhaftem Gebärden-spiel uns was zu erzählen — von uns! von unserem Hause, unserem Leide, unserer Herrlichkeit.

Peinliches Verstummen. Er merkt's nicht und redet, redet.

Ich hatte von L. noch nichts gelesen; die jüdische Literatur interessiert mich zu wenig. Daß er heftig gelobt wird, besagt natürlich nicht das geringste:

Kunststück, wenn man L. heißt! Taucht irgendwo in der Welt, wo es Drucker-schwärze gibt, ein jüdisches Talent die Feder ein, sofort geht's von Aufgang zu Niedergang, Achtung! Die laute Anerkennung auf dem Kunstmarkt bedarf in solchem Falle von unserer Seite stets der Nachprüfung, muß uns an sich als völlig wertlos gelten. Nun, hier lohnte sich's für mich, wirklich einmal nachzuschauen, was es denn Kostbares gebe; denn der Verlag hatte das Werk in einer Weise eingeführt, die unsereinem wehtun muß: Die Dichtungen der Zeit vor hundert Jahren könnten unserem Kunstgeschmack heute nicht mehr genügen! — so daß es wirklich an der Zeit wäre, wenn ein fremder Herr uns armen deutschen Luderchen unsere große Vergangenheit endlich mal in der angemessenen, nunmehr endgültig befriedigenden Gestalt darstellte. Es geht eben einfach nicht ohne den überlegenen Geist derer, die in jedem Falle uns erst zeigen müssen, wie's gemacht wird.“

Ab. △ Bartels, „Deutsches Schrifttum“: „Gewiß, es ist da eine große Virtuosität, aber eben doch nur Virtuosität, wohlberechnete Wirkung, und der Jude verleugnet sich zumal in den „Nachspielen“ auch nicht. Wer des alten Scherenberg „Waterloo“ kennt, der empfindet L. nicht einmal als neu.“

Über L.'s Sexualität, schreibt Benno △ Diederich in den sonst durchaus judenfrommen „Preußischen Jahrbüchern“, Aug. 1914 einen Aufsatz, der sich weiter auch gegen Lissauer's Herolde Harry ▼Rahn, ▼Bab, ▼Silbergleit und Arthur Kutscher-München wendet: „Seine Geschlechtlichkeit . . . erscheint von charakteristischer Färbung, z. B. im „Bannruf“:

„Wie Simson Fadeln um die Rümpfe der Füchse
und Wölfe band
Und die laufenden Feuer hintrieb in das feindliche
Garbenland, —

Haß kündigt
Der Mann dem Weibe, das ihn entzündet.
Ich sende
Meine lichterlohen Wünsche dir in die Seele als
umitrende Brände.

Auf! Sät Blut!
Schleudert Flammen! Streut ihr Feuer ins Blut!“

„Ich will mich nicht auf Spezielles einlassen“, sagt B. Diederich, „aber ich glaube in der besonderen Färbung dieser Geschlechtlichkeit eine Masseneigen-

tümllichkeit zu erkennen. Ein solcher Brief Siegfried's an Kriemhild (auch noch so mutatis mutandis, nur in dem einen, Wesentlichen unverändert) wäre undenkbar. Diese Kunst hält auf die Dauer nicht stand, weil der Dichter keine Seele hat."

Einen Riesenerfolg erzielte L. (DW 15/11 14; NZT 26/3 15; Post 1/9, 2/9 15) zu Beginn des Weltkrieges, als von der bairischen Armee, vornehmlich durch Kronprinz Rupprecht persönlich die Verbreitung und Förderung des „Haßgesanges gegen England“ angeordnet wurde, der, wie es hieß, einen Soldaten des 10. bahr. J.-R. zum Verfasser hätte, in Wirklichkeit von L., dem Ma des BT, stammte. Wahrscheinlich stand der damals 32jährige L. doch auch in irgend einem militärischen Verhältnis, das aber auf Grund seines Gefanges ebenso wahrscheinlich gemildert, und falls es in der Front gespielt haben soll, in Etappen- oder Heimatdienst wird abgewandelt worden sein. So blieb L. seinem Volke erhalten.

In Millionen von Stücken flogen nun die wahrhaft talmudischen, gewaltsam als Volkslied gestempelten Strophen in der Welt herum.

„Haßgesang gegen England.“

1. Was schießt uns Russe und Franzos,
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
Wir lieben sie nicht,
Wir hassen sie nicht,
5. Wir schützen Weichsel und Wasgaupaß, —
Wir haben nur einen einzigen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:
Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt.
10. Er sitzt gebückt hinter der grauen Flut,
Voll Neid, voll Mut, voll Schläue, voll List,
Durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.
Wir wollen treten in ein Gericht,
Einen Schwur zu schwören, Gesicht in
Gesicht,
15. Einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
Einen Schwur für Kind und für Kin-
deskind,
Verneht das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserm Haß,
20. Wir haben alle nureinen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England.
25. In der Bordkajüte, im Feiersaal,
Säßen Schiffsoffiziere beim Liebesmahl, —
Wie ein Säbelhieb, wie ein Segelschwung,
Einer riß grüßend empor den Trunk,
Knapp hinknallend wie Rudererschlag,
Drei Worte sprach er: „Auf den Tag!“
30. Wem galt das Glas?
Sie hatten alle nur einen Haß.
Wer war gemeint?

Sie hatten alle nur einen Feind:
England.

35. Nimm du die Böller der Erde in Gold,
Baue Wälle aus Barren von Gold,
Bedecke die Meerflut mit Bug bei Bug,
Du rechnest Flug, doch nicht Flug genug.
Was schießt uns Russe und Franzos!
40. Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß.
Wir kämpfen den Kampf mit Bronze und
Stahl
Und schließen Frieden irgend einmal,
Dich werden wir hassen mit langem Haß,
Wir werden nicht lassen von unserm Haß,
45. Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Drosselnder Haß von siebzig Millionen.
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,
50. Sie alle haben nur einen Feind:
England.“

Dieser Haßgesang wurde in der Front als undeutsch, unedel ziemlich abgelehnt — der arische Soldat haßt seinen Gegner nicht. Die an Rabbifliche erinnernde „Mache“ jedoch wurde von manchen Stellen in der Heimat, auch in Schulen, nicht erkannt, ein Zeichen dafür, welche Suggestion eine verstandesgemäße Mache ausüben kann.

Wir gehen deshalb auf die Verse etwas ausführlicher ein.

Der Haßgesang ist kein Volkslied, sondern ist gezimmertes, schlecht gereimtes jüdisches Geplärr: „Feind — vereint — gemeint; Trunk — ... schwung; Glas — Haß; dazu inhaltlich lügenhaft im Mittel- und im Hauptstück, und äußerlich mit Technik überlastet, — ein Schulbeispiel dessen, was „Mache“ ist. Die Maschinerie klappert mit jedem Mittel der Suggestion, der Wiederholung, der Tonmalerei usw.; womit wirkliche Dichter sonst gelegentlich arbeiten, das ist hier haufenweise und billig verwertet.

Die beiden Eingangverse treten — B. 39/40 — noch einmal an. „Hassen“ und „Haß“ tauchen von B. 1—42 siebenmal auf, um dann in den letzten 8 Versen kübelweise 11mal ausgeschüttet zu werden. Ähnliche Leitmotive sind B. 6, vgl. 20, 31:

„Wir haben nur einen einzigen Haß“

und dann das Haßkonzert 21, 49:

„Wir lieben vereint, wir hassen vereint“.

Mit den kindischsten Mitteln der Zudringlichkeit wird in B. 11: „Voll Neid, voll Mut, voll Schläue, voll List“, viermal „voll“ vorgeschiedt, und bald darauf B. 14—17 dreimal „einen Schwur“ geleistet.

Alttestamentelnd werden gleichschent-
lige Stücke oder Sätze aneinander ge-
reih:

- B. 2: „Schuß wider Schuß, und Stoß um Stoß,
B. 3/4: „Wir lieben sie nicht, wir hassen sie nicht“,
B. 7: „Wir lieben vereint, wir hassen vereint“,
B. 17: „Bernehmt das Wort, sagt nach das Wort“.

Das „Musikalische“ wird durch rohe
Innenreime zu verstärken gesucht, zu-
nächst in platter Wiederholung:

- B. 2: „S c h u ß w i d e r S c h u ß u n d S t o ß u m S t o ß“;
B. 9: „Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt“;
B. 17: „Bernehmt das Wort, sagt nach das Wort“.

ferner im Wechsel: B. 10—12: Flut,
Wut, Blut; B. 43/44: hassen: Haß, las-
sen: Haß.

Auch mit Lautmalereien wird lauter
Unfug verübt, so mit dem: „u“, vor dem
die Engländer bange werden sollen,

- B. 37/38: „Bedecke das Meer mit Bug bei Bug,
Du rechnest Flug, doch nicht Flug genug“

oder dem „a“ — B. 28/31; 43/48 —
das den Gegner kaltstellen und förmlich
blaß machen möchte.

Gleichanlautende Worte (Alli-
teration) müssen heran: B. 5: Weichsel
und Wasgau, B. 26: Säbel und Segel,
B. 28: Knapp hinknallend, B. 36:
Baue ... Warren ... Bug, B. 43: haß-
sen — Haß, B. 14: Einen Schwur zu
schwören, B. 41: Wir kämpfen den
Kampf.

All diese Manieren sind beabsichtigt,
man könnte ähnlich auch den ganzen
Heine, Dissauer's Vorfänger, glatt
„abrüsten“. Sobald man aber diese Zue-
rei erkannt hat, ist der Zauber auch vor-
bei. Deutsche Künstler Goethe, Kleist,
Keller, Storm und Mörike bedürfen
keiner Mäzchen, ohne die U. ganz un-
möglich ist: ein Stück totes Holz auf der
Erde, das mit Zweigen von einem le-
benden Baum bedeckt, eigenes Grün nur
solange vortäuschen kann, als jene noch
frisch oder nicht zur Seite gerutscht sind.

„Was den Ausdruck eines fanatischen
Hasses anbelangt“, sagt der Hammer
15/12 1915, „so kann U. das Talent
hierzu nicht bestritten werden, wie ja
seine Klasse in dieser Hinsicht überhaupt
hervorragend begabt ist. Im übrigen
sind die Verse nach Ausdruck und Ge-
dankensführung so undeutsch wie mög-
lich. Es ist ein gekünstelter Hackmack
von Wort-Bergewaltigungen, wie sie
nur einem ganz undeutschen Geiste ent-
quellen können. Befremden muß, daß

U. den Engländern gewisse Eigenschaf-
ten zum Vorwurf macht, die auch einer
anderen Klasse ganz besonders eigen
sind, so z. B. den Krämergeist und die
Geldgier. Es heißt da z. B.: „Er sitzt
geduckt hinter der grauen Flut voll
Neid, voll Wut, voll Schläue, voll List,
durch Wasser getrennt, die sind dicker
als Blut.“ usw.

Die Hauptgeschichte der Ballade, der
Umtrunk in der Messe, half einer
Büge hoch, die seit 04/05 von der jüdi-
schen Weltpresse verbreitet, schon lange
vor dem Kriege in Dtschld widerlegt
worden war (s. G. J. Weiß). Der Schwei-
zer, Dr. Strebel, „Vor und im Kriege“,
1915, S. 46, hörte auf seiner Front-
reise von einem Engländer: „Wissen
Sie, daß die Offiziere der Marine, die
Preußen geschaffen hat, sich schon seit
Jahren auf ihren Liebesmahlen mit
den Champagnerkellen zu-
trinken: Prost, auf baldiges Wieder-
sehen in London? Diesen Trinkspruch
kennt bei uns jedes Kind“. Aber selbst
Engländer hatten längst diese Heze ab-
gelehnt; Minister Mc. Kenna warnte
schon 1906:

„Täglich versucht die „Daily Mail“
Deutschland und England gegeneinan-
der zu hezen. Die „Daily Mail“ treibt
ein geradezu gefährliches Spiel. Jeden
Tag veröffentlicht das Blatt Meldun-
gen über deutsche Vorbereitungen, um
gegen England loszuschlagen. Wenn 6
Deutsche irgendwo auf der Welt zusam-
mentkommen, um auf das Wohl ihres
Kaisers zu trinken, meldet „Daily Mail“
sofort, daß die Deutschen gegen die See-
macht Englands eine Verschwörung an-
zetteln. Durch solche kleine, die Öffent-
lichkeit aufstachelnde Nachrichten hofft
„Daily Mail“ das englische Volk zu be-
unruhigen und die Regierung zu zwin-
gen, die Ausgaben für die Kriegsflotte
zu vermehren.“

U. aber schaffte sich einen neuen gro-
ßen Erfolg mit der aufgewärmten un-
ehrlichen Rhetorik dieser Szene, gegen
die unsere amtlichen Stellen sich aus-
drücklich verwahren mußten. Im April
15 (Düss. Tgbl. 3/4) ging eine Unter-
haltung zwischen Großadmiral Tirpitz
und dem Amerikaner Beveridge durch
die Blätter:

B.: „In Amerika habe man davon gehört, daß in der deutschen Marine seit Jahren ein Trinkspruch „auf den Tag“, den Tag der Abrechnung mit England gebracht werde.“

L.: „Das ist eine infame englische Lüge. Ich erkläre Ihnen auf mein Ehrenwort als Mann und Offizier, daß ich niemals einen derartigen Toast angehört und nie gehört habe, daß ein derartiger Toast ausgebracht worden ist. Es ist kaum glaublich, daß denkende Menschen solchen Unsinn glauben... Ich bin sicher, daß kein ehrenhafter englischer Offizier, etwas anderes erklären wird, als daß er niemals diesen lächerlichen Trinkspruch „auf den Tag“ ausgebracht hörte oder irgend einen ehrenhaften Menschen kennt, der sagt, diesen Trinkspruch gehört zu haben. Jeder ehrenhafte englische Offizier wird darauf antworten, daß dies eine gemeine Lüge ist.“ —

Tirpitz kam in seinen „Erinnerungen“ 1919, S. 300, noch einmal darauf zurück: „Schon im Frieden hatte sich die deutsche und die englische Marine gegenseitig in besonderer Weise geachtet. Es ist reine Erfindung, daß damals in den Seeoffiziersmessen „auf den Tag“ (der Schlacht mit Englands Flotte) angestoßen wurde. Diese Lüge gehört in das große Kapitel der uns angegedichteten Angriffsabsichten, mit denen die Weltpresse überschwemmt worden ist. Dazu war doch die Sympathie mit dem englischen Offizierkorps vor dem Kriege noch zu stark, und unsere vornehme Gesinnung hätte derartiges völlig unmöglich gemacht, ganz abgesehen von der Torheit eines Wunsches, mit einem doppelt so starken tüchtigen Gegner kämpfen zu wollen.“

Aber in solchen Lügen gegen Deutschland arbeitete der englische Jude mit dem deutschen Juden getreulich Hand in Hand.

Chamberlain „Neue Kriegsauffätze“, 3. A., 1915, S. 8: „Der Verfasser des „Hafliedes gegen England“ kämpft als waderer Deutscher mit, entstammt aber einem Volke, das im Gegensatz zum Deutschen von jeher den Haß als eine Haupteigenschaft großgezogen hat; und demselben Volke entstammt die

gesamte Redaktion der Times, der Daily Mail, des Matin; solche Dinge darf man nicht übersehen. Der germanische Deutsche ist nicht allein zu gutmütig, er ist namentlich den Gefühlen und Erwägungen der Gerechtigkeit und der Billigkeit viel zu sehr zugegan, um in alttestamentarischem Hass sich wohlzufühlen. Bekanntlich hießen die Hebräer um 1812 „alttestamentliche Glaubensgenossen“.

Musiker, die freilich nicht immer ein Gefühl für echte Poesie haben, und denen die schlechtesten Texte zum Vertonen oft gerade noch gut genug sind — wie Schumann z. B. den Heine und wie Mozart die öde Zauberflöte mit ihren schönsten Weisen versahen — stritten sich um die Ehre, den L. singbar zu machen, so Kirchendirektor Maherhoff in Chemnitz für eine Männerstimme. „Das Werk gelangte mit Erfolg in der Leipziger Albertshalle zur Aufführung“ jubelte die Presse. In London aber freuten sich die Intellektuellen [die englischen Juden] deshalb so sehr über den Haßgesang, weil er sich wieder ganz ausgezeichnet zur Agitation gegen Dtschland verwenden ließ, sodaß der Direktor der Königlichen Musikakademie, Sir Hubert Parry, die Hymne beim nächsten großen Konzert als Chorgesang aufführen ließ. In einer Unterredung erklärte derselbe P.: „Ich hätte große Lust, L. ein Telegramm zu schicken und ihm zu sagen, wie sehr uns seine Poesie gefällt. Leider sehe ich keinen Weg, ihm eine solche Depesche zu übermitteln“.

Der Haßgesang ging — Hebeil du Zion — weiter. Endlich machten jüdische Pazifisten und leider auch christliche Geistliche beider Konfessionen Front gegen den Gesang, den man ruhig sich hätte auswuchern lassen sollen; sie glaubten ihn aber plötzlich nicht mit der von ihnen, wie so vieles andere, mißverstandenen Feindesliebe vereinen zu können. — Christus hat aber doch nur den bezwungenen, — unterlegenen Feind zu schonen, oder wie er sagt, zu „lieben“ befohlen — und unsere Pazifisten waren in Sorge, England für's künftige Geschäft zu verlieren; denn sie fürchteten, daß das einmal erregte Haßgefühl der Deutschen sich fol-

gerichtig auch mal gegen sie, die Auserwählten, richten könne. Der „Kunstwart“ 1/10 15 zählte auf: „Das badische Unterrichts-Ministerium kam mit einer Warnung vor der Pflege des Hasses in den Schulen. Dann kamen Verordnungen, und wo L.'s Haßgesang in Schulbüchern aufgenommen war, wünschte man ihn wieder hinaus. Dann Zeitungsartikelle, die solches Vorgehen billigten; und bald wollte es niemand gewesen sein, der den Schlager vor 6 Monaten aufgebracht hatte.“

L. wurde obendrein auch von seinen Massegenossen, wenigstens pro forma, abgelehnt. *WZ* 1915, 1: „Seine Lebensanschauung und sein Gefühl stehen dem Judentum so fern als möglich. Das einzige, was L. je über Juden und Judentum geäußert hat, stand seinerzeit im „Kunstwart“, und atmete eine so tiefe Antipathie, die nur völliger Fremdheit und Verständnislosigkeit entspringen kann. L. gab der Hoffnung Ausdruck, daß das Judentum binnen kurzem, etwa im Verlauf von 2 Generationen, aus der Welt ausgelöscht sein werde — ein Prozeß, der sich in L.'s Bewußtsein offenbar längst abgewickelt hat. L. ist dem Laufe der Weltgeschichte ein bißchen zu rasch vorausgeeilt und hat „dieses Volk“ weit hinter sich gelassen. In unserer Zeitschrift ist zu allererst, und zwar vom rein jüdischen Standpunkte, sein Haßgesang nachdrücklich abgelehnt worden.“

Auch das *WZ*, als Vertreter deutscher Kunst behauptete (28/8 15): „Wir haben das erfolgreiche Lied des Herrn L. schon bei seinem Erscheinen nicht nur mit „innerem Widerstreben“, sondern mit un verhohlenem Widerwillen gelesen, denn es hat mit wirklichem Patriotismus nicht das mindeste zu tun und ist, wie die Gummitempel mit dem „Gott strafe England!“, nur auf gewisse Instinkte, die leider in erregten Zeiten in den Vordergrund treten, berechnet. Wer näher hinsieht, wird bemerken können, daß der „Haß“, der den tapferen Männern im Schützengraben fast immer fehlt, hauptsächlich von Personen gepredigt wird, die auf diese Weise irgendeinen Vorteil zu erreichen trachten und sich um so unnachgiebiger gebärden, je weiter sie hinter der Front geblieben sind. Daß

der „Haßgesang“ und ähnliche Fabrikate aus allen Jugendbüchern ferngehalten werden, ist allerdings eine Notwendigkeit. Wir würden wünschen, daß man auch die Erwachsenen mit solchen Ergüssen verschonte, denn es scheint uns, daß das deutsche Volk dieser Poesie und Prosa zur Erringung des Sieges nicht bedarf.“

Schon im Frühjahr 15 reiste L. auf Urlaub als Rezitator nach Wien, vom Neuen Tagebl. 24/3 ahnungsvoll begrüßt: „Wie *WZ* über einen kürzlich im Künstlerhaus gehaltenen Abend L.'s sagt, macht er eine Ausnahme von der Regel, daß Dichter im allgemeinen nicht die besten Interpreten ihrer Werke sind. Es eignet ihm in hohem Maße die Gabe, Stimmungen eindringlichst, ja plastisch zu gestalten“.

Die Wirklichkeit ist dagegen ein bißchen abgefallen, wenn man der Reichspost 27/3 trauen darf: „Der Dichter des haßglühenden Fehdegesanges an England, der im Konzerthaus an das Vortragspult trat, bedeutete zunächst, rein äußerlich genommen, eine Enttäuschung. Gerundete Leibesfülle präsentierte sich als Wohnung des steillodernden Hasses. Auch seine Stimme, ölig und verfettet, ohne Klang, ohne Kraft und Wucht, erwies sich als wenig geeignetes Instrument zum Vortrag heißstählerner Kriegsgedichte.“

So sah sich L. als überholte Mode von den Besten seiner Zeit verlassen. Siegfried Jacobsohn machte sich gar über seinen „blöden und schädlichen Reißer“ lustig, *Schaubü* 1915, 166: „Daß der erfolgreiche Barde und Turnvater L. dem unkritisch gläubigen Mittelstand die Klarheit des Blickes trübt, ist eine Schädlichkeit; daß er morgen oder schon heute auch anders könnte, seine Scheußlichkeit als Künstler. Er denkt garnicht daran, England zu hassen. England ist ihm so gleichgültig wie der Kuh das Sanskrit. . . . Keine Mache ist imstande, die wahre Natur eines hundeschneuzigen, gußeisernen, erlebensunfähigen, konjunkturlenkenden Poesieverkäufers zu verhüllen. Was endlich nottut, ist ein Haßgesang gegen den Haßgesangsänger.“

Wenn Juden über ein Stück von ihresgleichen so herfallen, ist wirklich niemals viel daran gewesen; heute ist nur sehr wenig von L. übrig geblieben. Nur Ehtes, das aus den Tiefen der Seele gehoben, von starkem Gefühl und schöpferischer Kraft gestaltet wird — vermag „herrlich wie am ersten Tage“ zu bleiben, Menschen zu erfreuen und zu erwärmen. L. aber verfügte über keine magnetischen Kräfte; er mußte versagen, als er sich vermaß, den flammenden Zorn der deutschen Seele von 1813 auf dem hebräischen Tempelhorne, dem Schofer, nachzublasen.

Zuletzt aber hatte er, wie so viele Juden, sich selber satt. Nachdem er sich den Roten Adler-Orden IV. Kl. für „den Haßgesang gegen England“ hatte anstecken lassen, bedauerte er öffentlich, die Verse überhaupt verfaßt zu haben. Gleichwohl halten wir seine Befürchtung, daß ihm diese seine Vaterschaft später die Vergünstigungen der Internationalität abschneiden könnten, für grundlos; denn die Juden wissen doch alle viel zu gut, daß auch L.'s Verse nicht die wirkliche Meinung des „Dichters“, sondern nur eine wohl berechnete Konjunktur-Komödie gewesen waren, die ihm nicht weiter übelgenommen werden kann. Sie hatte ihren Zweck erfüllt. Ein „Haßgesang gegen die Juden“ wäre was anderes gewesen, aber zu einer solchen Rebellion reichte es doch bei L. nicht. Die „Vaterschaft“ des „Haßgesangs gegen England“ kann ihm unmöglich den Hals brechen.

L. hat übrigens gemeint, es wäre besser gewesen, wenn er statt eines Haßgesanges gegen England einen Liebesgesang auf Deutschland angestimmt hätte. Er gehört jetzt zu den nationaldtischen Juden Raumannscher Richtung. *Friedericus Nr. 31, 1930.*

Beim „Haßgesang“ 1914 hatten die Münchener Neuesten geschrieben: „Wie kommt der gute, liebe, milde L. zu einem solchen Haßgesang.“

Nach dem Kriege brachten dieselben Münchener Neuesten 1929 (WB 28/7) von Vissauer in ihrer literarischen Abladestelle einen wirklich guten, lieben und milden „Beitrag“: „Jesus und die

Bögel“. L. trägt da sehr süßlich eine Kinderschul-Legende vor, wie nämlich das kleine Jesuslein mit Altersgenossen Getier aus Sand und Erde formte, wobei auf sein Klatschen einige solcher Gebilde als wunderschöne Bögel davonflogen. L. erzählt weiter, wie ein solcher Vogel nach Fliegen, Schmetterlingen, Faltern und Bienen jagte. Als eine Biene im Schnabel des Vogels schwirrte, erschraf Jesus, bereute, „Bögel“ geschaffen zu haben und suchte mit seinen kleinen Armchen in der Luft. Aber die Bögel folgten nicht. Und Joseph, sein gütiger Vater, sagte: „Laß sie doch, von was sollen sie denn leben?“ Jesus lehnte sich traurig ab. Plötzlich kam ihm ein Gedanke: Kommt her, Bögel, und stoßt auf mich. Und sie kamen. Er aber gab ihnen seine Brust frei: „Hier labt euch, hier trinkt, ich will euch nähren!“ Und die Bögel „stießen zu, schnitten, nagten, ritzten. Blut floß, es schmerzte sehr, doch er hielt still und schrie nicht.“ Genug des Geschmuses! —

Von L.'s „Dorf“, der für die Erstaufführung im Stadttheater Halle dramaturgisch neu bearbeitet wurde, rühmte die *Vossische* 23/10 1929: „Bar jeder nationalistischen Phrase . . . zeigt sich in L. die Stoßkraft des alten Dramatikers; er strömt aus, seine Seele ist bis aufs äußerste gefüllt und bedarf keiner Anleihen . . . dieses „Dorf“-Drama ist schöne Erfüllung der auf den Dramatiker L. gesetzten Hoffnungen.“

Reichsbote, 15/9 1929, kündigte unter „Berliner kirchliche Nachrichten“ an: „Ernst Vissauer und die Wiener Orgelspielerin Gertrud Cornelius veranstalten am 25/9, 8 Uhr, einen Bach-Abend in der Marienkirche. Eine abgestimmte Folge von Bachschen Orgelwerken und von Mythen und Idyllen aus L.'s bekanntem Zyklus: Bach.“

Flammenzeichen 12/10 1929: „Wie kommt der Gemeindefkirchenrat dazu, einem Juden die evangelische Marienkirche einzuräumen? Ist die Marienkirche ein weltlicher Konzertsaal? Wenn aber in St. Marien ein Kirchenkonzert veranstaltet werden sollte, standen dem Gemeindefkirchenrat keine christlichen Musiker zur Verfügung. Sollen christliche deutsche Musiker leer ausgehen, da-

mit ein Jude in einer evangelischen Kirche den Vorrang erhält? Wäre der umgekehrte Fall in einer Synagoge möglich? Muß man nicht auf den Gedanken kommen, daß den regierenden Herren der „Evangelischen“ Kirche ein Jude lieber ist als ein deutscher Christ? Ist es ein Wunder, wenn sich durch solche Treulosigkeit gegen evangelische Deutsche die z. Z. freimaurerisch geleitete Kirche ihre Mitglieder entfremdet?“

Im Berl. Vol.=Anz. (22/12 1928) durfte L. zum Weihnachtsfest seine „Legende“: „Jesus und das Neugeborene“ veröffentlichen.

1928 (Vol.=Anz. 14/10) wurde sein „Weib des Jephtha“ in Berlin uraufgeführt. ... L. läßt darin die zu opfernde Jüdin fünfjährig sein und schiebt mehr die Mutter des Kindes vor. — ... diese neue Wendung, äußerst glücklich und sehr fruchtbar, hat dem Dichter Gelegenheit gegeben, dramatische Gegensätze zu entwickeln, die den Anschlag reicher Gefühlstöne, hinab bis in den elementaren Urgrund menschlichen Empfindungslebens, ermöglichen. Brächte nicht der letzte Akt eine theatermäßig forcierte Übersteigerung mit versuchtem Gattenmord und Selbstmord der Mutter ... so hätte hier wohl ein Meisterwerk entstehen können. Jedenfalls finde ich die beiden ersten Akte sehr schön“, — rühmt Franz Servaes (Sb), der sich immer sehr in die Juden hineinfühlt.

Gleichzeitig berichtet die Boss. Z. 5/10 über den anscheinend äußerst betriebsamen L.: „Er hat soeben ein Drama in 5 Akten und Vorspiel, Martin Luther und Thomas Münzer, über den Kampf des Reformators und des Revolutionärs (Volschwärmer) beendet.“

Es ist bezeichnend, daß der Jude L. sich soweit verleugnete, ein Luther-Festspiel zu schreiben, wo gerade Luther Urteile von massiver Deutlichkeit über die Juden gefällt hat. Die evangel. Kirchenleitung ließ dann bei der 400-Jahrfeier der Augsburger Konfession das jüdische Lutherstück noch dazu aufführen.

• Riffauer, Hugo, RM, Berlin, 1843 ebda — 10, gründete 79 den B. Berl. Kaufleute und Industriellen, 98 den „Vd. der Handels- und Gewerbetreibenden und 95 eine „Kaufm. Vorbereitungs- und Abendsschule“. Er ist Meister vom Stuhl der Loge Germania zur Einigkeit und seit 95 Großschrittführer der Großloge Kaiser Friedrich zur Bundestreue, deren Organ

„Baufeine“ er mitleitete. B: Freimaurerische Gedanken und Vorträge; Bausteine in Berlin, 99. Denning. Hugo L. ist der Vater von Ernst L. (Sb).

Riffauer, Jonny, Metallhändler, machte 1923 mit seiner Fa. „L. & Sgel“ eine glänzende Pleite und emigrierte nach Holland, wo er mit seinem Br. Men[s]jo (Sb) eine Erzgesellschaft, „Mineralia“, gründete und im Aufsichtsrat einer vom holländischen Staat zu gründenden Zinkhütte saß. Weil Men[s]jo die Institute der T.H.G.H. Nassen so unterstützt hatte, daß er Dr. Ing. h. c. wurde, gelang es Jonny, auch bei der „holländischen Bank für Südamerika“, einer Gründung der Rotterdamschen Bankvereinigung, durch Bluff Millionenkredite zu erlangen. Mit ebensoviel Gulden als Schulden zog er 1928 (DZgl 10/10) wieder von Holland weg und über ein Pariser Sanatorium nach Berlin, um dort ein neues Geschäft in der Stoffbranche zu eröffnen. WM.

Riffauer, Mag. Dr., UP (Pathol.), Königsberg i. Pr.
Riffauer, Meno & C., Eisenhändler, Köln a. Rh.; Jnh: Meno L., der etwa 1908 mit 6000 M. anfangte und schon 1915 auf 10 Millionen veranschlagt wurde, die sich während der Revolution zweifellos noch vervielfachten. Dieser 1876 geborene (Sb*)-Mann hat wie die meisten Rassegossen im Kriege keinen Feind zu sehen gekriegt, höchstens vielleicht an den ausländischen Börsen.

Riffon, Friedrich/Fred, gebor. Lichtenberg, *1888 Kulmssee; Opernsänger in Charlottenburg, Uhlandstr. 50. G: Kantor Samuel Lichtenberg // Martha Fintelstein, Kulmssee. Riffon war vormals Kantor und Lehrer in Erfurt.

Riß, Carl Felix, Dr. med., Arzt, med., Berlin, Prenzlauer Allee 63. Inform.=Br. 15/5 1930.

Rißowsky, Paul, ChM: „Kleine Presse“. Frankfurt a. M. *1865 Friedland i. Ostpr. RM 34.

Rißmann, Bankhändler, Frankfurt a. M. Die maßgebendste Person für Kriegsfürsorge. G: Zentrale für deutsche Kriegsgefangene. 1915.

Rißner, Theod. (Th. Weyler), Leipzig. B: Dichter- und Dichtervorte im deutschen Volksmund, 2. A. 1888; RL Hausbibliothek für die Jugend; Goldene Worte fürs Leben. RM 11.

G: UP v. Sifzt, O ▼. 1913.

△v. Sifzt, Franz, 1811 Wien — 86 Bahreuth, deutscher Länddichter, f. A. G. Keeton — sprach sich gelegentlich sehr freimütig aus: „Die Juden, die immer gewinnen und profitieren wollen, haben sich nirgends mit dem, was der Ackerbau bietet, begnügt. Die Werte, die er gewährt, sind ihnen zu langsam, zu mühsam: 2 oder 3% und das ist gut für Kinder, für Arme. Das Volk Gottes muß 200, ja 400 % erhalten, um alle Unannehmlichkeiten parieren, einem kritischen Moment Front bieten zu können — und noch hinreichend Metall zu besitzen zum Düpieren seiner Beraubten. Weil es unnatürlich ist, daß ein Volk auf Kosten eines andern, einem Parasiten gleich, tief in dessen innerstem Eingeweide lebt, will die Bestimmung, daß die Christen es sind, die diese fremde Rasse aus ihrem Schoße weisen, um sie auf ihren wahren Grund

* Sb = Abkürzung für kriegsverwendungsfähig.

und Boden, in ihr Vaterland zurückzuführen.

Die Christen werden durch das Gefühl der Selbsterhaltung dazu genötigt, sich der Aufgabe nicht zu entziehen, so daß sie, falls die Israeliten die angebotene Wohltat verschmähen sollten, sie zwingen müssen, ihre Wohnherde zu verlassen und ein eigenes Territorium zu bewohnen, und sie, wenn nötig, in dieses hineintreiben müßten, wie sie einst über die Grenzen desselben Territoriums hinausgetrieben wurden. So sehr dieser Gewaltakt dem Geiste des modernen Lebens widerstrebt, — — so wird ein Moment kommen, in dem alle christlichen Nationen, mit denen der Jude heutigentags zusammenlebt, anerkennen, daß die Frage, ob er zu belassen oder auszuweisen sei, für sie eine solche wird, die man als eine auf Leben und Tod bezeichnet, die Frage, ob Gesundheit oder fortgesetzte Krankheit, ob sozialer Frieden oder immerwährendes Siechtum und beständiges Fieber. Die Sicherheit der Völker und die internationale Gerechtigkeit verlangen eine Antwort.“

„Die Hebräer, welche ihre Vorfahren nicht nach Jahrhunderten, aber nach Jahrtausenden zurück nachweisen, haben sich nicht herabgelassen, Franzosen, Deutsche, Italiener zu werden. Sie sind Söhne Israels geblieben, und diese Tatsache ist zu einem Problem geworden. . . .“ (WB 23/1 1929.)

Daraufhin wurde Vizt so lange zugelegt, bis er in öffentlichen Briefen seine „Ehre“ wiederhergestellt hatte. Er schrieb (Stbgr 3 8/4 93; 22/10 11) an die „Gazette de Hongrie“: „Nur mit Bedauern richte ich diese Zeilen an Sie, allein da sich hier in Pest das Gerücht von meiner angeblichen Feindseligkeit gegen die Israeliten verbreitet hat, muß ich den Irrtum dieses falschen Gerüchts aufhellen. Menschen von allgemein anerkannter Bedeutung in der muslimalischen Welt, Meyerbeer an der Spitze, haben mich mit ihrer Achtung und Freundschaft beehrt, ebenso wie Heine und andere Berühmtheiten aus der literarischen Welt. Es scheint mir überflüssig, die vielen Beweise meiner tatkräftigen wohlwollenden Gesinnung aufzuzählen, die ich während 25 Jahren ge-

gen talentvolle und begabte Israeliten an den Tag gelegt, ebenso enthalte ich mich, von meinen freiwilligen Beiträgen zu den Wohltätigkeitseinrichtungen des Judentums in den verschiedenen Ländern zu reden. Die Losung meines Schutzpatrons, des heiligen Franciscus von Paula heißt: Caritas! Ihr werde ich mein Leben lang treu bleiben! Wenn man aufgrund einiger aus meinem Buche über die Zigeuner herausgerissenen Stellen mit mir Händel gesucht und daraus etwas gemacht hat, was man auf französisch eine „querelle d'Allemand“ nennt, so kann ich mit gutem Gewissen versichern, daß ich mich keines anderen Vergehens schuldig gemacht habe, als schüchtern die These von dem Königreich Jerusalem zu wiederholen, die vorher schon von Disraeli, von der Georges Eliot (sd) und von Crémieux, 3 Israeliten von hohem Ansehen, erörtert worden war.“

Einen zweiten Brief richtete L. an Otto Leskmann: „Herzlichen Dank, verehrter Freund, für Ihre zutreffende wahrheitsgemäße Berichtigung meiner keineswegs anzuzweifelnden noch furchtsamen Stellung in der Semitenfrage. Lösung und Lösung derselben ist Sache der Beharrlichkeit der Israeliten und der allwaltenden göttlichen Vorsehung.“

Vizt war Rich. Wagners verständnisvollster Freund und Förderer; trotzdem er über die Juden Bescheid wußte, hat er sich doch jahrelang von der Fürstin Wittgenstein (sd) einsperren lassen. L.'s Tochter war Cosima.

△↓ Vizt, Franz von, † 1918, M. d. R.; Dr., UB (Strafrecht), Dr. h. c. (Christiania); Hauptvorstand und -redner im UA. ○ ▼ Tochter des Königsberger Bankhauslers Feinberg; Charlottenburg, Hardenbergstr. 19.

Franz v. L.'s Inneres und Äußeres deutete auf jüdische Mischung; er war aber auch ein Nefte des gleichnamigen Musikers. Franzens Großvater hatte noch in hohen Jahren eine 2. Ehe mit der ▼ Wertheimstein geschlossen; ein Sohn dieser Ehe, der österr. Generalprokurator und juristische Reformator UB Dr. Eduard Ritter v. L., ○ ? Pichardt, wurde der Vater Franzens und der Marie, ○ Oberstltnt. Heinz. Frhr.

~~v. Saar (Vetter des Dichters Ferdinand v. S.). Die geb. Richardt starb nach 4 Jahren. Ed. v. L. heiratete 59 die Henriette Wolf (die 1825 aus einer österr. Offiziersfamilie geboren war, wie BZ zu ihrem 90. Geburtstage behauptete).~~

~~Diesem „Herzensbund“ entsprossen, laut BZ, noch 1. Uß Dr. Eduard v. L. jun., in Graz, 2. Hedwig. Zu seiner Königsberger Gattin aber kam Prof. Franz v. L. wohl mit durch seine jüdische Verwandtschaft, wenigstens war eine Wertheimstein wiederum die Frau des Königsberger Bankhüßlers ▼Feinberg. Der Vater Eduard starb 1870.~~

In seiner ganzen Tätigkeit als Schriftsteller und öffentlicher Wortführer war Franz von Liszt bemüht, eine Lanze für das Judentum zu brechen. So sprach er unter anderem in der Generalversammlung der AA in Berlin 18/11 13: „Wie lange haben wir den Antisemitismus in Dtschlnd? Wenn wir seine Geburtsstunde feststellen sollen, so um das Jahr 80 herum, so können wir sagen, daß es genau zu derselben Zeit war, zu der der reaktionäre Umschwung in unserer inneren dtshen Politik erfolgt ist, und seit dieser Zeit sind die Kreise der Bevölkerung bei uns am Ruder, die ihrerseits genau wissen, warum sie den fanatischen Haß gegen das Judentum schüren.“

▼G o t h e i n schloß die Versammlung mit den hochtönenden Worten: „Herr Geheimrat von Liszt hat mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß eine dauernde Bekämpfung des aus dem Antisemitismus hervorgehenden Aberglaubens nur möglich sei durch Aufklärung der Massen und durch die Gewinnung der politischen Macht, die getragen ist von dem Gefühl der Gerechtigkeit und der vollen Gleichberechtigung aller Religionen und Volksstämme. Erst wenn das erreicht ist, werden wir Sicherheit vor Urteilen haben, vor denen der Genius der Menschlichkeit sein Haupt verhüllen muß. Deshalb folgen Sie der Mahnung des Herrn v. L., stärken Sie unsere Organisation und kämpfen Sie in ihr für die Gleichberech-

tigung aller Menschen. (Lebhafter Beifall.)“

Sehr schön sagt v. Liszt: „Das Wesen des Liberalismus ist die tief im Herzen wohnende, nicht bloß intellektuell erfaßte Überzeugung von der Gleichberechtigung aller Rassen, von der wirklichen Gleichwertigkeit all dessen, was Menschenantlitz trägt. (Lebhafte Zustimmung!)“

Also Papuas, Germanen, ▼Schneerjohn (Sd), der Pianist Franz v. ▲Liszt, Hottentotten, der Professor Franz von Liszt, ▲Goethe, Cecil ▼Rhodes, es ist alles eins! – 06 war L. der Hauptmacher bei der Berliner Kundgebung gegen das Bialostocker Pogrom. Kreuz-Z.: „L. sprach hauptsächlich von den Greuelthaten, die gegen die Juden verübt worden sind, und von der tadelnswerten Haltung, welche die Regierung ihnen gegenüber beobachtet hat, indem sie sich entweder untätig verhielt, oder ihnen gar ihre Unterstützung zu teil werden ließ. Von der starken Teilnahme gerade der Juden an den anarchistischen Umtrieben sprach er kein Wort. Man sieht also, daß es sich lediglich um eine neue Kundgebung der Judenschutztruppe gegen die russische Regierung handelt.“ —

Bei jedem jüdischen Vorgang in aller Welt hat L. stets das Wort mit solchem Feuer ergriffen, als wenn er selber Jude

gewesen wäre. So hat dieser „Idealist“ schon während des Weltkrieges von künftigen Schiedsgerichten und Abrüstungen gesprochen; er förderte die Dummheit mit dem mitteleuropäischen Staatenbund, dämpfte schon im Dez. 14 (Mld. Bl. 5/12) den Siegeswillen und ist an Deutschlands Elend jetzt sein vollgemessenes jüdisches Teil mit schuld.

Böff. Z. 20/6 1929: „Am 21/6 1919 ist Franz von Liszt gestorben, nicht nur ein Meister auf dem Gebiet der Strafrechtswissenschaft, sondern vor allem ein Lehrer, wie es wenige auf deutschen Universitäten gibt. . . . Zu ihm bekennen sich freudig viele, die heute auf den Kathedern deutscher Hochschulen sitzen, wie denn zum Beispiel Kadbruch seine Einführung in die deutsche Rechtswissenschaft „dem verehrten und geliebten Leh-

rer und Meister Franz v. Liszt" gewidmet hat. Kadbruch schreibt, daß in Liszt noch einmal der Geist des 18. Jahrhunderts, der Geist der Aufklärung lebensvoll Gestalt gewonnen habe. Auch in diesem Sinne soll sein Erbe unverfehrt erhalten bleiben."

Litauen. „Eiserner Wolf“ nennt sich eine antisjüdische Vereinigung, über deren Pogrome in Wlilowiski die jüdische Weltpresse 1929 jammerte.

Literatur. Wenn die Juden überall auch viel treiben und schreiben, so sind sie doch keine Schriftsteller, sondern nur Schriftsteller, wie Thomas Freymal sagte: „sie fälschen und schreiben ab und geben Ungeeignetes für Eigenes aus“. Das hindert nicht, daß sie selber viel von ihrer Befähigung für die Literatur reden, wie Rabbi Kohler, Dtschld und Judentum, 1881, behauptete: „die Regierungen haben die gesunde Entwicklung des freisinnigen Judentums gehemmt und dem Juden den Zutritt zu Ehrenämtern versperrt, bis endlich der so lange zurückgedämmte geistige Strom jüdischer Intelligenz sich mit aller Macht auf die von Haus aus gepflegten Gebiete der Literatur und Musik stürzte und so manchen edlen Sohn Tuisko's und Hermanns verschlechte oder in den dunklen Hintergrund schob“.

Die Hauptsache ist: sie handeln mit Literatur; und wenn Ju. Bab (sb) vor einigen Jahren in einem Aufsatz seine Leute als Zwischenhändler und Übersetzer rühmte, so hatte er darin Recht, — nur daß sie auch hier zersezken und, von einigen Zufallstreffern abgesehen, meist nur das aus der Fremde herüberschaffen, was ihrem eigenen Vorteil dient und von dort von Juden zusammengeschrieben, den Wirtsbölkern gegen ihren Willen in ihrer Sprache gegen gutes Geld aufgehalst wurde. Das deutsche Volk z. B. hatte immer ein herzliches Verlangen von anderen Völkern etwas zu erfahren, und gewiß wäre es für uns wichtig gewesen, die besten Köpfe in England, Frankreich, Dänemark usw. kennen zu lernen. Aber statt dessen schleppten dtische Juden noch die ausländischen Juden in englischen, dänischen und französischen Hosen und Röcken heran. Diese kümmerlichsten Surrogate spielen sich dann in Dtschld

als Vertreter der anderen Völker auf. So haben die Deutschen durch jüdische Vermittlung die teure Bekanntschaft von Bernstein, Heyermans, Brandes und anderen gemacht, die nichts weiter sind, als überschriebene Lindau, Fulda, Blumenthal, Schnizler usw., an denen wir schon grade genug hatten. Übrigens geht es dem Auslande, wenn es unsere Literatur kennen lernen will, kaum anders. Die in Paris, New York, Kopenhagen und Petersburg lebenden Hebräer holen wieder dtische Juden, wie Fulda, Spizer, Lindau usw. als dtische Dichter über die Grenze, oder ein Nichtjude, G. Hauptmann, muß schon etwas ganz Revolutionäres wie die Weber geschrieben haben, um von Alexandre Cochen nach Paris überführt zu werden. In der Presse dasselbe Spiel: mit dem jüdischen Tageblatt von Berlin als Vertreter deutschen Wesens muß sich das Ausland abfinden. So lernen die Völker durch die Literatur nirgends sich selber, sondern immer nur Juden, wie sie bereits solche haben, in neuen Trachten und Auflagen kennen.

Der Schweizer Arzt Dr. Strebel, in seiner Reise durch Deutschland, 1915, S. 269, spricht recht „urthig“ von den „Berliner Judenliteratenjünglingen, die bekanntlich die gegenwärtige deutsche Literatur zu- und hinrichten.“

Die Welt, Nr. 26, 1909(?): „Das Milieu, die Literatur des Landes oder die Literaturen vieler Länder, die alle jüdischen Schriftsteller lesen, an denen manche auch mitarbeiten, beeinflussen uns Juden alle. Der Unterschied besteht nur im Grade der Rezeptivität. Die in ihrem Wissen und Denken sozusagen von Haus aus viel Jüdisches haben, mögen noch so stark beeinflusst werden: ihre Individualität kommt immer zum Durchbruch. Sie haben Momente, in denen ihr Schaffen frei ist von allem konventionellen Trödel, Phrasen und hohlem Wortgellingel, frisch und unmittelbar, geradezu exakt in Natur- und Menschenbeobachtung, fern von allem Fremden und Unempfundenen in Gedanken und Ausdruck, erfüllt von dem, was man bei normalen Völkern „Erdbgeruch der heimatlichen Scholle“ nennt und was bei uns ein Äquivalent, viel-

leicht nur ein Surrogat, im jüdischen Mutterwitz, im traulichen, intimen, heimischen und natürlichen Ton hat."

Damit gibt ein Jude selber zu, daß die Judenschreiberei bloße Abschreiberei und Nachempfinderei des Schrifttums der Wirtsvölker ist. Ein kümmerlicher Rest jüdischen Eigenlebens bleibt zwar, der aber mit Inhalt und Gehalt, Kunst und Form des Abgeschriebenen nichts zu tun hat und nur der von andern Juden als verwandt und angenehm empfundene Tonfall ist. Der einsichtsvolle Verfasser nennt das ein Surrogat für alles das, was bei den Wirtsvölkern echt und ureigen ist, — wie denn auch das ganze Judentum unter dem mosaïschen Gebote, die Völker fressen zu müssen, weniger Menschheit, als bloßer Menschheitserfaß und =maske sein kann.

Literatur, Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, Verlag Barb, Marquardt, Berlin W 57, herausgegeben von Georg Brandes. Unter 49 Mitarbeitern 24 ▼: Altenberg; Bahr; Die; Blei, Franz; Böhlau, Helene; Chiavacci; Cloesser; Ettlinger, Josef; Hevesi; Hofmannsthal; Holtscher; Holländer; Kerr; Lebertin; Mauthner, Fritz; Osborn; Poppenberg; Salus; Salten; Spielhagen; Stoeder, Helene; Stoekl, Otto; Wassermann; Wildenbruch.

Literatur-Beschneidung. Das Judentum entfernt aus bösem Gewissen, mit List und Liebe, durch Geld oder Drohung, nach Gesichtspunkt seiner Rasse Worte und Gedanken, ja ganze Sagen und Märchen aus den Dichtungen seines Wirtsvolkes, wenn sie ein Licht über die Art, Gebräuche und Gefährlichkeiten der parasitären Gegenrasse verbreiten könnten. Als Gegenstück zu jenem jüdischen Buch, das alle von der christlichen Zensur verbotenen und in den allgemeinen Ausgaben des *Talmud* klug gestrichenen Schmähungen wider Jesus, Gott und die Heiligen enthalten soll — ließen sich Bände mit den Stellen füllen, die aus unseren Büchern seit Jahr und Tag der nicht mal mehr heimlichen, sondern ganz offenen jüd. Mordzensur zum Opfer gefallen sind. Das Schlimmste bleibt aber, daß sich die Wirtsvölker diese Eingriffe des Parasiten in ihre heiligsten Güter ohne nennenswerten Widerstand haben gefallen lassen oder feinfühlig sich sogar selber beschneiden. In Amerika wirkt die „defamation league“ als literarische Oberaufsichtsbehörde, während in Deutschland sich der

Zentralverein hervortut und außerdem überall die Synagoge mit ihren Rabbinen, Vorbetern, Vorsängern, Borsianern usw. aufpaßt. Wir geben ein paar Beispiele:

Theodor Fontane's Bearbeitung eines alten schottischen *Blutsmordliedes*, der „Jüdin“, steht in der 1. und 2. Auflage der Gedichte von 1875 (S. 298); es fehlt bereits in der nächsten:

„Die Jüdin.

Durch Mirryland rinnt der Regen,
Und durch Mirryland rinnt der Bo,
Und die Mirrylandknaben beim Ballspiel
Durchrennen es ebenso.

Auschaute die Judentochter:
„Komm Knab' und speise mit mir!“
„Nicht ohne meine Gespielen
Tret ich ein bei Dir.“

Sie nahm einen roten Apfel
In ihre weiße Hand;
Da brach der rote Apfel
Des Knaben Widerstand.

Sie hatte ein silbernes Messer,
Das trennte gut und schnitt;
Des Knaben Blut und Leben
Trennte sie heut damit.

Erst floß es rot und dunkel,
Dann floß es dünn und hell,
Zulezt, da floß sein Herzblut, —
Hin sank er auf der Schwell.

Sie hüllte in Blei den Knaben,
„Schlaf fest!“ sie leise rief,
Sie trug ihn an den Ziehbrunn,
War fünfzig Faden tief. —

Nun klingen die Abendglocken,
Und die heilige Mess' ist aus,
Die Mütter, raschen Ganges,
Tragen den Segen nach Haus.

Sie denken ihrer Kinder,
Und es lächelt ihr Gesicht;
Sie finden ihre Kinder,
Nur Lady Anna nicht.

Sie legt nicht ab den Mantel,
Ihr Herz ist bang und schwer,
Sie läuft in die Judenvorstadt, —
Wachte da keiner mehr.

„D sprich, Lieb Wilm, mein Süßer,
Wo Deine Mutter Dich find't?“
„Am Ziehbrunn, Lady Anna!“
Klang eine Stimm' im Wind.

Lady Anna lief zum Ziehbrunn,
Sie warf zur Erde sich:
„D du mein Wilm, mein Süßer,
Nur ein einzig Wörtlein sprich.“

„Der Brunnen ist tief, Lieb Mutter,
Und das Blei ist gar so schwer,
Und ein silbern Messer im Herzen, —
Ich kann nicht sprechen mehr.

Geh heim, geh heim, Lieb Mutter,
Kann länger nicht bei Dir stehn,
Über Mirryland weit über
Will ich Dich wiedersehn.“

Fontane hat hier wirklich nicht mal alle Umstände des hebräischen Blutmords nach der grauen Wirklichkeit seiner Vorlage wiedergegeben, sondern diese noch dichterisch gekürzt und vereinfacht; Herder war in seiner Verdeutschung kräftiger und scheute nicht die Strophe:

„Sie legt ihn auf ein Schlachtbrett hin,
Schlacht' ihn, ein Christenschwein,
Sprach lachend: „Geh und spiele nun da
Mit allen Gespielen dein!“

vgl. Wandrey, Fontane S. 362. Über die Hauptsachen: Verlockung, Todesstoß, das Verstecken der Körperteile im Wasser hat Fontane nach dem englischen Volkslied doch sehr künstlerisch ausgeführt, sodaß seine zäheren, wahnenden Verse in jedes Schullesebuch der Welt paßten, statt daß sie in den gesammelten Werken des Dichters dem geradezu in Unmündigkeit gehaltenen deutschen Volke unterschlagen sind, sogar vom Dichter selber, der auf jüdische Vorwürfe hin die Übersetzung als „Jugendarbeit“ bezeichnete und persönlich „entfernte“, wie die *AA*-Mitteilungen jubelten.

Das Buch des Grafen, späteren Generalfeldmarschall Helmut von Moltke „Darstellungen der inneren Verhältnisse in Polen, Berlin, 1832“, deckte die polnische Judenwirtschaft auf. „Vom Fels zum Meer“ brachte in den 1890er Jahren die Schrift zu neuem Abdruck, ließ aber die Stellen mit den Juden weg oder verstümmelte sie: Auch in den späteren Sammlungen Moltkescher Schriften sucht man vergeblich danach.

Rückert schrieb das volkstümliche Gedicht vom „Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ mit der bekannten Strophe:

„Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Saß und großem Bart.
Der steht die goldnen Blätter bald. . .“

Getreu dem Zeitgeist, verbesserte der Geh. Schulrat Herr Dr. Bernh. Schulz zu Münster i. W. in der 10. *U.* seines „Deutschen Lesebuches für höhere Lehranstalten“, S. 498:

„Aber wie es Abend ward,
Ging ein Kaufmann durch den Wald
Und wie er's Bäumlein gewahrt,
Sieht er auch die goldenen Blätter bald.“

vgl. *TA*, 3/10 1894. — In der 11. *U.* ward der Text wieder hergestellt.

In *Uzi* 1899 beschäftigten sich aber gleich mehrere Rabbis mit Rückert's Gedicht. Dr. Friedmann Lublinik erklärte die Stelle „vom Juden durch den Wald“ kurzerhand für eine „antifemistische tendenziöse Fälschung“ und wünschte, daß die „Parodie“ in Schulbüchern überhaupt nicht mehr aufgenommen würde, eine Ansicht, der auch Rabbi Dr. Cohn-Bonn zustimmte, falls man nicht „Jude“ in „Bettler“ umwandle.

Ein vom ungarischen Unterrichtsministerium preisgekröntes Volksschullesebuch nahm den Vorschlag auf und ersetzte im deutschen Text den Juden durch „Bettler“, im magharischen Text aber durch „Wanderer“ (vándor). — Ferd. Hirt's Lesebuch in der „Ausgabe für konfessionell gemischte Schulen“ wie in der „Ausgabe für die Provinz Posen“ sagte ebenfalls: „Wanderer“, während andere Ausgaben von Hirt's Lesebuch den Juden als solchen noch bis auf weiteres beibehielten.

In Albert Häster's Lesebuch (Essen 1896) findet sich aber gar der „Käuber“, und bei dem lauen Bonner Gymnasialdirektor Provinzial-Schulrat Dr. Buschmann heißt es: „Da ging ein Mann durch den Wald“, während doch Rückert nicht irgend einen beliebigen Menschen, sondern gerade den Juden mit allen seiner Gegenrasse anhaftenden Eigenschaften hatte schildern wollen. Andere Lesebücher setzen statt Juden „Kaufmann“ oder „Kramer“, wodurch deutsch-ehrenwerte Gilden beleidigt werden. Die sinnreichste Lesart gestattete sich die tolerante Firma Gustav Kühn in Neu-Ruppin, die auf ihren Bilderbogen den „Bauer durch den Wald“ schickte, also einem Landmann die Rolle des Diebes aufdrängte, nur in der Kleidung, in Körper und Bart noch einen Handelsmann freilich mit einer, zur Verschleierung von Konfession und Rasse, etwas herumgedrückten Nase zeigte. (Vgl. Knigge.)

Litoſtanſki, Hippolit, 1835–15 Petersburg; †, veröffentlichte mehrere Schriften gegen seine Glaubensgenossen, u. a. „Talmud und Juden“, was ihm viel Feindschaft zuzog und die jüdische Presse anläßlich seines Todes zu schlimmen Schmähungen veranlaßte.

Littauer, Kunsthändler, München, Odeonsplatz. Bekannter Förderer ▼ Künstler und Nichtskönner. 1916.

Littauer, Dr., ChR: Kohle, — wurde 1922 (Mittel 26/1) als polnischer Spion aus Berlin ausgewiesen.

Littauer, Alfons, Millionär, Berlin W 35, Lützowstraße 3. 1914.

Littauer, Hugo (Ernst Freimuth). R: Ulf. Berlin. *1841 Lobfens. Kll 5.

Littauer, Lucius Nathan, *1859 Gloversville, N. Y. Schon sein Vater war ein reicher Handschuhfabrikant. Er selber war Mgl. des amerikan. Kongresses, 97—07. DBl.

L. ist einer der führenden Industriellen Amerikas. Er spendete 1929 (JBl 15/2) zu seinem 70. den „Littauer Fond“, eine Million Dollar zur „Förderung des sozialen Friedens und zur Besserung der Beziehungen unter den Menschen“. L. war früher Mitglied des Repräsentantenhauses, Präses der „Littauer Globe Corporation“, der Glen Telephone Co., Direktor von Maschinenfabriken und Banken, ist Multimillionär, Stifter des „Nathan Littauer Lehrstuhls“ für jüdische Literatur und Philosophie an der Harvard Universität und des „Nathan Littauer Spitals“ in Gloversville.

Litten, Dr., #, wurde 1890 Oberlandesgerichtsrat in Hamm W., aber von der Frankfurter B. wegen seiner Taufe nicht für ganz voll angesehen, während die Wossische B. die Errungenschaft bejubelte.

DBl 4/1 91: „Wir zweifeln nicht, daß die ausschweifende Phantasie der „maßgebenden“ jüdischen Kreise in Litten schon den zukünftigen „deutschen“ Reichsgerichtspräsidenten sieht. Oder sollte man zuerst die Befetzung des preußischen Justizministerpostens mit einem Wolljuden anstreben?“

Litten, Emil (E. Nettil), Dr. jur., Charlottenburg. *1858 Elbing. B: Jüdische Reiseerinnerungen. Kll 34.

Litten, Fritz, o Uß (röm. u. dtsh. Recht), Königsberg i. Pr., Zulchental 1. — *1873 Elbing. E: Rfm. Josef L. // Marie Lichtheim. R: Hans Achim, 03, Referendar; Heinrich, 05, Dr. jur.; Reinhard, 09. Deutsche Auskunfts.

Litten, Fritz, Lehrer der dtshen Sprache am Lyzeum, St. Jago in Chile, #, 1850 Publiß — 96. E: SM und Kreisphysikus Meier L. in Neustettin, 1812 Jastrow — 78. Groß-E: Rfm. L. in Jastrow.

Litten, Jacob, Elbing, der 1872 die schamlose Westpreußische Eisenhütte mit gründete. „Erst als Frühjahr 1876 die Ostpreußische B. in Königsberg i. Pr. die Gesellschaft in einer Reihe von Artikeln beleuchtete, schritt der Staatsanwalt ein, und Litten wurde verhaftet, krankheitshalber aber entlassen. Da es sich um einen Gründer und Juden handelte, war die liberale Presse so diskret, ihn nur mit seinem Anfangsbuchstaben L. zu bezeichnen. Dagegen bewarf sie den Redakteur der Ostpreußischen B. Otto de Grahl mit Kot und beschuldigte ihn der unwürdigsten Motive. Die Wörsianer aber nahmen noch andere Rache: sie fixten den Kurs der Aktien der Ostpreuß. B. von 85 auf ca. 60.“ Glagau G. 126.

Litten, Ju. (Fr. v. d. Godel). *1848 Publiß, Pomm. B: Folgen des Mauerns; Eug. Richters deutsch-freiminnige Heldentaten; Juden und politische Parteien; Der Wandwurm. Ue: ▼ d'Annunzio. Berlin. Er redigierte Anfang der 1890er Jahre die Güntherschen Fachblätter (Günthers Zeitungsverlag, Berlin), machte sich selbständig, kaufte den Steglitzer Anzeiger oder ein anderes Vorortblatt in der Nähe, hatte Skandal mit einer Wechselfache und soll später gänzlich heruntergekommen sein.

Litten, Moritz, *1845 Elbing, Dr. med., Uß, Berlin. „Enttöcker des Zwerchfellphänomens; L., den das seltsame Schicksal traf, an einer von ihm selbst entdeckten Krankheit, der traumatischen Pneumonie, zu sterben, mußte fern von der Universität seiner palpatorischen Künste Jünger suchen“, ▼ DBl.

Zimmer die alte Klage, wenn jüdische Ärzte nicht sofort zu ordentlichen Uß ernannt werden.

Litten, Rosa (R. Lettin), *1856 Schlawe, humorist. Literatin. Tilst. Kll 18.

Littbauer, Siegfried, Dr., Blumeshof 15, Berlin W 35. Dir: Chem. Werte Wtl. 1914.

Littmann, Eisenhändler, †1914, Briesen; Mgl. des Zentralvereins usw. „Er hat mehr als 50 Siedler ins Verderben gestürzt, die ihre Wirtschaft aufgeben mußten. Die Angelegenheit wurde in der Briesener Ortsgruppe des Dstmarkenvereins ohne Erfolg zur Sprache gebracht. Wir lasen nur in einem konservativen Blatte, der „Thorner Presse“, darüber, die mit dem Vereine selber keine Fühlung hat“, Worpösten, Juni 1914.

Littmann, Helene (E. Schütz; D. Samare). *1866 Paris. R: Frauenleben, Btschr. Wien. Kll 18.

Littmann, Max, Architekt, Prof., Theaterbaumeister; *1862 Schloß-Chemnitz. 01 O ▼ Jda, E. d. Jng. und GRM Jacob Heilmann, München. R: Gertrud 92. — L. gründete 92 mit seinem Schwager Jng. ▼ J. Heilmann die Baufirma S. & L., die das Prinzregententheater, das neue Hofbräu und das Reichenhaller Kurhaus „schuf“.

Litwal — wurden in England vor und um 1900 die Juden aus Litauen von ihren anglißierten Massegenossen genannt. Jew. Chron. 4/4 1930.

Litwad, Judah, JG, „holländ.“ Mathematiker, Amsterdam. 1760 Polen — 36. Freund des Moses Mendelssohn. Auf dem Sanhedrin 07 in Paris hielt er eine dtsh. Rede.

Litwin, S., #, Petersburg, veröffentlichte 1898 (DBl 5/5) in der „Nowoje Wremja“ antijemittische Artikel und zu gleicher Zeit als S. Efron eine Novelle in dem jüdischen Blatte „Woschob“, für jüdisches Familienleben.

Litwin, Pawel (Paul) Abraham Beitel, * Bialystok, ostjüdischer Großgauner und -schieber. Wurde bekannt durch den Beleidigungsprozeß des Reichsaußenministers Dr. Stresemann gegen den RA Dr. Arthur Müller in Blauen. Ähnlich wie in den Fällen Barmat, Ruzisker usw., so machte sich auch der gerissene Ostjude L. an einflußreichste Persönlichkeiten in Deutschland heran, um deren Namen und Macht für seine dunklen Schiebergeschäfte zu mißbrauchen. L. behauptete natürlich, schon in Rußland ein sehr reicher Mann gewesen zu sein.

„Herr Litwin hatte ein Vermögen von 10 Millionen Mark, als er nach Deutschland kam“, sagte der Vertreter Stresemanns im Verlaufe des Prozesses. „Ich besaß die Jenissei-Kupferminen, ich leitete, obwohl ich Jude war, die und die Gesellschaft, zu deren Mitgliedern die Kaiserinmutter, Stolypin und andere gehörten“, setzte Herr Litwin hinzu. Herr Müller fragt sich hinter dem Ohr. Zehn Millionen? Müller war, als Litwin nach Deutschland kam, Abteilungsleiter der Bank, bei der Litwins Vermögen lag. Er gewann tiefen Einblick in die Vermögensverhältnisse des Eingewanderten. Er mußte ihm Kredite für seine Evaporator G. m. b. H. geben, und, so wesentlich es für Litwins Kredit ge-

wesen wäre, er hat sich nie auf die Kupferminen und dergleichen berufen. Das Vermögen des Mannes aus dem Osten aber betrug, sagt Müller — 50 000 deutsche Reichsmark.“ DZ 2/4 27.

Außerdem behauptete L., er wäre von einem russischen Gouverneur zum Kommerzienrattitel vorgeschlagen worden. Die Revolution sei dazwischen gekommen und die Akten nachher verloren gegangen. Dieser plumpe Schwindel wurde von hochstehenden deutschen Persönlichkeiten, wie z. B. von Dr. Stresemann u. a. geglaubt, obwohl es auf der Hand lag, daß die russische Kaiserin-Mutter niemals Vorstandsmitglied einer Bergwerks-gesellschaft sein konnte. Ebenso wurde der Titel Kommerzienrat im alten Rußland niemals an einen Juden verliehen. — Erkundigungen ergaben schließlich, daß L. im Jahre 1889 in Warschau bankrott gemacht und Wechsel nicht bezahlt hat. Dann ging er nach Sibirien, gründete dort und legte seine Mitgründer hinein. Aus diesen „Geschäften“ dürften auch die 50 000 Mark stammen, die L. mit nach Deutschland gebracht hat.

Vitwin ließ sich also im Jahre 1912 in Deutschland nieder und suchte und fand die Freundschaft einflussreicher Politiker. Der Erfolg blieb nicht aus. Während des Krieges, im Jahre 1917, erwarb er die deutsche Staatsangehörigkeit. „Im April 1918 wurde ausgerechnet Herr Vitwin Generaldirektor der Ausfuhr G. m. b. H., die das Monopol der Ausfuhr deutscher Industrieerzeugnisse nach der Ukraine hatte, halbamtlichen Charakter trug und zur Förderung des Durchhaltens des deutschen Volkes und deshalb zur Förderung der Getreideeinfuhr aus der Ukraine und damit dem gemeinen Nutzen des Volkes dienen sollte, von Herrn Vitwin aber mehr als Erwerbsunternehmen betrachtet wurde.“ DZ 27/3 27.

In welchem dunklen Ruf L. geschäftlich stand, berichtet uns der als Zeuge im Stresemann-Prozess vernommene RA Dr. Wirth, der 1918 mit dem Konsul Meyer unter L.'s Geschäftsführung in der Ausfuhr-G. m. b. H. nach der Ukraine tätig war und nach ganzen zehn Tagen freiwillig wieder abschied:

„Mir ist während meiner Tätigkeit bei der Ausfuhr-G. m. b. H. erzählt worden, daß Vitwin der Hauptmacher der Evaporator sei und daß Dr. Stresemann im Aufsichtsrat der Evaporator sitze. Es wurde daran die Vermutung geknüpft, daß pekuniäre Gründe für Stresemann dabei wohl ausschlaggebend gewesen seien. . . . Für mein Ausscheiden und das des Konsuls Meyer waren folgende Gründe maßgebend: Wir erfuhren alsbald nach unserem Eintritt in die Gesellschaft, daß Herr Direktor Vitwin keinen guten Ruf hatte. U. a. wurde mitgeteilt, daß er seine Reisen nach der Ukraine, die er in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer gemacht habe, dazu benutzt habe, um unter Verletzung des der Gesellschaft übertragenen Monopols für sich persönlich kleinere Waren, die er in einem Koffer mit sich führte — ich glaube, daß es sich um sogenannte Pforzheimer Waren handelte — in der Ukraine mit großem Gewinn zu verkaufen. . . . Wir standen auf dem Standpunkt, daß die halbamtlichen Stellen, die während des Krieges errichtet wurden, um das Durchhalten zu ermöglichen, ausschließlich nach gemeinnützigen Grundsätzen zu arbeiten hätten. Im Gegensatz hierzu wollte Herr Direktor Vitwin die Gesellschaft als reines Erwerbsunternehmen aufziehen. Auch abgesehen von dieser verschiedenen grundsätzlichen Einstellung war zwischen dem Denken und Fühlen des Herrn Direktor Vitwin und unserem westlich eingestellten Denken und Fühlen ein derartiger Gegensatz, daß eine Verstärkung überhaupt nicht möglich erschien. Ich bemerke ausdrücklich, daß unsere Einstellung gegenüber Herrn Vitwin mit der Tatsache, daß er Jude ist, nichts zu tun hat. Herr Konsul Meyer war selbst Jude.“ (DZ 1/4 27.)

Auch Reichsbankpräsident Dr. Schacht sagt folgendes aus: „Nach meinen Beobachtungen in der Folgezeit ist Vitwin ein Mann, dem seine östlichen Manieren bis heute anhängen, soweit sein äußeres Auftreten in Frage kommt. . . . Ich habe es mir angelegen sein lassen, Herrn Vitwin immer etwas an der Strippe zu halten, um ihn an Ordnung zu gewöhnen.“ (DZ 1/4 27.)

Wie „tüchtig“ L. als Kaufmann war und wie er es verstand, seine Beziehungen auszunutzen, berichtet uns der Zeuge Ingenieur u. Maschinenfabrikant Hans Heppe-Berner.

„Im Kriege, im Sommer 1917. Herr Heppe-Berner war aus dem Feld beurlaubt oder vorläufig entlassen und bemühte sich bei den Fabriken, die für das Heer arbeiteten, Aufträge für die Fabrik, die er vertrat, zu erhalten. Da merkte er zu seinem Befremden, daß überall die Feuerungsroste der Evaporator-AG des Herrn Litwin amtlich empfohlen wurden und die Fabriken erläuterten ihm, daß jeder, der sich um Heereslieferungen oder dergleichen und Kohlen bemühe, immer erst gefragt werde, ob er auch Evaporator-Roste bestellt habe. Denn man könnte — sagten die Firmen — zwar Kohle und Aufträge haben — aber — Evaporator-Roste wären die unerläßliche Voraussetzung. Das fiel Herrn Heppe-Berner auf. Doch am Ende waren Evaporator-Roste so vorzüglich, daß die Behörden ein Unrecht begangen hätten, sie nicht zu empfehlen? Indes — nun ja, sagten die Fabrikanten, es ist so so mit der Güte. Und die Eindeutigkeit dieses so so ging so weit, daß viele Fabriken die Roste zwar kauften, weil sie mußten, aber nicht einbauten! 30 000 Roste, triumphierte Herr Litwin, hätte die Evaporator schon verkauft. — Gewiß, doch gebraucht wurde nur ein Bruchteil, denn, die Verwüstung — so sagt Heppe-Berner ausdrücklich — die diese Evaporator-Roste in den Kohlenbeständen anrichteten, waren ungeheuer.

Und trotzdem der amtliche Vorzug und die amtliche Empfehlung. Heppe-Berner suchte die Erklärung bei der Wumba, und zwei Referenten, Offiziere, gaben sie ihm: „Ja“, sagten sie, „die Evaporator-AG hat Rohstoffe und Kohle, soviel sie braucht und haben will, und das ist nicht verwunderlich, denn L. ist klug genug gewesen, Reichstagsabgeordnete in seinen Aufsichtsrat zu wählen, und wenn Abgeordnete sich einsetzen, ist eben alles da.“ Zwar hatte L. nur einen Abgeordneten, nämlich Herrn Stresemann, in seinem Aufsichtsrat, aber der

eine, wurde weiter gesagt, hätte vollständig genügt.

So also kam es, daß die Evaporator stets sehr reichlich mit Rohstoffen und Kohlen versorgt war und mit amtlicher Hilfe ihren Erzeugnissen alle Tore öffnete.

Heppe-Berner hat sich selbst den Beweis verschaffen können. Als er einmal nach seiner Beurlaubung eine Beschäftigung suchte, wurde er an L. verwiesen. Er verhandelte mit diesem tüchtigen Mann und sollte den Vertrieb seiner Roste in Süddeutschland übernehmen. Als er einige Bedenken äußerte, als er zweifelte, ob der damals landbekannte Mangel an Rohstoffen und Kohle eine Massenerzeugung zuließ, wie sie die Evaporator sich vorgenommen hatte, ging L. schweigend an den Fernsprecher, verlangte von irgendeiner amtlichen Stelle eine große Menge jener beiden Betriebsstoffe und erhielt a tempo die Zusicherung: „Wird sofort geliefert!“ Andere Betriebe mußten damals drei Monate warten, ehe man ihnen mitteilte, daß ihre Materialgesuche überhaupt in den Geschäftsgang aufgenommen seien. L. erhielt in einer Minute, was er verlangte. „Wir bekommen“, sagte er dem erstaunten Ingenieur, „Menschen aus der Front und Material, soviel wir brauchen und haben wollen.“ (DZ 3/4 27.)

Im Juli 1923 wurde L. auf dem Bahnhof in Erfurt verhaftet, weil er im Verdacht stand, Devisen nach der Schweiz zu verschleusen. „L. wurde dann gegen eine Kaution von 12 Milliarden Mark [Inflationsgeld] freigelassen. Das Verfahren ist schließlich eingestellt worden. Man sagt, einflußreiche Freunde hätten zwar dabei nicht mitgeholfen, aber die Tatsache, daß L.'s Beziehungen zu einflußreichen Staatsmännern bei den Untersuchungsbehörden bekannt gewesen sind, hätten das übrige getan.“ Wahrheit 9/4 27.

DZ vom 27/3 27 berichtet dagegen: „Die Freunde des Herrn L. bombardierten die Staatsanwaltschaft um den 26/7 1923 mit Telegrammen und schriftlichen Eingaben, in denen der überaus hohe volkswirtschaftliche Wert der hervorragenden Persönlichkeit Litwins betont

und mit der Bitte verknüpft wurde, diese unersehbliche Kraft schleunigst durch Freilassung dem deutschen Volke wieder zurückzugeben.“ Den Bemühungen war Erfolg beschieden, L. wurde aus der Haft entlassen.

Litwins Verhaftung wurde auch im Stresemann-Prozess erwähnt. Ein Zeuge sagt aus: „Als L. wegen seines Devisenvergehens verhaftet wurde, sei die Polizei so weitherzig gewesen, daß er noch rasch den Briefwechsel, der Stresemann hätte bloßstellen müssen, vernichten konnte.“ L.: Ich entsinne mich nicht mehr. Es ist aber möglich, denn es waren hochpolitische Briefe. — Der Vorsitzende mischt sich ein: Haben Sie die Briefe bei der Verhaftung vernichtet? — Weiß ich nicht mehr. — Haben Sie mit Stresemann einen großen politischen Schriftwechsel gehabt? — Was heißt „groß“? Ich habe z. B. einen Brief wegen der Ruhrbesetzung an ihn geschrieben. — Also, haben Sie den Briefwechsel vernichtet? — Konnte ich doch nicht, ich wurde ja verhaftet. — Die Verteidiger stellen die Unstimmigkeit in dieser Aussage fest.“ (DZ 2/4 27.)

Gegen seine hohen Freunde war L. natürlich von größter Freigebigkeit. — Zeuge Müller berichtet: „Bei Borchardt sei von 1919 bis 1923 des öfteren diniert worden. Die Ausgaben hierfür seien aber bald auf dieses, bald auf jenes Konto verbucht worden. Dr. Stresemann und Dr. Schacht, der Reichsbankpräsident, gehörten des öfteren zu den Gästen.“ (Wahrheit 9/4 27.)

Um besser repräsentieren und ein großes Haus führen zu können, kaufte L. das Schloß und Gut Schwante. „Auf Schloß Schwante haben Litwin und seine Gäste recht frohe Stunden verlebt. Aus der Zeugenvernehmung der Frau Dr. B. Bronka, die von 1921 bis 1924 dort Hausdame war, ist darüber folgendes zu entnehmen: Schwante sollte nicht etwa L.'s Ruhesitz sein, im Gegenteil: Hier wollte er ein vornehmes Haus führen. In Berlin war der Rahmen solchen Zwecken nicht dienlich. In Berlin gab es Störungen, aber hier! Hier wollte er — berichtet die Zeugin — seinen geheimen Plänen leben. Auf's Geldverdienen kam es ihm nicht mehr an, nur auf

Macht und politischen Einfluß. Er versicherte in einer gemütlichen Stunde am Teetisch: Nur Arbeit hinter den Kulissen führe ihn zum Ziele. In Rußland habe er gelernt, wie man die Größen der Politik für sich gewinne. In Deutschland wende er jetzt seine Erfahrungen an. L. hat behauptet, Stresemann sei zweimal in Schwante gewesen. Viel öfter, sagt Frau Dr. Bronka. Einmal ist auch Frau Stresemann mitgekommen.“ (Wahrheit 9/4 27.)

L. sagt ferner, er habe „das Geld gegeben, mit dem Stresemann seine Deutsche Volkspartei gründete.“ (DZ 3/4 27.)

„Die Beziehungen zwischen L. und Stresemann wurden enger. Ein Nefte Str.'s wurde bei L. eingestellt als Privatsekretär. L. bot seinerseits Bekannten die Verbindung mit St. an, mit dem er sich duze, wenn sie allein seien. („Nein, Gustav, so dürft Ihr das nicht machen.“)“ (DZ 9/4 27.)

Außer Stresemann waren der Reichsbankpräsident Dr. Schacht, die Staatssekretäre Dr. Weißmann und Kempkes, der Gesandte von Malkahn, die Sozialdemokraten Sebering, Braun, Löbe und der Politiker von Richthofen, ferner viele Bankdirektoren und andere Führer der Wirtschaft Gäste Litwins auf Schloß Schwante. Stresemann ging sogar so weit, daß er sich finanziell an L.'s Unternehmen beteiligte und Geldgeschenke in Empfang nahm.

„Der Zeuge Müller sagte aus: Dr. Stresemann war an der Evaporator-AG mit 100 000 M. Aktien beteiligt. Im Jahre 1920 habe Litwin ihm, dem Zeugen Müller, 5000 Pfund Sterling übergeben und habe dazu bemerkt: „die sind für Stresemann“. Müller, als Direktor der Evaporator, wollte ein Konto anlegen. L. aber wehrte ab. Stresemann solle nicht genannt werden. Müller schlug darauf ein fingiertes Konto „G. Gustav“ vor. Das wurde angenommen. Im Mai seien diese 5000 Pfund Sterling verkauft worden mit einem Schaden von etwa 101 000 M. Den Verlust habe die Evaporator-AG getragen. Müller sagte weiter aus, Stresemann habe von der Evaporator-AG ein Darlehen von 115 000 Mark für Rechnung L. erhalten. L. habe dann Stresemann einen

mehrfachen Millionenbetrag für die „Zeit“ [St.'s Zeitung] gegeben. Die Aufsichtsratsmgl. der Evaporator-AG, zu denen Stresemann gehörte, hätten im Juli 1921 18 000 M. erhalten, im folgenden Jahre 25 000 M.

Als L. wegen seines Devisengeschäftes verhaftet wurde, haben Stresemann und Schacht in ständiger Verbindung mit Moabit gestanden, um dem Gefangenen die Freiheit zu erwirken. Vorher hat sich aber noch etwas anderes abgespielt. Frau Dr. Bronka befundete als Zeugin: Als L. wegen Devisenbergehens verhaftet wurde, war Stresemann nach Homburg vor der Höhe abgereist.

„Der Feigling! Wenn Papa Geld gibt, ist er da!“ entfuhr es den Lippen des entrüsteten Schwiegerohnes, des Herrn Vieber. Er wehrt sich jetzt mit Händen und Füßen gegen diese Behauptung, er kann sich nicht denken, daß er diese „Respektlosigkeit“ begangen habe. Über Frau Dr. Bronka entsinnt sich zu genau.“ (Wahrheit 9/4 27.)

Ferner berichtete Müller, daß Litwin Stresemann auch einmal eine silberne Schale zum Geschenk gemacht habe.

„Müllers Angaben über das Konto „S. Gustav“ stehen in einigem Widerspruch zu denen Litwins. L. redet sich damit heraus, daß er vielleicht Stresemann gesagt, aber Volkspartei gemeint habe. Die Angaben widersprechen aber auch St.'s Zeugenaussagen, denn darin wird behauptet, St. habe außer den ihm zustehenden Lantienen keine Zuwendungen erhalten. Die Sonderzahlungen von 1000 und 25 000 M. sind „vergessen.““ (DZ 2/4 27.)

„Müller erzählt, daß man für Aktionäre und Aufsichtsräte Gußbruch gekauft habe für ihre eigene Verwendung oder zum Wiederverkauf, und eines Tages sei an Herrn Dr. Schacht ein Brief geschrieben worden, in dem es hieß: „Wir haben für Sie soundsobiel Gußbruch gekauft und wieder verkauft. Die Differenz von 65 000 M. überweisen wir Ihnen in Form eines Schecks. Dem Bureau aber wurde aufgetragen, nichts davon laut werden zu lassen.““ (DZ 9/4 1927.)

„Dr. Buvwert, Arzt in Kremmen, dem Schwante benachbart ist, befundete fol-

gendes: „Es war wohl im Frühsommer 1923, bald, nachdem man L. aus der Haft entlassen hatte. Da äußerte Litwin eines Tages im Gespräche: Seine Verhaftung sei eine Mache seiner Gegner gewesen, unter denen sich auch Stinnes befinde. Die Absicht sei, ihn mundtot zu machen, denn Stinnes habe seine eigenen Machtpläne. Als Dr. Buvwert die fortschreitende Entwertung der Mark bedauerte, erklärte L. wörtlich: „Herr Doktor, wäre ich Finanzminister, würde Deutschland binnen 24 Stunden gesund sein.“ Er verwies auf „seinen“ Aufsatz in der „Bosfischen Zeitung“, den, wie er zugab, Georg Bernhard geschrieben hatte: „Die gesamte Wirtschaft müßte ein Drittel ihres Besitzes an den Staat abgeben, und damit würde ich die Entente befriedigen und könnte zugleich die Mark stabilisieren.“ — Im weiteren Verlauf des Gespräches prophezeite er: „Wir werden in nächster Zeit einen Wechsel in der Regierung haben, und an die Spitze wird ein Mann kommen, der es schafft.“ — Tatsächlich wurde einige Wochen darauf Stresemann zum Reichskanzler ernannt. Über später erklärte L., Stresemann sei auch nicht der Mann, für den er ihn gehalten habe.

Die Zeugin Frau Dr. Bronka ist der jüdischen Presse natürlich unbequem, deshalb ist ihre Aussage verzerrt wiedergegeben worden. Die Zeugin hat daher an das Gericht einen Brief gerichtet, in dem es unter anderem heißt: „Ich muß das, was über meine unter Eid gemachten Aussagen in einigen Blättern veröffentlicht worden ist, in manchen Punkten richtigstellen. Bezüglich der Wohltätigkeit Litwins war mir die Äußerung in den Mund gelegt, daß Herr Litwin sehr wohlthätig gewesen sei, Kinderspeisungen und Weihnachtsbescherungen in Schwante veranlaßt und abgebrannte Häuser habe wieder aufbauen lassen. In Wirklichkeit ist die Wohltätigkeit L.'s seinen Gutsarbeitern in Schwante gegenüber nicht über das Maß hinausgegangen, was im allgemeinen bei Gutsbesitzern ihren Arbeitern gegenüber üblich ist. Von Kinderspeisungen in Schwante, von dem Wiederaufbau abgebrannter Häuser kann gar keine Rede sein. Im Gegenteil. Die Einwoh-

ner von Schwante waren über L. sehr empört. Er hatte sie in der Schulneubauangelegenheit durch Versprechungen so lange hingehalten, bis das von der Gemeinde und Kolonie für den Schulhausbau angesammelte Geld vollkommen entwertet war. Herr L. als Gutsherr von Schwante hat nicht einmal einen Beitrag zu diesem Schulhausbau geleistet.

Ich möchte weiter meine Aussagen noch durch folgende Angaben ergänzen: Ich erinnere mich genau, ich weiß nur nicht mehr, bei welcher Gelegenheit, daß L. mir gegenüber seinem Unwillen darüber Ausdruck gegeben hat, daß ihm Stresemann schon sehr viel Geld gekostet habe. Ich erinnere mich weiter ganz genau, daß auch Frau Julia L. mir gegenüber in der gleichen unwilligen Weise versichert hat, Stresemann habe ihrem Manne schon sehr viel gekostet. Dasselbe behauptete sie auch von anderen Gästen. . . ." (Wahrheit 9/4 27.)

L. behauptete sogar, daß der D a w e s p l a n auf seinen Plänen aufgebaut sei. (WB 9/7 27.)

Vitwin soll auch als dtischer politischer Beauftragter in Paris bei Poincaré gewesen sein. „Sind Sie mit Poincaré zusammengesessen?“ Der Zeuge blickt hilflos umher. Der Vorsitzende setzt wieder das Barett auf. „Ich lehne die Frage ab!“ — Will der Vorsitzende Herrn Vitwin oder Herrn Poincaré mit seiner Amtsgewalt decken? Oder wen sonst?“ (DZ 2/4 27.)

„Wie war es denn mit der politischen Sendung nach Paris zu Poincaré? Die Frage ist schon am Tage vorher gestellt und abgelehnt worden. Der Nebenkläger beanstandet sie natürlich auch heute. Es kommt wieder zur Ablehnung. Aber man sieht das Bild: Der Mann mit den östlichen Manieren als deutscher politischer Beauftragter in Paris. Der Weg nach Locarno und Thoiry geht von Schwante aus.“ (DZ 3/4 27.)

Man sieht also, welche ungeheure Macht dieser ostjüdische Großhändler in Deutschland hatte.

Die „Geschäfte“ L.'s waren mehr als dunkel. Er kaufte für einen Bettelpfennig deutsches Heeresgerät zum Verschrotten auf und versuchte, dieses Kriegs-

material zum Schaden des Deutschen Reiches an Polen und an die Tschechoslowakei zu verschieben.

„Um die Aufgaben des Salons von Schwante und L.'s Absichten zu verstehen, muß man die Kapitals-, Aufsichtsrats- und Vorstandsübersichten der fünf Vitwin-Gesellschaften studiert haben. Das Kapital dieser Gesellschaften war im wesentlichen Kapital der Darmstädter- und Nationalbank des Herrn Jakob ▼Goldschmidt:

1. Die Produktions- und Handelsgesellschaft (NA: die Direktoren Eppstein und Restner, Vorstand Dr. Mosler, sämtlich von der Danat-Bank) besaß 1 Million M., davon gehörten 960 000 M. der Goldschmidtschen Danat-Bank;

2. diese formte sich in die „Förderung- und Produktionsgesellschaft“ um, die hauptsächlich den Minenwerferpark Markendorf verschrottete, Vitwin am 19/10 1921 in den Aufsichtsrat hinzuwählte und am 19/10 1922 durch ihren Aufsichtsrat Schacht in der Generalversammlung 4,5 Millionen Mark für die Danat-Bank und 2 Millionen M. für Schacht persönlich vertreten sein ließ;

3. die B. Vitwin & Co. Kommanditgesellschaft, deren größter Kommanditist im Jahre 1918 mit 200 000 M. die Danat-Bank wurde, und zwar unter dem Namen der unter eins behandelten Produktions- und Handelsgesellschaft (Handelsregister Nr. 46 978). Stresemann, Schweighoffer und Friedrichs, die Kommanditisten dieser Gesellschaft Vitwin & Co., waren also Gesellschafter der mit 200 000 M. von der Danat-Bank begründeten Tochtergesellschaft J. Goldschmidts;

4. die Hansa-Westfalia-Handels-AG (Handelsregister Nr. 22 541), deren Aktien bis auf vier der Danat-Bank gehörten und als deren Vorstand L.'s Söhne David und Gregor und L.'s Direktor Müller im Handelsregister erscheinen;

5. die Evaporator-Gesellschaft, deren Aufsichtsrat der Danat-Bankdir. Schacht und Dr. Stresemann angehörten und deren Vorstand L. nebst dessen Direktor Müller bildeten.

Wir sehen also, wie schwierig und vielgestaltig die Verwertung der deutschen Kriegsrüstung war, wie aber doch

alle Fäden dieses Abschnittes der Verschrottung des einst mit deutschem Schweiß und deutschen Opfern teuer erworbenen Heeresgutes bei der Danabank zusammenlief. Es war eine große Aufgabe, die mit deutscher Kriegsanleihe eingekauften Heeresgeräte über die Reichstreuhandgesellschaft, die Evaporatorgesellschaft und die AG Schweizer & Doppler bis zu Baehold & Co. in Prag und Warschau zu leiten.

Für diese anstrengende Tätigkeit wurde auch gut gezahlt. Herr Schacht sagt zwar als Zeuge: „Ich erinnere mich nicht an besondere Zuwendungen.“ Der Zeuge Müller hat aber beschworen, daß Stresemann, Schacht und Schweighoffer am 9/7 1921 je 18 000 M. und 1922 je 25 000 M. außer der Reihe erhalten hätten.“ (DZ 9/4 27.)

Man verdiente so glänzend, daß z. B. allein die „Hansa-Westfalia“, „jene AG, die Litwins Privatgeschäfte, also auch seine Schrottgeschäfte, „auffing“ — wie FN Willy Hahn sich ausdrückte —, im Jahre 1920 einen Gewinn von 19 Millionen M. versteuert hat. Es soll nicht üblich sein, daß man der Steuerbehörde größere Einkünfte angibt, als man wirklich hat.“ (DZ 5/4 27.) L. behauptete natürlich mit echt ostjüd. Dreistigkeit, er habe an den Schrottgeschäften nichts verdient, sondern sogar noch zugelegt.

Das Verschieben spielte sich folgendermaßen ab: „Es gab in jener Zeit (um 1920/21 herum) zwei Gesellschaften, die den deutschen Schrotthandel an sich gerissen hatten. Eine im Westen, die andere im Osten, und zu der östlichen gehörte die Evaporator-AG. Sie hatte sieben Verträge mit dem Reiche abgeschlossen, und einer der sieben lieferte ihr und den mit ihr geschäftlich verbundenen Firmen den ostpreussischen Schrotthandel aus. Transporte gingen durch den Korridor von Osten nach Westen, von Westen nach Osten und wurden — eine Beute der Polen. Merkwürdig: Die Polen kannten genau die Wagen, in denen Schrott befördert wurde — Schrott oder auch brauchbares Heeresgut. Polnische Soldaten standen an den Stationen bereit mit Zetteln in der Hand und faßten mit sicherem Griff die

richtigen Waggons. Merkwürdiger: Die Firmen wurden von der deutschen Behörde gewarnt, ihre Transporte durch den Korridor gehen zu lassen. Man empfahl ihnen den sicheren Seeweg. Sie aber wählten trotzdem den Bahnweg. Sie bestanden darauf und — wunderten sich gar nicht, wenn die Waggons verschwanden.“ (DZ 31/3 27.)

„Der Zeuge Petrich war im Dienste des Reichsbeauftragten für Ein- und Ausfuhr in Königsberg. Im Dezember 1920 und im Januar 1921 erhielt er je ein Telegramm. Das erste schickte der Reichsbeauftragte: „Achtung! Anhalten, nachprüfen, ob Schrott.“ Die freundliche Mahnung galt einer Reihe von Waggons, die von Berlin nach Königsberg abgegangen waren. Das zweite Telegramm kam von der Kontrollstelle der Grenzstation am Korridor, und machte ebenfalls auf eine Anzahl Eisenbahnwagen aufmerksam, die von dort durch den Korridor nach Königsberg unterwegs waren. Das eine galt der Schrottfirma Schweizer & Doppler, das andere der Evaporator-AG. Beide blieben wirkungslos; denn weder die eine noch die andere Sendung hat Königsberg je erreicht. — Wo mögen sie wohl geblieben sein? „Im Korridor natürlich“, sagte der Zeuge.

Eine Beobachtung: Der Zeuge Petrich hatte inzwischen seinen Posten verlassen müssen, weil er unbequem geworden war. Er hatte den Schiebern zu scharf auf die Finger gesehen. Der Polenaufstand von 1921 brach aus. Petrich stand gegen Polen im Felde. Ich machte die Beobachtung, daß die Polen uns mit unseren eigenen deutschen Waffen und mit unserer eigenen deutschen Munition bekämpften.“ (DZ 2/4 27.)

„Da ist z. B. der Eisenbahnbeamte Sturzenbrecher, der einige Erlebnisse aus seiner Amtstätigkeit erzählt. Eines Tages hätte sich in einem Güterzuge, der von Hof kam, ein Eisenbahnwagen heiß gelaufen. Er mußte in Plauen angehalten, aus dem Zuge genommen und umgeladen werden. Auf dem Frachtbrief stand: „Allteisen“. Als man aber auslud, lagen unter allerhand Gerümpel sorgfältig auseinandergenommene Geschütze, Geschosrohre, Lafetten und Räder. Das

war im Anfang des Jahres 1920. Einige Monate später wurde der Beamte nach Kattowitz abkommandiert, in jenes damals strittige Gebiet, das von der Entente besetzt war und außerhalb der Zollgrenze des Deutschen Reiches lag. Er beobachtete auf Spaziergängen und persönlichen Besichtigungen, wie auf einem Nebengleise ganze Güterwagen ausgeladen wurden. Man sortierte sehr sorgfältig, legte das Alteisen und unbrauchbare Material beiseite und auf einen anderen Haufen die brauchbaren Geschosse, Feuerwaffen u. dgl. Wie waren diese Sendungen über die Grenze gekommen? Es ist gewiß, daß damals schon mancher Bewohner der Gegend wußte, daß sie einmal polnisch werden würde und darum das Interesse für den deutschen Dienst verloren hatte. Der Sachverständige Seemann greift diesen Gedankengang mit Freuden auf und schiebt die ganzen Verschiebungen auf die „ungetreuen Eisenbahnbeamten“. Die Eisenbahnbeamten werden sich dafür bei ihm bedanken. —

Der Sachverständige Ritter, der selbst eine Eisenfabrik hat und im Kriege Hunderttausende von Granaten herstellte, schilderte, daß man halbfertiges Material, an dem nur der Führungsring fehlt, ohne Schwierigkeiten und in kürzester Zeit, vielleicht in zehn Minuten, wieder in brauchbare Geschosse verwandeln kann, und zwar für einen Preis, der in keinem Verhältnis zu dem steht, den Neumaterial erfordert.“ (DZ 8/4 27.)

Oberregierungsrat Goebel sagt aus: „In der Zeit, als die 29 Waggon der Evaporator und die 300 Waggon der Firma Hirsch & Co. beschlagnahmt wurden, hatte er bei dem Leiter einer Abteilung des Reichsschatzministeriums sich mit Heeresgut zu befassen, das dem Reiche widerrechtlich entzogen werden sollte. Damals wurde lebhaft über Munitionsschiebungen nach Polen geklagt. Wohl nicht mit Unrecht. Ein greifbarer Fall von Munitionsverschiebungen indes ließ sich, sieht man von den 29 Waggon ab, nicht feststellen. Mit den Schrottverschiebungen dagegen lag es anders. Es durfte kein Schrott ausgeführt werden, für das nicht ausländi-

ches Schrott eingeführt wurde, denn der Schrottmangel in Deutschland war sehr groß. Manche Firmen versuchten deshalb unter Umgehung des Ausfuhrverbots und unter Erschleichung von Ausfuhrerlaubnis ihren Schrott ins Ausland zu bringen, weil dabei mehr verdient wurde. Darum hat die Reichstreuhandgesellschaft das Reichsschatzministerium um Hilfe, weil es allein mit der Evaporator in Ostpreußen nicht fertig wurde. Dort hatte die Evaporator die Verschrottung der Geschütze übernommen und zeigte nun ein merkwürdiges Verhalten: Es gab verschiedene Arten von Schrott. Der beste war Kernschrott, der schlechteste Blechschrott, und man machte die seltsame Beobachtung, daß die Evaporator trotz der vielen Geschütze viel mehr Blech angab, als wertvolle Ware. Der Verlust für das Reich war sehr groß, denn die Abgaben richteten sich naturgemäß nach dem Erlös und der Erlös nach dem Werte des Schrottes.

Auch auf dem Gasmunitionsplatz Brehlow ging offenbar nicht alles mit rechten Dingen zu. Goebel bearbeitete dieses Gebiet nicht selbst, aber es war immer unendlich viel von Brehlow die Rede, von Schrottmengen, die ohne Buchung abhanden gekommen waren. Genaueres kann er hierüber nicht sagen; aber es wird versichert, daß Litwin, der Brehlow in Bausch und Bogen gekauft hatte, große Mengen anderswo aufgekauften Heeresguts dorthin schaffte und in den Bauschalpreis, der für Brehlow vereinbart worden war, einrechnete oder einzurechnen sich bemühte, und die Möglichkeit dieses Schiebungsversuchs kann der Zeuge nicht leugnen.“ (DZ 6/4 27.)

„In einem Schreiben der Gruppe Bilau des R. W. S. vom Juli 1921 an die Dienststelle im Bezirk Königsberg und an den Reichsbeauftragten für Ein- und Ausfuhr heißt es: „Zurzeit liegt die Verwendung des Schrottes so, daß die Hälfte den Polen zugespielt wird. Hauptsächlich kommen folgende Firmen für die Verschiebung von Schrott nach Polen in Frage: 1. Kattowitzer Eisenhandels-Gesellschaft in Danzig; 2. Goldberg, Königsberg-Berlin-Danzig; 3. Schweizer & Doppler, Berlin; 4. Evaporator-AG.“

Und am 1. Juli 1921 erging von der Eisenbahndir. Königsberg an die Generalbetriebsleitung Ost in Berlin ein Bericht, in dem es heißt: „Gerade bei diesen Sendungen aber haben sich Zustände ergeben, die geradezu öffentliches Ungeheuer bilden. Nicht nur beharren die privaten Versender, trotz aller Belehrungen, aller Hinweise auf die mit Sicherheit zu erwartende Beschlagnahme, auf dem Bahntransport, sondern in zahlreichen Fällen muß es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Beschlagnahmen im Einverständnis mit Versender und Empfänger zu dem Zweck erfolgen, die angeblichen Durchgangssendungen unter Umgehung der Zollvorschriften an einen polnischen Empfänger auszuhandigen.“ (DZ 8/4 27.)

Das Reichswehrministerium richtete in jener Zeit an das Reichsschatzministerium folgende Eingabe: „Befehlsstelle 6, Breslau. In den letzten Tagen haben sich die Nachrichten gemehrt, daß aus Deutschland Waffen- und Munitionstransporte über Oberschlesien nach Polen geleitet werden. Es handelt sich allem Anschein nach um Transporte von zu verschrottendem Material, das jedoch diesem Zweck nicht zugeführt, sondern vielmehr den Polen in die Hände gespielt wird. ... Auch sonst ist es zur hiesigen Kenntnis gekommen, daß polnische Agenten in Schlesien durch Bestechung von Angestellten Waffen und Munition zu jedem Preise aufkaufen und nach Polen verschleusen. Auch an Angehörige der Reichswehr ist verschiedentlich in diesem Sinne herangetreten worden. ...“ (DZ 5/4 27.)

Eines Tages gelang es der Reichswehr in Dresden, 29 Waggons der Litwischen Evaporator-UG mit Heeresgerät zu beschlagnahmen, das nach Polen oder der Tschechoslowakei gehen sollte. Gegen die Beteiligten wurde ein Strafverfahren eröffnet. Litwin wandte sich in seiner Bedrängnis an Strefemann, der zugunsten der Beschuldigten in das Verfahren eingegriffen haben soll, mit dem Erfolge, daß das Strafverfahren versandet sei.

„Wir wenden uns in unserer Bedrängnis an Sie“, schreibt Litwin an

Strefemann. „Warum an ihn? Weil die Beziehungen zwischen L. und St. so waren, daß der Generaldirektor der Evaporator-UG das Eingreifen des Abgeordneten [und Aufsichtsrats] Strefemann verlangen konnte.“ (DZ 10/4 27.)

„Der Polizeihauptmann Wolter, der in dem Blauener Strefemann-Prozess als Sachverständiger vernommen wird, „hat im dienstlichen Auftrag die 29 beauftragten Waggons der Evaporator untersucht und bestätigt jetzt, daß sie mit deutschen 15-Zentimeter-Granaten gefüllt waren. Kein Zweifel, es waren wirklich echte deutsche Granaten, die Geschosse lagen sorgfältig geschichtet und waren ungeladen. Ein Teil von ihnen hatte noch die Führungsringe, ein anderer Teil nicht mehr oder noch nicht. Alle konnten mit Leichtigkeit wieder brauchbar gemacht werden. Schrott war nicht darunter. Die Aussage ist bestimmt und einleuchtend. So einleuchtend, daß schlechterdings nicht an ihr gedeutet werden kann. Beweis — „Herr Sachverständiger, Sie sagten doch ...“ „Nein, so sagte ich nicht.“ — „Herr Sachverständiger, Sie wissen vielleicht nicht ...“ Doch, er wußte wohl. ... Sehr unangenehm.“ (DZ 31/3 27.)

Wer nun aber glaubt, daß der Schieber L. hinter schwedische Gardinen gekommen sei, hat sich sehr geirrt. Das Strafverfahren gegen die Evaporator-UG versandete, bzw. wurde eingestellt.

Als durch den Blauener Strefemann-Prozess auch der Fall L. von RA Δ Arthur Müller-Blauen wieder mit aufgerollt wurde, nahm das Gericht zu diesem Fall folgende höchst merkwürdige Stellungnahme ein: „Es ist nicht bewiesen, daß die Evaporator-UG eine Sendung Kriegsmaterial nach Polen hat gehen lassen, nicht bewiesen, daß sie mit Schiebungen, die wohl vorgekommen sind, in Verbindung gestanden hat. Es bleiben nur die 29 Waggons übrig. Aber auch in diesem Falle steht nicht fest, daß eine Verschlebung von halbfertigen Graugußgranaten beabsichtigt war; der Sachverständige Wolter hat jedenfalls ganz andere Waggons gesehen und sein Gutachten ist deshalb nicht verwendbar. Das einzige, das man der Evaporator vorwerfen kann, ist, daß sie, die einen Aus-

fuhrschein für italienischen Beuteschrott besaß, sich keine schriftliche Umtauschgenehmigung für deutsche Ware beschafft hat. In dem Ausfuhrvergehen aber liegt keine Korruptionserrscheinung. ...“ (DZ 13/4 27.)

Wir müssen es unseren Lesern überlassen, diese Gerichtsentscheidung in Einklang zu bringen mit den geschilderten Geschäften der Evaporator-AG, insbesondere aber ihres Generaldirektors Litwin. Wir erklären offen und ehrlich, daß wir dazu außerstande sind, uns in einer solchen Gesetzgebung, einer solchen Juristerei, zurechtzufinden, und glauben, daß wir mit dieser Meinung das ganze deutsche Volk, soweit es noch wirklich deutsch denkt und fühlt, auf unserer Seite haben.

Es war an dieser Stelle in erster Linie unsere Aufgabe, die Gestalt des ostjüd. Schiebers L., seine Geschäftsprinzipien, -methoden und -gebaren herauszuarbeiten. Im Plauener Prozeß (Sd), in dem wir uns vor allen Dingen mit der Persönlichkeit des Herrn Dr. Stresemann zu befassen haben, werden uns die verhängnisvollen Folgen unseres parlamentarisch-demokratischen Systems in aller Deutlichkeit vor Augen geführt. Wir werden an dieser Stelle auch wieder auf Herrn L. treffen.

Litwinoff (w), Bolschew. = Gesandter, Weltrevolutionär, London, gebor. Meyer Enoch Walloch, gen. Finkelstein, aus Bialystok, früherer Zuchthausler, professioneller Dieb und dtischer Spion in Rußland. BF 6/7 1922.

Litwinoff-Finkelstein „hatte eine Räuberbande zusammengestellt, wurde der Teilhaberschaft bei einem Überfall auf die Post in Tiflis am 13/6 1906 überführt, und flüchtete nach Paris, wo man bei einer Hausdurchsuchung die geraubten Sachen fand“, BB 12/8 1930. WM.

Die 3 Brüder L. stammen aus einer berühmten Familie, die sich außer Finkelstein auch Weinberg und Wallach oder Walloch nannte. Der Jüngste, Julius Weinberg, war bei einer großen Petersburger Privatbank, die Oktober 1917 an Lenin, Trozki und Dzerzhinski im Auftrage einer ausländischen Macht für den bolschewistischen Umsturz 5 000 000 Goldrubel auszuzahlen hatte. Die Quit-

tung schickten Trozki und Dzerzhinski unterschrieben an Weinberg. Als das Geld seine Schuldigkeit getan hatte, wurde Finkelstein der Ältere als Litwinow Vizeaußenkommissar und Zu. Hilfskommissar im Finanzdepartement. Diese Stellung schuf ihm Feinde, er wurde von Dzerzhinski verhaftet, und „Todeskommissar“ Peters (ein Lette) forderte die Quittung zurück, da die Bolschewiken ihre Geldgeber verleugnen wollten, Weinberg aber hatte sie nicht mehr; sein „großer“ Bruder verleugnete aus Angst sogar die Verwandtschaft, und Zu. Litwinow-Finkelstein-Wallach-Weinberg wurde erschossen. Auf seinem Blute baute der älteste Finkelstein seine Karriere auf, die ihn 1927 nach Genf führte.

Ein dritter Bruder: Sabelius Finkelstein-Litwinow-Wallach, der 1923 als Wallach in Warschau in der „Sias“ (amerikan. Hilfsorganisation für jüd. Flüchtlinge) große Summen veruntreute. Da er gleichzeitig, die Inflation nützend, in Berlin ein Haus gekauft hatte, konnte sich die Gesellschaft einigermaßen schadlos halten, und Wallach entging dem Gericht. Dann tauchte er in Moskau als Vertreter der Berliner Handelsdelegation auf, wurde aber 1926 wegen Unterschlagung von 40 000 Rubeln entlassen, ging nicht nur straffrei aus, sondern durfte nach Berlin reisen; Oktober 1928 war er in Paris. Der in Deutschland aus dem Kutisker-Prozeß bekannte Schieber Michael Holzmann, heute Inhaber der Pariser „Banc Central pour le Commerce Monier“ präsentierte den ersten Wechsel von Litwinow, auf die Berliner Handelsdelegation, von 10 238 engl. Pfund für Zahlung 25/10 28. Diese erfolgte nicht, die Handelsdelegation erklärte die Litwinowschen Wechsel als falsch. In Paris wurde L. verhaftet, der 7 Wechsel von über 200 000 Pfund ausgestellt hatte, andererseits das Geld diskontierte und für die Propaganda in Marokko und Algier im Rücken Frankreichs im Auftrage Moskaus verbrauchte.

In Wirklichkeit hatte L. dieses Mal keinen Vertrauensbruch begangen, alle Wechsel waren echt, d. h. rechtmäßig und kraft seiner Vollmachten von Moskau ausgestellt, wo man sich den Zahlungs-

schwierigkeiten einfach dadurch entzog, daß man den L. — entsprechend seinem wahren Beruf — öffentlich für einen Gauner erklärte. Aus dem Gefängnis sollte er schon herauskommen! WK, Feb. 1930.

Die ▼ „Welt am Abend“ (△Vormwärts, 1. Dezembernummer 1928) redet, um Leser und Arbeiter wieder mal zu täuschen, bloß von einem Betrüger Wallach, der sich fälschlich Vitwinow nennt.

L.'s Gattin, Madame Joy Joy Vitwinoff, besuchte 1929 Berlin und fiel dort unangenehm auf.

„Berlin hat hohen Besuch gehabt. Die Gattin des räuberischen Kommissars für Außenpolitik Vitwinoff, Frau Joy Wallach = Vitwinoff hat zum erstenmal in ihrem Leben Berlin mit ihrem Besuch beehrt und schildert im „Berl. Tagebl.“ voller Begeisterung ihre Eindrücke. Der Kurfürstendamm und die Tauenzienstraße mit dem K. d. W. haben es ihr vor allem angetan. Sie schreibt voller Entzücken: „Der Besucher Berlins muß von dem Tempo der Stadt überrascht sein. Ja, dies Tempo ist auffallend. Aber noch auffallender ist, daß die Berliner sowohl Zeit als auch Tempo haben. Die Berliner haben Zeit in den Kaffees zu sitzen, die Zeitung zu lesen, Kaffee zu trinken und mit sympathisierenden Augen jede Frau, die vorübergeht, zu beobachten. Wenn sie frisch geschminkt und elegant ist, verrät der Berliner sein Gefallen an ihr mit den Augen: „Kleine Genießerin! Lebe, soviel du willst!“ Und Berlin ist voller Augen. Alle Augen wollen, daß jeder glücklich sei. Schon weil es angenehm ist, glückliche Wesen zu sehen. Aber sie wissen auch, daß es nicht immer leicht ist, glücklich zu sein. Sind sie doch selbst aus einer harten Schule hervorgegangen mit der einen Überzeugung, daß man dem Augenblick ganz leben muß . . .“

Die „Rote Fahne“, entrüstet über diesen literarischen Erguß der „Dame“ Vitwinoff, schreibt u. a.: „Wir glauben, um auf das alberne, nichtswürdige Geschwätz der Dame L. eine ernsthaftere Antwort zu geben, daß es ein Skandal ist, wenn führende Genossen der Sowjetunion, wenn russische Bolschewiki ihren guten revolutionären Namen durch das wider-

lich = spießbürgerliche Auftreten solcher Modedämchen wie Joy L., Madame Rosenel und Co. verunreinigen lassen.“

Wir fürchten, daß ihre bolschewistische Exzellenz Frau Joy Wallach = Vitwinoff nach ihrer Rückkehr nach Moskau wegen ihrer gänzlich unproletarischen Begeisterung über die Berliner „Burschuis“ eine etwas unangenehme Auseinandersetzung mit dem Torquemada der Räteunion, dem gestrengen Genossen Menschinski von der G. P. U. haben wird.“ (DB 6/8 29.)

„Jetzt bekümmert ein neuer Fall die Berliner Kommunisten. Die Gattin des russischen Volkskommissars L. hält sich gegenwärtig in Berlin auf und macht durch ihr überaus elegantes Auftreten von sich reden. Sie erscheint täglich morgens in Gesellschaft eleganter Herren und Damen zu Pferde im Tiergarten und treibt auch sonst jeglichen Luxus. Wegen dieses Treibens eröffnet „Die Rote Fahne“ jetzt die Offensive gegen Frau L. In einem Artikel wird ihr Gatte aufgefordert, seine Frau schleunigst nach Moskau zurückzurufen, damit sie das „bürgerliche“ Treiben endlich aufgebe. Es verlautet, daß Frau L. in Berlin einen Geliebten habe, einen Herrn der Berliner Gesellschaft, den sie reichlich beschenkt. Ein Herr der Gesellschaft! Das muß ja eine nette Gesellschaft sein, der ein Herr angehört, dem für seine Liebesdienste „reichliche Geschenke“ von seiner Geliebten gemacht werden.“ (Wahrheit 10/8 29.)

Der DBw, 2. Aug.-Nr. 1929, schrieb über Madame Vitwinoffs Berliner Aufenthalt folgendes Gedicht:

„Frau Joy Wallach-Vitwinoff,
Des Sowjetkommissars Frau,
Beschrieb im toschern Moskoblatt
Die neueste Modenschau.

Kurfürstendamm und K. d. W. —
In Glanz und Fülle brausend,
So sah die „Dame“ Vitwinoff
Die oberen Zehntausend.

Das Tempo hat's ihr angetan
(Nicht Ulsteins Boulevardsblättchen!),
Es fand Frau Joy interessant
Die feingeschminkten Mädchen.

Auch sah sie Herren, gutgelaunt,
Im Kaffeehaufe sitzen,
Die ließen ab und zu den Blick
Auf festsche Frauen flitzen.

Frau Vitwinoff stellt auch noch fest:
Berliner sind Genießer!
Sie sagen: Lebe, wie du lebst
(So spricht gewiß kein Spießker!).

Das Einglas hat's ihr angetan,
Bei flotten Kavallieren
Sie fand, es passe äußerst schick
Zu Kavalliersallüren.

Und dann der Zug vom Tattersall,
Die Reiter stramm im Bügel,
Im Herrensattel feiche Frau'n,
Führ'n sachgerecht die Bügel.

So schrieb im Mosse-„Tageblatt“
Frau Rosene-Litwinoff.
Darauf erwidert alsobald
Die „Note Fahne“ schroff:
Geehrte Dame Litwinoff,
Wenn Sie schon müssen schmieren,
Warum woll'n Sie dann unbedingt
Den Sowjetstaat blamieren?

Ja, skandalös, das ist Ihr Tun
Und Sünde wider den Geist,
Wenn eine Sowjetdame so
Die eigenen Feinde preist. . .

So zanken sich vor aller Welt
Die grundsatztreuen Leute.
Wir aber wissen es schon längst:
Sie stinken alle beide!“

Lizmann△, Berthold, Dr., Uß (dtische Lit.), Bonn, 1857 Kiel — 27. E: Uß (Gynäkol.) Carl L. // Marie ▼? Delbrüd. Nationalliberal, Vizepräsident der Gesellschaft für Theatergeschichte; Vorst. der Lit.-Hist. Ges. Bonn und Mgl. von Magnus Hirschfelds (Hd) S. W. G. Als solcher korrespondierte er, auf Hirschfelds Veranlassung, mit einem römischen Grafen, brach aber die Korrespondenz mit der Begründung ab, daß er als nationalempfindender Mann mit keinem Ultramontanen verkehren könne. Es wurden auch — vgl. Briefkasten der DSW 1913, S. 1206 — Äußerungen des L. bekannt, wonach er sich als bi-sexuell ausgab, gelegentlich nach Berliner Homo-Badeanstalten und Absteigequartieren fragte und meinte: „ihm als Arier sei Hirschfeld zwar unsympathisch, man müsse aber sein Wirken anerkennen“. Er war aber auch bi-mental und zwiespältig, wenn er sehr verdienstlich über Hölderlin, Schumann, Wildenbruch schrieb, und dann 99 wieder ein Agitationsbuch für ein Heine Denkmal herausgab.

Seine 2. Frau, Grete, geb. ▼ Herzberg, veröffentlichte „Media vita“, — Kämpfe, wie der Watzjettel des Verlages sagt, aus dem „Geistesleben vorwiegend junger Menschen. Diese Spannungen, die stark genug sind, ein Menschenleben zu zertrümmern oder in eine neue Richtung zu drängen, die Gegensätze in den Forderungen des Geistes und der Weltkultur einerseits und den Ansprüchen des Herzens und des Gemütslebens auf der anderen Seite werden uns in einer Reihe lebensvoller Bilder vorgeführt, zum Teil auf dem Hintergrund des rheinischen Universitätslebens.“

Lizner, — cand. med. Breslauer erhielt 1902 vom Reg.-Präs. in Breslau den Namen „Lizner“.

Luzzi, Musikhistoriker, Rom, behauptet in seinen Büchern, daß ein großer Teil der christlichen Liturgien von religiösen jüdischen „Rigunim“ abgewandelt sei. Gemeindef. d. jüd. Gemeinde, Berlin, Nr. 9, 1928. — WM.

Liven, Wilhelm v., Dr., jüd. Arzt in München; — nicht zu verwechseln mit dem Urabelsgeschlecht gleichen Namens.

Liverman, Gordon, J. P., London; 1929 (Jem. Chron. 24/5), liberaler Parlamentskandidat für East Wiltsheden. **Livingstone**, s. Löwenstein.

Livio, v., 1814 in Bayern nobilitiert, SG.

Livorno, italienischer Hafen. „Die Juden standen dort in so hohem Ansehen, daß, wie ein Autor Anfang des 18. Jh.'s berichtet, die christlichen Einwohner den Sabbat als geschäftlichen Ruhetag hielten. Die mosaische Bevölkerung wurde zu Ende des 17. Jh.'s auf 10 000 geschätzt.“ ▼Welt 1910, 22.

L. hat „als Geburtsort des großen englisch-jüd. Philanthropen Sir Moses Montefiore zu seinen

Ehren eine Straße benannt; ferner sind Straßen nach anderen dort geborenen Juden getauft: so nach Dario Casuto, dem bekannten Juristen, und nach Uziel, dem bekannten Naturalisten des 19. Jh.'s“, JBJ 4/4 1930.

Liz, Don Francisco Lopez de, Begründer der Oper im Haag, 17. Jh. — Wolf, S. 56.

Lizzie, die Note, New York. — Ashbury, Unterwelt New Yorks, 1930, S. 153/54: „... die berühmteste weiße Sklavenhändlerin ihrer Zeit, beschäftigte sie ein halbes Duzend Reisende beiderlei Geschlechts, welche die kleinen Dörfer in New York und den angrenzenden Staaten abklapperten und junge Mädchen mit Versprechungen auf Arbeit in die Stadt lockten; außerdem stand ein Stab junger Männer in ihrem Sold, deren Aufgabe es war, hübsche junge Frauenzimmer in Bars und Restaurants zu laden und sie mit vergifteten Getränken zu betäuben. Die „Note Lizzie“ besaß ein halbes Duzend Bordelle und versorgte daneben noch eine Anzahl ähnlicher Etablissements mit Material, indem sie allmonatlich ein Rundschreiben an ihre Kunden sandte. Ihre stärkste Konkurrentin war eine gewisse Jane Haskins. Janes Spezialität war das Aufgreifen junger Mädchen aus guten Familien. Diese verschwanden jedoch in so großer Zahl, daß Jane Ende der 1870er Jahre schließlich verhaftet und ins Gefängnis gesteckt werden mußte.

Die Mädchenhändler bezogen auch viel Material aus den Reihen der Blumen- und Zeitungsverkäuferinnen, von denen es in New York wimmelte. Viele von ihnen waren, obwohl nicht mehr als Kinder, von sich aus prostituierte, und es gab ein halbes Duzend Absteigehotels, die ausschließlich von ihnen lebten. Die Besitzer derartiger Etablissements pflegten offen zu annonciieren, daß ihre Häuser nur von Blumenmädchen unter 16 besucht würden. Eine andere Bordellmutter hielt in dem Hinterzimmer einer Austerneipe des heutigen Park Row neun kleine Mädchen eingesperrt, von 9 bis 14 Jahren. Es war die Gewohnheit derartiger Mädchen, Männer auf der Straße anzusprechen und sie, statt ihnen Blumen oder Zeitungen anzubieten, mit den Worten „Schenken Sie mir doch einen Penny, Mister!“ zu begrüßen.

Viele jener jugendlichen Prostituierten waren daneben noch Mitglieder von Paneeleträuberbanden. Diese Art des Einbruchs wurde von dem Anführer der Drapeerbande, der in der 6. Avenue eine üble Kneipe unterhielt, zu hoher Blüte gebracht. Drapeer soll 30 Frauen fest besoldet haben, um betrunkenen Männer in ein Haus in der Nähe der Prinzenstraße zu locken, wo sie Dieben zum Opfer fielen, die durch eine geheime Tür in dem Paneele in das betreffende Zimmer krochen und des Opfers Wertgegenstände stahlen, während seine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Drapeer war außerdem ein berühmter Bankräuber und unter anderem auch an dem berühmten Einbruch in die Manhattan-Spartasse sowie an zahlreichen anderen Verbrechen beteiligt.“

Lizzy = Lisa Baumfeld.

Lloyd, Edward, gebor. (Evi)-Lo(w)-L(oid), um 1700, Caféhaus- und Börsenbesitzer für Schiffsmakler, London. Sein Name, von Schiffsgesellschaften angenommen, deren Kapitäne und Angehörige in „Lloyd's“ Café verkehrten, wurde später eine Bezeichnung für Reedereien überhaupt — z. B. Norddeutscher und Germanischer Lloyd (contradictiones in abstracto!). Der Norddeutsche Lloyd spendete 1912 (DWE) doch gute 5000 M. für den Synagogenbau zu Bremen.

↓**Lloyd**, George, engl. Minister, London. Tochter: O ▼Saffoon-Rothschild. WJ 228, 5. George, wohl Walliser, und kein Nachkomme des E. ▼Lloyd, ist doch wegen seines Verhaltens öfter für einen Juden gehalten worden. Fredericus Nr. 38, 1929, hält Lloyd George für den „Sohn eines Landlehrers“, von einem Schuster erzogen.

Lionel de Rothschild erklärte: noch nie hätte eine Regierung soviel Sympathie für jüdische Ideale gezeigt, wie die des L. G., und die Zeitschrift „Jewish Guardian“ erklärte 9/12 1921 (Sj Jan. 22), daß L. G. seit Napoleon nicht seinesgleichen gehabt und diesen in vielem noch übertroffen hätte.

Rudor, Nr 31/19 21: „Lloyd George, der jetzt nach Washington gefahren ist, um dort noch mehr als noch und Briand gefeiert zu werden, wird vom Semi-Imperator als Jude angesprochen: sein Name laute eigentlich David Levi-Döwit. Der Name Döwit kommt aber in England nicht vor, während die Namen Levi und Lewis dort sehr häufig sind. In der Tat ist sein voller Name David Lloyd George und die Verschiebung von Vorname (George) und Familienname (Lloyd) läßt (ähnlich wie bei Stuart Samuel) auf jüdischen Ursprung schließen. Nach engl. biographischen Quellenchriften ist er Sohn eines Schullehrers aus Wales namens William George, dessen Frau eine Tochter eines David Lloyd war. Vermutlich war dieser David Lloyd, also der Schwiegervater Lloyd Georges, Jude. Er selbst hat die Tochter eines Richard Owen zur Frau. Übrigens ist ein G. Lloyd Teilhaber des Bankhauses J. P. Morgan & Co.! Hierzu: R. Heise führt Lloyd George als Freund Morgans an. Sachliches über die völlige Abhängigkeit L. G.'s vom jüdischen Kapital haben wir schon mehrfach gebracht. (Vgl. auch die öffentliche Bloßstellung L. G.'s im Marconi-Skandal.) Darnach möchte man es immerhin für nicht unmöglich halten, daß George Lloyd im Hause Morgan und Premierminister Lloyd George im Hause Jud-England (der Freund J. Morgans) eine und dieselbe Person ist!“

Bezeichnend ist auch folgendes W Lloyd Georges: „Unter allen verführten Ansichten, die das menschliche Gemüt verwildern, gibt es keine, die so dumm wäre, wie der Antisemitismus. Der Antisemitismus beruht nicht auf Verstand, nicht auf Religion, er sucht keine Ideale, sondern ist bloß eine Sumpfpflanze, eine von denen, die im Moore des Rassenhasses blühen. In den Augen des antisemitischen Fanatikers findet der Jude nie Gnade. Wenn die Juden reich sind, so sind sie Raubbägel; wenn arm, sind sie Wanzen! Wenn sie Kriegshäher sind, wollen sie aus dem Heldentum anderer Gewinne für sich heraus schlagen; wenn Pazifisten, dann sind sie Feiglinge oder Verräter. Wenn sie Geld verschwenden, so tun sie dies bloß aus selbstischen Zwecken! Wenn sie nichts geben und sparsam sind, sind sie Schmutziane. Wenn das Großkapital die Arbeiter ausbeutet, ist hierfür die Profitgier der jüdischen Kapitalisten verantwortlich; wenn sich aber die Arbeiter gegen das Kapital erheben, wie in Rußland, werden die Juden als geistige Väter der Revolution hingestellt.“ Nr, Sept. 1930.

Lloyd, Harald, Filmstar, 1928 (Deutscher Staat 19/8).

Lo Monaco-Aprile, Major, Leiter des Giornale del soldato, Rom. 1914.

Loans, Jacob, als Leibarzt von Kaiser Friedrich III. (1440—93) zum Ritter ernannt, begünstigte er seine Rasengenossen.

„Auf seinem Totenbette soll Kaiser Friedrich seinem Sohne die Juden warm empfohlen haben, sie zu beschützen und den verleumderischen Anklagen kein Ohr zu leihen, zu welcher Empfehlung wohl die Liebe zu seinem Leibarzte viel beigetragen hat, der ihn bis zur Sterbestunde pflegte. Wie es scheint, hat Loans auch bei Kaiser Maximilian in Gunst gestanden. Er wurde späterhin Meuchlins erster Lehrer im Hebräischen“, — Scherbel, — starb 1506 in Vinz und war der Onkel des begabten Jossel von Rosheim (Sb).

Loans, Josef, genannt Gßfel von Rosheim, dtscher Großrabbi, 1500. Er war sehr reich, ein Verwandter des Leibarztes Kaiser Friedrichs III., des Ritter Loans, und mußte unter Maximilian I. als „Hochmeister der Juden“ (Sb) die Steuern eintreiben. Er arbeitete bei dem Kaiser mit dem Geldbeutel, bei den Juden aber mit dem Talmud, wie ihn ein Flugblatt des 16. Jh.'s abbildet:

... „ich bin ein Jud, das läugn' ich nicht,
Von Art ein schalkhaft Rosentwicht,
Und habß der Gßfel unverzagt,
Ein Herolt aller Jüdischhagt.“

Unter Karl V. war Gßfel auch Heereslieferant. „Gßfel“ heißt auch oft: „Jossel“.

Löb aus Dornburg, erschien bei der Sequestration der verschuldeten Grafen von Mansfeld 1570 als Gläubiger des Grafen Christoph mit 25 000 Gulden. Liebe, 41.

Löb, Mädchenjünder und Zigarrenfabrikant in Mannheim, prahlte am 2/7 1897 in der Wirtschafft „Sohn der Wildnis“ öffentlich, wie gut es seine Arbeiterinnen bei ihm hätten: „Wenn die Sortiererinnen fleißig sind, stellen sie sich pro Tag auf 2 M. und können abends noch auf den Strich gehen!“ DfW 15/7; Nf 00, 55.

Loeb, Nf, Berlin, Redner der „Freien Vereinigung für das orthodoxe Judentum“ im Rheingoldsaal, Berlin 24/1 1912.

„Nf Klee rief in kampfesfroher Stimmung, der „Bloßabwehrgedanke“ sei des jüdischen Volkes unwürdig. Selbstverteidigung sei keine Tugend. Selbst der Wurm krümme sich, wenn er getreten werde. Deshalb verlange er statt des früheren Schutzjudentums nunmehr ein Trujudentum. Er endete unter stürmlichem Beifall mit den Worten, die höchste herrliche Tugend sei die Liebe zum jüdischen Volke, die Liebe zum Judentum. Eine Steigerung schien kaum möglich, und doch gelang sie. Ein neues Mitglied der jüdischen Gemeinde, Nf Loeb, betrat den Rednerplatz. Mit wohlklingender Stimme erklärte er, das Ziel der „Freien Vereinigung“ müßte weiter gesteckt werden. Wir lebten in einem christlichen Staate, und das wäre mit den Interessen des Judentums unvereinbar. Man nenne die Juden „emanzipiert“. Diesen Ausdruck verbäte sich das Judentum. Sie seien aus keiner mancipia entlassen, wie Sklaven, die nachher libertini geworden seien, sie seien freie Männer und verlangten für die jüdische „Kirche“ die Rechte der christlichen Kirchen. Der christliche Staat müßte beseitigt werden. Auch diese Forderung, deren staatsrechtliche Unmöglichkeit nicht in die Erörterung gezogen wurde, fand rauschenden Beifall.“ Kreuz-Z.

Löb, Rabbi, *1721 Kzeszów, Galiz., Freund M. Mendelssohns, war in England und Dtschnd geistlich tätig. W: „In London hatte ich Geld, aber keine Juden, in Mannheim Juden, aber kein Geld, und in Berlin hatte ich weder Juden noch Geld.“

Loeb, Bankhändler in Fa. Kuhn & Loeb (Sb), München, Marie-Josefa-Str. 6. 6—0,42. 1914.

Loeb, Frankfurter Jude, wurde 29-jährig Präsident der Thür. Staatsbank in Weimar und entwickelte eine höchst eigenartige Tätigkeit. „Loeb, der als junger Mann nicht gut getan hat, hat während der Waffenstillstandsverhandlungen eine geschäftige Rolle gespielt und einen Ausweis der Alliierten besessen. In seiner Heimat Mannheim halte man L. für einen pathologischen Lügner, der gern aufschneide, um seine persönlichen Eigenschaften besser ins Licht zu setzen!“ (Df 13/7 24.)

L., der von der sozialdemokratischen Regierung zum Staatsbankpräsidenten ernannt worden war, mußte im Jahre 1924 von der inzwischen ans Ruder gekommenen bürgerlichen Ordnungsblocregierung abgesetzt werden, weil er sein Amt zu Devisenschiebungen und Zinswucher mißbraucht, und das Ansehen des Staates Thüringen schwer geschädigt hat.

„Rund 30 Fälle schwerer Vergehen konnte der Finanzminister v. Klügner dem Landtage bekannt geben, durch die

die Staatsbank und damit das Land Thüringen um Zehntausende von Goldmark geschädigt wurden. Durch Um- und Zurückerstattungen konnte sogar Herr Loeb erhebliche Kursgewinne für sich und seine Freunde, hier besonders für den Staatskommissar Märker machen. Hier ein derartiger Fall: Bei Prüfung einzelner Effektengeschäfte im Jahre 1923 wurde festgestellt, daß in vielen Fällen die üblichen Auftragsabteilungen zum Ankauf bzw. Verkauf seitens der Kunden fehlten und daß bei Verkauf von Wertpapieren aus den Beständen der Bank die Aufträge nicht durch das Orderbuch liefen. Effekten wurden häufig seitens der Wertpapierabteilung nur auf Grund eines mündlichen Auftrages oder eines Notizzettels des Herrn L. abgerechnet, in mehreren Fällen wurden am gleichen Tage Effekten unter Rückdatierung zu dem geringeren Kurse der Zurückerstattung abgegeben und zum inzwischen gestiegenen Kurse wieder heringenommen. Nach Aussage des Vorstandes der Effektenabteilung hat Herr L. dieses Verfahren angeordnet, weil entweder der in Frage kommende Kunde ihm an dem zurückliegenden Tage den Auftrag zum Effektenankauf erteilt hatte oder weil der Kunde an dem zurückliegenden Tage ein größeres Guthaben bei der Bank unterhalten hatte, das ihm die Staatsbank in Goldmarkwert erhalten wollte. Es werden Herrn Staatskommissar Märker am 30. Juni abgerechnet: 30 000 junge Fuchs-Wagon-Aktien. Herr Märker kauft sie von der Staatsbank, Wert 23/6 23 zum Kurs von 30 000 M., und verkauft sie, Wert 30/6, an die Staatsbank zum Kurs von 96 000 M. Kursgewinn: 19 800 000 M. [Inflationsgeld] = 128 Dollar. Kauf und Verkauf wird am 30/6 abgerechnet. Weiter werden Herrn Märker am 5. und 6/11 abgerechnet: 6000 Nordd.-Lloyd-Aktien: am 5/11 verkauft sie Herr Märker à 20 Billionen v. S. an die Bank und erst am 6/11 werden die Papiere als von Herrn Märker gekauft, Wert 2/11 zu 2 Billionen v. S., abgerechnet. Herr Märker hat durch dieses Geschäft einen Kursgewinn am 5/11 1923 in Höhe von 1080 Billionen gehabt." (DZ 21/10 24.) — Bei den oben angeführten

Geldbeträgen handelt es sich um Inflationsgeld.

Finanzminister v. Klügner hat sich durch sein Vorgehen gegen L. ein großes Verdienst um Thüringen erworben, als er, unbeirrt von den sozialistischen Anwürfen und Drohungen, den geraden Weg der Pflicht ging, und in das Dunkel einer gerissenen Geschäftsführung in der Staatsbank hineinleuchtete.

Durch die im Laufe der Zeit sich mehrenden Beweise für die Unwahrhaftigkeit und Unzuverlässigkeit Loeb's wurde die Regierung stutzig und führte gegen L. eine Untersuchung durch. DZ 25/9 24:

„Als Beleg für die Unwahrhaftigkeit Loeb's wird darauf hingewiesen, daß er seinerzeit die Nachricht an die Presse brachte, der gegenwärtige Finanzminister habe ihm sein Vertrauen ausgesprochen. Wie sich herausstellte, war kein einziges Wort daran wahr. Die Regierung erklärt auch alle anderen gegen sie im Briefe Loeb's gerichteten Angriffe als Unwahrheiten und Entstellungen. Ebenso wenig wie L. wegen seiner jüdischen Abstammung angegriffen werden konnte, kann er als Jude eine besondere Stellung und Behandlung beanspruchen. Der Finanzminister mußte einschreiten, als er erfuhr, daß er auch durch L. über dessen Tätigkeit und Verbindungen dauernd irreführt war und als es sich herausgestellt hatte, daß das Ansehen der Staatsbank dadurch Schaden leiden mußte. Die Verantwortung für derartige Dinge bei einem Institute wie die Staatsbank ist für keinen Minister tragbar.

L. suchte sich nach dem Regierungswechsel beim jetzigen Finanzminister entbehrlich zu machen und dessen Vertrauen zu erhalten, indem er erklärte, dieses habe er für die Kredite, welche er von seinen in- und ausländischen Freunden erhalten sollte und die dem Staate und dem thüringischen wirtschaftlichen Leben zugeführt werden sollten, unbedingt nötig. (!) Auch jetzt führt er im Verein mit seinen politischen Freunden diese Kredite ins Feld, um sein Scheiden von der Staatsbank in den Augen gutgläubiger Leute als schweren und wirtschaftlich bedenklichen Verlust erscheinen zu lassen und um auch die Befürchtung

zu wecken, diese Kredite seiner Freunde könnten plötzlich gekündigt und die Staatsbank in Geldschwierigkeiten gebracht werden. Aber sowohl die Revision wie auch Bekundungen seines Vertrauten und von ihm ernannten Direktor Grempel haben diese Kredite als Schwindelmannöver erwiesen. Unter den Millionenbeständen finden sich etwa 100 000 Mark Kontokorrentguthaben von 50 verschiedenen Firmen, die L. als Kredite frisiert hatte. Die Revision hatte ergeben, daß Auslandsgelder überhaupt nie für die Staatsbank eingegangen und durch diese in das wirtschaftliche Leben geflossen sind."

Loeb „half“ auch der Thüringer Industrie auf seine Weise. Für ausgeliehene Gelder verlangte er bis zu 500 v. H. Zinsen. Daß durch solche Wuchermethoden die Thür. Wirtschaft in kürzester Zeit hätte vollkommen zum Erliegen kommen müssen, liegt auf der Hand.

Staatsminister v. Klüchzner deckte in der Thüringer Landtagsfikung vom 17. Okt. 1924 L.'s Geschäftsmethoden und Verfehlungen auf.

Nach Auffassung des Herrn Dr. von Klüchzner hat eine Staatsbank in erster Linie die Verpflichtung, den Interessen der Wirtschaft zu dienen. Loeb hatte jedoch, wie er selbst den Revisionsbeamten gegenüber zugegeben hat, die Thüringer Staatsbank mit allen „Kaffinessen“ und „Finessen“ auf Verdienen eingestellt. Die Bank ist denn auch wegen Devisenverfehlungen zu 3000 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Dadurch ist das Ansehen des Landes Thüringen schwer geschädigt worden.

Was die Auslandskredite der Thüringer Staatsbank anbetrifft, so hat L. dem Minister v. Klüchzner gegenüber behauptet, daß er durch eine Reise nach Holland und England, Auslandskredite nach Thüringen hereinbekommen habe. Bei der Revision wurde festgestellt, daß überhaupt keine Auslandsgelder vorhanden waren. Die Gelder der Thüringer Staatsbank bestanden hauptsächlich aus Staatsgeldern, nur ein ganz minimaler Betrag aus anderen Banken war dabei. Die Auslandsgelder entpuppten sich als Auslandsguthaben. Die Staatsbank hatte ihre Devisen an Auslands-

plätze spazieren geschickt, um sie von dort als scheinbare Kredite wieder hereinzunehmen.

Bei der Revision stieß man auf Schwierigkeiten. L. hatte zunächst erzwungen, seinen Beamten zu verbieten, den Revisoren Auskünfte zu geben, und sich ihnen zur Verfügung zu stellen. Erst auf die direkte Anordnung des Ministers von Klüchzner hin, daß die Beamten unter allen Umständen den Revisoren Auskünfte zu geben hätten, sind die Widerstände fallen gelassen worden.

Bei der Herstellung von Notgeld fehlte eine ausreichende Kontrolle. Herr L. hat selbst gesagt, er lege seine Hand nicht dafür ins Feuer, daß mancher Bogen nebenher gegangen sei.

Eine weitere Verfehlung der Staatsbank bestand darin, daß sie mehr Geld druckte, als ihr genehmigt worden war. Das Reich hatte ihr den Druck von 500 Billionen Mark genehmigt und für über 2 $\frac{1}{4}$ Trillionen Mark wurden gedruckt. Davon waren nur 39 Billionen Mark wertbeständig gedeckt. Die Staatsbank hat sich also ihre Betriebsmittel selbst gedruckt. Für ausgeliehene Gelder hat sie märchenhaft hohe Zinsen genommen, viel höhere als andere Banken.

Die Revisoren haben ausgesagt, daß sich ein Beamter unter keinen Umständen solche Verstöße hätte leisten können, wie es Loeb getan hat, ohne daß ein Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet worden wäre. Im Anschluß an diese Revision hat eine Prüfung durch die Rechnungskammer stattgefunden. Dabei ist festgestellt worden:

1. Am 4. Juli 1923 wurden zu Lasten des Unkostenkontos über Zwischenkonto, das in dem Bericht der Revisoren mit „Verschleierungskonto“ bezeichnet wird — an einen Juwelier 140 000 000 M. gezahlt. Die Rechnung darüber war nicht aufzufinden. Vom Rechnungssteller, dem Juwelier, wurde mitgeteilt, daß es sich um 3 graue Perlennadeln handelte, „das Feinste vom Feinen“. Die 140 000 000 M. hatten am 4/7 23 einen Wert von 871 Dollar = 3658 Goldmark, wobei die damalige sehr hohe Kaufkraft mit in Rechnung gezogen werden muß. [Für 1 Dollar konnte man eine ganze Woche leben.] Von diesen Ra-

deln sind 2 an Beamte einer Berliner Firma verschenkt worden, die 3. hat Herr L. selbst behalten. Er ließ der Staatsbank dafür zu Lasten seines Kontos am 1/10 23 50 000 000 M. = $\frac{1}{5}$ Dollar = 85 Pfennige übertragen.

2. Auf eine Rechnung über 2 600 850 Mark für ein Tafelgeschirr für 12 Personen und andere Gegenstände, wurden zu Lasten des Unkostenkontos über Zwischenkonto (Verschleierungs-Konto) gezahlt, am:

13/4 23 2 500 000 M. = 497,40 GM.
18/4 23 100 850 M. = 16,95 GM.

Summe 2 600 850 M. = 514,35 GM.

24/5 23 für ein 81teiliges Silberbesteck
2 018 250 M. = 153,95 GM.

Am 8/8 23 werden auf das Konto L. übertragen: 2 600 850 M.
2 018 250 M.

Diese Beträge hatten am 8/8 23 einen Wert von 4 GM., während die Staatsbank die Gegenstände mit 668,30 GM. bezahlt hat.

3. Am 31/7 24 wurden zu Lasten des Effektenkontos „Gothaer Waggonaktien 400 Dollarschätze“ an Firma Soundso verbucht. Es handelt sich hier vermutlich ebenfalls um eine Zuwendung an einen Beamten der Firma Soundso, angeblich für den koulanten Verkauf eines großen Postens von Gothaer Waggonaktien.

4. Zu Lasten des Unkostenkontos wurden unter dem 31/12 23 1600 Millionen Zahlung an Paul Cassirer in Berlin, das bekannte Bildergeschäft, der Firma Bett, Simon & Co., zurückerläßt. Um was es sich handelte, ließ sich aus den Belegen nicht näher feststellen, vermutlich wieder um ein Geschenk an die Fa. L oder an Beamte dieser Firma.

5. Für Reisen von Fräulein Henn (Loeb's Privatsekretärin) nach Baden-Baden, wo Herr Loeb wegen Krankheit Aufenthalt genommen hatte, sind die Hotelrechnungen im Betrage von 205,80 + 98,90 GM. (darunter Beträge von 20,40 GM. für ein Mittagbrot und 12 GM. für ein Abendbrot) auf die Unkosten der Staatsbank übernommen worden. [Wie bereits erwähnt, hatte damals eine Goldmark einen sehr hohen Wert, ein vielfacher von dem, was sie heute gilt.]

6. Am 4/9 24 wurden für ein Geschenk an Herrn Maerker zum 60. Geburtstag 576,50 GM. für eine Bowle, Kristall mit Silber, auf Unkosten übernommen.

7. Herr L. bezog 5000 GM. wertbeständiges Notgeld von der Staatsbank. Er erhielt den Betrag am 23/11 23 Wert 19/11 abgerechnet und zahlte dadurch nur 3000 GM. an die Bank. (Am 19/11 betrug der Kurs für die Goldmark noch 600 Milliarden, am 20/11 stieg er auf eine Billion.)

8. Die Staatsbank besaß 3 Autos. 3 Stück waren sicher nicht notwendig. In staatlichen Betrieben müssen die Kosten, wenn ein Dienstwagen für Privatwecke benutzt wird, erstattet werden. Dies ist bei der Staatsbank nicht geschehen. Herr Loeb z. B. hat den Wagen für Privatwecke zu Reisen nach dem Schwarzwald bis Konstanz benutzt. Auch Reisen nach Frankfurt über Sonntag sind mehrfach mit dem Dienstwagen zurückgelegt.

9. Am 23/10 23 wurden Herrn L. Wert 19/10 23 1000 Dollar Goldanleihe zum Kurse von 7 500 000 M. abgerechnet, obwohl die Goldanleihe am 19/10 12 000 000 000 M., am 23/10 56 000 000 000 M. stand.

Dies sind einige Beispiele der Verfehlungen, die sich L. hat zu Schulden kommen lassen. Sie sind charakteristisch für die „Geschäftstüchtigkeit“ des Juden Loeb. Sein Schuldkonto ist mit den angeführten Fällen noch lange nicht erschöpft. Da sich aber die anderen Dinge, die sich L. hat zu Schulden kommen lassen, auf einer ähnlichen Basis bewegen, so haben wir uns mit dieser Auslese der Verfehlungen begnügt. Sie genügen ja, um den ehemaligen Präsidenten der „Thüringer Staatsbank“ und sein echt jüdisches Geschäftsgebaren zu charakterisieren.

Daß dieser „geschäftstüchtige“ Jude auch unseren ehrwürdigen „Reichspräsidenten v. Hindenburg auf das gemeinste beschimpfte und beleidigte, sei nur nebenbei mit erwähnt.

Daß L. außerdem noch die echt jüdische Frechheit besaß, den Staat Thüringen zu verklagen, kann uns bei einem so

„geschäftstüchtigen“ Menschen nicht in Erstaunen setzen.

„Herr L. hat nun Thüringen verklagt! Er meint, er könne dabei noch was verdienen! Um den Verdienst recht groß zu machen, klagt der „proletarische“ Herr Klassenbewußt auf — Armenrecht! Er wurde dieser Tage im Laufe des schwebenden Prozesses vom Richter gefragt, wieviel er im letzten Jahr verdient habe. Herr L. hat daraufhin selbst zugegeben, daß es 30 000 bis 35 000 M. gewesen seien. Nach diesen Angaben wurde Herrn L. selbstverständlich das Armenrecht entzogen. Was aber tat der arme 30 000-Mark-Verdiener? Er legte gegen die Entziehung des Armenrechts Einspruch bei der höheren Instanz ein. Doch diese konnte sich nicht auf den Standpunkt stellen, daß ein Mann, der im Jahre 30 000 bis 35 000 M. verdient, „arm“ sei und das Armenrecht bedürfe. Es bestätigte deshalb die Entziehung des Armenrechts! Nun muß der arme Herr L. auf eigene Kosten weiterklagen!“ Fr. Nr. 17, 26/4 28.

Über den Loeb-Prozeß, in dem noch viel dunklere Dinge als die bereits geschilderten enthüllt werden, berichten wir im Nachtrag, da die Sichtung des umfangreichen Materials noch eine geraume Zeit in Anspruch nehmen wird.

Loeb, LGM, Düsseldorf, 1904; blonder Jude, aus Hamm i. W. zugewandert und mit einer Nichtjüdin verheiratet, die, von ihm und seiner Familie wie eine Prämie verehrt, in späteren Jahren etwas verliedert sein soll. — K: 1. Elise, O Ltnt. Schwarz, der bei Ehrhardt tätig war. 2. u. 3. Grete und Liese, Zwillinge, * 1873; Grete, O △ Ingenieur Max Gd; Liese, O △ Dr. med. (Frauen) v. Guérard. Diese beiden frühreifen und zügellosen Halbjüdinnen wirkten schon als Kinder abnorm auf ihre arischen Mitschülerinnen ein, die von ihnen entweder braun oder blau gepufft oder vor Zärtlichkeit fast beleidet wurden; herangewachsen, hatten sie viele Pöussagen und machten dann ihren arischen Männern das Leben zur Hölle.

Der ausgezeichnete Operateur und Arzt v. Guérard entstammte einer katholischen Familie; seine Mutter, lange

gegen eine Verbindung mit der Loeb, gab schließlich nach, weil sich die Braut während der Verlobungszeit einwandsfrei führte. Der prächtige, vornehme Mensch v. G. kam aber später durch seine jüdischen Eheverhältnisse an den Trunk und um's Leben. „Sünden wider das Blut“ haben sich furchtbar an den Loeb's und ihren Opfern gerächt. —

Januar 1903 liefen in Düsseldorf Gerüchte über allerlei Vorkommnisse im Hause Charlottenstr. 10/12 herum. In der Tat hatten sich in Räumlichkeiten, die der bisherige Ulanenleutnant Freiherr Erwin Loew von und zu Steinfurth als ein Dr. Weigert gemietet hatte, Orgien mit Champagner und „Damen“ ohne Feigenblatt und Schurz abgespielt, was durch ein nur zu nachlässig verhängtes Fenster beobachtet worden war. Im Zusammenhang damit stellten eines Abends Mitte Februar 03 in der Gesellschaft „Verein“, Steinstraße, Ingenieur Gd und Leutnant v. Loew von und zu Steinfurth den Arzt Dr. Otto Weidenmüller II, auch ein Mitglied des „Vereins“, und begaben sich, mit dem Dr. Wanner und August Blanckertz als Zeugen, in das Direktionszimmer, um den Dr. Weidenmüller zu belangen, der in einer Verhandlung eben die, wie sich später ergab, an sich wahre Tatsache, daß die Frau Dr. Gd, geb. Loeb, an Veranstaltungen in der Charlottenstr. teilgenommen, verbreitet hatte. Herr v. Loew hatte dagegen in einer Untersuchung wegen Kuppelei behauptet: die Teilnehmerinnen seiner Feste seien Demimonden gewesen; auch als Gd seinen Freund von Loew brieflich aufforderte, sich zu den Gerüchten zu äußern, versicherte ihm L. mündlich, daß daran kein wahres Wort sei. v. L. forderte nun den Weidenmüller zum Zweikampf, den dieser verweigerte, er erbot sich vielmehr das über Frau Gd Gesagte zu beschwören. Gd wandte sich nun an von Loew mit den Worten: „Jetzt hast Du es gehört, nun hau' den Lump!“, worauf v. Loew: „Jetzt hau' ich ihm eine in die Fresse!“ Weidenmüllers Gesicht mit Fäusten bearbeitete.

Am 14. 3. 03 fand die Privatbeleidigungsklage Gd's gegen Weidenmüller statt, der die Frau Gd beim Ulanenleut-

nant v. Loew, Charlottenstr. 10/12, beim Wein usw., durch schadhafte Saloufien gesehen zu haben behauptete. Der Bauunternehmer Δ Gensen, einst bei der Garde in Berlin Einjähriger, aber nicht Offizier geworden, hatte die Vorgänge hinter den Gardinen zuerst bemerkt und sich gefreut, mal einen Vertreter jener höheren, militärischen Kaste, in die er selber nicht hatte kommen können, gar einen Ulanenleutnant — in der Falle zu haben. Gensen hatte dann den Juden Weidenmüller zu Beobachtungen hinzugezogen, der auch bei seinen Aussagen blieb; ein Frä. Wolf, die Frau \mathcal{E} aus dem „Verein“ kannte, bestätigte dieselben. Auch Frau Cahn hatte die \mathcal{E} häufig in Charlottenstr. 10/12 eintreten und im Zimmer des Dr. Weigert abends mit dem Leutnant v. Loew trinken sehen. Frau Oberpostschaffner Maßhoff erzählte von einem Kutscher, der ein Paket von Frau \mathcal{E} an Dr. Weigert abliefern sollte.

v. Loew sagte unter Eid aus, daß er Charlottenstraße 10/12 ein elegantes Zimmer als Dr. Weigert gemietet und dort nur mal mit zwei Dirnen aus Köln, niemals aber mit Frau \mathcal{E} und anderen Damen verkehrt hätte.

Frau Max \mathcal{E} beeidete: „Ich bin niemals im Hause Charlottenstr. 10/12 gewesen und habe niemals mit dem Leutnant a. D. v. L. dort verkehrt!“

Das Gericht verurteilte den Angeklagten Weidenmüller wegen § 185/6 zu 500 M. eventl. 50 Tagen Haft. Die eidlichen Aussagen des v. Loew und der \mathcal{E} wurden als glaubhaft anerkannt und die Möglichkeit einer Personenverwechslung nicht ausgeschlossen. Dr. Weidenmüller legte Berufung ein. Inzwischen wurde auch bekannt, daß die Frau des Absteigequartier = Meisters Meyer am Schluß der Verhandlung Zeuginnen gegenüber erklärt hatte: „Uns kann die Sache gleich sein, wir haben 15 000 M. damit verdient.“ —

Stnt. v. Loew hatte, wie einst der Abg. Hans Leuß in Berlin, in falscher Ritterlichkeit mit einem Meineid eine Frau retten zu müssen geglaubt. Die \mathcal{E} erschien übrigens zu der Verhandlung am Arm ihres greisen Vaters, wohl um durch seine juristische Stellung das Ge-

richt zu beeinflussen. Leutnant v. Loew und Frau \mathcal{E} aber fuhren am Nachmittage des Tages, an dem Weidenmüller verurteilt war, in einem Auto in Düsseldorf-Oberkassel herum und wurden dabei auch vom Staatsanwalt gesehen. Über das Verhältnis der beiden kamen weitere Einzelheiten heraus. So waren sie z. B. häufiger in der Molkerei Thomashoff in der Inselstraße zusammengekommen, wo sich Frau \mathcal{E} , von dem v. Loew auf der Rinderschaukel gewiegt, durch den Mangel jeglicher Unterbekleider nicht gerade ausgezeichnet hatte. Es kam, wie es kommen mußte! Über v. L. wurde wegen Meineids-Verdachts die Untersuchung verhängt, während Frau \mathcal{E} vor dem gleichen Schicksal nur deswegen verschont blieb, weil sie, wie eine der Damen des Jacob im Alten Testament, bettlägerig war, als die Verfolger ins Haus kamen; sie wurde aber polizeilich bewacht. Am 26/3 03 verfiel sie in Krämpfe, aus denen sie der Tod erlöste.

Die Presse meldete weiter 11/4 03: „Die Leiche der Frau \mathcal{E} ist Mittwochmorgen aus der Gruft der Familie \mathcal{E} entfernt und in einem Reihengrab des Friedhofes am Tannenwäldchen bestattet worden. Ingenieur Max \mathcal{E} hat die Villa an der Grafenberger-Allee verlassen und in einem an der Steinstraße belegenen Hause Wohnung genommen.“

Am 30/4 03 standen \mathcal{E} und der aus der Untersuchungshaft vorgeführte v. L. wegen Mißhandlung Weidenmüllers vor dem Schöffengericht. \mathcal{E} wurde unter Annahme mildernder Umstände zu 30 M., v. Loew zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. 9/5 03: „Das Schwurgericht verhandelte am Freitag den 8/5 03 gegen den Freiherrn Erwin Loew von und zu Steinfurth wegen wissentlichen Meineides. Durch das Geständnis des Angeklagten, in der Privatbeleidigungsklage des Ingenieurs \mathcal{E} gegen Dr. Weidenmüller wissentlich die Eidespflicht verletzt zu haben, wurde die Verhandlung wesentlich vereinfacht. Dem Angeklagten wurde strafmildernd § 157 zugebilligt. Urteil: 1 Jahr 6 Monate Zuchthaus. Von der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte wurde Abstand genommen.“

v. Loew hat seine Strafe bei Siegburg verbüßt und sich bald darauf mit einer sehr reichen Dame am Rhein verlobt.

17/10 03: „Heute scheint sich ein bedenkliches Nachspiel zu dem Drama Charlottenstraße aufzurollen und zwar soll gegen den Arzt Dr. med. von Guérard die Untersuchung wegen Vergehens nach § 216 und 278 des Str.-G.-B. eingeleitet sein.“ v. Guérard war während der Überwachung um seine Schwägerin gewesen und hatte ihr Sublimat gegeben, womit sie sich vergiftete. Als er verhaftet werden sollte, schnitt er sich an einer Fensterscheibe den Puls durch...

Wir bringen diese Geschichte, weiß Gott nicht, der Sensation wegen, sondern zur Warnung und um des guten Blutes willen, das durch die Verbindung mit der Gegenrasse rettungslos verlor. Das Verhalten der Töchter L.'s erklärt sich zur Genüge aus der Unausgeglichenheit ihres Inneren, dessen jüdische Triebe sich durch das arische Teil, von der Mutter her, nicht zurückhalten ließen, und das andererseits doch wieder der geschlossenen Gerissenheit und Klugheit volljüdischer Naturen ermangelte. Der Dämonie dieser Bastarde aber erlagen Männer, unter denen Dr. v. Guérard der beklagenswerteste war.

Loeb, Dr., UGM, Augsburg; Vors. des Deutschen Richterbandes und 1913 Leiter des 3. dtischen Richtertages im Senatsgebäude des Reichstags, wo v. Disto die Grüße der Regierung überbrachte.

Loeb, Prof., Dr. h. c. von 3 europäischen Universitäten! Amerika. *U* 1910, 51: „Der bekannte amerikanische Naturforscher, dem in seinem dtischen Vaterlande konfessionelle Unbuddsamkeit die Lehrkanzeln verschloß, und der in dem Laboratorium der kleinen kalifornischen Universität Berkeley Entdeckungen machte, die die ganze Welt in Erstaunen setzten.“ Ist dies Jacques oder Morris L.?

Loeb, Dagobert, Charlottenburg, Fritschestr. 27. 1913. Sp: Philipp. W.M.

Loeb, Ernst, Dr. jur., Bankhausler i. Fa. Heinrich Emden & Co. Berlin W 56, Jägerstr. 40. Präf. *U*: Kraftfahrzeug Berlin; Nachener Leder. *U*: Wirkenwerder Baumaterial; Wasserstandsregler Patent Hanne mann, Hermsdorf; Werkzeug-Maschinen, Köln. 1914.

Loeb, Fritz, München-Glabbach, Kaufmann aus Berlin, ehemals Generaldirektor der Loeb-AG, Erier. Ihm wurden 1927 (*WB* 28/8) Betrügereien bei Banken und Firmen, und Diebstähle — 1923 und Anfang 24 — zur Last gelegt. Loeb trat nach dem Kriege in das väterliche Geschäft, das er in eine AG umwandelte und zu einem über ganz Deutschland verbreiteten Konzern ausdehnte. Der Angeklagte erklärte, er habe den Spirit von der Rebe in Südfrankreich bis zur Rehle des Trinkers in Ostpreußen erfassen wollen.

Zwischen Loeb's Vermögensaufstellungen und denen der Sachverständigen ergab sich ein Unterschied von 7 Millionen Goldmark! L. mußte zugeben, daß seine Angaben unrichtig waren. Sachverständiger Jores be-

zeichnete in einer Bilanzkritik das Unternehmen als „oberfaul“: „Wederlich müssen auch die zahlreichen Beteiligungen mit gepumpten Geldern stimmen. Loeb hatte keinerlei kaufmännische Erfahrung. Er wurde als junger Mann Großunternehmer. Namentlich verstehe ich nicht, wie die Deutsche Bank ihm Millionenkredite geben und noch sehr gute Auskünfte über ihn erteilen konnte.“ Auf die Frage L.'s, „ob die mangelnde kaufmännische Erfahrung dadurch begünstigt wurde, daß andere mit Vorkriegserfahrung vor uns Inflationskönigen bewundernd auf dem Bauche lagen?“, sagte Jores: „Ich habe keine Kaufleute alten Stils gesehen, die das getan haben. Das Benehmen der neuen wirkt im Gegenteil abstoßend.“

Daß Loeb mit seinen Geschäften selbst vor seinen Rassegenossen nicht Halt machte, beweist die große Zahl jüdischer Zeugen. Bankier Oppenheimer aus Hannover nannte L. einen „Inflationsjüngling“, der mit seinem Rassenfreund David die Gläubiger mit den Aufstellungen hinter's Licht führen wollte. Bankier Hanau-Düsseldorf hatte schon früher die Geschäfte L.'s als „furchtbaren Leichtsinns oder Schwindel“ bezeichnet. Magnus erklärte, L. habe über die offene Grenze allerlei Geschäfte ins Ausland gemacht, die der alte Handel nicht gemacht hätte. Worauf der Vorsitzende feststellte: „Es ist tatsächlich in Köln ein Strafverfahren gegen L. anhängig gewesen, das aber auf Eingreifen der Besatzungsmächte, der Rheinlandkommission, eingestellt wurde.“ Der Geschäftsführer L.'s, Dr. Bollstein, konnte nicht vernommen werden, weil er in Palästina weilte.

Interessant ist der Kampf der Verteidigung um Zulassung der jüdischen Referendarin Dr. Cohnen (zur Verteidigung), die angeblich die Akten studiert haben und deshalb in der Lage sein soll, die Anwälte abwechselnd abzulösen. Nach Ablehnung eines Antrages durch den Oberlandesgerichtspräsidenten in Düsseldorf und durch den preußischen Justizminister in Berlin kam die Cohnen dadurch in die Verteidigung, daß ein Anwalt sich krank meldete und dafür das Fräulein amtlich zu seinem Vertreter bestellen ließ. Was ist mit dieser Referendarin los, daß man sie absolut mit in den Prozeß hineinhaben will?

Morgenblätter 20/6: „Im Loeb-Prozeß beantragte die Verteidigung, den Fabrikanten Franz Selbte aus Magdeburg, augenblicklich im Rheinlande, als Zeugen zu laden. Das Gericht beschloß die Ladung für Dienstag. Er soll Aussagen über seine geschäftlichen Beziehungen zur Loeb-AG machen. ...“

Am gleichen Tage meldete „Der Mittag“, Düsseldorf: „... Außerdem soll der Stahlhelmführer die Verteidigung Loeb's finanziert haben. ...“ Wer am Dienstag in der Verhandlung nicht erschien, war Selbte.

WB fragte ihn deshalb: 1. Ist es wahr, daß Sie mit dem Angeklagten Fritz L. oder der Loeb-AG direkt oder indirekt in geschäftlichen Beziehungen gestanden haben? 2. Welcher Art waren diese? 3. Ist es wahr, daß Sie die Verteidigung L.'s finanziert haben oder haben finanzieren lassen?

Franz Selbte hat auf Anfragen uns geantwortet, daß er seit der Stahlhelmgründung sich nicht um die Selbte-AG habe kümmern können, daß er deshalb erst Auskunft bei seinem jüngeren Bruder habe einholen müssen.

Die Fragen beantwortet S. wie folgt: „Zu 1.: Bereits der Großvater von Fritz L. hatte eine Firma in Erier, die schon seit über 50 Jahren von der Firma Selbte & Co. kaufte. — Zu 2.: Die Firma Loeb kaufte auch in der Zeit von der Firma Selbte & Co., in der nach seiner Rückkehr vom Kriege Fritz L. in die väterliche Firma eingetreten war. — Zu 3.: Hier handelt es sich nicht um die Finanzierung von L.'s Verteidigung, sondern ein Kreis von L.'s Bekannten hatte eine Geldsammlung nach dessen geschäftlichem und körperlichem Zusammenbruch unternommen, um ihm auf Grund seiner persönlichen Tüchtigkeit wenigstens eine Existenz zu gewähren. Wir haben damals eine Beteiligung daran abgelehnt.“

Wir gehen auf die ganze Angelegenheit aus 3 Gründen so ausführlich ein: Wir wollen zeigen, 1. wie das Judentum und seine Helfer stets durch Gegenoffensive möglichst auf Leute des nationalen Lagers abzulenken versuchen. 2. wie eine solche Gegenoffensive fast stets von Erfolg begleitet ist. Nationale Leute werden vom Kernpunkte Loeb abgelenkt und streiten sich um Selbtes Mittäterchaft. Wir bedauern es ganz besonders, daß der WB, statt sich an E. unmittelbar schriftlich zu wenden, öffentlich fragt. Er sollte wissen, daß bei einigen 1000 Lesern, die nur die Frage lesen, immer etwas hängen bleibt, daß dadurch Mißtrauen in der Anhängererschaft und Verstimmung bei den Angegriffenen erzeugt wird, daß also die Beresetzungspläne des Judentums gefördert werden. 3. Wir wollen hiermit ein für allemal aktenmäßig feststellen, daß der Stahlhelmführer zu Unrecht in die Angelegenheit hineingezogen worden ist.

Der von E. erwähnte Kreis von L.'s Bekannten hat sich zum Teil auch durch die Auskunft bestimmen lassen, die L.'s Regimentskommandeur vor Gericht über L. abgegeben hat: „L. bereits als Einjähriger sehr gut. Im Felde erhielt er wegen besonderer Tüchtigkeit den Hohenzollernorden und nach fünfmaliger Verwundung das Verwundetenabzeichen in Gold. Hat auch besonders nach dem Kriege sich für sein Regiment dadurch betätigt, daß er aktiven Offizieren und Mannschaften zahlreiche Stellen verschafft hat.“

Daß die Firma Selbte trotz dieses glänzenden Zeugnisses eine Unterstützung abgelehnt hat, freute uns deshalb, weil ja genug ungeschuldig ins Unglück geratene Mitkämpfer deutscher Rasse im Vaterlande vorhanden sind.

Loeb, Sidore, Großrabbi und Orientalist; Mgl. d. Akademie der Wissenschaften, Sekretär der A.Z.U., deren Bibliothek er begründete, Paris. 1839 Sulzmann i. E. — 92. S: Revue des Etudes Juives. S: les Juifs de la Russie; Albert Cohn; Réflexions sur les Juifs. Als L. verschied, fuhr die dtische Presse vor großen Schmerzen auf, denn Loeb war, wie Nzi (DfBl 19/6) bekannte, „nicht nur dem französischen, er ist dem gesamten Judentum gestorben und für alle ein unersehlicher Verlust. Er war die Seele der A.Z.U.“

Loeb, Jacques, Prof., Leiter der biologischen Abtlg. des Rockefeller-Institut New York. *1859 Mayen, Dtschld. O Anne S. Leonard. Er war Assistent am physiol. Institut in Würzburg; Straßburg; Neapel, zool. Station; 92 W (Physiol.) Chicago, dann New York, 66th Street and Avenue N. — „Das tierisch Belebte ist das Gebiet, wo Loeb und die ganze jüdisch angehauchte Wissenschaft heimisch sind, indem sie vermehren, aus Eiweißverbindungen, Kohlehydraten, Enzymen, Tropismen usw. das Wesen des Menschen erklären zu können. ... Von ihrem Standpunkte aus wird das göttlich Belebende überhaupt nicht wahrgenommen: und auf dieses kam es Goethe an.“ Bgl. Chamberlain, S. 705 ff.

S: Physiologische Morphologie der Tiere; Dynamik der Lebenserscheinungen; Leben. Bartels, DfB 3, 1130.

Loeb, James? — W (Chemie), S. Franzisko; No-belpreisträger, Nzi 1915, 23.

Personengleich mit dem Folgenden? WB.

Loeb, James, Dr. h. c., Palastbesitzer am Staffelsee, Murnau, Mitglied des Wankhauses Ruhn, Loeb & Co. in New York, stiftete für die Psychiatrische Forschungsanstalt in München zuletzt 600 000 M. und erhielt dafür die Goldene Ehrenmünze der Stadt. WB 24. u. 25/7 1927, 25/4 28. „Die „Amerikaner“ Loeb und sein Verwandter Alfred Heinsheimer in San Francisco sind nicht die einzigen „Möhlkäter“ des Instituts. Aber es wird das meiste Aufsehen von ihnen gemacht. Krupp hat ebenfalls gestiftet als Loeb.“

Loeb, Ju., S: Pariser J., die sich „einzige dtische Zeitung in Frankreich“ nannte. Sie war ein Wochenblatt, wurde 1913 aber in ein Tagesblatt umgewandelt. „Sie macht auch in dieser Gestalt einen wenig empfehlenswerten Eindruck und wird den Pariser keinen Begriff von dem Stande der dtischen Presse beibringen. Die in Paris lebenden Dtschen werden noch weniger erbaut

sein von dem dtisch-französl.-galizischen Rauberweisch des Blattes. So liest man als Titel: „Tägliche Gazette Allemande de Paris“. Daran anschließend: „Die tägliche Ausgabe dieses Blattes erscheint jeden Morgen um 12 Uhr mittags.“

Am 17/8 1912 heißt es: „Das erste Heine-Denkmal in Preußen. Wir Dtschen in Paris sind nicht mehr die einzigen, denen es vergönnt ist, die Büste des großen Dyrkers, im Denkstein festgehalten, zu bewundern. Seit einigen Jahren ist in Dtschld eine ungewöhnliche Denkmalsfreudigkeit für den Dichter Heinrich Heine erwacht. Dem großen Dyrker, der bisher in dtischen Landen kein Denkmal hatte, soll ein Nationaldenkmal errichtet werden. Noch ist das dtische Nationaldenkmal, das der Schöpfer des großen Bismard-Denkmal's baut, nicht vollendet. Nun hat die Stadt Halle dem Dichter ein Denkmal erbaut und somit Preußen das erste Steinbild des dtischen Dichters geschenkt. Das Heine-Denkmal, das der Halle'sche Heinebund, eine noch ganz junge literarische Gesellschaft, errichtete, steht in einem Gartenrestaurant, draußen in Trotha, einem Vorort von Halle, der mit einer malerischen Felspartie steil in die Saale fällt. Das Denkmal ist eine überlebensgroße Büste in feinem, weißem Beton. Der Sockel trägt in lapidaren Lettern den Namen Heine, darunter das stolze Wort des 26jährigen aus der „Heimkehr“:

Ich bin ein dtischer Dichter,
Bekannt im dtischen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.“

Loeb, Ju. (Jul. v. Eden), Frankfurt a. M. 1822 Edentoben —?; 50 in N. York. S: Ged.; Puhna. Ue: Byron's Don Juan.

Loeb, Louis, 1867 Cleveland O. — 09 N. York; Maler. S: J. Jangwill (sb); Jakob S. Schiff (sb). DfB 09, 11.

Loeb, Louis, Wien IX/1, Beregringasse 4. Präses: Niederösterreichischer Bauverein. W: Erste Österr. Jute-Spinnerei; Ber. Jute. 1914.

Loeb, Moriz A., S: Tourist; Zentralbl. der Hütten- und Walzwerke. Er ist Vorsitzer der Agudath Sistroel, in deren Gründungsversammlung in Berlin er betonte, daß man der Agudath nur anrechnen dürfe, was sie in ihr Programm aufgenommen habe oder was von dem provisorischen Komitee ausgegangen sei. Äußerungen einzelner Mitglieder dürfe man ihr nicht zur Last legen. Die „Jüd. Presse“ (5/7 1912): „Mit diesen Worten wollte der Redner offenbar die Angriffe beschwichtigen, die gegen die Agudath wegen der von Rabbi Dreuer auf der Rattowitzer Versammlung ausgesprochenen Beschimpfungen des Zionismus gerichtet waren.“

Geschick weiß der Jude bei Neugründungen die Hand zur Versöhnung zu reichen, mag die Kluft zwischen der jüdischen Orthodoxie und den Anhängern der liberalen Richtlinien noch so tief sein. Daraus sollten nichtjüdische Verbände etwas lernen.

Loeb, Moriz, R: Morgenpost; S: Wissenschaftliche und Meteorologische Korrespondenz. Berlin SW 11, Großbeerenstr. 96.

*1875 Grefeld. E: Rfm. Max L. // Regina Schwarzschild. Loeb gehört zur „äußersten bürgerlichen Linken“, wie er Deg. 7 bekennt, außerdem zum „Theaterklub“ und zur „Meteorol. Gesellschaft“. S: S. M. der Reisende, Glossen aus dem Geschäftsleben; Siegfried's Rheinfahrt; Berliner Konfektion; Edwards unselige Erben, die Kriegsbeher, Berlin 15. Loeb lenkt im letzten Buch die Frage nach den „Urhebern des Weltkrieges“, die zu stellen von der A.Z.U., wie es hieß, durch das WZ schon 1914 allen Nichtjuden verboten war, in eine erwünschte Bahn. Als Hauptschuldige nennt er die beiden Fürsten Eduard und Nikolaus — wo aber die Tätigkeit der ▼Northcliffe, ▼Sonnino, ▼Reuter usw. sich schlecht vermeiden ließ, wird die Rasse verschwiegen und damit in allen Ländern die feile, hebräische Heze, die zum Weltkrieg führte, verbunkelt. Nur in den unbeteiligten Nebenrollen seiner weltgeschichtlichen Betrachtung läßt L. Stammesgenossen und -genossinnen aufmarschieren: jene als Opfer des Jarrismus, diese als romantische Geliebten von Nikolaus und Suchomlinow. Andererseits überträgt

er, um das Rassegepräge zu verwischen, spezifisch jüdische Eigenschaften auf Nichtjuden und sagt z. B. von Churhill: „Er ist Schmod mit dem Ministerportefeuille, er kann so und er kann auch anders.“

Loeb, Moritz, Chicago, Neffe des reichen Jacob Loeb, wurde wegen Volkshewismus am 21/11 1921 (JF 21/12) verhaftet.

Loeb, Morris, Dr., Uß (Chemie). Aus „dtischer“ Judenfamilie. N. York. 1862—12. Kurator des Rabbinerseminars; „Leiter der Educational Alliance, des Hebrew Technical Institute, der Jewish Agriculture and Industrial Aid Society, des United Hebrew Charities Building usw. usw. Sein Bruder ist der bekannte Gelehrte James Loeb; seine Schwestern sind Gattinnen von Jakob S. Schiff, Isaac R. Seligmann und Paul Warburg. Sein Vater, Salomon L., war einer der Gründer von Kuhn, Loeb & Co. Nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Förderer zahlreicher sozialer und humanitärer Anstalten weit über sein Heimatland hinaus bekannt“, JBo und Uzi.

Loeb, Oswald, Dr., Ud (Pharmakol.), Göttingen; *1880, — kam als Stabsarzt im Felde durch Sturz mit dem Pferd ums Leben. Dresd. Anz. 22/10 1914.

Loeb, Otto, Fabrikbes., Seegesfeld. UR: Aug. Burg, Henningsdorf; Löwenbrauerei. 1914.

Loeb, Richard und Leopold, Kindermörder, Chicago. Der Berichterstatter der „Stampa“ schrieb über die Verteidigung durch Al Darrow: „Mit wahrhaft diabolischer Geschicklichkeit sucht er zu beweisen, daß die Angeklagten nicht das entartete Produkt der amerikanischen Sittlosigkeit, sondern vielmehr Opfer der europäischen Kulturverwirrung seien. Er macht Aretino und Benvenuto Cellini in erster Reihe für die Erziehung Loeb's und Leopold's verantwortlich. Aus der Lektüre ihrer Bücher hätten beide ihre krankhafte Leidenschaft geschöpft, die sie zur Begehung des Verbrechens führte.“ BB 23/8 29.

„Die jüdischen Millionärsöhne Bobby und Leopold, die ihren Schulkameraden Bobby Frank ermordeten, um zu wissen, wie Norden sei, sollen bald aus dem Zuchthaus entlassen werden. Durch die Dollarmillionen ihrer ehrbaren Väter vor dem elektrischen Stuhl bewahrt, wurden sie Lehrer (!) im Zuchthaus; jetzt winkt die goldene Freiheit zu neuen Taten“, BB 1928, 60; Der Freie 26/1 1930.

„Frau Loeb, die Mutter des Knabenmörders Richard L., sowie Fräulein Rosa L. wurden zu 42 000 und 27 000 Mark Strafe verurteilt, weil sie auf dem Dampfer „Leviathan“ Pariser Modellskleider in New York eingeschmuggelt hatten“, Deutscher Staat 1/9 1929.

Loeb, Richard, guatemalischer Konsul, Freiburg i. B. 1914.

Löb, Siegfried, Rfm., Mannheim, *1901, — schwindelte der 16jährigen Katholikin Wilhelmine Walter vor, er sei evangelisch, was er durch einen gefälschten evangelischen Kirchensteuerzettel glaubhaft machte. Es kam das erste Kind; vor dem zweiten drängte L. gegen den § 218 und zog das endlich beantragte Eheaufgebot zurück. Beim dritten Kinde heiratete er, bot aber das Kind der Hebamme für 1000 M. an. Auch mußte seine Frau, deren Ehe ein unausgesetztes Martyrium war, durch Inserate ihre Kinder feilbieten. Eines Nachts fand sie das Jüngste in einem Körbchen anscheinend erstickt vor. Sie ist überzeugt, daß ihr Mann der Schuldige ist. In schwerster Not fälschte sie einen Wechsel über 50 M. auf ihn und wurde dafür verprügelt. Ein Selbstmordversuch mißlang. Den Vorschlag des Juden, sich zu scheiden, lehnte sie ab und erhielt dafür einen Faustschlag ins Gesicht. Nun beschloß sie, mit Mann und Kindern zu sterben und öffnete den Gashahn. Der Jude entdeckte das und höhnte: „So nun habe ich einen neuen Scheidungsgrund.“ In ihrer Not zeigte die Frau den Mann wegen Mordversuchs an dem Kind an. Mangels Beweise freigesprochen, zeigte er nun die Frau wegen Mordversuchs an. In der Verhandlung bestritt er, die Frau wiederholt zur Anschaffung eines Kavaliers, zwecks Geldverdienens, gedrängt zu haben, auch, daß er es sich selber am Tisch hätte wohl sein, Frau und Kinder aber hungern lassen. Er verweigerte auch nicht das Zeugnis gegen seine Frau, sondern belastete sie nach

Kräften. — Das Gericht erkannte gegen die Löb 2 Monate Gefängnis. Als dann die empörten Zuhörer hinausdrängten, um den wahren Schuldigen, Löb, zu lynchen, drängte ihn ein Gendarm die Hintertreppe hinab, von wo er die Schloßgartenanlagen mit Sprüngen, wie ein Känguruh, durchsaufte. Gibt dieses, dem Rechtsempfinden unverständliche Urteil dem Juden die Möglichkeit zur Scheidung, so hat er seinen Zweck erreicht. BB 25/7 1927.

Konnte denn kein Geistlicher dem verführten deutschen Mädchen und der armen Frau in ihrem Kampfe gegen das jüdische Scheusal beistehen?

Loeb, Sophie Irene, Schriftstellerin, Philanthropin, Vorkämpferin der sozialen Fürsorge, 1876 Rußland — 29 N. York. Seit 1910 ständige Ma der „Evening World“; Ehrenpräsidentin des Ausschusses für Kinderwohlfahrt des Staates N. York. B: Im jüdischen Nationalheim; Palästina erwacht. JFJ 1/2 1929.

Löb, Sylvain, RR in Fa: M. Ulmo, München. Sekretariat der „Gesellschaft zur Vermittlung des internationalen Kinderaustausches zwecks Erlernung fremder Sprachen“, Augsb. Abendztg. 1/5 1908.

Loeb, William, * Ungarn, Privatsekretär des Präsidenten Roosevelt, der beim Abdanken seinen Nachfolger Taft gebeten haben soll, den Loeb doch zum Minister zu machen, worauf Taft spakete: „Das gehe nicht gut, aber er wolle ihn zum Zollkollektor von N. York ernennen; da verdiene er ja noch mehr.“ StbgrZ 20/6 1912. — Loeb wurde „Zollkönig von N. York“. DZ 13/2 und DZ 87, 1912, machten dabei in ihrem Unterhaltungsteil noch Kellame für diesen „Amerikaner“ — ohne seinen Pferdebesitz zu gewahren: „Im 2. Stockwerk des N. Yorker Zollpalastes wohnt der nützlichste, aber auch der am meisten gefürchtete unter den amerikanischen Staatsbeamten: William Loeb, höchster Zollbeamter des größten Hafens Amerikas. Aus seinen Händen empfängt die Staatskasse wöchentlich rund 25 Millionen; von je 5 Dollars, die dem Staatsschatz zufließen, stammen fast 2 von W. L., der im Jahre einem Ansturm von 300 000 Reisenden trotz, eine Million Einwanderer von seinen Beamten visitieren läßt und viele 1000 Tonnen von Gütern der zollamtlichen Unterzuehung unterzieht. L. ist in wenigen Monaten berühmt und berüchtigt geworden, sowohl durch die vielen Millionen, die der Staat durch ihn verdiente als auch durch die Strenge, mit der er gegen die reichen Schmuggler vorging.“ Dann folgt eine Aufzählung der selteneren Schmugglerpraktiken.

Gibt es auf Erden einen nichtjüdischen Beamten, von dem gleicherweise durch die Welt posant wäre, daß er tat, was seines Amtes war? Und deutsche Zeitungen bliesen dabei mit — wohl weil bei einem Juden Pflichterfüllung etwas ganz Außerordentliches ist? Wenn aber die Nichtjuden mal mit gleichem Maß gemessen worden wären, hätte die Weltpresse ihre Spalten Nacht und Tag doch nur noch mit den Berichten von der Pflichterfüllung zu füllen gehabt, die durchweg bei dem preußischen und deutschen Beamten- und Soldatenstande seit Friedrich dem Großen zu Hause war.

Loeb-Stern, Hermann, Mannheim, *1839 Mannheim —?, Vors. des Landes-Comité der UJU.

Löb-Ullmann, Sallie, Frau Privatier, Vors.: Rechtsschutzverein für Frauen und Mädchen, Heidelberg. 1913.

Lobach, Judenchriften der 1830er Jahre, Königsberg i. Pr., Rön. Allg. Z. 28/3 1929.

Lobatto, Rehucl, JG, Dr. h. c. (Groningen), „holländischer“ Mathematiker und Statistiker, 1797 Amsterdam — 66 Delft. Er gab 28—49 das offizielle „statistische Jahrbuch“ heraus.

Löbbede, Siegfried v., pr. Dragonerreitmeister, 1901 Wien O v. Lindheim. SA.

Lobe, Alexis = Alexander Guttmann.

△Lobe, Karl, Adolf, Senatspräsident, Dr., M. d. R., Leipzig, *1860 Regau i. S. Deg. 9. — L. schrieb jüngst in einer Zeitung: „Auf Grund des Preßgesetzes bitte ich um die Erklärung, daß die Unterstellung, ich sei jüdischer Abkunft, auf mich nicht zutrifft ... meine Vorfahren, bis 1600 von mir festgestellt, waren meist Handwerker oder Künstler, sämtliche in Weimar.“ BB.

↓ Löbe, Paul, Sozialdemokrat, M. d. R., *14/12 75 in Liegnitz (freireligiös). Volksschule. 1890/95 Zeitschrift als Schriftsetzer, als solcher bis 1898 tätig, zwischen- durch Wanderschaft durch Südböhmen, Österreich-Ungarn, Italien und Schweiz. 1899 M der Breslauer „Volkswacht“. Mehrfach wegen polit. Vergehen mit Gefängnis bestraft, zuletzt 1905 mit 1 Jahr. Stadtverordneter in Breslau seit 05. Provinziallandtagsabg. für Schlesien seit 1915. 1. Vors. des Österr.-Dtsch. Volksbundes für den Anschluß Österreichs. Vizepres. der Nationalverb., Präs. des Reichstags 1920. In der 3. Wahlperiode bis 1928 wieder Präs. des Reichstags. (Kürschners Deutscher Reichstag 1928.) Auch in dem von 1928 bis Sept. 30 gewählten Reichstag war Löbe wieder Präs. und ist es in dem am 14/9 30 gewählten Reichstag wieder geworden, durch die Unterstützung des sog. „Christlich-sozialen Volksdienstes“, der es fertig brachte, dem Kriegsdienstverweigerer L. seine Stimme bei der Wahl zu geben.

Das über L. vorliegende Material, vor allem über seine Betätigung während des Weltkrieges, konnte noch nicht in seiner Gesamtheit nachgeprüft werden. Einzelne Angaben und Zeugenaussagen widersprechen sich stark, so daß es, trotz aller Mühe, bis zur Drucklegung nicht möglich war, ein wirklich einwandfreies Material zusammenzustellen. Wir verweisen deshalb auf den 1. Nachtrag der Sigilla.

Löbe, Theodor Eduard, Schauspieler, G: Vobetheater, Breslau. *1833 Ratibor — ? G: Theaterdir. Karl? P. // ▼ Jeanette, E. von Lu. Dessau. — Von 93—98 war L. Oberregisseur der Hofoper in Dresden.

Löbel, Arthur, Dr. med.; Kais. Rat, *1857 Roman (Rumänien), Badearzt in Dorma; Winter in Wien. Schrieb viel über Moorbäder, aber auch populäre „kosmetische Winke“. — JG.

Löbel, Moritz, Dr., Charlottenburg. B: Kritisches Alter. Ko; Kü 11.

Löbel, Samuel/Schmuel, Hausierer, Dieb, *1672 Kürtig b. Posen, wanderte 20jährig nach Dtschlnd, wo er sich durch Raub und Diebstahl rasch in den wohlhabenden Mann zu Leipzig verwandelte, der „eine schwarze Perücke, im linken Ohr eine Perle, einen lichtbräunlich gesprengten Rock, nebst einer blauen damastenen Weste mit Golde bordirtet, trug, blaue Strümpfe, ein mit Silber beschlagenes Spanisches Rohr, und in selbigen ein rothes Band, mit einer gülden Franse, und ritte ein schönes braunes Pferd.“

In der Folterkammer zu Celle gestand er 7 schwere Einbrüche. Der Todesstrafe suchte er durch die Taufe zu entgehen, wobei er vor dem Pfarrer schauspielerte: „Er kunte sich nun dergestalt anstellen, daß man hätte meinen sollen, er wäre unter den übrigen am allerandächtigtsten. Er that, als bethete er ganz inbrünstig mit, und hörte die Predigten von Christo mit Begierde an. Wenn nur der Name Jesus genennet ward, machte er die allertiefste Reuerence, und neigte sich tieffer und mit mehrer Würdigung seines Leibes, als es unter den Christen selbst bey solchen Umständen einst gebräuchlich ist.“

Als er aber trotzdem gehenkt werden soll, wollte er wegen seiner Taufe die Vollstreckung hinauszuziehen und durch einen unterirdischen Gang ausbrechen: „Er stellte sich, als fände er in den Gründen des Christlichen Glaubens eine ganz ungemeyne Erquickung und Süßigkeit, und bath gar inständig, ihm doch noch so viel Zeit zu gönnen, daß er in diesem herrlichen Glauben seine Seele recht besätigen und sättigen, und, wenn er ja sein Leben nicht erhalten könnte, mit völliger Gewißheit und Freudigkeit sterben könnte. Ja, ich bekenne es, ich will Christ werden, ich glaube an Jesum Christum.“ Reich dem Pfarrer auch zur Bekräftigung dessen aufgefordert die Hand.

Als der Plan mißglückte, sagte L. höhniisch: „Wenn ich ja sterben soll, so will ich lieber sterben als Jude“ und erklärte dem vertrauensseligen Pfarrer rundweg: „ein Jude würde sich nie zum christlichen Glauben bekehren; wenn er es dennoch täte, würde er durch große Gefahr und Not dazu getrieben, bliebe im Herzen aber dennoch Jude.“ So wurde er „im Be-

kenntnis des jüdischen Glaubens, und folglich in der in ihren Seelen allzu tief von Jugend auf eingewurzelten Verwerfung des Herrn Jesu nach dem Galgen hinaufgezogen.“ — III. Beobachter, München.

Wenn Löbel sein Geseß verleugnete, um dem Galgen zu entgehen, so lassen sich heute die Juden taufen, um die Pläne ihres Blutes hinter dem falschen Spiel mit Christus und der Kirche besser zu verschleiern, — ein ruchloser Betrug, auf den eigentlich auch der Galgen stehen sollte.

Löbel, Simon, Berlin 1912: Wie es deutschen Dienstmädchen in jüd. Familien ergehen kann, zeigt ein Prozeß, der vor dem Berliner Amtsgericht stattfand. Das Dienstmädchen Anna K. — wir berichten nach der „Welt am Montag“ — „klagte gegen den Sohn ihrer früheren Herrschaft Simon Löbel, Dirschenstr. 88, auf Zahlung von Alimten. Das unerfahrene Mädchen war mit 16 von Schlesien nach Berlin gekommen und trat bei L. in Dienst. Der Sohn der Herrschaft stellte dem kaum den Kindesjahre entwichenen Mädchen nach, erbrach das Schloß der Tür zum Mädchenzimmer gewaltsam und nahm dem Kinde seine Ehre. Die Frau erhielt von dem Verhältnis Kenntnis. Sie schützte das Mädchen nicht, schalt es vielmehr. Diese Scheltworte schüchtern das junge Ding vollends ein. Sie war nun den Nachstellungen beider Eöhne ihrer Dienstherrschaft gegenüber willenlos. Als sie im März sich Mutter fühlte, mußte sie die Stellung verlassen. In dem Termin beschwor der jüngere Sohn, Adolf L., daß er in der Empfängniszeit ebenso wie sein Bruder mit dem Mädchen verkehrt habe. Eine Zeugin konnte dies aus eigener Wahrnehmung bestätigen. Der Vormund nahm darauf die lediglich auf die Tatsache der Schwängerung gestützte Klage zurück, da leider ja nach dem Geseß der Einwand, daß innerhalb der Empfängniszeit mehrere mit der Mutter verkehrt haben, die auf die Bewohnung gestützte Klage hinfällig macht. — Ein trasser Fall. Aber es ist doch nur ein Fall, der alle Tage möglich ist. Dabei ist die Familie, deren Opfer das unglückliche Geschöpf auf so schände Weise wurde, eine wohlhabende Bürgerfamilie, die einen gutgehenden Stand in der Zentralmarkthalle besitzen soll.“

Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, sollten es sich überlegen, ehe sie sie in jüdische Häuser schicken. Zum Freiwild für orientalische Gelfüste sind deutsche Mädchen zu schade. (s. Else Laster-Schüler.)

Löbel, Theophil D. R., Kais. türk. Ministerial-Dir. a. D., m. Generalrang in der Armee; hohe Orden. *1859 Jassy, beheimatet in Gbrltg, Schlef. G: Rfm. G. L. // Sufi Wechsler. — O 82 Fanny, E. d. fRfm. B. Fridmann // Fanny F. — 85 Jenfor im türk. Unterrichtsministerium und bald Zensurchef. B: Dtsch-türk. Wörterbuch samt türk. Grammatik; Bezler v. Lenoran, Türk. Komödie in dtscher Übers.; La femme turque; Hochzeitbräuche in der Türkei m. Einleitg. von ▼ Bamberg; La barbe chez les Musulmans. — Freikonserbativ. — Konstantinopel. Deg. 6.

Löbelsohn, Karl, Weltverschwörer (K. Kadel; Parabellum), Russ.-Polen. — Sozialdemokrat. Ma: Vorwärts; Bremer Bürgerztg.; Leipz. Volksztg. 20. Jh.

Er wurde wegen ehrenrühriger Handlungen wider fremdes Eigentum aus der Partei seiner Heimat ausgeschlossen. Dann tauchte er in Dtschlnd unter dem Namen Kadel auf und bereitete der dtschen Partei gewaltige Schwierigkeiten, bis der Parteivorstand entschied, daß er nicht Mitglied der Sozialdemokratie sein könne. Während des Krieges schrieb er als „Parabellum“ in einer Schweizer sozialdemokratischen Z. u. a. über dtsche Verhältnisse: „Wenn unsere Arbeit (nämlich die des revolutionären Teils der Sozialdemokratie) schon einen größeren Kern von Klassenkämpfern gesammelt hat, da gehe man bei entsprechendem Anlasse auf die Straßen; mag die Regierung die Landsturmlente gegen Proletarier aufbieten, die Brot und Frieden fordern.“

Die Woff. Z., die sich Anfang März 15 wohl oder übel mit Parabellum beschäftigen mußte, nannte ihn „S o b e l s o h n“. Löbelsohn verwandelte als Kadel Rußland in die bluttriefende Mätereipublik. (s. Kadel.)

Lobengula Δ , Prinz, Häuptling der Matabele-
neger, Afrika. DfBl 31/8 1899: „L. wird sich dem-
nächst mit einer schönen reichen Jüdin, die er auf einer
Ausstellung in London kennen lernte, verheiraten.“

Loebenstein, v., Aron/Alexander, #, Bankhändler zu
Süßen, von Friedr. Wilh. III. von Preußen no-
billitiert. CG .

Loebenstein, Emanuel, Revolutionsliterat, 1848 Wien.

Loebenstein, Osfer, Goldwarenhandler, Harburg, er-
hielt 18/6 1914 vom Schwurgericht Kassel wegen betrü-
gerischen Bankrotts und fahrlässigen Falsch-
eids 6 Monate Gefängnis. Er hatte aus seinem Kon-
kurswarenlager Vermögensstücke beiseite geschafft und
bei Ablegung des Offenbarungseides falsch geschworen.
Zuerst will er das Uhrmacherhandwerk „erlernen“ haben,
dann zog er auf die Wanderschaft. 02 in Spandlingen
als Uhrmacher tätig, nach 2 Jahren Konkurs, dann
Leiter einer Schußfiliale und später Versicherungsagent.
In Schwäbe hatte er ein Goldwarengeschäft, rückte nach
einem Betrüge aus und war als Kantor und Schächter
in der Provinz Posen tätig. L. ist viermal vorbestraft,
darunter mit 10 Monaten Gefängnis wegen Dieb-
stahls und Unterschlagung.

Loebenstein v. Wigenhorst, Heinrich, #, *1847 Bre-
genz. G : Jakob L. // Kohn, 69 nobilitiert. G . wurde
Oberleutnant, und später Hofzeremoniendirek-
tor im Obersthofmeisteramt und kais. österr. Herold
in Wien. G : Egon, 77, Chef des Präsidialbüros im
Kultusministerium, ebda. CG .

Loebinger, Max, MA, 3facher Hausbesitzer, Berlin.
— 2 — 0,13. 1914.

Loebl, v., #, österr. Freiherrn, seit 1893. CG .

Loebl, Emil, Dr., Hofrat. ChM : Kaiserl. Wiener Z.
1863 Wien. B : Beresat Tristitia; Kultur und Presse.
Als ChM ein rigoroser Zensor, strich er mal einem
 Δ Ma im Feuilleton die bloße Erwähnung des deutsch-
völkischen Buches „Membrandt als Erzähler“. Wien III,
Reisnerstr. 3.

Loebl, Leopold. *1844. R : R . Jr. Presse, Wien.
 Ro , Rü 21.

Lobri = Lothar Brieger.

Lochau Δ , Ugel v. d., $\text{O}\blacktriangledown$, f. Georg Gf. v. Harden-
berg.

Lodroy, Eduard Etienne Antoine, gebor. Simon
(Mephistopheles), 1838 Paris —?, „mit seinem kleinen
dünnen Kopfe vom Stamme Asser“. Maler, Antiquar,
Sekretär, Journalist; er zog nach Sizilien mit Gar-
ibaldi, — schrieb mit Albert Wolff (fd) unter dem ge-
meinschaftlichen Decknamen „Mephistopheles“, machte 71
Nationalversammlung und Kommune mit und wurde
verhaftet, aber freigelassen; 86 und später war er wie-
derholt Minister. „Sein geistvollster Witz war, über
geistliche Brüder zu spotten, die sich nach dem Heiligen
hatten. ... Bei L. gibt es überhaupt keinen Gott mehr“,
Drumont Testament d' un Antisemite 228. Er ver-
anlaßte auch das Gesetz über den Verkauf des Kron-
schages, das den franz. Juden große Beuten abwarf.

Über L.'s Herkunft und Lebenslauf berichtet Drumont:
„Er ist der Sohn eines ital. Juden Simon aus
Turin und stammt von Julien de la Drôme ab, der
eine traurige Rolle in der Revolution gespielt hat. Er
selbst hat in dem bei Calman Lévy (fd) erschienenen
„Journal d'une bourgeoise pendant la Révolution“ Auf-
zeichnungen seiner Großmutter veröffentlicht, deren In-
halt so abenteuerlich war, daß er es für geraten hielt,
den vollen Namen der Verfasserin durch die Anfangs-
buchstaben zu versehen. ... Nachdem Lodroy an der Seite
Wolffs die Schule der kleinen Journale durchgemacht
hatte, ist er ans Theater Déjazet gekommen, um schließ-
lich die politische Bühne zu zieren, wo er sozusagen der
Verfolgungslüchtige à la „Baudeville“ ward. So wie
Saint-Simon von Puffort sagte: „er sähe aus wie
eine gedregerte Kaze“, gleich Lodroy, wenn es ihm ge-
lang, die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken,
einer Kaze, die sich freute, ihren Schmutz in eine Koh-
lenpfanne gelegt zu haben. Sein Auge hat den Aus-
druck, wie man ihn bei einem bekannten, banalen Spiel,
wo die Schläger im Kreise um den Geprügelten stehen,

wahrnehmen kann; er zeigt jene Unruhe des Kleider-
juden, der die Vorübergehenden anspricht und dabei un-
aufhörlich auf der Lauer steht, mit dem gleichzeitig
aufmerksamem, dabei aber verschämten und boshaften
Gesichtsausdruck.

Daß er boshaft ist, hat er in der Kommune be-
wiesen. Seine Haltung in Paris war ihm selbst sehr
peinlich. Während er die Handlungen der Insurgenten-
regierung heimlich billigte, vermied er es schlau, sich öf-
fentlich an dieser Bewegung, deren baldiges Ende er
vorausah, zu beteiligen. Er benutzte geschickt die Zeit-
umstände und unternahm einen ländlichen Spaziergang,
um zu sehen, ob in Clamart der Frieden blühe; seine
Freunde ließen ihn dort durch eine Patrouille abfassen
und setzten ihn, als die Komödie der Kommune vorüber
war, wieder in Freiheit. Das biedere Volk war über-
zeugt, daß dieser Edle sich für sie geopfert habe und
gesellte ihn seit jener Zeit der Zahl der tüchtigen Män-
ner zu, die man Republikaner erster Güte nennt. So
figurierte dieser Possenreißer bei den letzten Wahlen
auf allen Wählerlisten und ist jetzt Handelsminister!

Das größte Verdienst Lodroys nächst der Frei-
maurererei ist, daß er sich in die Familie Victor Hugo's
einzuführen verstand und hier den Aufpasser spielte,
damit jener große, ehemals christliche Dichter nicht wie-
der zu Christus zurückkehre, und das hat er trefflich
durchgeführt.“

Lodz, Dr. B. Gentschel auf dem 2. antisüb. Kongreß
in Chemnitz, 27/4 1883: „L. ist eine Stadt, die an-
geblüht 80 000, in Wirklichkeit aber 120 000 Einwohner
zählt. Dieser Überschuß ist aber nicht Steuerzahlend, weil
er aus während des Zahlungstermins nicht aufzufin-
denden Juden besteht. Bis noch vor 10 Jahren war
die Stadt wesentlich dtsch und insofern gewerbetreibend.
Seit 10 Jahren aber ist das Deutschtum in die Seiten-
gassen verdrängt, während in den Hauptstraßen jüd.
Wesen sich breit macht, was man seit Jahrtausenden,
seit Herfürdung des isr. Reichs, in diesem Maßstabe
nicht gekannt hat. Innerhalb dieses zusammengepferchten
Postens jüd. Elemente macht sich eine eigentümliche und
tückische Weise in der Geschäftsführung geltend, die dar-
auf hinausläuft, daß das Judentum im Kampfe mit
den Nichtjuden zum Durchbruch komme. Es ist fest-
stehend, — und ich habe diese Notizen von einem großen
Fabrikbesitzer in Lodz, der sich bisher noch erhalten
hat unter diesen Juden —, daß die Juden dort inner-
halb dreier Jahre ein jeder Bankrott
machen. Sie zahlen dann 10—20%, und die Sache be-
ginnt von neuem. Das ist so alltäglich, daß es dem
ganzen Leben seinen Charakter aufprägt, und dadurch ist
es innerhalb 10 Jahren möglich, daß dieser Posten für
die Juden gewonnen wurde. Einzelne jüdische Fabri-
kanten sind darunter, die ein sehr großes Geschäft ma-
chen, so z. B. Herr, der in seiner Fabrik 5000 bis
6000 Arbeiter beschäftigt. Einzelne deutsche Fabrikanten
können nur dadurch sich halten, daß sie sich auf eine
besondere Tätigkeit legen, worin die Juden nicht nach-
kommen — fürs erste wenigstens; so legen sie sich z. B.
auf eine intensive Ausstattung ihrer Dessins, stehen da-
durch mit dem Auslande in Beziehung und sind den
Juden um ein Jahr voraus. Die Juden machen die
Muster in der nächsten Saison nach, und der betreffende
Fabrikant wirft bei Schluß der Saison die ganze Sache
weg und begibt sich auf ein neues Gebiet. So fristen sie
ihr Dasein.“ —

„Die russische Regierung richtete in den 1890er Jahren
in den größeren Städten Stationen zur Untersuchung
von Tuch ein, um festzustellen, ob das Tuch echt oder
aus Wolleabfällen gefertigt ist. ... Der „Odeßer List.“
erzählte bei der Gelegenheit von einer großen Tuch-
fabrik, der Firma Schwarz, Birnbaum & Wöme in Lodz:
„Diese Firma nimmt einen riesigen Platz ein und be-
steht aus einer ganzen Reihe von Gebäuden, die mit-
einander durch Schienenweg und Telephon verbunden
sind. Alle Abteilungen werden elektrisch beleuchtet. Das
Dampftriebwerk hat eine Kraft von 450 Pferden; das
Schwungrad der Dampfmaschine hat im Durchmesser
6 Faden und geht durch 3 Stockwerke des Gebäudes.
Und diese ganze große Fabrik beschäftigt sich damit,

daß sie — aus alten Lumpen Tuch fertigt. Aus allen umliegenden Orten, aus Warschau und sogar aus dem Ausland, langen hier ganze Bahnladungen von Wollenlappen an, die von besonderen Maschinen gewaschen, zerzaust, zu Wolle verarbeitet werden und schließlich in der Spinnerei- und Webereiabteilung sich in die verschiedenartigsten Stoffe verwandeln.“

Es ist merkwürdig, daß man fast in allen solchen Fällen auf jüdische Firmeninhaber stößt! —

Essener Gen.-Anz. 12/12 1914: „Der Handel ist Monopol der Juden, die ebenso selbstverständlich ihren Kasten und ihre kleinen schwarzen Mützen tragen. Jenseits des „neuen Ringes“, in der Altstadt, beginnt mit dem „Laufermarkt“ das Ghetto. Was hier haust, ist ärmste Armut, Menschen, die allenfalls den Wert von Lasttieren haben: jammervolle, gebeugte Gestalten, mit einem ganzen Zimmerinventar auf dem Rücken. Das Ganze: ein stinkender Pfühl, eine Herde schreiender, gestikulierender Menschen. Unterernährte Gesichter, in deren Augen irgendeine dunkle, schwermütige Sehnsucht nach irgendeinem unbekanntem Land eines unbekanntem Friedens glänzt. ...“

Loe, Joe [der Name klingt amerikanisch!], gebor. Josef Löwenstein, B.-Schöneberg, *1883, nennt sich „Plakatmaler und Architekt“, besorgt die Melodie für die Salamander-Schuhe und die Dtsche Auer-Gesellschaft. Nach mehreren Jahren Zeichnens im Verlage Kurt Behrens verband er sich geschäftlich mit Architekt Goldschmidt. Man sehe Loe's Titelblatt der „Zeitschrift für Schule und Elternhaus“, „Der höhere Schüler“, R: Goldberg, an: Die Erde als Apfel, auf dem ein schäußliches weißiges Insekt, wir deuten es als Symbol des jüdischen Völkerverparasiten, hocht.

Löffler, L. & Co., Hamburg, 1905, f. Moses Raß. Loestobik, Arthur, Stadtverordneter, Dir: Stadtmuseum, Debreczin. 1911. JB.

Logander, Lu. = Paul Cauer.

Lohde, Artur, mos., Apotheker, Berlin, Wiener Str. 17. Inform.-Brief 15/5 1930.

Lohde, Clarissa = Clarissa Voetticher.

Lochner (Weda [großer angelsächsischer Heiliger]), Frh, Dr. jur., *1883 Wildenschwert, Böh. — E: Kfm. David L. // Anette Scherhol. — Ma: Welt; Morgen; Fremdenblatt; Münchner Jugend; Wiener Musikete. B: Getaufe und Baldgetaufte, Ep; Israeliten u. a. 6. A.; Operetten: Keusche Susanne; Fromme Silvanus. Jüd.-national. — Klub-Verbindung: „Radimat“. Wien. Deg 6

Er sieht die Zusammenhänge des Marxismus mit dem Judentum in der „geistigen Verwandtschaft, in den meisten Kulturfragen und in einer gewissen eingeborenen Hinneigung zu den sozialen Idealen, die unsere Religion seit Jahrtausenden predigt. Die Sozialdemokratie ist zerstörend und bolschewistisch eingestellt, gerade durch den überragenden jüdischen Einfluß. Es sei daher Pflicht der jüdischen Bevölkerung, jede Gemeinschaft mit dieser von den Juden geleiteten, aber für das Judentum unheilvollen Richtung abzulehnen, da für die Sünden dieser Hezer, die nachher die Blut und Rache des Volkes heraufbeschwören, die große jüdische Masse zu büßen habe.“ Der Freie 7/4 1929. — Vgl. Edm. Wengraf.

Löhner, Heinrich, MA a. D., Literat. *1838 Daudleb, Böh. Wien IV. Deg 5.

Lohnstein, C., MA, Berlin B 10, Viktoriastr. 34. 1914. 3facher Hausbesitzer, Millionär.

Lohnstein, Hugo, Dr. med. (Harn), Berlin, *1864 ebda. — R der Allg. med. Central-Z., seit 92; er begründete JB mit Leop. Casper die „Monatsberichte für die Krankheiten des Harn- und Sexualapparates“. — Dr: Theodor.

Lohnstein, Lu. August, Hohenstaufengasse 3, Wien. MA: Ostr. Länderbank; Ber. Eisenbahnbau und Betrieb, Berlin; Dtsche Effecten- und Wechsel-Bant. 1914.

Lohnstein, Theodor, Dr. phil. et med., Berlin, *1866 ebda. — Dr: Hugo L. — Er war erst unter Liebreich Naturwissenschaftler, wurde Mediziner, und „beschäftigte sich mit Arbeiten zur Ophthalmophysiologie und Pathologie, veranlaßt durch ein eigenes Augenleiden sowie mit urologischen Studien“, Bagel.

Loehren, gebor. ?, A., Prof. Dr., † 1910, Frankfurt a. M. Nach DBe 10, 5 stifteten die Hinterbliebenen 100 Mark für die A.ZU.

Lohsing, Ernst = Ernst Löwy.

Loisy, A., Literat, Paris. Ue: La consolation d'Israel (Der zweite Jesajas), 1928. — Lambellin.

Lokalanzeiger, Berliner. Zum Scherl-Verlag (sd) gehörend. Ein maßgebender R: Dr. S. Breslauer.

Siegfried Jacobsohn (sd) berichtete in der „Weltbühne“ 1926: „Vom „Berl. L.-A.“ lassen sich folgende Juden beschäftigen:

Behrens als Lokalrechercheur; Schönfeld als Redakteur; Alfred Holzbock (+) als Reporter; Alfred Rosenthal, Chef des Filmteils; Martin Proskauer, Chef der illustrierten Blätter; Eugen Tannenbaum, Lokalchef der „Nachttausgabe“; Elsa Herzog, Leiterin der Modebeilage; Sally Breslauer, ChR und Leitartikler; Philipp Goldschmidt, Verlagsdirektor. Bisher hat man nicht gehört, daß sich einer der Herren aus dieser Kloake des Antisemitismus in eine reine Luft gerettet hätte. . . Und da soll man nicht Antisemit werden?“

Die Liste wurde vom „WB“ 3/9 1926 ergänzt: „Unseres Wissens sind noch mehr Juden bei Scherl:

Pollaczek im lokalen Teil; Caro, Schnitzler und Rubiner im Feuilleton; Matthias und Schwaneberger als Leiter der Bilderabteilung. Wie steht es mit Frankenburg und Mühlring? Dazu kommen Roghe (Groß, aus Ungarn), der Londoner Korrespondent Schweier und Engel in der Auslandsabteilung.“ Auch damit ist die Schar wohl noch nicht ganz erfasst: Aron, Kapralik, Magim. Kahn-Toledo, Stern, Loewe, Margitai usw. fehlen, ferner nennt Fritsch, Handbuch der Judenfrage, 30. Aufl., S. 298, noch Simson (früher Simonsohn) als Bearbeiter des Gerichtssaals.

Wenn Jacobsohn den Lokalanzeiger, der noch nie das Judenproblem angechnitten hat, „Kloake des Antisemitismus“ nennt, so ist dies nur dadurch zu verstehen, daß der Jude jede nationale Betätigung einer Zeitung als gegen die Pläne des Judentums arbeitend empfindet. National ist also gleich

Antisemitismus, also ist Judentum, wie es Jacobsohn empfindet, antinational, was wir ja dauernd behaupten.

Wieso aber Jacobsohn den im Vokalanzeiger arbeitenden Rassegenossen Vorwürfe machen kann, die ihn sogar dem Antisemitismus in die Arme treiben, verstehen wir nicht. Will er ihre Bestrebungen tarnen?

Biel klarer schreibt darüber das „Mittelteilungsblatt nationaldeutscher Juden“ Mai 1930:

„Unser 2. Vorsitzender, Herr Chefredakteur Dr. S. Breslauer, hat vor kurzem das 60. Lebensjahr vollendet. Was der Verband ihm zu danken hat, wissen alle, die unserer Arbeit näherstehen. Gerade in seiner Eigenschaft als rechtsstehender Politiker hat Herr Dr. Breslauer stets bewiesen, daß man auch in einer Umgebung, die von Vorurteilen gegen „die Juden“ keineswegs frei ist, sich seine Stellung schaffen und erhalten kann, wenn man des eigenen Gefühls sicher ist und sich von dem geraden Weg nicht abdrängen läßt, insbesondere auch nicht durch Ressentiments. Was im übrigen unser Jubilar gerade durch seine Tätigkeit in diesem Wirkungskreise dazu beigetragen hat, die landläufigen Vorurteile unserer nichtjüdischen Volksgenossen abzubauen, kann nur der beurteilen, der ihm persönlich nahesteht.“

Der Hauptschriftleiter des „nationalen“ „Berliner Vokalanzeigers“ aus dem Hugenberg-Konzern hat also in seiner Stellung dazu beigetragen, den Antisemitismus in diesen nationalen Kreisen zu dämpfen oder abzubauen, denn etwas anderes kann man unter dem „Abbau“ landläufiger Vorurteile nicht verstehen.“

Wie die Juden im Vokalanzeiger die „landläufigen Vorurteile abzubauen“ verstehen, zeigt a. a. folgender Vorfall:

„Als im März 1927 der amerikanische Deutschenheizer und Finanzmagnat Otto S. Kahn in Berlin erschien, hatte der „Berliner Vokalanzeiger“ nichts eiligeres zu tun, als diesen niederträchtigen Deutschenbeschimpfer durch einen Vertreter ausfragen zu lassen. Otto S. Kahn war es, der die Deserteur- und Landesverräterzeitung „Freie Zeitung“ in Bern mit 50 000 Franken unterstützte

zur Unterwühlung der deutschen Front, derselbe Kahn war es, der 1915 in der Carnegie Hall erklärte, er schäme sich jedes deutschen Tropfen Blutes, der ferner nach dem „Journal“ vom 1/7 17 erklärte, man müsse das „Gift des Preußentums“ bekämpfen, er hoffe auf eine Niederlage des Deutschlands „des Blutes und der Lüge“.

Und zu diesem Schurken geht ein Vertreter des deutschnationalen „Berliner Vokalanzeigers“, um sich ihm anzubiedern. Wahrscheinlich hat es auch hier wieder einen Juden zum Juden gezogen.“

Der Scherl-Verlag ist jetzt in die Hände des sogenannten Hugenberg-Konzerns übergegangen. Hoffentlich wird Hugenberg, der vortreffliche Führer der gereinigten Deutschnationalen (sd) Volkspartei, die Zeit finden, auch dieses Instrument, das er sich für nationale Zwecke geschaffen hat, zu einer scharfen Waffe im rassistischen Entscheidungskampf auszugestalten.

Wir wissen, daß er gegen alle ihm bekannt werdenden Entgleisungen sofort schärfstens vorgeht — da er aber nicht allgegenwärtig sein kann, werden derartige Vorkommnisse erst dann ein für alle Mal ausgeschaltet sein, wenn die rassistische Zusammensetzung der Angestellten eine entsprechendere geworden ist.

Zofli, der Feuergott, der Mephisto und Teufel der germanischen Sage, der den Walbur tötete. — Wd. Wahr- mund, Fabeln, 1896, S. 69:

„Doch auf des Götterblutes Spur —
Wer schleicht heran mit Radeschwur,
Die Zauber mistel in der Hand,
Die Walbern hat in den Tod gesandt?“

Die Zauberrute peitscht das Gold,
Peitscht Christenvoll in den Judensold;
Sie peitscht das Gold in den Judensack:
Den Sklaventittel dem Christenpad.“

Zofli, Eude, Rabbi, Dr., Uß (Hebr.), Padua. 1826 Görlich —? Sein „begabter“ Br: David (Abdo Apocaliffo), 25—84, Arzt in Triest, schrieb über Politik, Magnetismus, Cholera und, als Vorläufer von Mantegazza (sd), über „Liebe“ in physiologischer, philosophischer und sozialer Beziehung (83), ferner verfaßte er die symbolische Geschichte „S Nuni“.

Lombard, ein semitisches Satansmonopol. Deutsche Hochwacht 16/11 1912: „Die deutsche Industrie, die fabrikmäßige Herstellung von allem, dem deutschen Volke Nötigen an Wohnung, Kleidung und Nahrung, geht seit langen Jahren nicht mehr volkswirtschaftlich gesund von statten. Der Fabrikant muß seine Maschinen, seinen meist jüdischen Bankten zinspflichtigen Betrieb, forciert beschäftigen. Er produziert enorm mehr, als Nachfrage vorhanden ist. Die Lagerbestände nehmen erschreckende Dimensionen an, die Rohmaterialienhändler drängen auf Zahlung, es muß etwas geschehen. — Da

erscheint der jüdische Agent, da tritt das jüdische „Lombard“ in Wirksamkeit.

In „menschenfreundlichster“ Weise werden von den wie giftige Pilze aus dem Boden schließenden Millionenunternehmen der Lombards die Überbestände, die Lager, 6 Monate in „sorgsame Obhut“ genommen, d. h., sie werden mit höchstens dem 4. Teil ihres Herstellungswertes beliehen. Dem Fabrikanten ist geholfen, die Bahn des Verderbens weiter zu wandern. Der erste Rückkaufstermin verfällt. Der Lombardjude wird Eigentümer der Erzeugnisse. Die Ware kommt auf den Geschäftsmarkt. Jetzt ist der Moment, wo die Agenten der Riesenkauflhäuser, die Restergeschäfte, der ganze jüdische Kleinschacher aufkaufen zu Preisen, die nicht einmal die Hälfte des Herstellungswertes erreichen. Der Lombardjude streicht sein Sümmchen ein. Das Warenhaus hat seine billigen Vorkaufartikel, seine „besseren Sachen“. Der Restergewinn nimmt die Schere und schneidet tausend ähnliche Stoffreste. Das Volk, mit marktstreuerischer Reklame hypnotisiert, deckt seinen Bedarf an solchen Quellen.

Man sehen die Folgen zerschend in Werkstätten und Fabriken ein. Die schon an den Lombard gewöhnten Erzeuger fabrizieren nur noch die eben möglichen Qualitäten. Schund, der sonst dem Einschmelzen, dem Einstampfen, der Neuherstellung verfiel, Drechwaren, sind immer noch gut genug — wenn sie nur neu und feinglänzend, lackiert oder appretiert sind —, Lombardiert zu werden.

So entstehen unsere herrlichen Kleiderstoffe, wo ein Anzug des Vaters nach dem ersten Regenspaziergang dem 14jäh. Sohne wie angemessen paßt. Unsere Fahrräder, die ihre Lebensgefährlichkeit unter Lack verhüllen, die haltbaren Schuhe mit aus Handschuhleder überzogenen Pappdeckelsohlen, die billigen Klaviere, Nähmaschinen, Möbel, Kronleuchter und so vieles andere.

Der Fabrikant ist betrogen und wird zum Betrüger, das laufende Volk ist betrogen, aber der Lombardjude verdient. Man sehe die Güterzugladungen Kleiderstoffe und Tuche aus den Rheinlanden und Schlesien, die nach Berlin und von dort den beschriebenen Weg wandern. Man sehe die Riesenspeicher und Säle, mit Tausenden von Kronleuchtern, Bronzen, Lampen usw., man staune die Näh- und Schreibmaschinen-Lombardsäle an und Empörung muß den Einsichtigen erfassen, der das unaussprechliche Ende bedenkt.

Das deutsche Recht, das Handelsrecht, eine Handelspolizei muß hier die Wurzel des Übels ausrotten. Dem Lombardjuden muß klar gemacht werden, daß es Verleitung und Beihilfe zum Betrüge ist, wenn man nagelneue Erzeugnisse aus Werkstätten und Fabriken mit Summen Geldes sich zu eigen macht, die nicht einmal die nackten Arbeitslöhne des Artikels decken, daß es vollendete Beihilfe zum Betrüge ist, wenn man Lagerbestände von 50 000 M. Fabrikherstellungswert, mit 6000 Mark beleihet, um sie nach 6 Monaten als Eigentum an sich zu reißen.

Dem Lombardjuden muß Verfallzeit und Verkauf beschritten werden. Er soll gehalten sein, seine rechtmäßigen Verzinsungen zu berechnen, dann soll die Ware von Staats wegen zum einigermaßen realen Fabrikationswerte verkauft, und der Überschuß über die Verzinsung dem Fabrikanten gutgerechnet werden, damit er seine Rohproduktengläubiger bezahlen kann. Ein Jahr lang so behandelt, schließt die Lombardjuden-Genossenschaft ihre Tempel des Wuchers. Den Fabrikanten — dem damit gezeigt wird, daß es verstedter Konkurs, daß es gemeine Schiebung ist, mit dem Judenlombard und dem dadurch flüssig gemachten Wuchergelde, die innere Faulheit seines Betriebes zu verbeden und nach außen hin „den voll und ganz Beschäftigten“ zu spielen — wird diese Lehre nötig, nicht mehr wild darauf los zu fabrizieren, sondern einigermaßen im Rahmen der Nachfrage zu bleiben, wenn sich dann auch kleine Lagerbestände nie ganz vermeiden lassen.“

Lombard, Kabinettsrat Friedrich Wilhelm III., Berlin, 1811, unterrichtete „mit Hilfe des „Italiener“ Luchefini, — der als Vorleser und Bibliothekar Friedrichs II. begonnen und als Kammerherr

einer Schwester Napoleons, der Fürstin von Lucca, schloß, — pünktlich den Kaiser Napoleon über alle Äußerungen und Pläne seines Herrn, des Königs“, F. D. Claus, die wahren Anarchisten im preussischen Staate, 1891, S. 10.

Lombard, Garfunkel und Genossen, widerrechtliche Militärdienstbefreier, Paris, drohten, wenn man sie verhaftete, verschiedene hochgestellte Persönlichkeiten, „die mehr schuldig seien als sie“, bloßzustellen. Köln. Z. 3/2 1916.

Lombardhaus für Tiere, 1912 (StbgrZ 27/6): „Nach dem New Yorker Muster ist in Montiers bei Paris eine Kauf- und Beleihungskompagnie für Tiere entstanden. Dieses von Juden aus England und Amerika mit Kapitalien französischer Juden gegründete Institut kauft und beleihet alle Tiere, die Wert besitzen: Pferde, Massenhunde, Ponys, Esel, Maultiere, Kamele, Hyänen, Leoparden, Löwen, Bären, Wölfe, Klapperschlangen und andere, Affen, gelehrte Schweine, Papageien usw. — wie in Berlin die Lombard-Speicherjuden auf Möbel und Pianos, die ihnen gebracht werden, leihen. Die Kundschaft rekrutiert sich hauptsächlich aus Tierbändigern, Schaustellern und Zirkusbesitzern, die jährlich durch sämtliche 20 Arrondissements von Paris ziehen und oft aus Mangel an Gold und Silber ihre Tiere zu wackeren Menschenfreunden schaffen müssen, die darauf für tüchtige Zinsen den Geldbedürftigen beifpringen.

Die Tarife für Zinsen (über 300%) und Unterhalt der Tiere sind gepfeffert. Für einen afrikanischen Löwen, den die Tagatoren auf 4000 Franken abgeschätzt haben, sind wöchentlich auf ein Darlehen von 1000 Franken 60 Franken Zinsen und Verpflegung zu zahlen; für einen mit 1500 Franken beleihenen Elefanten 95 Franken wöchentlich. Ein Kamel, dessen Genügsamkeit bekannt ist, kostet etwas weniger Zinsen und Nahrung. Ein verpfändetes Pferd kostet für 500 Franken Darlehen 36 Franken wöchentlich, ein für 100 Franken verpfändeter Esel 18 Franken per Woche.

Die Fristen, die den Besitzern zur Einlösung ihrer vierfüßigen Mitarbeiter gelassen werden, sind ziemlich kurz — letztere bilden ein „fressendes Kapital“, das bald die geliehene Summe verschlingt, wenn nicht Rückzahlung erfolgt. Wird das lebendige Pfand nicht zur festgesetzten Zeit eingelöst, so verfällt es zugunsten des Lombard-Etablissements. Und mit diesem Moment beginnt die zweite Spezialität des Hauses, in der sich das jüdische merkantile Genie in seiner ganzen Glorie offenbart. Die verpfändeten Tiere sind verfallen, nichtsdestoweniger haben die Schaubudenbesitzer dieselben nötig, um Vorstellungen zu geben und zu leben. Sie mieten also ihre eigenen Tiere, die nunmehr dem Lombard-Etablissement gehören, zu horrenden Preisen. So kostet ein Löwe ohne Futterkosten, die der Mieter zu tragen hat, 10 Franken pro Tag, ein Elefant 12 Franken, ein dressiertes Pferd je nach seinen Leistungen 6—8 Franken, ein gelehrter Hund 3—5 Franken usw. Auf diese Weise opfert der Zirkusdirektor ein Viertel seiner Tageseinnahme, um Tiere zu haben und bleibt trotzdem immer in Abhängigkeit vom Juden wegen einer Geldverlegenheit.“

Lombardo, A., Konstantinopel, Vize-Dir: Tabakregie des Türk. Reiches UG, Ber. Budapest Hauptstädtische Sparkasse, Budapest. 1914.

Lombardo, Tomh, eine der Größen der Chicagoer Verbrechermwelt, Haupt der 15 000 Mitglieder zählenden Italo-American-National Union. „N. Wien. Tageblatt“ 25/9 1929: „Dem in N. York ermordeten Bandenführer Frank Hale, auch Yale, folgten vier Morde, die auf eine Fehde zwischen Yale und dem Bootleggerkönig Al Capone zurückgingen und in Chicago ihre Sühne fanden. Der Geschäftskollege Capones, Lombardo, wurde nebst seinem Leibwächter von den Räubern Yales am helllichten Tage in einem der verkehrsreichsten Zentren Chicagos erschossen. Er erhielt gleich Yale ein prunkvolles Begräbnis. Eine 2 Meilen lange Prozession bewegte sich von der Wohnung zum Friedhof. 12 in Smoking gekleidete Freunde trugen den kostbaren mit der amerikanischen und der italienischen Flagge bedeckten Sarg. Blumen und Kränze füllten das Wohnhaus, Hof, Vorgarten und Gehsteige. 17 Lastautos waren nötig,

die Blumen zu befördern. Die Kosten dieser Subsidung werden auf 20 000 Dollar geschätzt. ... Die Ehrung war eine Folge des Ansehens, dessen sich Bandenführer in Chicago erfreuen, und ihrer unumschränkten Geldmittel; denn Industrielle und Geschäftsleute zahlen ihnen einen regelmäßigen Tribut, um nicht eines Tages ihren Warenbestand vernichtet zu finden und Unternehmer, die mit Großarbeiten, wie Erbauung eines Hauses, betraut sind, nehmen gleich eine Summe zur Befriedigung der Räuberbanden mit in den Kostenvoranschlag auf. *BR* 615/16, 1928.

Lombardskandal, s. Bergmann, Paul.

Lombroso, Cesare; 1835 Verona — 09; beide Eltern waren des Stammes Levi! Dr. *Uß* (gerichtl. Med.) Turin. — Im Beginn seiner Laufbahn übersetzte er Moleschotts „Kreislauf des Lebens“ (*Circuito della Materia!*) und schrieb „*l'uomo bianco et l'uomo di colore.*“ Dann folgten: Politische Verbrechen und Revolutionen; Weib als Verbrecherin und Prostituierte; Genie und Irrsinn, (auch bei Reclam!) Gli Anarchisti; *l'uomo di Genio*, als: „Der geniale Mensch“ von Fränkel verdtstcht; Antisemitismus und die Juden, im Lichte der modernen Wissenschaft Verlag Georg Wigand, Leipzig, — danach sollen alle Antisemiten s y p h i l i t i s c h sein. S. 18: „Ihr Gehirn hat [von der Erkrankung] sicher etwas abbekommen. Ich habe über diese Verhältnisse eine genaue Statistik geführt und gefunden, daß alle unsere neuerdings verstorbenen Antisemiten an Paralyse oder Geistesstörung infolge von Syphilis gestorben sind. Unter meinen Bekannten und den Personen, die ich häufiger sehe, habe ich ferner konstatiert, daß alle, die früher an Syphilis gelitten haben, einen bemerkenswerten Haß gegen die Juden an den Tag legen, mit Einrechnung einiger jüd. Antisemiten. Friedliche Leute, die keiner Fliege etwas zu leide getan hätten, habe ich nach einer syphilitischen Infektion leidenschaftliche Antisemiten werden sehen, obgleich sie in ihrem Leben nie etwas mit Juden zu tun gehabt hatten.“ — S: *Archivio di Psichiatria.* — Er leugnet den freien Willen und kriminelle Verantwortlichkeit, erklärt Verbrecher und Genies für pathologisch, so daß also jene nicht mehr bestraft und diese einfach für verrückt erklärt werden müssen. Den Vorteil hat in beiden Fällen der Jude! Weil nämlich seiner Rasse, die der Hammer 03 einen „6000jährigen Völker-

greis“ nannte, geniale, schöpferische Menschen fehlen, bezeichnet er diese Erscheinungen bei uns andern jugendlichen Rassen und Völkern als verrückt.

„Daß ein Irrenarzt in „edler Sprache“ nachgewiesen hat, daß Wagner irrsinnig sei, daß dasselbe durch einen andern für Schopenhauer geleistet ist, weißt Du wohl schon? Du siehst, wie sich die „Gesunden“ helfen: sie dekretieren für die unbequemen ingenia zwar kein Schafott, aber jene schleichende, böswilligste Verdächtigung nützt ihnen noch mehr, als eine plötzliche Beseitigung; sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Generation.“ Rohde an Nietzsche, Bd. II 366; 1877.

Ferner sagte L. teilnahmsvoll: „Wenn ich mir die großen Genies der dtischen Medizin vor die Seele stelle, die Juden waren, Cohnheim, Casper, denen eine stupide Verfügung nicht einmal ordentliche Professoren zu werden erlaubte, als wenn es eine jüd. und eine evangelische Zellentheorie gäbe, als wenn das Mikrotom in rechtgläubigen Händen wahrere Schnitte unter das Mikroskop lieferte, dann frage ich mich, ob wir nicht in zahllosen Dingen noch unter dem Mittelalter stehen.“ Lombroso S. 82.

Epis: Ferrero; Laschi. — Lombrosos „geniale“ Methode hat Schule gemacht: „... Eine andere jüd. Spezialität ist: die Werke großer Künstler, nach dem Rezept des Juden Lombroso auf psychopathische Minderwertigkeit, klarer: auf die gemeinsten sexuellen Motive zurückzuführen“, Samstag 23/3 12.

Zu seinen Schülern gehören Enrico Ferri; Gugl. Ferrero, zugleich sein Schwiegerohn; Carrara; Zerboglio u. a.

S. B.: „Ich bin Zionist, weil ich Jude bin, und ich weiß nicht, wie es möglich ist, als Jude kein Zionist zu sein“.

Bei Harden 3, 385 wird Lombroso nur 2—3 [ziemlich gut] gegeben: „halb genialer Forscher, halb flüchtig pfuschender Scharlatan, und deshalb zu rascher Popularisierung eines selbst erjonnenen Gedankens besonders geeignet.“

Dieser wissenschaftliche Scharlatan wandte sich 1888 („Geisterkampf der Gegenwart“, Dez. 1909) „an den Chef der

Sicherheitspolizei, Goron, mit der Bitte, ihm für „Die Frau als Verbrecherin“ Photographien Pariser Verbrecherinnen zu senden. Auf mehr denn 50 Seiten waren dann von Lombroso die wiedergegebenen Bilder „kommentiert“. In längerer Auslassung hatte Lombroso bei jeder darauf hingewiesen, wie das eine Gesicht die typischen Merkmale der Verbrecherin aus Leidenschaft, ein anderes die charakteristischen Zeichen der Verbrecherin unter Einfluß des Alkohols aufweist. Soweit war die Sache in Ordnung, wenn Herr Goron nicht plötzlich eine fatale Entdeckung gemacht hätte. Als er sich nämlich die Bilder genau ansah, erkannte er, daß er sich seinerseits in der Schublade seines Schreibtisches geirrt habe. Statt des linken hatte er das rechte Fach aufgezo- gen und Lombroso nicht Photographien von Verbrecherinnen, sondern von harmlosen Händlerinnen und Verkäuferinnen übermittlelt, die unter Beifügung ihres Konterfeis um die Konzeption bei der Polizei eingekommen waren!“

Lombroso verdanken wir auch die wichtige Entdeckung, daß die Juden Europas keine Semiten, sondern eine aus Armeniern, Lateinern und Germanen gemischte moderne Kultur-Masse mit einem ganz geringen Gehalt semitischer Blutes seien. (NSZ 98, 88.)

1901 brachte die Halbmonatsschrift „Das freie Wort“ einen Aufsatz L.'s gegen die Jesuiten, als Erreger des französischen Nationalismus, welche die Lehre, daß der Landfremde auch ein Landesfeind sei, wieder hervorgesucht und auf die Juden, „die einige Tropfen fremden Blutes in den Adern haben“, angewendet haben sollten. Weiter erzählt L. von den Jesuiten in Frankreich: „Ein äußerst seltsames und merkwürdiges Mittel fanden sie, um den Adel, den wahren Angelpunkt ihrer Bestrebungen, für sich und die antisemitische Partei, speziell die antisem. Ideen, zu gewinnen. Sie veranlaßten die jungen Edelleute, die Töchter der reichgewordenen Juden zu heiraten, die dann ihrerseits, um ihre Herkunft vergessen zu machen, der Mittelpunkt des wüsten Antisemitismus wurden. Auf diese

Weise erreichten sie den doppelten Zweck, einmal den Antisemitismus wieder anzufachen, und ferner den Edelmann, der wegen seiner Armut allen Ansehens bar war, mit dem starken Panzer des Reichtums zu wappnen.“ Also: die Verjudung des Adels ein Werk der Jesuiten und die Verschwägerung des Adels mit den Juden ein Hilfsmittel antisemitischer Propaganda! Vermutlich sind auch die Heiraten, die leider auch zwischen dem dtischen evangelischen Adel und Juden vorkommen, nur von Jesuiten eingefädelt?? — „Wir empfehlen dem großen Forscher Lombroso, doch lieber ganze Arbeit zu machen und zu „entdecken“, daß das ganze Judentum überhaupt nur eine Erfindung der Jesuiten sei, und daß die Juden, wenigstens die jetzigen, nur abkommandierte Jesuiten seien, bestimmt, das arme, geängstigte Volk der Kirche ins Garn zu treiben.“

1907 erlebten Lombroso und seine Theorien noch einen Reinfall. DfBl 10/8: „Bemüht, von sich reden zu machen, wollte er gerne sein „wissenschaftliches“ Urteil über einen Pariser Mädchenmörder abgeben. Er bat um die Photographien der Hände des Verbrechers. Der Gefängnisleiter ging nicht darauf ein, und als der wissenschaftliche Professor zu quälen anfang, sandte er schließlich zwei 10 Jahre alte Abbildungen von Arbeiterhänden. Flugs machte der „berühmte Mann“ sich darüber her und schickte ein nicht verlangtes Gutachten ein: Der Verbrecher sei ein Kranker und dürfe nicht bestraft werden; seine Hände zeigten deutliche Spuren von Zurückgebliebenheit; es seien beinahe noch Affenhände! Das Gelächter über eine solche Wissenschaft kann man sich vorstellen. So geht es, wenn man gewaltsam die Verbrecher in Verbindung bringt mit den Geheimnissen des eigenen Stammbaumes! Die ganze Judenpresse bewahrt diesem Vorfall gegenüber Stillschweigen.“

Natur und Gesellschaft, Mai 1915: „Ein Freund Lombrosos sagte mit Bezug auf diesen, daß für gewöhnlich ein Mensch Psychiatrie aus der Neigung, seine eigene geistige und sittliche Schadhaftigkeit zu erkennen, studiere.“

Liebermann von Sonnenberg, DfBl 1895 (Das 20. Jh, Aug. S. 517): „L. ist ein jetzt etwa 60 Jahre alter Professor jüd. Abkunft in Turin, der dank der Federgewandtheit seiner Stammesgenossen und ihrem lärmhaften Prahlen in Deutschland nicht unbekannt ist. Als Knabe hat er Romane und Dramen verfaßt, auch später nicht vom Fabulieren lassen können. Sein Gebiet ist die Kriminal-Psychologie, und zwar sucht er die Ursachen der Verbrechen in der körperlichen Beschaffenheit, welche die Verbrecher oft durch Vererbung erhalten haben. In seinen Schriften kommt oft der Ausdruck „mattoïd“ (von il matto, der Narr) vor; er meint damit einen auf der Grenze gesunden und kranken Seelenlebens stehenden Menschen. Kürzlich hat ein französischer Arzt, Dr. Prompt, in einer trefflichen Abhandlung nachgewiesen, daß Dombroso selbst ein solcher Mattoïde ist,“ wie so viele Juden heimliche Irre sind.

L: Paula, Literatin, erhielt 1898 (DfBl 10/11) wegen eines Aufruhrartikels im „Guida del Popolo“ 3½ Mon. Gefängnis und 100 Lire Strafe.

Dombroso war, wie vDWe 1909, Nr. 43, dem Gestorbenen bescheinigte: „ein lebendiger Beweis dafür, wie gestaltungs-fähig, vielseitig und schöpferisch der jüdische Geist sein kann, ein italienischer Emanzipationsjude, ein Vollmensch, fast Übermensch, aber in seinem empfindungsreichen Wesen, in der sonnigen Farbe seines Stils, in der Lebhaftigkeit seiner Phantasie ist viel Jüdisches. Er war ein Sohn jener alten Rabbinen, die in den großen Lehrhäusern Livornos und Venedigs Talmud gelehrt und Religionsphilosophie gepflegt haben. Die Zeiten sind anders: die „Barnessim“ von früher sind jetzt Minister und Deputierte; die Lamprontis von früher sind jetzt Dombrosos. . . Aber es ist dieselbe Rasse und derselbe Geist.

Dombroso stand uns nahe. Er kannte und schätzte den Zionismus!“

Zum Schluß mag er selber sprechen, wie er von der Gleichheit, die den Völkern die Juden predigen, diese selber ausnahm: „Die kosmopolitische Anschauung, daß die Völker gleich seien, mag wohl ihre Berechtigung haben. Es

kann jedoch auch jener Anschauung nicht jede Berechtigung abgesprochen werden, wonach jedes Volk eine gewisse Individualität darstellt, und daß, wenn auch die Juden mit dem allgemeinen Fortschritt vorwärts schreiten müssen, sie wohl eine bestimmte, selbständige Rolle in jeder Umgebung, in der sie leben, zu spielen haben. Wohl mag die Empfindlichkeit der Arier gerechtfertigt erscheinen, mit der sie sich gegen die Überlegenheit der jüdischen Rasse sträuben. Gerechtfertigt ist jedoch jene jüd. Renaissanceströmung der Juden, die den Wunsch hegen, ihre Vorzüge und ihr Talent, wo sie es können, im Leben der Völker, wo sie es aber nicht können, im eigenen Leben zur Geltung zu bringen.“

△Lomer [aus dem Siegburger Flecken Lohmar, mhd. Lomer], Georg, Dr. (Nerven) Hannover. * 1877 Voosten, Medl.=Schw. — L. schrieb in der v„Zukunft“ Nr. 12, 1910 über eine Auffaugung der Judenheit: „. . . Die ganze Rasse fühlt sich im letzten Grund als eine einzige große Familie, deren Glieder nach außen bedingungslos für einander eintreten, oft selbst gegen Recht und Billigkeit. Im nationalen Sinn meist Kosmopoliten, sind sie die Fahnen-träger eines ausgesprochenen Rassenegoismus. Der jüdische Geschäftsmann, der Dir einen Lieferanten empfehlen soll, nennt sicher einen Juden; der jüdische Arzt wird in schwierigen Fällen stets einen jüdischen Kollegen zuziehen, wenn Du ihm die Wahl überlässest. Er fühlt sich selbst da als Glied seiner Rasse, wo der Christ geneigt ist, Toleranz walten zu lassen. Dieses großartige familienhafte Rassenbewußtsein ist eins der wirksamsten Mittel zur Schaffung der Stellung der Juden gewesen. . .

Prinzipiell auseinanderlegen müssen wir uns einmal mit unseren jüdischen Mitbürgern; und über 600 000 Menschen, womöglich unter Konfiskation ihres Vermögens, wie manche Radikale predigen, des Landes verweisen: Das geht nicht, so lange wir auf den Titel eines Rechts- und Verfassungsstaates Anspruch erheben.

Weil sich aber die Juden durch ihre „Moral“ außerhalb unserer Gesetze und Rechte stellen, ginge das doch recht

wohl an — wie sie selber auch durch ihre Entente-Regierungen seit 1918 die ihnen nicht passenden Deutschen in Elsaß-Lothringen und in Polen der Heimat haben verweisen lassen.

Aus dem selben Grund ist auch die Frage, ob etwa Ausnahmegesetze für die Juden zu schaffen seien, undiskutierbar. Lassen wir aber den Karren so weiter laufen, wie er jetzt läuft, so werden die nichtjüdischen Bevölkerungselemente schließlich die Geduldeten sein, und wir werden eine jüdische Suprematie auf so ziemlich allen Gebieten des öffentlichen Lebens haben.

Was helfen kann, ist also einzig die Radikalkur der Vermischung. Dem Normaldeutschen, wie er heute ist, politisch passiv, menschlich naiv und bürgerlich philiströs, kann ein Tropfen jüdisch-kristischen Blutes und ein reichlicheres Maß realen Sinnes wohl kaum schaden. . . .

Zugleich schließe man die Grenze für die Zuwanderung des tiefstehenden russisch-jüdischen Elements. Denn ein Volk, das 1 Prozent jüdischen Blutes bequem assimilieren kann, muß versagen, wenn dieser Prozentsatz sich wesentlich steigert.

Dieses Verfahren scheint mir das einzige zu sein, das die Gewißheit des Erfolges verbürgt. Und wollen Rassenfanatiker etwa deshalb ein Klagegedicht über die „Schädigung der reinen deutschen Rasse“ anstimmen, so seien sie daran erinnert, daß es eine „deutsche“ Rasse nicht gibt, daß sich vielmehr in unserem Volke keltische, germanische, slavische und mongolische Elemente zu einem doch ganz leidlichen Endprodukt verschmolzen haben, dessen rassistischer Wert durch die Aufnahme des intellektuell hochentwickelten, im Kampf ums Dasein äußerst leistungsfähigen jüdischen Elementes gewiß nicht leiden würde.

Israel triumphans oder eine Fusion der Firmen: hier ist zu wählen.“

Die Vorschläge, die wir für eine „Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Nichtjuden“ vermerken, sind natürlich unmöglich; menschliche Rassen: Germanen, Romanen usw. mögen sich vermischen, wenn sie Lust haben, — es ist freilich immer besser, man bleibt unter sich, — aber Blut der parasitären Gegenrasse verdirbt doch jede dieser Ras-

sen, s. Artur Dinter, Sünde wider das Blut. Lomer hat sich selber auch als Arzt und Wissenschaftler wohl längst von den unreifen Anschauungen gelöst, die er vor 17 Jahren nach kurzer Beschäftigung mit der Judenfrage im ersten schriftstellerischen Eifer vorgetragen haben mochte.

Ein Vorwurf ist ihm natürlich aus dem Aufsatz nicht zu machen, denn viele von uns sind in der Not noch ganz andere Wege gewandert, bis sie das Ziel erkannten. Aber eine Folge seiner Vorschläge war, daß er sowohl von den Juden, die garnicht aufgesogen werden wollten, befiehlt, wie von solchen Deutschgeborenen, die den reinen Arier und blaublonden, echten Germanen aus bestem Stamm, (vgl. Lomer's Bild in seinem trefflichen „Hohenlied des Himmels“) nicht persönlich kannten, hartnäckig als Jude empfunden wurde, — was ihnen ebenfalls nicht zu verargen war.

Lomer hat das Blutsbekenntnis abgelegt und ist Mitglied des „Germanen-Ringes“, der „Edda-Gesellschaft“ und der „Germanischen Glaubensgemeinschaft“, vgl. den Briefwechsel mit Theodor Fritsch, Hammer, 1927, 595.

Vommasch, Voltemarus, Bremerhaven. R: „Scriptor Latinus“, Monatschrift zur Verbreitung des Lateinischen. Berl. Lüstenöder, Frankfurt a. M. 1914.

Vomnik, Ferdinand, Verlagsbuchhändler in Firma **Georg Wigand**: Generalvertrieb für vaterländische Geschichtsliteratur, Leipzig, Seeburgstr. 100. 1853—13, Selbstmord. Aus dem Bankrotte erhielten Beiträgende noch verhältnismäßig viel, nämlich 5,4478% ausgezahlt. — Dr: **Gustav, Rsm.**, einflußreicher Geschäftsführer des „Kunst-B.'s für Rheinlande und Westfalen“, Taubenstr. 6, Düsseldorf; von äußerlich beachtenem Auftreten!

Le Monaco-Aprikle, s. vor Voans.

Loen, Max, wurde so vom Preuß. Justizminister 1929 (DZBl 11/5) aus **▼ B B w h** umgetauft. **W R.**

London. 1663 ergaben sich (Somhart 214) aus den Büchern des Alderman Badwell folgende Halbjahresumsätze (in Pfund Sterling) reicher jüdischer Geschäftshäuser: Jacob Uboab 13 085; Samuel de Bega 18 309; Duarte da Sylva 41 441; Francisco da Sylva 14 646; Fernando Mendes da Costa 30 490; Isaac Dazebedo 13 605; George & Domingo Francia 35 759; Gomes Rodrigues 13 124.

Wenn es damals erst 8 große Häuser waren, ist heute Londons gesamtes Geld- und Handelswesen in der Gewalt

des Judentums und der angelsächsische Geist dem jüdischen an Gerissenheit und Rücksichtslosigkeit geschäftlich unterlegen (vgl. S. S. Beamish, *Jew's who's who*, 1912); auch auf allen anderen Gebieten ist das so.

In Patrick Colquhoun's „Polizei von London“ (Volkmanns Übersetzung) heißt es 1800 (StbgrZ 27/1 1903): „Wir kommen nun auf eine Klasse Betrüger, die Juden, die in allen Straßen und Winkeln alte Kleider und Metall zu kaufen vorgeben. Ihre Hauptbeschäftigung ist, um die Häuser und Ställe der Vornehmen und Reichen herum zu spionieren und den Bedienten Gelegenheit zu bieten, kleine, nicht leicht zu vermissende Artikel zu entwenden, und an sie etwa um $\frac{1}{3}$ des Wertes zu überlassen. Man kann annehmen, daß dies die tägliche Beschäftigung von mehr als 2000 dieses ausgearteten Volkes ist. Erst erwerben sie sich durch schlechte Münze oder betrügerischen Schacher Vermögen; und dann bergen sie gestohlene Sachen. Man schätzt die Juden in der City auf 2000, und in den großen Provinzial- und See-Städten auf 5 bis 6000 mehr; (so wie in London 6, und in diesen wenigstens 20 Synagogen sind.) Sie leben meist von Unternehmungen, die ihnen ihre Erfindungskraft eingibt; da aber abergläubische Anhänglichkeit an ihren Sabbath sie abhält, ihre Kinder als Dienstboten, oder Lehrlinge unterzubringen, oder die Söhne irgend einer mechanischen Handlung zu unterwerfen, wodurch sie an ihrem Teile den Nationalreichtum vermehren könnten; statt ihn jetzt dadurch zu vermindern, daß sie von dem Erwerbsefleiß anderer zehren, und einen verderblichen Verkehr über das ganze Land verbreiten. Durch diesen verbergen sie ihre betrügerischen Absichten wegen des Umlaufs schlechter Münzsorten, des Verkaufes entwendeter Sachen und des Handels mit Metall und anderen von den Schiffsbauplätzen und aus Provinzialstädten gestohlenen Artikeln, die sie, um der Entdeckung vorzubeugen, in die Stadt bringen, — und so umgekehrt. Von der frühesten Jugend an im Müßiggang erzogen, saugen sie die liederlichsten lasterhaftesten Grundsätze

ein, wodurch sie zu den verwickeltsten Künsten der Täuschung und des Trugs geschickt werden; selten, daß sie denselben nicht noch das Verbrechen des Meineides beigefallen, wenn er ihnen oder ihren Spießgesellen zum Schutz gegen die gesetzliche Strafe dienen kann. Von dem Zitronenjungen und Tablettträger mit Siegellack, Rasiermessern, Glaswaren usw. an, bis zu denen, die ganze Läden halten, und mit Kleidern, Gold- und Silberwaren handeln, herrschen dieselben Grundsätze. Die Reisenden unter ihnen zahlen, um niedrig verkaufen, und so ihre Ware los werden zu können, in schlechtem Gelde; während die, welche an einem Orte bleiben, alles unter dem Wert annehmen, und, ohne weiter nachzuforschen, kaufen was ihnen gebracht wird. Das Unheil, das aus dem Anwachsen dieses verderbten Geschlechts hervorgeht, ist so sichtlich, daß man nicht zaudern darf, Hilfsmittel dagegen zu gebrauchen.“

Mai 1855 schreibt R. Wagner aus London an Liszt: „Hier ist ja die Lumpenhaftigkeit, Verstocktheit und heilig gepflegte Dummheit mit ehernen Mauern gehütet und gepflegt: nur ein Lump und Jude kann hier reüssieren. Dazu dieser lächerliche Mendelssohn-Kultus, die ganze freche Scheinheiligkeit dieses absurden Volkes.“

Eine englische Zeitschrift entwirft folgendes Bild: (DBI 18/9 92) „Der Ostend-Jude ist in seiner ganzen Lebensweise radikal und unverbesserlich schmutzig. Alle Versuche, ihn zu bessern, sind mißlungen. Der jüd. Armen-Vorstand strengt sich vergebens an, die Leute zur Keuschheit anzuhalten. Sie sind von Natur schmutzig und durchaus nicht dankbar für das, was zu ihrer Hebung getan wird — im Gegenteil, sie nehmen es sehr übel. An diesem Zustande sind nicht etwa die Wohnungen schuld, denn diese sind zu einem guten Teil wahre Muster von Arbeiter-Wohnungen. Jetzt aber starren sie förmlich vor Schmutz; Dielen und Wände sind dick mit schwarzem Unrat bedeckt. Die Waschkessel im Waschhause werden zu allen anderen Zwecken als zum Waschen benutzt, und das ganze Gebäude ist von

scheußlichem Gestank erfüllt. An Bauart und Einrichtung ist nichts auszu-
setzen; die jüd. Bewohner sind allein
für den namenlosen Zustand verant-
wortlich."

"The Jew in London" 1900 S. 167:
„In Ost-London heiratet selten der
Christ eine Jüdin. Ehen zwischen Ju-
den und Christinnen, die dann Jüdin-
nen werden, sind nicht so ungewöhn-
lich; die Kinder werden als Juden er-
zogen." Wie es sich nicht anders gehört!

Sunday Chronicle 1893 (DBI 21/5):
„Ein Volk, fremd von Geburt, Rasse,
Religion, sozialen Sitten und politi-
schen Instinkten, steht im Begriffe, unser
eigenes Volk auszutreiben und dessen
Heimstätten, Handel und Bürgertum in
Besitz zu nehmen. Nach und nach haben
die Söhne Abrahams die Philister aus-
getrieben, nach und nach treiben sie jetzt
englisches Volk aus einem einst blühen-
den englischen Kirchspiel. Sonntag in
Whitechapel ist für viele Leute ohne
Ruhe, ohne Gottesdienst, ohne ehrliche
Arbeit. Kaufläden schockweise offen,
Schnapsbuden in vollem Betriebe und
die ganze Örtlichkeit so unenglisch als
nur möglich."

1894 (StbgrZ 20/10) bejubelte die
AZU auf Grund der amtlichen Sta-
tistik des engl. Handelsministeriums die
Erfolge der vor 2 Jahren nach London
eingewanderten russisch-pol-
nischen Juden, wonach diese, etwa
13 000 Familien, sämtlich mit der Be-
kleidungsindustrie beschäftigt, durch die
Verbilligung der Herstellungskosten
einen außerordentlichen Wettbewerb mit
den Engländern hervorgerufen haben.
Die AZU prahlte weiter, daß damals
nicht 13 000, sondern mehr als 31 000
Familien in London eingewandert wä-
ren, „was man seinerzeit nur verheim-
lichte, aus Furcht, daß die Erlaubnis
für eine solche Zahl versagt werde. Jetzt
dürfe man es verraten, und es sei eine
Seligkeit, zu sehen, wie diese vorher un-
wissenden und schmußstarrten, gänz-
lich mittellosen Juden während zweier
Jahre sich entfaltet hätten, wie sie aus-
sähen, wohnten, lebten und manche von
ihnen sogar schon wohlhabend wären."

Aus der Liste der „Vereinigung
von Pelzwarenfirmer" in Lon-

don, 1901, ergab sich die merk-
würdige Tatsache, daß die Inhaber mei-
stens „Ötische" waren. Unter 44 Mit-
gliedern nur 6 englische Namen, die
übrigen hießen: Abrahams and Fried-
berg; Arnold, F.; Auerbach, Sidney;
Birch, J.; Broof, Benjamin, and Co.;
Cornish, F. C.; Diamondstein and Co.;
Falber, J., and Co.; Felsenstein Bros;
Friedberg, M.; Gagner and Co.; Gau-
dig and Blum; Gleizman, S.; Grin-
ham, F., c/o J. Bills and Co.; Groner,
Bernard, Saul, and Sigmund J.; Hahn,
S. and Co.; Hoffman, S. and B.;
Karpf, L. and N.; Karpf, N.; Kauf-
mann, J.; Levy J. and Son; Vinks, Uhl-
mann and Co.; Lucas, E., and Sons;
Martheim, S.; Miller, A.; Mont, S.;
Moses, Philip; Newman, James; Pra-
ger, S. R., and Co.; Rosenberg, S.; Ro-
senbloom, S.; Sarna, B.; Stamp,
W.; Blatspiel; Szibessy, A., c/o Vinks,
Uhlmann and Co.; Thomas, F., and
Co.; Woolf, J., and Sons.

[c/o = care of = bei.]

Über Sonntagsmärkte in London
DEZ 1907 (DBI 17/7): „Der eigent-
liche Sonntagsmarkt in L. ist White-
chapel, das moderne Ghetto, ein in
verhältnismäßig kurzer Zeit von der
aus Osterreich eingewanderten Juden-
schaft in Beschlag genommener ganzer
Stadtteil. Vor Jahrzehnten galt
Houndsditch als die Judenstraße. Auch
heute weisen ihre Schilder einen star-
ken Bruchteil jüdischer Namen auf; aber
die Leute, die hier wohnen, sind schon
zu einem gewissen Wohlstande gekom-
men, sind aus dem Elend längst heraus
und haben ihr Geschäft, das augen-
scheinlich hohe Zinsen bringt. Das jüd.
Proletariat, das erst seit kurzem einge-
wandert ist und sich immer weiter ver-
mehrt, haust weiter drinnen in White-
chapel. Von Jahr zu Jahr gewinnen
sie an Boden und drängen die altein-
geseffene engl. Bevölkerung hinaus. So
niedrig die Lebenshaltung der engl. Ar-
beiter im Ostend sein mag, die der zu-
wandernden Juden ist noch niedriger.
Wenn sie ohne jeden Pfennig in London
eintreffen, sind sie bereit, tagaus tag-
ein vom Morgen bis in die Nacht für
geringen Lohn zu arbeiten; sie sind mit
der kärglichsten Kost zufrieden, und das

Wirtshaus hat keine Anziehungskraft für sie. Aus der Konfektionsindustrie haben sie den engl. Arbeiter verdrängt; diese engen Straßen sind das Heim der Hausindustrie und des Schwitzsystems; vielleicht haben diese Menschen ihre Lage gegen ihre frühere Heimat in Rußland noch verbessert. Sie hängen zusammen wie die Kletten und bilden einen Staat im Staate. Sie erobern Haus auf Haus, Straße auf Straße. Sie unterbieten den Engländer in dem Preise ihrer Arbeit und in dem Preis für die Wohnungsmiete. Eine engl. Arbeiterfamilie, die zu 5—7 Personen ein einziges Zimmer bewohnt, kann dafür nicht so viel Miete zahlen wie eine gleich starke jüd. Familie, die in demselben Zimmer ein halbes Duzend Schlafgäste unterbringt.

Am Sonnabend nachmittag sieht man wie aus dieser zugewanderten Zudenschaft eine wohlhabendere Klasse emporzusteigen beginnt. Dann zeigen sie sich im Feiertagsputz, die Frauen häufig in Gewändern von grotesker Buntheit; Typen, die ihre Herkunft aus Galbasien so wenig verleugnen können, daß ein Antisemit sich manchmal einen Antikalmüden nennen müßte; es ist ein eigener Gegensatz, wie in manchen Straßen die gutgekleideten Leute Juden, die schlechtgekleideten dagegen Engländer sind.

Da Moses den Samstag zum Feiertag gemacht hat, so halten die Juden ihren Markt am Sonntag. Er wird noch immer nach dem früheren Namen der Straße Petticoat-Lane genannt. Vom Morgen bis nach Mittag füllt dichtes Gedränge die Straße. Mauern und die Buden sind mit Plakaten und Preisangaben behängt, sehr viele in Yiddisch, viele auch engl.; die gesprochene Sprache ist eine Kreuzung zwischen beiden, aber die Sprache mit den Händen ist Vollblut. Die ganze Straße entlang und in einigen Seitenstraßen stehen dicht nebeneinander Tische, Karren und Buden, auf denen alle nur denkbaren Dinge feilgestellt werden. Die Verkäufer sind meist Männer; hier und da sieht man einige hübsche Mädchen mit goldenen Ohrringen, die mit einem Gemisch von Stolz und Angstlichkeit um sich blicken; sie

sprechen selten, außer zu ihren Vätern oder Brüdern, ein kurzes Wort in ihrem Jargon. Die Verkäufer selbst haben sich die äußerste Klamme zur Regel gemacht. Da verkauft einer Weckuhren und Taschenuhren. Er läßt ein paar Duzend Wecker zu gleicher Zeit rasseln. Sieht man nur nach ihm hin, so fängt er den Blick auf und beginnt zu handeln. Er würde die Uhr, die nach seiner Anpreisung ein Pfund wert ist, und die er für 2 $\frac{1}{2}$ Schilling anbietet, für ein paar Pfennige hergeben, wenn man soviel böte; er weiß aus Erfahrung, daß jedes Gebot so gut ist wie ein halber Verkauf, und wenn er erst anfangen kann zu handeln, so ist er in seinem Element. Auf dieses Handeln wartet auch das Publikum. Die Leute sagen nichts, aber ihre Augen spotten über den, der im Begriff ist, hineinzufallen. Wie diese unglaublich billigen Preise möglich sind, weiß der Himmel. Ist die Ware Schund, so ist alles erklärt; ist sie gut, so wird sie aus einer Auktion, aus einem Bankrott herrühren, wenn nicht Hehlerei vorliegt. Diese Vermutung hat man bei allen Wertfachen, und Wertfachen kommen hier nicht selten zum Verkauf; mitunter ist es auch ein gemeiner Trick, daß man für seine paar Schillinge nicht den echten schweren Goldring bekommt, der feilgeboten wird, sondern eine Nachahmung, die im entscheidenden Augenblick untergeschoben ist. Wer wollte das in diesem Gedränge feststellen oder gar beweisen? Eine fruchtlose Szene, worüber die Zuschauer lachen!

Der engl. Arbeiter läßt sich auf dieses Handeln nicht immer leicht ein. Er fühlt, daß der Jude ihm über ist, auch im Wortgefecht. Erklärt er, er wolle nicht kaufen, so nennt der Jude ihn ein Schwein, ein Tier, das in der Wägung des Hebräers nicht gerade hochsteht. Erwidert er, daß er schon gestern abend den Gegenstand gekauft habe, so erklärt ihn der Jude für einen Sabbatschänder. Der Vorwurf des Sabbatsbruchs macht englischen Arbeitern wenig Eindruck. Der Jude zieht als Käufer die Goyim bei weitem vor. Der Glaubensgenosse kennt seine Schliche. Um die wegen ihrer zungenfertigen Witz bekannten Verkäufer

drängen sich Leute, denen man den Engländer ansieht: Arbeiter mit ihren Frauen, Töchtern, zwanzigjährige Bur-schen und Jungen, die von Bude zu Bude wandern. Die kurze Pfeife im Munde, die Hände in den Taschen, stehen sie eine halbe Stunde lang da und hören den Witz der Juden zu; sie genießen das wie ein gutes Stück in der Musikhalle, wo die Muse des Herrnsfeld-theaters ja auch gepflegt wird. Aber ich habe während eines ganzen Vormittags äußerst wenig Käufe abschließen sehen. Manchmal leuchtete es in den Augen eines alten Juden auf wie Hoffnung. Immer von neuem versuchte es der alte Mann, über den alles lachte, mit jedem neuen Ankömmling, — sichtlich glücklich, wenn der ein Käufer zu sein schien; seine ganze Seele steckte in dem Handel, als wenn dieser Sonntag sein letzter sein sollte.

Ob Drangen, Bananen, Ringe aus Kupfermünzen, Hosen zu 40 Pfg. das Stück, Ansichtskarten, Strümpfe oder Börsen, überall die Regel, den Käufer durch Witz anzulocken. Sie spielen Komödie vor dem englischen Arbeiter der zwar stumpfsinnig aussieht, aber Laune genug hat, die Komödie zu genießen. „Vorwärts gehen“, sagt ruhig ein riesiger Policeman, wenn er glaubt, daß ein „Gentleman“ Schwierigkeit hat, durchzukommen. Man geht weiter. Hier beginnt der Kleidermarkt. Kleider, Kleider, nichts wie Kleider! Einem jungen Mann sticht ein Anzug in die Augen. „10 Schilling!“ ruft der Verkäufer, das ist saubillig“. „4 Schilling“, erwidert der andere, „mehr kann ich mir nicht leisten.“ „Also sagen wir 6 $\frac{1}{2}$.“ Ein dünner, härtiger Jude ruft dazwischen: „Alte Hüte! Alte Schuhe!“ Alte Ball-schuhe, die vor langer Zeit einmal weiß gewesen, abgetragene Hochzeitskleider, die schon durch viele Hände gegangen sein müssen, Spitzenreste und dergl.; man hofft, daß Petticoat-Lane, das auch das „Heilige Land“ genannt wird, das Grab dieser Lumpen werden möchte. Hier in der Seitenstraße hält ein Mann eine ziemlich ruppige Ansprache in einem Gemisch von Yiddisch und Londoner Dialekt vor schweigend bewunderndem Publikum. Es ist eine enge,

düstere Gasse; der schlimmste Teil wurde vor ein paar Jahren niedergerissen; hier steht ein hohes Gebäude mit der Aufschrift „Jüdische Freischule“, und man liest daran den Namen Lord Rothschilds. Hier verkauft man Erfrischungen: Wein, Bier, Kaffee und Limonade. Der „Wine“, einen Penny das Glas, ist bereits in Gläser gegossen, die in Reih und Glied auf dem Tisch in der staubigen Straße stehen. Da gibt es Schokolade, gebadene Fische, gekochte Male, warme Apfelfuchen und Bonbons. Dort gibt es eine Art von graugrünem Gelee; ist es der, der diesen durchdringenden Schellfischgeruch verbreitet? Der Tag ist kühl, und von den vielen Gerüchen, die die Luft erfüllen, bekommt man nur leise Andeutungen. Einer der Verkäufer kommt unserer Nase zu Hilfe, indem er Räucherpapier verbrennt. Ihm gegenüber sitzt eine alte, zahnlose Jüdin, die Eier verkauft, 3 für 1 Penny (8 Pfg.); sie sind hart gekocht und in zwei Teile zerschnitten, so daß man das Gelbe, oder richtiger: das Grüne, sehen kann. Es gibt kaum einen Gegenstand, der hier nicht feilgeboten wird. Aber der Haufe drängt weiter, hört den Scherzen der Verkäufer zu und kauft nicht.

Whitechapel ist nicht mehr, was es vor 20 Jahren war, als es durch die Taten Jacks des Aufschlizers europäische Berühmtheit erlangte. Seitdem sind ganze Häuserreihen niedergerissen, Geschäfts- und Warenhäuser erbaut worden. . . . Malerisch ist das Ostend nicht; der englische Schmutz ist nicht malerisch wie der italienische. Unfein freilich ist es; und der Engländer schließt wohl mit dem Stoßseufzer: Ja, diese Juden!

Allmählich, ganz allmählich beginnt der Engländer den Rassenunterschied zwischen den Juden und — den Deutschen zu erfahren.“

Carl Wichmann im „Vorwärts“ über einen Besuch in einem jüdischen Theater London 1913: „Wir scheinen viele 1000 Meilen von London fort zu sein. Welch ein Haus und welche Besucher! Kein Hauch von englischer Reserve. Alles plaudert miteinander, frei, ungebunden, zwanglos. Im Parkett mit seinen grellblauen Samtsesseln begrüßt man

sich mit schallender Stimme. Man ißt gemütlich sein Nachtmahl: Gänsebrust mit sauren Gurken, Apfel und Drangen, raucht Zigarren und Zigaretten, dort säugt eine Frau ganz ungeniert ihr Kind. Unser Nachbar laut mit Wollust an einer großen Schnitte Brot mit rohen Zwiebelscheiben. Danach nimmt er die jiddische Zeitung und liest emsig. Bald darauf erscheint eine befreundete Familie, man tauscht Neuigkeiten aus. Man grüßt laut und ungeniert bis ans andere Ende des kolossalen, tausende von Menschen fassenden Baues. — Viel interessanter und ungenierter dünken uns die im riesigen Bogen geschwungenen Galerien. Dort sind offenbar feindliche Parteien versammelt, denn jeden Augenblick kommt es zu erbitterten Zusammenstößen und Beschimpfungen. Von Zeit zu Zeit erdröhnt im gewaltigen Saß ein „Order! Please!“ Hin und wieder vernimmt man einen wütenden Lärm unter Frauen, weil eine den Hut nicht abnehmen will. Von Zeit zu Zeit hebt ein Säugling in den Armen der Mutter zu heulen an, und die Umgebung bricht in zeternde Beschwerderufe aus. Dann liegen sich zwei politische Gegner in den Haaren. Dort fliegt einer, der sich nicht beruhigen kann, in lustigem Schwung zur Türe hinaus. — „Order, order please!“ erdröhnt es wieder im Saß, und die Dubertüre setzt ein... Unser Begleiter sagt uns, dieses Orchesterstück erfreue sich im Augenblick besonderer Beliebtheit. Es ist im klagen den Moll, und aus diesen primitiven Klängen spricht etwas, das uns von Verfolgung, Kämpfen, Not und Elend erzählt. Und jedesmal, wenn es wieder zu einer gewissen, besonders schwermütigen Stelle kommt, singt und klagt das ganze Theater mit. Parkett, Dress Circle, Logen und Galerien: „Jüdele, Jüdele, Not und Entbehrung, die sind Dein Teil! Oj Jüdele, Jüdele, ojoj, ojoj! Jüdele, Jüdele, wo kommst Du her? Wo gehst Du hin? Aus Not und Elend, in Not und Entbehrung! Oj Jüdele, Jüdele, oj, ojoj! Jüdele ohne Land, Jüdele ohne Heim! Verfolgt vertrieben, Jüdele, Jüdele!“ So singt und klagt die Menge im stark jiddischen Idiom und wiegt sich dabei jammernd

von einer Seite in die andere. Dann hebt sich der Vorhang, usw.“

Jsr. Fam. Bl., 1912, berichtet über einen Prozeß in U.: „Ein Koscher = Metzger klagte gegen eine Papierfabrik, die ihm Einwickelpapier für Fleischwaren mit dem Aufdruck „koscher“ geliefert, dabei aber ein Schweinchen beige druckt hatte. Die Metzgerei nahm es unbesehen in Benutzung und wurde erst aufmerksam, als Kunden sich gegen diese Verhöhnung ihres Glaubens wehrten. Die Jury verneinte sämtliche Schuldfragen, erblickte in dem Schweinchen keine Beleidigung und konnte auch nicht die Verwendung des Papiers ohne Prüfung seitens des Klägers als handelsüblich betrachten.“

Die Deutschen = Heze: „In der antideutschen Literatur spielte kein Märchen eine größere Rolle, als das von der Zahl der Dtschen in London. Selbst Lord Roberts phantasierte von 100 000 dtischen Reservisten, meist Kellnern und Friseuren, die an dem großen Tage der Invasion marschieren würden! Dabei stellte „Local Government Board“ fest, daß von den 4 536 541 Einwohnern, die London 1912 (?) zählte, gerade 27 427 in Dtschld geboren sind.

Die Londoner Bevölkerung wirft aber einfach alle Dtsch sprechenden, einschließlich der vielen russischen und polnischen Juden, die ein korrumpiertes Dtsch sprechen, mit den Reichsdtschen zusammen. Die meisten Ausländer dort, nämlich 53 527, sind in Rußland und Polen geboren. Dann kommen die 27 427 Dtschen, ferner 11 284 Franzosen, 10 889 Italiener, 6939 Österreicher, 5561 Amerikaner und 4249 Holländer. — Wenn die Engländer freilich alle diese jiddisch-dtsch sprechenden Halbasiaten zu den Dtschen zählen, war ihre Furcht vor der Invasion erklärlich.“

Wenn DWe 1909, 10 noch berichtete: „Die Stabilität des englischen Judentums, die angesehene Stellung der Eingeborenen und das lebhaft jüd. Gefühl der eingewanderten Massen, haben London zu einer „Stadt und Mutter in Israel“ gemacht“, so scheint doch in neuester Zeit beim englischen Volke die Erkenntnis über den inneren Feind zu er-

wachen; 1917 schrieb die Presse: „Aus dem Haag wird 2. Mai gedrahtet: „Biele Leute im Osten Londons haben Plakate aufgehängt mit der Aufschrift: „Keine Lebensmittel an Juden“. Jüdische Frauen, die in der Reihe stehen, werden andauernd beschimpft und fortgejagt. Wenn sie sich bis zu den Verkäufern durchgerungen haben, werden sie gewöhnlich mit Schimpfworten überladen.“

L. hatte bisher 5 jüd. Lord-Majors: Sir David Salaman; Sir Benjamin Philips; Sir Henry Jacobs; Sir Faudel Philips und Lord Bearsted. WK Sept. 1928.

L. — „ist dem Freimaurer, was dem Juden Jerusalem, Mekka dem Mohammedaner ist“, Otto von Henne am Rhyn, Schweizerbanner 15/8 1930.

Laut Jew. Chron. 10/1 1930 — hat L. 195 000 Juden, aber wie immer bei Zahl und Gewichten, werden die Juden sich hier selber auch unrichtig angeben haben.

London, Franz, Dr., Uß (Mathem.), GRN, 1863—17 Bonn. O Luise Hamburger. — L. hatte einen Freund, der 33 000 M. übrig hatte, zu einer „Frantz-London-Stiftung“ für mathematische Forschung in Bonn angeregt.

London, Salo, Rentler, Berlin. AN: Dreslauer Sprit. 1914.

„London House“, Inh: Gebr. Silberstein, Berlin. Seite: 2/2 1907. —

Loenfeld [Löwenfeld], Dir: Prince of Wales Theatre, London 1900. — Angl J 360.

Loong, Isaac, gründete 1801 die Großloge zu Charleston, Süd-Karolina, Ver. St. — Postnitsch 19.

Lougardt, gebor. L. Löwy, österr. Oberstleutnant, *1856 Zurich, #87, Platzkommandant, Josephstadt. — F.

Louquet, Jean, Enkel v. R. Marx, Sozialist, Paris. Seine Organe: Journal du Peuple, Populaire, heuvelten im Weltkrieg Freundschaft für das dtische Volk und wurden deshalb zur Brechung des Kampfwillens den dtischen Arbeitern von ihren jüd. Beführern immer wieder vorgelegt. DB 19/7 1919.

Louquet, Paul, Paris, desertierte vor den Deutschen, trieb Landesverrat und wurde, als altes Mündel von Clemenceau, nicht, wie er verdient hätte, erschossen. Er bereiste dann Herbst 1922 (WJ 15/6, 14/9) zu bolschewistischer Propaganda die Ver. Staaten. — Juden tun nachher immer so, als ob nichts passiert sei, dann passiert ihnen auch weiter nichts, sie können frei ein- und ausgehen und werden vom Weltvolk, oder vielmehr von dessen judenfreundlichen, wenn nicht gar judenbestochenen Führern, zu den heikelsten, schönsten Aufgaben vermandt.

Löning, Dr., gebor. Löwenthal, ein Maßgebender in Frankfurt a. M., drang als Teilhaber in E. Stolze's volkstümliche „Vaterne“, um judenfeindlichen Regungen in diesem Blatte vorzubeugen, Scharff, 1871, 42.

Loening, R: Tag. 1913.

Loening, Arthur, gebor. Loewy, *1866, Lublin. H: Jahrbuch des Radfahrer-B.'s und Halbmonatsschrift „Nordland“ mit dem Titelbild eines Wikingerschiffes, das von einem ▼ Steuermann geleitet wird. — „Nordland“ ging 1912 in den Verlag Alb. ▼ Goldschmidt

(Griebens Reiseführer), Inh. Hans Goldschmidt, über, der es an Otto Goetze-Dresden weiter verkaufte. Goetze ließ dann „Nordland“ versenden. ▼ Loening kam dabei zu Schaden und bat H. Rudor um Hilfe. Dieser teilte in N. N. mit: „Ich schrieb ihm zunächst, ich hätte gehört, er sei Judenkämming und habe eigentlich einen anderen Namen, wie es sich damit verhalte. Hierauf erhielt ich folgendes:

Geehrter Herr Doktor! Ich empfehle Ihnen, anstatt meinem Stammbaum nachzuspüren, sich an mein Werk zu halten, und sagen Sie mir, ob ein Jude ein derartiges, auf christlich-germanischer Grundlage aufgebautes, von der Begeisterung für die pangermanische Idee getragenes Unternehmen mit ungeheuren persönlichen Opfern und ohne die Aussicht auf einen Gewinn ins Leben rufen wird. Wenn Sie, wie es scheint, Ihre Haltung in der Sache von Bedingungen abhängig machen wollen, dann würde es mich gereuen, Sie bemüht zu haben. Hochachtungsvoll Arthur Loening.

L. weicht aus. Es ist wohl möglich, daß, wie die dtisch-jüdische Gesellschaft der Islandsfreunde und die jüdisch-schwedische Gesellschaft zeigt, auch getaufte Juden und Judenkämminge sich in den Dienst der pangermanischen Idee stellen. Aber wir wünschen doch zum allermindesten in den Nordlanden unter uns zu sein und lehnen den jüdischen Einbruch in unser Stammland ab.“

Dem „Nordland“ weine man deshalb keine Träne nach. Denn dieses „Organ des dtisch-nordischen Touristenverbandes in Berlin“ brachte am 5/5 13 folgendes: Paula R. ▼ Heymans (ib), W.-Tempelhof, Skizzen aus Gudbrandsdalen; Walder ▼ Olden, Berlin: Straßen von Stockholm; Dr. ? Asche, Kopenhagen, Dänisches Strandleben; Wirtschaftliche Rundschau des ▼ Redakteurs.

Loening, Carl, *1877, Dr. med., Ud (Pathologie), Halle a. d. S. Dem Sohn des Prof. Rich. L. lag die Universitätslaufbahn nahe.

Loening, Edgar, gebor. Lebysohn, GJN, Dr., Uß (Kirchenrecht); Mgl. d. Preuß. H.-H. Halle. *1843 Paris. 70 berufen in die Verwaltung des Elsaß; 72 Uß Straßburg. H: Handbuch d. Staatswissensch.; Jahrbuch für nat.-ökon. Statistk. Nationalliberal. Die „Deutsche Wacht“, Dresden, bemerkt 10/4 1913 zu dem Ramsentausch: „Eine ganz besondere Sache ist es, daß auch in Universitätskreisen der Verschleierung Tür und Tor geöffnet ist. Früher wußten wir, wenn wir lasen: Dahlen geb. Wehlen, daß es sich um eine verheiratete Frau handelte. Wenn wir jetzt lesen Loening, gebor. Lebysohn oder Carl Fraenten, gebor. Fraentel: so handelt sich's um Halle'sche Universitätsprofessoren. Also es gibt heute auch Männer, zu deren näherer Kennzeichnung man den Geburtsnamen anführen muß und gar nicht mehr selten. Ein Volk, das auf sich hält, würde es sich zur Schande anrechnen, seine Söhne durch Rassefremde heranbilden zu lassen. Die Dtschen sind aber solch ein Volk nicht. Sie werden wohl im Laufe der Zeit auch noch Keger aus ihren Kolonien zu Hochschullehrern im Vaterlande (d. h. im dtischen, nicht in dem der Keger) bestellen. Nur ein Umstand wird eine Sicherung dagegen bedeuten: wenn erst die sämtlichen dtischen Lehrstühle an Blutjuden ausgeliefert sind, dann werden die sie auch behaupten. Man sieht es an dem Staub, den die jüd. Presse und Organisation bei Erhebung des Marburger Philosophen Hermann Cohen ausgewirbelt hat, als dort ein Nichtjude bestellt ward. Da gab man zur Förderung des Zweckes sogar zu, daß Professor Cohen in Marburg ein spezifisch jüd. Wesen seinen Collegs aufgeprägt hat — sonst gibt es bekanntlich keine „jüdische Eigenschaft“; und ob Wissenschaft vom Arter oder vom Gottentotten gelehrt wird, ist vollkommen einerlei. — Also: es steht sehr gut an unseren Hochschulen. Nur sollten wir sie nicht immer in unberechtigtem Selbstgefühl als dtisch bezeichnen. „Dtisch-jüdisch“ oder umgekehrt: damit würde ihr Wesen besser gekennzeichnet sein.“

Daß dieser Judenjurist grade „Kirchenrecht“ lehrte, paßte so recht ins deutsche Volk, das in seinen evangelischen Kirchen eine Unmenge judenrassistischer Pastoren predigen ließ.

Loening, Paul und Hugo, Vorstandsmitglieder der AG, vorm. H. Gladenbeck & Sohn, Bildgießerei, Berlin, hiesigen bis 1920 (Wahrheit 4/9): „Dewy“.

Loening, Richard, GYM, Uß, Dr. jur., Ditsches Strafrecht, Straf- und Zivilprozeß. *1848 Frankfurt a. M. G: Verlagsbuchh. Dr. R. F. D. Er war schon 78 Uß in Heidelberg. B: Ältere Rechts- und Kulturzustände der Univ. Jena; Hamlet-Tragedie; Wurzel und Wesen des Rechts, 1907. L. ist ein hochgradig nervöser, scharfsinniger Jurist, der fremde Ansichten (besonders des Strafrechtleers v. Liszt (sb) trotz der jüdischen Verpöpfung) wenig gelten läßt. Jena, Hohelstr. 8.

△ **Löns, Hermann**, Dichter. *29/8 1866 Kuhn (Westpreußen), gefallen am 27/9 1914 vor Reims. „1890 bis 1911 Schriftleiter an verschiedenen Orten Westdeutschlands, wurde zuerst bekannt durch „Mein grünes Buch“ 1901, „Mein braunes Buch“ 1906, „Aus Wald und Heide“ 1909, „Mümmelmann“ 1909 u. a., in denen er sich als Meister der Naturschilderung und feinsinniger Beobachter der Tierseele zeigt. Es folgten die Romane „Der Wehrwolf“ 1910, ein kraftvolles Sittenbild aus dem 30jährigen Kriege, und „Das zweite Gesicht“ 1911, in dem ein psychologisches Problem fesselnd behandelt wird.“ (Meyers Konverf.-Lexik. 7, 1178.) Auch als Versdichter ist L. hervorgetreten. Literatur über L. s. Meyers Konverf.-Lexik. 7, 1178. Das Judentum hat es versucht, L. als pro-jüdisch hinzustellen, wie es dies ja systematisch mit allen bedeutenden Persönlichkeiten zu tun pflegt.

Ein Freund des Dichters berichtet im „Friedericus“ Nr. 20, 1930: „Als Jüngling las Löns gern Heine — wie viele andere auch; ihm imponierte H.'s geniale Frechheit: „Allerdings würde sie mir noch mehr imponieren, wenn sie für ihn mit Gefahr für Leib und Leben verbunden gewesen wäre.“ Lessings „Nathan“ nannte L. einen Phantasieluden und Schwindler — denn bei den drei Ringen sei der Hintergedanke, daß nämlich nur der eine der richtige sei, auf den der Pfandleiher was vorschließen könnte! — Später hat L. gemeint: „Wir Deutschen brauchen die Juden, um uns an ihrer geschäftlichen Fügigkeit emporzudrängen.“ Also eine Art Mist zum Düngen! Ob L. dies Wort heute bestätigen würde, wo wir vor Augen sehen, wie Land und Saat unter dem Kompost ersticken und die geschäftliche Fügigkeit nichts anderes als ehrlose Gerissenheit ist? Als mich ein jüd. Student auf Schläger forderte, und ich erklärte: „gegen Ausländer trete ich nur auf schwere Waffen an“, hatte L. dafür volles Verständnis. Der Jude ließ daraufhin nichts mehr von sich hören.“

Loussdale, Gertrud, englisch-amerikanische Dramatikerin, geboren in London von ungarischen und dtschen Eltern; ihre Großmutter Zeitner, aus Budapest, war auch Wandersängerin. — Weisß Chronicle 16/11 1906.

△ **Lonyay**?, Melchior Graf, 1822—?, 48 Unterstaatssekretär im ungar. Finanzministerium; flüchtig, amnestiert, Reichstagsdeputierter, 67 ungar. Finanzminister, 71/72 Ministerpräsident. O ▼ E. des Pesther Bankhäuslers Friedrich Kappel. „Er ist einer der reichsten Magnaten Ungarns. Wie er als Ministerpräsident noch seinen Reichtum zu vermehren getrachtet hat, darüber gaben die seinen Sturz herbeiführenden skandalösen Reichstagsverhandlungen Aufschluß.“ De 7, 182.

Loos, Adolf, — laut BZ „ein wohlbekanntester Architekt, der die Architektur der Donaustadt revolutionierte“, wurde 1928 (Deutscher Staat 23/9) verhaftet, nachdem er sich an 8- bis 10jährigen armen Mädchen vergangen hatte. ... Man darf in einem vom BZ gerühmten Verbrecher wohl einen ▼ vermuten. BZ.

Loose, J., Wobdel, Dt.-Krone — hieß bis 1812: Veiser Isaac. — DZ.

Looser, Bernhard, 1767—39 Amerika. G: Kammeragent Veiser oder Lazarus David. — Seine Schwester Rebekka ließ sich 21jährig 20/4 1780 in der Kreuzkirche zu Hannover taufen und erhielt den Namen Henriette Charlotte Frommen. Durch ihre Verheiratung mit dem Rfm. Lebrecht Wilh. Gottfr. Spitta, Hannover, wurde sie die Mutter des als Professor der Medizin in Rostock verstorbenen Heinrich Spitta (1799—1860) und des als Superintendent in Burgdorf verstorbenen strenggläubigen Dichters der „Christlichen Lieber zur häuslichen Erbau-

ung“ (Psalter und Harfe) und Herausgebers der „Christlichen Monatschrift zur Erbauung für alle Stände“, Carl Johann Philipp Spitta (1801—59), Gronemann 101.

↓ **Loosli, E. A.**, Literat, Schweiz. B: Die schlimmen Juden. Er erhielt für das Nachwerk 2000 Frs. von den Juden. Er trägt über „Die Juden und wir“ auch in jüdischen Klubs vor. JPB 28/3 1929.

Lopatnikoff, Nikolaus, „junger Balte“, Musiker; *1903 Reval, lebte bis 17 in Petersburg, bis 20 in Finnland, dann in Dtschlnd, machte den Diplom-Ing. und schrieb Kammermusik und Orchesterwerke, „die man auf den großen Musikfesten hören konnte — eine Synthese von slawischen, jüdischen und modern-internationalen Stilmerkmalen. Die erste Sinfonie hat ausgesprochen östlichen Charakter“, Alice Jacob-Edwinson, JPB 20/6 1930.

Lopez, engl. Baronets, G.

Lopez, 16. Jh., vor der Inquisition aus Portugal nach Rom flüchtig, wurde Finanzsachverständiger des Papstes Sixtus V. und seiner Schwester. — B.

Lopez, Bankhändler, Bordeaux, hatte Niederlassungen in Spanien, England, Antwerpen, Toulouse, 17./18. Jh. Sombart 199.

Lopez, geb. ▼ Mende, Hamburg, Gemahlin des Botchafters für Portugal, Schweiz und Dtschlnd, — behauptete vor Zeugen, daß der Entente durch ein führendes Mitglied der Anthroposophen gewisse Geheimdokumente für entsprechende Entlohnung in die Hände gespielt wären, die, von dem Generalstabschef Moltke herrührend, über den deutschen Aufmarsch und Schlieffens Pläne jeden Zweifel behoben. Moltke sei 1914, ohne zu ahnen, durch seine krankhafte Vertrauensseligkeit das Opfer okkulten Mänkeschmeide geworden, die später, 1921, auch Oberschlesien von Deutschland reißen wollten, und die selbst die „Frankfurter Z.“ als Landesverräter brandmarkte. Als Moltke dann nach dem von ihm und seiner engeren Umgebung verursachten Verlust der schon fast gewonnenen Marneeschlacht körperlich zusammenbrach, packte ihn Neue Innere Zerrissenheit über dies grauenhafte Erlebnis führte ihn einem frühen Tode zu.

Frau Lopez war ursprünglich Steiners begeisterte Anhängerin. Als sie wegen einer Erbschaft nach Argentinien mußte, gab sie die eigene 14jährige Nichte Florence v. Sonclar zur Erziehung nach Steiners „Zustitut“ in Dornach. Nachdem sie dann bei ihrer Rückkehr erfahren, daß die Nichte, obwohl gesetzlich nicht geschäftsfähig, für die Steinersache einen erheblichen Schaden zeichnete, und sie obenrein noch von Fräulein v. Schmettaus Enthüllungen über Dornach gehört hatte, wurde sie Steiners Gegnerin. Sie schrieb der Dornacher Zeit den seelischen Zusammenbruch ihrer Nichte zu. Dazu kam, daß diese mit einer englischen Gefinnungsfreundin nach London reiste und dort fast bis Ende 1915 als gebor. Österreicherin unbehelligt lebte. Als sie schließlich Heimweh und andere Ursachen nach Deutschland zurückzogen, wurde sie von einem englischen Admiralschiff an einer sicheren deutschen Küstenstelle ausgebootet. Außer dem jüdenverpöpten Botchaftsrat v. Ewardstein hat sich kaum ein anderer Angehöriger der Zentralmächte rühmen dürfen, von britischen Kriegsfahrzeugen ritterlich als Ehrenpassagier befördert zu werden! Es gehört kein besonderer Scharfsinn dazu, um diese seltsame Auszeichnung mit dem Gerücht in Zusammenhang zu bringen, daß England, durch Mitglieder des Steinerklüngels, Einbild in die Bethmannsche Kriegswirtschaft erhalten hätte.

Auch erzählt Frau Lopez, daß neben Moltke auch Herren der engeren höfischen Umgebung, hauptsächlich der Chef des Marinekabinetts Admiral v. Mülller, der den Tirpitz stürzte und den rücksichtslosen U-Boot-Krieg verhinderte, für die Steinersche Lehre lebhafteste Teilnahme gezeigt hätten. Angriff 25/4 1930.

Lopez, Balthasar, Hoffatler und Marane, 100 000 Dukaten schwer, wurde in Cuenca 29/6 1654 verbrannt. „Auf dem Wege zum Schafot machte er sich noch über die Inquisition und das Christentum lustig“, ▼ G; man möchte da etwas von dem bei Juden sonst so seltenen

Humor vermuten; es war aber doch wohl bloß Galgenhumor. Immerhin ein unerschrockenes Verhalten, dem ähnlich, das arischerseits die Opfer der jüdischen und freimaurerischen Weltverschwörungen in Frankreich 1789—94, in Rußland von 1917 an und in Deutschland von 1918 an bis heute gezeigt haben.

Lopez, Manasseh, Sir, engl. Politiker. JG. 1755 Jamaica — 31 Devonshire. — #02. — Er saß lange im Parlament, erhielt 2mal wegen Wahlbestechung je 2 Jahre und 20 000 M. Strafe, kehrte trotzdem ins Parlament zurück und starb in England in höchsten Ehren.

Lopez, Rodrigo. 1525 Portugal — 94 London, hingerichtet. Leibarzt der Königin Elisabeth. — Er kam 59 nach England, wo er 84 den Earl of Leicester bei Giftmorden unterstützt haben soll; seit 86 wirkte er bei der jungfräulichen Majestät, die ihm 89 das Monopol für Anis- und Sumach-Import schenkte und auf seinen Rat den vergeblichen Einfall des Prätendenten Antonio in Portugal unterstützte. Danach intrigierte L. gegen Antonio und konspirierte mit Spanien, sogar gegen die Queen. Er verbesserte seine glänzenden Verhältnisse höfischgemäß dadurch, daß er mit der falschen Nachricht, die Königin sei tot, eine Panik erzeugte und die im Kurs rasch gesunkenen Regierungsfonds billig aufkaufte.

Auf der Folter gestand er „Einsflüsterungen, die Elisabeth für 50 000 Dukaten zu vergiften, nachgegeben zu haben, er hätte das aber nur getan, um den König von Spanien zu prellen und soviel Geld wie möglich von ihm herauszukriegen“, — JG.

In den letzten Momenten vor dem Henken behauptete er unter dem Gelächter der Zuschauer, „daß er die Königin so wie den Herrn Jesus geliebt habe“. — Seit dem „Fall Lopez“ verbiß der dazu gehörige maranische Kreis von Verwandten und Angehörigen noch mehr seine Zugehörigkeit zum Judentum. Der „Shakespeareforscher“ Sidney See erklärt den R. Lopez für das Modell zum Shylock.

Aus einem andern Berichte entnehmen wir: L. hatte 2 Töchter und einen Sohn und diente dem Grafen Essex als Dolmetscher zwischen dem nach England geschickten und dort geförderten Thronanwärter von Portugal, Don Antonio, der von dem Spanier, Philipp II., vertrieben worden war. Lopez bestimmte mit Essex die Königin, ihre Flotte zugunsten des Prinzen nach Lifabon zu schicken; als die Unternehmung gescheitert war, kam es darüber in England zu Streitigkeiten zwischen Essex und Lopez, der sich auf Seiten der Spanier schlug und von Philipp II. durch seinen Mittelsmann Manuel de Andrade einen kostbaren Ring geben ließ. Er verwickelte sich auch in allerlei politische Intrigen, wurde am 1/1 1594 verhaftet und schließlich verdächtigt, der Königin Elisabeth im Auftrage Spaniens nach dem Leben getrachtet zu haben, gab nach langem Verhör das Verbrechen zu, und wurde mit zwei anderen, Ticino und d'Avila, 1594 nach einigen Monaten gehängt und gevierteilt. Lopez beteuerte bis zuletzt seine Unschuld, wies auf seine Taufe hin und rief bei seiner Hinrichtung, daß er die Königin so wie den Herrn Jesus liebe, was, als von einem Juden kommend, die Zuschauer mit Lachen quittierten.

Bacon schrieb dann einen „Bericht über den abscheulichen Verrat des Juden“, dessen Verschwörung in England für die Bühne und für Gedichte vielfach bearbeitet wurde; der „Jude von Malta“ wurde gerade 1594 oft aufgeführt; es ist auch möglich, daß Shakespeare bei seinem Shylock an Lopez gedacht hat, wenn auch die beiden Juden laut Jewish Chronicle, Sept. 1929, sehr verschieden voneinander sein sollen, und daß der erste Darsteller des Shylock, Richard Burbage, sich den Lopez als Modell nahm. Hinweise auf Lopez finden sich in Marlowe's „Faustus“, in Middleton's „Game of Chess“ und in Dekker's „Whore of Babylon“; John Taylor spielt in „Churches Deliberance“ auf ihn an:

„Lopez, a doctor, by descent a Jew
A Portingal by birth, the queens physician,
Forgetting duty to his sovereigne due,
Would poison her to further Spain's ambition.

But this base Jew was taken in the trap,

And hanging his reward was good enough.“

In den unter Jakob I. veröffentlichten „Popish Plots and Treasons, from the beginning of the reign of Queen Elizabeth“, mit Bildern und Versen, findet sich auch eine Zeichnung „Lopas compounding to poison the Queene“, dazu die Zeilen:

„But now a private horrid Treason view
Hatcht by the Pope, the Devil and a Jew;
Lopez a Doctor must by Poison do
What all their Plots have fail'd in hitherto;
What will you give me then, the Judas cries.
Full 50000 Crowns, the other replies.
'Tis done — but hold, the wretch shall miss his hope,
The Treason's known and his Reward's the Rope.“

Auf dem Bilde hängt dem jüdischen Doktor ein Zettel aus dem Munde „Quid dabitis?“ während im Hintergrunde über dem Galgen mit einem Gehängten die Worte stehen: „Proditorum finis funis“, eine Darstellung, die 1624 in Carletons „Thankful Remembrances for God's Mercie“ wiederholt wurde. —

Wie weit Lopez des Verbrechens schuldig war, das er im Verhör und auf der Folter zugestand, ist schwer zu sagen. An Versuchen, ihn reinzuwaschen, hat es wohl nicht gefehlt, aber in dubio contra Judaeum, und schließlich steht dieser Jude ja auch nicht vereinzelt da, sondern in einer Linie mit andern hochgestellten Verbrechern seiner Rasse, wie Hippold in Berlin, Jud Süß in Stuttgart, usw., usw.

Lopez, Sabatino, italienischer Dichter, Nachf. Marco Pragas (sb) in der Leitung der „Società Italiana degli Autori“, Rom. — Sein Drama „il terzo marito“ wurde von Diaz de Mendoza für die spanische Bühne erworben, 1913 (MWB 7/7). Aber sein an der Wiener Burg aufgeführtes Lustspiel „Der häßliche Gerante“ schreibt das Salzburger Volksblatt (Freie Stimmen, Klagenfurt, 7/3 1915): „Ein undramatischer Drei ... Lopez, der Italiener mit dem spanischen Namen, stellt die Behauptung auf: Man muß nicht immer ein schöner Mann sein, um aus dem Wettkampf um die Frauen als Sieger hervorzugehen. Der Verfasser beweist seine Ansicht in 3 langen Akten. Getretener Quarl wird breit, nicht stark. ...!“

Lopez Suasso, 1776 in Spanien nobilitiert. SG.

Lopot, Israel. Mädchenhändler. — In Warschau lebte ein Zigarettenarbeiter mit seiner Frau und seiner bildhübschen 16jährigen Tochter Pauline. Durch unglückliche Verhältnisse war er gezwungen, von Israel L. 150 Rubel zu borgen. Dadurch kam er in die Hände dieses Mannes und siedelte mit ihm auch nach London, während Frau und Tochter in Warschau blieben. Nach kurzer Zeit forderte der Vater seine Familie auf, ihm nach London zu folgen. L. würde das Reisegeld bringen. Aber L. fuhr mit den Frauen über Genua nach Brafilien. In Rio de Janeiro veranlagte L. die Frau, an Land zu gehen, während das Schiff nach Buenos Aires weiterfuhr. Dort verkaufte L. die schöne Tochter für 4000 M. an ein öffentliches Haus. — Wagener 18.

Lorand, Lea, Dr. med., 1902 zur Kinderheilkassistentin an der Universität ernannt. Budapest. Laubhütte 02, Nr. 8.

Lorant, Leopold, Dr. med., Prof., Fünfkirchen, 1900. SG.

Lorarius [L' aurarius, aurum, lat. Gold] = Alfons Goldschmidt.

Lorber, Jakob, „Schreibknecht des Herrn“, 1800—?. G: Michael L., Weinbauer, Kanisha i. Steiermark. Jakob wurde Lehrer und Musiker, baute sich ein Fernrohr, las Justinus Kerner, Jung-Stilling, Swedenborg, Tennhardt, Kerning und die Bibel.

März 1840, als er aus Triest den Antrag einer Kapellmeisterstelle erhielt, vernahm Lorber in seiner Brust an der Stelle des Herzens die Worte: „Stehe auf, nimm deinen Griffel und schreibe!“ Er tat das: „... Und wer Mich aller Welt vorzieht, Mich liebt wie eine zarte Braut ihren Bräutigam, mit dem will Ich Arm in Arm wandeln; er wird Mich allezeit schauen wie ein Bruder

den anderen Bruder, und wie Ich ihn schaute schon von Ewigkeit her, ehe er noch war. . . .“

Von da an schrieb er täglich an seinen vielen Büchern, die vom Neufalemverlag in Dietlheim, Württemberg 1929 neu herausgegeben werden. Bl. f. Bücherfreunde 1929.

L. war ein „Christlicher Okkultist“. — Es gibt heute noch L.-Gemeinden; △ Paull, Psychotrat 1926, 179 f: „Die Vorberianer sind die unbegrenztesten Offenbarungs-Spiritisten, die von dem steiermärkischen Juden Lorber mittels fabelhafter hysteriomantisch-medialer Schreibtechnik zu hochbeamteten Lieblingen Jehovas geweiht werden. Ihre Medien sind nicht armselige Geistermedien, sondern fast durchweg „Vatermedien“, d. h. Gott Vater bedient sich in Person ihres Mundes und Stiftes. So etwas gefällt und imponiert Schwachen Köpfen „magisch“. Die Gemeinde erfreut sich riesiger Geldstiftungen seitens gieriger Kaffer, die sich nun auch im Jenseits die sichere, angesehene Position erringen wollen.“ 1927, 31: „Ich habe Lorber im begründeten Verdacht, daß er Jude war. Seine Darstellungen des Jenseits („Bischof Martin“ usw.) sind durchaus judenchristlich. Die seinem Biographen, dem Ritter v. Leitner, durch L.'s jüdische Wirtin, seine „Liebe Großheim“, mitgeteilten und von jenem ernsthaft wiedergegebenen „kurzen Hiftörchen“ sind echter Wunderabblschwindel. Man muß schon judenchristlicher Offenbarungspiritist in Reinkultur sein, um solche Hiftörchen wie L.'s Jenseitsromane als „Geoffenbarte Himmelsweisheit“ zu schlucken.“ —

Aus einem Brief: „Leitner erzählt von diesem größten aller Medien“ Wunderereignisse an und um L., daß okkultistischen Zeitgenossen das Herz aufgeht. Und dann die „Supitermenschen, die 200 Meter hoch sind“ und solch ein „angenehm wohlgerundetes Gesicht“ haben! In der Beschreibung dieses Körperteils schweigt der keusche Joseph-Jacob Lorber geradezu.“

Lorel, Alfred, Dr., 1872 Petersburg; war R: „Zeit im Bild“; Tag. Bd 190. Kü 34, Eberle, Großmacht 206.

Lorelei. Heines Gedicht ist weniger sein eigenes Werk, als eine geschichte Bewertung älterer Verse über die Lorelei. Der 1825 verstorbene Graf H. v. Doeben hat das Gedicht hinterlassen:

„Lorelei.“

Da, wo der Mondschein blühet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber hinüber,
Es schauet hinab hinauf,
Die Schiffelein ziehen vorüber, —
Lieb' Knabe, sieh' nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blüdt dich töricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dir's angetan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir,
Glaub's nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, hoch nicht nach ihr!

So blüdt sie wohl nach allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läht her die Loden wallen,
Im wilden, gold'nen Tanz.

Doch wogt in ihrem Bilde
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum scheu die Wassertüde,
Die Flut ist falsch und kühl!“ DfBl 31/3 93.

Heines „Ich weiß nicht, was soll es“ — spricht gleich zu Anfang mit den Händen; nur die Melodie △ Silchers bleibt unvergänglich schön. Walther Bloem (fd) quälte sich mal vor Jahren im Düsseldorf'schen Schauspielhaus vor der Judenschaft unter dröhnendem Beifall in mehrstündigen Vorträgen vergeblich ab, Heine und seine Dichterei als besonders deutsch hinzustellen, wofür ihm unbedingt ein

Denkmal gebühre, mit der Aufschrift: „Ich bin ein deutscher Dichter“ usw.

Lorenz, A., Berlin — hieß bis 1812: Aron Lazarus. — Df.

Lorenz, Felix, Literat, Friedenau, *1875 Berlin. R: Bl. B: Welbernarrheit; Berlorene Unschuld; Subdhist; Leo Tolstoi; Dtschland, ein neues Wintermärchen, 05. Darin läßt L. den Heine auferstehen und Berlin besuchen. Der eine Jude ist nun vom andern durchaus richtig nachempfunden, wenn dieser „Heine redibivus“ singt:

„Ich kenne sie gründlich, die deutschen Frauen,
Ich sage gewiß nicht: leider!
Denn sie sind alle höchst tugendhaft —
Bis auf die Unterbeinleider! — —“

Von unsern Männern heißt es u. a.:

„Sie schwärmen noch immer von Sauerkohl
Mit Eisbein und Leberwürsten
Und haben dabei gefächten Respekt
Vor ihren Landesfürsten.“ —

Lorenz, P. = Elsa v. Schabelsky.

Lorenz von Liburnau [Lorenz = Taufname für Levi], Heinrich, *1869, Dr., Ud, Forstrat im Ackerbau-ministerium, Wien. SG 767.

Loria, Achille, Dr., Uß (politische Ökonomie), *1857 Mantua. Präses der Friedens- und Schiedsgerichtsgesellschaft, — schrieb u. a. über Kapital und über den Nachlaß von Karl ▼ Marg. Turin. — Dr: Gino, *62 Mantua, Dr., Uß (Mathem.), Genua. — JG.

Loria, Lamberto, Dr., Forschungsreisender, Sozialist, Florenz. 1855—13. „Stammte aus einer jüd.-italienischen Familie von Kaufleuten in Alexandria und verwandte seit jungen Jahren sein Vermögen auf geographische Studien und Forschungsreisen. In der letzten Zeit hatte er sich ausschließlich und mit schönem Erfolg dem Studium des italienischen Volkstums gewidmet, hatte das Museum für Völkerkunde in Florenz gegründet und für die Nationalausstellung 11 in Rom die höchst sehenswerte Abteilung für italienische Volkssitten und -gebräuche eingerichtet“, Uzi 10, 1912. Lombroso 44, 69.

Loria, Leonardo, Commendatore, Ingenieur, Mailand. R: Westitalianische Eisenbahn, Rom. 1914.

Loriant, „der jüdische Belgier“, Hefredner in Italien 1915 (Budor, Arisches Blut 1/10 15).

Lorinser, I. cand. theol., der Bösewicht in P. Schyfe's (fd) Roman „Kinder der Welt“, den Th. Storm „einen schwarzen Gefellen in seinem priapischen Zustande“ nennt.

L. Dr. med. (Haut und Harn), Berlin. SB: „Jeder mit Quecksilber behandelte Kranke ist für den Arzt eine Staatsobligation, von der er zeltlebens Kupons abschneidet.“ Bgl. Fund, Jüdischer Einfluß, S. 17.

Loris = Hugo von Hofmannsthal.

Lorste, Oskar, *1884, Jürgen, Literat, Halensee, Joachim-Friedr.-Str. 34. Er hat 5 Erzählungen und 2 Romane, „Turmbau“ und „Oger“, die Essays „Zeitgenossen aus vielen Zeiten“ veröffentlicht und Mündert und Goethe's „Westfälischen Diban“ herausgegeben. Bartels, DLG 3, 830.

Vorm, Hieronymus, geb. Heinrich Landesmann, „der Iyrische Schopenhauer“, JG; 1821 Nikolsburg, Mähr. — 02 Brünn. Der Vater, der reiche Rfm. Christian L., gründete 1822 in Wien die Fa. „C. Landesmann & Sohn“. Über seine philanthropische Mutter schreibt Hieronymus: „In Marienbad mahnt jedes Fleckchen Erde an die Geschiedene. Sie ist dort viel geliebt worden, nicht nur von den Almosen suchenden Armen, sondern auch von den gewerbetreibenden Juden, nach deren

kleinen Verhältnissen sie sich stets mit der sorgsamsten Teilnahme erkundigte. Mir ist es ein Bedürfnis und wird es eine tiefe Wohlthat sein, alle dort wieder zu beschenken, die sie beschenkt hat."

L. studierte Musik, verlor aber mit 15 Jahren das Gehör und litt außerdem an einer, fast bis zu Blindheit ausartenden Schwäche des Sehvermögens; er dichtete früh und fand sich bereits mit 18 gedruckt im „Österr. Morgenblatt“ des verwandten Dr. Lu. ▼Fränkel; 1843 schuf er das Epos „Abdul“, eine mohamedanische Faustsage“ und 47 die kritischen Studien: „Wiens poetische Schwingen und Federn“, die ob ihrer „Freimütigkeit“ von Metternich verfolgt wurden. Deshalb erschien der Band auch unter dem Namen „Hieronymus Vorm“, denn Vorm heißt eine der Gestalten des englischen Romanciers James, „zu denen sich Landesmann hingezogen fühlte“, weil James über die Einsamkeit geschrieben hatte.

Er flüchtete nach Leipzig und Berlin, kehrte aber nach 48 nach Österreich (Baden-Wien) zurück und heiratete 56 seine Base, Henriette Fränkel, die ihm 2 Söhne (* 60; und ?) und eine Tochter (Maria * 57) gebar. Letztere (die Kinder nennen sich wieder Landesmann) gab 08 ein Buch „Dr. phil. H. Landesmann's Finger-Zeichensprache“ heraus, die der taube, aber hochintelligente Vorm schon mit 16 Jahren erfunden haben sollte.

Vorm's Schwester Nina wurde von dem verwitweten Dichter Berthold ▼Auerbach (sd) geheiratet. Eine andere Schwester heißt Bertha. Ein Bruder Adolf starb 66. 73 siedelte L. nach Dresden und 92 nach Brünn zu seinem ältesten, als Arzt tätigen Sohn. Als Jude und Revolutionär, der er immer blieb, mußte er 79 eine Geldstrafe zahlen, nachdem er unserem Viktor v. Scheffel wegen Annahme des Adels einen ganz unverschämten Brief hatte zugehen lassen. Trotzdem schrieb Vorm 2/2 79 noch: „Meine Scheffel-Angelegenheit schmeckt materiell sehr bitter, aber ich habe die öffentliche Meinung Deutschlands auf meiner Seite, was auch was wert ist...“

Es war die maßlose Wut gewesen, weil er selber nicht geädelt worden war, — was jedem Juden, kraft auserwählter Abstammung, von rechtswegen zukäme. Er fühlte sich auch „von jeder Art religiösen Zusammenhangs“ frei und liberal, wie jener fürchterliche, politisch-philosophische Kohl beweist, den er, mit allen Schlagworten Judas aufgewärmt, seinem Schwager Auerbach aufsticht:

„Nicht umsonst soll uns die philosophische Idee des Christentums von dem antiken Moloch [!] „Staat“ befreit haben, der die Individuen unterscheidungslos in sich schlang. So weit hat es die moderne [!] Welt wohl schon gebracht, die individuelle [!] Freiheit unantastbar zu machen und sie nur insofern mit Pflichten für Andere zu belasten, als sie Forderungen an Andere geltend macht. Ich muß die ungeschmälte Freiheit haben, mich, wenn es meine Idee und mein Wille ist, außerhalb des Staates zu halten oder Eure ganze Freiheit soll der Teufel holen. Was der Staat mir leistet, bezahle ich ihm mit Geld, mit Steuern; an mein Ich, an meine Gedanken, an meine Weltanschauung hat er kein Recht, und werde ich ihm niemals eins zugestehn... [Er verlangt als Jude auch die „ungeschmälte“ Freiheit der Verschandelung unserer Sprache.]

Soll ich, wie es im antiken Staat der Fall war, durch meine Geburt schon eo ipso einem von meiner Persönlichkeit unabhängigen Postulat unterworfen, dem Staat verpflichtet sein, bloß weil ich in seinem Bezirk zur Welt kam, so will ich eben so gerne dem Pfaffen [!] die Erbsünde und dem Aristokraten [!] die Vorrechte seiner Abstammung glauben, es ist ebenso geistberaubt, undenkbar, denn es reicht auf etwas zurück, was von meiner Persönlichkeit und ihrem höchsten Sublimat, von meinem Willen unabhängig ist und trotzdem mich zu bestimmen beansprucht.“

Ganz Auerbachisch schöngefärbt ist sein Ideal, 1849: „In klösterlicher Einsamkeit fände ich mich am Ende aller meiner Wünsche, so weit sie mich allein betreffen. Nur daß mein Kloster kein finsternes Gebäude wäre, sondern ein Marktplatz, wie ich einen in Mähren

kenne, in herrlicher Umgebung von Wäldern und Bergen, unzivilisiert, von keinem „gebildeten und anständigen Menschen“ gekannt oder genannt, nur von Juden und Bauern bewohnt.“

Vorm suchte sein Jdtn. öfter zu ver-
schleiern. Als 63 der Dissident (#)
Emil ▼Ruh für Kohn's „Album be-
rühmter Mosaiisten“ oder dergl., in
Wien um literarische Beiträge an-
klopfte, wurde der „große Philosoph“
(S. 246), um sich nicht zu „decoubrie-
ren“ zum „Wicht, der die Freiheit ken-
net und saget sie nicht“:

„Was den armen Kohn betrifft, so
will ich mich feierlich verpflichten, 2
Exemplare zu kaufen, womit ihm gewiß
praktischer gedient ist als mit einem
Beitrag von mir. Einen solchen kann
ich nicht geben, weil es ganz und gar
meinen Anschauungen und Grundsätzen
widerspricht, einer konfessionellen Be-
sonderheit mich anzuschließen. Ich täte
es, wenn ich wie Sie auch formell nicht
mehr dazu gehörte, weil es dann eben
keine konfessionelle Demonstration wäre,
und Sie haben ganz Recht, Ihrem Her-
zen zu folgen. Ich aber, äußerlich in's
Judentum eingeschachtelt, fühle mich
verpflichtet, mich mit Händen und Fü-
ßen dagegen zu wehren, irgend einem
positiven Glauben untergeordnet zu
scheinen.“

Vorm's Hauptwerk ist der typische Ju-
denroman: „Zögling des Jahres 48“,
55, jetzt als „Gabriele Solmar“ bei Re-
clam, der Ro ist im neudtschen Stil ge-
schrieben mit einem unglaublich idealen
Juden als Helden; dann gab er Erzäh-
lungen „Am Ramin“, 1857, „Der
Heimgekehrte“ usw., die sogar Heb-
bels Lob fanden, und Gedichte her-
aus, die durch ihren Pessimismus
Auf erlangten. Er schrieb zahlreiche
Romane und Dramen: Hieronymus Na-
poleon; Forsthaus, — auch philosophi-
sche Bücher wie „Grundloser Optimis-
mus“ und spielt in der Geschichte des
literarischen Judentums eine Rolle, die
einmal von einem Nichtjuden erläutert
werden mußte. Die Titel seiner Werke
sagen alles: Intimes Leben, Geflügelte
Stunden, Philosophie der Jahreszeiten,
Tote Schuld, Späte Vergeltung, Der
ehrlliche Name, Wanderers Ruhebank,

Außerhalb der Gesellschaft, Abend zu
Hause, Der Fahrende Geselle, Vor dem
Attentat 1884, Schöne Wienerin, Das
Leben kein Traum, die Muse des Glücks,
und Moderne Einsamkeit.

V.'s Iyrische Gedichte erschienen 1870
und 80 und — prägnant wie sie waren, —
wurden vielfach zum Glaubensbekennt-
nis pessimistischer Seelen. Unter V.'s
Prosaschriften sind „Naturgenuß“, „Na-
tur und Geist im Verhältnis zu den
Kulturepochen“ und „Der grundlose Op-
timismus“ bemerkenswert [vgl. Bartels,
DGG 3, 113].

Berühmt sind Vorm's „Briefe“, denen
oben schon einige Stellen entnommen
wurden. Oskar ▼Blumenthal meinte:
„Der Dichter hat die bunte Welt der
Erscheinungen, die ihm ein grausames
Geschick mit undurchdringlichen Schlei-
ern umwoben hatte, aus dem Reichtum
seines inneren Besitzes wieder erbaut
und sich in der Tat, wie er gelegentlich
von sich selbst sagte, als ein „König
der Leiden“ [in irgend etwas muß man
eben doch König (sd) sein] bewährt, der
das starke Beherrschen und Unterdrük-
ken seines trübseligen Volkes bis zur
Lebensfreude zu steigern gewußt hat. . .
Mit Vorm ist einer unserer letzten Brief-
künstler dahingeshieden. Die epistola-
rische Kunst, die im 18. Jh. ihre feins-
ten Blüten getrieben hat, ist ausgestor-
ben. V. war noch einer der wenigen, die
den Brief zu einem stimmungsvoll abge-
rundeten Kunstwerk ausgestaltet haben.“

Ein tiefes, reiches Menschentum blüht
in den Briefen der Lenau, Wagner,
Schiller, Hebbel, Weber, Beethoven,
Goethe und aller anderen in wunder-
barer Vielfältigkeit auf, während die
jüdischen Briefe von Vorm, Mendels-
sohn, Auerbach oder sonst jemandem, sich
alle gleichen. Nur in der Form schreibt
dieser wohl noch schlechter als jener,
aber sonst bleibt es immer dasselbe, was
sie über sich selbst und die Welt enthül-
len; trüb und langstielig, anekdotisch,
zusammenhanglos, kleinlich, oberfläch-
lich. Arier dringen in die Natur ein,
jeder auf seine Art, in wilder Liebe oder
zarter Andacht; sie schicken ihre Seele
aus, um die Geheimnisse des Alls
der Menschen und Sterne zu ergründen;
das geringste Erleben wird bedeutungs-

voll, weil die Erlebenden selber so voller Bedeutung sind. Sie schreiben unterhaltend, daß man Freude an ihren bloßen Erzählungen hat, und sie schreiben wichtig, interessant, wahr, einheitlich; ihre Briefe an Leute, die längst schlafen gingen, wirken auf fernste Nachempfänger noch freudig und anregend, sind eine Offenbarung, eine Fahrt durch neue, nie geschaute Gegenden, die oft garnicht mal auf dieser Erde, sondern nur in dem großen genialen Herzen liegen, das sich in jedem der Briefe offenbart. Mit schlagenden Worten werden Menschen und Dinge ohne Liebedienerei für alle Ewigkeit in ihrem Wesen enthüllt, oder es werden Gefühle mit ein paar Strichen aus ihrer Dumpsheit, Unbestimmtheit, Unwägbarkeit erlöst und deutlich hingestellt. Wo diese Künstler scherzen, sind ihre Witze auch wirklich hinschreibenswert; und wenn sie mal plaudern, wie andere Leute, geschieht das doch originell. Kraftvolle Vergleiche und Wortbildungen wechseln mit Gedanken, die höher sind, als alle Philosophie, weil der Künstler, bildlich denkend und naturgebunden, mehr erkennt, als die Professoren; dazu die unsagbare Freude an der Natur, vom weißen Firn bis zur bunten Wiese, vom Baum bis zur Blume, die Liebe zu den Tieren — es quillt alles unge sucht herein, — während der Jude vor allen Dingen immer nur wie ein Abschreiber dasteht und in seiner gequälten Art auch über keinen Humor gebietet, um Widersprüche der Erscheinungswelt in sich zu versöhnen. Unsere Künstler lassen in Briefen ihre Seele sprechen, ohne eine Bezahlung dafür zu verlangen; was in den Tiefen ihres Seins an Gedichten, an Gemälden und Musik keimt, das wagt sich vertrauensvoll in den Briefen hervor und umflingt und umschwebt den Leser, in all der hinreißenden, natürlichen Schönheit der Empfangnis und des ersten Entwurfes.

In Vorm's Briefen ist dagegen lauter Positur, wie bei einem, der nicht reiten kann, aber zu Pferde doch photographiert werden möchte. Obgleich die „Briefe“ nur in Auswahl gedruckt sind, hat man bald genug an den langen Sätzen, die L. nur deshalb so breit und öde

zu bauen vermochte, weil er Zeit, Geld und keine Eile hatte. Seine Wohl- und Selbstgefälligkeit ist so eintönig, wie die Heine'sche, nur gibt sie sich etwas würdiger; aber dafür wirkt Vorm schließlich ebenso leer im Ernsten und Schweren, wie Heine leer im Witzigen und Leichten. Beide haben die Gebärde weg, und bei beiden steckt doch gar nichts dahinter. Wenn L. der Ebner-Eschenbach schreibt: „Sie nennen mich „Meister des epistolarischen Stils“. Vielleicht bin ich es, vielleicht täuscht Sie nur ein momentaner Eindruck, ich kann dies nicht beurteilen“, so hatte er mit der Täuschung recht. Er fischte oberflächlich allerlei „Philosophien“ und gelegentlich ein paar gute Wendungen, Urteile, Gedanken auf, die jedenfalls anderswo schon besser ausgedrückt waren. Gewiß soll man Mitleid mit diesen zweier Sinne beraubten Juden haben, aber man kann doch mit seinem Leiden nicht alles entschuldigen. Seine pekuniäre Abstammung erlaubte ihm über dies eine Behaglichkeit und Ruhe, die ähnlich vom Schicksal verfolgten Deutschen nicht beschieden war. Ein neues Wort fällt in den Briefen auf, das in seiner sauer-süßlichen Zusammensetzung wohl nur einer von der Klasse bilden konnte. Vorm sehnte sich nach Venedig (2/10 63 an Emil Kuh): „Ich würde mich ganz in jenen Wasserkerker zurückziehen und mit Wonne den . . . Wohlgestank [sic] atmen“.

Für seine weltchmerzlichen Gedichte wird unmäßig viel Reklame gemacht:

„So lang die Sterne kreisen
Um Himmelszelt,
Bernimmt manch Ohr den leisen
Gesang der Welt:

Dem sel'gen Nichts entstiegen,
Der ew'gen Ruh',
Um ruhelos zu fliegen:
Wozu, wozu?“

Solche ahasverische Singerei besticht; aber jeden feineren Menschen, der auch manches auf Erden verquer gehn sah und doch des heiligen Planes der Welt bei jedem Blick zum Himmel wieder inne ward, stört jene Frage am Schluß, die man so und so oft in der Sprache des Ghettos gehört hat: „Woffu? woffu? . . .“

Da ist uns der „Trost“ von Eichendorff ursprünglicher und lieber:

„Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land,
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber solange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Tun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde, da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.“

Form, J., Frau. Ma: Berl. Vol.-Anzeiger, wo sie lebhaft für die „Romantik der Namen“, d. h. für die Bug- und Trugnamen der Schriftler und Schauspieler eintrat. DZB sagte 11/6 1914 in einem Gegen-satz: „Wenn wir uns über die Gründe Rechenschaft geben, weshalb die Sucht der Namenänderung in Bühnenkreisen wächst, finden wir die Erklärung in dem Überwiegen des jüdischen Elements in Bühnenkreisen: die „Romantik“ des Segelns unter falscher Flagge.“

Form-Verlowik, Jenny, Literatin, 19. Jh., Breslau. f. N. A. Verlowik; Fritz Friedmann.

Forma, Grete = Laura Rabinowik.

Forst-Stephani, Elsa, Wien, die unter Bela Kun eine Rolle als Presseleiterin spielte, hat einen Wälderbundspatz, durch den sie vor Ungarn sicher ist. (Michel 23/2 1930.)

Los von Rom. — „In Österreich hat es eine Partei gegeben, entstanden als antisemitische Partei, heute die Deutschvölkischen; eine Zeit lang haben sie einen großen Kampf gegen die Juden geführt. — Dann hat die Judenpresse in Wien mit allen Waffen der Rücksichtslosigkeit gegen diese Antisemiten in Österreich gekämpft. Seitdem es ihr gelungen ist, sie scharf zu machen gegen die Katholiken und die katholische Religion in Österreich, seitdem es eine Los-von-Rom-Bewegung gibt — da sehen Sie ihn schon hintanstehen den krummnasigen Schuften, wie er sich die Hände reibt und lacht und sich freut, daß es gelungen ist, die christlichen Konfessionen gegeneinander in den Kampf zu heizen. Ich sage, solche Erscheinungen in der Presse — das möchte ich den ehrlich denkenden Juden zurufen — führen dazu, daß auch eines Tages die Stunde der Abrechnung schlagen wird (Heiterkeit bei den Sozialdemokraten). Lachen Sie nur, das dürfen Sie ungeniert tun, es kostet ja keine Steuer, und Sie wissen, wer am besten lacht, das ist ein altes Sprichwort.“ — Ein Abgeordneter in der bayr. Kammer, 28., 29/11 1901.

Loesch, Sippe in Schlesien. Von Felix Teilhaber im „Archiv für Rassenhygiene“ und im „JBO“ als ▼ angeführt. SK I übernahm die Notiz, die lebhaft bestritten wurde, während von anderer Seite nach wie vor jüdisches Blut vermutet wurde. Wir würden eine Klärung begrüßen.

Auch im Hammer 1907, S. 595, wurden die L.'s als „Juden“ angeführt. Stauff berichtigte sich in DZB 21/1 14. — Ein Freund aus Hirschberg meldete aber, daß hier als bekannt gilt, daß der letzte bürgerliche Anhänger ein Armeelieferant Loeb, natürlich Jude, in Breslau gewesen sein soll, dem 1866 für seine Verdienste am Staat der Adelstitel von Loesch verliehen wurde.“ WM.

△Loesch, Frank, Jurist, Präses der „Crime Commission“, Chicago, sagte in einem Vortrag aus der Universitäts von Jowa: „Die Juden bilden das verbrecherische Element in den Ver. St. und sind das Gehirn der Verbrecherorganisationen.“ — Kongress-Abg. ▼Celler, N. York, forderte in der gesamten Presse des Landes, daß die Öffentlichkeit dem L. eine Rüge erteile. Der Freie 26/10 1930.

Loš'ň [h: lášón], j: Zunge, Sprache; — loš'ň hóre: üble Nachrede; — loš'ň'ň ashl(e)nas: Deutsch;

L. ha-toibesj: „heilige Sprache“, Hebräisch; L. iwri: Hebräisch; L. jów'n: Russisch (eigentlich: Griechisch); L. hógor: Ungarisch; L. s'phardi: Türkisch-Spaniolisch; L. zarfeš: Französisch (überhaupt: Romanisch). — Witschhoff J. (f. Kochmer L.)

Loesegeld, David, „Kultusbeamter“, Prohnik, Märk. — Sippe 1881.

Loeser, Bernhard, Fabrikant, Berlin. Ro 2, 399.

Loeser, Cäcilie, K.K.'s-Wwe; Mitinhaberin: Fa. Loeser & Wolff, Zigarren und Tabak, Berlin. — 3 — 0,21. L. & W. in Elbing lieferten 1900 dem Kgl. Proviantamt 2 Millionen Zigarren und 200 Zentner Rauchtabak für die Chinatruppen, WM 00, 35. —

„Die Firma wurde am 1/7 1865 durch die inzwischen verstorbenen K.K. Bernhard Loeser und Karl Wolff begründet: ein unbedeutendes Unternehmen in 2 kleinen eisenstrigen Stuben ohne Schaufenster, der Eingang durch das Haustor, in unmittelbarer Nähe des berühmten Döfnerkopfs, an derselben Stelle, Alexanderstraße 1, wo jetzt seit vielen Jahren, freilich in veränderter Aufmachung, das Stammhaus der Firma sich befindet. Die Miete für die Stübchen betrug damals 200 Taler jährlich. Das Personal bestand aus den beiden Begründern und einem Lehrling. Heute hat die Firma 115 eigene Verkaufsstellen, zumeist Eden, in allen Stadtteilen Groß-Berlins. Die Zahl der Angestellten beträgt zurzeit 440. Anlässlich des Jubiläums haben die beiden Inhaber, Frau K.K. Cäcilie Loeser und Regierungs- und Baurat a. D. Alfred Sommerguth an die Angestellten und zu Kriegsfürsorgezwecken Mittel in einer Gesamthöhe von 600 000 M. zur Verfügung gestellt; hiervon sollen 270 000 M. dem Gesamtpersonal der Berliner Firma zugute kommen. 330 000 M. sind den verschiedenen Organisationen und wohltätigen Vereinen zur Linderung der Kriegsnöte zugewiesen.“ WZ 1/7 15.

Loeser und Wolff taten „viel“; es wurde aber auch viel für sie getan. 1898 berichtete Niker's Leitblatt, die „Danziger Neuesten“, anlässlich des Bazars zum Besten des westpreussischen evangelischen Diakonissenhauses im Remter des Franziskanerklosters zu Danzig, über das evangelische Liebeswerk: „Schnell der Habanna Kraut entstanden, das in vertrocknenden Enveloppen sich dem Käufer darbietet. Hier war Loeser — der Erlöser aus der Not.“ — 1899 (DZB 8/6) wurde sogar in Elbing zu Ehren des Inhabers der Firma Loeser & Wolff die Ziegelscheunerstraße in „Loeserstraße“ umgetauft.

Loeser, Carl, Banthäusler, Geschäftsf. der Freisinnigen J., Berlin. 1916.

Loeser, Karl, * Polen, Wanderolenschieber. Im großen Ostjuden-Schieberprozeß vor Gericht gefordert. In den meisten Tageszeitungen wurde der Prozeß verschwiegen oder nur kurz erwähnt. Die Namen wurden von der Wahrheit 20/4 29 aus der Versenkung gerettet. f. Zigaretten-Wanderolen.

Loeske, Albert, jun., Mitinh. d. Fa: Marggraf & Co., Zumeister, Millionär, Berlin; † 1929: „Ich wünsche, daß bei meiner Beisehung keine Reden gehalten werden. Ein schöner, erhebender Gesang, aber keine Nührung.“ L.'s Millionen, — testamentarisch dem Sozjus Jakob Dypenheimer mit Frau und einer alten Freundin Rosa Beer-Baustein, unter Ausschluß aller Verwandten, verschrieben — beschäftigten 1930 die Gerichte. L. hatte dem Leiter der ihm gehörigen Kunsthandlung van Die men, dem Assistenten Bodes, Dr. Plehisch, mal gesagt, daß er sich im Grabe umbrehen würde, wenn ein Better oder irgend ein anderer, der ihn gar nichts angehe, ihn beerbte! Sein Konzern sollte erhalten bleiben und die Mitarbeiter bedacht werden und weiter zusammenarbeiten: „Niemand soll erben, der nicht in meinem Testament angeführt ist. Es soll keine Erbschaft an meine Verwandtschaft fallen.“ Über Cousins und Cousinen, wie Margarete Wolf, fochten das vergeblich mit dem von den Sowjets ausgewiesenen N. A. ▼Souris an, der an Geschäftsunternehmungen auf dem Kurfürstendamm beteiligt, auch die erheblichen Kosten des Streitverfahrens vorstreckte. —

Den Grund zu dem auf 200 bis 1000 Millionen geschätzten Vermögen legte der „alte Voeste“ mit Juwelen und Uhren in den 1880er Jahren in der Kaiserstraße, Berlin. Nach ihm übernahmen die Söhne Leo und Albert das Geschäft; dieser trieb, jung und rücksichtslos, von seinen Verwandten alle Rückstände ein, womit er das Geschäft vergrößerte und in die verkehrsreichere Gertraudenstraße verlegte. Durch Vorhänge vereinigte er die Schweizer Werkstätten zu einer Uhrenfabrik, kaufte für ein Spottgeld Petroleumpläne in Galizien, brachte 80 v. H. des Borschlauer Dlozettr (Erdo-wachs) an sich und machte in Geld, Antiquitäten, Kunst und Grundstücken. DZ 29/4; Vol.-Anz. 7/3, 28/6; Stadtblatt 3/4 1930. L. war zweifellos ein besserer Wucherer und Tröbler. Dabei „wollte er nicht heiraten, das werde ihm zu teuer, — und sein Vermögen der Stadt Berlin oder der jüd. Gemeinde vermachen.“

Loffen, Lia, Berlin. Stefan ▼Großmann wagte in der ▼Schaubü. 13/4 1916, als sich germanische Jugend an Deutschlands Grenzen verblutete, diese Genossin seiner Rasse als den „Typus der deutschen Frau der Zukunft“ zu bezeichnen:

„Ein frauenhaftes Mädchen, eine Denkende und doch eine Natur, eine Schauspielerin und doch ein unversehrter Mensch — das fühlt man, wenn Lia Loffen ein paar Minuten auf der Bühne ist.“

Wichtiger als diese nachträglichen Erläuterungen ist der erste sinnliche Eindruck: Eine schöne Frau. Und nicht die Schönheit einer fremden Dame, die man mit einer korrekten Genugtuung feststellt; auch nicht die Schönheit der Frühreise, die man mit einer gewissen Wangigkeit oder Gerührtheit empfindet, wie etwa die sehnüchtlige Magerkeit der Grete [▼] Wiesenthal. Nein, hier sieht dich die beglückende Schönheit der jungen Reife an, das menschliche große Auge der erkennenden und erkannten Frau.

Ob eine Schauspielerin das Klärchen, die [▼] Esther, eine Figur von [▼] Schnitzler gut oder weniger gut spielt, ist gewiß von Bedeutung. Wichtiger ist, daß der unbewußte Wunsch der Siebzehnjährigen [Jünglinge] unversehens auf der Bühne das Bild einer Frau finde, nach dem der Typus der Geliebten von morgen geformt werden kann! Das ist die große Bedeutung der Lia L.: nach ihrem Ebenbilde könnte der viel zu viel beschwagte, den meisten undeutliche Typus der ... (man zögert ein wenig, so groß ist das Wort) ... dtischen Frau von morgen geformt werden!

Wie hat es dem dtischen Leben geschadet, daß auf dem dtischen Theater der letzten 15 Jahre fast keine Schauspielerin gestanden hat, die man anbeten konnte! Ach, es wimmelte von dégénérées, und sie haben sich noch nicht ganz verlaufen. Kleine polnische oder Leopoldstädter Judenmädchen, die nicht gehen konnten, aber tanzen wollten, hatten mit der Annahmung, die aus einem gierigen Lebenswillen stammt, so lange nach allen interessanten Rollen gegriffen, bis schließlich alle Interessantheit abgetan war.

Die letzte Schönheit des dtischen Theaters war Eleonora Duse. Das Drama der beseelten Hände, das die Duse zum ersten Male absichtslos geschenkt hatte — wie viele Trägerinnen trainierter Händebeiseelung geben es heute zum besten! Der Schatten einer Schönheit vergeht nicht in Jahren.

Lia Loffen ist eine dtische Schönheit. Sie ist hoch und schlank — welcher Genuß, nach all den Zwerginnen der Perversion eine große, eine wirkliche Frau vor sich zu sehen! Ihr Haar ist fast schwarz, aber es ist nicht das matte Grauschwarz des Ghettos, eher die glänzende, rötliche Dunkelheit der Italienerin. Groß und rund ist ihr Auge. Ganz langsam sinken die gewölbten Lider. In dieser Langsamkeit liegt fürstliche Gelassenheit. Das Auge der Loffen ist ihr edelstes Ausdrucksmitel, dieses ruhig verweilende Auge erzeugt Ernst. Ihr Mund ist voll, die Lippen sanft geschwungen. In der Rinne, an den Nasenflügeln nistet in bitteren Stunden eine ganz schwache gramatische Linie. Man wird kein reifer Mensch ohne diese Eingrabung. Zwei beglückende, weiße, starke Zahnreihen — nicht nur böshafte Zähne, wie

sie der kurzlebige Dulu- [f. Grant 1/2 ▼Wedeckind] -Kage-tiertypus hatte — verbürgen trogende Beherrschung. Frauliche Würde hat der schlanke, gut gehäufete, von langen Beinen leicht getragene Leib. Ach, eine Frau, kein Weibchen! Der Frühsummer einer jungen Frau, die dich ist, ohne fade zu wirken.

Diese junge Frau ist ein Mädchen. Ihr Auge strahlt an frischen Tagen den ungeborenen, vollen Wunsch nach Alibiades und Christus, nach dem jungen Mozart und Bismarck aus. Ihr Kopf ist unwillkürlich dem sonnenblauen Himmel zugewendet. Aber dieser Mund, den eine Gramatische Linie leicht anfliegt, wird manchmal dünn und blutlos, und dann ist auch im großen Auge der Loffen eine melancholische Entseeltheit, eine Entgeisterung, die beschämend ist für unser ganzes Männertum.

Sie ist, ihre Hüften lügen nicht, eine Mutter. Sie hat den gefassten Blick der Wissenden und die lautlose Güte der Behüterin. Sie hat die sanfte Hand der Lebensfreundin, an der Männer zu beruhigten Knaben werden. Ihre Stimme, keine vibrierende Virtuosengeige, zuweilen sogar tonlos werdend, hat den vollen Klang mütterlicher Musik.

Sie ist nicht pilant, obwohl sie, in leichte Gewänder gehüllt, verführerisch schön ist. Sie ist eine Dtsche — auch das Abenteuer hat da seinen Ernst. Als sie [▼] Schnitzler spielte, da drang ihr großer Blick tiefer als der Dichter. Ihre Pausen waren bedeutender als sein Dialog. Sie ist nicht gewichtlos — sie gab [▼] Schnitzler Gewicht. Dieses Auge kann nicht zwinkern! Sie war kein Klärchen, denn sie ist adlig. ... Sie ist nicht leicht-sinnig, eher schwer-sinnig, schwermütig.

Sie war Esther. Die Königsstochter, Davids Stamm entsprossen, für eine Weile bürgerlich verkleidet, als des gelehrten Mardochai denkendes Mädel, nun wieder zum Thron erhöht! Hier darf sie ihre angeborene Würde und ihre Heiterkeit haben — ihre zarte, gütige Heiterkeit, die immer schwermütig angehaucht ist, tiefblauer Stahl, der sogleich anläuft — hier will sie verführerisch sein, verführerisch zum schicksalbedeutenden Abenteuer! Sie gibt eine geringe Jüdin, und man spürt eine dtische Adelsseele. Andre geben dtische Adelsseelen, und man spürt nur die geringe Jüdin.

Sie sieht als Esther unbeschreiblich schön aus. Jünglingen klopf das Herz: Hier ist die Frau, an deren Bild die dtische Frau von morgen geformt werden soll!

Solche Vobhudeleien haben mit einer kritischen Würdigung nicht das mindeste zu tun. Meliame, die suggestiv wirken soll: „Seht, diese Jüdin überstrahlt alle dtischen Frauen!“ Und arme, dtische Leser glaubten es und himmelten es hundertprozentig wieder. —

Lothar, E. = Ernst Wechsler.

Lothar, Ernst, Dr., *1890 Brünn, „Hofrat und Literat in Wien, ist ein Bruder von Hans Müller-Brünn, also Jude — er hat mehrere Gedichtsammlungen, die Romane „Feldherr“, „Irrelicht der Welt“, „Bekanntnisse eines Herzflaven“, „Licht“, die Novellen „Die Einsame“, „Triumph des Gefühls“, „Gottes Garten“, das Drama „Jah!“ veröfentlicht. Bartels, DZ 3, 957. L. ist Präses des „Gesamtverbandes der schaffenden Künstler Österreichs“ und Gegner des „Schmuck- und Schundgesetzes“. — Sein Roman „Hellscher“, Verlag Paul Jsolnah, 1929, wurde im BT 26/5 von Heinr. Ed. Jacob gelobt.

Lothar, Leo = Viktor Wand.

Lothar, Rudolf, gebor. Lothar Spizer, * 1865 Budapest. O OÖ Ernestine Singer-Bild, die für die Frankfurter und N. Züricher Z. schreibt. R: 2 Söhne. Mit 15 Jahren arbeitete L. schon an der N. Fr. Presse; später schrieb er auch für DWe. B: König Harlekin, Maskenspiel, in 14 Sprachen übersetzt und gespielt; Satan, Ostsp.; Caesar Borgia's Ende, Dr; Halbnaturen,

Ko; Hohes Lied, Dr; Golem, Nov., (s. G. Meyrink); Jbsen; Tiefland, [törrichter Text zu d'Alberts Musikdrama]; Dtsches Drama der Gegenwart; Rosentempler, Dr; Venus im Grünen; Liebe als Kunstwerk, 11; Sonnenthal; Sardou. Eps: Leop. ▼Vipschütz; ▼Blumenthal; Kob. ▼Saudel; Karl von ▼Kassel; Giac. ▼Mincomski. Das „N. Wiener Tagbl.“, 96, nannte Lothar einen „Talmi Wiener“: „ein Mensch, der heute noch deutlich im Gesicht das Gerüst des Sudannegers trägt“.

Siegfried ▼Jacobsohn hält ihn für einen „urkomischen Kunden, Holzbock auf Wienerisch“; ▲Bartels, Kritiker S. 56 ff. zeichnet ihn besser als „geistreichen Raisonneur“, wenn er nicht doch etwas Schlimmeres war. 1912 dirigierte Lothar in Berlin das „Komödienhaus“, wo er unzählige Leute in eine frevelhafte Pleite hineinriß: „Er wird aber bald nach berühmten Mustern erholt irgendwo auftauchen und, von der Chabruffe lanziert, aufs neue hochkommen“, schrieb der SK schon in der 1. U. Wir haben recht behalten, denn Lothar nebst Frau arbeiteten während des Weltkrieges ruhig wieder an der „N. Züricher Z.“ zum Heile ihrer Kasse weiter.

Die Förderung Lothars durch den Weltzusammenhalt seiner Kassegenossen zeigte sich besonders 1906 bei seinem Auftreten in den Weltstädten London und Paris, wo er als „grand poète allemand“ gefeiert wurde. DZ: „König Harlekin in Paris. Seit einiger Zeit hatten französische Blätter, deren Anzeigenteil, wenn auch unter der Form von Feuilletons und Plaudereien, bis auf ihre 1. Seite reicht, fast jeden Tag den Parisern versichert, daß der berühmteste und erfolgreichste Dichter von Wien und näherer und weiterer Umgegend, einschließlich Berlins, Rudolf Lothar heiße, und daß dieser hervorragende und weltbekannte Dichter sich in Paris die Weihe holen wolle: das „Odeon“ werde seinen „König Harlekin“ aufführen, ein Meisterwerk, das die öffentliche Meinung Dtschlands und Osterreichs aufs Tiefste bewegt habe, und das mit aufsehenerregendem Erfolg über alle Bühnen gegangen sei. Es bilde eine kühne

Satire auf die Monarchie, die Zensur habe dem Verfasser die größten Schwierigkeiten bereitet usw. Gestern fand die 1. Aufführung statt. Die famose Reklame hat gewirkt... Das Publikum sah sich die Vorstellung in dem Bewußtsein an, das berühmte Werk eines berühmten Dichters zu genießen, und auch die Kritik ist überaus höflich, gegen den „illustren“ Kollegen von der Donau. Und nicht nur höflich, sie ist großmütig; die armen zurückgebliebenen Dtschen sind in ihrer geistigen Kultur mit ihrem großen Dramatiker Rudolf Lothar glücklich bei der „Romantik“ angekommen, die Frankreich in der Zeit Mussets und des jungen Viktor Hugo überwand. Man darf sie, ohne Schaden für die französischen Bühnenschriftsteller, in ihren literarischen Versuchen ermutigen.“... „Einer Mitarbeiterin der „Fronde“ sagte Lothar: „Sie sehen mich entzückt darüber, daß ich meinen „König Harlekin“ auf ihrem 2. „Théâtre Français“ spielen lassen darf. Mein Stück hat, ich kann es wohl sagen, draußen schon viele Erfolge erzielt, aber Paris hat für uns alle eine solche Anziehungskraft, daß das Urteil des Pariser Publikums uns die Weihe unsrer Arbeit zu sein dünkt.“

Dasselbe Stück wurde dann im „Imperial“ in London gegeben. „Die Reklame hatte dem Werk einen europäischen Ruf angedichtet, von dem wir in Dtschland wenigstens nichts wissen; bedeutsamer für die vorzügliche Wirkung war das glänzende Spiel von Lewis Waller und seiner Truppe. Die beiden Übersetzer Louis N. Parker und Selwyn Brinton, hatten es eine Masquerade genannt und mehr den phantastisch-melodramatischen Charakter betont als den satirischen. Während das Werk des Wieners in die lange Reihe der Dichtungen gehört, die sich kritisch mit dem Problem des Königtums auseinandersetzen, vergnügte sich das englische Publikum an den romantischen Begebenissen und den geistreichen Einfällen des Autors.“

In Berlin machte Theaterdirektor Lothar eine langhingezogene Pleite. Und während des Weltkrieges 1916 (Wahrheit 16/7) berichteten die Zeitun-

gen, daß nach 2jähriger Pause wieder einmal im Anwaltsbureau zu Berlin eine Versammlung der Gläubiger Lothar's stattgefunden hätte; „eine ganze Reihe Forderungen, gar nicht eingeklagt und inzwischen verjährt, betragen etwa 600 000 Mk. Bis zur Stunde hat kein Gläubiger einen Pfennig erhalten. L. befindet sich im Auslande. Um ihm von neuem Bewegungsfreiheit zu verschaffen, haben Freunde eine Summe aufgebracht, die einen Akkord mit 6 oder 7 % zulassen würde. Dafür soll diesen Freunden das einzig vorhandene Aktium, eine Bibliothek, überantwortet werden.

Dazu ist zu sagen: L. ist der Verfasser ungezählter Schwänke, Possen, Libretti, die täglich von dt'schen Bühnen, selbst von den „besten“, gespielt werden. Er paßt allerdings ausgezeichnet in die Mehrzahl dieser moralischen Anstalten. Mit den Tantiemen hätte aber ein großer Teil der Schuld gedeckt werden können. Das ist offenbar nicht geschehen. L. im Auslande wird vorgebeugt haben. Er hat nur eine „Bibliothek“ zurückgelassen. Welchen Grund haben die Zeitungen, L. ihr verschliffenes Liebesmäntelchen umzuhängen? Diese Bibliothek ist, nach den „Nordd. Monatsheften“, eine sehr umfangreiche pornographische Sammlung. Sie soll den „Freunden“ „überantwortet“ werden. Weshalb? Sie durfte nicht verkauft werden, weil sich die Verkäufer wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften strafbar gemacht hätten. Wer sind und wie heißen die betriebsamen Freunde, die — gleich und gleich gesellt sich gern — dem Ehrenmann die Heimkehr in sein „Vaterland“ ermöglichen wollen?

L. durfte aber Mgl. des Verbandes dt'scher Bühnenschriftsteller bleiben, trotz seiner notorisch ehrenrührigen Handlungen, wie Artur Dinter „Mein Ausschluß 1917“, S. 23 feststellt: „L. hat als Direktor des Komödientheaters in Berlin seine Mitglieder um ihre Spargroschen betrogen und ihnen diese unter allen möglichen Spiegelfechtereien selbst dann noch abgelockt, als er bereits im Bankrott stand. Der Hand des Staatsanwaltes hat er sich nur durch schleunigste Flucht nach Paris entzogen, 66

von wo aus er „beim perlenden Selt“ fidele Karten an seine Berliner Freunde schrieb.“ Lothar's Anschrift in Zürich lautete: Susenbergstr. 193.

Lothar'ski, Moriz = Lothar Morecki [Vor- zum Sunamen gemacht].

Löti de Melensöld, Jsidor, gebor. Lustig, gebor. Löwi; Jnh: Glühlampenfabrik Watt, Scharf & Co., Wien. 1906 in Osterreich nobilitiert. — EG.

Lottig, Eva, gebor. ? B: Bor den Loren, Nov., 1914, Erich Reiß, Berlin. DBe 14, 5: „Wie gut und wie schön man eine rein jüdische Erzählung schreiben und dabei doch die einzelnen Personen stilistisch vollendete Worte und Sätze sprechen lassen kann, zeigt diese Novelle, die man zu den besten Erzeugnissen unserer Erzählungsliteratur stellen muß.“ Es handelt sich darin um einen russischen Juden, der in Amerika Bigamie treibt und Farmer wird.

Lotto, Jsidor, Violinvirtuose, *1840 Warschau, Konjert- und Salonkompositionen. Ko. (B.)

Loth, Walter, Dr., UP (Nat.-Kon.), München. *1865 Gera. E: Edmund L. // Marie Glasz. — 97 O Ellf. Kaeswurm. Er schrieb u. a. Festschriften für ▼Reißer und Brentano (sb). Deg 9. „Jude“, WB 4/6 1930.

Lozow, Jmel, in russ. Lutzyn, — war 1883 des Ritualmords an einer Christin angeklagt, die bei ihm gedient hatte und tot im Wasser gefunden wurde. Trotz Verwendung des Fürsten Urusoff, wurden L. und Frau nach Sibirien geschickt, aber „nicht als Mörder, sondern weil sie Mörder, die eine Christin aus unbekanntem Gründen getötet, bei sich aufgenommen hätten.“ JG. — Mit anderen Worten, die Tragödie hatte sich in ihrem Hause, vermutlich, wie in Konitz, in Kellerräumen abgespielt, wo der Vampyr gewöhnlich seine Opfer zu erledigen pflegt.

Lou, Henri = Lou Andrea-Salome.

Louvet, Emil, Dr., 1838—? — 99—06 Präses der Französischen Republik. — Zur Zeit des Panamastandals war er Ministerpräsident, trat aber im Verlauf der schandbaren Affäre zurück. Sein Bild zeigt typisch jüdische Züge, gepaart mit einer seiner Stellung entsprechenden Berwegenheit. WM.

Loucheur, Louis, Minister, Freund W. Rathenau's (sb), Paris; „ein christl. Jude“, Fuchs, Juden in der Karikatur, 1921, S. 308; nach allem, was er anstellte, ist L. durchaus „ein jüdischer Jude“ und mit seinen Berträgen nicht nur an D'schlands, sondern auch an Frankreich's Berberben schuld.

L. vertrat in Paris bis 1914 die UEG und die Rathenau's, Berlin. März 1918 machte er als franzöf. Rüstungsminister den General Foch zum Oberbefehlshaber. — Rathenau und L. schufen als „Wiederaufbauminister“ nach dem Kriege in Wiesbaden zugunsten der Weltrevolution das völkervernichtende dt'sche Sachlieferungsabkommen. Dabei erfuhr das deutsche Volk durch engl. und franz. Zeitungen, daß Rathenau mehr angeboten, als Loucheur verlangt habe. Das Judentum nennt ihn den „Wohltäter Osterreich's“ wegen seiner Arbeit während und nach der österröichischen Inflation. Die aufgeklärten Osterreichler wissen besser Bescheid.

Als Rathenau mit dem Juden Loucheur das oben erwähnte „Wiesbadener Abkommen“ zwischen Deutschland und Frankreich schloß, sagte L.: Deutschland habe das Beste geschickt, was es dem Ausland schiden könne, nämlich Rathenau. Nach WK Aug. 30, S. 363, ist L. ein geborener Schieler, Schüler, Schölem.

L., „der König der Geschäftsparlamentarier, Direktor oder Verwalter von 67 Aktiengesellschaften — wie kann er sich all ihrer Namen erinnern — thront in der Kammer“. „Hinter den Kulissen“ 1925, S. 268.

Zahlreiche weitere Nachrichten bedürfen noch der Nachprüfung.

Louis, Joseph, 1787—44 „dt'scher Philolog, franzöf. Sprachlehrer“, isr. Schule, Dessau. De.

Louis, Paul, gebor. Lévy (Bédon), Paris, R: Pettit Parisien (haubintisch) mit ▼Ughion —, worin

er 1920 die Mlle. ▼Weiß 3 Hymnen auf das bolsche-
wistische Paradies in Rußland anstimmen ließ! Ma:
Populaire (sozialistisch); Progrès (linksbürgerlich). Die
meisten Juden vertreten nur 2 Richtungen, sind Doppels-
pione usw.; Louis aber schlägt einen Rekord, brachte
es auf drei und ist mithin Trippel-Journalist. Er diente
1922 (SB 22/3) als Mittelsmann zwischen Poincaré in
Paris und den Sowjets in Moskau.

Louis = Drehfus, Getreidekonzern, Multimillionär,
Paris, gegründet von Léopold-Louis Drehfus
(1833—1915) aus Sterenz, Generalkonsul von Rumänien,
und in Lozère Kandidat für die Abgeordnetenlammer.
Sein Sohn, Louis-Louis-Drehfus (*1867) wurde eben-
falls rumänischer Generalkonsul und Abgeordneter und
machte das Geschäft zusammen mit seinem Bruder
Charles-Louis-Drehfus. JPB 17/5 1929; DZbl. 18/1
1928.

Louis-Grand [Louis le Grand?, Louis XIV.], Wa-
renhaus, Spandau, Inh: Leo Cohn. — 1906 (DfBl
27/1) wegen unlautern Wettbewerbs zu 300 M.
verurteilt. Cohn erwarb 1905 für 50 000 M. Waren
von einer Firma, die sich auflösen wollte, und richtete
einen Kramsch ein. Plakate kündigten an, daß alle Waren
den doppelten Wert des Verkaufspreises hätten. Im
Schaufenster waren u. a. Ledergürtel ausgestellt mit der
Zahl „58“. Das Publikum glaubte somit, den Preis der
Gürtel zu erfahren. Wie der Angeklagte vor Gericht
erklärte, sei 58 aber nur die Anzahl der noch vorhan-
denen Gürtel gewesen. An einem Kostüm stand: „48“.
Wenn eine Käuferin, durch den billigen Preis verlockt,
das Geschäft betrat, wurde ihr mitgeteilt, daß dies nur
die Nummer des Kostüms sei, dagegen wären ähnliche
Kostüme am Lager, die etwas teurer wären. An ver-
schiedenen Stoffballen standen Zahlen, z. B. „1,15“,
so daß es den Anschein hatte, dies sei der Preis für den
Meter. Erst wenn man sich das Plakat genau ansah, be-
merkte man hinter „1,15“ in ganz kleiner Schrift: „Zen-
timeter breit“. Bei verschiedenen anderen Waren, die zu
auffällig billigen Preisen im Schaufenster ausgezeichnet
waren, wurde dem kauflustigen Publikum der Verkauf
überhaupt verweigert. Als dies auch einer etwas ener-
gischen Dame passierte, daß man ihr eine billig aus-
gezeichnete Ware nicht verkaufen wollte, nahm diese die
Hilfe des Polizeikommissars in Anspruch, so daß der
Verkauf zustande kam.

Louis-Hagen, falsche, oft vorkommende Schreibweise
des Levy, der eine Hagen heiratete (s. Hagen, Louis).

Louiffon, Charles, Mgl. der Gesetzgebung, Neu-
Seeland. G: G. Neville L. in London. — Gb. kam
1864 nach Australien und schuf 75 mit seinem Br Al-
fred L. (+) die „Crown Brewery Ch.“, in Christchurch
[Königskirchen], wo er viermal Bürgermeister und
auch Präses der jüd. Gemeinde wurde, sowie Groß-
meister einer Loge. JPB; AG 1/6 88. —

Es fehlte nur noch, daß Rom ihn zum General einer
seiner Kongregationen ernannt hätte; dann wären ein-
mal alle drei überstaatlichen Mächte in dem einen L.
als Juden, Maurer und Jesuiten vereint gewesen, der
so noch viel rückwärtsloser auf dem Rücken der Nicht-
juden in Neuseeland hätte spielen können, als er es
im Doppelamt eines Bürger- und eines Großmeisters
schon ohnehin tat.

Lourdes, französische Heiligengrotte, deren wundertätige
Quelle aber ausgesprochen geschäftlich ausgeschlachtet
wird, wie Dr. med. ▲Vigner in München feststellte.
Der Bischof von Lourdes antwortete in der „Apologischen
Korrespondenz“ (Wiener Alldeutsches Tageblatt 29/7 1913):
„Sobann klagt Dr. Vigner über solche, die an und durch
Lourdes sich bereichern. Wenn er dabei anscheinend kirch-
liche Zwecke im Auge hat, so richtet er seine Anklage
an die falsche Adresse. Er müßte sie richten an jene,
die durch den Devotionalienhandel in Lourdes ihr Ka-
pital fruchtbar angelegt haben und deshalb die Schlie-
ßung der Lourdesgrotte verhindert haben — sollte er
nicht wissen, daß diese letzten Endes an Lourdes finan-
ziell interessierten Kreise seinen und der „Frankfur-
ter Zeitung“ Anschauungen sehr viel näher stehen
als denen der katholischen Kirche?“

Was hier der Bischof sagt, heißt in klarem Deutsch:
die Geschäftemacher von Lourdes sind
Juden! — Und Juden haben um ihrer Ge-
schäftchen willen die Schließung der wun-
dertätigen Grotte verhindert! Sind es übri-
gens nicht ähnliche Kreise, die unserer deutschen Groß-
stadtfamilie den Weihnachtsbaum beschaffen und den
Kirchen das Abendmahls- und Messgerät? Und lennt
man sie nicht aus der Bibel als Wechler im Tempel?

Lourie, David E., städtischer Richter, Boston, Mass.
Ber. St. 1922 (SB 21/9).

de Louzada, Robilinge, Jamaica. — Francis, 2nd
duke de L., Marquis di San Miniato. O Marianne, L.
des Sir Charles Wolseley. †1870. K: Horace Francis,
3rd duke, *1837. JG.

Loutchanski, J., *1904, plastischer Kubist. JPB 2/8
1929. WM.

Louvre, Kaufhaus, Straßburg i. G., Hoher Steg 1.
Geschäftsf.: S. Kahn und J. Abraham. Protur.:
U. Kahn und S. Levy.

Loveman, Robert, JG, *1864 Cleveland O., „ameri-
kanischer Dyriler“. B: a book of Verses; The Gates of
Silence, 03.

Lovenbach [Löwenbach], Edmond, Rfm. Rat des aus-
wärtigen Handels, Paris. — Qui est 1908.

Lovenstein, William, Richmond, Va. Ber. Staaten.
Er war — Ende des 19. Jh.'s — 12 Jahre lang Se-
nator des Staates Virginia.

? **Lovett**, Bill, amerikanischer Räuber der 1820er
Jahre. Seine Methode war einfach: der New Yorker
Schiffs- und Werfteigentümer, der seiner Hande keinen
Tribut zahlte, wurde verprügelt, erdolcht und sein Eigen-
tum verbrannt, ins Wasser geworfen oder gestohlen.
1823 wurde Lovett selber von einem ehrgeizigen Mitglied
seiner Horde umgebracht. Ashbury, Unterwelt von New
York, 1930, S. 70. WM.

Lovett, Ju., gebor. Judelowitzsch [Judelsohn], Boston,
Mass., „amerikanischer Bürger polnischer Ursprungs und
jüdischen Glaubens“, Jew. Chron. 15/11 1929. — Die an-
gesehene amerikanische Familie der ▲Lovett verklagte
den polnischen Juden wegen Annahme ihres guten Na-
mens, worüber „Jew. Chron.“ höchst belustigt tat, weil
„der Rassegenosse doch in Harvard studiert hätte und
von der Hautpflege bis zur Fußsohle [also nur im Äußern!]
Amerikaner, grade den Namen Lovett liebte und ihm
Ehre antäte, aber im übrigen sich doch nennen könnte,
wie er wollte“. Der Anwalt des Judelowitzsch wies auch
nach, daß ein Lovett früher mal in London gehängt
worden sei. — Wie vertief der Prozeß? WM.

Lovett ist ein Name, der wieder mal ausgezeichnet
den Juden vor dem Nichtjuden vertarnt, und ihn dabei
doch vor allen Juden kenntlich macht: zunächst in den
beiden Buchstaben „L“ und „v“ der Hinweis auf Levy,
ferner enthält der Name das englische Wort „love“
(= Liebe) mit den jiddischen Abwandlungen und Ver-
wandten: Lieb, Lbb, Lbw usw.; er ist zugleich eine
Abkürzung der beiden letzten, bei „Russen“ häufig vor-
kommenden Silben von Judelowitzsch.

Löbvinson, Ermanno, German, Prof., Dr., Rom. Ar-
chivar am Rgl. ital. Staatsarchiv. *1863 Berlin; seit
89 in Italien. B: Garibaldi e la Sua Legione, 1848/49.
Ue: Billari. Ma: Uzi; BT.

Dtsche Juden erlangten mit Leichtigkeit in außer-
dtschen Ländern gute Stellen. — L. schrieb in DfBl über
Italiens „Gelehrte“ und über die Juden als „wert-
volle Stütze der demokratischen Staatsordnung“ voll
Schimpfereien auf das „feudale“ Preußen und seine
Ostelbier, auf die dtische beschränkte Regierung, unsern
deutschen Blutsadel und auf das „unsauberste Export-
produkt der mittel- und osteuropäischen Kultur, den
modernen Antisemitismus“. Illustriert sind diese
Aufsätze von einer Wally Löbvinson-Wälow, wohl der
Frau dieses Berliner „Italieners“.

L., der zuerst in Berlin lebte, ist ein „Schüler von
Harry ▼Breslau; in Italien wurde er Soprintendente
des Staatsarchivs in Bologna (einschl. aller Archive der
Landschaften Emilia und Romagna), Mitglied einer dem
deutschen Heroldsamt, Berlin, entsprechenden Behörde
zur Kontrolle der Adelstitel.“ Hoff. J. 18/6 1930.

Es ist doch eine verkehrte Welt: der jüdische Parasit entscheidet, wer in Italien, in seinem Wirtsvolk, zum Adel gehört und wer nicht, und Nachkommen der alten nordischen Römer müssen sich als Richter über ihr Blut den Gegenrassigen gefallen lassen.

Wir haben L. auch unter Löwinson gebracht, da Schreibweise strittig.

Löwinson, Siegfried, s. Löwinson.

Loebisohn, „hervorragendster“ Chaubinist, Deutschensresser und Journalist der Pariser Blätter. B. S. Weilder, Vortrag, München, 1892.

Loebv, Siegfried, *1859, Seniorchef der 1855 gegründeten Bronzegießerei S. M. Loebv, Berlin, „die für fast alle großen öffentlichen Gebäude in Berlin, für die Neubauten des Reichs- und Landtags, für die Bank- und Hotelpaläste, auch für die neuen Bauwerke im Reich unzählige Arbeiten geliefert hat. Loebv ist Vorstandsmitglied des Vereins für deutsches Kunstgewerbe, zu dessen rührigsten Mitgliedern er zählt, und hat sich als eifriger Sammler vielfachen Dank der Künstlererschaft erworben.“ Hoff. J. 19/9 29.

Loew, Frä. Dr., weiblicher RA, New York. Entelin des Rabbi Dr. Leopold L., Szegedin. — No 2, 424.

Löw, Dr., * Österreich; ChR: N. Dtsche J. Porto Allegre, Rio Grande do Sul, Brasil. DfBl 1911. Sp 193.

Loew, A. Maurice, gebor. Loewe, JG, *1860 London — war in Washington, D. C., Reporter für „Boston Globe“, „Daily Chronicle“ und „National Review“, London, und für sämtliche nennenswerten Wochen- und Monatschriften an den beiden Ufern des Atlantik, auch der Londoner antise mitischen „Morning Post“. Er schrieb außerdem ein Schandbuch über das amerikan. Volk. Bf 20/4 1922.

Löw, Heinrich, Dr. med., gab 1848 seine gute Praxis in Preßburg auf, um in Wien die „Österr. J.“ herauszugeben. „Er erwirbt sich später einen Namen als Gründer eines ersten Sanatoriums in Wien (in einem Nebengebäude des Dianabades), woraus dann später sein Sohn, Dr. A. Löw, das große Sanatorium in der Mariannengasse schafft. Das Blatt gewann aber keine Bedeutung und verschwand unbemerkt.“ S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 315.

Löw, Henriette Katharina, geb. Eichhoff (Hadwiga Eichen-Löw), *1872 Neuß. B: Weiße Rosen 1904.

Löw, Immanuel, Dr., *1854, Oberrabbi von Szegedin, Mitglied des ungarischen Oberhauses. B: „Die Flora der Juden“, (3 Bde). „Seiner wissenschaftlichen Tätigkeit wurde die höchste Würdigung zuteil, indem er auf einen Lehrstuhl der Universität von Jerusalem berufen wurde“, JfJ 15/2 1929. 1928 (JfJ 23/9) feierte L. seine 50jährige Seelsorgertätigkeit.

Löw, Jehuda, Oberrabbi, Prag; †1609. „Dieser durch seine Frömmigkeit berühmte Jude stand im Geruch eines Wundermannes, der, eingeweiht in die Kabbala, einem Lehmklumpen durch das Zauberwort Golem, das er auf seine Stirne schrieb, Leben eingelöst haben soll. Als der Diener, übermütig geworden, sich gegen seinen Herrn auflehnte, löschte dieser das Wort Golem aus, worauf der empörte Knecht in seinen alten Lehmklumpen zusammensank. Unter anderen Wundern wird auch erzählt, daß Rabbi L. bei einem Besuche Kaiser Rudolfs den Gradstein nach der Zudenschaft hinabgezaubert habe, weshalb ihn viele für den Erfinder der Camera obscura halten. — Kaiser Rudolf verlieh dem frommen Rabbi ein Wappen in Gestalt eines Löwen, der, in Stein gehauen, noch heute über dem Eingange seines Hauses im Prager Ghetto zu sehen ist. Rabbi L. spielt eine Hauptrolle in E. M. Dettingers geschichtlichem Roman „Auf dem Gradstein, oder Kaiser Rudolf II. und seine Zeit“. (Prag 1850, 4 Bände.) — De 3, 138.

Löw, Julie. B: israel. Köchin, oder neues Kochbuch für Israeliten, Preßburg, 1842. Marx 2,75.

Löw, Leopold, 1811 Czernagora, Mähr. — 75 Szegedin, seit 50 Oberrabbi. „Einer der gelehrtesten und bedeutendsten Rabbis Ungarns. ... Obgleich Adoptivkind in Ungarn, hat er, ein eifriger Patriot, ein mutiger Kämpfer, für die Freiheit Ungarns mit gleicher Hin-

gebung gestritten und gelitten wie für die Gleichstellung seiner Glaubensgenossen, für ihre Kultur und Aufklärung. ... Er schrieb als erster Predigten in ungarischer Sprache.“ Kaiserling. S: Den Chananja, Monatschrift für jüdische Theologie (58—67). B: Jüdische Wirren in Ungarn; Jüdischer Kongreß in Ungarn; Gesammelte Schriften (90 ff.).

„Kossuth und Tisza sen. sprachen bei L.'s Tod von einer Trauer der ungarischen Nation! Anlässlich der Feier seines 100jährigen Geburtstages am 24. Mai 1911 klangen begeisterte Reden! Uß Moriz ▼Karnean de Szöllöskislat [er hieß bis 74 Kleinmann] würdigte L.'s theologische, philosophische und pädagogische Leistungen. Dr. Lu. Benetianer redete von L.'s Verdiensten betreffs der Emanzipation. Folt v. Weöthy, ein ungarischer Altadliger, sagte, daß er aus Pietät gekommen sei, den L. zu feiern, da ihm als Kind sein Vater die Reden L.'s gegeben habe, um daraus Vaterlandsliebe zu lernen.“

R: 1. Immanuel L., Oberrabbi, Szegedin, *1854. Theologe, Zoologe und Botaniker des antiken Orients.

2. Samuel L., *46, Arzt, G und ChR: Pester Medizinisch-chirurgische Presse, 74.

3. Theodor L., *48, RA, Budapest, — schrieb über die neuen Bankrottgesetze.

4. Tobias L., 44—80, Staatsanwalt, Budapest. G: Magyar Igazságügy, eine juristische Zeitschrift. Er bereitete auch das Material für das ungarische Strafgesetz vor.

5. William L., RA, Redakteur, N. York.

Loew, Marcus, *1870; Film- und Theaterkönig, Chef der „Metro-Pictures Corporation“, N. York und von 68 Lichtspielen in allen Erdteilen, Kontrolleur von 105 Theatern, die mehr oder minder alle der Propaganda eines schrankenlosen „Geschlechtskollektivismus“ oder allgemeiner Prostitution unter den Wirtsvölkern dienen. Ende des 19. Jh.'s war er noch Zeitungsjunge. Uzi 28/2 1913; Ford 33 II.

Wiener Morgen-Z. 1927 (WB 10/9): Ein Kind eingewandelter jüdischer Eltern, begann er in N. York als Zeitungsjunge und gab mit 16 das Vorstadtblatt „East Side Advertiser“ heraus; mit dem gleichaltrigen David ▼Warfield eröffnete er 92 ein Kabarett in Brooklyn und betrieb mit Adolphe ▼Zukor, späterem Präses der „Paramount“, ein Pelzgeschäft, das man verkaufte, um mit Warfield 09 das erste amerikanische Filmunternehmen „Mutoflop“ zu gründen, woraus der „Biograph“ und das Riesenunternehmen der „Loew Metro Goldwyn Mayer Corporation“ hervorging. Loew besaß als Präses zuletzt in den amerikanischen Staaten 400 und in Europa und Südamerika 70 Kinopaläste. Er erwarb 1924 auf Long Island das schöne Pembroke Castle, dessen Grund allein 5 Millionen Dollar kostete. Er bewohnt es mit seiner Frau und den Familien seiner Söhne Artur und David, deren erster mit Mildred Zukor, der Tochter des Präsidenten des Paramount-Film, verheiratet ist. „Loew war typisch amerikanischer Emporkömmling im guten Sinne des Wortes. Von immensem Fleiß. Kein einziger der ungezählten Beträge seiner Firma ist je gemacht worden, den er nicht persönlich gesehen und unterschrieben hätte. ...“ 26 reiste er nach London, Paris, Prag und Karlsbad. Er war in den letzten Jahren lebend.

△WB: „Loew gehörte zu den gewissenlosesten und gefährlichsten Geschäftemachern und Filmhebern gegen Deutschland. Noch bis zuletzt versuchte er, deutschfeindliche Heffilme, z. T. noch aus der Kriegszeit, in Deutschland selber laufen zu lassen. Der Vertrag der Ufa mit der Parufamet gab ihm Klauseln in die Hand, auch Heffilme hereinzubringen. Im Biostop machte er mit unzähligen Bildern Bombengeschäfte. Loew war typisch jüdischer Parvenu im schlechtesten Sinne, ein Filmparassit übelster Sorte, der am Tiefstand des Films mit eine große Schuld trägt. Die Volkshewisierung unseres Lebens, der Familie, Gesellschaft und des Staates, wird durch den Film amerikanisch-jüdischer Geldmacher und durch die gerissene Spekulation auf Niederrassen-Instinkte dauernd betrieben!“ †1927. s. auch Löwe. Beide Schreibweisen werden gebraucht.

Löw, Max Anton, JG, RA, Dr., aus Talmudistenfamilie, Katholik, Verteidiger des Antisemiten Deckert 1896.

Löw, Moritz, Prof., Abteilungsvorsteher am Agl. geodätischen Institut, Berlin. 1841 Malo, Ung. — 00.

Loew, Oskar, Dr., UP (Pflanzenchemie), München. *1844 Markt Redwitz. **E:** Apotheker Wilhelm L. — O 86 Olga, L. d. Hauptmanns Heinrich Jacobi. **K:** Maloto [japanisch], 96. — O. Loew hat ein bewegtes Leben geführt, er ging 67 nach Amerika, 77—93 Ud München, 93 UP Tokio, 98 Washington, 00 Tokio, 07 Portorico, 08 München. Er ist fortschrittlich und entdeckte 85 das „Formalin“, Birnbaum 112.

Loew, Ph. (Philipp Loewe), *1857, Ungarn. **K:** Fremdenblatt. — Wien.

Löw, Robert, Dr. jur., **S:** „Serra-Post“, Fuhh, Rio Grande do Sul. 1914.

Löw, Samuel, JG, Arzt. — **E:** Rabbi Leopold L. *1846 Papa, Ung. — **G:** Pfister Medizin.-chirurg. Presse.

Low, Sidney, Sir, Literat, England. L. O Wolsche-wisstengefandter Litwinoff, London. Daily Chron. 5/1 1918.

Low, Sidney, Sir, UP (engl. und Kolonial-Geschichte), Dr., London University, 1922 (SH). — Sind beide per-sonengleich? WM.

Löw, Wilhelm v., UP, TGSch, Wien. 19. Jh. — SG.

Löw, William, N. (athan?), N. York; * Ungarn. Er überfetzte ins Englische die „Tragödie des Menschen“ des Ungarn Madach und für Amerikanische Blätter viele Gedichte von Arany, Pasztor, Kistelesi und von „anderen ungarischen Dichtern“! (Interessant ist die Reihenfolge der drei Dichter: Johann von Arany ist der berühmteste Epiker und Balladen-dichter Ungarns. Die minderwertigen P. und K. dürften aber gar nicht mit Arany zusammen genannt werden. In Amerika erhält man dadurch ein ganz falsches Bild vom ungarischen Schrifttum.) — William L. schrieb über seinen Vater: Leopold Loew, A Biograph, N. York 1912.

Löw-Beer, Ignaz, Großtm., Wien I., Dpernring 19. Vizepräsident des Gewerkerats der Steinkohलगewerkschaft Charlotte, Czernitz D.-Schl. 1914.

Lowad-Zollna, Maria (Sbanowitsch), *1874, Mieschowitz, humor. Literatin. Weinitz.

Löwches-medice, j: Großherzogtum Hessen. Thiele G.

Löwches-molum, j: Darmstadt. — Thiele G.

↓ **Londen, Egouverneur, N. York,** Kandidat für das Präsidentenamt, unterstützte den Advokaten ▼ Sapiro tatkräftig in seinem Kampfe gegen den Antisemitismus S. Fords. WK 1928, Nr. 56.

Löwe, Felix Leo. W. Marr: „Obgleich die Juden das Gegenteil von L— sind, nehmen sie doch von allen „Erzungen-schaften“ den Löwenanteil in Anspruch. Auch der größte Philosoph wird soviel Mathematiker sein, um sich das prozentuale Mißverhältnis der jüd. Erzungen-schaften der letzten Jahrzehnte zu den germanischen berechnen zu können.“

„Löwe ist einer der 12 Tiernamen der Juden; er hat aber noch eine andere Quelle: das hebräische Wort leb, j. leben = Herz, das wie unser Herz und wie cor, cuore als Liebeswort gebraucht und bei der Anrede Personen angehängt wird. Tate = Leben ist soviel wie Vaterherz. Leb und Herz sind zugleich j. Vornamen; dann erscheint Leb gewöhnlich in der Form Löb. Aus Löb konnte nun, wie aus Levi, „Löwe“ und daraus durch Rückübersetzung ins Lateinische: Leo werden, das gleichfalls ein gebräuchlicher j. Vorname ist. Die Juden lieben ihn umsoher, als sie sich gemäß der Weissagung des sterbenden Erzwaters, der Juda einen jungen Löwen nennt, wirklich als Löwen fühlen (1. Mose 49, 9). Der Löwe heißt im Hebräischen ari; Ari = El ist: der Löwe Gottes, W e n = a r y ist: Löwensohn. Alle Juden sind es.“ Kleinpaul, S. 119.

Loewe, Reg. = W a m e i s t e r, Breslau; Großvater #. — 1914.

Loewe, gebor. Loewy, Dr., Bunzlau. Der neue Name wurde 1904 behördlich genehmigt. DSW 10/8 fragen: „Welchen Zweck hat der fortwährende Wechsel? Ist der Name Loewy nach einigem Gebrauch so abgenutzt, daß man deshalb lieber wieder auf den alten, ebenfalls

schon getragenen Loewe zurückgriff? Das ist gewiß nicht anzunehmen, aber man sollte auch den Schein vermeiden.“

Löwe, Ad., *1835 Nienburg, **K:** N. Fr. P., Wien. Ko, Rü 11.

Löwe, Alfred, Schwindler — DJ 14/7 1914 —, früher Hausdiener, stammt aus Lodz in Rußland. „Um sich unkenntlich zu machen, trug er bald vor dem linken, bald vor dem rechten Auge eine schwarze Klappe. Er drängte sich an Kinder und Laufburschen und bat sie, einen Brief zu bestellen. Die Pakete nahm er für die Zeit in Verwahrung, da die Betroffenen sich bemühten, den Brief in die richtigen Hände zu beforgen. Auf diese Weise erbeutete er Posten fertiger Anzüge und Damenkleider, Stoffballen, Pelzwaren, Mützen, Stidereien, 9 Duzend Kinderhalsketten usw., von einem beträchtlichen Wert. Seine Abnehmer waren jüdisch-russische Händler, die damit in Rußland handelten. Sie zahlten z. B. für 50 Westen, die er ihnen übersandte, nur 15 M. Der Bursche, der bereits 2 Jahre Zuchthaus hatte, gestand 28 Betrugsfälle ein.“

Loewe, Anton, Journalist. — Ko.

Löwe, August, „russ.“ Mathematikschriststeller, 1870. JG.

Loew, Charles, ehemaliger Korrespondent der Londoner „Times“ in Berlin. — Loewes Berliner Bekanntheit setzte sich aus Angehörigen der jüdischen Finanz zusammen; er verkehrte insbesondere mit einem Angestellten Reichröders. Entlassen, strengte er eine Klage gegen die „Times“ an, wobei allerlei, weder für ihn noch für sie schmeichelhafte Dinge ans Tageslicht kamen. Der Antrag Loewes, es möge die genaue Auf-lagezahl der „Times“ festgestellt werden, wurde vom Richter abgelehnt, der wohl nicht mit Unrecht annahm, daß das einstige Weltblatt den Rest seines Ansehens verlore, wenn es zur Kenntnis gelangte, wie tief der Abonnementstand des Blattes nach seiner Veröffentlichung des gefälschten Parnellbriefes gesunken war. Bemerkenswert für den oft in Abrede gestellten jüdischen Charakter der „Times“ ist: daß zur Zeit, als Charles L. das Blatt in Berlin vertrat, der böhmische Jude Oppert de Blowitz als Pariser Korrespondent, und der holländische Jude Ravino, — der bei Veranstaltung einer englischen Ausgabe von Moritz Buschs letzten Bismard-erinnerungen durch die „Times“ den Vermittler spielte, — als Wiener Korrespondent des Blattes tätig war. — Vgl. Witte 118.

Loewé, Elias Jacob, 1828 Diersburg, Bad. — ? Er gründete in Baden eine Lehranstalt für Lehrer und Vorsänger und kam 58 nach London, wo er sich um die jüdischen Kreise sehr verdient machte. — JWB 09.

Löwe, F. L., Schauspieler. — Hd 206.

Löwe, Fedor (von), 1816 Kassel — 1890, Schauspieler, seit 1841 in Stuttgart und nicht ohne Einfluß, der außer „Gedichten“ auch freimaurerische Dichtungen gab. Bar-tels, Dt. Literaturgesch. II, 731.

Löwe, Ferdinand, Kapellmeister. *1865 Wien; München, Türkenstr. 5. L. hat seinerzeit im akademischen Wagner-B. in Wien sich für den Meister eingesetzt und soll einer der besseren Brudner-Dirigenten sein.

Löwe, Friedrich Anton, Zürich. 1812 Hamburg — 71. Gleich nach Geburt #. **E:** Wechselmatler L. Er studierte „nun, ach Theologie“ unter Schleiermacher, Meander (sb) und Steffens, wurde 36 Vicentiat, Ud (Theologie), Berlin; 42 Lehrer der Missionschule der Norddtschen Ges. Hamburg; 55—62 **K:** Nachbar; 71 hielt er in Zürich Bibelstunden und Vorträge vor gebildetem Publikum. **B:** Ruth, Ohr. Dr mit Vorpiel: Tod Simons; Neues Nützlich und Zwinglis Ruf an Zürich; Maria v. Magdala (Bibl. Dr), 76. Bril. Bar-tels, DSG 3, 27.

Löwe, Gustav, Ko, Schauspieler, Landestheater, Prag. *1865 ebda — 13. Er wurde gefördert von Friederike Vognar (sb) und „besaß eine ungemeine Vielseitigkeit, indem er sowohl in Lust-, Schau- und Trauerspielen, als auch in der Oper, Operette und sogar im Ballett mitwirkte. Auch schöpferisch auf schriststellerischem Gebiete tätig. Ritter des k. k. österr. Franz-Joseph-Ordens und anderer ausländischer Orden. Inhaber der Gold-

Medaille mit Krone für Kunst und Wissenschaft. B: Symphonie in Es; Drahtseilbahn; Die offizielle Frau und Qualeria Iustitana (Parodien), musikal. Humoresken, Couplets usw.“ DDU. Er schenkte der isr. Kultusgemeinde 1/2 Million Kr. für Waisentnaben.

Löwe, Hans G. (Johannes Wöhle), *1855 Ober-Glogau, Ob.-Schles. G: Sigismund L., Baumeister. — O Helene Dauneberg. K: Paul L. 89. — B: Berliner Leben; Steht in Bulgarien Katastrophe bevor?; Wie ich an den koreanischen Kaiserhof kam; Gefährl. Frau. H: Berl. Ausst.-Ztg. Er „gilt als Autorität auf dem Gebiete des Ausstellungswesens“. Deg. 6. Berlin W, Ansbacher Str. 7. — Ko.

Löwe, Heinrich, #, Ue: Schulchan Aruch, 1846. Dieses Werk verschwand bald aus dem Verkehr. Seidl 1900, S. 20. (f. Talmud.)

Loewe, Heinrich (Dr. Heinrich Sachsfe), Dr., Bibl. der Univ.-Bibl., Berlin, #, *1869 Gr.-Wanzleben. B.: Richard v. San Germano; Liederbuch für jüd. Vereine 5. U. 98; Antisemitismus und Zionismus; Juden im Kaukasus; Liberalismus macht selig; Neu-Judäa; Jüdische Nat.-Bibliothek; Juden in kathol. Legenden; Die Sprachen der Juden Berlin, 1911. „Daß das Hebräische dazu berufen ist, wieder die Volkssprache der Juden zu werden, zeigt uns der Verfasser in ruhiger und sachlicher Weise, die aber doch die Begeisterung für das Ideal nicht vermissen läßt“, schreibt darüber die Jüdische Turnz. 1912, Nr. 4. H: Jüdische Volks-Z.; Zion; Der jüdische Student, [Organ der Berl. jüd. Studenten-V., Motto: Für Freiheit und Judentum, Tendenz: Hebung gesunden jüd. Selbstbewußtseins.]; Jüd. Rundschau; A. S. Heymann Lebensversicherungen; M. Wasserzug, Memoiren eines polnischen Juden. Berlin NW 52, Flemmingstr. 12.

Loewe sprach, obgleich überzeugter Christ, im Jan. 14 im „B. für jüd. Geschichte und Literatur“ in Düsseldorf über „Art und Wesen jüdischen Volkshumors“. In ▼Bloch's Wochenschrift schrieb er über jüdische Wize, mit allerlei unfreiwiligen Charakterisierungen des Juden, wie er in Wirklichkeit ist. Da wird z. B. erzählt, „wie 4 Getaufte im Eisenbahnkoupee einander berichten, warum sie sich haben taufen lassen. Die ersten drei aus äußeren Gründen. Der 4. aber setzt sich in Positur auf dem Polster und sagt endlich würdevoll: „ich habe mich aus Überzeugung taufen lassen“. — „Das müssen Sie dem Goi sagen, nicht uns!“ klang es unisono von den 3 andern zurück“ . . .

Ober: „Am feindseligsten war immer die griechisch-katholische Kirche den Juden.“ „Daher treten die Juden in Rußland, die mit dem ihnen aus materiellen Gründen lästigen Judentum aufräumen wollen, zur griechisch-kathol. Staatsreligion über. Und wenn sie ganz gute Geschäftsleute sind, dann gerieren sie sich als freigebige Freunde der neuen Kirche. Sie wissen, daß sich solche Opfer tausendfältig lohnen. Russische Juden aber, die sich mit der Taufe nur den Eintritt in die sonst verbotene und verschlossene Universität und Hochschule erkaufen oder ertaufen wollen, werden, weil sie ja im Grunde doch an ihrem jüd. Volkstum hängen, nur evangelisch. Eine Zeitlang traten sie zu dem dem Judentum nahe verwandten Islam über. Aber die russ. Regierung verbot dem Mohammedaner gewordenen Juden ebenfalls das Universitätsstudium, und so hörte bald wieder jeder Übertritt zum Islam auf, und die griechisch-katholisch-russische Regierung bekehrt auf diesem Wege alljährlich weit mehr Juden zum evangelischen Glauben, als die evangelische Judenmission in Jahrhunderten. Ein ganz besonderes Raffinement gehört bei diesem Geschäft (sic!) dazu, zuerst evangel. oder kathol. zu werden, und nachher erst griech.-kathol., um auf die Frage nach einer etwaigen „früheren“ Konfession der großen Unannehmlichkeit überhoben zu sein, doch „Jude“ antworten zu müssen. Das kommt in der oft belachten Budapester Gerichtsszene zum Ausdruck:

Richter: „Wie heißen Sie?“

Angeklagter: „Moses Karkunkelstein“.

Richter: „Welcher Religion?“

Angeklagter: „Katholisch“.

Richter: „Und vorher?“ (Nun erwartet der Richter das Wort Jude. Der schlaue Jude aber sagt):

Karkunkelstein: „Plagen sollen Sie, Herr Richter, kalvinistisch“ . . .

„Ganz allgemein aber wird die Taufe als Geschäft betrachtet . . .“ heißt es bei Loewe. So sprechen die Juden, wenn sie unter sich zu sein glauben.

Löwe trat auf dem XI. Zionistenkongreß in Wien 1913 lebhaft für die „russ.“ Studenten ein: „Ich würde falsch handeln, wenn ich hier auf die Notwen-

digkeit der Universität (in Jerusalem) für die russisch-jüd. Studenten hinweisen und zeigen würde, daß die russ. Studenten gejagt und verfolgt, aus Rußland und überall aus den Universitäten weggeholt werden, wie man sie in Dtschld, in Österreich und in Frankreich nicht mehr zulassen wird, wie in Dtschld die Universitäten für die russisch-jüd. Studenten bereits verschlossen werden und was noch schlimmer ist als die Schließung der Universitäten für diese Leute und ihr Ehrgefühl: man wagt es, und es wird immer mehr und mehr zum stehenden Gebrauch, diesen Studenten an den dtshen Universitäten die Worte „Schnorrer“ und „Verschwörer“ entgegenzuschleudern. Und dazu sind uns die jüdischen Studenten aus Rußland tausendmal viel zu gut, als daß wir sie beschimpfen ließen...“ Das wagte ein kgl. Preussischer Beamter jüdischer Klasse zu sagen.

Derselbe redete auch am 22/2 1921 abends vor der zionistischen Ortsgruppe in Ratibor über die „Einheitsfront des deutschen Judentums“: „Man spricht von einer roten, schwarzen und goldenen Internationale. Sie alle sind notwendig. Nur eine Internationale gibt es, die unnötig ist und den Bestand des jüdischen Volkes bedroht. Das ist die blaue-schwarze, die sich über ganz Europa erstreckt und durch den Antisemitismus kenntlich ist. Das ist unser Feind, den wir bekämpfen müssen. Darum fort mit allen Zersplitterungen im jüdischen Volke. Nur die Einheitsfront macht uns stark. Fort mit den Namen Zionisten, Nationalisten und wie sie alle heißen. Möge jeder innerlich bleiben, was er ist. Nur die Einheitsfront muß erstehen... Wenn soziale Nöte ein Volk ergreifen, dann schiebt man alle Schuld den Juden in die Schuhe. Jetzt sollen wir wieder verbrannt und verfolgt werden... Wenn in Rußland die Reaktion erstehen wird, wird an den dortigen Juden, die zufällig alle Kleinbürger sind und schon soviel zu leiden hatten, blutige Rache genommen. Im Anfang der Sowjetregierung kam es vor, daß gegen jüdische Gemeinden Ausschreitungen vorkamen. Dann hat aber die Regierung mit Sow-

jetruppen eingegriffen und blutige Vergeltung geübt.“ Löwe schilderte wie schön Palästina sei...: „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die Pforte zum Orient, durch die den Völkern jüdische Kultur gebracht werden soll. Nur eins fehlt, Geld, und nochmals Geld. Die Juden, die jetzt in Palästina leben, wollen arbeiten, Kanäle und Straßen bauen, Häuser errichten. Da, wo sich der Jude niedergelassen hat, blühen inmitten der Wüste Oasen. Eine Universität wollen wir errichten. Ich selbst werde eine großzügige Staatsbibliothek anlegen, Professor Einstein wird eine philosophisch-mathematische Fakultät gründen. Nur: gebt Geld, und noch mal Geld, viel Geld“.

L., der „durch beachtliche Arbeiten der jüdischen Folklore hervorgetreten ist, hat auch jüdische Familiengeschichte und Namensgebung in seine Arbeit einbezogen. Praktisch wirkungsvoll ist er in der Wiedererweckung des Hebräischen zur lebenden Sprache. L. gehört zur Repräsentantenversammlung der ▼ Gemeinde und ist der erste Vorkämpfer des Zionismus in Dtschld noch in der Vorherzischen Zeit“. Berliner Stadtblatt 11/7 1929.

Löwe, Sidor, Dr.-Ing., 1848 Heiligenstadt —? Er war Spiritfabrikant in Posen und trat 75 in die von seinem Br. gegründete Waffen-Gesellschaft „Lu. Löwe & Co.“; 91 ging er zur elektrischen Industrie über und förderte später die Motorluftschiffe. Übrigens stand General Bubbe, bevor er Minister war, an der Spitze der von H. L. kontrollierten „Dtshen Waffen- u. Munitionsfabriken“. Sein mit Automobil verunglückter jüngerer Bruder war dagegen Direktor der eng mit Löwe's alliierter Fabrik von Maxim Widors in England, die zugleich Schiffsbau betreibt. Die Löwesch Fabrik wurde besonders durch „die im April 1892 erschienene Schrift Ahlwards „Neue Enthüllungen, Judenflinte“ bekannt, die in wenigen Wochen zu Tausenden durch Deutschland verbreitet, besagte: Die Gewehrfabrik von L. Löwe, geleitet von Sid. L., erhielt 90 vom Staate 425 000 Gewehre Mod. 88 in Auftrag. Ahlwardt wollte nun auf Grund von Anzeigen, die ihm Arbeiter der Fabrik gemacht hatten, — die Arbeiter hatten gelobt, sie würden ihre Angaben vor Gericht eidlich erhärten —, nachweisen, daß bei der Anfertigung, Prüfung und Ablieferung dieser Gewehre Unregelmäßigkeiten und Betrügereien vorgekommen seien, und zwar in der Absicht, damit das Deutsche Reich durch Lieferung schlechter Gewehre in einem Kriege der Zukunft in seinem Bestande bedroht werde. Außer Sidor L. wurde vor allem der Vertreter der Fabrik, der frühere Direktor der Gewehrfabrik in Spandau, Oberstleutnant a. D. Kühne beschuldigt.

Längere Zeit geschah nach der ersten Veröffentlichung von den Behörden und Gerichten nichts, um die Unruhe zu stillen. Erst spät brachte der Reichsanzeiger nicht amtlich eine „Klarstellung“, die keineswegs die Sache aufklärte. Erst nach Wochen, nachdem Ahlwardt seine Sache auch in großen Volksversammlungen persönlich vertreten hatte, wurde er auf An-

ordnung des Kammergerichts verhaftet. Untersuchungsrichter und das Landger. I Berlin hatten die Verhaftung abgelehnt. Das Landgericht I entließ ihn aus der Haft gegen eine Kaution von 10 000 M., die von Ahlwardts Freunden aufgebracht worden waren, und es währte auch nicht lange, so wurden auch weitere 40 000 M. in kürzester Zeit gesammelt, um die vom Kammergericht auf 50 000 M. erhöhte Sicherheit zu stellen. ... Wenn es N. nicht gelungen ist, alles zu beweisen, was er behauptet hat, so hat dies seinen Grund, daß seine Zeugen ihn teilweise im Stich ließen, und daß er in die Rolle des Angeklagten gebracht war, während sonst auf Anzeigen doch zuerst der Beschuldigte diese Rolle zu übernehmen hat. Dazu kommt, daß die Leitung der Gerichtsverhandlung in den Händen des Direktors Brausemutter lag, der seine persönliche Überzeugung wiederholt in einer Weise zum Ausdruck brachte, die den Schein erwecken mußte, als sei er mehr Partei als Richter in dieser Sache. ...

Ahlwardt wurde der Schutz des § 193 des St.-G.-B., die Zubilligung der Wahrung berechtigter Interessen, versagt, weil die Absicht zu beleidigen klar zu Tage liegt, und weil Ahlwardt nach Ansicht des Gerichtes nicht den ernstesten Willen gehabt habe, ev. noch rechtzeitig die Veröffentlichung seiner Schrift zu unterdrücken. Eine andere Absicht Ahlwardts als die, Löwe und Kühne zu beleidigen, gab es für diesen deutschen Gerichtshof nicht. Hatte Ahlwardt seine Schrift nicht vorher dem Polizeipräsidenten und dem Kriegsminister zur Kenntnis gebracht? War es also seine Schuld, daß er angeklagt und die Beteiligten als Zeugen vernommen wurden, statt daß das umgekehrte Verfahren eingeschlagen wurde? Ahlwardt wurde verurteilt."

Löwe, Israel. — H. Heine, le Grand, Kap. III: „Als der Major Dubent den großen Israel Löwe auf Pistolen forderte und zu ihm sagte: „Wenn Sie sich nicht stellen, Herr Löwe, so sind Sie ein Hund!“ da antwortete dieser: „Ich will lieber ein lebendiger Hund sein als ein toter Löwe!“ Und er hatte Recht.“ s. Alfred Kerr. WM.

• Löwe, Johann Michael Siegfried, gebor. Moses Samuel Löwe, Maler, Kupferstecher, Schachspieler, Hochfreimaurer, 1756—31 Königsberg i. Pr. Er wurde gefördert von der Familie Friedländer. 80 ließ sich die *Barin Katharina II.* von ihm malen. — W: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit Selbstbiographien, 06 (darunter: J. P. Erman, Wendavid), von Goethe erwähnt. Solowicz 102; Aug. Hagen, Neue Preuß. Provinzialblätter 1853, I., S. 317; Wolf, S. 71.

Kant, 12/5 1789 an Reinhold: „Das von Löwe, einem jüdischen Maler, ohne meine Einwilligung ausgefertigte Porträt soll, wie meine Freunde sagen, zwar einen Grad Ähnlichkeit mit mir haben, aber ein guter Kenner von Malereien sagte beim ersten Anblick: ein Jude malt immer wiederum einen Juden, wovon er den Zug an die Nase setzt.“ — Das trifft auf alle ▼ Porträtmaler, einschließl. auf Max Liebermann (sb), zu.

Löwe, Joseph, Dr., W: Elektrotechnische Industrie, Bd. 107 der Schriften des soz.-pol. B.'s, Leipzig 1902.

Giese, Bormärts, S. 81: „Die Kunst, um die Fausts braver Samulus Wagner sich so heiß bemühte, und die er doch der Natur nicht abgeläuscht hat, die Kunst, einen Menschen zu machen, ist unsern modernen Gründern ganz geläufig. Die „juristischen Personen“, die sie in die Welt setzen, atmen zwar nicht, essen und trinken auch nicht, eignen sich aber für die Erledigung kniffliger Rechtsgeschäfte vorzüglich und sind im Punkte der Fortpflanzungsfähigkeit den Menschen von Fleisch und Blut weitaus überlegen. Einen Haken hatte freilich die Sache; wenn man so eine Aktiengesellschaft im Handumdrehen in die Welt setzte, um von ihr eine umfangreiche Bestellung auf elektrische Anlagen entgegenzunehmen, muß man für die Gründung vorläufig ein gutes Geld hingeben und dafür die Aktien in den Geldschrank legen. Das bare Geld ging nach und nach drauf.

Aber auch diese gemiß sehr sinnreiche Art, die Industrie zu fördern, die J. Löwe in den sozialpolitischen

Schriften das „System Rathenau“ nennt, wurde bald noch überflügelt durch das „System Löwe“. Es bestand darin, daß die unternehmungslustige Fabrik, wenn sie die Absicht hatte, ein anderes Unternehmen, etwa eine Straßenbahn durch elektrische Vervollkommnung zu beglücken, im Verein mit ihren Bankkonsorten dessen Aktien aufkaufte, sich so die Mehrheit in der Generalversammlung sicherte und nun durch Mehrheitsbeschluß den Vertrag mit sich selbst einfach diktierte. Auf diese Weise wurde ein großer Teil der deutschen Straßenbahnen elektrifiziert. Man gewann dabei nicht nur Bestellungen, man gewann auch, wenn nur die Bankkonsorten ihre Schuldigkeit taten, an der Kursdifferenz der Straßenbahnaktien bei Einkauf und Verkauf. Obendrein hatten die Banken meistens noch weiteren schönen Verdienst bei den zur Bezahlung der Elektrifizierung erforderlichen Kapitalvermehrungen, denen sie natürlich ihre teilnahmsvolle Unterstützung nicht versagten. Die Industrie mußte ja gefördert werden. Recht treffend schließt J. L. die Schilderung des Verfahrens mit den Worten: „Auch dieses System war schließlich nicht mehr zu halten. Was zu elektrifizieren war, hat man elektrifiziert und war darin vielfach weiter gegangen, als es mit einem guten Gewissen vereinbar war.“

Löwe, Julie. G: Valentin Mannheim; seit 1910 Wwe. des GKM Isidor L., Berlin. Ihr Gatte war 26facher WM, Vorsitz der Dtschen Waffens- und Munitionsfabriken, der Waffenfabrik Mauser, der Dürener Metallwerke, stellvertretender Vors. d. WM's der A. G. G., Berlin-Anhaltischen Maschinenbau Gebr. Böhler & Co., usw. Die wichtigsten Stellen von ihnen hat nun sein Schwiegersohn Oskar Oliven, Wetter des Radeamus, RW, Dir. der Gef. für elektr. Unternehmungen und Elektrizitätswerk Südwest, erhalten. Außerdem hatte dieser selbst schon 14 Aufsichtsratsstellen. — 3—0,15.

Von der 60jährigen berichtet die „Wahrheit“, 29/3 1913: „Tatsache ist jedenfalls — und das bringt kein Dementi der Frau GKM Isidor Löwe und ihres Schwiegersohnes Oskar Oliven aus der Welt! —, daß Frau L. ganz offiziell Heiratsvermittler damit betraut hat, sie wieder unter die Haube zu bringen, und daß sie seit Monaten auf dem Berliner Heiratsmarkte ausgeboten wird wie sauer Bier! Daß sich für die Dame mit dem vielen Gelde so schwer ein „Freier“ findet, trotz der Skrupellosigkeit der Welt von heute, mag darin seinen Grund haben, daß man Ursache hat, mit einigem Mißtrauen an die letzte Frage heranzutreten. Die Vermutung ist nämlich nicht von der Hand zu weisen, daß sich die Familie mit Händen und Füßen gegen eine neue Ehe der Frau L. sträuben und nichts unversucht lassen würde, sie in diesem Falle entmündigen zu lassen. Frau L. soll schon in früheren Jahren einmal länger in einem Sanatorium gewelt haben, und es sollen durchaus die Möglichkeiten vorhanden sein, eine solche Entmündigung durchzuführen.“ —

„Seit am Montag“, 7/7 13, berichtet endlich, daß der Topf seinen Deckel gefunden und Frau Julie einen Grafen Arco geheiratet hätte.

Löwe, Konrad, Heldendarsteller der Wiener Burg. *1856 Proßnitz (Mähr.). W: Leben und Lieben, Ged.; Bearbeiter von Grabbe's Gothland. JG.

Loewe, Louis, Dr., Mgl.: Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland; Dir: Judith (Lady Montefiore's) Theological College. — Kent, England. — Lippe 1881.

Löwe, Lu., Dr., Arzt. Berlin W. *1844. — 78 Jd in Bern, seit 79 in Berlin. †1914. W: Ohrenheilkunde. JG. [Bgl. Dresd. Anz. 31/12 14.]

Löwe, Lu., 1809 Jülz —88 London. Er studierte Talmud, Philosophie und orientalische Sprachen, war 39 in London Sekretär des Herzogs von Sussex, dann Retzegefährte und Dolmetsch Moses Montefiores auf dem Lutsmordzuge nach Damaskus, 40, später Direktor des von Montefiore gestifteten Seminars in Ramsgate. Er übersetzte Hebräisches ins Englische und schrieb über Münzen und den Ursprung der ägyptischen Sprache. JG.

Loewe, Lu., gebor. Loeb (Laib) Lebh am 27/11 1837 zu Heiligenstadt (Harz) und bald darauf beschnitten. „Ein bettelarmer Volksschullehrer [!] war der Vater, der dem Erstgeborenen nichts weiter geben konnte, als eine leidliche Schulbildung [s. w. u. seine Reichstagsreden!] und den Keim zu einem guten Herzen [s. w. u. das Urteil Dietrich von Derzens]. Fast noch ein Knabe, zog Lu. L. hinaus in die Fremde, und noch nicht 20 Jahre zählte er, als er schließlich in Berlin landete, um hier als vermögensloser Handlungsgehilfe den Kampf ums Dasein [!] aufzunehmen“, Friedegg, Millionen und Millionäre, S. 301. In der Hauptstadt warf er sich skrupellos auf Handel und Politik und mußte beides geschickt für's „Geschäft“ zu verbinden: Des Handels wegen mischte er sich in die öffentlichen Angelegenheiten, und um der Politik willen spielte sich der Demokrat als Turner auf. Der Handel lenkte ihn auf das Fabrikwesen, die Politik auf Lassalle; doch hatte er weder von Technik noch von Sozialdemokratie ein tieferes Verständnis. „Mit einer Begeisterungsfähigkeit, wie sie nur große Naturen haben, schloß sich L., sagt Friedegg, dem gewaltigen Agitator (Lassalle) an, der in dem enthusiastischen Jüngling ein willkommenes und erlesenes Rüstzeug für die Fortführung seiner gesellschafterumwälzenden Pläne gefunden zu haben wähnte.“

Die „Berl. freie Presse“ 30/8 78 sagt dazu: „Lu. L. hatte sich anfangs der sechziger Jahre in den Kreis Ferdinand Lassalles gedrängt, dessen agitatorisches Auftreten von L. in zahlreichen und feurigen Reden verteidigt und gepriesen wurde. So kam es, daß Lassalle den damals noch Blutjungen zum Bevollmächtigten der Berliner Abteilung des „Allg. Dtschen Arbeiter-Vereins“ ernannte, wo L. für Lassalle und gegen die Fortschrittspartei agitierte. —

Aber während Lassalle... in seiner riesenhaften Phantasie keine Schranken fand für die Weltbeglückungspläne,.... erkannte der kritischere und mit realen Verhältnissen besser rechnende Jünger das Utopische in den Entwürfen des Meisters, und da L. weder Bedürfnis noch Neigung fühlte, seine Kräfte an

den Ausbau eines sozialen Volkentuckduchsheims zu verschwenden, so trennte er sich von dem Vater der sozialdemokratischen Partei und widmete sich praktischeren Aufgaben“. In Wirklichkeit war der Jüngling mit dem „Löwen“-Namen feige wie ein Hase. Denn kaum war Lassalle verhaftet, so kam L. atemlos in dessen Wohnung und bat die gerade anwesende Gräfin Hatzfeldt flehentlich um Herausgabe seiner Photographie aus dem Lassalle gehörigen Album.

L. begründete mit dem Maschinenfabrikanten Fr. Rud. Brunnemann am 1/7 63 in Berlin, Hollmannstraße, die offene Handelsgesellschaft Lu. Loewe & Co., zunächst eine Verkaufsstelle für landwirtschaftliche Maschinen, wobei, wie Friedegg meint, „der begabte junge Mann sich sogar ein geringes Vermögen ersparen konnte“. In Wirklichkeit ergaunerte sich L. das Geld in dem betrügerischen Unternehmen der „Berliner Patentfeilenfabrik.“

„Die Bei-Acten zum Handelsregister, welche zu jedermanns Einsicht offen liegen, ergeben: L. gehört zu den Gründern und „Ersten Zeichnern“ der blutigen Gesellschaft. Er wurde von den anderen Aktentätern in den Akt und zum Vorsitzer desselben gewählt. Als solcher genehmigte er den Kaufvertrag mit den Vorbesitzern ▼Moriz und ▼Reinach, welche für das unbedeutende Etablissement angeblich die kolossale Summe von 310 000 Talern empfangen, und die Leitung der Fabrik behielten, indem sie von L. und Genossen zu Direktoren der Gesellschaft ernannt wurden. Bei den Acten befindet sich auch eine Denunziation gegen L. und Genossen, in der es heißt: Direktor Moriz schiebe die Schuld für den schrecklichen Ausgang dem Akt zu, weil die Fabrik bei der Gründung den Aktionären viel zu hoch in Rechnung gestellt sei, und er (Moriz) also gewissermaßen unter den Augen des Akt habe Simulationen vornehmen müssen. In Wahrheit hätten die Vorbesitzer nicht, wie es im Kontrakt heißt, 310 000 Taler, sondern nur 125 000 Taler, oder so ähnlich, erhalten. Selbstverständlich war auch diese Summe noch immer viel zu hoch; den Überschuß aber

müssen die Gründer doch als Beute unter sich geteilt haben.“ („Taten und Werke des Berliner Kommunal-„Fortschritts“, S. 9; 209.)

Die traurige Gründung „fabrizierte“ im 1. Betriebsjahre von 4 Monaten 7% Dividende, liquidierte nach 1½ Jahren und verfrachte dann. 1870 hatte L. die Stirn, jede Beteiligung an dieser Gründung abzuleugnen.

„Auf diese Art wurde L. mit technischen Dingen auch in der Praxis bekannt und konnte so eines Tages auf den guten Einfall kommen, die mit automatischen Präzisionsmaschinen arbeitende Massenfabrikation, wie sie in Amerika blühte, auf dtischen Boden zu verpflanzen,“ Friedegg.

Brunnemann war bereits am 26/6 1868 ausgeschieden, und L. war nun Alleinherrscher. „Er fand für seine Idee ein paar namhafte Kapitalisten und gründete 69 die „Lu. Loewe & Co. Kommanditgesellschaft auf Aktien für Fabrikation von Nähmaschinen“.

Um die Massenfabrikation an Ort und Stelle kennen zu lernen, fuhr L. mit einem in der thüringischen Handfeuerwaffenindustrie herangebildeten Ingenieur nach den Ver. St., kehrte bald zurück und hielt lehrreiche Vorträge über die Zustände jenseits des Meeres, die aber drüben ein nur wenig beifälliges Echo weckten. Zugleich erschien in der „Berl. Börs.-Z.“ ein hochpoetischer Artikel „Ein Heinzelmännchen“. Darin wurde als die Königin der Nähmaschinen, hervorgegangen aus der Vermählung amerikanischer und dtischer Industrie, die Maschine des Herrn Lu. L. gefeiert; sie war aber noch gar nicht geboren und kam erst viele Monate später unter großen Wehen zur Welt. Der geniale Dichter-Feuilletonist der „Berl. Börs.-Z.“ aber erntete einen angemessenen Lohn, mit dem er sich später an dem famosen „Admiralsgartenbad“ beteiligte.

Die L.'sche Fabrik wurde mit 3 Millionen Mark gegründet, wovon jedoch nur das gesetzliche Viertel eingezahlt wurde. Obwohl erst 71 fertig, kündigte sie sich schon lange vorher als „größte Nähmaschinenfabrik Europas, die best-eingerichtete der Welt“ an und versprach

jährlich 20 000 Maschinen. Solche Reklame tat rasch ihre Schuldigkeit: die Aktien stiegen auf 125, hatte doch der Prospekt 25% Nettogewinn „als außerordentlich solide und gerechtfertigt“ verheißen. In Wirklichkeit gab es von 70 bis 73 vier Jahre lang überhaupt keine Dividende, und die Fabrikation an Maschinen blieb weit hinter der versprochenen zurück. „Den Höhepunkt erreichte sie 73 mit 8421 Stück. 75 waren es nur noch 5570, die Ziffer sank 76 auf 2355, und 77 auf 1147. Im Jahr 79 wurden Nähmaschinen nicht mehr erzeugt“. Friedegg.

Lu. L. hatte 1874 in das Geschäft seinen Bruder Isidor aufgenommen, der vordem in Posen Spiritus brannte.

Der Politiker L. war nach der Verhaftung Lassalles vor der Polizei ins Mausloch gekrochen und gewann erst nach und nach wieder so viel Mut, sich bei der Redaktion des damals einzigen sozialdemokratischen Blattes, des „Nordstern“ in Hamburg durch Beiträge zu beteiligen. In diesem Blatte veröffentlichte er auch noch nach Lassalle's Tode einen scheinbar von glühender Begeisterung diktierten Nachruf an seinen Freund und Lehrer. Dann verschwand L. von der Bildfläche der Sozialdemokratie, um bis 71 als enragierter Fortschrittler mit ausgesprochen demokratischer Färbung und stark arbeiterfreundlich angehauchter Gesinnung in den Bezirksvereinen und bei den Landtagswahlen zu paradieren. Ein Teil der Wahlmänner des 2. Berliner Landtagswahlkreises, die vielgenannte Fraktion Jacoby, veröffentlichte unter Vorsitz L.'s eine geharnischte Erklärung gegen die Fortschrittspartei. L. wurde bereits 65 Mitglied der Berliner Stadtverordneten. Oktober 76 trat er im 2. Berliner Landtagswahlkreise als Kandidat derselben Fortschrittspartei auf, der er vorgeworfen, daß sie ihr Programm im Stich gelassen habe. Er fiel durch. Überzähle und unverfroren kandidierte er Juni 77 für den Reichstag. Als er sich in einer Wahlrede über Lassalle äußern sollte, antwortete er auf die Anklagen: „Er habe nur so lange zu Lassalle gestanden, bis dieser auf die Sozialdemokratie hinsteuerte, und sich dann von

ihm getrennt. Als aber Lassalle beim Hinausgehen aus dem „Eldorado“ ins Gesicht gespien wurde, da habe er, der blutjunge Löwe, allein den Mut gehabt, nach der Tonhalle hinüber zu gehen, um den Arbeitern zu sagen, daß sie sich schämen sollten, den Heiland zu kreuzigen. (Unruhe in der Versammlung.)“

Aber trotz der Mausierung fiel er wieder durch. Dennoch wußte er noch im selben Jahre seine Wahl für den 1. Berliner Wahlkreis ins Abgeordnetenhaus durchzusetzen. 78 drang er auch als eins der auf 26 Mitglieder zusammengeschrumpften Fortschrittspartei in den Reichstag.

Über L.'s Tätigkeit als Stadtverordneter vergl. Dr. Straßmann!

Trotz der skandalösen Gründung seiner Unternehmungen und trotz bodenloser Unwissenheit gehörte L. bald zu den Führern der Fortschrittspartei.

Glagau sagt RR 44: „Prüft man die unendlichen Reden L.'s auf ihren sachlichen Inhalt, so wird man finden, daß ein solcher überhaupt nicht vorhanden ist. Sie setzen sich aus den abgedroschensten Phrasen, aus ödestem Schwulst und Bombast zusammen. L. spricht, um mit Shakespeare zu reden, „eine Menge Nichts“. Und das hat seine Gründe, denn nur ein Schelm gibt mehr, als er hat und besitzt. Als L. am 26/3 80 im Reichstag gegen die Innungsvorlage vom Leder zog, verwies er das Mittelalter in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege und verstieg sich zu der Behauptung, daß vor demselben kein Zunftzwang bestanden habe! Trotz dieser bodenlosen Unwissenheit war L. eine Säule der Fortschrittspartei, machte Eugen Richter bedrohliche Konkurrenz und regierte mit Straßmann die Berliner Bürgerschaft! Und dieser Nichtswisser empfahl dem kranken Handwerk als Heilmittel — mehr Bildung!!“

L. bezeichnete seine Gegner gern als „Jauche“, „Kloake“ oder „bestrafte Subjekte“. —

Dietrich von Derzen (1, 297) nennt den L. „ein ganz ungebildetes und minderwertiges Subjekt, das fortwährend Stöcker der Lüge bezichtigte, dabei aber selbst das Blaue vom Himmel herunterlog. Aber er kämpfte mit einer in Ber-

lin gefährlichen Waffe, mit einem Redeschwall, der betäubend war.“

Liebermann von Sonnenberg 16/11 82 im Reformverein zu Breslau: „L. hatte die Handwerker feiges Volk genannt, das zu vertreten keine Ehre sei. Als ihm das überall von uns aufgewärmt wurde, wurde L. auf einmal klein, und in seiner Underleglichkeit als Abgeordneter sagte er Stöcker im Reichstage ins Gesicht, er habe das nicht gesagt. Er leugnete also ab, was er vor vielen Leuten gesagt hatte und was in den Zeitungen fett gedruckt stand. Das ging über den Spaß, und wir veranstalteten Volksversammlungen, wo Leute auftraten, die jenen Ausspruch selbst gehört hatten, und so schickten wir ihm ein halbes Duzend Schriftstücke darüber zu; ich faßte die Tatsachen in einem Flugblatt zusammen, schrieb darüber „Herr L. im Lichte der Wahrheit“ und warf dies in großen Massen ins Volk. Da wurde ihm Angst in Berlin, seine eiserne Stirn begann sich zu röten, und eines Tages lasen wir, L. sei nach Konstantinopel gereist. Kein Mensch wußte warum? Ob er dort sein Repetiergewehr beim Sultan anbringen oder ihm Nähmaschinen verkaufen wollte, hat nie jemand herausbekommen. Ich habe nur gehört, daß man ihm diese Flugblätter bis nach Konstantinopel nachgeschickt hat. Der Sultan versteht aber kein Dtsch und hat trotzdem Herrn L. den Medschidije-Orden verliehen. Das ärgerte Richter; er sah ein, daß die antisemitische oder vielmehr antijüdische Bewegung (denn es gibt unter den Semiten Volksstämme, die sich das Zusammenwerfen mit den Juden sehr verbiten) ein vortreffliches Agitationsmittel sei, und Richter hielt es für angezeigt, L. möchte sich nicht weiter bemühen. Er schrieb in seiner „Berl. Z.“ ungefähr so: „Wir haben die Fähigkeiten L.'s immer hoch taxiert, wir haben aber nicht geglaubt, daß sie noch durch seine Eitelkeit übertroffen werden. L. hat dadurch, daß er sich den türkischen Orden geben ließ, das Unrecht verschert, von freisinnigen Wählern als Kandidat aufgestellt zu werden.“ Das sagte Richter, aber da sperreten ihm die Juden die Temporalien. Er weiß ganz genau, wer das

Geld hat, hat die Wahl. Die Juden haben aber kein Geld, und was muß er jetzt tun? Er muß mit L. in den Versammlungen herumziehen und ihn empfehlen. M. S., das gönne ich meinem schlimmsten Gegner nicht."

L. war also vom Sultan zum Großoffizier des Medschidije-Ordens ernannt worden. „Wem fielen“, sagte die Wahrheit 18/3 82, „bei dieser Gelegenheit nicht unwillkürlich die Verse Mirza-Schaffhs ein:

„Großoffizier, bist nicht so stolz!
Ob du auch golden übermalt,
Du bist geschnitten aus schlechtem Holz,
Hast Glanz, der dir zur Schande strahlt.“

Nun guckte ihm die jüdische Eitelkeit auch aus dem Knopfloch.

Die Neue Dtsche Volks-Z. vom 5/5 82 beleuchtete das in bezeichnender Weise: „Daß der Reichstagsabg. Lu. L. die Handwerker, welche obligatorische Innungen erstreben, ein „feiges Volk, welches zu vertreten keine Ehre sei“, genannt hat, pfeifen nachgerade schon die Sperlinge von den Dächern unserer guten Stadt Berlin. . . . Nun erschien L. urplötzlich wieder hier in dem Judenmeeting im Rathause und war geschmückt mit der Offiziersdekoration des türkischen Ordens, und seine Volksgenossen, die ihn sahen, sagten: unser L. ist türkischer Ordensoffizier; ein Offizier ist niemals feige, also gehört unser L. beileibe nicht zum feigen Volk, nein, er ist mutig wie ein Makkabäer, kühn wie sein Namenstier aus der arabischen Wüste.“

Mit dem persönlichen Mute L.'s schien es aber nicht weit her; wenigstens nahm er für seine Wahlkampagnen gerne die Hilfe noch frecherer Glaubensgenossen in Anspruch wie ihrer einen die Neue Dtsche Volks-Z. vom 1/8 82 aus Weilburg beschrieb: „Man stelle sich eine kleine Figur vor mit ausgeprägten nationalen Gesichtszügen, denen ein krauser schwarzer Vollbart die nötige Verteilung von Licht und Schatten gab; dazu einen mächtigen Zylinderhut und Stiefel mit hohen Absätzen. In der Hand hielt er einen großen Stab, wohl den „Hofmarschallsstab“, und so sah man ihn stattlich und gravitatisch umherwandeln. Im Versammlungslokal hat er seine Funktionen mit großem Eifer er-

füllt. Bald stieß er das Zeichen seiner Würde dröhnend auf den Boden, um der Versammlung kundzugeben, an dieser Stelle der Rede sei ein Bravo angebracht, bald rief er mit fremdartigem Akzent: „Hört! Hört!“ Er versäumte eben nichts von dem, was ihm seine Pflicht zu gebieten schien. Dieser entsprach er nicht minder, als die Diskussion begonnen hatte und es nun galt, den Gegner womöglich niederzuschreiben. Wunderbar war hier die Fülle der Töne, die ihm zu Gebote stand. Bald waren es artikulierte Zwischenrufe, bald Naturlaute, die teils wie Gewieher klangen, teils nicht zu qualifizieren sind; manchmal tönte es wie fernes Hohngelächter. Kurz — er schien ein vollständiger Virtuose zu sein, und wir vermuten, daß er von Berlin als eine der Autoritäten dieser Art fortschrittlicher Praxis mitkam. Verhält es sich so, dann könnte man nur bedauern, daß der Abgeordnete seinem Begleiter nicht eine Zurechtweisung zuteil werden ließ und ihn daran erinnerte, daß der Anstand in den Provinzen doch nicht ganz mit dem in Berliner Fortschrittsversammlungen gebräuchlichen kongruent sei. Den letzteren mag ja manches erlaubt sein, was den gesellschaftlichen Formen sonst nicht entspricht. Anderswo aber muß man sich doch nach den Anwesenden richten und besonders eine ernsthaft aufgegriffene Diskussion nicht durch das Geschrei und Gewieher eines Reisegefährten stören lassen. Man darf sich um so mehr wundern, daß dieses gestattet wurde, da der Abg. L. sonst nach jeder Seite hin den Anstand wahrte und dadurch bei ihm wenigstens der dürftige Inhalt seiner Rede ein Gegengewicht erhielt, was von seinen Kollegen im Reichstage nicht gesagt werden kann.“ „Es ist hierzu nur noch zu bemerken, daß L. in Weilburg genau dieselbe Taktik befolgt hat, wie in Berlin. Auch hier wahrte er für seine Person in der Regel den Anstand und mied es, seinen Gegenkandidaten mit den in seiner Partei üblichen persönlichen Gehässigkeiten zu überschütten, hatte aber nie etwas dagegen, wenn sein Judengenosse Hermes nach ihm wie ein Hektöter hervorsprang und dieses Versäumnis doppelt und

dreifach nachholte. Ja es war dieses Manöver die Regel, woraus sich die einfache Schlußfolgerung ergibt, daß Lu. L. solche Angriffe zwar sehr gerne sieht, sie aber in eigener Person auszuführen nicht den Mut hat. Lu. L. ist ja eben — Jude!!!“

Das hinderte den L. durchaus nicht, bei gegebener persönlicher Sicherheit, sich als Helden aufzuspielen und selbst Bismarck anzugreifen.

Stöcker berichtete in einem Vortrage am 2/7 83 über „Berliner Juden und das öffentliche Leben“: „Es war Herr L., der von dem „Hausmairtum“ Bismarcks redete und damit Bismarck als einen allmächtigen Minister neben einem ohnmächtigen König darstellen wollte. Ja, m. H., das hat der Jude L. hier im öffentlichen Leben, hier in Berlin gesagt (Pfui!).“

Einen seiner „großen Tage“ hatte L. am 15/12 84 im Reichstage. Bismarck hatte für Vermehrung des Personals auf dem Auswärtigen Amte 20 000 M. gefordert. Von der Rechten war das auch bereits zugestanden worden, da die bisherige Arbeitslast Gesundheit und Leben der Beamten gefährdete.

„Nun fing der Löwe an zu brüllen“, erzählte Liebermann von Sonnenberg am 27/12 84 in der Berliner Tivolibrauerei. „Er meinte, das sei wohl nicht so schlimm mit der Gefährdung der Gesundheit infolge von Arbeiten, und die Sache würde schon noch weiter gehen, wenn man sich die Arbeit nur praktischer einteilen wollte. Der Reichskanzler führte den dreisten Juden mit köstlicher Ironie ab; er sagte u. a.: „Herr L. hat mir auch einige beachtenswerte Rat schläge über richtige Verteilung der Geschäfte an die Hand gegeben...“ (Große Heiterkeit!) Ja, Heiterkeit bezeichnet hier auch der stenographische Bericht. Fürst Bismarck fuhr dann fort: „und ich bin ja überzeugt, daß er dieses, wie alles andere, sehr viel besser versteht, als ich; ich würde ihm gern meinen Platz zedieren und ihm überlassen, mit dem, was vorhanden ist, die Geschäfte zu betreiben.“ Im weiteren Verlauf seiner Rede bezeichnete der Kanzler die Herren von Bülow und von Bojanowski

als Opfer der Überanstrengung im Beruf und nannte eine Anzahl anderer Namen, deren Träger wegen geschwächter Gesundheit von der Arbeit im Auswärtigen Amt zurücktreten mußten: „dem Herrn Abg. L. genügt die Zahl der Opfer, die ich aufzähle, nicht, er will weitere abwarten...“ „Ohne Überhebung sage ich: die auswärtigen Geschäfte werden jetzt besser geführt, als sie vor dieser Zeit geführt worden sind; sie werden aber wiederum schlechter geführt werden, wenn Sie der Geschäftsleitung die nötigen Arbeitskräfte in dieser Art versagen wollen und sich selbst mit Ihrem Urteil an deren Stelle setzen über das, was nötig ist und was nicht nötig ist. (Bravo! rechts.) Wenn ich Ihnen nach nun 23jähriger Erfahrung und re bene gesta auf mein Wort und meinen Dienst eid hin versichere: Diese Geschäfte sind notwendig — und Sie sagen: nein: das ist nicht wahr, — so bin ich entweder unglaubwürdig, oder unwissend und unfähig. (Oh! oh! links.) Tertium non datur. Im ganzen Ausland — kann ich mit einer gewissen Befriedigung sagen, die mir in der Heimat leider versagt ist — werden die Wichtigkeit, die Zweckmäßigkeit, mein Verständnis zur Sache und meine Gewissenhaftigkeit allgemein anerkannt; — hier werden sie in Zweifel gezogen, so oft ich amtlich dafür eintrete. (Bravo! rechts.) Ich werde mich darüber zu trösten wissen, — ich bedarf Ihrer Anerkennung nicht.“ Gegen den Schluß der Rede sagt Bismarck dem Abg. L. mit vernichtender Ironie: „Ich will hoffen, daß er (L.) seinen Fabrikarbeitern gegenüber eine andere Sprache führt, daß er nicht sagt: es kann immer noch mehr gearbeitet werden mit einiger Anstrengung.“ Man muß sich, um die volle Wucht dieser Worte zu ermessen, erinnern, daß es L. war, welcher einst im Reichstage von den Arbeitern als vom „lebenden Material“ des Fabrikherrn sprach.

Herr Hänel stellte sich dann an, als ob er die Rede des Herrn Reichskanzlers gar nicht gehört hätte und krächte die Melodie von der Sparsamkeit, die ihm L. vorgebrüllt hatte, in seiner Weise nach. Aus der Antwort des Reichskanzlers folgende charakteristische Stelle:

„Wie will der Herr Abg. denn nun dem Dilemma entgehen, daß er mich entweder für unglaubwürdig oder für unwissend oder für urteilslos hält und für sich selbst und seine Freunde, Herrn L. eingeschlossen, das höhere Urteil in der Bedürfnisfrage beansprucht? Ich begreife ja, daß die Herren das Militärfach besser verstehen, als die Spitzen unserer Armee, als der Feldmarschall Moltke und der Kriegsminister! Ich begreife, daß Sie die Finanzsachen besser verstehen als sämtliche Finanzminister des Bundes und ihnen darin überlegen sind! Aber bisher haben Sie mein spezielles Auswärtiges Ressort in dieser Beziehung mit einer gewissen Schonung und Rücksicht behandelt. Heute geben Sie mir zum ersten Male die Versicherung, daß Sie auch die auswärtigen Geschäfte besser verstehen, als ich, nachdem ich sie 20 Jahre lang geführt habe, und daß das Urteil darüber, mit wieviel Kräften und Beamten ich auskommen kann, bei Ihnen kompetenter ist als bei mir. Ich will darüber mit Ihnen nicht streiten; ich erkenne die große Begabung, die den Herren nach allen Richtungen hin beizwohnt, an. Ich kann aber die Sache doch hier nur von meinem Gesichtspunkte aus beurteilen, und ich sage Ihnen: die Geschäfte lassen sich mit weniger nicht besorgen.“

„Wenn ein klar denkender, deutsch empfindender Mann den stenographischen Bericht über jene Reichstags-sitzung vom 15/12 liest, so muß ihm das Blut vor Scham und Entrüstung zu Häupten steigen. Trotz der klarsten und sachverständigsten Beweise, daß unsere auswärtige Politik, auf der das Ansehen und die Machtstellung unseres Vaterlandes dem Auslande gegenüber beruht, die geforderten 20 000 M. notwendig bedarf, trotzdem der Mann, nach dem sich das Jahrhundert einst nennen wird, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit für die Vorlage eintritt, wird dieselbe unter heuchlerischen Scheingründen abgelehnt, abgelehnt von derselben Majorität, deren erste Tat im neuen Reichstage war, für sich hohe Diäten zu verlangen. „Pfui Teufel!“ muß man da mit Eugen Richter rufen, der diesen Ausdruck bekanntlich parlaments-

fähig gemacht hat. Und wahrhaftig! wenn ich mir jetzt vergegenwärtige, wie der Mann, der so Gewaltiges im Dienste seines Kaiserlichen Herrn für unser Vaterland geleistet hat, vor die sogenannten Vertreter des Deutschen Volkes treten muß, um diesen zu sagen: „Die Grundlage Ihres ganzen Tuns und Treibens, die Grundlage dieser kleinen — ich will keinen harten Ausdruck gebrauchen, denken Sie ihn sich dazu! — dieser kleinen Abstriche, die Sie mir machen, ist doch nichts anderes, als daß Sie mir das Leben sauer machen wollen. Das steht Ihnen vollständig frei. Ich stehe und fechte hier im Namen des Königs als Soldat und deutscher Untertan meines angestammten Herrn, und ob ich dabei zu Schaden komme oder ungesund dabei werde, das ist mir so gleichgiltig wie Ihnen“... und dieser Reichstag führt wirklich den neuen Nadelstich aus, dann übermannt mich ein aus Scham und Wut gemischtes Gefühl. M. S.! Wenn wir jemand ehren wollen, so bringen wir ihm ein „Hoch“ aus; warum sollen wir nicht für deutsche Volksversammlungen auch einen Gebrauch neu einführen, um unsere tiefste Entrüstung und Mißbilligung gemeinsam auszudrücken? „Pfui!“ über die Gesinnung, welche jener Politik der Nadelstiche zu Grunde liegt. Und wer unter Ihnen so fühlt, wie ich, der rufe jetzt mit mir: „Pfui Teufel!“ (Die Versammlung tut es) und nochmals: „Pfui Teufel!“ und zum dritten Mal: „Pfui Teufel!“ (Brausende Rufe). So, jetzt ist die Galle herunter. Nun aber erheben Sie sich von Ihren Plätzen, auf denen Sie mit richtigem Takt eben sitzen geblieben sind, und stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: „Der treueste Vasall unseres Kaisers, der große Mitbegründer des Deutschen Reiches, der wahre deutsche Volksvertreter, Fürst Bismarck lebe hoch!“ (Die Versammlung stimmt 3 Mal begeistert in den Ruf ein. Stürmischer, lang anhaltender Beifall).

Es ist herzerquickend, diese Abfuhr des eitlen Juden zu vernehmen; denn L. war als „Volkstribun“ und „Säule der Fortschrittspartei“ ein „Vielschwäher mit Quartanerbildung“, Stille 127.

Juden und Judengenossen erheben natürlich den Politiker L. in den 7. Himmel.

Friedegg („Millionen und Millionäre“, Seite 307): „Loewe gehörte 25 Jahre lang dem entschiedensten Flügel der Fortschrittspartei an; dennoch empfand Windthorst, der großmächtige Führer des Zentrums, eine innige Freundschaft und Liebe für den Freisinnigen, betrachtete nach seiner eigenen Aussage den Verkehr mit dem jüdischen Fabrikanten als einen wahren Genuß, weil ihn L.'s anregende Frische, Wahrhaftigkeit und seine Achtung der Ansichten des Gegners tief sympathisch berührten. . . . Was L. . . . seiner Partei bedeutete, das hat sein Fraktionskollege, der weltberühmte Gelehrte Birchow, ausgedrückt, indem er ihn über Lasker, Magnus und Straßmann stellte. In der Tat war L.'s Hingebung, seine Tatkraft, die Energie seines Geistes ohne Beispiel. L. hat Ehrenämter übernommen, aber nicht um der Ehre, sondern um der Pflicht willen. Nie sah ihn einer müde oder matt. Er war der Arbeitsamste unter seinen Arbeitern.“

Und der übelberüchtigte Friedmann nennt ihn (1, 146) den „Mann mit dem herrlichen Antinouskopf, der glühenden Beredsamkeit, dem heißen Herzen und der echten Menschlichkeit.“

Zum Verständnis der politischen Tätigkeit L.'s ist ein Blick in seine Industrie- und Handelsbeziehungen nötig. . .

„Nach dem deutsch = französischen Krieg . . . entschloß sich die deutsche Armeeverwaltung, das Heer mit leistungsfähigeren Schusswaffen auszurüsten, und es bot sich ihr ein ausgezeichnetes Modell in dem Mausergewehr Modell 71. Die königlichen Gewehrfabriken waren auf eine solche Fabrikation noch nicht eingerichtet, und um schnell vorwärtszukommen, hielt man Umschau unter Privatfabriken. Die einzige modern eingerichtete Fabrik hatte Loewe. Man übertrug ihm größere Lieferungen von Gewehrteilen für das Infanteriegewehr und die Jägerbüchse Modell 71.“ (Friedegg.)

Das Geschäft der Waffenfabrikation entwickelte sich. Seit Ende 74 wurden auch Zünder u. a. für Artillerie ange-

fertigt. Die Produktion von 75 betrug z. B.: Maschinen und Werkzeuge für 634 000 M., Waffen und Munitionsteile für 3¼ Millionen Mark.

Ende der 70er Jahre ebten die Aufträge der deutschen Heeresleitung ab. L. wandte sich geschäftskundig dem Auslande zu. Schon frühzeitig erkannte er für diesen Zweck die Bedeutung des jüdischen Weltbundes, der Alliance Israélite Universelle. Er wurde ihr Mitglied und nahm schon 83 eine Vertrauensstellung ein. Bekannt ist seine unverfängliche Charakteristik der A. J. U. (1880): „Sie ist gebildet nach dem Vorbilde der evangelischen Alliance, sie hat gar keinen anderen Zweck, als unsere Glaubensgenossen im Orient, die noch im tiefsten Schmutz leben, die noch so von der Kultur unangefast sind, wie viele Tausende Ihrer Glaubensgenossen, die dort leben und für die Sie ebenfalls wirken — aus dem tierischen Leben in ein besseres intelligenteres zu führen“. Abg. 136.

Über seine Beziehungen zur A. J. U. schreibt Baasch, IV, 213: „In früheren Jahren wurde öffentlich im Reichstage Klage darüber geführt, daß unser Gesetzgeber Lu. L. nach Paris reiste, um sich dort Rue de Trévise Nr. 37 bei der A. J. U. Instruktionen für unsere deutsche Gesetzgebung zu holen.“

Die Früchte solcher internationaler Beziehungen suchte Loewe auch auf seiner Reise nach der Türkei 82 zu ernten. „In fertigen Waffen war das erste Geschäft ein großer Auftrag der russischen Regierung über Lieferung von Revolvern“. (Friedegg.)

Das hinderte die L.'sche Gesellschaft später nicht, den jüdischen Umstürzern in Rußland Waffen gegen ihre Regierung zu liefern. „In einer christlich-sozialen Volks = Versammlung teilte Schriftsteller Wilms mit, daß jene Vütlicher Geschloßfabrik, die Waffen für die Revolutionäre nach Rußland lieferte, die Berliner Firma L. L. & Co. sei — Kommentar überflüssig“. Grimpen.

Die Internationalisierung des Loeweschen Unternehmens sucht Friedegg mit folgenden Worten zu entschuldigen:

„Für Präzisionsmaschinen und Qualitätswerkzeuge, zumal wenn sie teuer

waren, bestand (in Deutschland) nur ein sehr mäßiges Verständnis. Auch der Arbeiter hatte den Sinn der guten, schweren, soliden Ware noch nicht erfasst. Die L.-Gesellschaft mußte also, wenn sie nicht wieder notleiden wollte, mit einem großen Teil ihrer Produktion ins Ausland gehen.“

Was Lu. L. so mit jüdisch-internationalem Geschäftssinn erstrebte, konnte er selbst nicht mehr ganz durchführen. Am 14/9 86 fand sein Begräbnis statt. In der Synagoge in der Dranienburger Str. hielt der Rabbi Dr. Maybaum vor aufgebahrter Leiche die Gedächtnisrede unter Zugrundelegung des Psalmwortes „Selig ist der Mann, der auf den Ewigen sein Vertrauen setzt und sich nicht kümmert um die Übermütigen und die Anhänger der Lüge.“ Auf dem Friedhofe sprachen GM Prof. Dr. Virchow, Albert Träger und Dr. Otto Hermes. Rabbi Dr. Ungerleider schloß die Feier mit Worten des Gebetes. Die Rede Virchows war voll Lob und Anerkennung für die jüdische Masse im allgemeinen und für die jüdische Gemeinde in Berlin insbesondere (vgl. Beilage zur Bossischen Z. Nr. 428) und fand in den weitesten Kreisen freudigen Nachhall. (Brülls „Populär-wissenschaftl. Monatsblätter“, 1886, S. 255.)

Kaiserling nennt den Verstorbenen in jüdischer Bescheidenheit „einen unermüdlischen Kämpfer für die höchsten Güter der Menschheit, für Wahrheit, Freiheit und Recht, ein edler Mensch in voller Bedeutung des Wortes. Als Mitglied des dtshen Reichstages stand er im Dienste der Freiheit treu und erfolgreich. Er hatte einen klaren, scharfen, schnell erfassenden Verstand, gepaart mit einem guten Herzen, aus dem seine Rede hervorquoll und die Hörer mit fortriß. Wo ein großer, edler Gedanke sich regte, stand er in vorderster Reihe. Als Fabrikbesitzer war er, selbst Arbeiter, Freund und Beschützer der Arbeiter; er richtete die Armen auf zu eigener Selbstachtung, und wenn seine eigenen Mittel nicht ausreichten, weckte er den Wohltätigkeitsfönn anderer. Die Waffen, mit welchen er, der glaubenstreue Jude, seine Gegner besiegte, waren der Adel seines Herzens, die Reinheit sei-

ner Gefönnung, welche ihm für alle Zeiten ein liebevolles Andenken sichern.“

Nach Lu. L.'s Tode wurde in der Loewe-Gesellschaft sein Bruder Sfidor maßgebend, der seit 1875 Prokurist, seit 78 2. persönlich haftender Gesellschafter war. „Er debütierte sogleich als Finanzmann und industrieller Organisator. Den Anlaß dazu boten 2 Gewehraufträge, von denen der eine aus der Türkei, der andere von der deutschen Armeeverwaltung kam. Bei der Türkei handelte es sich um 700 000, beim deutschen Auftrag um 425 000 Gewehre. Die türkische Bestellung war gemeinsam mit der Waffenfabrik Mauser auszuführen. . . . Durch weitblickende Unterstützung der Württembergischen Vereinsbank konnten die Brüder Mauser eine Fabrik in Oberndorf (am Neckar) erwerben. . . . Als nun der Riesenauftrag aus der Türkei kam, kaufte Sfidor L. kurz entschlossen die Mauser-Fabrik auf.

Mit dem türkischen Gewehrauftrag war eine große Munitionslieferung verbunden, um die sich Sfidor ebenfalls beworben hatte. Darum tat sich Loewe mit den beiden hervorragendsten deutschen Pulverfabriken, Rottweil in Hamburg und den Vereinigten Rhein.-westf. in Köln, zusammen und erwarb die Deutsche Metallpatronenfabrik von Lorenz in Karlsruhe, die sich dazumal schon eines Weltrufes erfreute.“ (Friedegg.)

Der zuletzt erwähnte Kauf fand zusammen mit der Erwerbung der Maschinensabrik Lorenz in Karlsruhe am 6/2 89 für 5 Millionen Mark statt.

Am 8/4 93 setzte die Kommanditgesellschaft Lu. L. & Co. ihr Aktienkapital auf 4½ Millionen an, 95 erhöhte sie es auf 7½ Millionen Mark.

Durch große Transaktionen machte Sfidor seinen Konzern mächtiger. Durch die enge Verbindung mit den Deutschen Waffen- und Munitions-Fabriken gelangte die L.-Gruppe auch „in Beziehungen zur Dürener Metall-AG, zur Fabrique Nationale d'armes de guerre in Herstal (Belgien), zur Compagnie Anonyme Française pour la fabrication des roulements à billets in Paris, zur Società Metallurgica in Brescia (Sta-

lien) und zu den Gebrüdern Böhler mit ihren Niederlassungen in Prag, Budapest, Mailand, Brüssel, Paris, Sheffield, Petersburg, Moskau, Jekaterinenburg, Shanghai, Tokio und Osaka. Sie stand ferner in Verbindung mit der Sprengstoff-Industrie, den Köln-Rottweiler Pulverfabriken, dem Nobeltrakt, dem Internationalen Sprengstoffring, der Österr. Waffenfabrik in Steyr, dem Stahlwerk Beder in Willich bei Krefeld, der Gesellschaft Parabellum in Petersburg, der Birmingham Small Arms and Metal Co. und mit der Birmingham Metal and Munitions Co. Ltd.

Die Bedeutung solcher Verbindungen läßt sich erst würdigen, wenn die angeführten Gruppen beleuchtet werden, die wiederum Beziehungen zu andern Gruppen unterhalten, deren Arme den Erdball umspannen. Und in all diesen Gruppen sitzen Juden, meist als Aufsichtsräte; alle Gruppen stehen in engen Beziehungen zu den jüdischen Großbanken, die ihnen nach Hunderten von Millionen zählende Betriebsmittel herbeischaffen und für die Aktien an der Börse Stimmung machen. Diese Verfilzung der Großindustrie unserer Zeit mit dem Judentum gibt ihr ein fremdartiges Gepräge, sie erklärt auch, weshalb unsere „Industrie-Kapitäne“ von einem Kampfe gegen die Überhebung des Jdntms nichts wissen wollen. Sie haben sich viel zu sehr mit ihm eingelassen, als daß sie sich ohne Aufwendung ihrer ganzen moralischen Kraft von ihm noch trennen könnten. Sie verdienen dabei und denken: *Après nous le déluge!* („Auf Vorposten“, August 14.)

Von was für Gesinnungen solche Geschäftsgruppen getragen werden, zeigt folgendes Vorkommnis aus dem Loewe-Konzern:

Als Lu. L. kaum gestorben war, „am 20/11 86, zu einer Zeit, wo der Friede durchaus nicht sehr sicher schien, schrieb die jüdische Firma Löwe an den Nebankehelden Boulanger einen Brief, worin sie um die Erlaubnis bittet, ihm Maschinen zur Herstellung von Mordwaffen schicken zu dürfen, die doch nur gegen Deutsche bestimmt sein konnten. Als dieser Brief in die Öffentlichkeit drang, bedauerten die Her-

ren L. & Co. in einem Rechtfertigungsversuche, daß sie die Bestellung nicht erhalten hätten und beklagten die damit verbundene Schädigung der dtischen Industrie. Die RWZ schrieb dazu kurz und bündig: „Wir finden das Verhalten L.'s nicht nur ungehörig, sondern schmachvoll“. USZ 00, S. 47.

Die jüd. Presse aber behauptete, „der geschäftliche Standpunkt des Herrn L. in jener Angelegenheit entspreche überdies der allgemeinen Anschauung der industriellen Kreise überhaupt“. Dieser Verdächtigung deutscher Industrie gegenüber sei daran erinnert, daß zur selben Zeit, als L. der französischen Regierung seine Unterstützung anbot, die hervorragende Schering'sche Fabrik in Berlin die vorteilhafte Lieferung großer Mengen von Äther ablehnte, weil sie erfahren hatte, daß damit in Frankreich Melinit hergestellt werden sollte. Diesem Vorgehen schlossen sich andere deutsche chemische Fabriken an.

Auch mit Krupp in Essen suchte sich L. zu vergleichen: Krupp habe an das Ausland Kanonen geliefert. Nun hatte aber Krupp seit 64 überhaupt nur 5—6 Probegeschütze an Frankreich geliefert und alles weitere wurde stets aus patriotischen Gründen abgelehnt. Auch an Rußland lieferte Krupp seit Jahren nicht mehr. Frühere Lieferungen waren mit Einverständnis der deutschen Regierung erfolgt. Die Firma Lu. L. & Co. versuchte es also vergeblich, sich hinter die deutsche Industrie zu verstecken, die wohl wußte, was sie dem Vaterlande schuldig war und sich dafür bedankte, dem Löwe und Genossen als Schildhalter zu dienen.“ (StbgrZ 24/12 92.)

Viel dichter aber wurde der Staub, als infolge von Unregelmäßigkeiten und Pflichtwidrigkeiten in der Loeweschen Fabrik bei Gelegenheit oben erwähnter Waffenlieferung an die deutsche Armeeverwaltung der Reichstagsabgeordnete Ahlwardt 92 die Gesellschaft L. & Co. angriff und sie außer der vertragswidrigen Belieferung und gewinnstüchtiger Hintergehung auch landesverräterischer Absichten beschuldigte. In der Folge entspann sich der „Judenflinten-Prozeß“, der zwar mit der Verurteilung Ahlwardts zu 5 Monaten Ge-

fängnis endigte, aber die „Löwenburg“ zeitweise stark erschütterte.

Auf die merkwürdige Führung des Judenflintenprozesses durch den im Januar 96 an Paranoia verstorbenen Schwurgerichtspräsidenten Δ Brausewetter, der sich unglaubliche Dinge gegen Ahlwardt herausnahm, macht Fr. Kreschmar: „Brausewetter oder: So weit sind wir gekommen? Betrachtungen zur Irren- und Rechtsreform, Großhain, Hermann Starke,“ aufmerksam.

Dem Prozeß lag in der Hauptsache folgendes zu Grunde: Wenige Wochen nach Ablieferung der bei L. bestellten Gewehre erschien eines Morgens bei Ahlwardt der frühere Schreiber L.'s, Noack, und machte ihm Mitteilungen über eine Reihe von Verstößen gegen die Vorschriften bei Herstellung der Gewehre in der L.'schen Fabrik, über Bestechung von königlichen Aufsichtsbeamten, über Betrügereien beim Anschuß und bei Ablieferung der Gewehre an den Büchsenmacher Kirch in Spandau, über Preisgabe des Konstruktionsgeheimnisses und Beiseiteschaffung einer Anzahl von Gewehren. Diese Angaben Noack's wurden durch weitere Zeugen, vor allem durch die Arbeiter Brettschneider, Gans und Krähhahn bestätigt. Ahlwardt ging den Dingen nach, und nachdem ihm von einzelnen Truppenteilen Angaben über angebliche Unbrauchbarkeit der L.'schen Gewehre gemacht worden waren und durchaus unparteiische, in diesen Dingen erfahrene Männer die Angaben der Zeugen geprüft hatten und zur Überzeugung von deren Glaubwürdigkeit gelangt waren, stellte Ahlwardt das ganze Material in einer Broschüre zusammen, die von Glöck in Dresden gedruckt und verlegt wurde. Vorher jedoch ging Ahlwardt mit dem Material zum Polizeipräsidenten von Richthofen mit der Bitte, es dem Kaiser zu unterbreiten. Der Polizeipräsident lehnte ab und soll Ahlwardt anheimgestellt haben, zu tun, was ihm beliebt, sich aber die Folgen vor Augen zu halten. Ein von anderer Seite in diesem Sinne beim Kriegsministerium unternommener Schritt war ebenso erfolglos. Nunmehr telegra-

phierte Ahlwardt nach Dresden, die Broschüre zu versenden.

Diese richtet sich gegen den Leiter der Fabrik Isidor L., den Direktor Oberstleutnant Kühne und gegen die zur Kontrolle kommandierten königl. Büchsenmacher Klett, Köhner und Holz, sowie gegen den Zeughausbüchsenmacher Kirch aus Spandau. Es wird behauptet, daß der Staat in der ungeheuerlichsten Weise bei Herstellung und Lieferung der L.'schen Gewehre betrogen worden sei, daß die gelieferten Gewehre in jeder Beziehung unbrauchbar und für den Schützen selbst eine gefährliche Waffe seien, wie das vielfache Zerspringen der Gewehrläufe bei einzelnen Truppenteilen beweise. Insbesondere wird behauptet: 1. daß von den Leitern der Fabrik absichtlich schlechte und untaugliche Gewehre hergestellt und geliefert worden seien zu dem hoch- und landesverräterischen Zweck, dem deutschen Soldaten ein Gewehr in die Hand zu geben, das seinen Dienst im Krieg versage, um unsere ruhmreiche Armee, die mächtigste Stütze der Hohenzollern, wehrlos zu machen und um auf den Trümmern des deutschen Vaterlandes eine jüdische Weltherrschaft aufzurichten, und daß L. hierbei im Auftrage der Alliance israelite gehandelt habe, 2. daß auch um des Erwerbes willen schlechte und untaugliche Gewehre geliefert worden seien, also Betrug vorliege, 3. daß man, um dies zu erreichen, die königl. Büchsenmacher, die die Herstellung der Gewehre zu beaufsichtigen hatten, bestochen habe; diese Büchsenmacher haben in regelmäßigen Bezügen von einem Meister Stangenberg insgesamt etwa 9000 M. bekommen und infolgedessen vorschriftswidrig gestattet: 1. die Anwendung von Schmirgel, 2. das Drücken der Gewehrläufe, 3. die Anwendung doppelter Scheibenbilder, um den Schießleutnant über die Treffsicherheit der Gewehre zu täuschen, 4. das Unterlassen des Umringelns, 5. das Stehlen der Patronen, 6. falsche Abstempelung, 7. die Beiseiteschaffung von Gewehren.

Die Broschüre erregte ungeheures Aufsehen und fand einen bisher kaum dagewesenen Absatz. In wenigen Wochen waren 100 000 Exemplare ver-

kauft. Von allen Seiten wurde Ahlwardt für antisemitische Volksversammlungen als Redner verlangt, und überall waren die Säle, wo er sprach, überfüllt. Die Aufregung steigerte sich, als die StbgrZ am 4/6 mitteilte, daß Rektor Ahlwardt am 3/6 abends in seiner Wohnung von 2 Kriminalbeamten auf telegraphische Ordre des Kammergerichts verhaftet worden sei. Wie später bekannt wurde, hatte schon einige Wochen vorher der Staatsanwalt bei der Beschlußkammer den Antrag auf Untersuchungshaft Ahlwardt's gestellt, weil die Beleidigung L.'s so schwer sei, daß eine hohe Strafe zu erwarten sei und Fluchtverdacht vorliege. Die Beschlußkammer war gegenteiliger Ansicht und lehnte in einem wenige Tage später von der StbgrZ veröffentlichten, zu Gunsten Ahlwardt's sprechenden Gerichtsbeschuß diesen Antrag ab. Eine Beschwerde des Staatsanwalts beim Kammergericht hatte zur Folge, daß dieses am 3/6 die Untersuchungshaft Ahlwardt's beschloß und durch telegraphische Ordre an's Polizeipräsidium noch an demselben Tage für die Ausführung dieses Beschlusses Sorge trug. 14 Tage später wurde Ahlwardt, nachdem der deutsche Antisemiten-Bund die von der Beschlußkammer geforderte Kaution von 10 000 M. hinterlegt hatte, enthaftet. Zum 2. Male legte der Staatsanwalt beim Kammergericht Beschwerde ein, und dieses verhängte am 24/6 von neuem die Untersuchungshaft über Ahlwardt, wenn dieser nicht imstande wäre, eine Kaution von 50 000 M. zu hinterlegen. Wiederum wurde noch an demselben Tage dieser Beschluß ausgeführt. Nunmehr bemächtigte sich die StbgrZ des Falles und forderte zu einer Sammlung zum Zwecke der Zusammenbringung der Kaution auf. In wenigen Tagen war das Geld bei Heller und Pfennig eingegangen und Ahlwardt wurde am 1/7 zum 2. Male aus der Haft entlassen.

Die Untersuchung nahm ihren Fortgang und führte zur Erhebung der Anklage und zur Hauptverhandlung, die am 29/11 begann. Die Anklageschrift der Staatsanwaltschaft umfaßte 200 Seiten und ging von der Auffassung aus, daß von den Behauptungen Ahl-

wardt's nichts bewiesen sei. Wenn Unregelmäßigkeiten vorgekommen seien, so wüßten die Leiter der Fabrik nichts davon; die Gewehre seien gut, und wenn bei einzelnen Truppenteilen Gewehre gesprungen seien, so rührten diese nicht von L. her usw. usw. Die Staatsanwaltschaft hatte 64, die Verteidigung etwa 20 Zeugen geladen.

Der Prozeß währte 10 Tage. Am 9. Tage noch brachte der Verteidiger Ahlwardt's neue wichtige Beweisanträge, die von dem oben gekennzeichneten Präsidenten sämtlich abgelehnt wurden, „weil der Gerichtshof der Überzeugung sei, daß hinter den gestellten Beweisanträgen nur die Absicht stecke, die Verurteilung hinauszuschieben, bis der Reichstag die Einstellung des Verfahrens beschliesse, daß der Angeklagte die bewußte Absicht habe unter betrügerischer Form das Gericht zu einer Vertagung zu veranlassen“. (!) Von welchem Geiste die ganze Verhandlung gegen Ahlwardt beseelt war, geht am besten aus der in deutschen Gerichtssälen ungewohnten Erklärung hervor, die Ahlwardt's Verteidiger, RA Hertwig am 9. Verhandlungstage abgab: „Ich meinerseits erkläre nur, daß ich es ablehnen muß, die Verteidigung eines Mannes weiter zu führen, der bereits verurteilt war, bevor die Sitzung begann und dem man seine Beweismittel abschneidet. Wie das Urteil auch ausfallen möge, wir fürchten uns nicht und überlassen die Kritik dieses Verfahrens der Öffentlichkeit!“

Der Verteidiger wurde in eine Ordnungsstrafe von 100 M. genommen, nahm aber die Verteidigung nicht wieder auf. 5 weitere Beweisanträge Ahlwardt's wurden abermals abgelehnt. Seinen bestimmten und überzeugenden Ausführungen, daß eine Absicht, den Prozeß hinauszuziehen, nicht in Betracht kommen könne, weil der Prozeß ja vor seiner Wahl begonnen habe, wurde keine Beachtung geschenkt. Ohne Beistand eines Verteidigers, außerdem in den letzten Tagen noch erkrankt, mußte Ahlwardt den Prozeß zu Ende führen.

Hier sei nur der Schluß seiner Verteidigungsrede angeführt: . . . „Der 1.

Staatsanwalt legt ein so großes Gewicht auf die Aussagen der Sachverständigen, welches ich ihnen nicht beimessen kann. Die Offiziere haben nicht nur den Sachverständigen- und Zeugen-Eid, sie haben auch den Fahneneid geleistet, stehen also unter einem dreifachen Einfluß, und der Fahneneid verpflichtet sie, dem Interesse des Vaterlandes und des Heeres alles andere, auch sich selbst unterzuordnen. Ich muß deshalb an dieser Stelle meinen bisherigen Verteidiger dagegen in Schutz nehmen, als ob er die Herren Offiziere verdächtigt hätte. Auch er sagt, die Herren Offiziere ständen unter einem dreifachen Einfluß, und das ist keine Verdächtigung, es ist die Konstatierung einer Tatsache. Der 1. Staatsanwalt wirft mir vor, ich hätte selbst an die im Buch angegebenen Tatsachen nicht geglaubt. Dagegen muß ich entschieden Verwahrung einlegen und darauf hinweisen, daß ich zu allen Zeugen gegangen bin, alles festgestellt, die einzelnen Aussagen genau mit den vorhandenen Umständen abgewogen habe. Da bin ich zu dem festen Glauben gekommen: Es ist wahr! Und ich bin auch heute noch von dem größten Teil dieser Angaben fest überzeugt. Nichts hat mir ferner gelegen, als einen politischen Skandal zu erregen.

Der 1. Staatsanwalt bezieht sich auf Böckel's Aussagen gegen mich. Böckel ist ein fähiger Mann, er hat unserer Partei viel genützt, und er wird ihr noch mehr nützen, wenn er erst auf den Standpunkt gelangt ist, sich zu freuen, daß auch andere Erfolge erzielen. Daß er das nicht tut, ist die einzige unversehliche Schwäche an ihm. Und ich glaube auch, daß das, was uns Antisemiten hier und da noch trennt, beseitigt werden wird. Wenn das durchgeführt wird, was Dr. Böckel will, würde ich gern zurücktreten. Ich möchte aber doch, daß, wenn solche unüberlegten Worte zwischen Gesinnungsgenossen vorkommen, das nicht an dieser Stelle gegen mich ausgebeutet wird! Nun spricht der 1. Staatsanwalt von mir als von einem Krebschaden der eigenen Partei. Diese selbst ist wohl nicht derselben Meinung und wird es unzweideutig beweisen, daß sie es nicht ist.

Im 1. Teil meines Druckheftes sind Beleidigungen nicht enthalten, wohl aber im 2. Teil, und da bitte ich zu erwägen, daß dem 2. Teil der Brief L.'s vorherging, der in der „Dresd. Z.“ abgedruckt war, in welchem ich „frecher Lügner“ genannt wurde und in welchem er von „ehrlosen Subjekten“ sprach, die meine Versammlungen besuchten. Daß ich die Beleidigungen gegen L. aussprach, ist nicht recht, aber ich bin gereizt worden und bitte den Gerichtshof, das jetzt schon zu erwägen und nicht erst zum Gegenstand eines neuen Verfahrens zu machen, wie es der 1. Staatsanwalt will. Eine Schmähschrift habe ich nicht schreiben wollen, sondern nur eine Schrift mit durchaus objektiven Wahrheiten. Halb und halb ist mir ein Vorwurf gemacht bezüglich der Aktenstücke, die mir zugegangen sind. Ich möchte doch bitten, zu bedenken, daß ich mich im Zustande der Verteidigung befand und der erste war, der um Ausschluß der Öffentlichkeit bat. Mit der Behauptung, daß bei uns alles vorzüglich sei, ist dem Vaterlande nicht gedient, das könnte zu traurigen Konsequenzen führen, wie 1806. Man muß auch daran denken, daß wir einmal geschlagen werden können. Damals gingen die Herren Offiziere und wehten ihre Säbel an den Stufen der französischen Botschaft. Dieser Patriotismus führte zu einer vollständigen Niederlage, und ich meine, der wahre Patriotismus besteht darin, auch einmal rückhaltlos die Wahrheit zu sagen.

Ich muß mich nun zu den Herren Anwälten der Nebenkläger wenden. Herr Gerth ist z. B. derselbe Herr, der schon einmal jemand denunziert hat wegen seiner Angriffe gegen das Judentum. Er bemängelt mein gehässiges Verhalten gegen L., das ist durchaus nicht der Fall. Ich habe nur Gutes von diesem Herrn gehört, z. B. daß er seinen Kassierer, der große Summen verloren hatte, nicht wegjagte, sondern auf seine Art tröstete. Ich wollte in ihm eine feindliche Nation treffen, nämlich das Judentum, und das ist nicht ein persönliches gehässiges Verfahren. Wenn ich Juden treffen kann, so tue ich es. Die

einzelne Person greift der Antisemit durchaus nicht an. Ich bin nicht der Meinung, daß alle Juden schlechte Leute seien. Mein Kampf geht dahin, daß das Judentum als solches dem Staate gefährlich ist. Herr Gerth ist so freundlich, meinen Geisteszustand in Zweifel zu ziehen; es ist schade, daß er nicht Sachverständiger ist, dann wäre die Behörde nach dem Gutachten des Herrn Lazarus berechtigt, auf Grund dieses Gutachtens mich ohne weiteres ins Irrenhaus führen zu lassen. Wenn sonst Gründe ausbleiben, ist Geisteskrankheit immer der billigste Grund. Der geehrte Herr sagt, ich hätte Deckungsversuche gemacht, ich hätte nur so getan, als wollte ich das Buch nicht veröffentlichen, und hätte nur Leute vorgeschickt, um mich hinterher zu decken. Das ist eine Unterstellung, die über das Maß des Erlaubten hinausgeht. Er nennt mich in einem Atem Fanatiker und dann das Gegenteil; ich bin weder das eine noch das andere. Ich bin ein fehlerhafter Mensch, so gut, wie Sie alle, aber ich will nur Gutes und will meinem Vaterlande nützen, und wenn ich mit Schmutz beworfen werde, so kümmert mich das nicht und wird mich von meinem Ziele nicht abbringen.

Ich muß gestehen, nach dem, was ich von Herrn Mundel gehört habe, speziell von seiner Geschicklichkeit als Verteidiger, konnte ich mich eines gewissen Gefühls der Unbehaglichkeit nicht erwehren. Ich bin jedoch angenehm enttäuscht worden. Was er vorbrachte, waren nicht Tatsachen, sondern Phrasen, und wenn die schweren Anklagen des Staatsanwalts nicht wären, die des Herrn Mundel würden mir eine Strafe nicht einbringen. Er sagte, der Angeklagte wollte nur Geld verdienen, er habe nichts geglaubt, er habe alles erfunden. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Herr Mundel zitiert das schöne Wort aus „Faust“: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst“. Herr Rechtsanwalt, ein Geist wie Sie, begreift mich nicht, weil Sie nicht denken können, daß jemand etwas tun könne aus anderen als materiellen Interessen. Darum werden wir beide uns ewig unverständlich bleiben.

Zum Schlusse will ich betonen, daß ich das Buch nur geschrieben habe in der Absicht, der von mir vertretenen Wahrheit zu nützen, und ich will die Folgen tragen. Ich habe aus guten und edlen Gründen gehandelt, ich denke nicht daran, den Gerichtshof um Gnade zu bitten. Um Gerechtigkeit bitte ich noch viel weniger, weil das eine Beleidigung wäre. Ich lege mein Schicksal in die Hände des Gerichtshofes. Ich habe nicht gedacht, daß die Sache diesen Verlauf nehmen würde. Nachdem das geschehen ist, sehe ich den Folgen ruhig entgegen.“

Den ruhigen sachlichen Ausführungen des Angeklagten wurde vom Gerichtshof und Publikum die größte Aufmerksamkeit entgegengebracht; die Rede machte auf sämtliche Anwesende im Saal den tiefsten Eindruck.

Nachdem der Präsident den Angeklagten darauf aufmerksam gemacht hat, daß der 1. Staatsanwalt dem Antrag auf Erhebung der Widerklage widersprechen will und auch das Recht dazu auf seiner Seite hat, zieht Ahlwardt den Antrag auf Kompensation gegen L. zurück.

Nach 5 $\frac{1}{4}$ stündiger Beratung verkündet der Präsident folgendes Urteil:

Der Angeklagte ist nicht der verleumderischen, sondern der einfachen Beleidigung der Herren Loewe und Kühne, sowie der Büchsenmacher Kirch, Köhner, Klett und Holz aus den §§ 185 und 186 des R.-St.-G. schuldig befunden und mit einer Gefängnisstrafe von fünf Monaten zu belegen.

Weiteres über diesen ganz ungeheuerlichen Prozeß schlage man im Sonderabdruck der stenograph. Berichte der N. Deutschen Ztg. über die „Judenflinten“ nach: „Während noch die Untersuchung schwebte, schrieb Ahlwardt das Vorwort zu einer Schrift von Hermann Neumann „Die Judenjagd und die deutsche Meute“, Verlag Dewald in Berlin. Darin wird das Verhältnis der Firma L. zu der Ungarischen Waffen- und Munitionsfabrik U.-G. beleuchtet. Lu. L. & Co. hatten zusammen mit dem Hause Greenword & Watley in Leeds in England sich verpflichtet, gegen Übernahme eines Teils der Aktien die Fabrik bis zum 1/4 90 so zu verbessern, daß täg-

lich 300—350 Gewehre hergestellt werden könnten. Für den Fall der Nichterfüllung war eine Buße von mehreren Millionen Gulden vorgesehen. Da die Konved-Armee damals mit einem neuen Gewehr, ähnlich unserm Modell 88, ausgerüstet wurde, gelang es L., einen Auftrag auf 100 000 Gewehre zu erhalten. Die Läufe stellten Greenword & Batley her, L. dagegen die Schloßteile. Die Lieferfrist wurde nicht innegehalten, und die hohe Buße war verwirklicht. Die Schrift weist nun nach, wie L. sich geschickt aus der Schlinge zog und dem englischen Hause die Ehre der Geldstrafe allein überließ. Sie zeigt aber auch durch Wiedergabe amtlicher Berichte, daß die Lieferungen von L. in Ungarn ebenso schlecht waren, wie in Dtschld. Die Schrift enthält scharfe Angriffe gegen das Geschäftsgebahren von Lu. L. & Co., eine Beleidigungsklage scheint aber nicht erfolgt zu sein.“ („Auf Vorposten“, Aug. 14.)

Ahlwardt hatte behauptet, an den Judenflinten hätten L.'s Millionen verdient. Das Kriegsministerium hatte die Möglichkeit eines so hohen Gewinnes bestritten. Die günstige Vermögenslage der Familie L., die wohl erst später bekannt wurde, scheint Ahlwardt jedoch Recht zu geben.

Durch Vertrag vom 1/1 97 übertrug die Firma L. den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken A.-G. ihre in Martinkensfelde belegene Waffenfabrik, den Fabrikationspark für Maxim Guns und ihre Anteile an der Waffenfabrik Mauser in Oberndorf, an der Waffen- und Maschinenfabrik A.-G. in Ofenpest und an der Fabrique Nationale d'armes de guerre in Herstal in Belgien. Sie verpflichtete sich ferner, 25 Jahre lang in keinen Wettbewerb mit dieser Gesellschaft zu treten. Als Gegenwert erhielt sie 6 Millionen Aktien der Dtschen Waffen- u. Munitionsfabriken und 177 500 Mark bar. („Auf Vorposten“, August 1914).

Das war aber nur ein geringer Teil des L.'schen Vermögens. Denn als Sfidor L., GKN und Ehrendoktor der Technischen Hochschule zu Berlin, Inhaber von 26 Aufsichtsräten usw., am 26/10

1910 starb, hinterließ er seiner Witwe Julie geb. Mannheimer 15 Millionen.

Mit solchen Mitteln hätte sich die Trauernde nach 40jähriger glücklicher Ehe einen heiteren Lebensabend bereiten können. Aber sie hatte eine Schwester Natalie, die aus ihrer 1. Ehe mit dem Juden Lak auch Millionen besaß. Diese Natalie war ehrgeizig, und es gelang ihr, jemand zu finden, der die Erbschaft eines alten deutschen Namens mit der körperlichen und pekuniären Hinterlassenschaft eines Juden zu vereinigen geneigt war. So war Natalie Lak geb. Mannheimer Baronin geworden.

Seitdem fand auch Julie keine Ruhe. Sie beauftragte, nach der „Wahrheit“ 29/3 13, verschiedene Leute mit der Suche nach einer „passenden Partie“. Der Erfolg übertraf die Erwartung: Am 1/7 13 fand in London die Trauung der Julie Loewe geb. Mannheimer mit Wilhelm Graf v. Arco statt.

Die Grafen Arco gehören dem Tiroler Uradel an und wurden im 13. Jahrhundert in den Reichsgrafenstand erhoben. Allein Gräfin Arco, verwitwete Julie Loewe geb. Mannheimer hatte offenbar das Schwergewicht ihrer 60 Lenze unterschätzt. Die Verbindung mit dem am 25/4 65 in Bronczyn (Posen) geborenen Wilhelm v. A. wurde gelöst. Julie durfte jedoch gegen Zahlung eines Lösegeldes von 3 Millionen M. sich weiter Gräfin Arco nennen.

Seit dem Tode Sfidor's vertritt Georg Loewe die Familie im Geschäfte. Den Vorstand bilden nach den letzten Eintragungen (1914) Oskar Oliven, der Schwiegersohn Sfidor's und FN Dr. B. Waldschmidt.

Die Gesellschaft ist an folgenden Unternehmungen beteiligt: a) A. G. G., b) Ges. für elektrische Unternehmungen, c) Dtsche Waffen- und Munitionsfabriken, d) Typograph, G. m. b. H., e) Knorr-Bremse A.-G.

Den RA, in dem die Juden vorwiegen, bilden Min.-Dir. a. D. Josef Hoeter, GKN Konsul Eugen Gutmann, GKN Eduard Urnhold, M. d. H., Bankmann, Gen.-Kons. Albert von Blaschke, Gen.-Dir. Geh. Baurat Dr. Paul v. Gontard, Geh. Oberfinanzrat a. D. Mari-

milian v. Kizing, Gen.-Dir. Max Rossegarten, GKN Karl v. Kühlewein, Fabrikbes. Hugo v. Root, M. d. H. in Wien, Dr. phil. Walter Rathenau, Dir. Dr. Ernst Schroeder, Bankdir. Ju. Stern, Berlin.

Vorstand und AM der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken bestehen dagegen aus folgenden Personen: Rfm. Max Rossegarten, Vorstand, Geh. Bau- rat Dr. Paul v. Gontard, Vorstand, Georg Loewe, stellv. Vorstand, Rfm. Felix Hänisch, stellv. Vorstand. AM: GKN Ed. Arnhold, M. d. H., GKN Louis Hagen, Köln, Gen.-Dir. Dr. G. Auffschlager-Hamburg, Guido Fürst Hendel von Donnersmard, M. d. H., Neudorf in Oberschlesien, Gen.-Dir. GKN Karl Duttenhofer, Karlsruhe, Gen.-Dir. Dr. Ing. P. v. Mauser-Oberndorf, Fabrikherr v. Root, M. d. H. in Wien, Dir. D. Oliven-Berlin, GKN Dr. G. Frhr. von Oppenheim-Köln, Vize-Admiral z. D. Hans Sack-Berlin, M. Schinkel, Geschäfts-Inh. der Norddeutschen Bank in Hamburg, Bankdir. Dr. d. N. E. Schroeder-Hamburg, GKN Dr. Paul v. Schwabach-Berlin, Bankinh. J. Stern-Berlin, E. Urbig, Geschäfts-Inh. der Disconto, Berlin.

Wie man sieht, sind unter den Vorständen und Aufsichtsräten mehr als ein Duzend Hebräer, die man auch in den Aufsichtsrats- Stellen anderer großer Akt.-Gesellschaften wiederfinden könnte. Walter Rathenau's Wort von den 300 Leuten, die sich alle genau kannten und die Geschichte der Welt leiteten, läßt sich am Loewe-Konzern zum guten Teil nachweisen, selbstverständlich, denn der das Wort geprägt hat, gehört selbst zu den herrschenden Juden, die als ein großer Gesellschafts-Verband durch Austausch von Aktien, Direktoren und Aufsichtsräten und durch Beteiligung mit einem Duzend Gruppen ähnlicher Verbände bestrebt sind, diese weltbeherrschenden Beziehungen weiter auszu dehnen.

Löwe, Marcus, Kinokönig, N. York, der laut Hamb. Nachr. 27/5 14, „als Zeitungsjunge begann, dann mit Obst handelte und als erster in seiner Stadt in seinem kleinen Laden Kinovorstellungen gab. Ein Jahr später verfügte dieser findige Kopf bereits über 40 eigene Kinematographentheater. Heute gibt es keine Stadt in der Neuen Welt, in der nicht Marcus Löwe ein Kino besitzt. Schätzungsweise beträgt der Wert der gesamten

Löwen Lichtbildtheater 40 Millionen Mark. Die beiden größten amerikanischen Führer der Kinoindustrie (Löwe und Siegmund Lubin, sd!) werden sich gewiß noch manchmal die Tage ins Gedächtnis zurückerufen, da sie noch bettelarm waren und vom Leben nichts erwarteten, bis sie eigene Tüchtigkeit im Verein mit seltenen Glücksumständen aus den Niederungen emporhob.“

Die Hbgr. Nachr., das frühere *Wismarblatt*, scheint alt und blind geworden, sonst hätte es doch etwas von der nicht bloß über Amerika hereingebrochenen Verwüstung durch die *▼* Kinos merken müssen, statt sich bloß gerührt über die Vergangenheit dieses Löwe anzustellen, der nach dem Kriege noch viel monstroser wurde. Siehe auch Löw. Beide Schreibweisen werden gebraucht.

Löwe, Moses Samuel/Johann Michael Siegfried, JG, Miniatur- und Pastellmaler, 1756–31, Königsberg. W: Bildnisse Berliner Gelehrter mit Selbstbiographien, 06, von Goethe erwähnt (Werke 28, 60). L. malte schon 1780 die Katherina II.

Loewe, Philipp = Ph. Loew.

Loewe, Siegfried, Dr., ao UB (Pharmakologie). *1884 Fürth. G: Bankier Loewe // Clothilde Blumenthal. O Ida, L. d. Großaufmanns Max Witte // Antonie Gräfin Hirschberg. K: August, 20; Susanne Renate, 22; Jens Lucas Silberster, 24. — Göttingen.

Loewe, Theodor, Dr., Dir.: Ber. Theater, verhafter Bühnenpasha, Breslau. *1855 Wien. B: Geschichte des waderen Labesam, 2. V. 87; Königsraum, Sch., 86. L.'s Bild zeigt ein Gesicht à la Aug. Sternberg, nur „durchgeftigter“. Er leitete 95 die Erstaufführung von Anton *▼* Rubinsteins geistlicher Oper „Christus“ in Bremen, gab 98 Vorstellungen dieser Oper in Petersburg, darunter zum ersten Male in diese „Tristan und Isolde“, „Meisterfinger“. Er führte auch 07 Rich. Strauß' „Salome“ mit vollständigem Orchester und Ensemble in Budapest und Wien auf.“

Seit 13 Dir. des Schauspielhauses (Operettenbühne) in Breslau. L. ist ein weit gefürchteter Bühnenmann und Ritter vieler Orden. Namentlich weibliche Mitglieder können von langwierigen Prozessen mit diesem Talentpächter erzählen. Er ist in Bezug auf Klasse empfindlich und wollte unter keinen Umständen in das Buch der „Berühmten Israelliten“ von Kobut, der darüber, DWe 1902, 9, berichtet: „Viele Theaterdirektoren — ich nenne hier nur Angelo Neumann in Prag und Theod. Löwe in Breslau — ersuchten mich, wohl aus geschäftlichen Gründen, sie mit Stillschweigen zu übergehen, obgleich doch unmöglich die Tatsache unbekannt sein konnte, daß sie jüd. Abstammung sind.“

In scharfem Gegensatz zu L.'s Lebenswandel stehen Löwes sentimentale Dichtungen. In der unerquittlichen Labesam-Geschichte, die wer weiß wem nachempfunden sein mag, hat ein Jüngling seine Schusterlehrzeit überstanden und nebenbei studiert, fühlt Faten- und Wanderdrang, — da stirbt seine Mutter, und er muß bleiben, bald stirbt auch sein Vater und nach einigen Jahren seine Gattin, der „lange Steden“ Gilly, nachdem sein Söhnlein vorher starb. Er übt nun auf Gehöften sein Schusterhandwerk und stirbt schließlich selbst, freilich als Schäfer. Dieses Eingehen eines ganzen Stammes könnte vielleicht durch Humor, über den aber kein Hebräer verfügt, künstlerisch erträglich werden. — Löwes „Königsraum“ lehnt sich wohlfeil wie sichtbar an Grillparzers „Traum ein Leben“: Gorgonius, Siziliens Herr, wird von einem wahnsinnigen Schneider belästigt, der sich für ihn ausgibt. G. befiehlt dann, den Kleiderkünstler am Morgen hinzurichten. In der Nacht träumt er, er selber gehe in die Stadt und werde dort als Schneider verhöhnt und vor den Richter geführt; er kommt ins Irrenhaus, wird Gatte der Schneiderin, wandert zu dem Schneider, der an seiner Statt König ist, soll an den Galgen — und erwacht. Er gibt dann, als der Traum gewichen, seinen närrischen Gefangenen frei.

„Die Herrschaft des Jubentums über das dtische Theater“ beleuchtet Stbgrz 1913: „Die Breslauer Stadtverordneten haben kürzlich 160 000 M. dem Magistrat zur Sanierung des Stadttheaters bewilligt unter der

Voraussetzung, daß Löwe von seinem Posten zurücktritt. Ehe sich die Mäter einer Stadt wie Breslau, in der die Juden leider fast ebenso wie in Berlin die Hauptrollen spielen, zu einem solchen Schritte, der u. moralisch vernichtet, entschließen, muß der Zwang der Verhältnisse unwiderstehlich gewesen sein. Und in der Tat hat u. das Stadttheater auf eine Stufe hinabgeführt, die für die zweitgrößte Stadt Preußens beschämend ist. Aber da u., dessen allzugroße Vorliebe für das Ewig-Weibliche an seiner Bühne in allen Schauspielerkreisen berüchtigt ist, die sämtlichen übrigen Theater Breslaus in seiner Hand vereinigt hat, so wird es ihm vermutlich mit Hilfe des jüdischen Hauptverlegers der dramatischen Literatur in Deutschland, Skwinski in Berlin, gelingen, weiterhin in Breslau den Rahm abzuschöpfen und, hochgeachtet in seinen Kreisen, das Direktionszepter weiter zu schwingen. Wenn nämlich Skwinski nur ihm allein in Breslau das Aufführungsrecht neuer jugkräftiger Stücke zuweist, so muß der Nachfolger u.'s in der Führung des Stadttheaters sich verbluten."

Obel- und Thalia-Theater wurden dann als „*Breslauer Schauspielsbühnen*“ von dem befähigten und vornehmen Dr. Hans Δ Meyer gepachtet, der aber im Kriege die hohen Zahlungen an Löwe nicht leisten konnte und deshalb nach 2 Jahren 1915 (Theater-Courier Nr. 1126) dem Richard Worter weichen mußte.

Loewe, Viktor, Dr., Staatsarchivar, Breslau. *1871 Laurahütte. B: Behördenorganisation unter Friedrich Wilhelm I. (Gps: Schmoller; Krause). Rū 34.

Löwe, William, Theaterdirektor, Berlin. 1914.

Löwe-Calbe, Wilhelm, liberaler Abg., Arzt, Calbe a. d. S. 1814 Magdeburg — 86 Meran. Δ Glagatz: „Das Recht, Abgangszeugnisse zu erteilen, die zum Eintritt in das Heer als Einjährig-Freiwilliger befähigen, wurde den landwirtschaftlichen Mittelschulen verweigert, obwohl es die Handelsschulen ausüben; denn der jüd. Abg. Löwe-Calbe wies überzeugend nach, wie viel mehr Intelligenz und Bildung der Landkommis besitze, und um wieviel besser er sich zum Landwehroffizier eigne als der junge Landwirt.“

48 war u. in Frankfurt demokratischer Vizepräsident, dann in Stuttgart Präsident des Parlaments. Vom Preußischen Ober-Tribunal wegen „Umsturzes des Deutschen Bundes“ zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt und bis 61 flüchtig, schloß er sich endlich in Berlin dem National-B. und der dtschen Fortschrittspartei an, wurde Mgl. des preuß. Abgeordnetenhauses und des Reichstages und *NR* verschiedener *UG*.

Loewen, Eugen, Literat, Ko.

Löwenball von Hohenthal, Graf = Emil Jacob Jonas. Rū 16.

Löwenberg, Schieber, vgl. Ostpreuß. B. 2/9 1918.

Loewenberg, Alfred und Oskar, *NR*, Inh. der Bank G. S. & Co., Berlin. — 4,5 — 0,3. *U* ist *NR*: *UG* für Schriftgießerei und Maschinenbau, Offenbach a. M. 1914.

Loewenberg, Benno/Benjamin, Dr. med. (Nase und Ohren), Paris. 1836 Sonnenburg, Brandenburg — ? 58 nach Frankreich. — Träger eines 3jährigen Preises der Pariser Acad. der Medizin.

Löwenberg, Carl, dtscher Konsul, Vancouver. 1914.

Löwenberg, Erich, *Rfm.*, Berlin, kam 1914 wegen Betruges und Anmaßung eines öffentl. Amtes auf 6 Wochen ins Gefängnis und auf 4 Wochen in Haft.

NRB 26/3: „Wie der Angeklagte angab, war eine Wette die Veranlassung zur Metamorphose zum Referendar. Unter Bekannten war nach seiner Bekundung die Frage angeschnitten, ob es jemanden, der nie studiert hätte, in Berlin gelänge, als Jurist aufzutreten. ... Er trat monatelang an Gerichtsstelle als Referendar und Prozeßbevollmächtigter auf, ohne daß irgend einer nach seiner Legitimation fragte. Als er eines Tages Alten zu dem *NR* v. Brehmer brachte, lernte er diesen kennen, und nachdem er sich als beurlaubter Referendar vorgestellt, der bei einer pleitegegangenen Bank tätig gewesen, wurde er bei ihm juristischer Hilfsarbeiter, der Termine annahm und mit den Mandanten verhandeln mußte. So unterhandelte

er auch mit Friseur Gröger, dessen Fall dem v. Brehmer Unterschlagung, ihm selbst Betrug mit v. B. zur Last legte. Gröger kam mit einer Ehecheidungsklage und zahlte außer 139 *M.* Kostenvorschuß 300 *M.* für Alimentierung, von denen nach sofortiger Zahlung einiger Raten 220 *M.* hinterlegt wurden. Gleich hinterdran wurde dann diese Summe durch Löwenberg abgehoben und verbraucht. Schon 2 Tage nach der Mandatsübertragung durch Gröger verlangte „Dr. jur. Löwenberg“ 250 *M.* Es sei im Interesse seines Prozesses erforderlich, da Fluchtverdacht vorliege, und der andere Anwalt ihnen sonst zuvorkäme. Daraufhin gab der unkundige Gröger auch noch dieses Geld. Während u. behauptete, im Auftrage des v. Br. zu Gröger gegangen zu sein, aber bestritt, solche Erklärungen gegeben zu haben, stellte der erstere entschieden in Abrede, sich etwa mit u. verbunden zu haben, den Gröger zu schröpfen. Von seinem Gelde hat der Friseur jedenfalls nichts wiedergesehen, denn als er, nachdem das Ehepaar sich nach dem Sühnetermin wieder geeinigt hatte, es zurückverlangte, legte ihm u. eine Rechnung vor, laut der er überhaupt nur noch etwa 58 *M.* zu fordern habe. In diese Rechnung waren eingeseht für Prozeß- und Verhandlungsgebühr, ohne daß eine Verhandlung stattgefunden, je 60 *M.*, Pauschschuß 50 *M.*, Gerichtskostenpauschale 82 *M.*, Extrahonorar 75 *M.* u. a. m., so daß sie in Höhe von 437 *M.* abschloß. Danach hätte er von seinen eingezahlten 609 *M.* eigentlich noch ein Guthaben von etwa 170 *M.* gehabt, aber bis zu dem Ausschreiben der Quittung fielen nach den Worten des Vorsitzenden noch etliche 10 *M.* unter den Tisch, so daß diese nur auf 58 *M.* lautete, auf die bis zum 15. April 1914 zu warten er sich überdies noch verpflichten mußte. — Brehmer erhielt 4 Monate Gefängnis.“ *WM*.

Löwenberg, Erich = Eric Charell.

Löwenberg, Jakob, Dr. phil. * 1856 Niederntudorf, bei Baderborn. G: Levi u., Handelsm. // Friedchen Rose. 95 O Jenny, I. v. Meier u. Sara Stern, Siegen, Westf. R: Ernst 96; Richard 98; Annette 02. Erst Volksschullehrer, dann studierte er. Seit 94 Dir. einer höheren Mädchenschule in Hamburg. Er veröffentlichte „Lieder eines Semiten“, „Aus jüdischer Seele“, die Tragödie „Vor dem Feind“ und die Erzählungen „In Gängen und Höhen“, sowie Anthologien. B: Vom goldenen Überfluß, 110. bis 130. Taus.; G. Frenssen; Geheime Miterzieher, 2. U. 08; Dtsche Dichterabende, Lit. Ess.; Stille Helden; Steht auf, ihr lieben Kinderlein, Cp. Gust. Δ Falke, Hamburg 37, Parkallee 29. —

Geißler: „Was seine lyrische Verskunst anlangt, so ist diese kaum hoch zu werten. Er bildet dem Leben kleine Einfälle und Klugheiten nach und hängt ans Ende gerne die Moral. Schlichte Weisen in volksmäßigem Tone haben freundliche Lebensatemperatur und singen das tausendmal Gesungene anspruchlos noch einmal.“

▼*DB*e 1911, 10: „Der Einfluß Villencrons ist unverkennbar, besonders

in dem Gedicht „Jsaak Löwenthal“, aber wer sich so beeinflussen lassen kann, darf darauf stolz sein. Nur eins gefällt mir an dem Dichter nicht. Er setzt sich zuviel auseinander. Die ganze Welt darf nicht als Zeuge angerufen werden, wenn einer, und sei's auch ein Dichter, zwischen Dtschtum und Judentum in seiner Seele Brücken schlägt.“

L.'s Roman „Aus 2 Quellen“, (Egon Fleischel & Co.), der mit seinem wässrigen Titel Dtschlnd und Palästina meint, ist Wahrheit, Erdichtung und Selbstbeschreibung. Der Held, ein jüd. Dorfjunge, wird Schullehrer, wie Löwenberg — stirbt aber an der Cholera und am Antisemitismus grade in Hamburg, wo L. selber als Schuldirektor beides überlebte — sodaß die Wendung der Dichtung als recht undankbar gegen die Stelle empfunden werden konnte, an der er wirkte. Im übrigen macht auch in diesem Roman (vgl. Rich. U. Bermann: Seil!) die allgemeine Aufdringlichkeit Fortschritte. Früher vermied man in Geschichten jüd. Namen und zog ausgetragene teutonische vor, wie „Siegfried von Schreckenstein“ usw. Jetzt spielen nur noch Moses Deenhäusen und andere Hebräer die Hauptrolle.

Aus den Kritiken über die Genossen holte sich der immer wie ein Tiger auf der Lauer liegende jüdische „Zentralverein“ eine heraus.

JdN 7/8 14, Briefkastennotiz: „Daß Antisemitenblätter Leistungen jüdischer Autoren und Künstler anerkennend oder auch nur objektiv besprechen lassen, kommt zuweilen vor. Wir geben auch zu, daß der Ton der in der „Literarischen Wochenschau“ vom 5/5 von Herbert Stegemann in der DZ veröffentlichten Besprechung des von Jakob Löwenberg verfaßten Romans, von dem sonst in dem genannten Blatt üblichen, vorteilhaft absticht. Am Schluß der milden Besprechung zeigt sich aber wieder die antisemitische „Klaue“: „Es begreift sich nicht leicht, daß sich jemand bewußt und grundsätzlich als Angehöriger einer andern Rasse und zugleich als Dtscher fühlen will: und mir scheint hier eigentlich nur der tragische Fall eines Menschen gegeben, der Unmögliches verlangt.“

Löwenberg äußert im Kunstwart 1912 in falscher, irreführender Sentimentalerei: „Ich wanderte im vergangenen Herbst, mich der stillen Schönheit der Landschaft freuend, durch ein kleines Heidedorf von wenigen Häusern, in dem sicherlich nie ein Jude gewohnt, wahrscheinlich nie ein Jude einen Christen gekränkt hat. Da ruft ein Bürschchen von etwa 8 Jahren mir schimpfend nach: „Jud! Jud!“ Aus fröhlichem Sinnen schreck ich auf, und als ich mich umschau, läuft der Kleine davon. — Wie kommt das Kind dazu, mir so grausam wehzutun?

Man ist leicht geneigt, in dem Juden einen andern, einen Fremden zu sehen, einen, der nicht zu seinem Volkstum gehört, obschon wahrlich der Unterschied zwischen einem Norddtschen und Süddtschen in vieler Hinsicht größer ist als zwischen einem norddtschen Juden und einem norddtschen Christen.

Es gibt keinen dtsh-jüdischen Parnaf, ebensowenig wie es einen dtsh-polnischen oder einen dtsh-wendischen gibt. Was in dtsher Sprache an dichterischen Werken geschrieben ist, gehört zur dtshen Literatur oder nicht. Ein Mittel Ding gibt es nicht.

Wir haben uns unser Vaterland unter schweren Kämpfen, mit mehr Blut und Schweiß errungen als unsre Vorfahren ihr gelobtes Land, wir wohnen auf seinem Boden seit mehr denn einem Jahrtausend, für ihn haben unsre Väter auf den Schlachtfeldern geblutet, hier ruhen unsre Toten, und hier ist die Heimat unsrer Seele. Wir sind Dtsche, und wir wollen es bleiben! Wir lieben unser Vaterland mit aller Kraft unsres schwergeprüften Herzens.

Daß wir unserer Väter nicht vergessen, daß wir uns stolz und frei als Juden bekennen, ist selbstverständlich, ist einfache Ehrenpflicht eines anständigen Menschen. Ist doch die Treue die Wurzel der jüd. Geschichte. Die Entwicklung der Menschheit schreitet langsam vorwärts; aber sie schreitet vorwärts. Als Lessing vor etwa 160 Jahren sein kleines Lustspiel „Die Juden“ schrieb, meinte ein Kritiker, der Vorgang des Stückes sei kaum möglich,

denn solch einen anständigen oder edlen Juden, wie darin geschildert würde, gäbe es nicht. 30 Jahre später erschien der Nathan und wurde schon geglaubt. Wenige Jahre später wurde der Leibzoll abgeschafft, den bis dahin jeder Jude zahlen mußte, und endlich vor 100 Jahren erhielten wir die Bürgerrechte. Nach abermals 100 Jahren — wir haben hoffen und warten gelernt — wird es vielleicht keinem einzigen mehr einfallen, zu bezweifeln, daß wir Deutsche sind, wie denn schon heute ungezählte der besten und feinsten Geister es nicht tun. Nur dürfen wir unserer Menschenwürde nichts vergeben, nur müssen wir uns selber als Deutsche fühlen und als Deutsche wirken — trotz alledem!"

Moriz ▼Goldstein entgegnete: „Daß Jakob Löwenberg, allen Deutschen und einigen Juden zum Trotz, die jüdische Nation leugnet, was soll damit bewiesen werden?“

Nationaljudentum ist ein Erlebnis. Es läßt sich freilich nicht beweisen; es läßt sich auch nicht widerlegen. Genug, das Dokument ist da; hundert Dokumente sind da. Das andere wollen wir abwarten und inzwischen unsern Weg weitergehen.“

Löwenberg, Ju., 36, 1800 Strzelno — 93 Berlin, Geograph, Freund und Lobredner A. v. Humboldt's. Er starb im jüd. Altersheim.

Löwenberg, Salomon, Rfm., Stuttgart. Der Württ. Bund für Handel und Gewerbe machte 1906 (DfBl 10/10) bekannt: „Zur Aufklärung! Salomon L. hier, Eßlingerstraße 11, schreibt schon seit Monaten einen Totalausverkauf in Zigarren und Zigaretten zu „Spottpreisen“, „Schleuderpreisen“, „staunend billigen Preisen“ usw. aus. Es sind uns verschiedene dort in letzter Zeit gekaufte Zigarrensorten übergeben worden, die wir einer Kommission von Sachverständigen vorgelegt haben. Sie stellte auf Grund genauer Untersuchung übereinstimmend fest: Von besonders billigen Preisen ist bei den in Frage kommenden Zigarren gar keine Rede. Sie sind in jedem soliden Geschäft mindestens zu denselben Preisen, einzelne sogar billiger, jederzeit zu haben. Wir empfehlen deshalb dem verehrl. Publikum im eigenen Interesse, das Klamagegeschrei des L. mit gebührender Vorsicht aufzunehmen. Wir bemerken weiter, daß wir gegen Salomon L. bzw. E. L. bei der Staatsanwaltschaft Anzeige wegen Vergehens gegen das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes erstatten werden.“

Löwenberg & Co., Bank, Berlin. Inh: Dr. Lewin; Bevollmächtigter Kappaport; Prokurist Montag, — die 1929 (WfB 25/1) nach großen Wechselkäufungen ins Ausland entlamen. (Der Deutsche Staat 26/5.) WfB.

Löwendahl, Richard (Richard Dahl), *1871 Wien. B: Zunahme und Ursachen öffentlicher Unsitlichkeit; Prostitution in Wien; Hoflamarilla und Justiz in Österreich; Plädoyer für eine Mörderin; Heiratschwindler, Ko; Wer ohne Sünde ist; Sadistin, Ko. — S: „Wiener Lit. Zentralbüro“.

Ein L. wurde Juni 1914 Chef des früher so mannhaften, judenfeindlichen „Sing's“ in Wien.

Loewenfeld, Bankhändler, Wien, erschöß — WfB 13/10; N. Fr. Presse 1902; StbgrB 5/1 — den jungen Husarenleutnant v. Soyka im Duell, der ein Wohlgefallen an Frau Loewenfeld gefunden haben sollte. Das Duell erfolgte unter ungewöhnlichen Umständen, laut „Deutsches Volksbl.“: „Am 2/10 begibt sich L. auf die Militärschießstätte und gibt 50 Schüsse aus einer Pistole ab. Sein Begleiter wundert sich über seine Treffsicherheit. Am 6/10 läßt L. den Leutnant Soyka fordern, begibt sich auf die Militärschießstätte und gibt 40 Pistolenschüsse auf eine stehende Scheibe ab. Am 7/10, vormittags 10 Uhr, kauft L. bei der Firma Springer 2 Duellpistolen, steckt eine davon in die Tasche, desgleichen 30 Kugeln und läßt sich die andere Pistole in seine Wohnung schicken. L. begibt sich noch am Vormittag auf die Militärschießstätte und feuert 30 Pistolenschüsse ab. Am Nachmittag kauft L. abermals bei Springer Kugeln für die von ihm am Vormittag gekauften Duellpistolen und feuert am Nachmittag abermals 30 Schüsse auf der Militärschießstätte ab. Am 8/10 findet das Duell statt. Beim ersten Waffengange werden die vom Reitlehrerinstitut beigegebenen Pistolen verwendet. Soykas Pistole versagt, aus Loewenfelds Pistole geht der Schuß ab, ohne zu treffen. Beim 2. Waffengange werden die von L. beigegebenen Pistolen verwendet, und L. schießt Leutnant Soyka nieder. L. erklärt sodann unter Ehrenwort, daß ein unglückseliger Zufall seine Hand im Spiele gehabt haben müsse, denn er habe nie in seinem Leben eine Pistole in der Hand gehabt.“

Die Sache kam vors Gericht. Obgleich die Strafprozeßordnung in einem solchen Falle wegen erhöhten Fluchtverdachts sofortige Verhaftung vorschreibt, zögerte die Behörde und ließ sich durch die Versicherung der Verwandten L.'s, er werde sich binnen 24 Stunden stellen, hinhalten, bis L. über die Grenze war, nachdem er die Wachsamkeit der gutmütigen Polizei eingeschläfert hatte. Später versprach ihm der Justizminister noch freies Geleit und freien Fuß bis zur Hauptverhandlung, inhibierte aber diese, indem er durch ein Gnadengesuch beim Kaiser Straffreiheit des Mörders erreichte, weil die Durchführung des Prozesses allerlei Familienverhältnisse des L. an die Öffentlichkeit gebracht und den Mitgliedern der Familie L. Schimpf und Schande bereitet hätte. Um den Schmutz der Judenschaft zu schonen, wurden Recht und Gesetz des Volkes nicht nur in Österreich mit Füßen getreten.

Loewenfeld, JH, Dr., war Sachwalter des Königs von Preußen, Berlin; vgl. Hammer 1920, 156.

Loewenfeld, Dr., Stadtschulrat, Berlin. — Inform.-Brief 15/6 1929.

Loewenfeld, Alfred von, f. Loewenfeld Julius von.

Loewenfeld, Emmy, Frau, Dr., Landgrafenstr. 10, Berlin, 1912. Kapitalistin des Neuen Theaters. — Wielefeld, B 28.

Loewenfeld, Hans, Dr., Dir: Stadth. u. Th.-Theater. Hamburg, vorher: Oberregisseur der Ber. Leipziger Stadttheater. *1874 Berlin. B: Leonhard Kleber und sein Orgeltabulaturbuch. S: Kulptus, Jauerbühlste. „Eine derbe betriebsame Intelligenz, die sich auf das Geschäft versteht. . . Kompliziertester Theatermann Hamburgs, aber nicht aus innerem Reichtum, sondern aus Verschlagenheit.“ Jacobsohn, Schaubü 13/3 1913.

Loewenfeld, Hans, Dr., Ober-Assistent: Hygientisches Institut, Landsberg a. d. W. — Inform.-Brief 15/5 1930.

Loewenfeld, Henry, Schweizerischer Madchensänger; er wohnte bis 1913 auf dem Weißen Hirsch bei Dresden. Seine „Privatssekretärin“ Marie Elise Porsche, geb. Pierzig, hatte fortgesetzt Objekte für den Süßling zu schaffen, d. h. hübsche Mädchen, die er mißbrauchte und entließ. Erklärte sie eine, die wohl Gnade vor den Augen des jüd. Herrn fände, — so machte Marie Elise ohne Umschweife „Offerten“. Dabei geriet sie mal an die Unrechte. „Ein gebildetes Mädchen erstattete über diesen Antrag Anzeige. Die Erörterungen der Polizei führten zur Verhaftung der „Privatssekretärin“ und zu einer Anklage wegen Kuppelei und Beleidigung sowie falscher Namensnennung. Die Angeklagte soll das „Ge-

schäft“ ungehindert seit 1912 getrieben haben. Nach ihrer Inhaftierung am 6/10 hat die Angeklagte jede Aufnahme von Nahrung verweigert. Sie ist durch den Hungerstreik geschwächt und die Verhandlung kann daher nur mit Mühe durchgeführt werden. Ihr „Herr“ war rechtzeitig nach Paris verschwunden. Er hätte sonst neben ihr wegen Anstiftung zur Stuppelei Platz nehmen müssen. Urteil für Frau Porche: 4 Monate Gefängnis und 2 Wochen Haft.“ *Dresd. Volksz.* 1913.

Und was wurde aus den von diesem Juden geschändeten nichtjüdischen Mädchen?

Löwenfeld, Hermann, Dr. jur. (Menenius, der Jüngere), Gründer, Assessor, Bank Syndikus, schrieb über „Bismarck 1879“ in Nord und Süd und wurde als naher Freund Paul Lindaus, mit diesem am 8/12 81 sogar beim Fürsten eingeladen. B: Recht der Aktiengesellschaften. *Slagau Bdrf.* 237, 472: „Gesehlich erlaubt ist, was gesehlich nicht verboten ist, folgert L. und will damit sagen, „ein Gründer braucht sich nur um das Strafrecht zu kümmern; die Moral geht ihn nichts an.“ Er war ferner Schwiegersohn der berühmten Firma Ströhsfeld & Wolff.

△ **Loewenfeld, Julius** von, Generalmajor, † 1918 Naumburg. Br: Alfred, General, Generaladjutant des Kaisers. *Hgl. Berl. Vol.-Anz.* 9/7 16. Die Familie wird des Namens wegen oft für jüdisch angesehen; sie war aber schon lange da, ehe Fremdbürtige den Namen raubten.

Alfred v. L. war „einer der klügsten und wichtigsten Köpfe der Preussischen Armee. Er wurde „Sally“ genannt, trotzdem er rein arisch war und seine Vorfahren schon 1633 den Reichsadel erhalten hatten. Dieser hübsch klingende Name gab Anlaß zu einer vielerzählten Geschichte. Von einer Feldbienstübung zurück, steht Herr von Loewenfeld einen etwas orientalisches aussehenden Einjährigen müde und kaputt an einem Waldbrand. Strads reitet er auf ihn zu: „Wie heißen Sie denn, Sie Schlapper jüdischer Einjähriger?“ Worauf der Angebrüllte stramm steht und prompt erwidert: Auch Loewenfeld, Euer Excellenz.“ *Gestalten um Hindenburg* 106/7.

Loewenfeld, Leopold, Hofrat, Dr. med. (Nerven), * 1847 München. G: Fabrikant Philipp L. // J. Reh. 80 O Babette Hellmann. R: Filbert, 81; Ju. R., 83; Wilhelmine, 96. B: *Sexualleben und Nervenleiden*, 4. A. 06; *Cheliches Glück; Geniale Geistesstätigkeit mit Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst; Homosexualität und Strafgesetz*, „Über den Nationalcharakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse (Psychopathia gallica) in ihren Beziehungen zum Weltkrieg. Wiesbaden 14. J. F. Bergmann“; *Sexuelle Konstitution und andere Sexualprobleme, Erotik und Sinnlichkeit, Libido als Triebkraft im geistigen Leben, Wiesbaden 11; Dummheit*. — L. gibt mit H. Kurella-Breslau die populär wissenschaftlichen „Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens“ heraus und ist Antialkoholist. — München, Glückstr. 3.

Aus einer Besprechung über Leop. Loewenfeld's Buch „Nationalcharakter

der Franzosen, 1914“, Natur und Gesellschaft, Soziologischer Verlag, Charlottenburg, Mai 15: „Und ferner hätten Sie auch besser den Fall Dreyfus nicht erwähnt. Sie aber, als Gleichgesinnter, widmen der Sache noch einmal 8 Seiten Großoktab —, nachdem der Fall bereits an 15 Jahre in laude Galliae erledigt ist. Wir haben bei uns genug Fälle erlebt, bei deren Rückbetrachtung einem die Haare zu Berge stehen; Fälle, wo brutale Niedertracht, Rechtsverdrehung und Beseitigung unbequemer Mitbürger mittels tüdich angewendeter Paragraphenheere unter serviler Assistenz Ihrer besonders zertifizierten Wissenschaftsjünger offenkundig geworden sind — oder etwa nicht? Als schier jedermann gewahr wurde, welche üble Rolle die jüdische Kapitalmacht in der jüdischen Allermweltspreffe spielte, daß es sich hier um einen Prinzipientampf der jüdischen Klasse handelte, die sich nicht scheute, sogar die ausländische Presse, besonders die englische und belgische (V'ndépendance Belge unter Moriz Kufferath) für ihre Zwecke zu kaufen, wandte sich der bessere Teil von der Dreyfussache entschlossen ab. Im übrigen, ich weiß nicht, ob Dreyfus in einem ähnlichen Falle gegen das „Huis clos“ unserer hochnotpeinlichen Militärbureaokratie obgesiegt haben würde? — — Aber heute sage ich mir, es war eine bodenlose Unberschämtheit, uns in einer innerfranzösischen Angelegenheit so zu ereifern, wie wir es in der Dreyfussache getan. In dem von der deutschen Judenpresse aufgepeitschten und sogar provozierten Eulenburgskandal hatte sich jedenfalls Frankreich eine viel vornehmere Zurückhaltung auferlegt, obschon gesagt werden muß, daß die so beliebte Behandlung der Sache dem deutschen Reichsprestige im Ausland mächtig geschadet hatte. Denn zu guter Letzt erhielten wir dort das Aussehen einer fast- und kraftlosen räudigen Horde.... Schlage sich Juda an seine Brust. Die Leute, die heute etwas zu sagen haben in Frankreich, die Leute in der Presse, im Parlament, im Heer, sind, wie Bergson, Juden, keine gebürtigen Franzosen; sie sind es, die uns

als Hunnen und Barbaren verleumdend, sie sind es auch einzig und allein, die das gemeine Volk in das Blutbad hineingehegt haben, genau so wie bei uns, wo dieselben Rassenabkömmlinge vom Schlage des Hochverräters Dr. Weill in ihrer alleweil freisinnigen Presse Volk und Regierung Deutschlands in den Not zogen, natürlich vor dem Krieg. Sie hängen eben überall den Mantel nach dem Winde . . .“

Löwenfeld Max, Gründer und Mime, Bankhändler, MA der „Sozietätsbrauerei“ und Präses des MA's der Tempelhofer Bau-G., Berlin. — * 1848 Breslau. — G: Rfm. — Magau B 193 (1875): „Die Gründer gaben neulich eine öffentliche Vorstellung [von Dilettanten zum Besten des *Niederwaldendenkmal* im Wallnertheater] und namentlich ein jugendlicher Gründer machte seine Sache höchst effektiv. Die Kinder Israels sind eitel genug, alles können zu wollen, und sie können auch fast alles, d. h. nachahmen, kopieren, ausbeuten, verwerten. Originalität, Erfindungsgabe und wirkliche Schöpferkraft sind ihnen versagt. Das einzige, was sie selber erfunden und aus eigenem Vermögen geschaffen haben, sind die Gründungen. —

Dieser „Künstler“ L. erhielt schon 2 Jahre später wegen Unterschlagung 4 Monate Gefängnis und 1 Jahr Ehrverlust. Gleich danach durfte der Verbrecher mit verlorener Ehre schon wieder als Schauspieler am kgl. Hoftheater in Stuttgart auftreten.

Palm 286: „In Berlin als Bankier etabliert und durch mehrere glückliche Spekulationen in den Milliarden-Jahren bekannt geworden, verwandte er seine freie Zeit mit Leidenschaft fürs Theater, und da der Nachahmungstrieb die elementarste Regung des erwachsenen dramatischen Künstlers ist, gefiel er sich in den verschiedensten Kopien von Berliner und anderen Schauspielern, unter denen der scharf und originell sich abhebende Friedrich Haase ihn am nachhaltigsten fesselte. Er lauschte ihm denn auch in Rollen wie der Harleigh, Thorane, Rocheferrier die ganze Darstellung bis ins leiseste Fältchen mit einer Virtuosität und einer Treue ab, die dem

Nichtkenner die Unterscheidung zwischen Original und Kopie schwer machte. Indem er in Privatreisen, auf Liebhabertheatern Proben dieses seines Talentess [in seinem Solovortrag: „Dtsche Schauspielergrößen“] ablegte, überzeugte er sich von dessen bedeutender Wirkung und faßte wohl aus diesem Grunde mit den Entschluß, der selbständigen Ausübung desselben sein Leben zu weihen. Er fand, eine Ausnahme von der Regel, ein für seine künstlerische Vorschule beinahe glänzendes Engagement an der Hofbühne, das ihm neben verhältnismäßig hoher Gage einen 2monatlichen Urlaub (neben den 2 Monaten Theaterferien) sicherte, den in Gastspielen auszunützen natürlich sein lebhaftes Bestreben blieb. Mit Beginn der Saison 78 bis 79 sollte er eintreten, doch verzögerte sich dies krankheits halber bis zum 6/12 wo er als Königsleutnant seinen Eintritt hielt. Wenige Wochen später folgte sein Dr. Klaus. Er spielte auch diese Rolle nach einem „berühmten Muster“, diesmal vom Wallner-Theater, doch war die Wirkung eine bedeutende. Der günstige Eindruck hielt vor, ja bestärkte sich, so oft Löwenfeld in einer Charge, besonders der komischen Gattung, auftrat. Er packte seine Charakterrollen mit scharfem Messer an und gab ihnen ein festes Gepräge. Ob Original, ob Kopie, darnach wurde nicht viel gefragt: manche meinten mit vollem Recht, eine gute Kopie sei einem schlechten Original vorzuziehen. Das gilt ja so auch in der Malerei. Je mehr indessen Löwenfeld an die großen und ernstesten Aufgaben des Dramas herantrat, versiegte der Born seiner Kräfte. Durch Raffäl, Kombination, Geschick und Geschmeidigkeit suchte er das zu ersetzen, was aus dem freien Naturschätze ihm versagt blieb, und er arbeitete sich dabei eine äußerliche Manier heraus, welche zwar, auf den Brettereffekt klug berechnet und gespannt, bis zu einem gewissen Grade desselben meist gewiß war, aber Tiefe, Wahrheit und tragischer Gewalt entbehrte. . .

Von lebhaftem Ehrgeiz beseelt, außerdem in seiner Entwicklung keineswegs abgeschlossen, suchte er begreiflicherweise nach allen Seiten hin sein Rol-

lengebiet zu erweitern und zu festigen, und sobald er dazu als einen sicheren Schlüssel die Stelle eines Regisseurs oder gar Oberregisseurs erkannt hatte, begann er, nach dieser zu ambieren. Die Hemmungen, auf welche er bei der Verwirklichung dieses Strebens stieß, stellten ihn vor die Entscheidung, mit Ende der laufenden Saison seinen Abschied zu nehmen."

Berl. National-Z. 1880: „Der ehem. Bankier Max Löwenfeld, eine in Berliner gesellschaftlichen Kreisen wohlbekannte Persönlichkeit, welche vor einigen Jahren zur Bühne übergegangen ist, wird demnächst im Königl. Schauspielhaus auf Engagement gastieren.“

Später machte er große Gastspielreisen, auch nach Amerika, und gründete und leitete mit Loewenfeld Raphael 92/3 das „Neue Theater“ in Berlin.

Loewenfeld, Raphael, Dr., Dir: Schillertheater, Berlin. † 1911. G: Neues Theater. Ue: Tolstoi. — 20. Jh., 8/1895: „Schillers Körper würde sich vermulisch im Sarge umdrehen, wenn Schillers Geist auf ihn, wie zu Lebzeiten, bei der Wahrnehmung einwirken könnte, daß Leitung und Geist des Berliner „Schillertheaters“ sich in wohlklingend hebräo-dtscher Sprache mit „Raphael Löwenfeld“ firmiert.“

L. brach 1890 als Kritiker der „Freisinnigen Z.“ einen literarischen Streit mit dem Tolstoiüberseher Dr. Hermann Kostofschny vom Zaun. Dieser gab in seiner Abwehr (AZ 1/2 91) ein Bild von L.'s wissenschaftlichen und sozialen Methoden: „L. griff mich im BZ wegen Streichungen an, die ich in meiner Übersetzung vorgenommen. ... Jeder Übersetzer, der nicht eine bloße Maschine ist (vielleicht ist L. eine?), wird und muß Stellen streichen, die er für das deutsche Publikum nicht passend findet. Wenn L. schon mit dem Brustton der Entrüstung von Kürzungen in Tolstoischen Werken sprechen will, warum wählt er denn dazu nicht die grauenerregende Schmeiðerarbeit, die in der Übersetzung eines der Tolstoischen Kunstwerke, „Anna Karenina“, Verlag von Wilhelm in Berlin, vorliegt? Im russischen Original hat „Anna Karenina“ 1194 große Quartseiten, in der Wilhelmischen Übersetzung aber nur 639! (18 russische Seiten entsprechen beiläufig 16 deutschen.) Ja, Bauer, das ist etwas anderes! 1. macht Raphael L. jetzt mit Wilhelmis Gesäpften, muß ihn also schonen; 2. gibt L. bei Wilhelmis „gesammelte Werke“ Tolstois heraus, und ich hatte den unglücklichen Gedanken, gleichfalls Tolstois gesammelte Werke herauszugeben und L. sogar zuzukommen, und muß folglich in den Augen des Publikums möglichst heruntergerissen werden; 3. beginnt L. seine Ausgabe mit „Aus meinem Leben“, das ich vor kurzem veröffentlichte, wodurch den beiden Herren wieder einige Abonnenten entzogen werden. Mein schriftstellerisches Anstandsgefühl hätte mir nun allerdings verwehrt, in solchem Falle ein Konkurrenzunternehmen zu kritisieren, aber L. scheint es anständig zu finden, nach Marktschreierart für sich die große Paute zu schlagen. Dabei ist er so gnädig, zuzugeben, daß meine Übersetzung gut ist. Wenn ich nur von L. dasselbe sagen könnte! Ich bin ja gern erkenntlich. Erzählungen zu übersetzen, die schon wiederholt von anderen, auch von mir, übersetzt sind, ist keine Kunst; was L. zu leisten imstande ist, ersieht man aber aus dem, was er als Erster übersetzt hat. (Siehe 1. Auflage seiner Übersetzung der Kreuzer-Sonate.) Die Haare stehen einem zu Berg,

wenn man die Leistungen dieses Tolstoiübersetzers ansieht, und den bekannten Ausspruch „Du sollst dein Weib verlassen und mir folgen“ — überseht findet mit: „Verlasse die Gattin und folge mir!“ Und von derartigen Jocos wimmelt es in dem L.'schen Nachwort.“

L. wollte sich 1893 (DZI 19/2) auch auf die Politik werfen und ein „Jüdisches Zentrum“ gründen, was sich aber als überflüssig erwies, da die Macht des Fremdbolles in den vorhandenen Parteien schon groß genug und es ja auch angenehmer war, andere für sich kämpfen zu lassen. — s. E. Thomas 2, 137.

Löwenfeld, Raphael, Dr., schrieb 1893 eine Broschüre „Schutzjuden oder Staatsbürger?“ — „L. war der Typus des nationaldtischen Juden in unserem Sinne, ein Vorkäufer unserer Bewegung, und vieles von dem, was er schrieb, könnte innerhalb der letzten 10 Jahre von einem der Unfrigen geschrieben sein“, rühmt das „Blatt der nationaldtischen Juden“ 1930, 5.

In besagter Schrift mahnt L., auf Angriffe gegen den Talmud nicht einzugehen, weil er doch, veraltet, von niemandem mehr gelesen werde und es deshalb ganz gleichgültig wäre, ob man seine Moral für gut oder schlecht halte. Dabei macht er die Einschüßkung, „ich weiß aus meiner Kenntnis, daß die Moral gut ist“, wagt also nicht, das Heilige Buch ganz abzuleugnen. Jetzt sollten sich die besseren Juden zusammentun, „die nichts gemein mit der unreellen Schar vaterlandsloser Geschäftleute haben, die heute ihre Zelte aufschlagen, um sie morgen wieder abzubrechen, und nur auf den leichten, raschen Gewinn ausgehen — das fluchwürdige Erbe einer Zeit, da man ihre Ahnen ruhelos von Ort zu Ort hakte. Der bessere Teil der deutschen Juden hat keine andere Gemeinschaft mit den Juden anderer Länder, als die des überkommenen Glaubens, wie auch der deutsche Katholik durch das Band der Kirche mit den Katholiken Frankreichs verbunden ist, und wie der deutsche Protestant mit den Protestanten Schwedens in geistiger Verwandtschaft steht. Aber über dieser Glaubenseinheit und vor ihr steht uns, wie unseren katholischen und protestantischen Mitbürgern, das teure Vaterland.“

Stehen wir gebildeten Juden dem Fanatiker der Talmudweisheit näher, als dem aufgeklärten Protestanten, dessen Bildung und Erziehung auch die unfrige ist? Stehen wir dem französischen Juden näher, als dem deutschen Katholiken? Nein!“

Damit hätte es L. geschafft und die Judenfrage gelöst, wenn der Vergleich nicht falsch wäre; denn ein deutscher Protestant wird selbst bei schwedischen Protestanten, die ihm doch rassistisch verwandt sind, seines Bekenntnisses wegen nicht die Förderung erfahren, die ein Jude aus Deutschland unbedingt bei einem Juden in China und umgekehrt, wegen des beiden gemeinsamen, auch im Glauben verankerten Blutes findet. Daß aber der Deutsche und der Schwede so schwer zusammenkommen, trotzdem sie, wie man sagt, der gleichen nordischen Abstammung sind, liegt daran, daß ihr Glaube nicht auch aus dem Blut entstanden, sondern ihnen gewaltsam aufgedrängt ist, und daß dem nordischen Blut in beiden oder in dem einen von ihnen schon zuviel anderes Blut — es braucht nicht immer jüdisches zu sein — zugemengt ist, wodurch das Verständnis erschwert und die helfende Stimme im Blute überdeckt wird.

Der Reformjude L. will nun, wie es im Grunde auch die Zionisten, Reformierten, Talmudiker und sonst was wollen, im Lande bleiben, wo er gerade ist, und gar nicht von seinem Wirtsvolk weg nach Jerusalem wandern, wovon in den jiddischen Neujahrswünschen so viel die Rede ist: „Wo, frage ich, gibt es einen gebildeten Juden in Deutschland, der bereit wäre, sein Bündel zu schnüren und das geliebte Vaterland zu verlassen, für das wir seit Jahrzehnten opferfreudig unsere Kraft und unser Blut eingesetzt haben?“

Er schließt damit, daß man all die irtümligen Behauptungen über die Juden, die Treitschke ein Volk im Volke genannt hätte — geschlossen zurückweisen müsse.

Denn „die Zahl unserer Freunde ist gering, weit geringer als die unserer Feinde. . . Nicht diese Juden sind wir, sondern jüdische Dtsche.“ Diese Stelle war die fruchtbarste und die furchtbarste in dem von den Juden zunächst sehr begrüßten Pamphlet — „sie hätten es immer gesagt“ — weil sie im Umsehen etwas Entschuldigendes zeugte: den „Zentralverein dtscher Staatsbürger jüd. Glaubens“, in dessen Vorstand L. als Schriftführer kam.

Aber es gab bald schlimme Reibereien; L. meinte auch, daß der Verein nicht die Wege ginge, die er ihm weisen wollte, nämlich „eine vaterländische Organisation der nur durch die jüd. Religion verbundenen Dtschen zu werden“ — und schied aus.

Bei Drucklegung waren die Nachforschungen noch nicht abgeschlossen, ob dieser L. mit dem vorigen einwandfrei identisch ist. WM.

Löwenfeld, Samuel, Dr., Ueb., Berlin. Posen 1854. B: Leo v. Bercehl, 77; Wahrheit über der Juden Anteil am Verbrechen. Kf. 10. f. Personengleich mit:

Loewenfeld, Sigismund/Samuel, Dr., Ueb. (dtsche Geschichte), Berlin, † 189(4). Br: Raphael L.

Löwenfeld, Theod., Sozialpolitik, Dr. jur., RA, Honorar-UP, *1848 München. Kf. 34.

Löwengard, gebor. Levi, Dtr: Pshönig, Verfid.-Ges., Frankfurt a. M. Scharff 1871, S. 42.

Löwengard, Hechingen, war der letzte Jude, der im 19. Jh., laut Akten des Gerichts und Stadtschultheißenamtes auf dem Marktplatz der öffentlichen Prügelstrafe anheimfiel, nachdem er das Innere der St. Luzerkirche unflätig beschmutzt und auf eine nicht wiederzugebende Weise verunreinigt hatte.

Löwengard, A., Hamburg. *1848 Hechingen. B: Sachende Erben, Asp.: J. Meyer, Sch.; Moderne Lumpen, Wst. — Kf. 22. WM.

Löwengard, Alfred, Architekt, Hamburg. O Jenny L. Sein Sohn will Maler werden. L.'s Br. war dtscher Konsul in Lyon, der, O „Französin“, 1914 nach Wien flüchtete. WM.

Loewengard, Eduard, dtscher Konsul, Lyon, Frankreich. 1914.

Löwengard, Max (Juda Leon), Rabbi, 18? Württemberg — 76 Basel. B: Jehovah, nicht Moloch Gott der Hebräer. — JG.

Loewengard, Max, früher R: Berl. Signale, Hamburg. *1860 Frankfurt a. M. — B: Nörgeleien in musica; 14 Nothelfer, Libretto. — DJ 13/4 1897: „Sopranist Liebling (Sb) wurde zu 14 Tagen verurteilt, weil er den Musikkritiker Loewengard in öffentlichem Café „romdiehast“ überfallen und geohrfeigt hatte. Hinterher kreifte ein Wegnabigungsgesuch, das als erster der getränkte L. selber unterschrieben hatte.“ Ma: Hamburger Korresp. Lehrer am Konservatorium. Deg. 7. WM.

Löwengardt, S., Fruchtsyrup und Fruchteszenzfabrik, Heilbronn N. 1914.

Löwenhaupt, f. Cohn-Donnah.

Löwenheim, Isidor, Rentier, Pfacher Hausbesitzer, Millionär, Berlin NW 23, Altonaer Str. 13. 1914.

Löwenheim, „das ewig freundliche Spinoza-Gesicht des Redakteurs der „Eisenacher Z.“ lächelte uns — ein Wahrzeichen für den Journalisten — vom Perron entgegen“, zitiert Olagau Rk 135 aus einem ▼ Bericht über den „dtschen Schriftstellertag“ auf der Wartburg 1886.

Löwenheim-Rhön, Elise, *1844 Berlin. B: Ästhetik und Synismus, Entgegnung auf Bishers Mode und Synismus.

Löwenherz, Revolutionär — erhielt 8/6 1850 wegen Anreizung zum Hochverrat und Majestätsbeleidigung 8 Jahre Zuchthaus, Berlin. — Liebermann v. S.'s Volkstaler 1889.

Löwenherz, Fabrikbesitzer, Eisfeld. 1913 Gold-Medaille für Kunst und Wissenschaft vom Herzog von Meiningen. L. war Komiteevorsitzer für die 13 vom Hoftheater Brahm (geb. Abraham?) geleitete Otto-Ludwig-Feier. — UA 1913, 40.

Löwenherz, Dr., Bankhauslersohn, 1913 Vertreter des Ersten Amtsanwalts beim Rgl. Amts-

gericht Berlin-Mitte. — Ein Namensvetter L., O Forstheim, ist Staatsanwalt in Essen a. d. R.

Loewenherz, Jennh, geb. Joseph, Frau, Wwe. des Bankhauslers Alexander L., Berlin. — 3 — 0,18. 1914.

Löwenherz, Johanna (L. Sonderwied), Neuwied. *1857 Rheinbrotl. B: Gertrud, Dr.; Prostitution oder Produktion, Eigentum oder Ehe; Wird die Sozialdem. den Frauen Wort halten? — Kf. 20.

Loewenherz, John N., Bankhausler i. Fa. J. Loewenherz, Universitätsstr. 3, Berlin. Präf. UA: Carl Lindström. UA: Beka Rekord. 1914.

Löwenherz, Josef, Dr., Mgl. des Zentralkomitees der Zionisten Galiziens; O Sophie, L. des David Schönfeld. Präf. UA: „Kredit-Union“, Lemberg. — Die „Welt“ 16/10 1913.

Löwenherz, R., Wwe., Millionärin und Hausbesitzerin, Berlin W 10, Dichtensteinallee 3. 1914.

Löwenherz, Max (Max von der Weser), Amtsger.-R, Rdn. *1853 Lauenförde. B: Rechts- und Verwaltungslexikon; Jose Blätter, Humor. Plaudereien. — Kf. 27.

Loewenherz, Richard, 1868—29, Dr., UP (Wärmekunde), ThSch Charlottenburg.

Löwenherz, Sigismund, Frankfurt a. M. und N. York. StbgrZ 18/2 1890: „Einer der bekanntesten und erfolgreichsten N. Yorker Detektivs, Hr. Charles Heidelberg, weilte in Berlin, um die Vermittlung des amerikanischen Gesandten, Mr. Phelps, in Anspruch zu nehmen. Vor etwa 3 Jahren ging von Frankfurt a. M. aus St. L. nach N. York und etablierte dort unter der Firma Landsberg & Löwenherz ein Leder-Importgeschäft. Der gleichen Firma in Frankfurt stand Compagnon Landsberg vor. Das Geschäft ging glänzend, bis vor einem Jahre Noten auftauchten, auf denen die Namen fingierter Firmen gebraucht waren. Eine Untersuchung ergab, daß die Fälschungen, von L. ausgehend, die Höhe von 9000 Dollars erreichten. Was er mit dem Gelde angefangen, ist unentdeckt geblieben, ebenso was aus dem großen Gewinn des Geschäfts und aus den Warenvorräten geworden — er wurde verhaftet, blieb 4 Tage im Gefängnis und wurde entlassen, weil wohlhabende Verwandte die Summe deden wollten, wenn man ihn laufen lasse. Er verließ Amerika. Sein Partner Landsberg reiste nach N. York, fand aber die Lage, in die Lb. ihn gebracht, so unhaltbar, daß er aus Verzweiflung Selbstmord beging. Es stellte sich heraus, daß man nur den geringeren Teil der Fälschungen von Lb. gekannt hatte, es wurden Betrügereien von 11 000 Dollars, zusammen also 20 000 Dollars oder nahezu 85 000 M. festgestellt. Jetzt waren die Opfer entschlossen, den Fälscher zur Verantwortung zu ziehen. Sobald sie ermittelt, daß er sich wieder in Frankfurt a. M. niedergelassen habe, veranlaßten sie durch das Staatsdepartement in Washington seine Verhaftung, die auch erfolgte; Detektiv Heidelberg war nun herübergekommen, um ihn nach dem Schauplatz seiner Verbrechen zurückzuführen. Und nun bot sich eine neue Schwierigkeit. Lb. war nur 3 Jahre in Amerika, also dort noch nicht naturalisiert, sondern dtscher Staatsangehöriger, — und sein Anwalt protestiert auf diesen Grund hin gegen die Auslieferung. Nach den Berträgen wird das günstigste, was erreicht werden kann, sein, daß in Frankfurt a. M. prozessiert wird. — Lb. weiß genau, was er tut, wenn er die Prozessierung in Dtschld vorzieht. Gerade Fälscher werden in den Ver. St. mit Strenge bestraft. Selbst wenn Notlage vorhanden war und mildernde Umstände vorliegen, wird der Fälscher, der zum ersten Male sündigt, auf viele Jahre ins Zuchthaus geschickt. Lb. würde kaum weniger als 15 Jahre erhalten haben.

Dann aber hat der Gauner, der in Dtschld prozessiert werden will, noch einen andern Grund. Nicht der Staat ist in diesem Falle der Ankläger, sondern der Privatgeschädigte, auf dessen Kosten alles ginge, ebenso wie die Entsendung des Detektivs Heidelberg bereits auf seine Kosten geschah. Soll es zum Prozesse kommen, so sind kommissarische Verhandlungen in Amerika oder die Reise der Zeugen hierher notwendig. Beides verschlingt Summen, dabei bleibt die Hauptfrage der Feststellung der Identität des Verhafteten noch offen. Sie ist nur

durch persönliche Konfrontation möglich. Das weiß der Verhaftete und rechnet damit, daß der Geschädigte in N. York kaum Lust haben wird, seinem schweren Verlust noch weitere hinzuzufügen. Ein ausgeheimer Betrüger kann unter den bestehenden Verträgen am Ende straflos ausgehen, und mit Raffinement weiß jüdische Schlaubeit die internationalen Verhältnisse für ihre Gaunerereien auszubenten."

Löwensohn, Bernard, Menschenfreund, „Mustervorsteher einer isr. Dorfgemeinde“, wie J. Reich im „Grenztempel ungar. Israeliten“ erzählt. 1795—49 Somogy. „Sein Stiefvater, Hirsch Dukas aus Lengyelstött, ein starr-orthodoxer Mann, wurde für ihn einer der besten, aber auch strengsten Talmudlehrer der Umgegend. L. wanderte nach Preshburg, dem Melka der derzeitigen Talmudjünger, fand Gelegenheit, sich mit den Klassikern der heimatischen Literatur vertraut zu machen, während Rants „Kritik der reinen Vernunft“ „seine jugendliche Seele mit unwiderstehlicher Zauber Macht zur Weltliteratur der Nation von Denkern und Kritikern hinstieg.“ 13 lehrte er als gründlicher „Ungar und Dtscher“ zurück und heiratete seine Stieffchwester Hanna. Herder blieb sein Lieblingschriftsteller. — L. rief in Lengyelstött in segensreicher Tätigkeit für die Juden seiner Gegend alles Mögliche ins Leben: Gemeinde, Schulen, auch ein Spital, hatte aber schließlich unter Neid und Anfechtung seitens hämischer Gemeindeglieder, bis zu Prozessen, schwer zu leiden.

„Wenn nur der Fortbestand der „Institute“ durch meinen Tod nicht gefährdet wäre! rief er auf dem Sterbebette in wehmütvoller Besorgnis aus — und als sein Schwager Dr. Grünhut seine kalte Hand fassend ihm die heilige Versicherung gab: der verwaisten Gemeinde und deren Humanitätsanstalten im Geiste ihres Gründers aus allen Kräften fördernd beistehen zu wollen, schwebte eine sanfte Entzückung über seine starren Lippen und er hauchte seine fromme Seele aus!“

Löwensohn, G., Fürth (Bayern), Sommerstr. 16. Verlag seit 1863. Inh: Th. Löwensohn (Millionär), A. Rosenfelder und Gustav Löwensohn.

Löwensohn, Ju., 1820 Schwerin — 9(2) Berlin, Porträtminiaturist. DWe 14, 4.

Loewensohn, L., Theater- und Konzertagentur, Berlin. 1914.

Löwenstamm, Isaac, Wurstfabrikant. DBl 25/10 1905: „150 Zentner Pferdenurst wurden in Berlin beschlagnahmt. Aus dem Rheinland war mitgeteilt, daß L. dorthin verdächtige Sendungen geliefert habe. Die Kriminalpolizei ließ durch einen Veterinärarzt den Vertrieb L.'s, in dem elektrische Kraft benutzt wird, prüfen und fand, daß er ausschließlich Pferdefleisch verarbeitete, obgleich davon in seinen Ankündigungen und Angeboten nichts gesagt wird. Er lieferte hauptsächlich nach der Provinz und stellte auch Massenwaren her. Sein billiges Angebot hatte er u. a. auch an 70 Militärantennenverwaltungen gerichtet. Hoffentlich bringt die Untersuchung Licht über etwaige Geschäftsverbindungen des L. mit billigen Warenhäusern.“

Löwenstamm, Salo, Rfm., Berlin. Zeitschrift „Schuhmarkt“, Frankfurt 24/7 1913: „S. Löwenstamm, *1860, Inhaber von etwa 10—12 Filialen, kam, wie die „Pirm. Z.“ schreibt, Mai 1910 nach Pirmasens und kaufte für mehrere 1000 M. Schuhe. Als es ans Bezahlen gehen sollte, machte er den Fabrikanten vor, das Geld sei ihm infolge größerer Einkäufe ausgegangen, er gäbe ihnen aber Akzente, die so gut sein sollten, wie die des Bankiers Schneider. Er, L., arbeite nur mit großen Firmen. Dabei zeigte er Rechnungen von größeren Firmen. Ferner schwindelte er, er beteilige sich mit 1/2 Million bei der Schuhfabrik Christian Kaufmann in Offenbach a. M. Durch diese Angaben ließen sich Fabrikanten bewegen, dem L. Waren zu verabsorgen. Nachdem von den Akzepten eins eingelöst worden war, wurde Ende Juli 10 der Konkurs über Löwenstamm verhängt; Passiva: 180 000 M.; in der Masse: 16 1/4%.“ L. wurde zu 3 Monaten Gefängnis und in die Kosten verurteilt.

Löwenstein (sprich: Löwenstien), große amerikanische Firma auf Manilla. 20. Jh.

Löwenstein, sozialdem. Landtagsabg. Nürnberg. — Münch. Neueste N., 7/10 1897.

Löwenstein, Dir., Röderbergweg 182, Frankfurt a. M. Geschäftsf.: Ausstellungs- und Festhallen. 1914.

Löwenstein, Bank: Damm & L., Erfurt. 1912 Selbstmord, nachdem er durch seine Peite unsagbares Elend über Thüringen gebracht. L., von Pfarrer Leib (†) in der Barfüßerkirche 90 (DBl 7/12) getauft, war evangelischer Kirchenvorstand u. Freimaurer. — Der Zusammenbruch dieses Juden führte, da ihm ein zu großer Kredit bewilligt war, auch den Konkurs der katholischen Spar- und Darlehnskasse St. Joseph, Erfurt, herbei. Viele kath. Bauern kommen dadurch um das Ihrige; die Juden nutzen nun deren Notlage, kaufen ihr Land billig auf und verkaufen es in kleinen Teilen. So kommen L.'s Laten noch seiner Kasse zugute. DBl 26/4 1913. — Die Söhne L.'s heißen jetzt „Lassen“; aus Erfurt verjagen, wohin?

Löwenstein, Dr., Stadtschulrat, Sozialdemokrat, Hefzer, Freidenker, Mosaisk, Berlin-Neukölln, — erklärte auf einer Pfingsttagung in Dresden: „Die Aufgabe der Schule ist es heute, dem Kinde bereits in der Schule das Bewußtsein seiner großen Aufgabe zu geben, die seiner im Klassenkampf gegen das Bürgertum harret. Man redet jetzt viel von Volksversöhnung und Volksgemeinschaft, man sollte diese zwei Worte in der Schule am besten nicht gebrauchen; tragen sie doch allzu leicht dazu bei, die Gegensätze zu vertuschen und das Kampffeld zu verschleiern. Darum gilt es, diese beiden Worte streng zu meiden, die zwei der gefährlichsten Optate sind, die von bürgerlicher Seite der Arbeiterschaft erreicht werden. Es gibt keine Volksgemeinschaft und keine Volksversöhnung zwischen dem deutschen Bürgertum und der deutschen Arbeiterschaft, diese unerbittlich feststehende Tatsache muß dem Kinde mit aller Macht von früh auf eingehämmert werden!“ ... DBl 11/6 1929.

Wir zitieren andre L.'sche Aussprüche: „Gott ist als Ausfluß der sozialen Schichtung nur eine ins Unendliche projizierte kapitalistische Gewalt.“ Von einem 12jährigen Schüler einer „Aufbauschule“ in Neukölln wurde in einem Aufsatz „Meine Stellung zum Gottesglauben“ diese Lehre in die Worte gekleidet: „Gott ist eine Phantastie, die man nicht austrotten kann, solange die Menschen noch Knechte sind“ oder wie sich ein anderer Schüler ausdrückte: „Die Religion ist eine Erfindung zur Verdummung der Menschen.“

In der gleichen „Aufbauschule“ wurde an die Kinder ein Flugblatt verteilt: „Fort mit den Pfaffen! Fragt alle eure Lehrer danach, ob sie aus der Kirche ausgetreten sind! Verlangt von euren Lehrern, daß sie mit euch die „Internationale“ oder „Die rote Garde“ üben! Fort mit allen patriotischen Liedern und Geschichten! Wir wollen lernen von unsern großen Führern Lenin, Liebknecht und Luxemburg!“ DZ 27/8 27.

„Über die Festvorbereitungen zum sogenannten Verfassungstage, so schreibt der „Stahlhelm“, fidern immer mehr Nachrichten in die deutsche Öffentlichkeit. Es muß fürwahr ein herrliches Fest werden. Als treffendste Ehrung des heutigen Systems muß man zweifellos den Redewettstreit der höheren Schüler betrachten. Denn gibt es etwas, was dieses System des Parlamentarismus besser symbolisieren könnte als eine Schar von Schülern, die in geschwollenen Phrasen nach dem Munde ihrer republikanischen Preisrichter reden müssen, um sich eine gute Note und Aussicht auf schnelles Fortkommen zu sichern! Ein ähnlich guter Gedanke ist bisher nur dem Neuköllner Schulrat Dr. Löwenstein gekommen, der seinen Schülern über die Ferien aufgegeben hat, drei Folioseiten auf „kindlich“ zurechtgemachte Verfassung auswendig zu lernen. Am 11. August soll dann durch Schülerpredchöre dieses blödsinnige Zeug vorgetragen werden. Dann wird man Berliner Jungen und Mädchen u. a. folgendes plärren hören:

Das Deutsche Reich ist eine Republik!

Ist eine Republik!!!

Wir sind Republikaner?

Wir sind — Republikaner!!!

Die Reichsfarben sind schwarzrotgold!
Schwarzrotgold!!!
Blut in den Seelen und hinter den Stirnen!
Sturm in allen Herzen und Hirnen!
Über uns wogt es weit und rollt
Schwarzrotgold!

Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.
Hallo, wir sind das Volk!
Wir sind der Staat!
Demokratie — Volksgemeinschaft!
Republik — Volksstaat!
Besinnung! Wille! Tat!

Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich!
Millionär, Bettler, Fürst, Landarbeiter,
alle gleich — vor dem Gesetz?
Das deutsche Volk hat dieses in seiner Verfassung
niedergelegt.

Besonders schön, ja geradezu dichterisch, finden wir den Ausruf: „Hallo, wir sind das Volk!“ und das Bild von der „Blut hinter den Stirnen“. Etwas Ähnliches hatten wir bei verschiedenen Patentrepublikanern schon lange vermutet.“ *Mitteld. Z.* Nr. 169; 21/7 29.

Löwenstein, Papst, s. Anaclet II., und Pierleone.

Löwenstein, Hohenzollern, — beschwerte sich an der Sparrasse ebenda über den schon 17 Jahre im Amt befindlichen Kaffierer und Nationalsozialisten Helmiß; er wolle sich nicht von ihm bedienen lassen! Darauf wurde Helmiß umgehend in eine andere Abteilung strafverlegt. *Deutscher Staat* 12/10 1930.

Löwenstein, Viehhändler, Heffisch-Oldendorf, schlug nachts 29—30/5 1930 den nat.-soz. S.-A.-Mann Hellpott beim Verlassen des Cafés Kropp in Hameln hinterwärts zu Boden. W. erlitt schwere Verletzungen am Kopfe und wurde, als er hilflos dalag, von L. auch noch am Halbe gewürgt. W.'s weiter Mantel wies im Rücken 4 durch einen scharfen Gegenstand herbeigeführte Löcher auf. Nur weil sich die Stiche darin fingen, ist W. nicht zum Krüppel gestochen. Ihm fehlte auch Uhr und Ring. Die Uhr wurde später von Löwenstein in das Café zurückgebracht. Die Hameler Polizei hielt es „der Gefährlichkeit wegen“ nicht für nötig, der Presse zu berichten, aber beschlagnahmte ein Flugblatt. — Die „dtischen Staatsbürger jüd. Glaubens in Hameln“ fühlten sich dann nicht mehr sicher und ließen sich von Polizeibeamten nach Hause begleiten. *WB* 14/6 1930.

Löwenstein, A., Maler, Berlin. — Ko.

Löwenstein, Ad., erhielt 1898 (DfBl 1/12, 13/4 99) wegen Wucher an Offizieren und wegen Erpressung in Hannover 2½ Jahr Gefängnis und 3000 Mark Strafe. Sein Verteidiger nannte ihn einen „schmierigen Judenjungen“. Vor Gericht führte L. „während der 2tägigen Verhandlung mit eiserner Konsequenz eine Komödie auf. Schon gleich nach seiner Verhaftung spielte er den Berrückten, so daß man ihn wochenlang in der Irrenanstalt zu Hildesheim beobachtete. Man durchschaute ihn aber bald, und mit erfrischender Deutlichkeit machten die Ärzte vor Gericht ihre Aussagen. L. wollte aber mit Gewalt verrückt sein. Während der Verhandlung brüllte, hustete, fluchte, tobte und winselte er mit einer Ausdauer, daß ihn der Richter wiederholt abführen lassen mußte, da ein ruhiges Durchführen der Verhandlung sonst unmöglich gewesen wäre. Beinahe erhielt der Jude eine 3tägige Haftstrafe wegen Ungebühr vor Gericht und doch war er nicht „klein“ zu kriegen. Wie oft mögen Richter und Staatsanwalt bedauert haben, daß Prügelstrafe nur ein Disziplinarmittel der Gefängnisse ist. Im Gefängnisse wurde L. endlich zahm.“ — Er erhielt in Berlin später noch mehrere Monate dazu, durfte aber in der Reichshauptstadt bleiben, weil sich dort „eine Abteilung für jüdische Gefangene“ befindet, wo diese rituell belästigt werden.

Loewenstein, Adolf, „dtischer Arzt und Humorist isr. Abkunft“, *De, GSR*; 1810 bis 19/1 82 Berlin. Er wurde auf einem Kommerz als Buchhändler vom Tod ereilt, als er beim „Semester-Salamander“ nach Mitternacht die Jugend mit begeisterten Worten ermahnt hatte,

ihre Liebe für Vaterland, Ehre und Freiheit zu wahren. Er stand im 106. Semester“, *▼De.* 9, 110.

Loewenstein, Adolph, Dir. und Vorstandsmgl.: Dtsche Verlagsanstalt, Stuttgart; er leitet die Dtsche Verlagsanstalt, Berlin. 1915. Wohnung: Helmstedter Str. 4, Wilmersdorf.

Der Vortragsreisende Dr. Curt Δ Boed, jetzt Rorschacherberg, Schweiz, in einem Rundschreiben, *Dt.* 1915: „... Dir. Loewenstein der „Dtschen Verlagsanstalt Stuttgart“ hat mir mit „überlegener Intelligenz“ von den über 27 100 M., die für meine „Jüdischen Gletscherfahrten“ eingenommen wurden, noch keine 74 M. als Entgelt für meine Leistung, den Einfluß meines Vermögens und Lebens, heraus„kalkuliert“. ... Seit 15 Jahren kämpfe ich um den mir zukommenden Gewinnanteil von 5000 M. Ende November d. J. kommt meine Klage zum dritten Male vors Reichsgericht, das diesen schmählichen Täuschungsversuch der mit 12 Millionen „arbeitenden“ Bellagten bereits als „gegen Treu und Glauben“ verstoßend gebrandmarkt hat, was freilich die in weiland Süß-Dppenheimers Residenz waltende Justiz wenig zu kümmern scheint. Und doch durfte der Ladenpreis des Buches nie auf 10 M. „kalkuliert“ werden, wenn die von der Einnahme abzuziehenden Herstellungskosten der Auflage (5000) tatsächlich über 26 800 Mark betragen hätten, wie Loewenstein jetzt vorgibt, statt der früher auf 10 000 M. bezifferten Höchstkosten, die auch von meinen Sachverständigen als wahrscheinlich erkannt sind, wonach ich eben (als Drittel des Überschußes) mindestens 5000 M. zu beanspruchen habe. Nebenbei läßt es Ehren-Loewenstein an Verleumdung nicht fehlen.“ *WM.*

Löwenstein, Alfred, Finanzier, Beherrscher des Kunstseide- und Elektro-Marktes, Börsenfürst Europas und Amerikas, belgischer Heereslieferant, Haus- und Palastbesitzer in Brüssel, Paris, London und Biarritz, Rennstall- und Flugflottenbesitzer, — Schloß Melton Mowbray, Leicestershire, England, 1877 Brüssel — 28. \mathcal{G} : Kleiner Bankier aus Deutschland. — L. stürzte Juli 28 über dem Armeikanal aus seinem Flugzeug. *Erfurter Allg. Z.* (Deutsches Schrifttum 1928, Nr. 9): „Spekulationen mit kanadischen und brasilianischen Papieren brachten ihm ein großes Vermögen, das im Kriege durch seine Tätigkeit als Heereslieferant für Belgien in London bedeutend vermehrt wurde. L. war u. a. Hauptaktionär eines der größten hydroelektrischen Unternehmen, der „Traction, Light and Power Co.“ in Barcelona. Sept. 26 hatte L. den belgischen und französischen Franken stabilisieren und dazu dem belgischen Staat 10 000 000 Pf., Frankreich 20 000 000 zu 2% auf 2 Jahre geben wollen. Da die belgische Regierung in Noten zu 225 Frank je Pfund bezahlen sollte, L. aber jederzeit seine Pfunde zum Kurs von 175 zurückkaufen konnte, hätte er bei diesem Geschäft 500 000 000 Frank Reingewinn eingesteckt. Das An-

gebot wurde abgelehnt.“ Die soz. Presse schrieb (Δ Vorwärts, 2. August Nr. 28): „Auf seinen Reisen begleiten ihn 40 Sekretäre; weil er einen Hotelportier verprügelt hat, läßt er sich durch den teuersten Pariser Anwalt verteidigen. Er errichtet eine Finanzgesellschaft nach der andern. Kunstseide und Elektrizität sind die „Arbeitsgebiete“ seiner „International Holding und Investment Company“ und der „Hydro-Electric Securities Corporation.“ An den Börsen handelt man seine Papiere; seine Presse setzt auf Befehl den Wert eines Papiers herunter, so daß er billig kaufen kann, wie sie aber auch den Wert seiner eigenen Papiere übertreibt, damit er sie zu hohen Gewinnen verkauft. Er, der von Elektrizität nichts versteht und Kunstseide nicht von Seide unterscheiden kann, wird durch sie so reich, daß man sein Vermögen auf mehrere 100 Millionen schätzt, die ihm den Luxus eines krankhaften Verschwenders gestatten. L. fühlt sich als Organisator der Weltwirtschaft und läßt sich „genial“ nennen. Er versteht es, die Mächtigen dieser Erde an seinen Freibeuterzügen zu interessieren, sorgt aber dafür, daß auch für den vermögensgierigen Kleinbürger etwas abfällt. Daß all seine geschäftige Räuberei, sein Herumrasen von Kontinent zu Kontinent mit Wirtschaft und Organisation nichts zu tun hat, daß dieser Mensch ein ungeheurer Schädling wurde, das sehen sie nicht.“ —

WB 26/4 28: „L.'s International Holding Co. war mit 45 Millionen Dollar an den Kunstseideunternehmungen der Welt beteiligt, u. a. mit 14% an Ber. Glanzstoff AG Elberfeld, mit 10 $\frac{1}{4}$ % an der Bemberg AG Barmen. In Frankreich plante er eine neue Gesellschaft für Kunstseide mit 219 Millionen Frank Kapital zur Verdoppelung seines Besitzes.“ — In Amerika hatte sich L. (WB 28/7) durch verzwickte Transaktionen eine einflußreiche Stellung in den Elektrogesellschaften gesichert. Erste Mißerfolge wurden mit Hilfe eines amerikanischen Unternehmers im Stil der alten Eisenbahnkönige, Farquhar, überwunden. Zum Dank dafür legte L. dem in die Hände der internationalen Finanz geratenen F. die Krawatte um

den Hals. Nachdem F. durch die Frankfurter Bank Speyer „saniert“ war — wie Stinnes durch Goldschmidt — und jede Verfügung über sein Eigentum verloren hatte, erwarb L. von ihm mit Riesengewinn die brasilianischen Elektrowerke.

WB 8/7 28: L.'s Ziel war Vertrustung der Wasserkraft- und Elektrowerke. März 26 gründete er dazu die Sidro [Société Internationale d'Energie Hydro-Electrique] in Brüssel, die die sich über die ganze Welt ausdehnenden Verhandlungen führte; auch die deutsche Elektroindustrie sollte einbezogen werden. L. bediente sich dabei des ehem. französischen Handelsministers Loucheur (!) (sd) als Mittelsmann, der Anfang 27 die Fusion in Deutschland vorbereitete. Der große Plan mißlang vorläufig. Ein weiteres Ziel war die Vertrustung der mitteleuropäischen Bahnen, zunächst der tschechischen und österreichischen. L.'s Hintermann für diesen militärischen und politischen, in Wien und Prag schon verhandelten Plan, war Schneider-Creuzot's, „Union Européenne industrielle et Financière“, Paris. Die Verpachtung der tschechischen Bahnen an die Löwensteingruppe hätte die Kontrolle der dortigen Kriegsindustrie und Bahnen in französischen Händen vereinigt, die Einbeziehung der österreichischen Bahnen aber diese unter französische Verfügungen stellen können. Ferner besteht zwischen der Union Européenne und der Niederösterreichischen Escompte eine auf gemeinsame Behandlung industrieller Geschäfte in Osterreich und auf dem Balkan gerichtete Interessengemeinschaft. Die Escompte-Ges. ist die der sozialdem. Partei befreundete Bank, während die Bodenkreditanstalt, in der wieder ein Mittelsmann Schneiders sitzt, mit der Koalition Beziehungen hat. Dieser hochpolitische Plan, der von dem Judentum von langer Hand vorbereitet, durch L. verwirklicht werden sollte, ist durch L.'s Tod nur aufgeschoben, wie die andern „undurchsichtigen“ Börsenmanöver mit politischem Hintergrund dieses geheimnisvollen Finanzfürsten, der in jeder Hauptstadt einen Botschafter und eine Armee von Agenten ständig unterwegs

hatte. Da L.'s Leiche nur an Uhrarmband und Gebiß identifiziert wurde (WB 12/7), glauben viele nicht an seinen Tod, sondern an einen Bluff. Weder Selbstmord noch Unglücksfall sind erklärlich. Fehlgeschlagene Finanzpläne tasteten das Vermögen nicht wesentlich an, das bei seinem Tode 10 Millionen Pfund (200 Mill. M.) betrug (WB 2/8). Der Kurswert des Portefeuilles der Internationalen Holding war (WB 28/7) 54,34 Millionen Dollar. Die Todesnachricht rief (WB 7/7) an der Londoner Börse solche Aufregung hervor, daß der Betrieb $\frac{1}{4}$ Stunde ruhte. Die Aktien der von L. kontrollierten Gesellschaften fielen über 70 Punkte, ein Gesamtverlust auf dem Markt von 600 Millionen! Wochenlang beschäftigte sich die Presse mit L.'s Ende, erzählte die rührsame Geschichte seiner aus Amerika 1. Klasse mitgebrachten Privatsekretärin *Dorothy*, die nun 3. Klasse zurückfahren mußte, ferner einer Pariser Tänzerin, die sich nach seinem Absturz das Leben nahm (Wahrheit 28/9) und eines Einzuges des „fliegenden Millionärs“ in N. York. (Hallische Nachr.): „17 Personen begleiten L., darunter 4 Freunde, die nur von seinen Geldern leben, Detektive, Sekretäre und 2 Geliebte. 12 Luxuslabinnen waren für den Stab, 3 für Gepäckstücke belegt. Die Kosten betrugen 4000 Pfund! In N. York fuhr die Gesellschaft auf eigenen Luxuslimousinen von Bord durch die abgesperrten Straßen, wobei L. an die Spalier bildenden Einwohner Kästen teuerster Pralinen verteilte.“ —

WB 28/8: „Vor Finanztransaktionen befragte L. in spiritistischen Sitzungen die Geister, namentlich durch das Medium *Balantine* in London. Zirkel erhielten von ihm reichlich Geld. In Paris erschien ihm ein sich als L.'s Schutzgeist ausgebender Geist „*Phlogiston*“, der den Jargon der polnischen und russischen Juden in Frankreich sprach. Der ungebildete L. wußte natürlich nicht, daß *Phlogiston* der wissenschaftliche Name für Sauerstoff war.“ Toll überschlug sich ein Jude unter dem Decknamen *Dortu*, ▼Vorwärts 14/8: „L. beherrschte mit kühnem Mute, Trotz und Hohnlachen (!) die Bör-

sen in London, Brüssel und Paris. Er war der König der europäischen Kunstseide, der Herzog der spanisch-amerikanischen Elektrizitätswerke. Ein Komet am nächtlichen Himmel des funkelnden Goldes... Viele spinnen um seinen Tod schon die Sage wie um den toten Kaiser vom Rhyffhäuser (!): er kommt zurück in sein Börsenreich, ins Reich der Aktienwälder, der König der Kunstseide ist nicht tot, laßt euch nicht düpieren. „L. als Kriegsgewinnler: L. fühlt sich als Belgier gegen Deutschland. Wird er kämpfen? Ach was — Unsinn. Er will kein Blut, will Geld. Gegen Dtschlnd, ja: aber Geschäft dabei machen. Töten? Nein, das überlassen wir dem „Musketenpöbel“, der muß schießen, wie wir Herren kommandieren!... Er organisiert mit britischen Finanzgrößen alle Wirtschaftskräfte gegen die „Barbaren“ und wird schwer reich. Der Krieg war für die Hochfinanz ein glänzendes Geschäft.“ Diese Hymne eines Kaffeegenossen auf den „Kaiser und König“ erlaubt den Schluß zu, daß L. einer der 300 Männer war und vielleicht noch ist. Die Verwaltung der Aktien-Erbenschaft durch das Konsortium *Schroeder-Szarbasy* und die Verhandlungen der Berliner Firma *Schlesinger-Trier, Lazard Speyer Ellissen* um L.'s Aktienpakete (WB 2/8) sprechen für L.'s planmäßige Arbeit als Führer des Geldjudentums, die von seinen Nachfolgern fortgesetzt wird. Daß er sich mit seinem Kaffeegenossen und Kunstseidekonkurrenten *Drehfus* nicht vertragen konnte (WB 28/7), war wohl nur Spiegelfechtereier für die *Gojim*, denen, wenn sie weiter schlafen, die Verwirklichung der Pläne dieses „Kaisers und Königs“ nicht erspart bleiben wird.

Diese Hymne des ▼Vorwärts auf L. ist nicht zufällig. Die gesamte Presse der Linken konnte den L. nicht genug loben. Allen voran die sozialdemokratischen Blätter, die doch eigentlich den Kapitalisten, den Arbeiterfeind- und -ausbeuter L. in Grund und Boden hinein hätten verdammen müssen, sie beugten sich ebenso wie 1922 beim Tode des ungekrönten jüd. Königs *W. Rathenau* vor der Allmacht der internationalen Hochfinanz. Wenn ein kleiner arischer Fabrikbesitzer stirbt, so bekommt er sicher-

lich von der örtlichen sozialdem. Presse einen Nachruf, in dem Ausbeuter und Arbeiterhinder noch die harmlosesten Bezeichnungen sind. Stirbt aber ein wirklicher Arbeiter- und Völkerausbeuter, d. h. also, stirbt ein Großer in Israel, dann erstirbt die ganze sozialdem. Presse in Ehrfurcht und Hochachtung vor einem solchen Börsenfürsten. Das über L. vorliegende Material bedarf noch eingehender Prüfung (s. daher Nachtrag).

L. ist übrigens literarisch in Paul Gurks Roman: „Balang“ (Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1930) verarbeitet.

„Hinter der Maske des Balang steckt der Magnat Baron Löwenstein, der noch immer seine Todesursache im Dunklen hält. 1912 begann wohl die große Popularität Löwensteins über die ganze Erde sich zu verbreiten, und während er noch Minen, Kohlen u. a. m. handelte, kam ein neuer großartiger Produktionszweig hinzu. Wie es Löwensteins Art war, packte er jede Sache gleich von der Seite an, die ihm von vornherein größte Gewinne zusicherte, und so konnte er natürlich auch als „König der Kunstseide“ seinen Profit einheimen. Der Dichter läßt ihn vom Anfang bis zum Ende als Faktor der hypermateriellen Zeit erstehen, aber eines Todes sterben, den man vielleicht bei einem Philosophen begreifen könnte, nämlich den, daß Balang-Löwenstein einem kleinen Heraklit-Heftchen nachheilt, das in der Luft verschwindet. Wie kann man diesen Belgier, der überall und nirgends beheimatet war, nur weil er ein Genie in der Industrie war, so absurd unsympathisch hinstellen, ihn und sein bißchen Umgebung?“ **BT** 11/11 1930.

Löwenstein, Anny, *1871 Berlin. — Eigenes Unterzeichensatelier für Zeichnen, Malen, Radieren, Berlin. Deg. 6; Hirsch 65.

Löwenstein, Arnold, Dr., Uo (Augen) Prag. 1915.

Löwenstein, Arthur, Schüler G. Mahler's (f), Kapellmeister und Komponist, *1890 Wien, Solo- und Ballettkorrepetitor der Volksoper, später in Düsseldorf. B: für Orchester und für Klavier, und Lieder. Er leitete Konzerte des Tonkünstlervereins. Seine „Elfriede“, symphonische Dichtung, uraufgeführt in Düsseldorf, 1914.

Löwenstein, Bernhard, Rabbi, 1821 Meseritz — 89 Lemberg, wo er seit 64 amtierte. B: Jüdische Klänge, Ged. in jüdischem Geiste, Brünn 62.

Löwenstein, Bruno, Dr., GRN, Kassel, Prinzenstr. 21. O Lucy Kadel (1868—17). K: 1. Maria-Charlotte; 2.

Margot. Schwestern der Kadel: 1. Charlotte, O Gustav von Balthar Eslerfen. 2. Erna, O Böh.

Löwenstein, Desider, Deserteur. Wahrheit 10/3 23: „Eine Skandalaffäre erregte die Budapester Gesellschaft und schuf den Stoff zu einer Komödie, die ihres Helden wegen viel besprochen wird. Der Held? Herr Oberleutnant und f. u. l. Rämmerer von Lengyel-Mariaffy, ausgezeichnet mit allen militärischen Dekorationen von der Eisernen Krone bis zur Goldenen Offiziers-Tapferkeitsmedaille, ein vornehmer Mann von bestem Reumund. Kein Wunder, daß er eine reiche Frau, die junge Tochter eines Budapester Millionärs, heimführen und deshalb mit Eleganz alle Hindernisse dieses Lebens nehmen konnte. Da passiert ein fürchterliches Unglück. Ausgerechnet in unserer Lesern bereits „rühmlichst“ bekannten Tänzerin Anita Werber benimmt sich der Herr Oberleutnant und f. u. l. Rämmerer bei einem Besuch des Hotels Ritz zu Budapest so sehr daneben, daß man ihn zum Garnisonkommando schaffen lassen muß. Und da passiert's nun durch einen bösen Zufall, daß Herr von Lengyel-Mariaffy einen alten Bekannten trifft, der den Wachtleuten des Platzkommandos — sehr gegen den Willen des Herrn Oberleutnant — erzählt, wen zu verhaften sie soeben die Ehre haben. Aus dem Herrn von Lengyel-Mariaffy, Oberleutnant und f. u. l. Rämmerer, entpuppt sich nämlich der — Deserteur Desider Löwenstein.“

Loewenstein, Erich, Dr. phil., Geschäftsführer der „Gött. Werke“, Göttingen, Kurze Str. 17. — *1887 Einbed i. Hann. E: Kfm. Sali L. // Selma Meyerstein. — 19 O Elif. Rosenberg. — R: Alexander, 21; Ruth, 24. — Deg. 9.

Löwenstein, Ernst, Kfm., *1887, einer der Zeugen im Prozeß gegen die Wucherin Schmidt, 1913. Berliner Mitteilungen, Spreverlag: „Die 43 Jahre alte geschiedene Josefa Wochow ist Zimmervermieterin. Sie unterhielt mit L. ein Verhältnis und „unterteilt“ auch teilweise tatsächlich ihr Verhältnis. L. hatte damals keinen Beruf und war auf seinen Vater angewiesen, der ihn knapp hielt. Josefa unterstützte ihn solange, bis auch sie's nicht mehr schaffen konnte. Jedoch — Josefa wußte Rat: ihr Dienstmädchen hatte ein Sparkassenbuch über 400 M. Das Mädchen gabs willig ihrer Herrin und diese trug es mit L. zur Schmidt, die auf diese „Sicherheit“ 300 M. borgte. — Über das Geld reichete nicht lange. „Man“ borgte wieder 500 M. und bot dafür ungeheuer hohe Zinsen. Wieder wurde eine Zeitlang herrlich und in Freuden gelebt, bis das Geld alle war. Dem alten L. wurde das Hummelleben zu bunt. Er stattete seinen Sprößling mit Reisegeld nach Amerika aus und bot der Wochow eine Abstandssumme, falls sie seinen Sohn freigabe und nach Hamburg verzöge. Die Wochow war einverstanden, verzog, nahm aber den jungen L. nach Hamburg mit, um ihn — dort zu verlernen. L. machte seinem Vater einen Strich durch die Rechnung und rückte in Hamburg aus. Ihren Verpflichtungen gegen die Schmidt konnten aber weder die Wochow noch L. nachkommen, und so wurden die Möbel der Wochow bis auf den Spudnapf gepfändet.“

Löwenstein, Eugen, B: Nervöse Leute (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig), 1914; gelobt von Paul Weppin, Prag, im Dit. Echo, Aug. 1914.

Löwenstein, Franz, von, gebor. Mordko Jzig, österr. Major, 1820 Monasterzhska — 84 Lemberg; # 42. B.

Löwenstein, G., Verleger und R: Grundbesitzer-Stg., Berlin. Eb 166.

Löwenstein, Gabriel, Sozialdemokrat; R; Mgl. des bah. Landtags 1905. Nürnberg. Deg 6.

Loewenstein, Hermann, Stadtrat, KR, Alt. Markt 42, Elbing. UR: Brauerei Englisch Brunnen. 1914.

Löwenstein, Jacob, Mainz, Literat und Weinhändler. Er saß um 1900 ff. im Ausschuß eines Mainzer „Kaufmännischen Vortragsvereines“, wählte im Frühling die vortragenden nichtjüdischen Herren von auswärts mit aus und bereifte sie dann im Sommer, selbst wenn sie Temperenzler waren, mit seinen Weinen, um ihre Vorträge im nächsten Herbst und Winter, je nach Umfang

der Bestellung, glänzend in der Mainzer Presse zu besprechen. Wer in Zweifel wäre, was „Geschäftsliteratur“ ist, könnte sich auf L. beziehen.

Löwenstein, Johann, Dr., Dekan der juridischen Fakultät der Marath-Universität, Brünn. WK Aug. 1928.

Löwenstein, Joseph, Agent, Wien, mußte als falscher RA, Dr. jur. und Verteidiger seit Jahren an demselben Gericht tätig zu sein, das ihn stiefmütterlich wegen Betrugs verfolgte. (DZ 27/9 1928.) — Im besetzten Gebiet in Köln ausgewiesen, hatte sich L. in Wien mit der Versorgung von Pässen für Palästina-Interessenten befaßt, ihnen hohe Speisen entlockt und dafür 6 Monate Kerker bekommen. Er entzog sich der Strafe, indem er sich am Gericht als RA einschmuggelte. Die Entlarvung erfolgte durch einen Gerichtsdiener, der den L. um seine Legitimation bat, was diesen derart überrumpelte, daß er sofort Auskunft über seine Persönlichkeit gab; unter Umständen werden noch Duzende von L.'s Urteilen hinfällig, so daß auch über seine nicht-jüdischen Klienten ein Bedauern sich kaum unterdrücken läßt. WM.

Löwenstein, Ju., Dr., RA, Aachen; M. S. d. ▼Rheno-Silezia; ▼Wadenia. Spitzname: Pascha. 1914.

Loewenstein, R. R., S: △Fichte, über den Krieg, Verlag: „Zeit im Bild“, Berlin 1915. — Wefel-Z., Bremen, 6/5 15, beginnt ihre außerordentlich charakteristische Besprechung des Buches also: „Nichts hat Rachel ▼Barnhagen an Fichte so sehr geliebt, als die Kühne, unbedenkliche Wahrheitsfreude. ... Und sie fand mit ihrer Erkenntnis den Kern seines Wesens. ...“ Daran schließt sich ein Lob ▼Löwensteins, so daß △Fichte, ganz hübsch von dem jüdischen Paar, der alten Rachel und dem jungen Löwenstein, umrahmt, dahinter verschwindet, und nur noch die Juden übrig bleiben.

Löwenstein II, Karl, RA, Berleger und R: R. C. = Blätter Aachen, Augustastr. 2. 1914.

Löwenstein, Katharina, #, Malerin, 1859—86; Berlin. E: Rudolf L., „der ein Vierteljahrhundert hindurch als R des „Kladderadatsch“, als Dichter von Kinderliedern und als Erklärer der Tischkarte bei jedem Zwedessen wirkte, hat sich selber schon taufen lassen und auf dem Jerusalemer Kirchhof in der Belle-Alliance-Straße zu Berlin ein prächtiges Grabgrabnis für sich und seine Familie erbaut. Hier ist auch die Künstlerin beigeseht; über dem Grabhügel erhebt sich ein Denkstein: „Hier ruht, von allen, die sie kannten, verehrt, geliebt und beweint Katharina Löwenstein.“ — Also alle, die Katharina L. kannten, sind auch gehalten, sie zu verehren, zu lieben und zu beweinen; niemand darf sich davon ausschließen, niemand wird entschuldigt. Diese Inschrift, mit ihrem Schmuck, ihrer Übertreibung und Reflake noch auf dem Totenfelde, charakterisiert in klassischer Weise Israel.“ RA, 140.

Löwenstein, Kurt, Dr. (Kerlön), Schulreformer, Berlin; B: „Sozialistische Schul- und Erziehungsfragen“. 1921: Stadtschulrat!

Löwenstein, L. S., Frankfurt a. M. B: „Damascia, Judenverfolgungen zu Damaskus und ihre Wirkung auf die öffentl. Meinung, nebst Nachweisen über Ursprung der wiederholten Ritualmord-Beschuldigungen“, Rüdelsheim, 2. U. 1841. Den aus Damaskus siegreich zurückgekehrten ▼Montefiore (Sd) grüßte L. mit einer Ode und veröffentlichte dazu „Stimmen berühmter Christen über den Damascener Blutprozeß“. 42. — JG.

Löwenstein, L. N., Westpreußen, hieß bis 1812: Louis Nehemias. DS.

Löwenstein, Leopold, JG, Rabbi in Mosbach. S: Bl. für jüd. Gesch. u. Lit. *1843 Gailingen. B: Juden in Ditschland; C. Weil.

Löwenstein, Lu., Dr., Arzt, Godesberg. *1867 Trier. B: Beschneidung im Lichte der medizinischen Wissenschaft. Rk 34.

Loewenstein, M., persischer Konsul, Frankfurt a. M. 1863 O Adele Frein Popper (Sd) v. Podhargh, *43. — Eine Tochter aus dieser Ehe, Katharina a, *64, heiratete den ca. 15 Jahre jüngeren (*58) Mutterbruder, ihren Onkel, Berthold Freiherrn von P. R: Ebeline; Marie; Ferdinand.

Löwenstein, M., Mäntelfabrikant, Berlin; hatte (5/8 1882) einen Prozeß vor der Berufungskammer des Landgerichts 2. Uls im Nov. 81 Frau S. einen Mantel abgeliefert, geriet L. mit ihr in Differenzen und warf die schwächliche Frau zu Boden und mit Dörseigen und Schlägen zur Türe hinaus. Das erste Urteil lautete auf 1 Monat Gefängnis, was L. durch Berufung in eine Geldstrafe umgewandelt sehen wollte; der Gerichtshof bestätigte aber das erste Urteil, das in Anbetracht der Rohheit des L. eigentlich noch zu gelinde ausgefallen sei.

Löwenstein, Manfr[is]eb, Getreidehändler, Hanau, stand 1914 wegen Fälschung von Mele, der er 1910—12 Olivenmehl usw. beimengte, vor dem Schöffengericht. Er entschuldigte sich mit der Notlage der Landwirtschaft infolge zu heißen Wetters. Urteil: 2500 M. „Tagbl. für Kurhessen“ 23/1 14.

Wahrheit 10/3 23: „In Hanau wurde ein Eisenbahnwagen freies Mehl beschlagnahmt. Die Ware war von der Grogauer Mühle an eine Frankfurter Firma verkauft worden. Diese Firma verkaufte an der Frankfurter Börse das Mehl an die Landesproduktenhandlung Manfred Löwenstein in Hanau. Löwenstein verkaufte das Mehl weiter an die Firma Karl Frohwein, ebenfalls in Hanau, Lebensmittelimport. Bei diesem Geschäft verdiente L. ¼ Millionen M. Jetzt kam das Mehl immer noch nicht an den Konsumenten, sondern Frohwein verkaufte das Mehl an eine Firma nach Worms. Sein Meinverdienst betrug 3 Millionen M. Die Wormser Firma verkaufte wiederum das Mehl an eine Frankfurter Firma. Das Mehl selbst stand während des ganzen Handels auf dem Hanauer Bahnhof. Hier machte die Polizei dem Handel ein Ende und beschlagnahmte das Mehl.“

Löwenstein, Marcus, Münster i. W. — In der Ludgerstr. 8 wurde im 1. Drittel des 19. Jh.'s ein Papiergeschäft von dem als Schnorrer in die Stadt geratenen M. L. gegründet, das anfangs der 1870er Jahre auf dessen Sohn Abraham überging. Die Firma galt als rechtlich, insofern sie immer geschickt den Maschen des Gesetzes auswich. Wenn Abraham L. z. B. sich für eine größere Lieferung feinen Kanzeipapiers für die Behörden gemeldet hatte, so legte er zwar als Muster das verlangte Dürener Papier vor und erhielt regelmäßig infolge Unterbietung der anderen den Zuschlag, lieferte aber tatsächlich oft Papier, das nicht aus Düren, sondern aus einer kleinen Fabrik bei Mühlheim a. Rh. bezogen, von gutem Stoff, doch mangelhafter hergestellt war, was allerdings ein Nichtfachmann nicht merkte, weil nun diese kleine Mühlheimer Fabrik schwach stand, mußte L. seine Barzahlung oder etwaige Vorschüsse zu unerhörten Preisdrückereien und machte in den Lieferungen trotz der Billigkeit noch glänzende Geschäfte. Ende der 70er Jahre übertrug M. das Geschäft einem Verwandten und zog nach Berlin, um an der Börse zu spekulieren.

Loewenstein, Mathilde Ottilie, Bwe. des Dr. Otto Siegfried Adolf L., Jnh.: Carl Heymanns Verlag (Sd); Albert Raud & Co.; Ju. Sittensfeld. — Berlin.

Loewenstein, Maurice, Turn-Sederin in Rumänien. Sortiment nebst dtischer Leihbibliothek. Gegr. 1887.

Loewenstein, Nathan von, Dr., RA, Land- und Reichstagsabg., Wien, 1869—29 Buschowitz i. Mäh., war ab 1907 im österr. Reichstage Abgeordneter des Polenklubs. „Seine Wahl, 11, gegen den Willen der jüdischen Bevölkerung in Drohobycz, führte zum Eingreifen des Militärs, wobei 21 Opfer zu beklagen waren. ... L. suchte diesen Eindruck, den seine Wahl in der jüdischen Gasse zurückließ, zu verwischen, indem er, als Student Stanislaus ▼Steiger in Lemberg 1925 fälschlich des Attentates auf den Staatspräsidenten beschuldigt wurde, diesen freiwillig verteidigte, und zusammen mit den großen Geistesgaben des heute berühmten RA in Polen Dr. L. ▼Landau die polnischen Volksrichter von der Unschuld des Steigers überzeugte.“ JPB 31/5 1929.

Löwenstein, D. Siegf., Dr., Berlin, druckte, laut „Mischpoke im Berliner Buchhandel, 1891: Dffener Brief des Salky Zeiteles an Jsidor Feilchenfeld“: — „und ver-

legte vorwiegend rechts- und staatswissenschaftliche Werke amtlichen Charakters, — bei denen ist immer sicher im voraus ein großer Absatz, und die nicht erfordern Geschick und Nachdenken und Mühe, sondern finden von selbst ihre Käufer und ihren Weg, — und der hat verbunden damit ein ausgedehntes Sortiment von rechts- und von staatswissenschaftlicher Literatur — wie heißt! braucht doch der Dr. Siegfried, der Löwenstein, nicht zu gönnen den Sortimentern im Reich den Verdienst an Büchern, die er kann verkaufen allein ebenso gut an die Leute und Gemeinden und Behörden direkt! — und bei dem herauskommen die „Auszüge aus den Patentschriften“, und der auch besorgt alle amtlichen Verordnungs- und Gesetzblätter und Drucksachen von Behörden, die sonst sind gewöhnlich nicht zu haben im Buchhandel — Gott! wie naiv! — und der verkauft auch — ist das nicht zu bewundern, mein Isidor, daß sich für das alles nicht hat gefunden ein Goli? — die amtlichen preussischen und deutschen Reichsgesetzsammlungen, und die Gesetzentwürfe, und die stenographischen Verhandlungen des deutschen Reichstags und des preussischen Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses und die Drucksachen der Stadt Berlin, und der gekauft hat 1875 auch die Druckerei vom Ju. Sittenfeld — Gott! mir geht aus der Atem, mein Isidor, mein Feilchenfeld! ist das geworden ein großer Mann und ein reicher Mann und ein angesehenener Mann in 20 Jahren! Und an dem Dr. Siegfried, dem Löwenstein, kannst Du Dir nehmen ein Beispiel, mein Isidor! daß man kommt am weitesten im Geschäft, wenn man nicht bläht mit in das fortschrittliche Horn, sondern es hält mit der Regierung und mit den Beamten der Regierung, die ja alle sind freundlich gesinnt den Bestrebungen der Jüdenschaft und ebenso gern wenden der Jüdenschaft zu die einbringlichen Geschäfte, wie sie ja aufhelfen auch der deutschen, der christlichen Geschäftswelt!“

AC 4/5 1890: „Ein geschätzter alter Abonnent ersucht uns, mitzuteilen, daß Dr. Löwenstein, Inhaber der Sittenfeldschen Buchdruckerei und des Carl Gehmanns'schen (Sd) Verlags, gekauft sei! — Er hat sich von Superintendent Dr. Pant das Zeugnis ausstellen lassen, daß er ihn als Mann von christlich-ernster Gesinnung und zuverlässigem Charakter kenne!“

Was die Juden in früheren Zeiten nicht alles zu Wege brachten, um durchzukommen! Heute würde so was keinem mehr einfallen. Sie haben es auch, weiß Gott, nicht mehr nötig, wo sie mit List und Betrug an die Herrschaft gekommen sind, sich noch zu drücken.

Löwenstein, Rahel, Wien, 1792, f. Beethoven.

Löwenstein, Rudolf, Dr. phil., JG, 1819 Breslau — 91 Berlin. Früh #, studierte er in Berlin und übersehte Lafontaines Fabeln und die Letzte Offenbachs. „Wir heben besonders die glänzend beurteilte, form-schöne und gefühlvolle Dichtung „Ehret die Frauen“, 76, hervor. L. verfaßte auch eine Menge meist in Musik gesetzter Kinderlieder, sowie das bekannte „Chassepot-Lied“. Als Jugendschriftsteller trat er mit der Kinderzeitung „Bud“ und dem „Kindergarten“ 50—61 und einer Fortsetzung mit Illustrationen von Schärenberg und Mathilde Cöster unter dem Titel „Kindergedanken“ hervor.“ Hinrichsen. — Diese Sammlung ist, wenn auch nicht schlicht und naiv, doch dem kindlichen Empfindungskreis angepaßt und nicht ohne poetische Züge! 48 beteiligt an der Revolution und Gründung des Kladderatsch und 49 aus Berlin verwiesen, lehrte er nach Aufhebung des Belagerungszustandes zurück und blieb bis 87 Mitarbeiter des Wigblattes. Daneben schrieb er für die Berl. Gerichts-Z. die politische Rundschau. — R. Mo. Meyer erwähnt Löwenstein nur als „politischen“ Dichter; das Lied vom „Heiligen Rod in Trier“:

Freifrau von Droste-Bischoering,
Si-Sa-Bischoering,

soll von L. sein.

B. ▼Auerbach 2/6 79: „L. wohnt mit mir im Hause, er ist mir von lange her lieb, ist ein eigentlich dichterisch gestimmter Mann und treuherzig tätiger Freund. Natürlich ist er voll von Geschichten und Wigwunden-

gen. Es muß sich eine ganz besondere psychische Disposition ausbilden, wenn ein Mann nun schon mehr als 3 Jahrzehnte die Tagesgeschichte daraufhin miterlebt und mit dem Vorsatze die Zeitungen durchliest, um daraus etwas für Satire usw. abzubekommen.“

B. ▼Lindau 2, 81 erzählt, wie leicht L. sich was einbildete: „Er war während des Märzauftandes in Berlin gewesen. Mit der Zeit redete man ihm ein, daß er auf der Barrikade gestanden habe, und schließlich daß er sogar durch einen Kopfschuß eine ernste Verwundung sich zugezogen hätte. Als nun viel später Auerbach nach Berlin übersiedelte und den alten Freund nach langer Trennung wieder sah, drückte ihm der gefühlvolle Schwabe in tiefer Ergriffenheit die Rechte, nahm dann zwischen seine beiden Hände die breite, gewölbte Stirn des Freundes, beugte dessen Kopf zu sich herab und sagte tiefgerührt: „Bruder! Freund! Wo ist die Narbe?“ — „Wo ist die Narbe?“ war im Kreise der „Kladderatsch“-Leute ein geflügeltes Wort geworden.“

L.'s L. war: Katharina L. (Sd).

Löwenstein, Siegfried, Dr., RA, und 1895 „Hilfsarbeiter“ bei RA Fritz Friedmann, Berlin, dem er bei dessen Abreise aus Deutschland allerhand Unannehmlichkeiten bereitete, so daß er aus „unerhörter Furchtsamkeit, die aus eigensüchtigem Interesse, sich selbst Unannehmlichkeiten zu ersparen, entsprang, die Existenz eines Mannes vernichtete, der ihm nur Gutes getan hatte“, 2, 96. — Näheres findet man in Friedmanns Memoiren II, Kap. 4. — L. war Verteidiger des Brandt im Krupp-Prozeß 1913.

Löwenstein, Siegfried. — Nationalsozialist Nr. 5, 28: „Von einem bekannten Weimarer Juristen, der außerhalb des parteipolitischen Kampfes steht, erhalten wir folgende bemerkenswerte Zuschrift:

Die Deutsche Juristenzeitung, Verlag Otto Liebmann, Berlin, hat sich von jeher den Anschein besonderer Wissenschaftlichkeit gegeben. Auch nationale Fragen behandelt sie nach rechtlicher Beleuchtung und sie wird den Vorwurf weit von sich weisen, daß sie irgendwelche Korruption unterstützen könne. Da ist es nun interessant, was der RA JM Dr. Siegfried Löwenstein in Berlin in Heft Nr. 8 vom 15. April 1928 auf Spalte 553 ff unter der Überschrift „Betrachtungen zum Barmatprozeß“ ausführt. Herr L. war, wie mir bekannt, früher juristischer Berater Kaiser Wilhelms II. Jetzt spielt er eine große Rolle vor dem Kartellgericht. Aber immer ist er der Mann, der sich jeder Situation anzupassen versteht, vor allem aber der Steigbügelhalter der Sinken, die schützend ihre Hand über ihn und seine Genossen hält. Zum Berliner Anwaltstag im Sommer 1926 versuchte der „Kommunist“ RA Rosenfeld einen besonderen Vorstoß, weil ein energischer Vorstöße in dem Kommunistenprozeß in Leipzig einen Verteidiger an die Luft gesetzt hatte. Der größte Teil der nichtjüdischen Rechtsanwälte aus der Provinz stand aber auf dem Standpunkt, daß der Verteidiger den Hinauswurf durch sein Verhalten provoziert hätte. Siegfried Löwenstein versuchte die Wogen zu glätten. Er machte nach beiden Seiten hin Zugeständnisse und gab verbrämt im Grunde genommen seinem Kollegen Rosenfeld recht, mit der alten bekannten Redensart, es liegt vieles im Argen und ist reformbedürftig.

In dem erwähnten Artikel über den Barmatprozeß sucht er in wissenschaftlicher Aufmachung nachzuweisen, daß derartige Klagenstrafprozesse nicht geeignet sind, das Ansehen der Rechtspflege zu erhöhen und der Gerechtigkeit zu dienen. Der ganze Aufsatz hat einen Anstrich, daß er auf den Fachmann nicht ganz ohne Eindruck bleibt. In Wirklichkeit scheint mir aber die Hauptsache eine Beeinflussung der Stimmung zugunsten Barmats zu sein, denn es kommen z. B. Sätze vor wie: „Elf unbescholtene Männer saßen auf der Anklagebank“, „Selbst vor dem ersten Präsidenten der Republik machte die Verleumdung nicht halt“ usw. Die Deutsche Juristenzeitung muß den Anspruch, wissenschaftlich ernst genommen zu werden, verlieren, wenn sie derartigen Tendenz-aufsätzen mit einem wissenschaftlichen Mantel ihre Spalten öffnet.“ WM dringend.

Löwenstein, Simon, Mitbegründer: „Neues Wiener Journal“; Kfm. in Hamburg; 1834—14 Cannes.

Loewenstein, Simon, Behrenstr. 52, Berlin. — Präf. Nr.: „City“ Bau. 1914.

Löwenstein, B. C., Kammin, Westpr., hieß bis 1812: Valentin Casper. — DÖ.

Löwenstein, Wolff, Bankhändler, J, Rottbus. † November 1915. 12 Jahre Stadtvorordneter. Vors.: Allg. Ortstrantantasse. 34 Jahre Repräsentant der Synagogengemeinde und 25 Jahre ihr Vorstandsvorsitzer. „Die hiesige Synagoge verdankt ihm ihr Entstehen“, Nzt 10/12 1915.

Loewenstein'scher Verlag, Dresden=Blasewitz. Seit 1871. Inh.: Heint. Oscar Loewenstein.

Löwenstein & Grünberg, Konfektion, Breitestraße. RBln. 1914.

Löwenstein v. Dpola, Nathan, Dr., wurde in Drohobicz unter blutigen Erzeffen in den Reichsrat gewählt, wo er sich als „Pole“ aufspielte, und 1912 in Österreich nobilitiert. — ÖG. (s. Loewenstein Nathan.)

Löwenstein-Livingston[e], ursprünglich Viehhändler, in Walsdorf b. Idstein, dann Amerikaner, später Frankfurter, 19. Jh. Germanicus erzählt von diesen Dtsch-Amerikanern: „sie hatten sich Kredit verschafft bei den Bauern und borgten, wo sie wußten, da ist Geld, und bezahlten zurück pünktlich auf Tag und Stunde, bis sie hatten Kredit sehr viel, im Dorfe, im Kreise und weiterhin. Kammen sie einmal wieder zu borgen bei allen, wo sie hatten geborgt schon und zurückgezahlt pünktlich und hatten Kredit; borgten so viel als war da und sie konnten haben; wollten gehen auf einen großen Viehmarkt und kaufen vieles Vieh; und die Bauern glaubten es. Aber es verging der Tag, wo sie hatten versprochen, zurückzuzahlen das Geld und es kamen nicht die Löwenstein. Nun, was ist ein Tag... wer so oft war pünktlich, kann auch sein einmal unpünktlich; aber es vergeht noch ein Tag und noch ein Tag, eine Woche, ein Monat und kommen nicht die Löwenstein, wo haben geborgt das Geld... da geht endlich auch den dummen Bauern ein Licht auf... sie sind weit verreist, die Löwenstein, zu Schiff, nach Amerika und haben vergessen, zurückzuzahlen, das geborgte Geld an die Bauern in der Eile, wo sie mußten kommen an die Geschäftchen in Amerika.

Deswegen also bezahlten die Löwenstein immer so pünktlich das Wenige zurück, damit sie um so sicherer mit dem Vielen sich davon machen konnten — dachten die Bauern und fragten sich hinter den Ohren. Aber die Löwenstein waren sicher in Amerika und mach-

ten da nun ihre Geschäftchen... lange Jahre, gute Jahre, Kriegsjahre, wo man verdient an dem, was man liefert, und mehr noch an dem, was man nicht liefert.

Es kam auch wieder Friede, und die Bauern in Walsdorf dachten nur noch hie und da, wenn sie sich recht ärgern wollten, an ihre alten Freunde, da auf einmal bekamen sie Briefe von Amerika... es schrieben selbst die Löwenstein... höfliche Briefe; haben sich damals mühsen eilen; war zu machen in Amerika ein großes Geschäft; hatten nicht mehr Zeit zu kommen zu zahlen, was sie geborgt; wäre geworden der Verlust zu groß... aber sie wollen nicht betrügen;... jetzt ist gemacht das Geschäft, wollen sie auch bezahlen zurück, was sie geborgt, das Kapital...

Aber die Zinsen, denken die Bauern und fragen sich wieder hinter den Ohren... die Zinsen von den langen Jahren? Aber davon war nicht die Rede... die Löwenstein waren auch in Amerika und wer kann sie in Amerika verklagen?... Also heißen die Bauern in den sauren Apfel; sie lassen für das Kapital die Zinsen fahren und quittieren die Schuld, schimpfend allerdings über die Spitzbuben, über die Juden; jedoch die Löwenstein haben die Quittung und sind ehrliche Leute.

Aber der Boden ist heiß in Amerika; kommt vor viel, was nicht ist denkbar in Europa, wo herrscht Ordnung und Ruhe; kann man sich in Europa auch amüsieren besser; sind doch geworden gleichberechtigt die Juden in Dtschld und ist doch Frankfurt eine große Stadt, wo nimmt auf die Fremden mit offenen Armen. Kommen sie an, die Livingston aus San Francisco, wird wieder schreiben der Herr Müller-Kenz oder der Herr Geiger in die Blätter: Sind angekommen reiche Amerikaner und wollen verzehren in Frankfurt ihr Geld, wo sie haben erworben durch Fleiß und durch Sparsamkeit in Amerika... Aber zu was verzehren in Frankfurt das Geld, wo ist „verdient“... zu was soll sein die Börs'... als daß noch mehr dazu „verdienen“ die „reichen Fremden“... und alles, was sie brauchen im Palmengarten und sonst?

Sie und da geht es freilich nicht ab ohne Vermutstropfen. Auch die Livingston aus San Francisco erfuhren dies; es geschah ihnen, daß sie mit den Löwensteins aus Walsdorf verwechselt wurden; selbst ihre Köchinnen warfen ihnen zu Zeiten vor, sie seien ja gar keine Amerikaner, sie seien aus Walsdorf, und die Bauern von da wollten sie allen Ernstes für Löwensteins ansehen... freilich nur zu doppeltem Arger; denn die Gebrüder Löwenstein hatten ja bezahlt ihre Schuld „ehrlich“... Ohne Zinsen, riefen die Bauern. ... Wie heißt, sollen geben Zinsen die Juden? ... wie unverschämt... die Juden nehmen nur Zinsen...“

Löwenstein-Scharffened △, Maxim., Gf. v., 1895 München. ○ ▼ Worms-Pirbright aus London. Die Ehe wurde 12, nach 5 Kindern, geschieden. SA.

Löwenstein, Helene, Frau, geb. Jonas, 1836—12, Düsseldorf. In der Todesanzeige unterzeichneten die fast über die ganze Welt verstreuten „trauernden Hinterbliebenen: Ludenberg, Raffel, Paris, Philadelphina, Berlin, Düsseldorf, Siegen, Köln, 15. Dezember 1912“.

Löwenstein △, Otto v., aus schwedischem Adel, 1882 Wien. ○ ▼ Herzenberg. F: Irma, 1913 ○ △ D. v. K o h r, Gardeoffizier, Berlin. SA.

Löwenthal, A., Bildhauer und Medailleur, f. Woche 1916, Nr. 32.

Löwenthal, Bernhard, Grundstücksmakler, Graudenz. Rezitator im W. f. jüd. Gesch. u. Lit., schreibt auch Gedichte im nationalliberalen „Geselligen“. 1913.

Löwenthal, Konsul, Edelsteinschleifer; im Kriege: Vorführer der Goldankaufsstelle, Frankfurt a. M. Er weilte nachher 1919 zur Erholung von seinen Käufen mit Familie im schönen Schloßhotel zu Wilhelmshöhe.

Löwenthal, M., Reichstagskandidat für Altona-Wandsbek-Stormarn 1907 (DfBl 5/1).

Löwenthal, österr. Freiherrn, 19./20. Jh. SA 342.

Löwenthal, Advokat, Vertr. der Stadt Kimberley im Provinzialrat vom Kap der guten Hoffnung, wo außer L. noch 4 Juden Sitz und Stimme haben. 1913.

Loewenthal, Rfm., Frankfurt a. M., am 6/11 1913 wegen Verkaufs unsittlicher Bilder verurteilt. — Hammer Nr. 275.

Loewenthal, Fabrikbesitzer und fortschrittll. Kandidat. Nzi 1912, 511. Vrieg.

Löwenthal, Dr., Stadtarzt, Berlin. — Inform.-Brief 15/6 1929.

Löwenthal, Dr. — „aus Magdeburg, ein tapferer und ernster Richter, der schneller als seine berühmten Magdeburger Kollegen den großen Sprung zum Präsidentsstuhl machte, hat einen wichtigen Posten, Landgerichtspräsident — das Landgericht für den Kreis Dels ist bedeutungsvoll — bekommen“, SA 1928, 143. — „Ein Dr. Löwenthal in Dels? Ja, es weht frische Luft hier. Wenn der hübsche Lancia-Wagen des Präsidenten durch die Straßen fährt, denkt man daran, wie die Zeiten sich geändert haben...“ Wk Aug. 1928.

Loewenthal. „Die Sehnsucht nach einem Eigenheim und nach eigener Scholle wird von „geschäftstüchtigen“ Personen ausgenutzt, um kleine Leute und Sparer um ihr schwer und mühsam erspartes Kapital zu bringen.

Die Arbeitsmethoden des Kaufmanns Loewenthal und des „Architekten“ Schäfer sind folgende: Obwohl sie keine Ahnung vom Baufach haben, auch keine Baugelder, mieten sie in guter Geschäftslage großes Büro und richten die Räume dann feudal ein mit Möbeln, Tresors,

Schreibmaschinen usw., natürlich alles auf Abzahlung, und eröffnen ein Baugeschäft. Auch dementsprechendes Personal wie Buchhalter, Kassierer usw. ist vorhanden, selbst ein Privatauto steht den Herren zur Verfügung. Sodann werden große Inserate erlassen, in denen Terrain angepriesen wird, daß unter günstigsten Bedingungen „Eigenheime“ erlangt werden können. Reflektanten werden Zeichnungen für Neubauten usw. vorgelegt. In den meisten Fällen wissen die Interessenten nicht, daß gute doppelwandige Holzhäuser nur etwa 30% weniger kosten wie Massivhäuser. Es werden Holzhäuser, die schlüsselfertig etwa 30 000 M. kosten für etwa 10 000 Mark, bei 3000 M. Anzahlung, Rest durch Hypothek, angeboten.

Außerordentlich viele unerfahrene Leute gehen auf diese Angebote ein, vor Freude, für so wenig Geld ein schönes Haus zu bekommen. Sie leisten dann die Anzahlung und lassen als weiteren Vorstoß auf ihrem unbelasteten Bauplatz auch die erste Hypothek für L. eintragen.

L. hat so innerhalb zweier Monate, außer den Hypotheken, erhebliche Beträge in barem Geld erlangt, ohne irgendeinen nennenswerten Gegenwert geleistet zu haben. Erst wenn die Bauten nicht angefangen werden, merken die Leute, daß sie betrogen worden sind. L. versteht es dann wunderbar, die Leute weiter hinzuhalten, damit sein „lohnendes“ Geschäft nicht gestört wird. Inzwischen wechselt L. ein Büro nach dem anderen. Nicht genug damit, kauft er auch Holz, allerdings nicht zum Bauen seiner Holzhäuser, denn davon versteht er nichts. Ein großer Holzplatz ist gemietet, auf dem das Holz gelagert und verkauft wird zu Schleuderpreisen. Mit der Bezahlung der Holzrechnungen hapert es aber; über die Anzahlungen kommt er schwer hinaus; in Zahlung gebene Wechsel sind zu Protest gegangen. Inzwischen ist man Loewenthal auf den Fersen, da die Bauhungrigen ihre Häuschen haben wollen.“ (Wahrheit Nr. 36, 7/12 29.)

Löwenthal, Aaron, Rfm., Mädchenhändler, Mülheim a. Rh., 1901 — laut Stadtanzeiger der Köln. Z. (DfW 20/10): „von der Strafkammer zu 3 Monaten wegen öffentlicher wörtlicher sowie tätlicher Beleidigung einer Verkäuferin verurteilt, der das Gericht die Befugnis der Veröffentlichung erteilte. Verhandlung bei verschlossenen Türen! Aus der Begründung: L. hielt am 20/10 00 einer Verkäuferin in Gegenwart eines Arbeiters erst auf der Treppe, dann in der geöffneten Ladentür vor, sie habe ihn bestohlen. Es ist festgestellt, daß L. die Verkäuferin fortgesetzt tätlich beleidigt hat, indem er sich mehrfach, gegen ihren Willen, unsittlich gegen sie verging. Das Gericht glaubte das sehr ernst auffassen zu müssen, weil junge Mädchen in solchen Stellungen unbedingt zu schützen sind. Die 18jährige war 2 Monate in dem Geschäft des Angeklagten. Sie erhielt gleich ein unverschließbares Zimmer, und am fünften Tage fand der Angeklagte sich nachts dort ein, wo er sich an dem Mädchen tätlich beleidigend vergrieff. Das tat er auch, wenn beide im Laden allein waren. Gegen eine andere Verkäuferin verübte er Ähnliches. Schließlich erhob er die durch nichts bewiesene Beschuldigung: das Mädchen habe ihm 10 und 35 M. gestohlen.“

Loewenthal, Alexander, Bankdir., Matthäikirchstr. 28, Berlin W 10. Dir: Mitteldeutsche Creditbank, Frankfurt a. M. und Berlin. NR: Bank für Thüringen, Strupp, Meiningen; Berliner Maler-W.; Königszelt Porzellan. 1914.

Loewenthal, Arthur, Plastiker, Berlin. 1914.

Loewenthal, Artur, Bildhauer, stellte eine offizielle Medaille Einsteins her. Deutsches Schrifttum Nr. 9, 1930. — Ob mit vorigem personengleich, welche Schreibweise des Vornamens richtig? WM.

Löwenthal, Bruno, * Borislaw i. Polen, Wandero-lenschleiber. Im großen Ostjuden-Schieberprozeß vor Gericht gefordert. In den meisten Tageszeitungen wurde der Prozeß verschwiegen oder nur kurz erwähnt. Die Namen wurden von der Wahrheit 20/4 29 aus der Ber-senkung gerettet. f. Zigaretten-Wandero-len.

Löwenthal, Dagobert, Konzertmeister, Berlin W, Uhländstr. 159, *1849 Königsberg i. Pr. „Mit 18 bereits

ein recht beschäftigter Lehrer. ... Vielsache Betätigung in Kirchenkonzerten in Königsberg und den Provinzen Ost- und Westpreußen. Seit 97 in Berlin, 4 Jahre Violapfeiler im Waldemar-Meyer-Quartett und jetzt hauptsächlich als Lehrer tätig." Janja, Musiklexikon.

Loewenthal, Eduard, Dr., Pazifist, Berlin N., Müllerstr. 133a. * 1836 Ernsbach. —? „Stifter und Oberpriester einer neuen von ihm erfundenen Religion“, sagt Glagau (KK 75). **SB:** „Die gründliche Lösung der Judenfrage kann dadurch erzielt werden, daß die Juden das Prinzip der ausschließlichen Ehe unter ihren Glaubensgenossen aufgeben und daß sie, auf veraltete Religionsformen verzichtend, sich auf den Boden der niemals veralteten Religion des fortschreitenden Wissens, d. h. des **Cogitantentums**, — der Weltreligion der Zukunft — stellen.“

Er doktorierte 59 in Leipzig mit einer Dissertation über **Spinoza** Leibniz. 60 wurde er wegen eines Artikels über den Greifswalder Studentenkravall aus Frankfurt verwiesen, wo er die Allg. Dtsche Universitäts-Z. gegründet und Mag Wirth's „Arbeitgeber“ redigiert hatte; rehabilitiert und später **R** der Wiesbadener Ztg., sah er sich wegen Herabwürdigung der Religion im Artikel „Zeit und Weltbetrachtung beim Jahreswechsel“ zu 8 Tagen verurteilt, — übernahm dann die Bahne'sche „Glocke“ in Leipzig und gründete den monatlichen „Zeitgeist“. 63 lernte er Cassalle kennen, der ihn zur Übersiedlung nach Berlin veranlaßte. Dort gründete L. 65 die „sozial-humanitäre Religions-G. der Cogitanten“, die deistische Freidenker sein wollten, aber, von der preußischen Regierung anerkannt, rationale Vorläufer des Kulturkampfes waren; 66 schuf er in Dresden den „Europäischen Unions-B.“, und die „Cogitantenakademie“, die bald folgende Ehrenmitglieder aus allen Ländern zählte: Dr. Adolf Bastian, Bremen; Dr. Louis Büchner, Darmstadt; Prof. Dr. B. v. Cotta, Freiberg; Dr. H. Czolbe, Königsberg; Dr. E. Dühring, Berlin; Archivrat Dr. F. W. Ebeling, Leipzig; Prof. Dr. Lu. Feuerbach, Nürnberg; Prof. Dr. F. G. Fischer, Stuttgart; Dr. J. Frauenstädt, Berlin; Hofrat Dr. Gustav Freytag, (fd) Leipzig; Prof. Em. Geibel, Mün-

chen; Dr. J. D. Georgens, Nürnberg; Frau v. Gahette-Georgens, Nürnberg; Hofrat Dr. Rudolf **Gottschall**, Leipzig; Prof. Dr. Paul Janet, Paris; Prof. Dr. Lu. Kapp, Heidelberg; Prof. Dr. John Stuart Mill, London; Prof. Dr. Jac. Moleschott, Turin; Dr. Mühlfeld, Wien; Prof. Dr. Lu. Noack, Gießen; Dr. E. M. **Dettinger**, Dresden; Prof. Dr. Oppolzer, Wien; Prof. Dr. Ernest Renan, Paris; **GMN** Dr. E. U. W. Richter, Chemnitz; Dr. Carl Schimper, Schwegingen; Carl Scholl, Mannheim; Dr. F. Steinbacher, München; Dr. Rudolf Waldet, Wien; Prof. Carl Vogt, Genf.

Das waren die „Intellektuellen“ der 1860er Jahre, die sich — unbegreiflicherweise darunter auch **E. Dühring** und **E. Geibel** — von L. hatten fangen lassen. Der Krieg 70/71 machte der Akademie ein Ende; L. war in seiner Eigenschaft als **R** des „Dresdener Kurier“ und als Gründer des „Union-B.'s“ genötigt, nach der Schweiz zu flüchten, wo er in Zürich die „Freiheitswacht“ herausgab. 71 war er wieder in Berlin **R** der damals noch unentschiedenen Staatsbürger-Z. und **ChR** der „N. Fr. Z.“ und gründete den „Dtschen B. für internationale Friedenspropaganda“ als Fortsetzung seines Union-B.'s. Wegen Beleidigung des Staatsministeriums und der Majestät zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt, ging er 75/77 nach Brüssel, London und Paris, wo er die „Weltbühne, Dtsche Pariser Z.“ und eine Monatschrift „le monde de l'esprit“ gründete. 88 amnestiert, leitete er in Berlin die **Cogitanten-Allianz** und die Friedenspropaganda-B. Er regte schon 74 eine einheitliche Organisation der „Friedensgesellschaften aller Länder“ sowie die Errichtung eines „Internationalen Friedensbüros“ usw. an und „bekämpfte energisch den modernen Militarismus“. Seine „Ursache der Massenverarmung“, 68, wurde auf Veranlassung der „Société des amis de la paix“ in Paris ins Französische übersetzt. Er schrieb: Grundzüge zur Reform und Kodifikation des Völkerrechts (auch in 2 französl. und 2 engl. Übersetzungen); Zur internationalen Friedenspropaganda,

eine Flugschrift, die viel Aufsehen erregte; System und Geschichte des Naturalismus; 6. U. 97 (auch englisch). Schleiden und der Darwinsche Urtenstehungs-Humbig; Napoleon III. und die Commune, Drama; Fulguro-gene-sis; Gesch. der Philosophie im Umriß; Religionen ohne Bekenntnis; Religion der Religionen; der Staat Bellamys und Nachf.; Weltstaatenbund als sicherstes Mittel zur Beseitigung des Krieges; Anarchismus; Recht der Schwachen; wahre Weg zum bleibenden Frieden; Obligate Friedensjustiz, nicht Schiedsgericht; religiöse Bewegung im 19. Jh.; die Friedensbewegung 2. U. 07; Wahrer Monismus und Schein-Monismus; Mein Lebenswerk. Berlin.

L. wurde 1900, 05 und 06 für den Nobel-Friedenspreis vorgeschlagen; er gründete 06 das Weltwohlfahrts-Comité und 07 das Zentral-Institut für Gedanken- und menschliche Wissenserweiterung. — Selbstverständlich schrieb er auch französisch, z. B.: *le Cogitantisme ou la religion scientifique basée sur le positivisme spiritaliste*, 88.

Löwenthal, Emil, Porträt-, Genre- und Historienmaler, Rom. *1835 Jarotschin —? In Berlin erhielt er den Michael-Beer-Preis für Rom, wo er blieb. W: Ed. ▼ Gasker.

Loewenthal, Fritz, Dr., Königsberg i. Pr. W: Studien zum germanischen Rätsel, Heidelberg, Winter, 1914.

Loewenthal, Fritz, Bibliotheksrat, Dr. phil., *1886 Königsberg. E: SA Alexander Loewenthal // Rosa Arnheim. Göttingen. — Mit Vortgem personengleich? WM.

Löwenthal, G., Hannover, Gesangbucherfabrik, 1920.

Löwenthal, Georg/Nathan, österr. Hauptmann, #, 1860 Petlitowce —96 Aspang, Selbstmord. F. Loewenthal, Henri, Berlin R 65, Müllerstr. 133, Verlag, seit 1910.

Löwenthal, Hermann (Alfred d'Olgany; Alfred d'Alfranz; Arminius). *1859, Petlitowce. H: Zentralblatt für Keramik, Versicherungsfreund. — Ue. Wien.

Löwenthal, J. L., Dt.-Krone — hieß bis 1812: Isaac Levin. — DQ.

Loewenthal, J. (J. L. Kleist), Dr., Naturwissenschaftler. Berlin. *1841, Romst. W: Apostel Stöcker; Friedrich III. und der Kampf gegen Madengie. K 11; 14.

Löwenthal, Johann Jacob, JE, ungar. Schachmeister. 1810 Budapest —76 Hasting. Von L. Kossuth gefördert, wanderte er nach dessen Fall nach Amerika und blieb seit 51 in England. R der Schachede in Illustrated News of the world, und Era; Chess players Magazine, 63—67. — W. G. Ward belehrte ihn zum Katholizismus.

Löwenthal, Josef und Simon, überwiesen der jüd. Gemeinde Berlin 1907 (DfBI 27/2) 200 000 M. mit der Bestimmung, aus den Zinsen „würdige jüdische, über 60 Jahre alte Kaufleute, die ohne ihr Verschulden, durch die erdrückende Konkurrenz der Warenhäuser in Vermögensverfall geraten sind, zu unterstützen“. Obwohl „Repräsentant“ Stadtverordneter Louis Sachs es in den meisten Fällen für recht schwierig hielt, den Nachweis zu führen, daß der Vermögensverfall eines

Kaufmannes gerade durch die Warenhauskonkurrenz verursacht sei — er wollte den Glaubensgenossen in den Ramschaläften jedenfalls nicht zu nahe treten —, wurde die so bedenklich klausulierte Stiftung doch angenommen.

Löwenthal, Ju., Dr. (Jul. Lang), *1854, Bischofsstein. — Arzt, Literat. Berlin. K 14.

Löwenthal, Leo, * Gröbzig i. Anhalt, ohne Geburtsjahr im Brümmer, schrieb Humoresken aus dem jüdischen Familienleben, Bartels, DQ 3, 442.

Löwenthal, Rife (Kalistka), Literatin, *1868, Posen. O Sidor Landau. Berlin.

Löwenthal, Max, gebor. Marcus Lewin Nachmann. 1823—12. Ältestes Mgl. der „Berl. Presse“. Berlin. W 20/12 1912.

Löwenthal, Max, Ritter (v.), † 1872, reicher Kfm. und Literat, General-Dir. der Post- und Telegr. Sektion, Wien; von Kaiser Franz Joseph 63 nobilitiert. W: Tagebuch einer Reise durch Frankreich, Großbritannien und Dtschld; Kaledonier, Tragödie aus Ofsian; Eid, Romanzen; Gedichte für Freunde; er schrieb auch Dramen: Freunde nach Mode; Anna Lovell; Karl XII.

1829 O Δ Sophie, 1810—89, T. des Hofrats Joachim von Kleyle // Caroline v. Odel, in Penzing bei Wien; ihre Schwester Lotte, 1828 O Dr. Phil. Mayer, Lehrer der Kinder des mit v. Kleyle befreundeten Erzherzogs Karl — das Ehepaar starb schon nach 3 Monaten am Nervenfieber[?]; Mayers dichterischer Nachlaß wurde dann von Max Löwenthal, der, von Mayer bei Kleyle's eingeführt, eben die jüngere Schwester Sophie heiratete, herausgegeben. Ein Vetter der Schwestern, Fritz Kleyle († 36), war ein Jugendfreund Lenu's gewesen.

R: 1. Ernst fiel 1866 bei Kulm; 2. Zoe, 32—62, O . . . ; R: Dora † 1885;

3. Arthur, 1835—05. Über diesen als Knaben schreibt sein Vater 1842: „Mir hat der Himmel, nebst manch anderem Glücksgut einen Knaben geschenkt, seit seiner Geburt ein Kind von so außerordentlicher sinniger Schönheit, daß selbst der große Porträtmaler Ammerling, der nichts weniger als ein Schmeichler, sondern das aufrichtigste Naturkind ist, zugab, daß kein griechischer Bildhauer je einen schöneren Kindesleib geformt, Raffael keinen schöneren gemalt habe. Der Anblick dieses Knaben machte und macht mich oft, völlig abgesehen von aller Vaterfreude, in

jenem Genusse schmelzen, den die Beschauung eines hohen Kunstwertes dem Kunstfreunde nur verschaffen kann. Ich behauptete und behauptete noch mit aller Ruhe der Überzeugung, daß ein solches Kind in einem Jahrhundert vielleicht nur einmal geboren wird, eine Behauptung, die freilich bei dem Gros der Menschen nur Gelächter erregt. Dieses Kind nun, Arthur heißt es, zeigte auch schon frühzeitig eine eigentümliche Richtung des Geistes und Charakters. Es ist höchst empfindlich gegen Spott und Gewalttat und rächt sich für die letztere jederzeit. Schon frühe bewies Arthur ein hervorstechendes Geschick im Rechnen und hatte große Freude an Reimen.“ (Castle, Lenau 1906. S. 214/15.)

Sophiens Ehe mit Max Voewenthal war aber nicht unbedingt glücklich, als gute Mutter, meinte sie mit F. Jacobi: „die Natur hat das Weib nur zu einer Leidenschaft, der für die Kinder angewiesen; Mutterherz ist sein wahres eigentliches Wesen.“ Sie schrieb selber auch ein wenig. Ihr literarisch interessierter ehrgeiziger Mann wurde 34 von Huber in die künstlerische Tafelrunde Wiens eingeführt, der Lenau angehörte, und Lb. brachte den mit der Familie v. Kleyle schon von früher bekannten Dichter in sein Haus. Lenau hat dann in tiefer, reiner Liebe und heißen Versen der teuren Frau des Freundes bis zu seiner Erkrankung 44 gehuldigt. Nach Lenaus Tode 1850 „ermöglichte sie Anastasius Grün die Herausgabe von Lenaus dichterischem Nachlaß, spendete Schurz für die Biographie Lenaus Reisebriefe, gewährte Cotta vielfältige Unterstützung für seine Ausgaben, gab ▼Französisch ungedruckte Gedichte aus ihrem Handschriftenbesitz, überließ ▼Frankl noch bei Lebzeiten ein Bruchstück des für sie geschriebenen Reisejournals. Seine Liebesbriefe wurden ihr Brevier. Zweimal hat sie die Zettel zusammen- und abgeschrieben, wer weiß wie oft die ganze Symphonie von Lust und Leid durchgespielt, endlich einen für den Druck bestimmten Text hergestellt und die Veröffentlichung nach ihrem Tode angeordnet. Lange Jahre sammelte sie, was die Zeitschrif-

ten über ihn brachten. Auch auf seine Angehörigen erstreckte sie die Zuneigung und Sorge: Als Schurz starb verschaffte sie seiner Witwe, Lenaus geliebter Schwester Therese, eine kleine Pension aus der deutschen Schillerstiftung. Noch in ihren letzten Tagen stellte sie Lenau's Bild auf den Sessel, darauf er so oft gegessen hatte, und hielt mit dem Freunde vertraute Zwiesprache.“ (Vgl. Ed. Castle, Lenau und die Familie Voewenthal, Hesse, Leipzig 1906.)

Voewenthal, Moses Levin, Berlin, war 1831 der Held des größten Riesengerichtsprozesses! Fürstenberg in Mecklenburg; er lebte seit 1829 in Berlin als Handelsmann und Nepper. O Fanny, T. des ▼Gauners Kunstmann in Betsche. S: Luis * 1820. Sein Dienstmädchen war Fratches, T. des Diebes Hirsch Moses Hirschberg, genannt Brodbär aus Potsdam.

In Berlin waren von 1826—31 verschiedene verwegene Diebstähle ausgeführt worden, u. a. bei dem Kaviarhändler Sokolow, beim Buchhändler Nicolai, bei Kfm. ▼Sobernheim und in der Universitätsquästur. Die beiden letzten schlugen dem Faß den Boden aus. Auf eine von Thiele — „die jüd. Gauener, 1848“, — dem wir folgen, interessant beschriebene Weise geriet man auf Voewenthal als Täter und Haupt einer Diebesbande. Er mußte seine Verbrechen eingestehen und gab zu erkennen, daß er „Alles“ verraten werde, falls ihm für seine Person Begnadigung zugestanden würde. Man ging darauf ein, und Voewenthal räumte 40 Einbrüche ein, wobei er 30 Genossen denunzierte. Es stellte sich heraus, daß seit 28 in Berlin unter L.'s Leitung eine Charwurffe mit folgenden Führern gearbeitet hatte: 1. Samuel Jonas, aus Rendsburg, vorbestraft, seit 16 von der Polizei in Berlin (qui mange en Juif!) als Vigilant angestellt, wobei er aber die Diebesgenossen nicht verriet, sondern förderte, — zeugte 8 Kinder, von denen 2. Moriz, genannt Schnarakth, und 3. Hartwig mit ihm arbeiteten. 4. Joseph Adolf Rosenthal (sd), ebenfalls Vigilant, gen. der Dide, 5. Hirsch Salomon Wohlauer, gen. Schnurrbart; 6. Joseph

Hirsch Horwik als Baldober; 7. Israel Jacob Schacher, gen. Isrol Josef; 8. Aron Rüttge, Baldober; 9. Moses und Sidor Gottschalk.

Als die Inhaftierten von der L.'schen Verrätereierfahrung erfuhren, gestanden sie auch ihrerseits, woraus hervorging, daß Loewenthal noch mehr auf dem Kerbholze hatte, als er sagte. Die Folge war abermalige Verhaftung. Die Verbrecher hatten jahrelang hunderte von schweren Einbrüchen in Preußen und Umgegend verübt, unter Mithilfe von 500 Hehlern, Stehlern und Meineidigen, deren Mehrzahl in der posenischen Diebeszentrale Betsche (1234 Einw.) saß und in der Nacht vom 20. zum 21/1 32 ausgehoben wurde. Am Abend vorher hatte der jüdische Sabbat begonnen, es war gerade Vollmond, beides ließ erfahrungsgemäß voraussetzen, daß die jüd. Verbrecher, die bekanntlich am Sabbat nicht reisen dürfen, und überhaupt nur in dunkeln, weder durch Mondschein noch durch Schnee erhellten Nächten auf Diebstahl ziehen, in ihren Wohnungen blieben. Gleichzeitiges Einschreiten gegen alle in der Provinz zu Verhaftenden war aber erforderlich, weil „verschmizte, insbesondere jüdische Verbrecher, sobald sie eine Verhaftung vermuten, ihre Wohnörter oder Schlupfwinkel verlassen, unter Annahme falscher Namen in der Welt umherstreifend sich der Untersuchung und Strafe entziehen. Trotz aller Heimlichkeit in den Vorbereitungen, kam die Behörde noch eben rechtzeitig, denn der nächstfolgende Tag war von allen Räubern in Betsche bereits zur Flucht festgesetzt worden, wie sie dies später selbst eingestanden haben. Betsche wurde von allen Seiten besetzt. Die Wohnungen waren aber sämtlich so belegen, daß auch nach der hinteren Seite des Hauses ein Ausgang offen stand. Um nun zu verhindern, daß dieser Weg, zu dessen gleichzeitiger Besetzung die disponiblen Mannschaften nicht ausreichten, von den Gaunern zur Flucht benutzt würde, pochte man an das Fenster des zu Verhaftenden, im tiefen Schlafe liegenden Verbrechers. Die Frage, wer da, beantwortete der Ortsvorsteher mit dem Befehle, sogleich

aufzustehen, da er eine schleunige Eröffnung zu machen habe. Indem der Schlaftrunkene arglos das Fenster oder die Tür öffnete, um sich nach dem Begehren des Bürgermeisters zu erkundigen, ward er von den Gendarmen ergriffen und sogleich gefesselt. So ging es von Haus zu Haus.

Auf diese Weise gelang es, die allerunternehmendsten Verbrecher fast ohne Geräusch zu verhaften. In den nächsten Tagen wurden sie dann einzeln auch aus andern Orten nach Berlin überführt. Es gewährte im Monat Januar und Februar einen eigenen Anblick, täglich die Transporte jener berüchtigten, oft ergrauten Übeltäter durch Berlin kommen zu sehen, die, auf einem Bauernwagen geschlossen, mit finsternem Troße in den verdächtigen härtigen Gesichtern, ihrem Verhängnisse entgegeneilten. Im Frühling fand im Posenischen, Birnbaum, Neubrück, Bronke, Samter, Finne, Grätz, Rakwik, Willischowo, poln. Wilke, Schmiegel, Ritsche, Storchnest, Silz, Kostarczewo, Wollstein, Koppnik, Karge, Bentzen, Tirschtiegel und Brätz, überall Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmen und Verhaftungen statt. Eine ebenso erfolgreiche Streife wurde nach Magdeburg und in der Altmark gemacht.

Die Ausdehnung der Untersuchung war beispiellos. Infolge von Bezichtigung durch geständige Genossen, wurden in dieselbe mehr als 500 Personen, fast lauter Juden verwickelt, die seit Jahren teils vom Diebstahl ein Gewerbe gemacht, teils Hehlerei getrieben, gestohlenes Gut wissentlich gekauft, oder zu Gunsten ihrer Genossen sich des Meineids besonders zum Nachweise des vorgeschützten Alibis in den früheren Untersuchungen schuldig gemacht hatten. Des letzteren Verbrechens waren jedoch, mit Ausnahme eines einzigen Juden, nur Christen angeklagt! Zur Untersuchung waren 197 Individuen herangezogen, wegen der übrigen aber diese noch ausgesetzt worden, vorzüglich, weil es an ausreichendem Gefängnisraume mangelte. Aus den vielen Geständnissen, die selbst von den gewiegtesten und erfahrensten Übeltätern erlangt wurden, entwickelten sich immer neue Be-

zichtigungen, sodaß in der That, wenn dies so fortging, in der Sache kein Ende abzusehen war.

Auf der anderen Seite beliefen sich die Kosten der Untersuchung schon auf 11 000 Taler, und es mußte diese, im weiteren Fortschreiten, sowie für den Kriminalfonds, als für die subsidiarisch verpflichteten Kammereien, am Ende unerschwinglich werden.

Aus dem allen entfaltete sich die Notwendigkeit, die Untersuchung abzuschneiden. Es geschah dies denn auch mit ministerieller Genehmigung, im April 1833, in der Art, daß, bezüglich der Mitschuldigen, auf welche die Untersuchung bisher noch nicht ausgedehnt war, das peinliche Verfahren ihrem ordentlichen Richter vorbehalten blieb.

Diesen Grundsätzen gemäß ist im Sommer 34 der gänzliche Abschluß der Untersuchung erfolgt.

Es standen überhaupt 520 Personen, größtentheils jüd. Glaubens, in Frage. Von ihnen sind nicht zur Untersuchung gezogen 316 Personen. Von den übrigen 204 sind bereits bei anderen Gerichten zur Untersuchung gezogen 7, — es bleiben mithin 197, worunter sich inkl. 3 getaufter Juden, nur 19 Christen befinden, und auf diese erstreckte sich die Untersuchung. Ihre Namen sind:

(Ziele S. 51—55):

I. „Mithier nicht verhaftet gewesen, teils weil ihre Verbrechen minder schwer, teils weil sie der Flucht nicht verdächtig waren, und teils endlich, weil sie Kaution gestellt haben: Michel David Cohn; Wolf Cohn und Frau, geb. Kochatsch; Manasse Damit; Elias Dubstch; Engelmann und Frau; August Froehlich und Frau, geb. Jaremba; Meyer Friedeberg; Salomon Fürstenheim; Baruch Glanz; Christian Herbe; Frau Ju. Jacobi, genannt Stralsunder; Frau Marcus Joel, geb. Simon; Frau Jette Klein; Jeremias Joel Kronheim; Heimann Desser; Doesser Meißner, gen. Desser Terz oder Langnas; Witwe Lea Moses; Frau Michaelis; Frau Posener; Witwe Röschen Rosenthal; Abraham Levi Sachs; Frau Marcus Simon; Nathan Speter; Ludwig Schaefer; Frau Magnus Aron Stein, Rebecca geb. Westen; Anton Jaremba; Moses Levin Behden, gen. Mausche Leib.

Von diesen sind im Laufe der Untersuchung a) entwichen: Frau Magnus Stein (sie wohnt jetzt wieder in Calbe a. d. M.); b) verstorben: Kronheim; Frau Marcus Joel; Wolf Cohn und Frau.

II. In das Stadtvogtei-Gefängnis abgeliefert: Johann Marcus Adam; Levi Arnold; Moses Levi Altenburger, gen. schwarzer Mausche Leib; Frau Altenburger, Amalie geb. Doesser, gen. Mamele; Mendel Alexander, gen. Langefuhr; Baer Aron, gen. Berwich oder der stumme Baer; Levi Abraham Bauchwiz, gen. Aron Leib; Jacob Bauchwiz; Doesser Ball; Baruch Behrends, gen. Baerchens Baroch und Frau, geb. Quil; Moses Simon Bernhardt, gen. Zimchens Mausche; Salomon Benjamin,

gen. Schlaume; Wolf Berg und Frau; Jacob Berg; Samuel Meher Bendig, gen. Geiler; Philipp Bendig, gen. Feischel; Levi Meyer Bendig, gen. Geiler; Isaac Abraham Boehm, gen. der blinde Jhlot; Carl Friedrich Bedler; Israel Bhd, gen. Isrol; Abraham Israel Braun; Ephraim Blumenthal, gen. Scheel Ephritim; Nathan Blumenthal, alias Zacharias; Michel Bonn; Joseph Buchholz; Salomon Hirsch Cohn, gen. Schlaume Hirschau; Heymann Hirsch Cohn, gen. Chaium Hirschau; Mendel David Cohn; Marcus Elias Cohn, gen. schwarz Mortege; Abraham Mendel Cohn; Heimann Isaac Cohn; Abraham Joel Deutsch; Simon Edstein, gen. Pabelchen; Abraham Eisenhardt, gen. Bräunchen Aron; Ansel Chtich, gen. Ansele; Wolf Gerson Fürst, gen. Wölfschen; Samuel Abraham Flato, gen. Oberlicht; Levin Feld; Joseph Fischer, gen. Rogasen; Fischel Goldberg, gen. Goldschmidchen; Isaac Kesser Gräntthal, gen. Eschte; Herz Goldschmidt; Simon Levin Gräher, gen. Zänderchen; Gerson Joseph Heine- man, gen. der schwarze Gerson; Abraham Michel Heine- man, gen. Ahtelschaim; Aron Daniel Heine- man, gen. Gedalges Arendche; Abraham Harry, gen. schwarz Friedrich; Isaac (Zbig) Hirsch, gen. Stämper; Hirsch Moses Hirschberg, gen. Brobbär; Joseph Hirsch Horwiz; Hartwig Jonas; Moriz Jonas, gen. Schnarakti; Eduard Jonas; Witwe Jonas, Marianne geb. Samson; Frau Jonas, Auguste geb. Wallerstein; David Joseph, gen. Hundt; Zübel Joseph; Israel Knopf; Zbig Knopf; Mosher Meyer Köhler, gen. der rote Mosher; Hirsch Mosher Köhler; Wolf Mosher Köhler; Nehmann Jacob Königs- berger, gen. Nachmiel; Heimann Selig Kupper; Isaac Levin Kunstmann, gen. der lange Esfig, und Frau, geb. Altenburger; David Levin Kunstmann, gen. Dovidchen; Aron Küttge; Abraham und Ephraim Deyser; Salomon, Heimann, Isaac, Jacob und Michel Heimann Levy; Jonas Levy, gen. Jonas Holländer; Frau Levy, Jette geb. Schmerl; Moses Abraham Littwad, gen. Mauschine; Harri Lilienthal; Moses Levin Löwenthal, gen. Humprecht; Frau Löwenthal, geb. Kunstmann; Israel Löwenthal; Simon Joseph Löwenthal, gen. Süffel; Jacob Gerson Levinstein, gen. Josef Horn; David Löwentstein, gen. Löwele; Frau Levinstein, Mine geb. Kessler; Frau Lübeck, Jette geb. Jacobi, gen. das schwarze Pechchen; David Abraham Marcus, gen. Biller; Salomon Marcus, gen. Biller; Daniel Simon Michae- lis, gen. Gadalge; Moriz Meher; Marcus Moriz, gen. Mortege Schuster; Wolf Moses, gen. Czarnower; Simon Moses, gen. Rinimer; Meyer Wolf Mühl- berg, gen. blind Meyerchen; Elias Aron Reiky, gen. Gilge; Levin und Hermann Reiky; Isaac Abraham Noah, gen. Jhlot Weiner; Salomon Oppenheim, gen. Schlome Unger; Carl Wilhelm Paz; Aron und Abbel Philipp; Samuel Pincus; Jacob Neumann Posener, gen. Nachmann; Isaac Moses Prenz- lauer, gen. Zbig Quitscher; Johannes Franz Rein- hardt; Abraham Joseph Rose; Joseph Adolph Ros- senthal, gen. der Dide, und Frau, geb. Reil; Israel und Hulda Rosa Rosenthal; Benjamin Rosen- baum; David Marcus Sachs, gen. Rabiad; Isaac Moses Sachse, gen. Jhlot; Hermann Moses Sachse, gen. Hirschgen; Jeremias Samuel, gen. Ferme, vulgo Jeremi begrob mich; Levi Marcus Serlo, gen. Morte- gens Leib; Wolf Zbig Sarnow, gen. Zbig Seigers- sohn; Michel Selig, gen. Krummas; Marcus Abra- ham Silberstein, gen. Woherchen; Raddisch Rastel Simon, gen. tauber Raddisch; Marcus Simon, gen. Mortege Gräher; Israel Jacob Schacher, gen. Isrol Joluf; Marcus Scheimann und Frau; Joseph Schmidt; Carl Theodor Schmidt, gen. Gäll; Abra- ham Schmerl, gen. Schmerls Aron; Frau Jette Schmerl; Moriz Schmerl; Hele Schwarz; Samuel Mendel Schwarz; Jacob Joseph Schwiner, gen. Storgel; Simon Jacob Schwiner, gen. Schmaye oder Schmaye Grabeler; Wolf Rastel Scheltinger, gen. Wölfschen Aron; Aron Berwich Schumann, gen. Arendche Schnaufloch; Joseph Nathan Stahl, gen. Jof-

jes, alias der Zahmel; Nathan Jacob Stahl, gen. Rosen; Samuel David Stod, gen. Samuil Parrach; Isaac Hirsch Stuardt, gen. Hermann; Wolf Stein, gen. Wölfschen Bodenum, und Frau, gen. Christel oder Barach Köppin; Meyer Tiller, gen. Meyer Magazin; Heymann Troppau; Simon Unger; Adolph Philipp Wallerstein; Eduard Wallerstein und Frau; Lehser Wasser; Wär Winterfeld; Levin Wär Winterfeldt, gen. Wärlés Leib; Simon Meyer Wiener, gen. Schapsel; Hirsch Salomon Wohlauer, gen. der Schnurrbart; Friedrich Benjamin Wohlgemuth; Marcus Wolff; Jacob Moses Wolfram, gen. Fotele; Moses Jacob Wolfram, gen. Foteles Wausche; Wolf Moses Wolfram, gen. Wölfschen; Isaac Wolfram, gen. Klein Thiggen; Joseph Wolfram, gen. Fuchslopf; Frau Wolfram, Rebecca geb. Wär; Jacob Meyer Behden; Meyer Berf; Löser Berf. Gestorben sind von ihnen theils im Arrest, theils in der Strafanstalt, theils auf freiem Fuße: Johann Marcus Adam; Frau Baruch Behrends; Daniel Simon Michaelis; Hermann Kellh; Samuel Pincus; Frau Rosenthal; Isaac Moses Sasse; Hermann Moses Sasse; Abraham Michael Heinemann; Joseph Hirsch Horwich; Wolf Moses Wolfram; Isaac Lehser Grünthal; Südel Joseph; Samuel Bendig; Meyer Tiller; Samuel Abraham Flatorow; Levin Marcus Serlow; Mendel Jacob Alexander; Nathan Blumenthal; Wolff Berg; Michael Heymann Levy; Moses Abraham Littwad; Joseph Buchholtz; Joseph Wolfram; Aron Berwich Schumann; Wolf Eohn und Frau.“

Gegen 150 der gefährlichsten professionierten Diebe und Diebeshehler wurden so auf länger oder kürzer für die menschliche Gesellschaft unschädlich gemacht. —

Eine wahre Geißel aller öffentlichen Kassen und begüterten Privatpersonen, hatten sie verstanden, seit einem Menschenalter, nur von und durch Diebstahl zu leben, und oft zahlreiche Familien zu erhalten, ohne von der strafenden Gerechtigkeit mehr als oberflächlich berührt zu werden. Und in dieser Kunst unterscheidet sich der jüd. Gauner bezüglich seiner Verschmittheit und Gefährlichkeit so wesentlich von dem Gauner christlicher Abkunft.

Eine förmliche Geständniswut war, seit Ausgang 1831 bis Anfang 33 unter den eingelieferten Gaunern eingerissen, weil jeder glaubte, dadurch sein Los mildern zu können. Neuerdings ließen sie sich aus dem Gefängnisse zum Verhör melden und zeigten freiwillig Delikte an, die sonst wahrscheinlich nie zu Gericht gekommen wären und bauten so mit eigener Hand immer höher das Gebäude ihrer Strafbarkeit.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese seltsame Erscheinung zum großen Teil in dem Streben der Verbrecher den Grund hatte, ihre, ebenso schuldigen, und entweder leugnenden oder noch

auf freiem Fuß befindlichen Genossen nicht straflos ausgehen zu lassen, da ihr gesellschaftliches Lügenprinzip doch einmal zerrissen war. Dies zeigte sich recht deutlich, als 33 der erfolgte Abschnitt der Untersuchung unter ihnen bekannt wurde. Es trat da nicht nur eine merkwürdige Rauheit, ein unverkennbares Zurückhalten ein, sondern viele fingen auch an, ihre früheren Geständnisse nach ihrem Vortheile zu modeln, und noch andere basierten auf ganz unhaltbare Gründe einen eigentlichen Widerruf. Aber abgesehen davon, waren doch selbst Fälle vorgekommen, wo in der Untersuchung beteiligte Personen freiwillig in Berlin sich einfanden, weil sie glaubten, ihrem Schicksale doch nicht entgehen zu können. —

... Wer nun fragt, warum eine Sache von so allgemeiner Wichtigkeit nicht gänzlich zum Austrage gebracht sei, da ja doch die vielen an diesen Fortgang geknüpften sozialen und Staatsinteressen von entscheidendem Übergewichte über alle ökonomischen Rücksichten waren, — dem wollen wir zu bedenken geben, welche Berge von Hindernissen und Schwierigkeiten einem solchen Austrage, einer so riesenhaften Untersuchung sich entgegenstellten. 520 Personen waren schon beschuldigt, einige 100 würden wahrscheinlich noch bezichtigt worden sein, und neun Zehnteile davon würden verhaftet werden müssen. Kein einziger würde, vor gänzlichem Schlusse der Untersuchung gegen alle, zur Strafanstalt haben abgeführt werden können, sodaß also 5 bis 600 Individuen jahrelang hätten in Untersuchungshaft bleiben müssen. Wo sollte nun aber der hierzu notwendige Gefängnisraum herkommen, da der vorhandene schon jetzt nicht reichte? Ein ganz neues Gefängnenhaus hätte also, bloß wegen dieser Untersuchung, mit großen Kosten hergestellt werden müssen. Und da ein nicht unbeträchtlicher Teil der bezichtigten Verbrecher im Auslande lebte, war er zu der Untersuchung nicht mit heran zu ziehen.

Fest steht, daß in der Untersuchung mehr als ein Fall vorgekommen ist, wo Fragen, wegen Feststellung von Thatständen der im Auslande verübten Ver-

brechen, gar nicht beantwortet worden sind — weil man vielleicht Ansprüche wegen eines Kostenbeitrages fürchtete.

Daher war ein Abschritt unvermeidlich, und die öffentliche Sicherheit kann immerhin mit dem zufrieden sein, was die Untersuchung innerhalb ihrer engeren, und doch weiten Grenzen, hervor gebracht hat.

Sie erstreckt sich auf einen Zeitraum von 20 Jahren zurück. Über 800 Verbrechen, überwiegend gewaltsame Diebstähle sind zur Sprache gekommen, davon jedoch nur 549 näher erörtert, weil die übrigen teils auf die Bestrafung der zur Untersuchung gezogenen Personen einflußlos, teils bei dem angeordneten Abschnitte der Untersuchung unnötig, teils mangels objektiven Tatbestandes unmöglich waren.

Von den erörterten Verbrechen bestehen 43 aus verschiedenartigen Delikten, 506 aber aus Raub und gewaltsamen, oder sonst beträchtlichen Diebstählen, wodurch 46 öffentliche Rassen und 460 Privatpersonen, soweit sich der Betrag hat feststellen lassen, um mehr als 210 000 Taler bestohlen worden sind.

Die Akten bestehen aus 2050 Bänden nämlich aus 854 General- und Spezialbänden, und aus 1106 Vor- und Hilfsakten. Von den letzteren betreffen 810 Bände allein die frühere Bestrafung der zur Untersuchung gestellten 197 Individuen.

Seit dem 31/10 1835 ist in der Untersuchung das Erkenntnis 1. Instanz ergangen, wodurch die aktkundige und größtenteils auch eingestandene Verbindung der Gauner als eine bandenmäßige in gesetzlichem Sinne angesehen und deshalb auch auf die Strafe des Bandendiebstahls erkannt worden ist. Die gegen jeden einzelnen Verbrecher festgesetzte, in 2. Instanz meist geminderte Strafe ist in den Personalnotizen, da wo er vorkommt, angegeben.

Zusammengenommen ist nun in 1. Instanz erkannt worden:

- a) an Zuchthaus auf 1264 Jahre,
- b) an körperlicher Züchtigung auf 1380 Streiche.

In 2. Instanz nur:

- a) an Zuchthausstrafe 858 Jahre,

- b) an körperlicher Züchtigung auf 1060 Streiche.

Zu 10 Jahren und darüber sind 56 Individuen verurteilt. Das höchste Strafmaß ist 30 Jahre. Freigesprochen sind von den Angeschuldigten in erster Instanz 5, in 2. Instanz 2, beruhigt haben sich 12, darunter 3 bei einer Strafe von 20, 25 und 30 Jahren. Alle übrigen haben das Rechtsmittel der weiteren Verteidigung eingelegt. Von dem am Schlusse der Untersuchung wegen der Zweifelhafteit ihrer Bestrafung entlassenen und in ihren Wohnörtern unter polizeiliche Aufsicht gestellten Angeklagten sind 4 entwichen, steckbrieflich verfolgt worden, aber bis jetzt erst 2 wieder eingebracht, von denen einer mit 3jähriger Strafe sich freiwillig gestellt hat.

Gegen L., der durch bösen Willen die anfänglich bedingungsweise ihm erteilte Begnadigung verwirkte, ist auf körperliche Züchtigung von 20 Streichen und Einsperrung bis zur erfolgenden Begnadigung, worauf vor Ablauf von 20 Jahren von amtswegen nicht anzutragen ist, erkannt worden.

Diese Strafe ist von des Königs Majestät dahin gemildert, daß

1. die Züchtigung gänzlich wegfallen soll,
2. die Einsperrung auf eine 15jährige herabzusetzen, und er
3. in der Strafanstalt etwas besser zu behandeln sei.

Nachdem er diese in 2. Instanz auf 10 Jahre ermäßigte Strafe bis zum Dezember 38 in der Strafanstalt zu Spandau verbüßt, ist ihm der Rest derselben Allerhöchsten Ortes erlassen, und er auf freien Fuß gesetzt worden. Er „stahl“ nicht mehr, sondern machte noch 21 Jahre hindurch mit dem Strafgesetznur als Nepper und Fehler wiederholt Bekanntschaft; und starb 1859.

Diesen Monstreprozeß verarbeitet die Presse fast jeden 10. Venz zu Jubiläumsartikeln, natürlich ohne dabei seines besonderen rassistischen Gepräges zu erwähnen. Dagegen wollte man im Hannov. Tagbl. noch 10/11 1915 in der Begründung seines Abbruches einen „urkomischen Beigeschmack“ finden, der aber wohl nur aus dem verdorbenen

Magen des Blattes stammte. Denn nach unseren arischen Gesetzen hatte ein solcher Mattenkönig verbrecherischer Juden nicht vorgesehen werden können; und daß dabei der Apparat nicht funktionierte, lag nicht an diesem, sondern an den vielen Objekten, auf die er angewandt werden sollte, ohne auf eine solche Anzahl berechnet zu sein. Man hätte aber ohne lange feinfühligere Untersuchungen gegen die sich außerhalb des Staates stellenden Juden damals viel summarischer verfahren und sie in Bausch und Bogen züchtigen, einsperren und hängen sollen. Wenn man in Deutschland wieder einmal eine über das ganze Reich und das Ausland verbreitete Verschwörer- oder Finanzbande abzurteilen gezwungen ist — und das wäre nicht ganz unmöglich — wird man hoffentlich nach den Erfahrungen vor 100 Jahren alles viel kürzer und billiger gestalten.

Theodor Fritsch weist in seinem trefflichen Buch „Bodenwucher und Börse“ S. 217 auf verwandte Erscheinungen der Gegenwart hin: „Das Chawrussenwesen war in Juda von jeher so meisterlich ausgebildet, daß es erstaunlich wäre, wenn nicht auch eine „Börsen-Chawrusse“ existierte.“

Viele der direkten Nachkommen jener „Chawrussen-Mitglieder von 1830 sind heute angesehene Börsenmänner in Berlin, Breslau und Frankfurt. Wer weiß, mit welcher Zähigkeit sich im jüdischen Stamme Neigungen und Talente vererben, den mußte es wundern, wenn nicht auch die Söhne und Enkel jener Chawrusse die Praxis der Väter übten. — Wer sehen will, kann sehen, daß an der Börse nicht nur Spiel, sondern Falschspiel getrieben wird!“

Löwenthal, Nathan, Dr. med., USP, Lausanne. *1855 Mählen, Rußl. G: Schullehrer. — „N. mußte 74 in Kiew die Studien wegen Studentenunruhen unterbrechen“ — hatte er mitgemacht und wurde er ausgewiesen? — assistierte in Genf dem Physiologen Moritz Schiff und arbeitete mit Herzen (sb) in Lausanne, wo er 90 Prof. wurde. Er schreibt dtsh, russisch u. französl. DDU; JG.

Löwenthal, Raumann, JG, 1819 Schmiegel — 55 Posen, wo er der 1. jüd. Oberlehrer an einer preußischen Realschule war. B: Physiologie des freien Willens, 43.

Loewenthal, Paul, flamenischer Konsul, Frankfurt a. M. 1911. WB.

Loewenthal, Richard, Hamburg. UR: Mälzerei. 1914.

Löwenthal, Richard, stud. jur., Führer der Fraktion „Revolutionärer Sozialisten an der Universität Berlin“. BR 65, 1929.

Löwenthal, Robert, Großsekretär der Großloge der Republik, Guatemala. Heise, Entente-freimaurerei 1919, S. 173.

Löwenthal, Salo, Verleger. — In Leipzig erschien seit 1878 eine „Zeitschr. für Drechsler, Elfenbeingraveur und Holzbildhauer“, Herausgeber E. U. Martin in Leipzig. Diesem erstand 1891 in Löwenthal als Verleger der in Berlin erscheinenden „Dtshen Drechsler-Z.“ ein Konkurrent, der mit den unlautersten Mitteln Martin in Leipzig zu schädigen suchte.

Lö. setzte nämlich für seine „Deutsche Drechsler-Z.“ einen Vertreter nach Leipzig und ließ seine Zeitung im Leipziger Adreßbuch eintragen, um den Anschein zu erwecken, als sei Leipzig der Erscheinungsort. Verwechslungen waren die Folge, indem von der Post Sendungen für die Martin'sche Z. dem Vertreter der Berliner Z. zugestellt wurden und Aufträge für die Leipziger Z. zu Unrecht in die Hände des Berliner Verlegers gelangten. Um den beständigen Differenzen mit der Post, die die Martin'schen Beschwerden abwies, ein Ende zu machen, ließ Martin den Kopf seiner Z. ändern und sie unter der Firma „Verlag der Zeitschrift für Drechsler, Elfenbeingraveur und Holzbildhauer (Leipziger Deutsche Drechsler-Z.), E. U. Martin“ eintragen. Wegen dieses Nebentitels erhob Lö. 1900 Klage gegen Martin unter Berufung auf § 8 des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes und verlangte Bestrafung, Löschung des Zusatzes „Leipziger Deutsche Drechsler-Z.“ im Handelsregister und Verbot des Gebrauches dieses Zusatzes bei Geldstrafe. Lö. wurde abgewiesen und in die Kosten verurteilt. Das Gericht entschied, daß Martin sich lediglich zu berechtigter Abwehr entschlossen hätte, die Veränderung seiner Firma vorzunehmen. —

Nach unserem Dafürhalten, sagt DB 26/8, mußte der Spieß umgedreht und gegen Löwenthal Klage wegen unlauteren Wettbewerbes erhoben werden. —

Loewenthal, Samuel. DB 21/2: „Wer sind die Schuldigen? In unserer Nummer 549 hatten wir eine Meldung des „Deutschen Volkswillens“ wiedergegeben, nach der in Ritzingen mehrere Nationalsozialisten blutig geschlagen worden waren. In dieser Meldung war auch die Aussage eines Margisten wiedergegeben, nach der er und ein paar andere Sozialdemokraten ausgetobt worden waren, die bekannte rührige nationale Auslandsdeutsche Frau Ellendt und einen Arbeiter Bierkötter zu ermorden. Als Anstifter und Geldgeber wurde ein Herr Loewenthal und vier andere Leute jüdischer Rasse bezeichnet, deren Namen nicht genannt waren. Hierzu teilt uns Herr Samuel L. mit, daß er weder Anstifter noch Geldgeber zu einem auf Frau Ellendt oder andere „Antisemiten“ geplanten Mordattentat ist oder war. Er sei daher auch am nächsten Tage, nach seiner Festnahme, wieder aus der Haft entlassen worden. Demnach scheidet Herr L. aus dem Konsortium aus, und man wird hoffentlich erfahren, wer die vier anderen waren, die damals der Anstiftung beschuldigt worden sind.“

Loewenthal, Siegfried, Frankfurt a. M. UR: Motoren, Darmstadt. 1914.

Löwenthal, W. u. G., Gebr., Verlag seit 1866, Berlin C 19, Grünstr. 4. Inh: Salo Löwenthal (sb) und Dr. jur. Robert L. u. Friedr. Schnürdreher. Mitinh: G. U. Schroeder & Co., Berlin. — Die Mischpoke im Berl. Buchhandel, 1891: „Die verlegen das „Berliner Stadt-Adreßbuch“, für das sich auch nicht hat gefunden ein Go!, sondern das auch hat müssen drucken und verlegen einer von unsere Deut!, und der ist auch geworden daran reich und hat sich gerichtet ein damit ein Geschäft, das nicht unterliegt irgendwelcher Konjunktur, sondern bringt alle Jahre einen sichern, einen großen, einen feinen Gewinn.“

Loewenthal, Walter, Leberhändler aus Berlin, wurde 1917 in Pirmasens von seinem Geschäftsfreund, Otto Gebhard, gemeuchelt, der, auf Grund des Indizienbeweises zum Tode verurteilt, die Tat eingestand. Jedenfalls arbeitete die Justiz, wo es den Mord an einem „Juden“ zu rächen galt, mit anerkannter Schnelligkeit und Deutlichkeit, — während es umgekehrt leicht hapert, wo Juden die Mörder eines oder auch mehrerer Nichtjuden gewesen sind. (s. Otto Schlegelinger.)

Loewenthal, Wilhelm, 1850 Rybnitz — 94 Berlin. Dr. med., Uß Lausanne. R: Bürger-Z., Berlin. Er reiste für den Türken-Hirsch nach Argentinien, zwecks Ansiedlung russischer Juden, glaubte ein Mittel gegen Cholera entdeckt zu haben, machte damit in Tongking Versuche und wurde in Berlin Mitinhaber des Adreßbuchs und humanitärer Anstalten der Frauenbewegung, sowie Dozent an der Humboldt-Akademie. B: Konfessionslose Religion; Recht der Frau; Graf Redenhorst, Schsp. Ue: Ad. Smith; Daudet, König. — Pagel; Brä.

Loewenthal, Wilhelm, Dr., *1877 Moskau. 14 Ud (Russisch), Akademie, Posen.

Loewenthal & Co., Verlag und R: Textil-Z.; Frauenbewegung. Berlin. — Eb. 167.

Loewenthal-Reinberg, Agathe, Konsulswitwe, geb. Geiger, Millionärin, Frankfurt a. M., Taunusstr. 10. 1914.

Loewenthal v. Einau, Heinrich, 66 nobilitiert, Legat bei der österr. Botschaft in Washington, 1910 O Δ v. Rostiz-Kiened. SG; SA.

Löwenwarter-Bernays, Viktor, Dr., RA, O Martha Oppenheimer-Fräuel, † 1915. Z: Finge, 15. — Köln. Schwager: RA Adolf Rassa u, Hagen i. W., O Anne D.-F.

Loewi, Otto, Dr., Uß (Pharmak.), Graz. *1873 Frankfurt a. M. O Z. des Uß (Chemie) Goldschmidt, Wien. L. prüft für das Physikatsexamen. Delan 1913.

Löwi, Rudolf (Ralph Ste), *1888, Raaden. B: Lotosblumen, Ged.; Aphorismen; Romane.

Loewi-Herwi, Frau Babette (B. Herwi); *1843. G: Rfm. Rosenfeld. O 63. Ma: Stuttgarter Musikztg.; WT. B: Kritischer Tag (Einakter); Sonnige Gesch. (Nov.); Deklamatorisches Potpourri, Berl. 90. Sie wurde ins Englische und Italienische übersetzt. Kü 10.

Lowie, R. H., Dr., Uß (Ur-Gesellschaft und Religion), Univ. v. California, Ber. St. — Jew. Chron. 27/9 1929.

Löwinger, Hermann, Frankfurt a. M., *1849, Preßburg, Ung. B: Preßburger Ghettobilder, 00. Kü 26.

Löwinsohn, h: Denary.

Löwinsohn, Eugen (Eugen Loewen), *1857 Posen. Wien. B: Brauch und Liebe, Esp.; Unschuld siegt, Esp.; Natur und Sitte; Sünder und Gerechte; Auf Kosten des Dritten, Schw.: Künstlerehe. Ro. Kü 21.

Loewinsohn, Johanna (Johanna Braun), *1874. Rezitatorin, Lehrerin, Berlin. — Kü 2; Pa.

Löwinsohn, L., R: Berl. Nachr. und Handelsblatt. Giese 52.

Löwinsohn, Paul, G. m. b. H., Verlag, B.-Schöneberg, Bozener Str. 21. Wahrheit 14/2 1914: „Große Lieder“, Monatshefte. Das reichhaltige Heft 2 enthält außer einem Parfival-Potpourri mit Text für Klavier ein Preisanschreiben. „Welches sind die 3 besten Schlager?“ und „Welcher Komponist hat die beste und schönste Schlagermusik gemacht?“ sind die Fragen, für deren Beantwortung Preise von 250 M. ausgesetzt sind. Die Bedingungen erfährt man aus den „Großen Liedern“, für 10 Pfg. überall erhältlich.“ — Schon Juni 1914 stand L. vor dem Schöneberger Gericht unter Anklage, 15 unzüchtige Nummern in den „F. L.“ verbreitet zu haben. „10 davon mußten aber ausgeschieden werden, weil sie ein Kabarettstück in Sondervorstellungen im Rgl. Schloß vorgetragen hätte“, Fürmer, Aug. 14.

Löwinson, Ermanno, f. Löwinson.

Löwinson, I. Louis, 1848, Berliner Revolutionär. Die republikanische Partei hatte den 14/6 48 zu einem Schlage bestimmt: „Das Berliner Zeughaus, nach Nr. 30 des Staats-Anzeigers „das Zentral-Waffendepot für das ganze Land“, wird geplündert“. — Dem Bericht des Kommissars des Kriegsministeriums, Oberstleutnants v. Griesheim zufolge, wurden die Kisten aufge-

schlagen, und 1100 neue Gewehre gestohlen, ebenso wertvolle, alte, mit Silber beschlagene und mit kunstvollen Elfenbeinarbeiten verzierte Waffen. Die mit preussischem Blut eroberten Fahnen, wurden von den Wänden gerissen, zerbrochen und zertreten. Diese 25 Minuten kosteten dem Staate 50 000 Taler, der Armee die Bewaffnung mehrerer Bataillone.

... „Über die Vorgänge am Zeughaus berichtet später die Anklageakte vom 12/7 48: „L. Löwinson sei der Meinung gewesen, sich der Waffen zu bemächtigen. Im Zeughause lägen noch 20 000 Gewehre, und der Minister gäbe vor, es seien keine vorhanden.

L. hat demnächst vorgeschlagen, sich zuerst zu vergewissern, ob Militär im Zeughause sei, darauf sind Urban, Korn und Löwinson an der Spitze der ihnen folgenden Volksmenge an die Front der Bürgerwehr gegangen, haben Einlaß in das Zeughaus verlangt, um sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Bevor sie hineingingen, wurde Löwinson, wie ein Zeuge bekundet, von einigen in die Höhe gehoben und redete das Volk an: „Er würde jetzt nach dem Zeughause gehen, sie möchten sich ruhig verhalten, bis er zurückkomme, sie müßten heute durchsehen, daß das Zeughaus vom Militär geräumt würde, ohne dies gingen sie nicht ab, es möchte geschehen, was da wolle.“ Ferner bekundet in dem Zeugenverhör vom 13/7 ein Zeuge, daß er als Zugführer bei der Bürgerwehr in der Wohnung des Löwinson Hausdurchsuchung nach Waffen abgehalten und hierbei 2 Miniégewehre und ein Perkussionsgewehr gefunden habe, wohingegen Löwinson einfach bemerkt, daß die beiden Gewehre von seines Wirts Bedienten, behufs Zurücklieferung in das Zeughaus am 14/6 gekauft und in die Löwinson'sche Wohnung gebracht worden seien. Ein zweiter Zeuge sagt aus, daß Löwinson zum Volke gesprochen, das Militär müsse jedenfalls aus dem Zeughause heraus, und wenn die Bürgerwehr dafür nicht Sorge, so müßten sie (Löwinson und das Volk) dies ausführen... Auch ist Zeuge der Meinung, daß die zum Teil großen Steine, womit geworfen wurde, schon in dieser

Absicht nach dem Platz gebracht sein müssen. Löwinson wurde mit zweijähriger Festung bestraft. Auf Verlust der Nationalkofarde wurde nicht erkannt, weil das Gericht in dem Vergehen des Angeklagten keinen Mangel an patriotischer Gesinnung fand.

Als Verteidiger des Louis Löwinson fungiert sein Bruder Dr. Morig Löwinson, der u. a. in seiner Verteidigung erklärte: Er habe den preußischen Nichterstand auf dem Boden der Revolution stehend erachtet und könne sich nicht denken, daß dieser seine Mutter (die Revolution) verleugnen möge. Sein Bruder habe nicht den Willen gehabt, am 14/6 etwas auszuführen, denn sonst würde er's gewiß getan haben. — Daß der Angeklagte Louis Löwinson am Schlußverlauf des Ereignisses etwas milder gesprochen hätte, erklärt der Staatsanwalt dadurch, daß inzwischen das Gerücht von der Annäherung des Militärs aus Potsdam und Charlottenburg sich verbreitet und dies die Überlegung in dem Angeklagten hervorgerufen habe, daß die versammelte Volksmenge zum erfolgreichen Widerstand gegen diese bewaffnete Macht nicht stark genug, es vielmehr geratener sei, „für jetzt“ sich zu beruhigen. —

2. Morig, Dr. — Bruder von 1. — 1848, Berliner Revolutionär, kühlte bekanntlich seine roten Lippen am Palais des Prinzen von Preußen. „Als am 16/5 1848 die Nachricht eintraf, daß der Prinz demnächst nach Berlin zurückkehren werde, wurde das von Juden und anderen „Volksmännern“ zur Erregung von Tumulten benutzt. Volksmengen versammelten sich vor dem Palais Unter den Linden, wobei von Juden der Vorschlag gemacht wurde, wieder das Wort „Nationaleigentum“ anzuschlagen. Löwinson spielte dabei die Hauptrolle. Ob derselbe heute noch lebt, Titel und Orden besitzt und Kommissionsrat geworden ist, weiß ich nicht.“ — Liebermann v. Sonnenberg, Beiträge.

Dr. Löwinson selbst bekannte: „Als die Volkshaufen das Wiederanschreiben des Wortes: Nationaleigentum verlangten, schien es mir am einfachsten, daß man das Transparent aufstellte, welches

am 19. März sich am Hause befand und die Worte enthielt: „das Nationaleigentum ist dem Schutze der Bürger anvertraut“. Als ich diese Ansicht, welche die Beistimmung des versammelten Volkes erhalten hatte, dem Kastellan mitteilen und denselben zur Herausgabe des Transparentes auffordern wollte, wurde mir von einer am Hause aufgestellten Bürgerschildwache der Weg verstellt. Da ich nur allein ohne alle Volksbegleitung den Kastellan aufsuchte, gern jedes Aufsehen zu vermeiden beabsichtigte, so setzte ich einfach dem Bürgerposten meine Absicht auseinander und bat ihn mit Rücksicht auf den Zweck den Zugang nicht weiter zu versperren. In diesem Augenblick fuhr ein Herr in unserer Nähe plötzlich mir und dem Bürgerposten entgegen, und auf die hochfahrendste Weise mit gebieterischem Tone verbot er dem Posten, irgend Jemand einzulassen. Mir schien diese Art des Befehlens doch zu eigentümlich, und ich fragte sofort den gestrengen Herrn Kommandierenden, ob er vielleicht Zugführer oder Hauptmann wäre. Das geht Sie nichts an, herrschte mir jener entgegen, und wandte, indem er nochmals dem Posten jenen Befehl wiederholte, den Rücken. Mehrere Versuche, den Namen des Herrn zu erfahren, obschon selbst der Kastellan, mit dem der Herr offenbar bekannt war, darum angegangen wurde, scheiterten; endlich fügte es der Zufall, daß ich eine Viertelstunde später mit jenem Herrn in der Menge zusammentraf und durch mein unumwunden ausgesprochenes Verlangen nach dem Namen, wie dadurch, daß ich erklärte, nur ein ehrloser Mensch könne Unstand nehmen, seinen Namen zu nennen, zumal wenn er denjenigen kenne, welcher ihn danach frage, es erwirkte, daß ich erfuhr, wer jener Mann sei, welcher sich unterfangen hatte, einem Posten der Bürgerwehr, gleich als stände ein Lafai oder Gendarm an dessen Stelle, Befehle zu erteilen. Es war der Hofmarschall des Prinzen von Preußen, Graf v. Büdler.“

Löwinson und die anderen Juden haben sich dann wohl gehütet, ihren Leib dem kizligen Gewehrfeuer auf Barrikaden auszusetzen.

• Löwinson, Siegfried, Gründer, Berlin. — 1871 schuf er mit seinem Dr. Louis u. a. die „Berl. Wollbank“, wofür sich bald der Staatsanwalt interessierte. Ein Mitbegründer, Ferd. Jäger, Wiesbaden, schrieb an Slagau (S. 355): „Erst kürzlich aus Amerika zurückgekehrt, wurde ich in der Freimaurerloge von Siegfried Löwinson zu dem Unternehmen überredet, vertraute auf sein Brudermwort, und habe, vielleicht der einzige, die gezeichnete Summe voll eingezahlt. Als ich später die Handlungsweise der Direktoren und Aufsichtsräte nicht billigen wollte, hat man mich aus dem Verwaltungsrat gestoßen.“ Wenn die Erzählung wahr ist, meint Slagau, so beweist sie nur, daß selbst in gewissen (Simultan-) Vögen Gründungen betrieben wurden, und daß auch Freimaurer und Bundesbrüder einander „geleimt“ haben. —

Außerdem gründete Siegfried L. 72 die Gesellschaft „Renaissance“ (geschnittene Möbel) in Berlin. Ihm standen dabei seine Brüder Louis L. und Dr. Moriz L. zur Seite. Aber, schreibt Slagau S. 379: „Während die Gesellschaft verkümmerte, wurde Dir. Siegfried Löwinson ein reicher, vornehmer Mann. Auf vielen schönen Häusern in der Wilhelmstraße, Dorotheenstraße usw. zu Berlin las man in großen goldenen Buchstaben seinen Namen, und dazu erkand er als Sommerresidenz Park und Schloß Steglitz bei Berlin, das er mit lauter geschnittenen Möbeln ausstattete. Erst auf der Generalversammlung 20/12 1875 kam es zu „Enthüllungen“. Für den weislich abwesenden Siegfried stellte sich kühnlich Louis Löwinson in die Schranken; er verglich die Führer der Opposition mit dem Massenmörder Thomas (sb), der die furchtbare Explosion in Bremerhaven [Dez. 75] herbeiführte, und er schrie: Die „Renaissance“ sei ihm wie eine Tochter ans Herz gewachsen, und er werde sie trotz aller Dolchstöße der Ankläger zu schützen wissen. — Er zeigte sich um so tapferer, als ihm eine Schar von Genossen und Verbündeten zur Seite stand, und mit diesen stimmte er die Opposition nieder. Aber die Besiegten riefen den Staatsanwalt an, und seitdem schwebt die Untersuchung.“

Die richtige Schreibweise von L., ob mit v und ohne h, konnte einwandfrei nicht geklärt werden.

• Löwinson, Willi, Kfm., Berlin, *1881 ebda. 07 O ◻ Emmi, *87 Elberfeld, E. des Kfm.'s Karl Wülffing // Emma Groot. Körners Bürgerl. Geschlechterbuch 24, 564.

• Löwinohn, Salomon, 1788 (Moor, Ung.) — 22, hebräischer „Dichter“ und Herausgeber von „Vorlesungen über neuere Geschichte der Juden“. — Verwandt mit M. G. Saphir. JG.

• Löwit (Personalien WM) schrieb in Zeitschrift „Der Jude“, Wien, Januar 1919: „Der Zusammenbruch dieser 3 Mächte in ihrer alten Form bedeutet somit eine wesentliche Erleichterung für die Führung der jüdischen Politik ... derselbe Krieg, der die Inaugurierung einer weltpolitisch anerkannten jüd. Nationalpolitik brachte.“ (Gemeint ist der Zusammenbruch Rußlands, Österreichs und Deutschlands, von dem vorher in seiner Abhandlung die Rede ist.) — (Das Wort: Inaugurierung können wir ins Deutsche übersetzen etwa mit „Einsetzung, Einföhrung“.)

Endlich einmal ein offenes Bekenntnis zur jüdischen Politik! Also doch: Jüdische Politik, jüdische Nationalpolitik! Aber wehe dem Deutschen, der seinen Mitbürgern über das Judentum die Augen öföfnen will. Gleich heißt es: „Ihr gemeinen Rabauantifemiten!“ „Wir Juden sind deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“. „Wir sind genau so gute Staatsbürger wie Ihr!“ — Endlich also ein offenes Bekenntnis zur jüd. Politik, die im scharfen Kampfe zur national-deutschen, national-russischen Politik gestanden hat und stehen muß.

• Loewit, Moritz, Uß, Dr. med., Vorstand des Instituts für experim. Pathol. *1851, Prag. E: W. L., Großkfm. O 89, Sid-Frenkl. K: Olga; Karl. Innsbruck, Fallmerayerstr. 14.

• Löwith, Wilhelm, Maler, Prof., *1861 Drosau, Dtschböhmen. E: Kfm. Clement Löwith // Fiala. — O Marzagarete, E. des J. Hausser, Fabrikant. — K: Karl, 97. Schon mit 16 auf der Wiener Akademie! München, Bavarizing 6.

• Loewy-Incorporation, N. York, Filmkonzern, der die Metro-Goldwyn-Mayer kontrolliert und 2000 Kinos in USA, Kanada, Brasilien, England und Dtschld besitzt; er hatte, laut „Wall Street Journal“, im Geschäftsjahr per 31/8 1930 15 Millionen Dollar Reingewinn (1929: 11 756 956 Dollar), 10 Dollar per Share des aus 1 373 257 Aktien bestehenden Aktienkapitals. 680 900 Shares besitzt die Foz Film; Dillon Read & Co., New York, haben für Loewy Inc. 30 Millionen Obligationen emittiert. 1926 bis 1929 stiegen die Vermögenswerte Loewys von 34 291 126 auf 65 336 089 Dollar. WK, Dez. 1930.

• Löwy, Stadtreisender für Tabak, Berlin, 1901. Stbhrg. 3. 4/5: „Jüdische Quengelei. — L. besuchte ein größeres Geschäft; er hatte seinen Zylinder, der verregnet und verstaubt gewesen sein soll, auf den Ladentisch gestellt; dort erblickte ihn ein Angestellter und machte sich den Scherz, ihm einen Trauerrand zu geben, indem er mit der Hand gegen den Strich darüber fuhr. L. war empört, und da er den Missetäter nicht gleich entdecken konnte, veranlaßte er ein Strafverfahren, das den, der sich so an seiner Kopfbedeckung versündigt hatte, wegen Sachbeschädigung vor das Schöffengericht führte. So hat dieses Intermezzo, das durch Aufbügeln aus der Welt geschafft wäre, zu einer regelrechten Verhandlung mit Verhör und Zeugenvernehmung geführt. L. erreichte sein Ziel nicht. Der Gerichtshof sah den Scherz des Angeklagten nicht für strafbar an, da nicht feststehe, in welchem Zustande sich der Hut seinerzeit befunden habe und bedauerte, daß er seine Zeit an eine solche Vappalie verschwenden mußte.“

• Loewy, Jnh. „Café Opera“, Berlin, Unter den Linden — ließ am 3. Weihnachtstage 1910 durch seinen Geschäftsführer den Kellnern bekannt geben, die Einnahmen seien über Weihnachten trotz großen Andrangs klein gewesen, weil sich die Kellner nicht genug Mühe gegeben hätten, „die besseren Sachen zu verkaufen. Nach Einsicht in die Bonbücher sei nur Kaffee oder Bier zu verzeichnen.“ Der Kaffeehäusler scheute sich nicht, den Kellnern anheimzustellen, „dieses Faktum zu ändern“ bei Androhung der Entlassung und hat in der Tat einige Tage darauf mehrere Kellner entlassen, da sie seinen Anforderungen nicht entsprachen. (Vorwärts.)

• Löwy, f. Dpel-Erfindungen.

• Loewy, Adolf, Prof., Dr. med., Ud (Physiologie), Berlin, „der sich nebenher mit allgemeiner Praxis müht, hat die im wesentlichen von getauften und ungetauften Juden (Mosso, Nathan, Junh) durchgeführten Studien über den Menschen im Hochgebirge gefördert“, DWe. *1862 Berlin. E: Kfm. Leopold L. // Moskale ▼ Waldenburg. (Worf: Prof. L. Waldenburg und Th. Lazarus.) B: Dohimbin, gegen Manneschwäche. Cps: v. Schrötter; Junh; Müller; Caspari; Müller Cronheim; Wornstein. Berlin W., Kurfürstenstr. 25.

L. ist Leiter des Instituts für Hochgebirgsphysiologie und Tuberkuloseforschung, Davos.

• Löwy, Albert, Dr., 1816 Nussee — O(7), London. Er ging mit Empfehlungen von Franz Delisch (sb) nach England, von wo er für die Emanzipation der festländischen Juden wirkte, wie Jew. Wold 7/12 06 zugibt. Er leitete seit 70 die Anglo-Jew. Association, die ihn 74 nach Petersburg schickte; 89 wurde er vom britischen Geschäftsträger und dem österreichischen Gesandten in Konstantinopel dem türkischen Großvezier zugeführt, der, auch Jude, alle Pläne Löwys unterstützte; außerdem war er 50 Jahre lang Rabbi in London, übersehte aus dem Dtschen das Wappenwerk von Kottenkamp und unterrichtete den höchsten Adel Englands in fremden Sprachen. — 54 O Gertrude, E. des Rabbi J. Lindenthal. — K: 1. Ernest; 2. Fred; 3. Lionel; 4. Bella; 5. Mrs. George Levy; 6. Mrs. Leslieigham. —

• Loewy, Alfred, Dr., Uß, Freiburg i. B., *1873. B: Versicherungsmathematik, 2. Aufl. 10. — Kd 34.

• Löwy, Bella Miß, Literatin, London WB. — E: Rabbi Dr. L. He: ▼ Graeg's Geschichte der Juden; ▼ Errera's Russische Juden. — JWB.

• Loewy, Bernhard, K: Junger Ritterk, Wien. *1837 Gr.-Kantizza. B: Fidule, Dr. 71. — Kd 10. †?

Löwy, David, Dr., RA, Saaz, †1900, zahlte der *J. Alliance* 300 Gulden (500 M.) Jahresbeiträge. — *Saazer Nachr.* (DWB 31/5): „Wenn man erwägt, daß ein einziger jüdischer Advokat einen solchen Jahresbeitrag zahlte, wie hoch mag sich da die Gesamtsumme der von sämtlichen jüdischen Advokaten, Ärzten und Großhändlern geleisteten Beiträge belaufen?“

Loewy, David, seit 1850 Oberrabbi, Bukovar (Kroatien). „Vorteilhaft bekannt von seiner Polemik mit dem geschätzten Redakteur der „*Neuzeit*“ in Wien, in Angelegenheit der Bescheidungsfrage.“ *Lippe* 1881. — B: Dank und Gelübde; Der Winter ist vorüber. Drei Gelegenheitsreden, 68.

Löwy, Emanuel, Dr., UP (Archäologe), Rom, *Wirkliches Mgl. der österr. Akademie der Wissenschaft.* 3P3 21/6 1929.

Löwy, Emil, Berlin, 1914. Präf. UR: Residenz-Hotel und Café, Breslau.

Löwy, Ernst (E. Lemke; Felix Kornitt; Ernst Dohsing). *1878 Prag. *Kritiker.* KÜ 20. Ma: *Edart*, nationale Zeitschrift.

Löwy, Hugo, Bankhändler, Berlin, wegen betrügerischen Bankrotts und Depotunterschlagung 1891 verhaftet. *UC* 7/4 89, 6/12 91: „L. war eine derartig anrüchliche Persönlichkeit, daß man selbst an der weitherzigen Börse mit ihm nichts zu tun haben wollte. Es gelang ihm jedoch, als er vor 2 Jahren, mit einer sehr dunkeln Vergangenheit behaftet, von Paris nach der gelobten Stadt der Gauer, Berlin, zog, „Kommanditisten“ zu gewinnen und ein Bankgeschäft zu gründen, von dem sich nach und nach 5 Filialen abzweigten. Natürlich wußte die Börse wieder ganz genau, was es mit L. auf sich hatte, und ist daher so gut wie nicht geschädigt. Dagegen sind Offiziere und Leute aus den Mittelständen stark gerupft. Seit 89 versandte der Schwindler an die gebildeten Stände Zirkulare, in denen zum Börsenspiel aufgefordert wird. So nahm der Nationalökonom, UP Dr. Wagner in Berlin, Veranlassung, an ein derartiges, ihm zugegangenes Zirkular im Kolleg seine Bemerkungen zu knüpfen.

„Kommandit-Gesellschaft Hugo Löwy, Bankgeschäft.

Telefon-Anschluß: Amt Ic 2646.

Telegramm-Adresse: Emissions-Bank.

Berlin W., Datum des Poststempels.

Friedrichstr. 167.

Die Börse ist der einzige Ort und bietet allein die Gelegenheit, erhebliche Vermögen rasch zu erwerben. Nur diejenigen, die von der Börse nichts als den Namen kennen, können von Börsenspiel sprechen und die irriige Behauptung aufstellen, daß die Börsengeschäfte

auf Zufall beruhen. Wie falsch dies ist und welche kindliche Auffassung in dieser Meinung liegt, beweist schon die Tatsache, daß in allen Ländern der zivilisierten Welt tausende und abertausende der intelligentesten, geschäftskundigsten, wohlhabendsten und ehrenwertesten Männer die Börse zum Felde ihrer ausschließlichen oder gelegentlichen Tätigkeit gewählt haben. Weit entfernt, daß die Börsengeschäfte Spiel oder Zufall seien, hängen dieselben vielmehr, genau wie alle anderen Geschäfte und wie jede andere Tätigkeit, lediglich oder vielleicht in noch höherem Grade davon ab: daß man möglichst genau über den Wert dieses oder jenes Papiers informiert ist, daß man seine Grundlagen, sowie die maßgebenden Verhältnisse und Umstände kennt, daß man die die Konjunktur bildenden Faktoren zu beurteilen weiß, kurz, daß man die Ware kennt.

Alles dies unseren Kunden zu bieten, erachten wir für unsere erste und vorzüglichste Pflicht. So informieren wir auf Grund unseres eigenen eingehenden und gewissenhaften Studiums unsere Kunden, machen sie im rechten Augenblicke auf die Konjunktur aufmerksam und erreichen auf diesem einfachen, wenn auch für uns mühevollen Wege, daß das Interesse unserer Kunden gefördert wird und sie Gewinn machen.

Gleichzeitig bieten wir denselben aber auch Vorteile und Bedingungen, wie sie kaum ein anderes Bankgeschäft gewährt oder zu gewähren imstande ist. —

Gratis und kostenlos übersenden wir unseren Kunden tagtäglich eingehenden, alle Informationen, Ratschläge und Winke enthaltenden Bericht und erledigen durch besonderes Schreiben jede uns zugehende Anfrage ausführlich und motiviert.

Wir geben uns der Hoffnung hin, Sie in unseren Kundenkreis eintreten zu sehen; die Erfahrung wird Sie bald überzeugen, in wie pflichttreuer, fachgemäßer und gewinnbringender Art unsere Dienste Ihnen zur Verfügung stehen.

Die Zusendung unseres oben erwähnten Berichtes erfolgt, sobald wir im Besitze der beiliegenden, und von Ihnen zu vollziehenden Karte sind.

Stets gern zu Ihren Diensten, zeichnen wir
 Hochachtungsvoll
 Kommandit-Gesellschaft."

L. verübte auch gewöhnliche Schwindeleien. Ein Kaufmann aus Odessa hatte auf Anraten eines Agenten im Mai ein größeres Depot an L. geschickt, mit dem Ersuchen, ein gewisses Spekulations-Papier zu kaufen und ihm zu schicken. Der Mann erhielt die Papiere nicht zurück, aber auch das Geld nicht, L. leugnete überhaupt, das Letztere erhalten zu haben! Jetzt weilt der Betrogene in Berlin und ist gegen den Betrüger, gegen den eine Anzahl Prozesse schweben, klagbar geworden. — Ein Offizier spekulierte in letzter Zeit bei L. und hatte etwa 6000 M. gewonnen. Als er den Gewinn heraus haben wollte, erklärte L. rundweg, nichts zu geben; wenn der Offizier Schritte gegen ihn unternahme, werde er ihn seinem Regiments-Kommandeur anzeigen wegen „Börsenspiels“. Natürlich zog der Herr es vor, sich nicht zu kompromittieren."

„Der Gauner Hugo L. war an der Börse als Schwindler bekannt. Trotzdem wurde er von der Börse nicht entfernt. L. lebte, gleich Wolff, Sommerfeld und anderen Börsengrößen, wie ein orientalischer Fürst. So hielt er sich zwei Wagen und hatte eine Loge im Opernhause. — Natürlich hatte er sich auch einen Harem eingerichtet und sich nicht weniger als 16 deutsche Frauen durch Geld dienstbar gemacht, darunter 2 verheiratete aus guter Familie. In seinem „Hauptgeschäft“, Friedrichstraße 167, hatte er ein kokett möbliertes Absteigequartier, wo abends bei Wein und Karten die Orgien stattfanden. L. pflegte besonders solche jungen Geschäftsmädchen anzulocken, die auf von ihm erlassene Inserate auf Anstellung als Buchhalterinnen, Gesellschafterinnen, Gouvernanten usw. reflektierten. Sein Geschäft war Spielhölle und Bordell zugleich. — So treiben es noch viele der ehrlosen Bankjuden in Berlin, und ihren Lüsten fallen jährlich ungezählte Opfer zu.“ AG. 30/12 91.

Deutsch-Soz. Bl. Nr. 191 10/4 92;
 „Im Konkurs des Gauners Hugo L. belaufen sich die Aktiva auf etwas über

12 000 Mark. Die Passiva dagegen, die zuerst auf 400 000 Mark geschätzt wurden, sind auf 2 388 000 Mark angewachsen. Den Gläubigern steht die beneidenswerte Dividende von 3 % in Aussicht, im günstigsten Falle 8 %. Solch eine blutige Pleite kann nur ein Jude fertig bringen!“

L. wurde von Frix ▼ Friedman geradezu glänzend verteidigt, der in seinen „Memoiren“ (1, 272 ff) schreibt: „Mir ist die Persönlichkeit dieses Mannes zu allen Zeiten sympathisch gewesen. Er war der Sohn eines kleinen Kaufmannes in Tarnowitz in Schlesien. . . In seinem Hauptgeschäft in der Friedrichstraße hatte L. eingeführt, nicht nur bei Tage die Kurse der Hauptpapiere draußen anzuschlagen, sondern auch abends mit elektrischen, verschiedenfarbig-leuchtenden Zahlen die Kurse der Hamburger Börse in den bedeutenderen Börsenspielpapieren dem Vorübergehenden zu melden. Er hatte Filialen in den einzelnen Stadtteilen und gab eine große Reihe von Börsenberichten der verschiedensten Formen heraus. — Die Kundschaft, besonders vom Lande, strömte ihm zu; zahllose Gutsbesitzer, Geistliche, Beamten-Witwen usw., kurzum alle, die noch an das gedruckte Wort felsenfest glaubten und nicht daran zweifelten, mit und durch Hugo L. zu verdienen. — Wie gesagt: ich hatte die feste Überzeugung, daß L. auch keinen Einzigen zu schädigen beabsichtigte, aber ich fürchte, daß er allzu sehr an seine eigene Tüchtigkeit, an seinen Stern und, was schlimmer war, an die Hilfe derer glaubte, die um ihn herum arbeiteten oder so taten, als ob sie arbeiteten. Außerdem warf er sich zu seinem Unglücke plötzlich auf die Grundstückspekulation, kaufte eine Reihe von Häusern in der Friedrichstadt und legte damit sein Geld fest. Selbstverständlich waren die großen Banken seine erbitterten Gegner. Mit welchem Recht zog ihnen denn auch dieser kleine Tarnowitzer Judenjunge die Kundschaft weg?! Welche Dreistigkeit von einem solchen Burschen, auch Filialen zu haben, wie die Deutsche oder die Dresdener Bank! Es war eine große Aufregung in diesen Kreisen. Die Kleinen, die Hugo L. in den verschie-

denen Filialen eingefetzt, Verwandte und Schützlinge aller Art, fingen an, Angst zu bekommen und nicht mehr gehorsam alle Depots an das Stammhaus abzuliefern. Und als L. sie gar zu viel allein ließ, zur Besichtigung von Bergwerken nach Schlesien fuhr und nicht überall hinsah, brach das Unwetter los. Von einer solchen Reise zurückgekehrt, wurde er auf dem Bahnhof verhaftet. Raum war der Meister aus dem Geschäft gerissen, brach dasselbe mit all seinen Filialen, wie ein Kartenhaus zusammen. . . . Die Anklage fiel einem erbitterten Antisemiten, einem großen Streber, aber zugleich einem der scharfsinnigsten und unerschrockensten unter den Staatsanwälten Berlins zu, dem Staatsanwalt Dr. Bendig. — Name und Physiognomie haben mir alle Zeit bei diesem Manne die Überzeugung nahe gelegt, daß er selbst von Juden stammte. Damit hätte dann auch sein übertriebener Antisemitismus eine gute Erklärung gehabt. Bendig beschäftigte sich geradezu leidenschaftlich mit der L.'schen Sache.

Vor allen Dingen forschte er in der Vergangenheit des jungen Bankiers nach; er setzte sich mit den österr. und franzöf. Behörden in Verbindung, da sein Opfer sich in beiden Ländern aufgehalten hatte, und stellte mit peinlichster Sorgsamkeit jeden kaufmännischen Mißerfolg fest, der bisher L.'s Leben begleitet hatte.

Den Spürern des Staatsanwalts entging auch nicht die Geliebte Hugo L.'s, die in dem eleganten Berlin wohlbekannte, übrigens in ihrem Leben tadellose Helene Goldstein, Direktrice in einem großen Konfektionsgeschäft, welches ihrer gewinnenden Persönlichkeit viel verdankte. Auch sie wurde natürlich mit angeklagt. Mitangeklagt war ferner L.'s Better und Schleppe, Paul Ehrlich.

L. ließ sich dann Febr. 1892 noch schnell mit der Hauptperson in seinem Prozesse, der Konfektionöse Helene Goldstein, während des Prozesses traunen, die als Frau Löwy gegen ihren Gatten nicht mehr auszusagen brauchte. Nach der Trauung vor dem freisinnigen Standesbeamten Knörcke wurde er

wieder ins Untersuchungsgefängnis geschafft.

„Neue preuß. Ztg.“ 1892, Nr. 475: „Die Verhandlungen im Prozeß L. haben uns einen düsteren Blick in die Börsenmoral tun lassen. Nur ein Mittel gibt es, zu verhindern, daß diese allgemein herrschend wird. Das ist eine Gesetzgebung, die von dem Grundsatz ausgeht, daß unser Staat ein christlicher ist und nicht nötig hat, einer jüdischen Minderheit wegen sich seines christlichen Charakters zu entkleiden. Sobald diese Überzeugung in den leitenden Kreisen praktisch betätigt wird, wird auch die soziale Frage der Lösung näher geführt werden.“ DfBl 23/10 1892.

L. erhielt endlich April 93 wegen Unterschlagung in 7 Fällen 2³/₄ Jahre Gefängnis; im Dezember 93 wegen betrügerischen Bankrotts und Begünstigung eines Gläubigers 2¹/₂ Jahre, im Ganzen 4³/₄ Jahre. — Der Staatsanwalt charakterisierte den Verbrecher: „Er saß in seiner Zentrale wie die Spinne im Netz und wartete, was da kommen werde. Seine Geschäftsbedingungen sind halsabschneiderisch, denn sie knebeln einfach die Kunden, welche sich in die Hände des Bankiers begeben. . . . L. hat nur darauf gesonnen, an sich zu nehmen und an sich zu raffen, was er erlangen konnte, ganz gleichgültig, ob es sich um das Geld eines unkundigen Provinzianen oder die Ersparnisse einer armen Witwe handelte. Ihm war alles egal. . . . Die ihm mangelnde Kreditfähigkeit beweist schon, daß die Börse ihn ausgespien hatte. . . . Namentlich in dem Fall der Witwe S. hat L. perfide, infam und ehrlos gehandelt. . . .“

Die Geschäfte L.'s schildert Adel S. 60: „So zeigt z. B. der gegen L. geführte Prozeß, daß ein Mann, der so gut wie gar kein Vermögen besitzt, dadurch, daß er — unbekümmert um etwaiges Fehlschlagen, das ihn ja nicht treffen würde, sondern diejenigen, die ihm ohne Arg ihr Geld anvertrauen — mit 100en von Millionen in deutschen Industriepapieren spielt, die doch als Werte deutscher Arbeit angesehen werden müssen, und ganz unverhältnismäßigen Gewinn macht. . . . Ein solcher

Mensch, wie L., gewinnt (ohne das zu tun, was der Urier mit dem edlen Worte „arbeiten“ bezeichnet), ganz abgesehen von dem was von den Kursbewegungen abfällt, laut Zeitungsnachrichten monatlich 20 000 M. mindestens... Sein Umsatz in Kassengeschäften betrug nach den Angaben des „Reichsboten“ innerhalb der 2 Jahre seiner „erspriesslichen“ Tätigkeit 124 Millionen Mark.“

Über L.'s spätere Tätigkeit, der bald neue Millionen geräubert hatte, lesen wir im „Blutus“ 04: „Als L. 1899 das Zuchthaus Rawitsch verließ, begann gerade an den Börsen der Tanz ums goldene Kalb von Neuem. Wenige Monate später sah man ihn bereits munter und fidel auf dem Subskriptionsball im Berliner Opernhause in nächster Nähe des Kaiserpaars. Er beteiligte sich jetzt an der der We. Anna Bruer gehörenden „Berliner Finanz- und Handels-Ztg.“, der L. eine Bankabteilung angliederte, der durch das Blatt Kunden zugetrieben werden sollten. Obwohl von Anfang an die Öffentlichkeit darauf hingewiesen war, daß diese Zeitung nur eine Kulisse für L. sei, ging das Geschäft vorzüglich. Ein umfangreicher Briefkasten enthielt Ratschläge für die Kapitalanlage in einer mehr als burschilosen Sprache. Als Redakteure fungierten nach und nach Professor ▼Meyer, der ehemalige RA ▼Silbergleit und Fonds-Makler ▼Otto Polack. Von den Heldentaten der „Bank-Abteilung“ wurde im Sanden- und im Treberprozeß viel gesungen. Aber ihr Hauptgeschäft war, faule Minenwerte mit unverschämter Reklame unter das Publikum zu bringen. Bald waren es West-Australier, bald Süd-Afrikaner, bald hießen sie Atlas, bald East Rand Gold Mines; stets verstand es L., die neuesten Kinder seines schöpferischen Geistes mit Namen zu belegen, die den Firmen renommiertester Minen-Gesellschaften zum Verwechseln ähnlich klangen. Scharenweise wurde ihm von einer Meute gewissenloser Agenten die Kundenschaft zugetrieben und — verlor ihr Geld. Denn L. hatte seine alte Methode beibehalten. Papiere, die er kaufen sollte, gab er aus eigenen Beständen. Depots waren von ihm nicht herauszu-

bekommen. Als in der Klage eines Wiesbadener Rentiers diese Dinge entschleierte wurden, wurde der dtische Boden L. doch etwas zu heiß: er zog sich wieder über den Kanal zurück.

In London gründete er nun die „Finanzial und Commercial Bank.“ Gleichzeitig erschien in der „Berliner Finanz- und Handels-Z.“ die Mitteilung von der Auflösung der Bank-Abteilung. Nun betrieb L. von London aus den Gimpefang. Wieder überschwemmten seine Agenten die deutschen Kapitalisten — groß und klein — mit Bettelbriefen oder suchten sie persönlich heim. Und nach wie vor hörte man Klagen von Leuten, die ihren Depots nachjammerten. Nach wie vor besteht natürlich ein intimer Zusammenhang zwischen L. und seiner Berliner Zeitung. Der jetzige Redakteur empfängt sein Gehalt direkt von London. Die New Yorker und Londoner Briefe, sowie die Briefkasten-Notizen über amerikanische und englische Werte werden von L. eigenhändig fabriziert. Als Berliner Filiale der Financial und Commercial Bank fungiert die Firma „Hymus & Schmidt“, deren Inhaber früher Angestellte der Frau Anna Bruer waren.

Die immer wilderen Reklamen für die Werte des Ostrands in der „Finanz- und Handels-Zeitung“, die Gründung der neuen Filiale in Köln und der Hochdruck, mit dem L. seine Werber arbeiten läßt, zwingen zu dem Schluß, daß gerade im Augenblick ein besonderer Coup geplant wird. Er hat die Gerüchte von seiner Zahlungs-Einstellung dementieren lassen. — Das alles läßt wohl den Schluß nicht voreilig erscheinen, daß die Financial und Commercial Bank auf dem letzten Loche pfeift, und daß es L. darauf ankommt, noch in letzter Stunde möglichst viele Wertobjekte an sich zu raffen, um für die Reise von Dover über Calais nach Paris gerüstet zu sein. Neulich sprach bei mir ein angesehener Fabrikant einer deutschen Kleinstadt vor, der nicht nur ein sehr großes Depot guter deutscher Werte L. anvertraut, sondern ihm auch noch für 60 000 M. Akzente gegeben hatte.

Da muß man sich denn doch fragen, wie lange noch Staatsanwalt und Po-

lizei diesem Treiben ruhig zusehen. L. sitzt weit vom Schuß. Aber machen sich denn nicht alle, die an seinem Werk in Deutschland mitwirkten, der Beihilfe schuldig? In der früheren Bank-Abteilung der „Berl. Finanz- und Handels-Z.“ war die Geschäftsführung geradezu frivol. Auch gegen den Fondsmakler Otto Pollack, dem neben dem Abfassen der Börsenberichte die Ausführung der L.'schen Geschäfte an der Berliner Börse oblag, haben mehrere Klagen geschwebt.“

Dann erließ man von Berlin aus einen neuen Steckbrief: „Gegen den Bankier Hugo Löwy, seit 1900 in London W., 36 Holland Villas Road, geb. am 14/2 1852 in Sorgau, Kreis Waldenburg (als Geburtsort wird auch Bielitz in Österreichisch-Schlesien angegeben), ist die Untersuchungshaft wegen Betruges verhängt. Das ihm bisher gewährte sichere Geleit ist erloschen. Um Festnahme — aber nur im Inlande — und Nachricht zu den Akten 17. J. 104. 12 wird ersucht.“

Berlin, den 23. Dezember 1913.

Der Erste Staatsanwalt.“

Nach der Revolution vom 9/11 18 hielt L. abermals seine Zeit für gekommen. Wahrheit 23/11 18: „Wie groß die Spekulation an den neutralen Devisenmärkten ist, geht daraus hervor, daß dort umfangreiche Vor- und Rückprämien in Mark und Krone abgeschlossen werden. Einer der Hauptbrämienhändler ist der berühmte frühere Berliner Bankier Hugo Löwy.“ WM.

Löwy, Ignaz, *1838. S: W. Pitante Bl. Wien. Nr. 16. Personengleich mit Folgendem? WM.

Loewy, Ignaz, Journalist, 19. Jh. No. WM.

Löwy, James, Spieler, „ein [in den 1880er Jahren] wohlbekannter Berliner Lebemann“. Fritz ▼ Friedmann 1, 183: „Die „Löwyschen Jungen“, wie sie allgemein hießen, waren die Söhne eines sehr reichen Mannes und sehr frühzeitig wegen ihrer Verschwendung mit einem Kurator — Dr. Meher Löwy — ausgestattet, das heißt, um niemand nahezutreten: James, Fritz und Felix, während der vierte Bruder Paul, ein überaus respektabler und gewissenhafter Herr, langsam auf der Leiter des richterlichen Beamtenums in die Höhe stieg. Felix war zu jener Zeit noch ein ganz junger Bengel. Fritz schon lange in New York, wo ich ihn später traf. James gab sich zwar angeblich mit Champagneragenturen ab, aber der witzige Bursche behauptete selbst nicht, daß das besonders ernsthaft gemeint sei.“

Loewy, Ju. (Julius v. d. U.). R: Illustr. Wiener Extrablatt. *1851 Wien. W: Gesch. aus der Wienerstadt, 2. U. 89; Im Glacé nach Paris, 89.

UC 4/8 89: „Ein Dr. Ju. Loewy aus Wien reiste zu Klamezmeden von dort in einem Glacé nach Paris.“

Alltäglich erscheint von ihm ein Bericht im „W. Ill. Extrablatt“:

In Döschland hat es L. schlecht gefallen. In Bayern schimpfte er über die schlechten Straßen und noch mehr über die schlechten dtschen Zigarren, die für anständige Leute nicht zu rauchen seien (da hätte er sie doch rauchen können!). Er spottet über die Volkstrachten und wundert sich in Ulm über die schwäbische Aussprache. (Wein Gott! wir können doch nicht alle mauscheln!) Er zweifelt (nach Heines Muster im „Winter-Märchen“) daran, daß der Münsterturm doch wohl einmal ausgebaut werden möge, und enganliegende Hofen, wie sie die württembergischen und bairischen Offiziere tragen, gefallen ihm gar nicht. (Das glauben wir. L. würde uns in engen Hofen auch nicht gefallen.)

Sobald er aber Frankreich betritt, wird auf einmal alles gut.“

L. begründete 85 mit S. Pollack die anrüchige Zeitschrift: „Wiener Spezialitäten“. Man kann nun den Böllischen wirklich nicht vorwerfen, daß sie geschlafen und die Fremden überall hätten geruhig vordringen lassen. Aber das von Juden geleitete Publikum nahm ihre Winte nicht an. So warnte der „Desterr. Volksfreund“ am 6/12 85 deutlich vor L.'s Geschlechtstheorien und Lokalpatriotismen: „Wir wenigstens rechnen es uns zur Ehre an, zu jenem Untraute zu gehören, das der böse Feind „in der Nacht des 19. Jh.'s auf das Feld der Aufklärung gestreut hat, um den semitischen Weizen in seiner weiteren Entwicklung ernstlich zu gefährden“. Wir vermögen ein Organ, das von S. Pollack und Ju. Loewy redigiert wird, nicht für ein wienerisches zu halten und glauben vielmehr, daß damit den Wienern Sand in die Augen gestreut werden soll, darum rufen wir den Wienern zu: Habt Acht! Lasset das wenige echt Wienerische, das die harten Zeiten und die seit langen Jahren gegen das echte Wienertum geheim und offen geführte Agitation von sich „wienerisch“ gerierenden Leuten Euch noch gelassen haben, Euch nicht aus Kopf und Herzen hangieren! Seid doppelt auf Eurer Hut, wenn man Eueren Eigentümlichkeiten und — Eigenheiten schmeichelt und Euch glauben machen will, „man“ meine es gut mit Euch! Nicht jener ist der Freund, der gut zu schmeicheln versteht, sondern der, der die Wahrheit sagt, auch wenn sie unangenehm ist! — Und wir wollen sie Euch sagen: „Man“ will Eure wienerischen Eigentümlichkeiten durch die „wienerischen“ „Wiener Spezialitäten“ aufpöppeln, damit sie, wenn sie groß geworden, Euch den gesunden Sinn für die ersten Aufgaben einer immer ernster werdenden Zeit trüben. Indem man Euch zu „Patent-Lokalpatrioten“ beziehen will, sollt Ihr verlernen, was dem ganzen großen Vaterlande, der ganzen Gesellschaft von heutzutage dringend not ist, erkennen, daß Ihr Euch in enggeschlossenen Scharen gegen jede Form von Korruption auf sozialem, volkswirtschaftlichem und — nicht zum letzten! — moralischem Gebiete auf den Kampfplatz stellen müßt, innerhalb der gesetzlichen Schranken, aber da mit aller Rücksichtslosigkeit!

Wiener, lasset Euch eine wienerische Zeitschrift nicht aufkotzieren, die keine wienerische ist, mit Rücksicht auf die leitenden Personen keine sein kann! Lasset Euch auch nicht täuschen, wenn an einer Stelle dieser „wienerischen“ „Wiener Spezialitäten“ unter dem Titel: „Unsere (?) Kleine Feuerfeste“ scheinbar gegen die Wölfe und das Börsenspiel angekämpft wird, scheinbar! Denn wäre es mehr als ein Scheinmanöver, so könntet Ihr überzeugt sein, daß die Ju. L. und S. (Simon?) Pollack und Konsorten von maßgebender Seite schon verfehmt wären und bei der „wienerischen“ Presse nur Anfechtung, und nicht, wie fast täglich zu lesen ist, Förderung fänden. Darum nochmals: Wiener! Habt Acht! Lasset Euch nicht Sand in die Augen streuen!“

Löwy, Leopold, Brunn. 1914. Vizepräsident des Verwaltungsrats der Brünner Brauerei.

Löwy, Malwine (Mary Broom). *1868 Waidhofen, Österr. — Aufsätze über Frauenfrage. Wien. Nr. 16.

Loewy, Max, Rentier, Berlin W 10, Bonder-Geht-Str. 15; Millionär, 2 Häuser, 1914. Martin, Berlin 81.

Löwy, Moriz, Direktor der Sternwarte, Paris, *1833 im Preßburger Ghetto. „Er verläßt das Gymna-

fium, ihn zieht die Mathematik in das Wiener Polytechnikum. Trotz seiner Jugend erwirbt er sich einen Ruf, bewirbt sich als Praktikant bei der Bahn. Der Sektionschef Schimto weist ihn ab, weil er Jude ist. Löwy geht nach Paris, tritt in die Sternwarte, wird einer der 40 Unsterblichen der französischen Akademie und der berühmte Direktor der Pariser Sternwarte.“ S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 163, 164.

L. nennt sich auch Maurice und war Präses der Pariser Akademie der Wissenschaften. Nach B. hatte er „ein nach Napoleon III. zurechtgestutztes Gesicht“. Vgl. JG und Birnbaum.

Loewy, Morris, Prof., „der berühmteste amerikanische Prestidigitateur der Jetztzeit, gab in dem „Internationalen Verband der Ansichtskarten- und Briefmarkensammler Berolina“, dessen Ehrenpräsident er ist, gelegentlich eines Festabends ihm zu Ehren, eine Probe seiner erstaunlichen Kunstfertigkeit, die von der zahlreichen Versammlung mit begeistertem Beifall aufgenommen wurde. L. veranstaltete in unseren Meditationsräumen kurz vorher eine Privatfaisance, die um so interessanter war, als wir Gelegenheit hatten, die geradezu verblüffenden Produktionen des Künstlers aus nächster Nähe zu bewundern. Die Kartenkunststücke waren mit staunenerregender Exaktheit exekutiert und überraschten größtenteils durch Neuheit und Eigenart. Auch die beiden jugendlichen Söhne des Künstlers vollführten ihre Tricks, die das Gebiet des Gedankenlebens streiften, mit staunenswerter Gewandtheit und Sicherheit, so daß reichlicher Beifall für die wirklich ausgezeichneten Darbietungen gespendet wurde“, — berichtete fingerfertig, superlativisch das „Nl. Journal“ von diesem Rassegenossen aus der Fremde 1901 (Stbgr 2 26/7).

Löwy, Samuel, Eierhändler, Hamburg — wurde 1904 (DfBl 16/3) wegen Hehlererei vom Landgericht mit 5 Monaten bedacht. L. war das Verhängnis des jungen Kontoristen einer Großhandlung, ΔRehring, der eine vermittelte Mutter und 2 Geschwister ernährte und deshalb zu wenig Geld für sich hatte. — L. bezog von N.'s Chef Eigelb in Eßkassern zum Weiterverkauf an Lederfabriken. Einmal war ein Faß anzuschreiben vergessen, N. mußte bei L. nachforschen, man begoß die Sache mit Bier, und so fanden sich beide. N. behauptete, die Versuchung sei von L. ausgegangen. Jedenfalls hat er dem L. 8—11 Faß Eigelb, ohne zu buchen, geliefert. L. gab ihm pro Faß 50 M., der Marktwert war 220 M. Während die gerichtliche Erfahrung lehrt, daß die Versuchung meist von dem Älteren ausgeht, und der ▼Hehler gewöhnlich als Korruptionsbazillus wirkt, suchte der „liberal-soziale“ RN Dr. S. ▼Heckscher mit dem Verdacht der Anstiftung den jüngeren Angeklagten zu belasten und von Löwy alle Schuld abzuwälzen. Das Gericht hielt aber den Fehler für eben so schlecht wie den Stehler und verurteilte beide Teile zu gleicher Strafe, während Löwy doch ein Mehrfaches verdient hätte.

Loewy, Siegbert, RN, Sozialdemokrat, Stadtverordneter, Berlin; „zufällig beteiligt an Berliner Futterkrippe, die ihm 960 000 M. eintragen soll“. Fr 11/10 28.

Loewy, Siegfried (S. Siegfried). R: österr. Volks-Z. Korrespondent: Berl. Börs.-Cour. *1857 Wien. G: S. R. L. // Rosa Tonelles. O 89 Antonie Hartmann, Doperettenfängerin am Theater an der Wien. R: Harry 91; Paul 93; Felix 96; Ernst 03. B: Politisches; Niederlegte. — Wien I., Eplingergasse 17. Rk 34. Deg 6. Ko.

Löwy, Sigmund, Castellezgasse 9, Wien. Dir: Österr. Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe. 1914.

Loewy, Wilh., Dr., Magistratssekretär, Wien IX., Fuchsthalberg 2. *1850 Schaffa, Mähr. R: Bewegung der Bevölkerung, Wien; Statist. Jahrb. v. Wien 83—1902, mit Dr. Sedlaczek. Ko, Deg 6.

Löwy-Hartmann, Heinrich, Musiker, Wien, erhielt 1915 den 1000-Kronen- = S t a a t s p r e i s für ein Quintett.

Loyola, Ignaz von, SG. G: Jesuitenorden, 1540.

▼RN 8/10 1913: „Georg ΔDomer (fd) entdeckte in einem Artikel der „Deutschen Welt“, „Die Rasse Loyolas“, daß der Stifter des Jesuitenordens kein reinblütiger Germane, sondern ein „unverkennbarer Mischling“ sei: Eigentlich als germanisch kann nur die gebogene Adler-

nase und die zarte Gesichtsfarbe gelten. Und neben den Germanen haben nicht nur die Basten, wie man annehmen kann, einen wesentlichen Anteil an der Gesamtkonstitution dieses Mannes gehabt, sondern wahrscheinlich auch die Mauren und Juden der spanischen Halbinsel.“

Abwardt, Mehr Licht, 1910, S. 50: „Was sich durch die Geschichte der letzten 350 Jahre zieht, ist der Kampf zwischen Ignaz Loyola und Martin Luther, d. h. der Kampf zwischen dem Herdentierprinzip mit guter Abfütterung und Unterdrückung alles Edelmenschlichen in den großen Massen und zwischen dem Persönlichkeitsprinzip mit voller Selbstverantwortlichkeit und Streben nach höchster Geistesentwicklung. Aber Ignaz rückt auf der ganzen Linie siegreich vor wegen seiner bewunderungswürdigen Organisation, verbunden mit der nötigen Heimlichkeit und Rücksichtslosigkeit. Die Jesuiten können mit vollem Recht behaupten: das Jesuitentum ist ein Turm, der weder von außen zu erstürmen, noch von innen zu sprengen ist.“

Laut Postnitsch, S. 84, soll Loyola kein ▼, sondern von gotischem Adel sein; er hieß eigentlich: „Inigo Lopez de Recalde“ vom Schloß Loyola in der baskischen Provinz Guipuzcoa. Wir nehmen zu der Frage vorerst keine entscheidende Stellung.

↓Lohson, Paul Hyacinthe. *1873 Genf; Großneppe vom Dichter Karl L. (1791—1820).

G: Hyacinthe L., „père Hyacinthe“, Prof., Rektor in Pau, dann einer der berühmtesten Prediger von Notre Dame (64—69). Er trat aus dem Karmiterorden wegen des Dogmas der Unfehlbarkeit, schrieb eine Biographie „Amalie von La Saulz“ und leitete 73 in Genf eine frei-religiöse Reformbewegung ein, vgl. Un ami d'Israël, par Pallière (Voetmol) Paris, 1912. — Br.: Abbé Théodose, UP Sorbonne, Schw: O Sptm. Dufin, Kriegsschule St. Cyr.

Paul reiste nach England und den Ver. St., wo er eine Amerikanerin heiratete. Immer international denkend, trat er zuerst in der Drehfus = Affäre auf und schrieb das philosophische Drama „Magor“ und Jamben. Der Burenkrieg regte ihn zum 1. Bühnendrama „Evangelium des Blutes“ an; dann machte er ein Tendenzstück über Mädchenerziehung: „Recht der Jungfrau“ und schrieb „L'Apôtre“. Er arbeitete am „siècle“; L'aurore; L'Indépendance Belge und gab „Droits de l'Homme“ heraus.

Auf jüdische Rasse wäre bei Paul indirekt zu schließen. Schon der Vater, Père H., sammelte mit seinen Fastenpredigten vor 1870 „eine wahre Elite aus allen Kulturvölkern“ um sich; so etwas bringt kein einfacher nationaler, reinblütiger Franzose oder Deutscher zustande. Auch Worte aus seinen Reden waren verdächtig, wenn er z. B. in der

gallitanischen Kirche in Paris, seinen christlichen Zuhörern 82 zurief: „Die Juden sind die Eltern der christlichen Welt, Israel ist der Vater der religiösen Menschheit“, — oder zur Zentenarfeier der Emanzipation in Frankreich in der Rue d'Arras in Paris am 29/9 91 begann: „Wäre ich nicht Christ, so möchte ich Jude sein“. Trotzdem bestritt man in Genf, wo er lange wirkte, seine jüdische Abkunft, und ein Freund schreibt uns, daß er „niemals ein Wort von einer jüdischen Abstammung der Familie Lohson gehört habe“.

Bei seinem Tode aber vergingen die jüdische und die dtische Presse vor Nührung, Uzi verglich ihn mit Abbé Bauer, der „von ungarisch-jüdischer Abkunft sich um die gleiche Zeit freiwillig hatte taufen lassen, als der junge Mortara (sd) in Rom ohne Wissen der Eltern getauft wurde. Dann hat er sich in allem Glanz des 2. Kaiserreichs sonnen dürfen. Aber als er vor einigen Jahren starb, war er völlig verschollen. Wie anders ist es bei dem Tode des von seinem Orden verstoßenen, vom Papste exkommunizierten Karmeliter Lohson gewesen!“ — Auch hätte das Düsseldorfer Schauspielhaus am 14/3 1910 kaum die „Feindlichen Seelen“ von Paul Lohson uraufgeführt, wenn es sich nicht dabei um einen Körper- oder Geistesverwandten gehandelt hätte. Vgl. Protestantisches Taschenbuch des Evang. Bundes 1905, 1332—34; Jb. Singer, Juden und Christen, S. 10; Polit. Wochenstube 92, S. 86. Das Stück ist über die Maßen töricht, unkünstlerisch: Es bringt den Seelenkampf einer katholisch strenggläubigen Frau mit ihrem naturwissenschaftlich gelehrten Gatten um die Seele der einzigen und erwachsenen Tochter. Der Vater — von Forschungsreisen zurückgekehrt, wo er Zwischenglieder aus der Vor- und Urgeschichte entdeckte — findet das Mädchen von Mutter und Geistlichkeit soweit verführt, daß sie Nonne werden will. Nun ringen Wissenschaft und Glauben miteinander, bis die Tochter zu dem Vater neigt; aber ihr schwacher, schon einmal gefährdeter Körper versagt: das Mädchen erkaufte ihren neuen Glauben

mit Tod infolge Herzleidens, nachdem sie vorher die Eltern versöhnt hat.

Nach dem ersten, unnötig breiten Akt kommt Spannung in die mit geschickten Abschlüssen arbeitende Handlung. Aber das hilft nicht über das unglaubliche Benehmen des Vaters weg, der, von dem schwachen Bau der Tochter unterrichtet, auf seinen Wanderungen doch zu viel Menschen und Städte kennen gelernt haben muß und vollends zu alt ist, um mit so leidenschaftlichen Tönen auf der religiösen Aufklärung des jungen Mädchens zu bestehen und wilde Szenen mit aller Welt herbeizuführen. Ursachen und Wirkungen sind sich im Lauf des Spiels ebenso feindlich wie die Seelen im Titel; daß die Tochter gerade herzkrank ist und infolge der Aufregungen sterben muß, ist ein artiger Zufall, der dem Schluß einen faden Beigeschmack gibt und das Schauspiel trotz seines ernstesten Zuschnittes nicht ernst nehmen läßt.

Nebensächliche Personen sind bedeutungslos verteilt: Großvater möchte vermitteln, eine Großmutter hält zu der Mutter, ein Freund des Vaters hekt, ein Abbé redet vergeblich zum Guten, und eine Laien- und eine Ordensschwester pflegen. Die Glaubens- und die Freidenkerpartei sind ziemlich gleich. Der Kampf verläuft ergebnislos, weil es der Verfasser anscheinend mit niemandem von beiden verderben will.

Lubarsch [russ. Name], (L. Schubar [Umstellung]), Rfm., 1807 (Schwerin) — 83. R: Lesefrüchte. Er behandelte die Märztage in einem histor. Roman und schrieb Memoiren eines Beurteilers und eines Edelmannes; Louise (aus Papieren eines Staatsbeamten); Mysterien von Berlin; Günstling oder keine Jesuiten mehr; Kinder Israel (nach einem französischen Stoff, welchem?); Ahnherr Victor Emanuels, hist. No. — Bartels 228 2, 652.

Lubarsch, Otto, Dr., Uß, GMA (Pathologie), Kiel, dann Berlin, war bis 1913 Dir. der Allg. Krankenanstalten in Düsseldorf. *1860 Berlin. G: Bankdir. Jac. L. // Rosalie Colin. O 93 Margarete aus Eichsfelder Uradel (1236), T. des 71 gefallenen Oberst-Ltns. Fr. v. Hanstein // v. Pressentin. R: Heinz Adalbert 95; Ottonie 99, O Ltn. G. Martin. R: Allg. Pathologie, 15 Bde.; Pathologie, Hand- und Lehrbuch. Nationalliberal. Sp: R. Ostertag.

1928 geriet L. auch mal in den Mittelpunkt der Öffentlichkeit, als im Preu-

hischen Landtag 17/3 28 der sozialdemokratische Dr. ▼Rosenfeld den Kultusminister Becker fragte: „Was ist mit Universitätslehrern z. B. Lubarsch geschehen, der bei der Sezierung von Leichen Ausfälle gegen die Toten unternahm, wie bei Kutisker usw.“

Der Minister: „Was den Fall L. anbelangt, so habe ich Herrn L. meine Mißbilligung bereits ausgesprochen. Antisemitische Bemerkungen, die ihm vorgeworfen wurden, sind durch die Untersuchung nicht nachgewiesen.“

▼Lubarsch in der „Deutschen Akademiker-Z.“: „Am Tage der Sezierung wurde ich von dem Arzt um Mitteilung des Leichenbefundes für die Familie und das Gericht gebeten, ich verhielt mich schriftlichen Bericht. Am Abend wurde ich von einem Mitarbeiter der Voss-Z. angerufen, ich möchte ihm das Sezierungsergebnis mitteilen. Ich lehnte grundsätzlich ab, erhielt aber die Antwort: „ich habe ja bereits den Bericht und will folgendes schreiben“: Da in dem, was er vorlas, einige Unrichtigkeiten waren, und ich nun eine Veröffentlichung nicht hindern konnte, diktierte ich, was er schreiben sollte. Dies stand morgens 16/6 in der Voss-Z. mit kritischen Bemerkungen über den Direktor der 1. med. Klinik, zu der dieser unter Benützung des von ihm nicht ganz richtig wiedergegebenen Leichenbefundes Stellung nahm. —

Am 18/6 zeigte ich im Demonstrationkursus (Privatvorlesung) Studenten die Organe des K. vor und besprach den äußerst wichtigen und lehrreichen Fall: „Ich komme jetzt zu einem Fall, der bereits zu sehr unliebsamen Erörterungen in der Presse geführt und auch hier großes Aufsehen erregt hat und deswegen nenne ich Ihnen ausnahmsweise auch den Namen.“ Ich tat dies, weil der Fall bereits öffentlich besprochen war, und ich wußte, daß der größte Teil der Zuhörer bereits wußte, um wessen Organe es sich handelte. Deswegen hielt ich die nichtübliche Namensnennung nicht nur für erlaubt, sondern für unbedingt nötig und bin auch jetzt noch der Meinung, daß ein sachverständiges Urteil darüber mir allein zusteht. Hinzu

kommt, daß zur Wahrhaftigkeit festgestellt werden mußte, daß der gegen K. in der Voss-Z. erhobene Vorwurf der Krankheitsvorspiegelung oder Übertreibung nach dem Leichenbefund nicht aufrecht erhalten werden könne. 14 Tage später erschien im BT und der Berl. Volksz. — vielleicht auch noch in anderen demokratischen Zeitungen — ein wütender Angriff gegen mich, in dem ich der Verletzung der ärztlichen Schweigepflicht und antisemitischer Beschimpfung gegen Kutisker und alle Ostjuden bezichtigt wurde. Dagegen sprach der Vorsitzende der med. Kliniker-Fachschaft im „Tag“ (16/8.); er stellte sachlich die Vorgänge dar, so daß von einer Verletzung der ärztlichen Schweigepflicht nicht die Rede sein könne, weil auch die Medizinstudierenden zum Schweigen verpflichtet seien. Ich selbst erstattete dem Minister unterm 20/8 Bericht und erhob Beschwerde über den Pressereferenten im Staatsministerium Goklar, der im „Jsr. Familienbl.“ 11/8 ungerechtfertigte Angriffe gegen mich unter voller Nennung meines Namens und Dienststellung erhoben hatte. Der Minister ordnete von der „Liga für Menschenrechte“, Ende September, aufgefodert, eine Untersuchung an. Das Ergebnis faßte dann der Minister in seinem Erlaß vom 16/12 27 zusammen, der mir sinniger Weise am 26/12 zugestellt wurde:

„Nach dem Ergebnis der erschöpfenden Ermittlungen über die Vorgänge bei der Demonstration dieser Leiche ist nicht erwiesen, daß die hierzu von Ihnen vorgetragenen Angaben nach Inhalt und Form über die Grenzen des wissenschaftlich Gebotenen hinausgingen und für einen objektiv denkenden Zuhörer verlegend sein konnten.“ Also nicht nur keine antisemitischen Äußerungen, sondern nichts, was nicht durch die Sache geboten war. „Ich vermag aber nicht zu billigen“, fährt der Minister fort, „daß dabei der Name des Verstorbenen genannt wurde. Hieran wird nichts geändert, daß der Sterbefall erhebliches Aufsehen in der Öffentlichkeit hervorgerufen und sich an ihn bereits eine Presseerörterung angeknüpft hatte...“

Es ist bemerkenswert, wie sich derselbe Minister in der gleichen Sitzung verhielt, als scharfe, nach seiner Meinung unberechtigte und übertriebene Angriffe gegen Intendanten Fehner gerichtet wurden. Da gab er zu, daß er selbst an der Führung der Geschäfte ganz offen Kritik geübt habe, aber „was hier gesagt worden ist, geht doch wohl über das zulässige Maß hinaus. Und es ist mir nicht nur ein sachliches, es ist mir auch ein persönliches Bedürfnis, hier schützend vor Herrn Fehner zu treten.“ Dieses Bedürfnis fehlt ihm mir gegenüber augenscheinlich ganz. . .“

L. urteilt schließlich: „Herr Minister Dr. Beder ist mein Kollege an der Berliner Universität, er weiß, daß ich in meinem Fache ein in der ganzen Welt ebenso anerkannter Gelehrter bin, wie er in seinem, trotzdem hält er es nicht für nötig, mich gegen eine Beleidigung in Schutz zu nehmen, deren Haltlosigkeit er genau kannte.“

Von argwöhnischer Seite wird gefragt: „Wollte L. nicht seinem Kassegenossen K. eine Art Ehrenrettung verschaffen, als er öffentlich feststellte, daß dieser jüd. Verbrecher ein sehr schweres Leiden gehabt hatte? Daß K. für die Schandtaten dann doch kaum verantwortlich zu machen und im übrigen eine ehrliche, wenn auch kranke Haut gewesen sei, ließe sich am Ende unschwer zwischen den Ansichten L.'s herauslesen.“ Wir wagen das nicht zu entscheiden; aber daß man dem L. als einem Juden noch „antisemitische Anwandlungen“ vorwarf, war lächerlich und vielleicht nichts anders als ein ungeschicktes Ablenkungsmanöver seitens der Freunde des K.

Lübben. KK 114, 1885: Die Stadt hat 6000 Einwohner; „von den Kindern Israel sitzen in L. selbst 15 Familien mit einigen 70 Köpfen. Von den 8 Manufakturgeschäften gehören 6 Juden, und nur 2 Deutschen. Das „Mittergut“ Steinkirchen neben der Stadt ist auch in jüd. Hände übergegangen. Früher gehörte es einer jüd. Wucherin, die das Geschäft ihres verstorbenen Mannes fortsetzte, nach Verübung von Unterschlagungen und Betrügereien die Flucht ergriff, und stechbrieflich verfolgt wurde, aber glücklich entrannte. Sie wußte den Landeuten vorzuspiegeln, sie sei eine Verwandte des preuß. Justizministers v. Friedberg (Sb), und gewann dadurch besonderes Vertrauen. Mit jener Behauptung soll sie auch dem Untersuchungsrichter gegenübergetreten sein. Ihr Schwager, gleichfalls Jude, erstand das Mittergut in der Versteigerung, kann es aber einstweilen nicht bewohnen, da er wegen fahrlässigen Meineides in Untersuchungshaft geriet, und zu längerem Gefängnis verurteilt wurde.“

Lübbert, Fischerei-Direktor, Hamburg, geb. Oppenheim-Lübbert (s. „Hamburger Staatshandbuch“ 1908—11). Den ominösen Namen Oppenheim ließ man seit 1912 fallen. DfBl 11/7 14; DvBl 20/5 20.

Lubchinsky, Berlin, DZ 1892 (Cholera und die Juden, S. 31): „Juden bereiten in ihren Fabriken „Cholera tropfen“ und ähnliches Zeug, um dadurch leicht Geld zusammenzuraffen. Vor einigen Jahren besetzte die Madrider Regierung 10 Kisten solcher Tropfen von der Judenfirma Lubchinsky als „Gift“ mit Beschlag und führte beim Auswärtigen Amte Klage. Heute geht diese Giftmacherei von vorne los; nur ist sie diesmal auf das Inland berechnet und doppelt gefährlich.“

Lübeck (MZZ 1899) „hatte vor 1811 ein „Stellungsgesetz“, wonach niemand ohne ein Patent des Senats sich in der Stadt dauernd aufhalten durfte. Dieses Gesetz, zeitweise aufgehoben, führte man nach den Freiheitskriegen wieder ein. Die Juden leisteten dagegen den ärgsten passiven Widerstand und setzten alle Hebel in Bewegung, um sich als Gleichberechtigte in der Stadt zu behaupten, während der Senat sie wie früher in Mosling einzuschließen dachte, um ihre Schmuggelei und Hehlerlei zu übermachen. Schon damals standen aber halbamtliche, und in Österreich amtliche, Zeitungen zur Verfügung der Juden. Der „Courier“, ein englisches Blatt, war frech genug, vorzuschlagen, Lübeck müsse wegen seiner Haltung gegen die Juden des Titels und der Vorrechte einer Freien Stadt beraubt werden. Das „Politische Journal“ und der „Österr. Beobachter“ schlossen sich dem an. Alle 3 Blätter waren unter dem Einfluß der Rothschildgruppe, die nach Waterloo durch eine Börsenschlacht in London auf dem englischen Markte, wie schon in Wien und Frankfurt, Vorkant geworden war. Ihr Einfluß auf Metternich, namentlich auf den offenkundig bestechlichen Friedrich von Gentz (Sb), bewirkte, daß die Lübecker Juden ihren Willen durchsetzten.“ —

I. Recht und Verwaltung: Benda, 1. Staatsanwalt; Jacobsohn, RA,); Gehling, RA und R; Hinrichsen, geb. ?, RA; Landau, Leo, RA, Cronsdorfer Allee 19/II, C) § 88; Meyer, Martin, Dr., RA, Katharinenstr. 2, C) 88.

II. Medizin: 62 Ärzte, darunter: Adler, C., Frau Dr.,) 88; Beckhardt, Herm., Tierarzt (Ahrenbock),); Joel, Dr.; Löwenthal, Dr.; Meyer, Dr. (Bander-Institut); Rothschild, Hugo, Zahnarzt,) §; Schlomer, Dr., Schwartauer Allee, C.

III. Sonstige Wissenschaften: Goldschmidt, Lehrer,) §; Vissauer, Jul., Dr.,) §; Meyer, Oskar, Dr. und Frau Killi, geb. Cohn, Königstr. 17. „Badenia“. Über Lübeck vgl. die treffliche Einzeldarstellung von Hoffmeister (Verlag Th. Weicher, Leipzig, 1925).

Lübeck, Sally, * Czarnikau i. Polen, Banderolenschieber. Im großen Ostjudenschieber-Prozeß vor Gericht gefordert. In den meisten Tageszeitungen wurde der Prozeß verschwiegen oder nur kurz erwähnt. Die Namen wurden von der Wahrheit 20/4 29 aus der Berseitung gerettet. s. Zigarettenbänderolen

Lubelski, Samuel, Mädchenhändler-König, *1869 Rußland. L. betrieb das Auswanderungsgeschäft 17 Jahre zunächst von Warschau aus, bis er 1910 wegen dieser in Rußland verbotenen Tätigkeit nach Archangelsk verschickt wurde. Von dort entfloß er nach Myslowitz, während seine Familie in Jenzor, einem galizischen Dorfe in der Nähe der preußischen Grenze blieb. Er hat Jahre hindurch Tausende von wehrfähigen jungen Männern und von jungen Mädchen aus Galizien zur Auswanderung nach Amerika verleitet und in Ober-schlesien über die Grenze geschmuggelt, wobei er sich der Beamtenbestechung und anderer Dinge schuldig machte.

Dfpr. B. 20/2 1914: „In dem Weuthener Prozeß gegen L. faßte der Staatsanwalt das Ergebnis zusammen, daß Myslowitz Einfallsort und Kongressstadt für den internationalen Mädchenhandel ist, wo die Verkäufer aus Rußland und Argentinien zusammenkommen. Ein geradezu ungeheuerlicher Handel hat in der Hand des L. gelegen, der als der „König der Agenten und der Unterschmuggler in Russisch-Polen“, als der „König der Grenze“ bekannt war, von dem man sagte, er sei der

„König von Myslowitz“. ... Es gibt Weltfirmen für Mädchenhandel, wie für Kaffee und Seide. Die Inhaber sind polnische, galizische und ungarische Juden. Wer sich in der Branche auskennt, dem sind die Namen Simi Witzman[n], Immanuel Scherz, Madame Herzog, Franziska Schwarz, wohl vertraut.“ L. wurde wegen Vergehens gegen § 45 des Reichsauswanderergesetzes und wegen Mädchenhandels zu 9 Jahren Zuchthaus und 12 000 M. verurteilt.

Myslow. Z. 27/6 14: „Es fanden weitere Verhandlungen statt, da L. Revision einlegte; bei einer waren 80 Zeugen geladen, aus allen Bevölkerungsklassen und vier Nationen zusammen: Deutsche, Österreicher, Russen und Polen: österreicherische Gendarmen und Grenzwächter in Uniformen und böhmische Bauern und Bäuerinnen mit bunten Kleidern und farbigen Tüchern, russische Schmuggler, Grenz- und Polizeibeamte. Außerdem Bürgermeister Heuser, der in der Stadtverordnetenversammlung von M. gegen die Feststellung des ersten Gerichts, Myslowitz sei ein Dorado für den internationalen Mädchenhandel, Verwahrung eingelegt hat. Der Hauptbelastungszeuge Goldberg fehlt und mit ihm ausländische Zeugen. Einzelne haben ihre Frauen geschickt, die erklärten, ihre Männer lämen nicht, weil sie fürchteten, beim Überschreiten der preussischen Grenze verhaftet zu werden. Als Sachverständiger über Auswanderungen ist von der Verteidigung ein Direktor der Hamburg-Amerika-Linie geladen. — Samuel Lubelst trägt kohlrabenschwarzen Vollbart, schwarzes Kopfsaar und langen Raftan!“

Schließlich erhielt er nur 3½ Jahre Zuchthaus und 12 000 M. — Bgl. Hammer, Nov. 1914.

Bgl. Mädchenhandel.

Lubin, David, Gründer einer Weltagrarkammer. — DfBl 22/2 1905:

„Lubin, Wohltäter der Landwirtschaft in aller Welt. Der König von Italien ist auf einen Vorschlag Davids Lubin in Fa. Weinstock & Lubin, S. Francisco, hereingefallen, und etliche Standesgenossen klatschten ihm, edel, wohlmeinend und arglos wie er, Beifall. Weinstock & Lubin wollen durch eine Gründung, wofür sie notwendig einen anständigen Namen als Aushängeschild gebrauchen, für alle Welt die landwirtschaftlichen Fragen, die Versicherung gegen Hagel, Frost und Tierabsterben regeln, gegen die Fälschung agrarischer Produkte Einsprache erheben, Handelsbanken gründen, Revisionen der Zollgesetze vorschlagen und an der Wervollkommnung der Handelsgesetzgebung arbeiten. Außerdem soll die internationale agrarische Kammer landwirtschaftlichen Privatinteressenten aus den verschiedensten Ländern Gelegenheit geben, sich bezüglich gewisser Produkte, bei denen sie interessiert sind, zusammenzuschließen, und schließlich genauen Aufschluß erteilen über die Menge der in allen Ländern angebauten einzelnen Produkte, über die Ernteaussichten der verschiedenen Gegenstände und deren aufgespeicherte Vorräte.“

Das letzte scheint der eigentliche Zweck, alles vorhergehende nur Dekoration zu sein. Amerika will genaueste und authentische Information über den jeweils zu erwartenden Marktstand in allen Ländern, um einen Einspruch seiner Erzeugnisse dahinein jederzeit vorzubereiten.“

Jsr. Famil.-Blatt 1906, 29:

„Ein jüdischer Agrarier, Lubin, 1849 in Polen geboren, kam früh nach N. York. Erst Kommiss, dann Hausierer, wurde er später — Landwirt, und erfand u. a. „einen zweckmäßigen Pflug, und steht jetzt im Begriff, sich um die Landwirtschaft der ganzen Welt ein epochemachendes Verdienst zu erwerben. Um die amerikanische Landwirtschaft hat er sich bereits sehr verdient gemacht durch seine erfolgreiche Agitation für Ermäßigung der Frachten. Sein Streben geht dahin, eine korrekte internationale Feststellung der Ernteerträge der ganzen Welt zu ermöglichen, um so einerseits eine Überborteilung des konsumierenden Publikums zu verhindern und andererseits den Landwirten mehr den ihnen zukommenden Verdienst zu sichern.“ —

Die schönste Blüte dieses Familienberichts ist aber unstrittig: die alten Juden waren auch Landwirte

und haben in Palästina sogar landwirtschaftliche Wunder verrichtet.

Dagegen bemerken wir: daß die in Kanaan eingebrachten Schächerer, entgegen dem Befehl ihrer Priester, die Urbevölkerung nicht austroteten, sondern notgedrungen leben lassen mußten, um Ackerbau und Handwerk in ihrem „Staate“ überhaupt noch aufzuweisen. „Die Hand des Hauses Joseph lag schwer auf den Kanaanitern, denn sie waren alle zinsbar geworden“, und Salomos Brief an den König vom benachbarten Sidon: „Ich will meinem Gott einen Tempel bauen, sende mir daher Bauholz, Steinmehrer und Zimmerleute, die in meinem Reiche nicht vorhanden sind.“

Lubin, Siegmund, Kinokönig. N. York. — Die Hamb. Nachr. 27/5 1914 schrieben, ohne an die furchtbaren russischen Hintergründe und an das Verderben zu rühren, das Kinos im Besitze der Juden über die nichtjüdische Welt ausgespielt haben: „Wie ein dtscher Auswanderer durch das Kino zum Multimillionär wurde. Vor etwa 50 Jahren kam fast ohne einen Pfennig ein junger Dtscher nach N. York, wo es ihm gelang, als Optiker eine bescheidene Anstellung zu finden. Siegmund L. mußte sich seinem Chef durch unermüdlige Arbeitskraft und rastlosen Fleiß unentbehrlich zu machen. Er baute sich in seinen Mußestunden einen kinematographischen Apparat. Er erkannte sofort, wie er zu handeln habe, um die außerordentlich günstige Konjunktur auszunützen. Die Zahlen seines Vermögens gehen ins Riesenhafte. Er besitzt eine Anzahl zusammenhängender Landgüter, die er ausschließlich zu Aufnahmезwecken angekauft hat. Sie repräsentieren nicht weniger als 10 Millionen Mark. In Philadelphia hat er eine Filmfabrik für 5 Mill. Mark, die an Großartigkeit der technischen Einrichtung von keiner anderen erreicht wird. Bisher hat keine andere Firma annähernd solche Erfolge erzielt, wie der ehemalige dtsche Auswanderer, der heute einer der reichsten Männer in den Ver. St. ist. Er hat vielleicht nur noch einen Konkurrenten, dessen Aufstieg zum Kinomillionär nicht minder romantisch ist, wie sein eigener.“ [Marcus Löwe.

Lubinski, M., Dr., Arzt, 3facher Hausbesitzer, Millionär, Berlin, Potsdamerstr. 36. 1914.

Lublin, Gouv. im Weichselgebiete. StbgrZ 2/11 1911: „In der Stadt L. gehört der größere Teil aller Häuser den Juden. Die Gesamtzahl der Privathäuser beträgt 850. Von diesen sind 410 in christlichen Händen, 440 dagegen in jüdischen. Gerade in den besten Straßen gibt es ausschließlich jüd. Hausbesitzer; im ganzen in Lublin: 28 517 Juden gegen 28 720 Christen. In den kleineren Städten sieht es nicht besser aus. In Lubartow gibt es 56% Juden, in Tomaszow 59%, in Dubent 59% und in Hjelgorai 42%.“

In Lublin in Polen wurde von orthodoxen Juden eine Universität Jeshiboth gegründet. „Es ist nicht Polen allein, das zu beklagen ist. Die jüd. Universität wird ausschwärmen, und ein Tag kommen, wo wir von den Professoren der Jeshiboth überschwemmt sind, die versuchen, unsere Jugend ganz offen im jüd. Geiste zu erziehen“, Eis. Wesen 29/3 1929.

Lublin und Melul, wurden im 13. Jh. von Ottokar II. von Österreich zu „herzoglichen Kammergrafen“ gemacht.

Lubliner (aus Lublin), Hugo (S. Bürger). 1846 Breslau — 11. E: Kaufmann L., Berlin W. — Hugo „kam 58 nach Berlin; bereits 62 schrieb er Lustspiele und 66 hatte er mächtige Erfolge mit „Nur nicht romantisch“; seit dem „Frauenadvokaten“, den er als Geschäftskreisender der Textilbranche 73 zu seiner Erholung dichtete, gehörte L. zu den Lieblingen der Bühne, und Generalintendant der königlichen Theater, v. Hülsen, stellte letztere dem Dichter für seine Bühnenstücke gern zur Verfügung“, Brll. B: Gabriele, Schsp.; Susanne, Schsp.; Frau von 19 Jahren, No; Roman eines anständigen Mädchens; Frau Schubels Tochter, No 05; Auf der Brautfahrt, Sp.; Frau ohne Geist, Sp.; Gläubiger des Glücks, No; Gold und Eisen, Schsp.; Jourfix, Sp.

Lubliner hatte in Berlin die ganze Presse zur Verfügung. — ΔAC Nov. 87: „L's „Gräfin Lambach“ ist am Wiener Burgtheater durchgefallen. Bei

diefer Gelegenheit macht ein Berliner Blatt auf einen Mißbrauch in einem Teil der Berliner Preſſe aufmerkſam, die dem Cliquegenoffen zu Liebe Erfolge fäliſch t. Auch von Wien aus wurde Berliner Morgenblättern telegraphiert: Lubliners „Gräfin“ erzielte großen Erfolg. In Wirklichkeit lehnte das Publikum das Stück unter ironiſchem Gelächter ab, und alle Wiener Blätter, die uns zu Geſicht kamen, verurteilten das Werk auf das entſchiedenſte. Eins ſchreibt: „Abgebrauchter Stoff, vergriffene Mittel! Dazu ein unſauberer Geiſt und höchſt alberne Kunſtgriffe“.

Aber die Mittel heiligten auch diesmal den Zweck. Und unter lauter Zug und Trug konnte ſich Bürger-Lublin eine Zeitlang als der Beherrſcher unſerer Hof- und Stadttheater betrachten.

Glagau, B XX, über ſeine Namensänderung: „Sie wollen nicht mehr Juden genannt werden; höchſtens „jüdiſche Leut“. Sie verändern ihre Vornamen, machen aus Wolf — Wilhelm, aus Jacob — Jacques, aus Enoch — Eduard, aus Aſch — Louis oder gar Luigi. Und ebenſo verwandeln ſie ihre Zunamen. Es iſt erklärlich, wenn ein zarter Lyriker nicht Heymann Levy (Zu. Rodenberg [ſd]) heißen mag und ein dramatiſcher Dichter auf dem Theaterzettel nicht Kahle Lubliner genannt werden will.“

Als Hugo Bürger bei ſeinen Nieſenerfolgen den Decknamen eines „civis germanus“ nicht mehr benötigte, nannte er ſich gut jiddiſch wieder: Lubliner, und iſt unter dieſer Maſke auch geſtorben, während Heymann Levy doch die Täuſchung ſeiner jungen Jahre aufrecht erhielt und über Grab und Tod hinaus der Julius Rodenberg (ſd) blieb.

Lubliner, Dziaſz Louis/Ludwit, Bibliothekar der Uni- verſität Waſchaw, 1809—68. Nach der polniſchen Re- volution 1831 flüchtete L. nach Brüssel und ſchrieb franzöſiſch „des Juifs en Pologne“, die er dann auch auf polniſch in den polniſchen Zeitungen verteidigte.

Lubliner, Samuel. „Sami Lubliner iſt der Zigaretten-Nationalheros der Männer Zions, ſeines Zeichens Generaldirektor und faſt Alleinaktionär der Zigaretten- fabrik Mal-Kah UG, Berlin. Stolz hat ſich Lubliner in den Verſammlungen, in denen die deutſche Zigaretten- indurie ihre eigenen wirtſchaftlichen Belange beriet, als „deutſcher Zigarettenfabrikant“ hingestellt, er hat die deutſchen Gaſtwirte ſo herzlich lieb gehabt, denen er vor dem Kriege eine eigene Marke ſchuf; er liebte auch nicht minder die deutſchen Tabakgroßhändler und nahm deren Interellen war, ſolange ſie noch Geld hatten, ſich eine eigene Marke zu leiſten; er liebte nicht minder die ſchwer ſchuftenden deutſchen Arbeiter, denen er vor einigen Jahren aus edlen Tabas und Virginias eine „Arbeitsloſenzigarette“ beſcherte.

Und als das Geld aus dieſen liebeswarmen Ge- ſchäften in den Kaſten ſprang, da nahm es Samuel, wechſelte es in Edelvaluten um, fuhr nach Jeruſalem, kaufte dort Paläſtinatabake und baute ſeinen zioniſti- ſchen Brüdern ein nettes Zigarettenfabriken drüben am Jordan, ſehr zur Freude der engliſchen Iſraeliten, die aus dieſen mit deutſchem Gelde errichteten Paläſtina- unternehmen Lubliners ihrerſeits wieder gern Steuern ziehen und denen der „deutſche“ Zigarettenfabrikant wil- lig einen Raubudel macht, indem er ſeine „feine“ Zions- marke: „The Pal-ſtine Cigarette“ taufte.

Ahnen die deutſchen Arbeiter an der Waſſerlante, die die Lublinersche „Deftra“ „frefſen“, die Großfiſten und Händler, die ſich vor den Mal-Kah-Karren ſpannen laſſen, nicht, daß ſie für den Zionismus in ſeiner traf- feſten, deutſcheindlichſten Form arbeiten, daß ſie helfen, die wenigen Pfennige, die der Deutſche überhaupt noch für einen beſcheidenen Genuß ausgeben kann, auf dem ſchnellſten und ſicherſten Wege nach Jeruſalem zu be- fördern?

Als vor dem Kriege der engliſch-amerikanische Truſt, d. h. internationales Kapital, in den deutſchen Ziga- rettenmarkt einzubringen ſuchte, brachte der deutſche Raucher immerhin noch einiges Nationalgefühl auf; er ſieht es aber ruhig mit an, wenn heute die „betoberte Jehudei“ grinsend die Geſchäfte des engliſch-jüdiſchen Zionismus beſorgt!

In den Zigarrengelchäften des Berliner Weſtens taucht heute ſchon The Pal-ſtine Cigarette, die Marke der feinen Zioniſten auf, und auch der Schmuhl in der Grenadierſtraße raucht ſeine eigene Paläſtina-Zigarette „Lubliner Nr. 180“. — Der deutſche „Mal-Kah“-Käufer aber ſpielt wieder Mal — Rahmel!“ Jr 5, 25.

Lublinſki, Wilhelm, Dr. med., Jnh. einer Poliklinik für Hals und Naſe, Berlin. *1852 Goldap. Aſſiſtent J. ▼Schnitzlers in Wien. Er ſchrieb u. a. „über Behand- lung der Kehlkopf-tuberkuloſe nach dem Kochſchen Ver- fahren — die erſte Mitteilung über dieſes Verfahren bei Kehlkopf-tuberkuloſe — über eine Nachwirkung des Antitoxins bei Behandlung der Diphtherie — die erſte Mitteilung über die Nebenwirkungen deſſelben“, ▼Pagel.

Lublinſky[i], Samuel (Salomo Lieb- hardt; Silvio Peregrinus; Schlvester). 1868 Johannisburg i. Oſtpr. — 11 Wei- mar. Buchhändler; Buchdramatiker. B: Jüdiſche Charaktere bei Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig 99; Multatuli; Imperator, Dr.; Geſcheitert; Im Streit um den hiſtoriſchen Chriſtus ſtand er auf ſeiten des Prof. Drews.

Ernſt Liſſauer (ſd) rief dem L. in der „Zukunft“ die talmudiſchen und auch etwas Hegel-artigen Worte nach: „Lublinſky war polemisch, doch vor allem ein Kämpfer; gehässig, doch ein Haſſer; er war perſönlich, doch um eine Sache; er verneinte, doch um einer höheren Bejahung willen“.

Liſſauer und Lublinſky, kann man ebenſo ſagen, ſind „jüdiſch, doch Juden“ und „lebendig, doch tot“. Lub. war als Dramatiker unfähig und als Literatur- hiſtoriker von der unfruchtbarſten, zer- ſtöreriſchen Intelligenz, nebenbei vom Größenwahn beſeſſen und wankelmütig. Seine „Bilanz der Moderne“ hat er durch ein ſpäteres Werk geradezu aufge- hoben, da er ſich inzwiſchen vom Sozial- demokraten zur Raumann'schen Rich- tung entwickelt hatte.

„Schließlich iſt die Zeit noch in wei- ter Ferne, in der die von Lublinſki ſo glühend erſtrebte Kultursyntheſe der Zukunft Realität gewonnen haben wird. Aber ebenſo ſicher iſt, daß ſie ſchließlich einmal kommt. Bis dahin zum aller- wenigſten wird man Lub. brauchen, ſagt Dr. Heinrich ▼Schnabel, BT 1914.

Lieblos wurde Lub. in der Schaubü, 1910 Nr. 3 „Samuel zieht die Bi- lanz“ von Theodor ▼Veſſing (ſd) ange- faßt, der die „kleine kugliche Geſtalt“ ein „geſtitulierendes, purzelndes Etwas auf kurzen fahrigem Beinchen“, nannte: „ein fettiges Synagöglein, das ſein ſchwam- miges Bäuchlein wie die Apſis weit in

die Außenwelt hineinsteckt. Das sich gar naiv in's Zimmer mauschelt, mit den Beinchen mauschelt, mit den Armchen mauschelt, Wortwürmlein nach rechts und links fallen läßt und dessen Wiege zu Pinne in Posen oder gar Johannisburg gestanden haben soll — man wisse das nicht so recht.“ Lessing geht in der Charakteristik seines Blutsgenossen recht weit: ein „Talmudgebürtchen mit hypertrophisch entarteten Schreib- und Redecentren“, „das sein liebes Väterchen an einem schönen Schabbes aus Versehen statt eines rabbiischen Traktätchen erzeugt“ hat, und „das an hohen Feiertagen wohl auch einmal gewaschen wird“, es schnüffelt nach literarischen Gelegenheiten, an denen es sein Wasser abschlagen könne, es hebt das literarische Beinchen“ und gehört zum esprit-jüdischen Typus“.

Darauf schrieb S. Jacobsohn an Less. 30/12 09: „Tausend Dank auch für den wahrhaft himmlischen Lublinski. Ich übertreibe nicht im geringsten, wenn ich sage, daß in dieser Satire ein Heinrich Heinescher Zug steckt. Ich habe sie hintereinander 2mal schreiend, röchelnd, heulend gelesen, und ich habe sie außerdem 3mal im Laufe des Tages zu unendlichem Gaudium der Hörer vorgelesen.“

Freunde des „Kulturkritikers“ Lublinski erklärten dann den Juden Lessing für einen „Antisemiten“; Thomas Mann (fd) schritt sogar zum Gegenangriff, bis der beleidigte Lublinski sich im „Sturm“ 3/3 1910 mit einem „Offenen Brief“ wehrte:

„Lieber Herr Walden!

Sie fragen mich, ob ich nicht dem sogenannten zweiten Lessing persönlich erwidern will. Doch dazu ist mein Zorn gegen den Ehrenmann nicht groß genug, obwohl freilich, wie ich zugeben muß, sein jüngstes Produkt nach dem Gegenteil von Eau de Cologne riecht. Aber die dicke Komik, in der dieser Brave förmlich eingewickelt liegt, muß mich entwaffnen.

Sehen Sie sich doch nur, bitte, diesen judenfresserischen Semiten an, der nach eigenem Geständnis an Halluzinationen leidet! Da rast, tobt und schäumt er wider etwas, das er „esprit-jüdisch“ nennt,

und merkt dabei gar nicht, daß sein eigener Artikel in seiner geistreichelnden Roheit als die duftigste Blüte der von ihm gekennzeichneten Literaturgattung erscheint. Eine solche Ahnungslosigkeit müßte eigentlich zwerchfellerschütternd wirken, wenn nur nicht ein gewisser Ekel wäre, so daß man nach dem Riechfläschchen greift.

Immerhin hat diese Groteske mich schon vor dem Kampf entwaffnet, und ich gelange mehr und mehr zur Einsicht jener alten Stoiker, denen Gottes Güte und Weisheit nicht zum wenigsten durch die Existenz gewisser kleiner Lebewesen bewiesen wurde. Darum sei es fern von mir, dem unzweifelhaft menschlichen Lebewesen Theodor Lessing das Recht zum Dasein abzusprechen. Ich lasse diesen Judenfresser semitischer Abstammung ruhig laufen, wie ich auch die unversärflichten arischen Antisemiten zumeist laufen ließ, und Gottes Weisheit pries, der in unergründlichem Erbarmen auch noch diesen Geschöpfen zum Licht der Sonne verhalf.

Mit freundlichem Gruß

Samuel Lublinski.

So gehässige Aus- und Aufführungen wären unter Nichtjuden doch wohl unmöglich. Es sind aber bei zankenden Juden immer dieselben schmutzigen Sachen, Ungeziefere und Kot, womit sie sich bewerfen, da sie vor wirklichen Waffen viel zu bange sind.

Lubosch, W., *1875, Dr. med., ao Uß (Anatom.), Jena, dann Würzburg.

Lubovius, Louis, gebor. Lubowsti. „Wir bringen zur öffentlichen Kenntnis, daß wir uns genötigt sehen, das dem Louis Lubovius (alias Lubowsti), Doktor an dem F. C. Training College und der Collegiate School in Glasgow, unter dem 24/7 1901 ausgestellte Doktor-diplom zurückzunehmen, da sich nachträglich ergeben hat, daß wir von dem Genannten bei seiner Anmeldung zur Promotion durch Vorlage eines falschen Zeugnisses getäuscht sind. Freiburg i. B., 28/7 1903. Die philosophische Fakultät der Universität. Philologisch-historische Abteilung. ▼v. Simson, bz. Prodekan.“

Lubow, Karl = Karl Lubowsti.

Lubowsti, Käte, geb. Wesser-Ebener (Frma Stahl; J. Held), No., Nov. Charlottenburg. *1875 Rittergut Binz. O Landrichter Viktor L. — W: Der Kampf der Frau ums Recht; Ester v. Tollen, vgl. „Lore von Tollen“, Roman der Heimburg. Charlottenburg, Runo-Fischer-Str. 15.

Lubowsti, Meer, mos., vereidigter Dolmetsch, Wn.-Wilmersdorf, Uhlandstr. 105. Inform.-Dr. 15/5 1930.

Lubzjnski, Hermann, Dahlmannstr. 3, Charlottenburg. W: Chemische Werke Lubzjnski. — Dr: Paul L., Meinekestr. 26, Berlin W. 15, ist Dir. dieser Werke, in denen die Rollen unter die Geschwister verteilt sind. 1914.

Subjunkt, Lu., Beigeordneter Stadtbaurat, Kronprinzenstr. 18, Krefeld. Präs.: Krefelder Straßenbahn. 1914.

Subjunkt, Ju., Dr., RA, Syndikus des Bundes der Industriellen. *1869 Posen. — B: Gehilfen; Rechte der Minderheit der Aktionäre gegen die Gesellschaft?; Börs.-Enquete in Dtschlnd. S: Unlauterer Wettbewerb. — Berlin W, Potsdamer Str. 23 a. — **JR L.** ist Vertreter des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, den er — **DRB** 14/1 17 — von dem Verdachte reinigte, die in München eingeleitete Entmündigung seiner Schwiegermutter, der Prinzessin Luise von Belgien wegen Verschwendung beantragt zu haben.

Luca, Samuel, 1802 Prag —?, „Lieferte ein treffliches einaktiges Lustspiel in Alexandrinern „Die Muse“ für das Taschenbuch „Kamellen“ des Grafen Schirnding; außerdem gehaltvolle Rezensionen des Gastspiels des k. k. Hofschauspieler-Anschlitz in Prag für die Wiener Theaterz., die ihres tiefen dramaturgischen Gehalts wegen seiner Zeit verdientes Aufsehen erregten.“ ▼**JN** 1850.

Lucan, Friedrich Wilhelm, Kgl. Großbrit. Konsul a. D., Vorf. der Börse, **NR**, 89—08 Dir. der Berg.-Märk. Bank, Düsseldorf, Gartenstr. 22. *1849 Homberg, Kassell. S: Wilhelm L., Dir. der Kreispartakasse Witzhausen // Elise ▼**Rosenblath**. — 83 O Martha Hirsch, *60 Hamburg. R: Friedrich (Wilhelm) 84, Dr. jur., Referendar; Anna (Elisabeth) *86; O Carlo ?Mannß; Wilhelm (Ernst) *88, Farmer; Reinhard *95, Kriegsfrem. Geogr. U.-Rgt. 5; Martha *00. **WGB** 28, 370. ?**Lucanus**, von, früherer Chef des Zivilkabinetts Kaiser Wilhelms II. — wäre, laut Paasch, jüdischer Herkunft gewesen? **WM**.

Lucas, Alice, geb. Montefiore, 1869 O **RA** Henry L. B: Songs of Zion; Talmudic legends. London. **JWB**.

Lucas, Ed., #, Elberfeld; S: ▼. Ed. war Inh: Fa. Sam. Lucas, Buchdrucker und Verlag. Besitzer der Elberfelder Z., jetzt: Berg.-Märk. Z. (R: W. Bacmeister). — Der alte Samuel Lucas stiftete 1880 (**RR** 49) als Besitzer der „Elberfelder Z.“ in einem Zirkular den inserierenden Verlegern bei Einsendung eines Rezensionsexemplars der inserierten Bücher ohne weiteres eine „günstige Besprechung“ zu. — O L. von Wünsche // ▼**Reiser**. R: 1. Eduard, †; 2. Alexander, **GRN**, Berlin; 3. Arthur, Rfm., Goebenstr. 20, Elberfeld. — Julius Lucas d. A. und Jüngere in Elberfeld sind △.

Lucas, Francis Alfred, Oberst, Kurator der Jewish Free Schools und des Christ's Hospital, 1900—06 Mgl. des Parlaments, London. *1850. — O 87 Alice, L. des Viscount de Stern.

Lucas, Louis Arthur, 1851—76, engl. Afrikareisender. — **NA** 10; **JE**.

Lucca, Luise, Wien (Schwester der Schriftlerin Mathilde Prager). Ue: Span. Pa 2, 528.

↓**Lucca, Maria Paulina**[e], 42 Wien —08, Kgl. Preuß. und R. u. R. Kammerfängerin und Ehrenmitglied der Wiener Hofoper. S: Arzt. — O: 1. 65 von Rhade; er war 70 Jtn. 52. Inf. Reg., dann später a. D. in Steglitz, Direktor der „Flora“, Berlin; geschieden. 2. 74 Emil Matthias v. Wallhosen, preuß. Major, †. — Eine Tochter aus 1. Ehe, Maria v. Rhade, lebt in Wien. ▼**Kohut**, der in **WBe** 1902, 9 über die Schwierigkeit bei Berühmtheiten Konfession und Nationalität festzustellen, klagt: „So erging es mir z. B. mit der bekannten Sängerin Pauline Lucca, die mir von aller Welt, sogar von Siegfried Flei-

scher, Schriftführer der „österreichisch-jüdischen Union“ in Wien, mit Bestimmtheit als Jüdin hingestellt wurde, bis ich auf ebenso mühsamem wie authentischem Weg endlich feststellen konnte, daß sie Arierin und Vollblutchristin sei.“

Wer hat nun Recht? Der eine Jude oder der andere Jude? Wir sind in solchen Fragen immer für Stimmenmehrheit und neigen uns mehr „aller Welt“ und „Fleischer“ zu, der die Landsmännin wohl noch persönlich gekannt hatte, während Kohut als Berliner und Norddeutscher ihr fern stand.

„Die vorzüglich in die Ferne tragende Stimme drang auf den Zuhörer mit fast blendendem Glanze ein, der etwas vibrierende Ton traf das Ohr wie eine elektrische Berührung, und der in leidenschaftlichen Ergüssen dahinströmende Vortrag versetzte den Zuhörer in eine nervöse Erregung, wie man dies ähnlich in dem dramatischen Vortrage der ▼**Rachel** empfunden hatte“, ▼**Kur**-nik 207.

„Der Lucca-Kultus, hauptsächlich betrieben von Juden und Börsianern, stand 1871/72 noch in einer Nachblüte. Das verwöhnte Theaterprinzesschen, erboht über die ihrer Kollegin Mallinger gespendeten Beifallsbezeugungen, erlaubte sich auf offener Szene in der Flora zu Berlin dem Publikum das Wort „Ungezogenheiten!“ ins Gesicht zu werfen; und dasselbe Publikum beklatschte diese Unverschämtheit.“ △**Gla**-gau-Börsj.

Sie brach übrigens ihren Berliner Kontrakt, um das Ausland zu bereisen, und lebte seit 75 in Wien. „Die Lucca, die 86 in Berlin ein großes Wohltätigkeitskonzert veranstaltete und mit fast dem ganzen Ertrage des Konzertes über die Grenze ging, die aber heutzutage wieder in Preußen Konzerte veranstaltet, ohne daß ein Staatsanwalt sie zur Rechenschaft zieht.“ △**Paasch**.

RR: „Das beste Beispiel für reisendes Virtuositentum, bei dem eine Hauptrolle die Reklame spielt, ist die Wandersängerin Pauline Lucca (alias Lucas). Dem verwöhnten Liebling des Berliner Publikums fiel es eines Tages ein,

durchzubrennen, weshalb ihr die Pforten des königlichen Theaters verschlossen wurden und füglich auch hätten bleiben müssen. Aber die Sehnsucht der Zudenschaft nach der entflohenen Nachtigall war zu groß; durch Reklame wurde ihre Wiederkehr vorbereitet; endlich fuhr Herr von Hülsen selbst nach Wien, um sie zum Gastspiel einzuladen. Sie triumphiert, kommt, tritt auf, und eine kontraktbrüchige Sängerin, eine jüd. Soubrette, wird vom Orchester mit einem Tusch, einer bis dahin nur königlichen Personen zustehenden Ehrenbezeugung, empfangen. Kaum warm geworden, kehrt sie alle die widerlichen Eigenschaften des jüd. Charakters, maßlose Arroganz und Frechheit wieder heraus. In 8 Tagen hat sie das ganze Opernhaus auf den Kopf gestellt, Proben, Vorstellungen sagt sie nach Gutdünken ab; mehrere Male muß das Haus geschlossen bleiben, weil Frau Lucca es wünscht; Sänger, Sängerinnen, Kapelle, die Intendanz tanzen nach ihrer Pfeife. Von einer großen Sängerin ist kein Atom in ihr — eine leidliche Soubrette, weiter nichts. Ihr Repertoire umfaßt die leichte Spieloper; so oft sie es versuchte, große dramatische Partien zu singen, ist es ihr niemals gelungen, und alle Rollen hat sie wieder abgegeben, mit einziger Ausnahme der „ihr“ auf den Leib geschriebenen „Afrikanerin“. Die Zeit, wo sie von Berlin verbannt war, hat sie Kunstreisen gemacht, und ihr Gewerbe wird ihr gewiß ein erkleckliches Sümmchen gebracht haben.“

„Als ganz junges Mädchen war Pauline Lucca am Wiener Hoftheater als Choristin und dann für kleine Rollen engagiert gewesen. Ihre Stimme klang dem Direktor nicht stark genug. Um sich in größeren Aufgaben zu versuchen, nahm sie ein Engagement in Olmütz, dann in Prag an. Hier machte sie Furore als Norma und wurde von Herrn von Hülsen, der ihretwegen nach Prag gereist war, als Primadonna für die Berliner Hofoper gewonnen. In Berlin blieb Pauline L. von 61 an durch 11 Jahre der gefeierte und verhätschelte Liebling des Publikums. Trotzdem zerriß sie ihren Kontrakt, um nach Amerika zu gehen. Von dort kam sie nach 2jäh-

rigem Wanderleben als Baronin Wallhofen nach Wien zu einem Gastspiel in der „Komischen Oper“. Hier lernten wir sie eigentlich erst kennen, als vollendete Künstlerin. Ihre Gastspiele am Hofoperntheater gediehen allmählich zu einem beinahe festen Verband mit dieser Bühne. Leider bewegte sich zuletzt ihre Tätigkeit nur noch in einem engen Kreis bekannter Rollen, — vielleicht nicht durch ihre Schuld. Das Publikum, das die L. immer nur als Frau Fluth, Katharina, Carmen und Despina zu hören bekam, verlor endlich etwas von dem ursprünglichen Interesse an diesen Opern. Sobald aber die Künstlerin ihren Einfluß im Abnehmen wähnte, entschloß sie sich sofort und unwiderwillig zur Abdankung. Niemand im Publikum ahnte, daß sie (als Carmen) am 12/1 89 zum letzten Male die Bühne betreten hatte. Sie lehnte jede „Abschiedsvorstellung“ ab und empfahl sich ohne Adieu, auf Holländisch. Die L. ist jederzeit unberechenbar gewesen. Wie oft hatte sie bei früheren Gastspielen geäußert, sie beschließe damit für immer ihre Bühnenlaufbahn — und dann sang sie, zu aller Freude, noch ein zweites, drittes, zehntes Jahr! Und nun, da man sie für lange festgehalten wähnt, schleicht sie sich still und unerbittlich davon. Ihr rastloser Geist und Tätigkeitsdrang verträgt aber kein müßiges Ausruhen. Der alte Wahlspruch: „Rast' ich, so rost' ich“, könnte unter ihrem Wappen stehen. Sie gründet eine Privatgesangsschule in ihrem Hause, errichtet eine kleine Bühne in ihrer Villa in Gmunden und erzieht nun junge Opernsängerinnen mit demselben Eifer, mit welchem sie früher selbst gesungen. So haben wir, wenn uns schon die Sängerin verloren gehen sollte, doch die im persönlichen Verkehr so geistvolle und originelle Frau in Wien behalten, das belebende Element eines jeden Kreises, den sie betritt.“ (Ed. Hanslick (Hd), 2, 635.

Übrigens hat Wedekind (Hd) in einem stupiden Bismarck-Drama als „humoristische Charakterfiguren“ im 4. Akte in Fischl, einen Photographen, der säckelt, und Pauline Lucca, die östereichelt, eingefügt. Die Lucca, die es in den 1860er Jahren fertig brachte, in

Karlsbad mit Bismarck zusammen photographiert zu werden, hatte damals nichts eiligeres zu tun, als das Bild in tausenden von Abzügen in Europa verbreiten und in allen illustrierten Zeitungen erscheinen zu lassen. Bismarck, dem so was noch nie passiert war, ärgerte sich wohl, daß er der Person ins Netz gegangen, entschuldigte sich aber gewissermaßen: „Wir befinden uns beide in guter Gesellschaft.“

Lucero, der Inquisitor von Cordoba; seine Grausamkeit gegen die Keger war „sprichwörtlich in Rom“, so daß der Papst ihn schließlich abberufen mußte; vgl. Sephardim, Leipzig 1859, S. 129.

Luchez, j: die Tafeln, worauf die 10 Gebote stehen; die jüdischen Kalender. — Thiele G.

Luchefstul, Berlin, führte den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen i. A. Englands, d. h. der Rothschilds oder anderer in Europa führenden Juden, hinter's Licht. Heise.

Lucinge-Jaucigny△, Ferdinand Prince de, *1868, aus ältestem savoyischem Herrengeschlecht (981), O▼ 91 die Raphaela Cohen und 01 die Marie Ephrussi. SA.

Luda, Emil, Literat, Wien 9, Koffeurg. 4; *1877 ebda. B: Otto ▼ Weininger; Beethoven; Ffolde Weißsand; Eine Jungfrau; Die 3 Stufen der Erotik. „Wohl ganz Jude“, Bartels DDB 639 und DLG 3, 811. Berlegt wird Luda von S. ▼ Fischer, Berlin.

Lude-Saulmann, William, Dr. phil., gerichtlicher Sachverständiger für Glühlichtindustrie, W.-Wilmersdorf, Mohlstraße 50; 1920.

Ludenwalde. 1918: 23 000 Einwohner. Juden:

1. Rabbi Freudenthal.
2. Ärzte: S. Hoffnung; Dr. Schwarzweiß.
3. Fabrikbesitzer: A. Bartosik & Co., Bronzewaren, Inh: Louis Landsberger, dessen Sohn zu Geschäftszwecken fürs Ausland getauft ist; Mag Wasch, Hüte, Inh: Martin und Mag W.; Bernhard & Co., früher „Dewin und Bernhardt“, Pappe, Inh: Bernhardt; Förster & Co., Damenhüte, Inh: Rosenthal//Ellen Sohn, Rfm. Georg Levy; Fried Wwe., Papier, Inh: Frau Rfm. Sohn, bevollmächtigter Ehemann: Hirsch/Hermann Sohn; Ginnow & Schlesinger, Hüte, Inh: M. Schlesinger, Berlin; Goldschmidt, Hüte, Inh: Wwe RM Goldschmidt & Sohn; Herrmann & Co., Hüte en gros, Inh: G. u. S. Herrmann; Ju. u. Albert Hirsch, Bronzewaren, Inh: Ju., Elisabeth u. Albert Hirsch; Siegm. Kraut, Kartonagen; Schneider & Co., Tücher en gros, Inh: G. Sohn; Sonnenfeld & Co., G. m. b. H. in Charlottenburg, Zweiggeschäft Ludenwalde; Tannenbaum, Pariser & Co., Tuche, Inh: G. Pariser und verschiedene Juden in Berlin; Ber. Märktische Tuchfabriken, Dir: Nathan Bernfeld, Berlin.

4. Agenten: Sally Sander; Franz Sommerfeld, während des Krieges irgendwo Sachverständiger der RGG; Epig.

5. Konfektion: Abraham Rauchwitz, Bize-Stadtvorordneter vortreter; Mag Gutfeld; Ju. Haase; Ju. Rosenthal (Herren).

6. Puz pp.: Hirschfeld; Sabakli, Inh: Seeligmann.

7. Abzahlung: Lubascher, Inh: Mag Marcus; Samuel Preminger.

8. Verschiedenes: Burger, Schuhfabrik, Inh: Schlesinger; Hoffmanns Butter-, Kaisers Kaffee-, Monopol-Butter-Geschäfte haben jüdische Geschäftsführerinnen.

9. Ludenwalder Bauverein, im Vorstand: Fabrik- und Rittergutsbesitzer und Mgl. des Bundes der Landwirte, G. Pariser auf Lindenberg; Rfm. Fr. Sommerfeld und ein △.

10. Mach- und Schließ-Gesellschaft: Dir: Meyer, überaus kleidsam uniformiert.

Ludassy, Moritz, geb. Gans. 1825 Komorn — 85 Reichenau. G. trug auf 2 Schultern und rebete mit doppel-

tem Boden, indem er als gebürtiger „Ungar“ das Journal: „Magyar vilag“ (Ung. Welt) gegen Österreich, und als „Wiener“ gegen Ungarn „Die Debatte“ herausgab. Ma: Wiener Telegraph; Morgenpost. G: Feterabend (mit Schlesinger). 67 nobilitiert mit Zunamen: Gans v. Ludassy. [Ungar: „Ludas“ = Meineidiger; als Beiwort „Ludassy“ = „mit Gänsefett zubereitet.“ SG.] Unter dem Grafen Ju. Andrassy war er Leiter des ungar. Pressbüros und Rat im Ministerium des Innern. Unter Beust gab er das Organ der kais. Hofpartei, die „Tagespresse“, heraus. 80/81. B: 3 Jahre Verfassungstreit; Elisabeth Bathory, Ko; Mache der Toten.

In Nr. 14 des Jhr. Familienblattes bespricht Dr. Marek Scherlag einen Roman Ludassy's, „Die trennende Brücke“: „Statt geschichtlich überlieferte Vorkämpfer vorzuführen, begnügt er sich mit der Schilderung einer fast schiffbrüchigen Persönlichkeit: Markus Mareno. In der Charakterisierung dieses kosmopolitisch und doch im Grunde jüdisch fühlenden, widerspruchsvollen Idealisten zeigt sich die große Kraft und Kunst Ludassy's. Neben Markus Mareno verdient die Gestalt seines Bruders Nathan, des geldwerbenden, nach den Frauen des Nachbarvolkes verlangenden, haltlosen Affinitanten, lobend hervorgehoben zu werden.“

G: Ju. L. R: Fremdenblatt, Wien, Verfasser der Posen: Magimen; Spleen; Garrid. —

Lude (Kosenname von Ludwig), in der Gaunersprache: 1. Zuhälter, „Louis“; 2. Brechstange.

↓ **Luedeke**, Hugo E., Gesellschaft 22/10 21: „Der Herausgeber der seit einiger Zeit in Danzig erscheinenden „Dftwacht“, ein gewisser Hugo E. Luedeke, hat sich als ein in ausländischen Diensten stehendes Individuum erwiesen. Er hat, wie er sich in einer Extraausgabe seines Blattes selbst rühmt, „die Reaktion mit ihren eigenen Waffen“ bekämpfen wollen und sich unter falscher Maske das Vertrauen Deutschgesinnter im Freistaat Danzig erschlichen, um es nun zu Sweden gemeinster Denunziation zu mißbrauchen. Ein Lump in Folio also!“ WM.

△? **Luedeke**, Mag, DMK in Hannover, *1858 Magdeburg, 05 O ▼ Hedwig v. Richter, Wien. — SG 850.

△ **Ludendorff, Erich**, der Feldherr der Weltkriege, München; * 1865 Kruszczerwina (Posen). Deg. 9. über Ludendorff's Ahnenreihe s. der deutsche Roland in Berlin 1/8 1927; WB 10/12 1929, Sigilla I, 39 usw. — „Man kann wohl nicht umgehen, anzumerken, daß die Rassenkunde unter L.'s eigenen Ahnen eine jüdische Urgrömmutter festgestellt haben will“, sagt Hans Delbrück (sd) in seiner Schmähchrift, von der Eggert, „Ludendorff als Mensch und Politiker“, 1922, S. 9 feststellt: „Schamloser ist unter der Maske der Wissenschaft wohl selten demagogische Brunnengiftung getrieben worden.“ — Die „Münchener Post“, 1922 (Wiking 1. 4) spöttelte über Ludendorff's „jüdische“ Abstammung unter dem Titel „Abraham Ludendorff“, und der deutsche Spießer ließ sich von seinen Kabalettjuden vorreimen: „Ludendorff = Judendorff“. Eine Londoner Sunday Guardian, 14/7 22 behauptete, Ludendorff's Fami-

Heimname sei eigentlich Singer, „und der Vatersbruder, der neulich starb, verlangte in seinem letzten Willen ein jüdisches Begräbnis“. Unsere englisch-völkischen Freunde entgegneten, Δ The Hindden Hand, London, Nov. 1922: „Das ist eine Lüge. Alle Vorfahren Ludendorffs sind reinblütige Landleute und Soldaten. Die Vorfahren seiner Frau waren Kaufleute und Bauern. Nirgends der kleinste Flecken von jüdischem Blut.“

Nach seiner Entlassung am 26/10 18, die von den deutschen Juden und den Juden der ganzen Welt, unter Duldung des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, betrieben war, hat Ludendorff in zwei umfangreichen Werken „Politik und Weltkrieg“ und „Urkunden der Obersten Heeresleitung“ seine Tätigkeit und seine Führung im Felde 1914/18 dargelegt. Wenn er, wie die meisten Soldaten Deutschlands und der Entente, in das Völkerringen in der Meinung hineingegangen war, daß sich schicksaläufig die Mittelmächte auf Tod und Leben zu verteidigen hätten, so verließ er den Weltkrieg mit tausend merkwürdigen Erfahrungen über die Widerstände und Täuschungsversuche, mit denen gerade rückwärtige Verbindungen seinem Bestreben zur Rettung der Heimat begegnet waren, indem sie seine militärischen Pläne mit „politischen“ Maßnahmen kreuzten, schwächten und aufhoben; es fehlte ihm natürlich während des Krieges die Zeit, über solche rätselhaften Erscheinungen, die bald noch von der Revolution überboten wurden, tiefer nachzudenken: denn da schien eine Riesenzelle der Vernichtung gegen Deutschland, nicht etwa von außen, sondern von innen, geradewegs aus dem Volke aufzubrechen, die in Wirklichkeit doch unmöglich vom Volk selbstmörderisch hervorgerufen sein konnte.

Diese brennenden, ihn, das Heer und Reich betreffenden Fragen hat Ludendorff in den erwähnten Büchern kurz gestreift, wenn er in der „Politik“ S. 50 über den Einfluß der Weltfreimaurerei und der internationalen Judentum vor, in und nach dem Kriege sagt: „Mit Frankreich und England Hand in Hand arbeitete die Oberleitung des jüd. Volkes; vielleicht führte sie beide. Sie

sah den kommenden Weltkrieg als das Mittel an, ihre politischen und wirtschaftlichen Ziele durchzusetzen, den Juden in Palästina ein Staatsgebiet und Anerkennung als Volk zu erwerben und ihnen in Europa und Amerika eine überstaatliche und überkapitalistische Vormacht-Stellung zu verschaffen. Auf dem Wege zur Verwirklichung dieses Zieles erstrebten die Juden in Deutschland dieselbe Stellung wie in jenen Ländern, die sich ihnen schon ergeben hatten. Dazu brauchte das jüd. Volk die Niederlage Deutschlands. Teile dieses jüd. Volkes standen innerhalb unserer Grenzen. Daß Juden auch für Deutschland bluteten, sei betont.“

Darauf schrieben die überheblichen „jüdischen Frontkämpfer“ im 4. Heft 1922 ihres Blattes: Ludendorff sei ihrer Aufforderung zu einer Berichtigung nicht nachgekommen, „wir stellen deshalb fest, daß Herr General Ludendorff die Wahrheit kennt und sie nicht sagt und geflissentlich die Ehre anderer Menschen mit Füßen tritt“.

Und der Reichsminister a. D. Gothein (sd), der weltbekannte Vorsitz zur Abwehr des Antisemitismus, sagte in der Hauptversammlung seines Vereins am 15/10 1922 bei einer Schimpfrede über völkische Männer: „Wir Deutsche müssen es mit tiefer Beschämung erkennen, daß ein Mann, dessen politische Bildung auf der Höhe eines Kadettenstand, während des Krieges für das ganze Deutsche Reich maßgebend gewesen ist.“ Die „Jüdischliberale Z.“ Breslau, forderte am 10/3 1922: der Oberreichsanwalt müsse sich mit Dtschlnds Heerführer beschäftigen!

S. 191/2 der „Politik“ sagt Lu.: „Im Kampfe gegen den Volksgeist in Deutschland und Österreich-Ungarn stand das jüd. Volk ausgesprochen auf Seiten der Entente und verstärkte ihre Werbearbeit. Es arbeitete zusammen mit dem Bne-Brith-Orden, mit der Alliance Israélite Universelle, dem Zionismus und der internationalen Freimaurerei. Am 2/11 1917 erklärte Balfour, getreu der seit langem verfolgten Politik, daß die englische Regierung die Schaffung einer politisch und rechtlich gesicherten Heim-

stätte für das jüd. Volk in Palästina mit allen Mitteln durchsetzen werde. Das Geschick des jüd. Volkes war damit allen fühlbar aufs engste mit dem Siege der Entente verbunden. Über die Zusammenarbeit der in Deutschland lebenden Juden mit unseren Feinden ist kein Zweifel. Nur Deutschlands Niederglagen konnten ihnen die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche bringen.“ —

Darauf hub sogar der *Bne-Brith-Orden* 1922 an, wegen Beleidigung zu klagen. Das Amtsgericht Berlin-Mitte lehnte aber leider das Hauptverfahren ab, wofür die Brüder in Mose ihrem Gott danken konnten, daß nämlich die von Beweisen strotzenden Schriftsätze des Generals auf gerichtlichem Wege nun nicht die Öffentlichkeit gelangen konnten.

Der Centralverein — dessen Vorsitzender *Dr. Ju. Brodnik*, Meister vom Stuhl der Loge „Germania zur Eintracht“, Tochterloge der verjudeten Großen Loge von Hamburg, und dessen Syndikus, *Dr. Ludwig Holländer*, der ebenso wie viele andere Mitglieder dem *Bne-Brith-Orden* angehören — teilte weiter in seiner Zeitung mit: „Ludendorff hätte sich von auswärtigen Zeitungen bestechen lassen“. — Auf Bitten seiner Freunde klagte der General, und der Schuldige wurde zu einigen 100 M. verurteilt. Die große Presse übergang natürlich die unerhörte Verleumdung des Heerführers. —

Ludendorff ist weiter mit allem Genie, Scharfsinn und Fleiß nach langer Arbeit zu dem Ergebnis gelangt, daß eine gerissen-vertarnte Macht nicht nur im Weltkriege, sondern fortdauernd mit Deutschland und allen Völkern gespielt hat —, eine Macht, die, auf Unterorgane gestützt, den Völkern ihre von ihnen selber geschaffenen Staatsgebilde zu nehmen sucht; dafür will sie ihnen eine von ihr geschaffene, unnatürliche und widersinnige Staatenform überstülpen, die es ihr ermöglicht, sie völlig abhängig und zu ihren Sklaven zu machen, selber aber auf Kosten der Eingespannten üppig, ja ruch- und gewissenlos zu leben. Als ein im tiefsten Sinne religiöser Mann und edler Charakter — glaubte Ludendorff aber, die Ergebnisse seiner For-

schungen den betrogenen Völkern nicht vorenthalten zu dürfen. Während sonst viele alte Generäle in Ruhe ihre Pension verzehrten, enthüllte er mit seiner hochgestimmten Gemahlin, Frau *Dr. Mathilde Ludendorff*, in kurzen und gehaltvollen Schriften die überstaatlichen Gewalten von Jahr zu Jahr mehr und belehrte in öffentlichen Vorträgen, in Aufsätzen der Deutschen Wochenschau und seiner Volkswarte sein über alles geliebtes Volk über das Elend, dem alle Völker entgegentreiben, solange Teufel in frommen, weisevollen und reichen Gewanden, d. h. das Judentum mit dem Jesuitismus und der Freimaurerei, alle drei zugleich Finanzpiraten größten Stils — die Schätze der Welt den Schaffenden entreißen und aus der Erde ein Jahve- und Messiasreich, eine Wüste, wie in Rußland, machen dürfen. Die „Vernichtung der Freimaurerei“ erschien am Tage der Schlacht von Tannenberg, 1927; „Kriegsheke und Völkermorde in den letzten 150 Jahren“ und das „Geheimnis der Jesuitenmacht“ folgten, und zuletzt ist: „[Ein zweiter] Weltkrieg droht auf deutschem Boden“ am 26/10 30, am 12. Jahrestage der Entlassung des Feldherrn erschienen.

Wir bitten unsere Leser dringend, sich selber aus diesen Schriften Ludendorffs zusammenhängend über die überstaatliche Satanei zu unterrichten, mit der ja auch unser Buch in seiner bescheideneren Art aufzuräumen versucht. In der 2. Auflage werden wir noch mehr darauf zurückgreifen, als es aus technischen Gründen in dieser ersten Auflage möglich war, wo z. B. der Aufsatz über die Freimaurerei schon vor dem Erscheinen der Ludendorff'schen „Vernichtung“ fertig gesetzt war.

Die Bücher Ludendorffs haben eingeschlagen und, wenn auch noch nicht in Millionen verbreitet, in allen Völkern trotz der Verleumdung in der herrschenden Presse das größte Aufsehen erregt. Die Sozialparasiten, d. h. Juden und Judengenossen, fühlten sich in ihrer Lust- und Beutegier, wie noch nie zuvor entlarvt und angegriffen, als Ludendorff, ein Mann von der höchsten welt-

geschichtlichen Bedeutung, unbekümmert, trotzig und mit schlagender Gebärde, die vom Talmud zur Salomonischen Weltloge und zum petrinischen Stuhle in Rom laufenden Zusammenhänge aufgedeckt hatte. Man versteht es, wenn die Banden mit ihrem Haß den Feldherrn, der so etwas wagte, töten oder durch schamlose Verleumdungen so unmöglich machen wollten, daß ihm kein Mensch mehr glaubte. Wir verschmähen es, die zahlreichen Krankheiten und Verrücktheiten zu erwähnen, an denen L. seit seinem staatsmännischen Hervortreten angeblich leidet, und wundern uns nur, daß er noch an keinem der meist „rapid zum Ende führenden“ Übel gestorben ist. Aber die Liebe zu seinem Volke, zu allen von den Überstaatlichen gequälten Menschen überhaupt, die Aufrichtigkeit — denn, was Ludendorff schreibt, beruht auf wissenschaftlich von ihm vielfach geprüften Unterlagen — die Reinheit und der Adel seiner Gesinnung, strahlen so hell und siegreich aus seinen Schriften, daß aller Judenschmutz der Erde sie nicht verdunkeln kann.

Sollten nun die Schwarzen, die Roten und die Goldenen, die derzeit nicht nur in Deutschland am Ruder sind, einen 2. Weltkrieg oder auch nur deutschen Bürgerkrieg wirklich noch entfachen können, um dadurch allen Nachforschungen und Vergeltungen zu entrinne[n], so hat Ludendorff gerade durch sein letztes Buch dafür gesorgt, daß sie allesamt von den unheilvoll betrogenen Völkern zur Verantwortung gezogen und gleich zu Beginn, nicht erst am Ende der von ihnen eingeleiteten Aktion, dem verdienten Lohn ausgeliefert werden. Es nützt ihnen nichts mehr, daß sie dafür ihn zum Sündenbock für die wahren Schuldigen am ersten Weltkrieg gemacht haben, wie Rathenau z. B. jubelte, daß es zu guterlekt noch gelungen sei, alle Schuld am Ersten Weltkriegsverbrechen, an aller Not der Menschheit, auf Ludendorff abzuwälzen.

Die Judenblätter zogen auch den hebräischen und jiddischen Aufruf der Mittelmächte „Zu di Jiden in Polen“ hervor. Ludendorff hatte damals dem Erlaß, der dem Hirn eines Juden entsprungen war, nur zugestimmt, weil er

die Frage noch nicht erfaßt und sehr viel anderes zu tun hatte. Übrigens hatte sich auch die russische Regierung nach Kriegsausbruch durch Nikolaus II. „An meine lieben Juden“ gewandt.

Die Central-Bereins-Zeitung, Berlin, brachte ferner am 29/5 1924 einen Aufsatz des Rabbi Dr. Raab, Hindenburg D.=S. „Eine Jugenderinnerung.“ Raab, 1878 in der 2. Klasse einer jüd. Volksschule in Schwersenz unter Leitung eines Grünfeld, der auch an nicht-reinjüdischen Schulen unterrichtete, sagte ein Gedicht auf, und da wäre plötzlich ein „Kadett in Marine-Uniform“ eingetreten: „Wir sperrten Mund und Nase ob der Überraschung auf. Der Ankömmling ging auf das Katheder zu, ergriff und schüttelte die Hand des Lehrers, der freudig aufgesprungen war und eine lebhaftere Unterhaltung in Rede und Gegenrede mit dem Gast führte. Der schmuße Kadett war ein früherer Schüler, den Grünfeld vorbereitet hatte... Er war auf dem Rittergut Kruszewina bei Schwersenz geboren und vom Lehrer Grünfeld unterrichtet worden... Der Vollständigkeit wegen will ich auch den Namen des Kadetten nennen, der so dankbar seines alten jüd. Lehrers gedachte. Er heißt — Ludendorff. Es ist möglich, daß er Erich hieß. Es kann aber auch sein, daß er einen anderen Vornamen führte, da der Rittergutsbesitzer Ludendorff aus Kruszewina bei Schwersenz, der den Unterricht seines Sohnes einem jüd. Lehrer anvertraute, mehrere Söhne hatte.“

Und am 19/6 24 schrieb JN Breslauer, Berlin, in derselben Zeitung: „Eine Ludendorff-Legende. Aus der Schulzeit des Generals. In Posen erzählte man sich seiner Zeit: Erich Ludendorff war mit andern, fast ausnahmslos jüd. Schülern, bei Lehrer Grünfeld oder so ähnlich in Pension. Mancher dieser Pensionäre ließ sich bei seinen Schularbeiten helfen. Eines Morgens wollte Ludendorff eine Arbeit, die er nicht gefertigt hatte, abschreiben und bat einen jüd. Mitschüler, ihm hierzu seine Arbeit zur Verfügung zu stellen. Als der Schüler sich weigerte, erklärte Ludendorff: „Wenn Du mir nicht gleich Deine Arbeit hergibst, sage ich Grün-

feld, daß Du heute morgen nicht Tefillin (die Gebetsriemen der Juden an allen Tagen außer Sabbat) gelegt hast!" —

Ludendorff sagt dazu in den Vorposten, Mai 1924: „Kein Wort ist davon wahr. Ich war nie in einer Pension, sondern hatte Unterricht bei meiner Tante und bei Hauslehrern, auch gingen meine Eltern 1872 von Kruszewina weg, als ich 7 Jahr alt war. Alles ist erstunken und erlogen. Ich war nie Kadett in Marineuniform und war auch nicht Ende der 70er Jahre in Schwertsenz. Auch das ist erstunken und erlogen. Auch auf meinen älteren Bruder trifft diese Erzählung nicht zu; er trug nie Marineuniform und war Ende der 70er Jahre nicht in Schwertsenz. Auch er hatte Unterricht beim Hauslehrer und nicht bei Grünfeld.“ —

Empörend, daß ein Jude wagte, einen Ludendorff als Menschen zu schildern, der als Junge gemein gehandelt hätte!

Die jüd. „B Z M.“ schrieb 1/10 1924 in einem Aufsatz „Boruch habo, der Generol is do!“, daß Ludendorff am 1/4 1917 einer Einladung des Oberrabbi von Warschau gefolgt sei: „Als Sie haben erlaert, Sie sind gekommen zu gaien als Freund zu di Jidden in Paulen, bitte ich Herrn Generol, dem unterzeichneten Oberrabbi Salomon Nachmanes anzutun e' Ehre, wie sie es noch nicht dagewesen in der Geschicht der Jidden zu Warschau und zu kinnen zu gain am Schabbes abend zu e Fischgericht mit polnischer Sauce, was wird sein selbst e Genuß fuer den hochmoegden Herrn Generol.“

„Ludendorff erschien pünktlich am 1/4 1917, abends 6 Uhr, nachdem er sich vergewissert hatte, daß 5 Minuten vorher die Sonne untergegangen war, im Hause des Rabbi. Am Eingang wurde er von der Frau des Oberrabbi mit den Worten empfangen: „Boruch habo (Gesegnet sei der Kommende!), der Generol is do!“ Ludendorff antwortete: „Gott mit Eich und mit der Jiddenschaft in Paulen und der Welt!“

„Darauf reichte er der Gattin des Oberrabbi, einer älteren rundlichen Da-

me, die klassische Formen nicht mehr ihr eigen nennen konnte, und die sich zu Ehren des Abends mit weißem Häubchen und weißer Halskrause geschmückt hatte, den Arm und führte sie an den gedeckten Tisch. Rechts neben der Frau des Oberrabbi saß der General Ludendorff, links der Hausherr, ringsherum die 12köpfige Kinderschar, nach jüd. Brauch vor der Mahlzeit mit dem Studium des Talmuds beschäftigt. Erst als der Oberrabbi in feierlichem Ton wiederholte: „Boruch habo, der Generol is do!“ klappten sie die zerlesenen Talmudbände zusammen.

Während das Mahl aufgetragen wurde, unterhielt sich Ludendorff in leutseliger Weise mit den Familienangehörigen. Er fragte, was die beiden Kerzen auf dem Tisch bedeuteten, und ein 12jähriger antwortete ihm talmudisch geistreich: „Daß moeg kommen Erleichtung in den Herrn Generol!“

Vor Beendigung des Mahles nahm Ludendorff den Helm vom Kopfe — getreu den Traditionen der Juden in Polen hatte er bedeckten Hauptes das Mahl eingenommen — ergriff das Wort zu einer kurzen Rede, in der er ausführte, daß er erst jetzt erkannt habe, welche tief-ernste Sittlichkeit dem jüd. Familienleben innewohne und welch grausames Unrecht der Zarismus an den Juden in Polen begangen habe. Was er in seinem „Aufruf an die Jidden in Paulen“ versprochen habe, werde er halten. Er sei und bleibe ein Freund der Juden.

In Freundschaft und Eintracht sollen fortan die polnischen Juden mit der deutschen Okkupationsbehörde zusammenleben, und er werde sich ein Vergnügen daraus machen, den Wünschen der jüd. Bevölkerung in jeder Weise entgegenzukommen. Er erwarte aber auch von der Oberrabbi, daß er seinen Einfluß auf die Juden in Polen geltend mache und ihnen erzählen werde, daß er, Ludendorff, die erste Gelegenheit benutzt habe, dem Oberrabbi in seinem gastlichen Hause die freundschaftlichen Grüße des deutschen Kaisers zu übermitteln. Er bat um Entschuldigung, daß er schon vor dem Tischgebet, zu dem sich die Familie rüstete, das Haus verlassen müsse, weil er noch wichtige Besprechun-

gen mit dem Ortskommandanten von Warschau habe.

Ludendorff klopfte dem greisen Rabbi auf die linke Schulter, küßte der Hausfrau, die den General entsetzt ansah, die rechte Hand und verschwand schnell.“

Ludendorff ließ durch die Telegraphen-Union mitteilen: „Verschiedene Blätter bringen unter der schönen Überschrift: „Baruch Habo, der General is do!“ eine Erzählung, nach der ich am 1/4 1917 den Oberrabbi von Warschau besucht und bei ihm das Abendessen eingenommen hätte. Diese Erzählung erschien mir das erstemal als Aprilscherz zum 1. April d. J.. Jetzt wird sie als wahr abgedruckt. Die Dummen werden nicht alle. Die Dummheit ist noch größer als die Gemeinheit!“

Auch L.'s. Gegner werden nichts dagegen anführen können, wenn wir das Wort des Goëtz von Berlichingen auf L. anwenden: „Und Gott weiß, daß ich mehr geschwigt hab, meinem Nächsten zu dienen als mir; daß ich um den Namen eines tapferen und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichtümer und Rang zu gewinnen. Und Gott sei Dank! Worum ich warb, ist mir worden.“

Lüderichbuch. Uzi 1/1 1913: „Swatopmund, 1763 weiße Bewohner, darunter 60 Jsr.; Lüderichbuch 1616 weiße, darunter 50 Jsr. Während die Zahl der Weißen sich um 60 gegen das Vorjahr vermindert hat, ist die Zahl der Jsr. in Lüderichbuch um 20 gegen das Vorjahr gestiegen. Es ist neuerdings wieder ein stärkerer Zufluß von Juden auf Britisch-Südafrika zu beobachten. Die städt. Realschule Swatopmund zählte am Schluß des Jahres 1912 21 Schüler, darunter 3 jüdische. Bedauerlicherweise ist noch immer nicht für die Bedürfnisse des jüd. Kultus in Deutsch-Südwestafrika durch Anstellung eines Kultusbeamten gesorgt.“

Ludlow [Leviow] of Heywood, Henry Lopes, Lord, Oberhaus, London; SJ 82; SG 343. *1865. Who's who, 14.

Ludolf△, 1. Dsitar, Gf. v., *1846, österr. Generalmajor, 02 O ▼ geb. Witt.

2. Emanuel, Gf. v., *1873, 01 O ▼ Lanter. SA.

Ludolfs, Maria = Jenny Gumprecht.

Ludovici, Konsul, Genf. G: Dtsche Handelskammer. Kaiser-Wilhelm-Senator. NR 1/2 1913.

Ludvigh, Samuel, 1801 Güns, Ung. — 69 Cincinnati. G: Buchhändler L. — Advokat; Sekretär des Fürsten Friedrich v. Schwarzenberg; bereiste die Türkei; 37 nach Amerika. R: „Alte und Neue Welt“. G: 49 eine Vierteljahrschrift zur Verbreitung seiner freisinnigen Ideen: „Fadel“. B: Roman meines Lebens; Jünglings Fall; Freiers Weichte; Dichter und sein Verlag; Romane in jener „Fadel“.

Ludwig ..., verfaßte anonym „Ernste Plaudereien über die Judenfrage. Erlebnisse, Geständnisse und Vorschläge eines germanisierten Tal mud j u d e n“, Verlag Wilhelm, Berlin 1893. „Über meinen Vornamen will ich doch nennen, weil seine Metamorphosen charakteristisch sind. Ich erhielt bei meiner Geburt den allerjüdischsten Namen: Juda. Wenn ich an rituellen jüd. Akten teilzunehmen hätte, würde ich noch diesen Namen angeben. Aber die preussische Polizei wollte diesen biblischen Namen nicht anerkennen. Es mußte also ein anderer gesucht werden. Nun heißt es in der Bibel: Ein starker Löwe ist Juda. Das deutsche Wort „Löwe“ in den jüd. Jargon übersetzt, heißt „Leib“. Unter diesem Namen kam ich in das Geburtsregister. Als ich aber in einem anderen Orte in die Schule aufgenommen wurde, wußte der einfache Lehrer nichts mit dem Vornamen „Leib“ anzufangen. Er hörte, daß er Löwe bedeute, erinnerte sich, einen Vornamen Levin schon gehört zu haben, und ich erhielt von ihm den Namen Levin. Als ich mit 13 Jahren in eine germanischere Gegend zu germanischer angehauhten Verwandten kam, schämten sie sich des gar zu jüd. klingenden Namens und legten mir den echt germanischen Namen — Louis bei. 3 Jahre blieb dieser Vorname mir unbestritten. Mein Ordinarius in der Quarta haßte aber zum Glück alle fremden Namen. Aus eigener Machtvollkommenheit änderte er meinen Namen in Ludwig um. Ich weiß ihm noch heute Dank dafür. Je nach dem Jahrgang Bekannter, mit denen ich zusammenkomme, heiße ich noch heute Louis, bald Leib, bald Levin, doch in der zivilisierten Welt seit 30 Jahren Ludwig.“

Ludwig, der Blutfauger, New York, der Ende des 19. Jh.'s in den „Bismarckhallen“ als bekannte Bowerly-Persönlichkeit verkehrte und „Menschenblut wie Wein getrunken haben soll. Ein untersehter Dtscher mit einem riesigen Schopf pechschwarzer Haare, dessen ungewöhnliche Erscheinung noch durch einen großen Haarbüschel auf der Nase einen besonderen Reiz erhielt“, sagt Asbury, Unterwelt New Yorks, 1930, S. 147. — Nach dieser Beschreibung kann das nur ein höchst rituelier Jude gewesen sein; die von der Kultur weniger beleckten Wunderrabbis im Osten sehen oft einem solchen Ludwig äußerlich verzweifelt ähnlich.

△Ludwig I., von Bayern, München, König, — 1786—68, regierte 25—48. Von den Juden zuerst als „Teufcher“ verspottet — „er brachte sich durch seine Auffassung vom Königtum in Widerspruch mit dem Zeitgeist“, wie der offenbar jüdische Ma im Brockhaus-Lexikon 11, 330 sagt —, ließ er sich später von ihnen an die Abenteuerin Lola Montez (sb) vertuppeln, die König und Volk auseinanderriß.

„Herr Ludwig ist ein mutiger Held
Wie Otto, das Kind, seine Söhnchen;
Der kriegte den Durchfall zu Athen,
Und hat dort befudelt sein Thronchen.
Sobald auch die Affen und Känguruhs
Zum Christentum sich bekehren,
Sie werden gewiß St. Ludwig
Als Schutzpatron verehren“.

pfiff der alte Schmutzint Seine.

△Ludwig II. von Bayern, 1845—86, regierte seit 64. Sein tragischer Tod im Starnberger See wurde in einem „Wiener“ Blatte, in ▼Friedlungs „Dtscher J.“, am 16/6 1886 zu folgendem jhnschen Stimmungsbericht ausgenutzt:

„München, 15. Juni.

Die Bewegung in der Stadt ist noch lebhafter als vormittag. Namentlich das schöne Geschlecht gibt seinem Anteil an dem Geschehe des Königs durch besondere Neugierde Ausdruck und füllt mit den Kindern an den Hochschößen die Straßen, namentlich um die Residenz herum, daß es dort ein Aussehen hat, wie bei uns am Karfreitag, wenn alles Weltliche und Rindliche der Stadt „Gräber besuchen“ geht. Vor der Hauptwache ist der gegenüberliegende Gehsteig zu einem Stehsteig geworden; hier steht die Menge dicht gedrängt und sieht nach dem rechtsseitigen großen Tore der alten Residenz, das in den Kapellenhof führt und geschlossen ist. Am Tore selbst stehen die Frauen und Kinder, und wenn die Seitenpforte sich öffnet, und ein Schloßdiener erscheint, so wächst die allgemeine Spannung, die jedoch durch die Nachricht, daß der tote König heute nicht zu sehen sein

werde, sofort in Unzufriedenheit umschlägt. Durch das linksseitige Tor nach dem großen Hofe der alten und dem großen Hofe der neuen Residenz bis zum Kapellenhof — dem Ziele der Sehnsucht aller, weil der König dort ausgefährt wird — flattert es aus und ein von Frauen, Mädchen und Kindern, die es schrecklich eilig haben, obwohl sie eigentlich nicht wissen, warum; denn es gibt gar nichts zu sehen. Verlassen und leer starrt der schmale Kapellenhof und dennoch drängt sich vor dem Torbogen und stellt es sich auf die Beine, um hineinzuschauen, und harret hier aus, obwohl später ebenso wenig zu sehen sein wird als jetzt. Am Residenzplatze staut sich die Menge vor den beiden Kunsthandlungen, die das Bild des jugendlichen Königs, der königlichen Familie, der Schläffer, die der Schauplatz der jüngsten Ereignisse gewesen, in ihren Schaufenstern ausgestellt haben. Gleiche Schaustellung findet sich durch die ganze Stadt bei allen Kunsthandlungen und Gipsfigurenläden und überall stehen Betrachtende. Die Extra-Ausgaben mit abgelegenen Nachrichten überschwemmen die Stadt, und vor den Ausgabestellen der unbedeutendsten Blättchen drängt sich die Menge der Zeitungsverkäufer — denn für sie sind wahre Jubeltage angebrochen. Die ältesten und verdrocknetsten Weiblein, die sich sonst um das irdische Leben nicht mehr im mindesten und nur mehr um den heiligen Sounso kümmern und die Plage ihrer Reichtväter sind, werden plötzlich wieder weltlich, kümmern sich um das Ereignis des Tages, laufen den Zeitungsjungen nach und erklären mit Entschiedenheit, wenn sie alle Hände voll Blättchen mit schwarzem Rande haben: Das heb' ich mir alles auf!" Osterr. Wf. 11/7 1886.

△Ludwig IV., Großherzog von Hessen, 1837—1892, regierte seit 77. „Auch er soll einer loyal ersterbenden Deputation von Israeliten einige Worte der Mißbilligung des Antisemitismus gesagt haben, worauf die Kinder Israel gehobenen Mutes zu ihren Penaten heimkehrten, um ihre Kniehosen und Schwalbenschwänze in der heimatischen Truhe zu verwahren“, Paul Weinberg, S. 21.

↓Ludwig, der Fromme, Karl's (sd) des großen Sachsenschlächters Sohn — *772, von den Franzosen „Louis le débonnaire“ (der Schwache) genannt — regierte 814—840, ließ die von Kaiser Karl (zu welchem Zwecke?) gesammelten deutschen Sagen und Lieder, wohl der Kirche zu gefallen, verbrennen. Und mit dem Christentum nahm er sich auch der Juden an, die er, von römischen Priestern beeinflusst, mehr als sein eigen Volk begünstigte.

▼Ro 17: „Man kann wohl sagen, daß es im ganzen Mittelalter kaum einen dtischen Monarchen gegeben habe, der den Kindern Israel mit solchem Wohlwollen entgegengekommen wäre. Ihre Handelsfreiheit war unbeschränkt; sie bekleideten die Stellen von Steuerpächtern, und ein besonderer Beamter, der „Judenmeister“ (Magister Judaeorum) Ervrad machte über die ihnen gewährten Rechte. Verschiedenen Juden erteilte L. Schutzbriefe und Privilegien, die durchaus vom Geiste der Gerechtigkeit und Humanität erfüllt waren. Unter seiner Regierung besuchten manche

Christen die Synagogen. Der Kaiser ließ den Juden zuliebe die Wochenmärkte auf den Sonntag verlegen. Auch seine 2. Gemahlin, die schöne geistvolle Judith, war ihnen gewogen. Einen mächtigen Gönner hatten sie ferner an dem (Liebling der Kaiserin) Reichskämmerer Bernhard, und es hatte den Anschein, als wenn sie sogar an den Staatsgeschäften sich beteiligen sollten. . . „Man ehrte die Juden als Nachkommen der großen Patriarchen und Propheten, als das Geschlecht der Gerechten.“ — Der später heilig gesprochene Bischof Agobard von Lyon (sd) bekämpfte vergebens in 5 Judenschriften den Unfug; denn „bis zu seinem Tode behielt der Monarch seine edle und wohlwollende Gesinnung gegen die Juden bei“. —

△Vorposten, April 1914, ergänzte dies schauerliche Bild: „Ludwig hatte einen jüd. Leibarzt, Bedekias, der für seine Stammesgenossen Stimmung machte. L. erteilte den Juden in der Languedoc unbeschränkte Vollmacht zum Erwerb von Grundeigentum. Sie durften Christen in Dienst nehmen und als Handwerksgehilfen und Geschäftsgehilfen mieten. Der Sklavenhandel und der Erwerb von Leibeigenen im Auslande wurde den Juden in voller Freiheit überlassen. Die Zulassung jüd. (arische, beschnittene) Sklaven zur Taufe wurde der Geistlichkeit untersagt, die Ermordung eines Juden ließ der Kaiser dagegen mit 10 Pfund Gold bestrafen. Judith war fromm und zeigte starke Vorliebe für die jüd. Religion. Sie schwärmte jedenfalls für die Juden und ihre Gebräuche so sehr, daß sie sich geschmeichelt fühlte, wenn man sie an die Namensschwester des A. erinnerte. Der Abt von Fulda, H a b a n u s M a u r u s, erwarb die Gunst der Kaiserin durch eine Bearbeitung der Bücher Esther und Judith, worin er diese Frauengestalten mit der Kaiserin verglich. Dabei muß er der Überlieferung freilich Abbruch getan haben, denn diese grausamen und rachsüchtigen Weiber bieten nichts Berlockendes, wenn sie nach der biblischen Erzählung dargestellt werden. —

Die Juden hatten freien Zutritt zum Hofe und verkehrten unmittelbar mit

△Zusatz der Reichs, Herzog von Bayern-Landshut, *1417. Seine erste Regierungsjahreszahl 1450 war: die Juden aus Niederbayern zu vertreiben, wo sie von den Landesherrn wegen Bgunders angeklagt waren. Als Kaiser Friedrich III. dem Herzog 1461 Borswille besaßen machte, fiel es den Mitten des Gürtchen nicht schwer, ihren Herrn zu vertreiben, der durchaus bejagt gewesen

Christen. Sdm. über und arbeitete gegen die aus edelstem [?] Blut, in Spanien zum — 830 trat der Seeliger des Kaisers, als seine Achten unantastbar seien, „S u d e n s e i, und daß sie gewalttätigen der der natürlichen Schwärze der Mittelalter hindurchzieht, daß der Gedanke her, der sich durch das ganze Zudwig dem Frommen rührt wohl der vorher noch später erlitt haben. . . Von Zetaler, wie sie es in Europa weder die Juden seines Reiches ein goldenes Kaiser's Zudwig's des Frommen war für „Die Regierungzeit des Sonntag.

den Abbath heilig und arbeiteten am aus Spachachtung vor der jüd. Religion, Spottes ausstühten. Christen hielten, der Verehrung ufm. die Ehre ihres Heiligen und Heiligen, über die Heil- sondern über die Zudwig'szeit der wenn sie über christliche Gebäude, be- den, es wurde ihnen nicht verübelt, christlicher Gesetzlichkeit sich frei auspre- Zempel bauen und über ihre Lehre in Die Juden durften ungehindert neue gend außer Kraft gesetzt.

tanontischen Gesetz waren stillschweiz- zur Ausübung ihres Kalends, denn die nollen die Juden vollkommene Freiheit unter so glücklichen Verhältnissen ge- Frauen mit reichen Verwandern. Kaiserlichen Hauses bejagten jüd. ihr Seelenheil beten und Bermannde des Josephus. Köstliche Heben Habits für las die blutige Weisheit der Juden von Darstellungen sich „ertrinken“ wollte, losophen schlo, wer aber an graufigen trachtungen lebte, bevorzugte den jü- gern jüd. Christlicher. Wer weile je- Die Hofgesellschaft jener Zeit las geschichte des Zudentumes“, 1880.) (vgl. Otto Keme — „Im Mhjn: „Kultur- in der Sprache des Landes predigten. ihre Zempel, in denen die Darstamm von den Juden, sondern bestuchte auch kommen“ wollte, sprach nicht nur gut sich bei Hofe beliebt machen, „vordar's“ dem Kaiser und seiner Umgebung. Wer

mengetragten, was sich mit einigem tern bis zur Ermattung alles zuntal- ten wird von ihm mühselig und unbal- handelt danach: „Auf reichth 300 @- zu. phard Bagnen ausgegeben. Auch zu. dentum allgemein die Kardole gegen Mi- tag, Berlin). Bestimmt ist im Zu- Entzubertern“ (Felix Lehmanns Ver- z. sprieb ferer „Z a g n e r o b e r d i e

— „maurde!“ — löhne mit Sonne durchgeschüttelt des Liebesleben von unferem Steppen- r i d e n O r d e n, dessen Jugendli- zsherebe, ausgerechnet auf 3 r i e d -Salon Gastirer zu Berlin eine aus und hielt vor einigen Wochen im didbändige Kryptologie Kismarck's her- ein Weib;“ „Weilzeitig gab z. eine Siedin mehrmals sagt: „Wär ich doch sich einen Roman, wo der Seld zur Samstag 1911:“ z. publizirte für-

„Kismarck der Deutliche“, — Adolt Bartsels ein prächtiges Bsert: machen. Im Gegensatz dazu sprieb ward zu einer „problematischen Natur“, In Wirklichkeit will zu unfern Biss-

Berlin. anmutiger Bergeshöhe“, „Jostliche z. wo auf öffentlichen Marktplatz, oder auf hintreten können, als stände es irgend- sel und rund gegossen, daß wir da vor jud. „Dieses Buch ist ein Dentmal, so z: Kismarck, Kryptologischer Bser- Cohn, Emil zu. (Sig. I., 1056.)

Es ist heute viellecht interessant, ei- fchen Dichter Otto z Zudwig. lecht auf Bermanndtschaft mit dem deut- Namen dieses Literaten schließlichen der stonntlichen Bewegung. Bei dem Christentum ausgetreten, näherte er sich wig getauft, mit 40 Jahren aus dem der Geburt auf den Namen Emil Zud- German Cohn in Breslau, bald nach *1881 als Sohn des Augenarztes Prof.

Zudwig, Emil, gebor. Cohn, Berlin. nendrot aus Prag, 1814. zudwig, August, Archiblatonus, Zena. O ▲Con- 14/5 1821. — vgl. „Bayerische Abnigsbote“, München, werden! — bei ihren häuslichen Ehren, bei Gab und Gut erhalten durch viele fromme Eaten, Ede, Bärger und Bauern Landshuter Ehrenst Bletter ernt dantbar an, daß da- vaterliche Gürtorge für das Land, und der zeitgenössliche schäftsleiter jener Zeit prellen Zudwigs Maßregel als und Gut viel härter hätte strafen dürfen. Die De- ist, die Juden zu „beurlauben“, und der sie an Leib

Schein gegen die Größe des Künstlers und des Menschen Wagner ausspielen lassen könnte. Sein Wesen soll gehemmte Sinnlichkeit, seine hochgespannte Leidenschaft wollüstiger Krampf sein. Nach übler Advokatenmanier wird der kleinste Brocken aus dem Belegmaterial ins Plaidoyer gepreßt. Für jeden Schritt Wagners müssen bössartige, häßliche Beweggründe aufgetrieben werden. Wenn Wagner in einem Briefe geschäftliche Alltagsmitteilungen und seelische Entladungen dicht nebeneinander von sich gibt, müssen diese letzteren nach Herrn Ludwig natürlich eitel Lüge und Hohn sein.

Futterneid, Reklamesucht, faule Kompromisse, Ausbeutung von Freunden und Anhängern gilt diesem „Entzauerer“ heute als die naturgemäße Triebfeder Wagnerscher Lebensmechanik“. DZ.

Vorsichtiger sagt Max ▼Meherfeld, Lit. Echo 1/5: „Es ist nun einmal, scheint es, eine liebe Nationaleigenschaft der Deutschen, die Altäre, vor denen sie auf den Knien gelegen, nach einiger Zeit zu stürzen“. Er muß also tadeln, aber wie er tadelt, ist interessant. — Willy △ Pastor LN 1913:

„Soll dieses Schmähbuch wirklich dazu bestimmt sein, einen Namen zu propagieren, so möge man den Namen auch ohne Kürzung nennen und entweder Emil Ludwig=Cohn oder Emil Cohn=Ludwig sagen.“ — „Cohn“ ging und forderte Pastor, der seines Leibes Blöße aufgedeckt. Der aber, wie das Germanensitte, sagte etwa: mit einem Cohn=Ludwig schlug man sich nicht. So wenigstens ist anzunehmen. Den „Cohn“ wollte man aber nicht auf sich sitzen lassen, die LN mußte berichtigen: „Es ist unwahr, daß mein Name ohne Kürzung „Cohn=Ludwig“, lautet. Wahr ist, daß ich als einzigen richtigen Namen durch Ministerialerlaß 83 in meinem 2. Lebensjahre auf Antrag meines Vaters, des Dr. med. et phil. Hermann Cohn UP (Lugen) Breslau, den Namen „Ludwig“ erhalten habe und „unberechtigt“ (!) bin, einen anderen Namen zu führen. Dr. jur. Emil Ludwig“.

Also „Berichtigung“ der Behauptung, daß er eigentlich Cohn=Ludwig oder

Ludwig=Cohn hieße! LN schloß dann: „Es ist dies Emil Ludwig, der bis zu seinem 2. Lebensjahre ebenso wie sein Vater Cohn hieß, und von da ab den Namen Ludwig erhielt.“ — Zu der Ungelegenheit bemerkt die DZ, daß der gebürtige Cohn noch eine Weile „Lehmann“ geheißen habe, ehe er sich auf „Ludwig“ festgelegt habe. — Ludwig, gebor. Cohn, ist Ma der LN. Er scheint auch in Afrika gewesen zu sein, und — „schnell fertig ist der Jude mit dem Wort“ — schreibt er („Goldstadt“, LN 13, 517 ff.) von den Transvaalerinnen: „Sie klagen, daß immer Schwarze sie überfallen. Aber sie selbst sind schuld: sie zeigen ihnen zu viel. Sie wissen zwar, daß der junge Kaffer, ohne Frau in ihrem Dienste, durch die Weiße und das Raffinement von Europa rasch toll wird, aber sie lassen sich von ihm ihr Bett machen und die Taille schließen, und dann kommen die Negrophilen und bestrafen die Gewalttaten so milde, daß sich die Überfälle von Jahr zu Jahr mehren“, — ex linea Judaeum!

Mai 14 ging Lu. für das BT noch London, worüber er wochenlang unaufhörlich und brünstig leitartikelte, nachdem er zunächst eine, ihm natürlich nicht weiter schädliche politische Falschmeldung über Homerule fabriziert hatte. Er war auch bei der Oxford Promotion unseres Botschafters Lichnowsky zugegen und machte außerdem eine moderne Komödie „Der verlorene Sohn“, die vom Schauspielhaus in Stuttgart zur Uraufführung angenommen wurde.

Kurz vor dem Kriege schrieb Ludwig im BT noch begeistert und offenherzig über Paris u. a.: „In den Revuen der Variétés um Mitternacht enthüllen sich die Tänzerinnen von oben und von unten her, bis nur noch Weniges verborgen bleibt, und nackte Frauen von vollkommener Schönheit werden über die Bühne getragen, auf Schildern, in Muscheln. Niemand wacht, niemand verbietet. Von allen Seiten strömt — prahlerisch beinahe — Freiheit herein, der Fremde fühlt sich mitgerissen, schon scheint er gewillt, sein politisches Ideal von Grund aus umzubilden, es treibt ihn, Republikaner zu werden“.

Bald darauf machte Lu. Cohn in dtischem Patriotismus und wurde Kriegsberichterstatler des WT. Sein Bild (Nk Dez. 1913) zeigt lange, schmachtende, wehmütige Züge, die an den, von der Presse verherrlichten Deladenten Oskar Wilde erinnern, nur aus dem hellen arischen Englisch in's Schwarze, Jüdische übertragen.

Nach dem Kriege konnte L.=C., der Fremde, endlich „zügelloser Republikaner“ in Dtschlnd sein und dem von L.=C.'s Horden entthronten Kaiser einen Fußtritt in einem Buche geben.

Emil Ludwig-Cohn ist natürlich nicht umsonst vom Judentum herausgestellt und von der jüd. Presse in der ekelhaftesten Weise hochgelobt worden. Er hat, wie so viele andere Juden, die geheimen Machtpläne Israels zu fördern und ist in diesem Sinne voll und ganz für sein Volk tätig. Als echter Jude hat er es auch glänzend verstanden, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, d. h., er hat aus seiner national-jüdischen Betätigung noch ungeheuerere Kapitalien geschlagen und ist ein steinreicher Mann geworden. Die „Neue Leipziger Z.“, Beilage 1930 (Deutscher Staat 19/10) bringt Bilder von seinem Luxusloß.

L.=C. betätigte sich in erster Linie als „Biograph“, d. h., er schrieb über alle möglichen großen und berühmten Persönlichkeiten Bücher, die er für teures Geld vertreibt. Da sich für diesen „Ausgewählten aus Israel“ die gesamte jüd. Weltpresse einsetzt und in großzügigster Weise für ihn Reklame macht, finden seine Bücher einen reißenden Absatz im In- und Auslande. „Von Emil L.=C. sind bis jetzt 1 200 000 Bücher zum Durchschnittspreis von 15 M. abgesetzt. Ein Umsatz von etwa 20 Millionen M.“ (DZw 6/7 29). Das gefährliche an diesen Büchern ist, daß historische Persönlichkeiten mit einem rein jüdischen Maßstabe gemessen werden. Ihr Charakterbild wird nach der guten oder schlechten Seite hin verfälscht oder verzerrt, je nachdem es im Interesse des Jdtn's liegt und je nachdem die betreffende Person dem Jdtn. genehm oder nicht genehm war. Bei der riesigen Verbrei-

tung der Bücher im In- und Auslande entsteht so in den weitesten Kreisen, die es in ihrer Harmlosigkeit für selbstverständlich halten, daß jeder Biograph streng objektiv und überparteilich ist, eine Meinung über bestimmte historische Persönlichkeiten, bzw. über bestimmte Ereignisse oder einen bestimmten Zeitabschnitt, wie sie das Jdtn. für zweckmäßig hält, um seine eigenen, dunklen Pläne zu fördern. Hinzu kommt noch, daß Cohn unter dem harmlosen Namen Emil Ludwig schreibt und so von dem Uneingeweihten gar nicht als Jude erkannt werden kann, vielmehr sicherlich vielfach mit dem deutschen Dichter Otto Ludwig verwechselt wird. Ferner besitzt Cohn eine große Geschicklichkeit, wie sie nur ein guter Talmudschüler hat, die Tendenz seiner Bücher und die in ihnen enthaltenen Fälschungen und Verzerrungen zu verbergen und bei einem vorurteilslosen, unkritischen Publikum den Eindruck vollkommenster Objektivität zu machen.

Fridericus Nr. 46, 15/11 28: „Zu allem anderen bekommen wir jetzt auch immer mehr die jüdische Geschichtsschreibung, die durch die Macht jüd. Verleger allmählich zur beherrschenden werden soll. Jüd. Geschichtsschreiber werden die Ausleger deutscher Vergangenheit. Besonders die Lebens- und Charakterbeschreibung großer Deutscher wird fortlaufend von Juden in Angriff genommen. Durch alle diese Machwerke geht die Absicht, diese Großen herabzuziehen. Dem Deutschen will man sie, will man seine Vergangenheit vereteln. In der Nacht tiefen Niedergangs lebten die Bilder Friedrichs des Großen, der edlen Königin Luise und Bismarcks in uns auf, erstanden sie vor unseren Augen von neuem als Vorbild der Tatkraft, der Vaterlandsliebe, gaben uns innere Aufrüstung. Ganz systematisch sollen sie herabgezogen werden. Man durchforscht alle Quellen nach Anlässen, wie man sie mit Schmutz bewerfen, sie in den Augen der Deutschen herabwürdigen kann. Man sieht förmlich das satanische Grinsen, wenn man eine Aue- rung, ein Tun gefunden, das aus dem Zusammenhang des Ganzen gerissen, entstellende Wirkung ausüben kann.“

Das Erhebende, die überwiegenden Lichtseiten wollen die jüd. Literaten nicht darstellen. Deren Erfassung paßt ihnen nicht in den Kram ihrer Verunglimpfung. Können sie an historischen Taten nicht vorübergehen, sie nicht ableugnen, so schieben sie ihnen wenigstens unedle Beweggründe oder Absichten unter.

In keinem anderen Volke wäre eine solche systematische Vergiftung, die das Volk von seiner Vergangenheit loslösen, den deutschen Gedanken auslöschen soll, möglich. Kein anderes Volk ließe sich ein solches Beschmuzen seiner anerkannten geschichtlichen Größen gefallen. Kein anderes Volk würde solches Treiben noch durch Kauf derartiger Erzeugnisse unterstützen."

L.-E.'s bekannteste Werke sind: Napoleon, Bismarck, Goethe [s. Sig. II, 783], Rembrandt, Wilhelm II., Der Menschensohn [s. Kulturbolschewismus], Juli 14.

„Emil Ludwig geb. Cohn, veröffentlicht in demokratischen Blättern einen Aufsatz über den „Ur-Bismarck“, über das ursprünglich von Bismarck Lothar Bucher diktierte Manuskript, das die Grundlage zu den von ihm alsdann ausgearbeiteten „Gedanken und Erinnerungen“ werden sollte. Im Vorwort zu diesem Werk wird angeführt, daß „die erste Anregung“ zu seiner Inangriffnahme Bismarck „eine von einem Verlagsangebot begleitete Anfrage des Cottaschen Hauses gegeben habe“. Daraus wird bei L.-E., daß „der Fürst nach seiner Entlassung, von Cottas großzügigem Angebot gelockt,“ zum Diktat seiner Erinnerungen geschritten sei. L.-E. läßt also einfließen, daß die Aussicht auf großes Geldverdienen bei Bismarck die Veranlassung zur Abfassung seiner Lebensbeschreibung, die sein Vermächtnis an das deutsche Volk war, gewesen sein soll.

Es ist nur eine kleine Änderung, aber sie genügt, um Bismarcks Charakterbild zu entstellen, um ihn vor dem deutschen Volke von seiner heroischen Größe herabzuziehen. Irgendwie, in einem Nebenatz oder in einer kleinen Bemerkung muß die jüd. Vergiftung wieder Platz greifen....

Dementsprechend stellt er auch sonst Bismarck zwar als einen Großen, aber als einen von egoistischen Beweggründen zu seinen Taten Getriebenen dar und fälscht dadurch das ganze Wesen seiner Persönlichkeit.“ (Fr. Nr. 46, 15/11 1928.)

In seinem Buch Wilhelm II. klagt L.-E. den Kaiser unter dem Deckmantel strengster „Objektivität“ und unter dem Vorwand, ihn für sein Tun und Handeln zu entschuldigen, umso schlimmer an und entwirft dadurch ein Bild von der Persönlichkeit dieses unglücklichen Monarchen, das mit geschichtlicher Wahrheit auch nicht das geringste zu tun hat. Ludwig-Cohn als Exponent des Jdtm.'s. verfolgte mit diesem Buch natürlich auch ein ganz bestimmtes Ziel. Er wollte durch die verfälschte und verzerrte Schilderung der Person Kaiser Wilhelms II. beim deutschen Volke das Kaiserreich und Kaisertum für immer in Mißkredit bringen. Das Volk sollte nie wieder auf den Gedanken kommen, sich ein Kaiserreich zu wünschen, denn in einem völkischen Kaiserreich wäre es mit Judas Herrlichkeit sofort vorbei. Es ist auch nicht weiter erstaunlich, daß Cohn, wie alle vom Jdtm. herausgestellten Größen, ein begeisterter Propagandist für Panuropa, d. h. für die endgültige Herrschaft der Juden über Europa, ist. Um seinen Büchern auch im Ausland den nötigen Absatz zu verschaffen, machte sich Cohn auf nach Amerika zu einer Vortragsreise. „Er begab sich dort unter die allmächtigen Fittiche des aus Mannheim gebürtigen Bankiers und großen Prohibitionisten Rahn... — Rahn weiß Cohn zu schätzen, winkte der Hearstpresse, insbesondere wohl dem Leitartikler Artur Brisbane und schon hatte der forsche Emil eine gewisse Publizität.“ (Fr. Nr. 19, 15/5 1928.)

Cohn suchte sich in Amerika noch beliebt zu machen, indem er Deutschland bei aller und jeder Gelegenheit herabsetzte. „Gegen das seit Januar d. J. beobachtete anstößige Treiben von Emil Ludwig-Cohn in Amerika wenden sich die „Münchener Neuesten Nachr.“ an der Hand eines weit verbreiteten amerikanischen Blattes „New York American“.

Nach einer Einleitung, die L.=C. scharf, aber richtig schildert, heißt es da: „Fünf tragische Wochen ist in diesen Letztern der Beitrag von Emil Ludwig im „New-York American“ überschrieben und als „Weltberühmter Biograph der Großen“ zeichnet er. „Wie der österreichische und der deutsche Kaiser sich für den Krieg begeisterten“ und „Wie die Militaristen die Zügel ergriffen und die Welt in den Krieg hegten“ sind weitere Schlagzeilen, die den Inhalt der Darstellungen Ludwigs charakterisieren, mit denen er, die Vorgänge in Wien bis zum Ultimatum an Serbien und die Behandlung dieses Ultimatus durch den deutschen Kaiser schildernd, nach den eingangs erwähnten Methoden die geschichtlichen Vorgänge fast durchweg auf den Kopf stellt. Ganze Dialoge zwischen den Kaisern und ihren Räten werden in epischer Breite und dramatischer Schürzung erfunden, um ein Ziel zu erreichen, ein einziges, großes: die Schuld am Kriegsausbruch dem deutschen Kaiser und den deutschen und österreichischen Militärs in die Schuhe zu schieben. Was selbst ein Poincaré in seinen Erinnerungen mit dieser brüsten Offenheit nicht zu behaupten wagt, das sagt lächelnd in einem theatralischen Aufpuß ein deutscher [!] Schriftsteller.

Wir gestehen offen, es fehlt uns der Ausdruck, um solche Handlungsweise eines deutschen [!] Schriftstellers recht zu brandmarken. Emil Ludwig wird sich ohne Zweifel keinen Augenblick im unklaren über die Tragweite seines Vorgehens gewesen sein. Was in zäher Aufklärungsarbeit ernste Wahrheitsucher drüben geleistet haben, das sucht er, der Deutsche [!], zu erschüttern, um dieses eines heiligen Zieles willen, den Glanz der deutschen Republik sich von dem dunklen Schatten des deutschen Kaiserreichs um so strahlender abheben zu lassen.“

Zum Schluß sprechen dann die „Münchener Neuesten Nachr.“ die Hoffnung aus, daß jetzt wenigstens die amtlichen Stellen von L.=C. abrücken werden.“ (Deutsche Zeitung Nr. 244, 16/10 28.)

Auf diese Notiz hin, brachte RA Dr. jur. Kurt Braun I auf C.'s Veranlassung eine äußerst lahme Erwiderung. Er sagte u. a.: „Es träfe nicht zu, daß Emil

Lu. als „Weltberühmter Biograph der Großen“ gezeichnet habe. Diesen Titel habe ihm Hearst in einer Überschrift verliehen, ohne daß Lu. davon vorher etwas gewußt hat. Unrichtig sei es auch, daß Lu. „ganze Dialoge zwischen den Kaisern und ihren Räten erfunden habe.“ Jedenfalls seien alle zwischen Anführungszeichen stehenden Worte „Akten und Dokumenten“ entnommen. Ebenso unzutreffend sei es, daß Lu.'s „einziges großes Ziel“ wäre, die „Schuld am Kriegsausbruch dem deutschen Kaiser... in die Schuhe zu schieben“. Lu. habe im Gegenteil ausdrücklich betont, die Theorie von der Alleinschuld Deutschlands sei ebenso unhaltbar wie die von der Unschuld Deutschlands. Schließlich erklärt uns noch RA Dr. Braun I, daß sein Mandant „weder jemals den Namen Cohn führte, noch ihn führen kann“, obwohl ihm dieser „Name keineswegs unangenehm“ wäre.

Wir müssen gestehen, daß uns diese „Berichtigungen“ recht merkwürdig anmuten. Warum hat Emil Lu. denn nicht eine solche Hearst-Reklame verhindert, von der dann übrigens wohl auch durch die Schlagzeile „Wie der österreichische und der deutsche Kaiser sich für den Krieg begeisterten“, der angebliche Irrtum über das Endziel verschuldet worden ist? Warum wird außerdem bloß festgestellt, daß die in Anführungszeichen stehenden Worte nicht erfunden sind? Am meisten überrascht hat uns aber der Schluß: Emil Lu. will nicht Cohn heißen, obwohl ihm dieser Name keineswegs unangenehm ist. Das war uns wirklich etwas ganz Neues.“ (DZ Nr. 256, 30/10 28.)

Auch ein Aufsatz über Deutschland, den Lu. im Novemberheft der Times-Magazine veröffentlichte, hatte zur Folge, daß diesem „deutschen Sachkenner“ seine abgrundtiefe Unwissenheit in deutschen Dingen von einem — Amerikaner nachgewiesen wird.

„In einer Zuschrift an die „New York Times“ stellt der in Berlin lebende amerikanische Journalist S. Miles Bouton zunächst fest, daß „kein anderes Land so sehr durch unwissende, bissige und einseitige Berichte, die von seinen eigenen Landsleuten ausgingen, gelitten

habe“ wie Deutschland. Der Artikel von Emil Ludwig stelle in dieser Richtung einen Gipfelpunkt dar. In einer Zeit, in der die kommende Reparationskonferenz von lebenswichtiger Entscheidung für Deutschland wird, spreche Herr Lu. im Auslande von einem „Volk, das seine Gesundheit vollkommen wiedererlangt“ habe. Mr. Bouton geht im einzelnen die Behauptungen durch, die Lu. aufstellt, um Deutschlands Wohlstand zu beweisen, und widerlegt sie Satz für Satz. So hatte Lu. behauptet, daß die deutschen Banksparguthaben wieder den „höchsten Stand von 1895, einer Zeit des größten Wohlstandes des deutschen Kaiserreiches“, erreicht hätten, während der Amerikaner feststellt, daß die Guthaben nur einem Viertel der Ziffer von 1913 entsprechen. Ähnlich sieht es mit den Zahlen aus, die Ludwig für das Wachstum der deutschen Eisenerzeugung, der Handelsflotte, des Volksvermögens angibt. Besonders sinnfällig ist die Leichtfertigkeit seiner „Beweisführung“ für den „Aufstieg der Wohnungsfürsorge“ in Deutschland. Dazu schreibt Mr. Bouton:

„In seinem Bestreben, weiterhin dazutun, wie wohlhabend und allgemein erfolgreich die deutsche Republik ist, stellt Mr. Ludwig sogar die katastrophale Wohnungsknappheit als geringer dar. Vor dem Kriege, erklärt er, lebten durchschnittlich in einem Hause in London 9, in Berlin 75 Menschen. Man kann kaum glauben, daß dieser Vergleich gutgläubig aufgestellt worden ist. Denn Mr. Lu. kennt London und weiß, daß ein dortiges Durchschnittshaus ein kleines ein- oder zweistöckiges Ding ist, während sich in den Berliner Häusern neun bis siebenzehn Wohnungen befinden. Dementsprechend müßte man die Gesamteinwohnerzahl eines Hauses durch die Anzahl der Wohnungen teilen und die so gewonnene Zahl zum Vergleich herbeiziehen.“

Mr. Bouton entnimmt den weiteren Ausführungen des Herrn Lu. die Unterstellung, daß so ziemlich alle Beamten des Kaiserreiches unfähig waren. „Ist es“, bemerkt er dazu, „seiner Aufmerksamkeit entgangen, daß, während die russische Revolution Hunderte von tüch-

tigen Leuten, von denen man nie zuvor etwas gehört hatte, in die vordere Reihe brachte, nichts dieser Art sich in Deutschland ereignet hat? Es gibt kaum einen homo novus in irgendeiner wichtigen Stellung. [Außer den Parteibuchbeamten.] Es könnte kaum einen schlagenderen Beweis dafür geben, daß Tüchtigkeit sich auch unter dem Kaiserreich durchgesetzt hat, als den, daß die Opposition nicht ausgerottet wurde, wie es in Rußland der Fall war.“ Und er schließt seine Richtigstellung mit folgenden niederschmetternden Worten: „Zweitausend Jahre lang sind die Hauptfeinde Deutschlands Deutsche gewesen. Ich bin sicher, daß es immer so sein wird.“

„Zur Entschuldigung des Herrn Lu. müssen wir allerdings daran erinnern, daß er ja gar kein Deutscher ist.“ (Stahlhelm Nr. 2, 13/1 1929.)

„Vor uns liegen zwei Nummern des „New York American“, jenes weitverbreiteten Blattes der Hearst-Presse. Emil Lu. nimmt darin das Wort, um auch seinerseits Amerika einen Beitrag über die Kriegsschuldfrage zu liefern. Seit Januar schon reist Emil Lu. in den Vereinigten Staaten herum und läßt sich als der größte Literat des neuen Deutschland feiern. Das verderbliche Wirken dieses Mannes, der einer Breslauer Gelehrtenfamilie Cohn entstammt und von sich selbst sagt, er sei in den Lehren der Naturforschung, aber ohne Gott demokratisch erzogen, ist vielen Deutschen ja aus seinen zahlreichen Schriften bekannt. Er hat höchst geistreiche, aber ebenso unhistorische Essays geschrieben. Allem die Krone setzt aber auf an verzerrender Geschichtsklitterung und fanatischer Wut, das Höchste in den Staub zu ziehen, sein neuestes Werk über Jesus: „Der Menschensohn“ [vgl. auch Sig. III, S. 803.]

Durch alle Werke Ludwigs geht ein Zug der Zerstörung, der den kritischen Leser trotz allen geschickt aufgesetzten Flitters, aller Geistreicheleien und literarischen Taschenspielerstückchen anweht wie Grabeshauch. Er will als Biograph nicht erhöhen, vermag Hohes und Höchstes überhaupt nicht zu erfassen; seine ganze Stärke liegt im Trivialisieren. Die

Geschichte dramatisieren, seine „Helden“ lebensvoll menschlich schildern, damit „der Mann auf der Straße sie zu sehen glaubt“, so nennt er diese Kunstfertigkeit. Ein Biograph, der an der Kunst der Darstellung sich berauscht, dem sie Selbstzweck wird und der um ihretwillen die Geschichte mit Füßen tritt in der wohlwollenden Absicht, Autoritäten von ihrem Piedestal zu reißen, wird zum Scharlatan, ist kein geschichtlicher Wahrheitsforscher.“ (Deutsches Schrifttum Nr. 11, 1/11 1928.)

Die bereits erwähnten Aufsätze Lu.'s in der Hearstpresse über die Kriegsschuldfrage, die Deutschland so überaus geschadet haben, hatten ihrem Verfasser viel Geld eingebracht. Doch damit gab sich der schlaue Cohn noch nicht zufrieden. Er wertete dasselbe Material noch einmal aus und schrieb das Buch „Juli 1914“. In diesem schrieb er den Habsburgern und Hohenzollern wie dem „Wiener Kriegsgrafen“ Berchtold einen sehr wesentlichen Teil der Schuld am Ausbruch des Weltkrieges zu, während er Serbien unter den Kriegsschuldigen im Vorwort überhaupt nicht erwähnt. Er bemüht sich, der Reise des Thronfolgers nach dem Grenzort Sarajevo, die lediglich Inspektionszwecken diene, provokatorische Motive unterzuschieben und, statt die serbischen Mörder und ihre Politik zu verurteilen, stellt Cohn sich vor sie. Der Mord von Sarajevo ist lediglich eine plötzliche, vollkommen unvorbereitete Explosion des serbischen Nationalismus. Die im Vorwort prahlerisch angekündigte „überinternationale Gerechtigkeit“ richtet sich dann einseitig gegen Deutschland. Im Schweiß seines Angesichts trägt Cohn für Deutschlands Feinde Material zusammen. Nach seinem „Juli 14“ haben die Österreicher ohne allen Anlaß Serbien, wir Deutsche dagegen Belgien und Frankreich „überfallen“; selbstverständlich stürzt nun die Entente mit lachendem Gesicht auf diese „Selbstbekenntnisse“ des angeblich „dtischen Historikers“, um daraus Sklavenketten dem deutschen Volke zu schmieden. (WB 18/9 1930.)

Der verdienstvolle Leiter der Zentralstelle für Erforschung der Kriegursachen, Alfred von Wegerer, hat sich

das Werk „Juli 1914“ einmal etwas genauer angesehen und u. a. folgendes festgestellt:

„Daß der Kern des Problems, die von den Alliierten wider besseres Wissen aufgestellte, für Deutschland vernichtende Versailler Kriegsschuldthese in Ludwigs Buch „Juli 1914“ nirgends hervortritt, schädigt deutsche Belange. Unrichtig ist aber vor allem die Grundthese des Buches: „Die Gesamtschuld lag in den Kabinetten, die Gesamtschuld auf den Straßen Europas.“ Wie wenig diese Auffassung zutrifft, läßt sich am besten erkennen, wenn wir zeigen, wie Emil Ludwig im August 14 selbst „Die Haltung der Massen“ beurteilt. So schreibt Ludwig am 2. August im BT: „Jeden treibt es auf ins Zentrum der Stadt, nicht nach Neuigkeiten, denn die trägt die Presse in wenigen Augenblicken in alle Quartiere, nur nach dem Anblick der Mitmenschen, denen er sich, und wäre er noch so einsam, weltfremd oder überlegen, mit einem Male tief verbunden fühlt. Wenn dieser Krieg nichts brächte als Trauer und Verlust, er hätte doch in diesen ersten Tagen den beiden Generationen, die seit dem letzten emporgewachsen sind, ein erstes einziges Mal dieses Gefühl geschenkt: Einheit des Gedankens, des Wunsches und der Furcht, wahrhaftes Erlöschen des individuellen Triebes, Ausdehnung über die eigene Sphäre, Ersatz des Persönlichen und des Geistigen durch ein umfassendes, triebhaft-kühnes Gesamtgefühl, Gleichheit in einem allertiefsten Sinne.“

Wie läßt sich aber mit diesem Erleben Ludwigs im August 14 die Stelle in seinem „Juli 1914“ in Einklang bringen, daß es eine Studie über „den rechten Instinkt der damals Machtlosen“ sei? Doch sehen wir uns eine andere Stelle im „Juli 14“ näher an: „Als am Nachmittag des 1. August schwere, graue Lastautos die Linden entlangliefen, als junge Leute, grau und schmutzig, im Arbeitshemd, die Extraausgabe der Zeitungen nicht einzeln, sondern in ganzen Paketen auf die Straße warfen, schrien die Leute ihnen jubelnd zu, als wären es Siegesboten, und die Papierrollen,

noch feucht, wurden von Hand zu Hand hin und her geworfen.“

Sag die Gesamtunschuld wirklich auf den Straßen? Emil Lu. schildert jenes Erlebnis im August 14 wie folgt: „Denn mit einem Male entstand unter den Linden eine querläufige Bewegung wie der Keil eines wilden Entenfluges, und die Tausende stürmten auf die Automobile zu, in denen die Presse die Nachricht beförderte. Auf den Verdecken standen diese Männer und Jüngens, und während sie Stöße von Blättern in die tausend erhobenen Hände warfen, nichts als arme Menschen, die da ihr Brot verdienten, so glichen sie doch, trotz 20. Jh, antiken Herolden, deren Siegesbotschaft von der Biga heruntertönt und die den Beifall der Menge empfangen, als wären sie selber die Helden. So fuhren sie, ruhige Leute, auf ihren schmutzlosen eisernen Wagen durch die breite Avenue, und was sie herabwarfen, — das Dokument grenzenloser Zerstörung und unabsehbarer Trauer — ergriffen die Massen mit solchem Donner der Leidenschaft, mit solchem Schrei der Erlösung, als wären es Geschenke der Götter oder Siegesbotschaften ihrer Lieb-linge.“

Und pathetisch knüpft Lu. im August 1914 an dieses Bild den eigenen Gedanken: „Ein Volk, das aus scheuer, stummer, mühsam wägender Haltung zu solchem Sturm des Wunsches und der Wahl sich selber Durchbruch schafft, gibt eine ernste, wahrhaft männliche Gewähr, daß es da draußen nicht versagt.“

Wie also war es mit dem „Instinkt der damals Machtlosen“? „Donner der Leidenschaft“, „Schrei der Empörung“, ein Volk, das „sich selber Durchbruch schafft“. Am 5. August, als der Krieg da war, stellte Emil Lu. den moralischen Gewinn fest und schrieb in derselben Zeitung: „Und wenn eine Katastrophe einträte, wie sie niemand auszudenken wagt, — der moralische Gewinn dieser Woche wäre niemals auszulösen.“

Im „Juli 1914“ aber klagt Ludwig: „Kein Volk erwarb sich dauernden Gewinn, alle verloren, was nicht Jahrzehnte wiederbringen.“

Und weiter heißt es in seinem Aufsatz „Der moralische Gewinn“: „Ist nicht al-

les zugegangen, wie es in der Fibel steht? Der gute, noble, treue, deutsche Michel; der schwarze, niederträchtige Russe, der zu Unrecht den Ehrentitel Europäer führt; der Engländer, verdächtig, zuwartend, und unten im Südosten der Balkan, der Bomben wirft, mordet und verrät: alles wie in der Fibel! Man kann das politisch bedauern, — aber muß man nicht ein Volk segnen dafür, daß es sich aus Treue und Vertrauen betrügen ließ, heute in dieser mechanischen Zeit, genau wie vor Jahrhunderten? Keine „Kriegsbegeisterung“, kein „Feuer“, wie es die Romanen haben, nicht der Schwung immer beschwingter Seelen, — aber auf Zweifel und Mißbehagen aufbrechend ein Gefühl männlicher Abwehr, schlicht nobel, lautlos beinahe, kühn — im höchsten Grade moralisch scheint mir der Antrieb zu sein, der dies schwer bewegliche Volk in solch unerhörte Bewegung trieb!“ ...

... Der unermessliche Abstand zwischen Gehorsam, bloßem oder selbst edlem Gehorsam, und einem Aufstand der Seelen, wie wir ihn jetzt erlebten, dieser selbe Abstand besteht zwischen den Chancen eines kühn unternommenen und eines wahrhaft aufgedrungenen Krieges. Es ist unwahr, was Leute, die dieses Jahrhundert als ohne Beispiel anzusehen lieben, behaupten: daß im „modernen Kriege“ alles viel zu mechanisiert sei, um die Stimmung der Truppen noch als Faktor einzusetzen.“

Doch was sagt Ludwig im „Juli 14“? „Lüge, daß ein einziges Volk als solches den Krieg gewollt hat oder daß es ihn heute will. Die Form des „modernen Krieges“ hat den Begriff der „kriegerischen“ Nation illusorisch gemacht. Es gibt nur noch Verführer, die sich schützen, und Verführte, die fallen.“

Also kein Aufstand der Seelen! Nur Verführer und Verführte! — Vielleicht ist alles unrichtig, was Emil Lu. im August 14 schrieb, und er gehört zu den Redakteuren, die, „von Ehrgeiz und Furcht, von Unfähigkeit und Gewinn-sucht vorwärtsgetrieben“, wiederum „die Massen vorwärtstreiben“. — Doch wir glauben dies nicht. Der damals Dreißigjährige hat die Dinge 1914 doch wohl so gesehen, wie sie wirklich

waren. Heute aber, scheint es, sieht er die Dinge so, wie ein Teil des Volkes, jedenfalls die vielen Leser seiner Bücher, sie sehen möchten. Ist uns, ist den Völkern Europas — nicht dem Volke Europas, denn so etwas gibt es nicht, — mit solchem Vergessen gedient? Sicherlich nicht. Ebensovienig, wie die Schuld am Kriege auf die einzelnen Nationen oder an maßgebender Stelle stehende Persönlichkeiten fällt, ebensovienig kann durch einen „senkrechten“ Schnitt die Gesamtschuld am Kriege auf einzelne Klassen abgewälzt werden. Wenn wir das tun, so kann es sein, daß auch die neue Generation sich eines Tages zu den „Vetrogenen“ rechnen muß.“

Es geht aus dieser beweiskräftigen Darlegung des hochangesehenen Alfred von Wegerer also hervor, daß der geborene Cohn mit zwei Zungen redet. 1914 war er für alles das, was er 1929 herunterreißt. 1929 ist er gegen alles das, was er 1914 gepriesen hat.

Wer sich von diesem Chamäleon politisch und geschichtlich belehren lassen will, der mag es tun. In den Kreisen der Menschen, die, auch wenn sie schreiben oder drucken, die Wahrheit zu sagen pflegen, dürfte Herr Emil Ludwig geb. Cohn ausgespielt haben.“ (Fr. Nr. 33, 3/8 1929.)

„Alle kritischen Leser des neuen Emil-Ludwig-Buches „Juli 1914“ haben sich darüber gewundert, wie oberflächlich und teilweise sogar unrichtig dieser Schriftsteller sein „geschichtliches“ Buch geschrieben hat. Leuten, die zur unmittelbaren Umgebung der geschilderten Persönlichkeiten gehörten, ist das besonders aufgefallen. Als eine Wiener Zeitung die Schilderung der Person des ermordeten österreichischen Thronfolgers ohne Ergänzung veröffentlichte, konnte sich Hofrat Prof. Dr. med. Franz nicht enthalten, als Mann, der im Hause des Thronfolgers ein- und ausgegangen ist, doch einmal in einer Erwiderung Emil L.'s Darstellung ganz entschieden entgegenzutreten.

Er führte aus: Als langjähriger Hausarzt der Kinder des ermordeten Thronfolgers hatte ich auch tiefen Einblick in das Persönliche und Physische des Erzherzogs. Um Politik habe ich

mich nie gekümmert, nur um das Familienleben. Ich möchte nun, um einen Irrtum Emil Ludwigs für die Zukunft richtigzustellen, folgende Beobachtung mitteilen: Franz Ferdinand hatte nicht, wie Emil Lu. erzählt, dunkle, großschimmernde Augen, sondern blaugrau mit einer auffallend kleinen Pupille. Ich habe ihn auch nicht herrisch oder trotzig gesehen, sondern immer heiter, zu Humor und Späßen aufgelegt. Einmal war ich ungefähr 7 Stunden ununterbrochen in Blühnbach mit ihm zusammen, und wir sind damals aus dem Lachen gar nicht herausgekommen. Wir haben über alles Mögliche gesprochen, nur nicht über Politik, Religion oder Finanzwissenschaft. Seine große Freundlichkeit gegen mich, die keine gemachte Liebenswürdigkeit war, die ich gar nicht schätze, kam wohl hauptsächlich daher, daß ich seine Kinder sehr gern hatte und daß diese meine Zuneigung erwiderten.

Wiederholt sah ich den Erzherzog mit Tränen in den Augen, wenn den Kindern etwas fehlte oder wenn er auf kurze Zeit verreisen mußte. Sein Vertrauen zu mir war groß: Einst lag ich selbst schwer krank zu Bett, als ich die Nachricht erhielt, ich möge raschest zu den Kindern kommen. Ich bat, einen Kollegen zu holen, den ich nannte, was aber nicht geschah; ich mußte vielmehr vom Bett aus durchs Telephon die ganze Krankheit der Kinder bis zur Genesung behandeln. Ich habe auch, was mich betrifft, niemals etwas von Geiz beim Erzherzog bemerkt. So, wie ich ihn kannte, war er ein gerader, offener, frommer, dabei aber durchaus nicht bigotter Herr.“ (DZ Nr. 178, 1/8 29.)

Ähnlich wie „Juli 1914“ werden auch Lu.'s andere Werke von der Fachwissenschaft abgelehnt, besonders wirkungsvoll in der „Historischen Zeitschrift 1928“: „Eine Anzahl führender Vertreter der Geschichtswissenschaft an den deutschen Universitäten setzen sich mit seinen Werken auseinander. Das Ergebnis ist für ihn vernichtend: der Wiener Professor von Prbil weist ihm in der Besprechung seines „Napoleons“ nach, daß seiner Darstellung eine völlig einseitige Verwertung der Quellen zugrunde liegt, so daß nur ein romanhaf-

ter, wissenschaftlich völlig schief gesehener Napoleon herauskommen konnte.

Dann geht der demokratische Göttinger Professor Mommsen mit seinem Bismarckbild ins Gericht, das er dem deutschen Volk „geschenkt“ hat. Er weist ihm, der im Vorwort etwas von oben herab, die Angaben seiner Quellen als „akademische Manier“ ablehnt, eine Fülle von Irrtümern nach.

Hierauf wird sein „Wilhelm II.“ von Prof. Delbrück, wahrhaftig keinem Anhänger der „Rechten“, abgestochen. Auch er zeigt, wie viele Quellen Herrn Cohn unbekannt sind, und wie einseitig er die von ihm benutzten Quellen verwendet hat.

Mit dieser dreifachen Kritik ist er als wissenschaftlicher Historiker, der er doch so brennend gern sein möchte, erledigt.“ (WB Nr. 14, 17/1 29.)

Trotz dieser vernichtenden Kritiken tritt selbstverständlich das Judentum für L.-G., nach dem alten Grundsatz „ganz Israel bürgt für einander“, um so heftiger ein. „Dem Buche Emil Ludwig's: „Juli 1914“, wünscht Stefan Großmanns Tagebuch Millionenauflage in allen Sprachen „um dieses Gedankens willen, daß das Schicksal der Millionen nicht Menschen anvertraut sein darf, die mit 90prozentiger Gewißheit persönlich kaum an ihm beteiligt sein werden“. Damit schmeichelt man dem „Volke“. Es heißt im gleichen Zusammenhang, die „gewerbsmäßigen Führer“, die „alle eine wirksame Notbremse hätten ziehen können“, hätten das nicht getan, „weil sie sich schließlich alle nicht selbst in dem losbrausenden Zug sitzend fühlten, sondern in dem sicheren Stationshaus“. So klein gedacht! Es ist wirklich leichter, in äußerst zugespitzten Situationen zu sterben oder durch Selbstmord zu enden, als die Alpenlast der Verantwortung für das Wagnis derer zu tragen, die man in den Kampf schicken muß.

Als ob nicht für die Fürsten, wie ja nachher der Ausgang gezeigt hat, von Anfang an auch die Krone auf dem Spiel stand! Warum hieß es denn: mit Gott für König und Vaterland? Und warum brach alles zusammen, als dieses Feldgeschrei erstarb? Wenn sich aber

der Vorwurf auch gegen die Generale richtet („Der Feldherr ist ein Bureauchef im sicheren Hinterland“), dann ist es vollends unsinnig. Der Kapitän eines großen Dampfers springt auch nicht als Erster über die Reeling, um einen über Bord gegangenen Mann zu retten, sondern ordnet die Aussetzung eines Bootes an, um nicht das ganze Schiff zu gefährden, indem er von seinem Posten in die vorderste Front stürzt. Ein zusammengeschossener Generalstab konnte Divisionen kosten. Eine militärische Naivität ohnegleichen dies verlangen, daß „die Männer am Hebel nicht mehr nur Fernzündungen auslösen, sondern in die vorderste Front der Risten einrücken müssen“. Wie grob gedacht, wie materialistisch! Als sei die Rückwärtsverlegung der Befehlsstellen aus Angst um das eigene Leben und nicht aus Verantwortlichkeitsgefühl geschehen.“ (WB Nr. 163, 14/7 29.)

Über L.-G.'s Werk „Lincoln“ schreibt JPB 25/4 30: „Emil Lu. schuf mit der Darstellung des bewegten Lebens Lincolns geradezu ein amerikanisches Epos, wie aus einem Tagelöhner ein Staatsmann wird, der den zerrissenen Staatenbund zu den kraftvollen Ver. St. sammelt. Dieses in elf Sprachen zugleich erschienene Buch bedeutet auf seines Schöpfers Bahn ein Ereignis, das sein Werk vor die Jupiterlampe des Welt Ruhms stellt.“ [Echt jüd. Reklameschmus.]

Es steht einwandfrei fest, daß L.-G. das Ansehen Deutschlands im Ausland auf das schwerste geschädigt hat. Es steht ferner fest, daß L.-G.'s „Biographien“ alles andere als wahrheitsgetreue Schilderungen, daß sie vielmehr ganz einseitige Tendenzwerke sind. Trotzdem genießt L.-G. den Schutz des offiziellen Deutschlands — und wird im Ausland von den deutschen Botschaftern empfangen. Dadurch wird im Ausland der Eindruck erweckt, als sei Cohn ein amtlicher Vertreter Deutschlands, und seine Zeitungsartikel, Vorträge usw. erhalten eine Art amtlichen Charakter und werden vielfach als die offizielle Meinung des deutschen Volkes aufgenommen. Diese Unterstützung L.-G.'s von amtlicher Seite wiegt doppelt schwer.

„Cohn war inzwischen in den Ber. St. und wurde dort von dem deutschen Botschafter von Brittwitz in einer Weise gefeiert, daß selbst der Inhaber des Kontos S. Gustav [Stresemann] im Haushaltsausschuß sagte: es sei damals von einigen behauptet worden, der Botschafter von Brittwitz habe des Guten (!?) zu viel getan. Der Botschafter von Brittwitz ist bekannt als einer von denjenigen Diplomaten, die man als Läufer oder Streber zu bezeichnen pflegt. Wenn er Herrn Cohn überschwenglich ehrte, so mußte er, wessen Wohlgefallen man in dieser Republik braucht, um eine „glänzende“ Laufbahn zu machen.“ (Reichswart Nr. 19, 10/5 1929.)

Gott sei dank gibt es aber auch noch deutsche Botschafter, die sich den neu-deutschen Beamtengeist nicht zu eigen gemacht und von Cohn keine Notiz genommen haben. Über diese Herren fiel natürlich die jüd. Journaille mit besonders großer Gehässigkeit und Wut her. „Herr Sthamer, der deutsche Botschafter in London wird vom galizischen „Vorwärts“ arger Pflichtvergeßlichkeit angeklagt. Anlässlich der Anwesenheit zweier deutscher Schriftsteller haben allerhand Festivitäten stattgefunden, denen allen Herr Sthamer ausgewichen ist. Immer war der Botschafter verhindert. Dabei wurden „die beiden Autoren von den offiziell und inoffiziell führenden Kreisen Englands als repräsentative Vertreter des neuen deutschen Schrifttums und damit des neuen Deutschlands gefeiert“. Nur St. feierte nicht mit. Den deutschen Schriftstellern „wurde Gelegenheit geboten, sich ausführlicher und mit mehr englischen Staatsmännern über europäische Probleme auszusprechen als irgendeinem anderen Deutschen seit Kriegsende gegönnt (!) war“. Nur der deutsche Botschafter bot keine Gelegenheit, er blieb unsichtbar! „Das wurde insbesondere anlässlich eines Empfanges des Londoner Ken-Clubs, an dem beinahe (!) alle großen Namen (!) teilnahmen, und das [!] für das geistige England durchaus repräsentativ war, viel bemerkt und abfällig erörtert.“ Und das schlimmste: Sthamer hat sich anscheinend daraus nichts gemacht! „Die dauernden

Abfagen des Botschafters konnten nicht anders denn als eine Kritik an den großen und einflussreichen englischen Kreisen aufgefaßt werden, die diese deutschen Schriftsteller als repräsentative Vertreter der deutschen Literatur ehrten.“

So geht es eine ganze Spalte fort! Die durch Anführungszeichen gekennzeichneten Stellen sind wörtliche Auslassungen des galizischen „Vorwärts“. Wir haben das Vertrauen zu den noch nicht ganz verblödeten „Vorwärts“-Lesern, daß auch ihnen bei diesen Schlemereien der Ekel angekommen ist!

Um so besser verstehen wir das Verhalten des Herrn Botschafters Sthamer: Er hatte recht. Er war verpflichtet, von dem Treiben der „großen und weiten Kreise Englands“ wegzubleiben, denn dieses Treiben hatte das Ziel, Deutschland zu verhöhnern. Die beiden „Repräsentanten des deutschen Schrifttums“ waren nämlich 1. Emil Ludwig-Cohn; 2. Lion Feuchtwanger.“ (DZw Nr. 3 19/1 28.)

„Es ist erinnerlich, daß vor Jahr und Tag eine ähnliche Entrüstung herrschte, als der deutsche Gesandte zu Kopenhagen, Herr von Hassell, übrigens der Schwiegersohn des Großadmirals von Tirpitz, den Juden Cohn, genannt Emil Ludwig, weder empfangen hatte, noch einem Vortrage desselben beigewohnt hatte. Wie in solchen Fällen üblich, war die Entrüstung und Erregung von Kopenhagen aus lanciert worden: „das dänische Volk“ habe nicht verstanden, daß der deutsche Gesandte einen so hervorragenden Vertreter deutschen Geistes nicht geehrt habe, wie es diesem zugekommen und Pflicht des Gesandten gewesen sei. Nun hat in solchen Fällen das Volk eines Landes, und hatte hier das dänische Volk, durchaus nichts mit der Entrüstung zu tun, sondern es waren die „dänischen“ Juden in der Presse und in Briefen, die den Juden Deutschlands den Ball zuwarfen. Es galt die Reklame für einen Kaffeegenossen, und zwar einen sehr wertvollen. Herr von Hassell hatte sich schon vorher Schlimmes zuschulden kommen lassen, nämlich, daß er einem der bösestigen Beschimpfer Deutschlands, dem Literaturjuden Brandes, im Leben

und im Tode nicht genügend gehuldigt hatte. Ob dieser Gesandte einen nächsten ähnlichen Sturm noch bestehen oder ob er ihn riskieren wird, das muß die Zukunft zeigen.“ (Reichswart Nr. 19, 10/5 29.)

Am schlimmsten war jedoch das Geschrei der internationalen Judenpresse, als Cohn in Rom nicht von dem deutschen Botschafter von Neurath empfangen wurde. Theodor Wolff, Ullstein, Mosse, der galizische Vorwärts usw., sie alle erhoben ein derartiges Wehgeschrei, ob der Zurücksetzung ihres Kassegenossen, daß der Reichsaußenminister Stressemann, sich gezwungen sah, im Reichstag, im Reichshaushaltsausschuß, zu diesem Thema Stellung zu nehmen. „Herr Georg Bernhard sagte in diesem Ausschuß ganz außer sich: und Herr Mussolini habe den Cohn doch 3mal empfangen, und doch habe Neurath nicht 1mal Notiz von ihm genommen. Also, wenn es sich um Cohn handelt, so wird auch Mussolini zum klassischen Zeugen und zur Autorität.“ (Reichswart Nr. 19, 10/5 29.)

Dies und noch viel mehr trugen die Volksvertreter zornig und gekränkt im Ausschuß vor. Stressemann setzte sich, wie das ja von ihm nicht anders zu erwarten war, warm für Cohn ein. Es sei „gleichgültig, ob dessen Leistung in der Geschichtswissenschaft umstritten“ sei oder nicht, Tatsache sei, daß „Emil Ludwig“ einer „der meist gelesenen deutschen Schriftsteller ist, sowohl in Deutschland wie im Ausland“. Deshalb müsse man ihn als „Exponenten des deutschen Geisteslebens“ betrachten und respektieren. (Reichswart 10/5 29.) „Wenn man doch auch früher so gedacht und danach gehandelt hätte! Wie hätten dann etwa Karl May oder die Courths-Maler von den deutschen Botschaftern gefeiert werden müssen.“ (Wahrheit Nr. 19, 11/5 29.)

„Die Moral: die diplomatischen Außenbeamten Deutschlands haben unter ihre Amtspflichten nun aufzunehmen: Respekt und Botmäßigkeit jüd. und jüdischen „meistgelesenen“ Schriftstellern gegenüber. Nicht minder gehört zu ihren Pflichten, ihre amtliche Stellung zur Reklame für diese Herren einzusetzen.“ (Reichswart 10/5 29.)

Allmählich siderte auch durch, warum

die jüd. Presse gerade im Falle von Neurath einen besonders großen Sturm der Entrüstung entfachte. „Emil Ludwig-Cohn soll im Herbst Londoner Korrespondent des „BT“ werden. Zu gleicher Zeit wird der jetzige deutsche Botschafter in London, Herr Sthamer, seinen Posten verlassen und dort voraussichtlich von — Herrn von Neurath abgelöst werden. — Also würde E. L.-Cohn dort einem Botschafter begegnen, der von der überragenden Größe Cohns nicht so überzeugt ist wie z. B. das „BT“. Und in England ist man bekanntlich sehr korrekt in gesellschaftlicher Beziehung. Ein Korrespondent, von dem man weiß, daß er von dem Botschafter seines Landes nicht gerade — sagen wir: gern gesehen wird, kann nicht darauf rechnen, die erwünschte Beachtung zu finden.“ (Wahrheit 25/5 29.)

Nicht uninteressant dürfte es auch sein, daß der galizische Vorwärts, der besonders warm für E.-L. eintritt, in seiner Nummer vom 8/9 1914 diesen selben Cohn mit Schmoß bezeichnet hat. (Dw 21/6 28.) Da sieht man eben, wie die Zeiten sich ändern.

Daß Cohn, „der Exponent des deutschen Geisteslebens“, der typische Vertreter der Gegenrasse ist, der alles, was deutsch ist, verhöhnt und mit Schmutz besudelt, verrät er uns mit größter Offenherzigkeit selber. „Der in Wien erscheinenden Zeitschrift „Schönere Zukunft“ (Nr. 22, 3/3 1929) entnehmen wir folgende Mitteilung: „Da veröffentlicht ein liberales Blatt arglos die Antwort Ludwigs auf eine Anfrage über sein privates Leben. Die Antwort ist eine Selbstentlarvung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, daß ich nun den Menschensohn hinter mir habe! Wie Sie aus dem Waschzettel wissen, lebe ich mich in die biographierenden Personen immer so intensiv ein, daß ich beispielsweise bei Bismarck kahl, bei Napoleon genial und bei Wilhelm II. größenwahnsinnig wurde! Außerdem störte mich beim letztgenannten Werk ein kaum unterdrückbarer Trieb zum Holzhacken und Heiraten. Malen Sie sich aus, wie ich beim Menschensohn gelitten habe! Dafür habe ich

auch noch höhere Prozente verlangt. Zur Erholung werde ich mich jetzt in Casanova einleben. Sehen Sie: die Kleine da drüben winkt schon.“ (WB 26. und 27/5 29.) Mit diesem WB hat Cohn sein wahres Gesicht enthüllt.

Das Ziel des Weltkrieges, so wie wir es jetzt kennengelernt haben, hat uns Löwit (sd) und Rathenau (sd) enthüllt.

Emil Ludwig-Cohn ist ebenso offenerzig, wenn er August 21 in der „Weltbühne“ schreibt: „Es hing an einem Haar: Stürmers Separatfrieden hätte zugleich den Zaren und die Kaiser retten können und uns [Juden] ein unerträgliches Europa konserviert.“ (s. Warburg.)

Ludwig, Emilie, Frau, geb. Schued (E. Schued); Berlin. *1839 Neife i. Schl. E: Bibliothekar Schued. — O 64 Kfm. L.; dieser, Vertreter einer Bank, verlor Summen an der Börse, erhielt dann Stellung bei Dr. ▼Stroussbergs Unternehmen in Rußland, mit dem er mitverfrachte; später kam sie nach Berlin. B: Ernste und launige Stammbuchverse; Frühlingstürme, Erz. f. d. Mädchenwelt; Irrungen des Mutterherzens, Szenen und Bilder aus dem Frauenleben.

Ludwig, Erna = Erna Pariser.

Ludwig, F. = Ludwig Fischl.

? Ludwig, Friedrich, Dr., o Uß (Musik), *1872 Potsdam. E: Weinbergbes. Albert ? L. — O2 O Elfe ? Hagener. — Göttingen. WB.

Ludwig, Hans-Werner, Dissident, Schriftsteller, Charlottenburg, Giesebrechtstr. 18, O ▼Charlotte Ballan, mosaik. Inform.-Wr. 188, 1930.

Ludwig, Heinz, K: Der nationaldtische Jude; Berlin, 1929.

Ludwig, Max, *1873 Dresden, „hat die 4 Zeitromane „Kaiser“ (Napoleon, 1911), „Das Reich“, „Sieger“ und „Statthalter“ geschrieben. Man bezeichnet ihn als „Aktivist“; ich vermählte bei seinem „Kaiser“ doch das eigentliche Leben“, Bartels, DZ 3, 806.

Ludwig, Maximilian, gebor. Schlesinger, Kgl. Schauspielhaus, Berlin; *1847 Breslau; zunächst in einem Tuchgeschäft, dann Schauspieler in Petersburg und Berlin. O Schauspielerin Anna Bipsfer. K.

Lu, soll, laut DZ, in das „weimarische Pathos des Schauspielhauses die Romantik gebracht“ haben.

E: Franz L. — *76 Berlin —, am Schauspielhaus, Frankfurt a. M. Wahrheit 27/3 15: „Zur Feier des 100jährigen Geburtstages Bismarcks veranstaltet der „Mozart-Saal“ mehrwöchige Bismarck-Festspiele durch Vorführung des von Richard Schott verfaßten und von Prof. Ferdinand Hummel musikalisch illustrierten Bismarck-Films der Eiko-Gesellschaft mit Franz Ludwig in der Titelrolle.“ Dieser Film war ein Gleichnis für das jüdische Gesicht der nachbismarckischen Zeit (s. E. v. Poffart).

Ludwig, Paul = A. E. Sußmann, geb. Bernheim.

Ludwigsburg, Wittbg. KA Dr. Schmal; Dr. Schmal, Arzt (Gebrüder?); Fabrikant Elßaß, Vorstand des Krieger- und Wehrvereins. 1914.

Ludwigshafen a. Rh. 16 KA: Feith, Siegmund; Herz, Emil; Kahn, Leopold; Mayer, Alb.; Schulz, Gustav; Sinsheimer, Hermann; Strauß, Heinrich; Weil, Ludwig = 50%. — 35 Ärzte: Fried, Richard; Gerstle, Eugen; Mohr, Heinrich (Haut u. Harn) = 8½%. — 5 Abzählungsgeschäfte: Gutmann, G.; Imbermann, Gebr. (Znh: S. Ittmann, Frankfurt a. M.); Lewkowitz, Emanuel; Tauber, Aron = 80%; f. Landeker.

Lust, Franz, Ma: Aktion. Die Leiter dieses Blattes veranstalteten schon 1913, also 5 Jahre zu früh, in Berlin einen Maskenball in Revolutionskostümen, wobei sie im Tanzsaal eine Guillotine aufstellten. Lust besang die Orgie wie folgt:

„Blutrot inmitten ragt die Guillotine und wirft ihr Rotsein strahlensförmig aus wie eine Palme schattige Waldachse, und alle Lichter färbt sie rot im Haus. Rot spritzt ihr Blutgesang, die Marsellaise, die Mäntel der Banditen, das Gewirr nackender Glieder, die wie Schlangen blühen, der Schultern und der Brüste Pergellirr. Rot spiegelt sie die Jakobinermützen, unter das Volk, sie tanzen Mann und Weib verschlungen ineinander heiß und böse, sich stoßend wild mit ihrem Unterleib. Ach, wie berauschend wird das Farbenspiel. Die grüne Nacht der Seiden, dunkelrot von Sternen überfunkelt, im Gefühl von süßem Schweben zwischen Tag und Tod. Und Prächte östlicher Kulturen glänzen dazwischen auf, kostbar gewirttes Gold, versunk'nes Violett und fremdes Grün, das ist in Arabesten aufgerollt.

O, wie das schwimmt in einem Meer von Licht und Worten — manchmal springt ein Laut heraus, just hör' ich eine Stimme, welche spricht: Ich geh' doch heute nicht mit Dir nach Haus!“

Luston, .: Bezeichnung für Söhne von Freimaurern.

Lustreich, Moses, eröffnete während der Inflation ein Mehl-en-gros, bis die Deflation ihm wieder alles nahm. Die Polizei, die ihn bald darauf wegen gefälschter Schecks suchte, konnte ihn aber nie in seiner Wohnung finden, sie traf stets nur Frau, Tochter und Köchin an. Lustreich hatte sich wohl in Lust aufgelöst. Als aber kürzlich wieder ein Beamter erschien, kam dem die Köchin so frisch rasiert vor; er nahm sie zur Wache, wo sie sich dann in den wegen Betruges von 50 000 M. gesuchten Moses Lustreich verwandeln mußte. Eif. Wesen 9/11 1928.

Lugano, Schweiz. „Israel in Lugano“. Nach dem Fremdenregister „Pro Lugano“, Spätherbst 1916:

„Juden im Rivierahaus, Juden mit und ohne Laus. Juden in der Kurhaushalle, Juden mit und ohne Kalle. Juden auf dem Monte Bré, Juden auch beim Tangotee. Juden auf der ganzen Welt, alle mit dem Sack voll Geld. Juden, die in Bucher machen, auf uns blöde Gojim lachen.

Juden ohne Vaterland, allertwärts als Schuft bekannt, Juden in Brillant gefaßt, auf der ganzen Welt verhaßt, Juden aus Amerika: Schickel, Hoher und Papa, Juden, die veuv' Cliquot schleckern, Juden, die ihr „bon jour“ medern,

Juden auf dem Berg Caprino, bei Biagi und Jacchino, Forster, Kaiser und Merkur, überall fast Juden nur. Juden aus dem daitischen Reich, prozig, eßlig, frech und feig:

Drückerbergers ganze Bande, Judas Schmach und Judas Schande:

Kerschbaum, Cohnstein, Guggenheim, all die andern Edelstein',

Rosfleben, Rösenmeter, Pinkusstein und Sally Bayer, Silberstein sind auch dabei, Jzig, Feist und Simon Mah, Rotenjude Saint-Saens, der als Cohn zur Welt einst kam, Den sein „Totentanz“ entzückt, wo das All im Blut ersticht,

(Wenn Armin verredt im Krieg, Judas macht dazu Musik), —

Jüdchen Fernau, Elli Schnee, vom Pariser Comité, Ehrenberg aus schlesisch Land, welcher viele tausend Franz

Auf die erste Fahn' gesetzt, die Cadorna uns zerfeßt. Alles daitische Patrioten, jetzt im Sold der Sansculoten. Heßer widerlichster Sorte, die jetzt hier bei Creme und Torte

Schmähen auf das deutsche Land, wo einst ihre Wiege stand.

Grinsend heben sie die Hände, daß das Blutbad ja nicht
ende,
Daß wir nun uns noch aus Polen neue Ghettowürmer
holen,
Bis zuletzt ein Kaiser Cohn sitzt auf unfres Reiches
Thron,
Wie's Jehuda prophezeit, schon vor altersgrauer Zeit,
Wie im Lande Kanaan, alle Typen trifft man an,
Meistens mit dem X-Gebein: Gott, wie ist das Jüdchen
fein!
Kamen, glühend, lustig, duftig, hochgeschminkt, Bisagen
schuftig,
Abrams, Isaak, Jacobs Samen, immer mit den feinsten
Kamen,
Saphirn und Demantensteine, Sterne, Herrsche, Löwen,
Feine,
Goldbergs, Arons nicht vergessen, Cohns und Citronats
aus Hessen,
Frei aus Jagows Roscher Schule, Rosenthal und Baylands
Schmule,
Juden, die auf Mister hören, Juden, die auf Beth-
mann schwören,
Juden, ach, daß Gott behüte! Juden mit und ohne
Suite,
Juden, die durch Bucherschlacht, reich geworden über
Nacht,
Juden, welche schleudernd greinen, wo wir andern blutig
weinen,
Welche ihren Raub verzehren, schmunzelnd Hab und Gut
vermehrten,
Juden, welche zynisch fragen: Wozu weinen, wozu Klagen,
Wenn die Gajim sich verbluten? Israel gereicht's zum
Guten!
Ja, sie reißen blut'ge Boten, seh'n in uns nur noch
Heloten.
Alles Gold und alle Güter — Judas wird nun ihr
Gebiet.

Arme Stadt! So stolz im Süden, wohin man sieht,
man sieht — auf Jüden.“

△Queger, Karl, Dr., Bürgermeister von Wien, †1910.
Aus den Nachrufen, ▼DWe Nr. 11: „Queger, Sohn eines
Schuldieners, der als kleiner Advokat in Mariabühl als
Schüler des Demokraten ▼Mandl begann, schloß sich dem
Antisemitenföhren Schönerer an und wurde der Her-
ros der schwärzesten Reaktion, und als er ins Parla-
ment kam, ein unveröhnlicher bitterer Feind des jü-
dischen Volkes, Begründer der Politik des kleinen Man-
nes, Schöpfer der christlichsozialen Bewegung, Buditen-
demagoge. Er hat auf einem Katholikentag den lieben
Gott, den Juden nicht beizustehen; er prägte in Wien
das Wort von den „J u d ä o m a g h a r e n“; er verfolgte
die Juden mit zähem Haß und — stand dann, heuchlerisch
an den Gräbern seiner jüdischen Gegner, „vor der Maje-
stät des Todes sich beugend“. Ein Meer von Licht hat
K r o n p r i n z R u d o l f einstmals von Wien ausströmen
lassen wollen, und es wurde eine Schlammflut, die über-
all jüdisches Leben vernichtete, in viele Tausende jüdischer
Familien Tränen, Sorgen und Kummer trug. Je höher
Queger stieg, desto frecher wagten sich die Seinen hervor,
desto ungentertener und wütender warfen sie sich auf die
Juden. Queger droht: „Mit den Juden muß man rus-
sisch reden!“, usw. Aber seit er einmal in einem Tempel
in der Brigittenau zu einer ärmlischen jüdischen Hochzeit,
die goldene Kette um den Grad, erschienen war, gab es
dort so etwas wie Enthusiasmus für den Bürgermeis-
ter-agitator, dem es sich lediglich um Stimmenfang für
einen von Sozialisten hart bedrohten Gemeinderatsitz
gehandelt hatte. Nun ist er tot. Seine Partei aber bleibt,
und die Schlammflut wälzt sich weiter.“

Ganz so schlimm, wie er hätte müssen, scheint L. nicht
gewesen zu sein. Mit seinem guten Herzen und ohne
richtiges Masswissen, neigte er doch zu Kompromissen.
So behauptet S. Mayer, Wiener Juden, 1917, L. hätte
gesagt: „Ich mag die ungarischen Juden noch weniger
als die Ungarn, aber ich bin kein Feind unserer Wiener
Juden; sie sind gar nicht so schlimm, und wir können
sie gar nicht entbehren. Meine Wiener haben fort-
während Lust, sich auszuruhen, die Juden sind die ein-
zigen, die immer Lust haben, tätig zu sein.“

Bei solcher Milde und Unkenntnis konnten natürlich
nur Augenblinderfolge erreicht, aber Wien und Öster-
reich niemals vor Juden gerettet werden.

△Luise, Preußens herrlichste Königin, 1776—10. —
△Schmeißner 1883: „Bei dem Tode der Königin Luise
heuchelten die Berliner Juden so geschickt die herzer-
reißendste Trauer und wußten die weiche Stimmung des
tieftrauernden Königs, Friedrich Wilhelm III., so schlaue
zu benutzen, daß ihnen in Preußen 2 Jahre darauf
Staatsbürgerrechte gewährt wurden. Das zur Zeit der
Befreiungskriege erwachende deutsche Volksbewußtsein
machte dem gesamten Judentum nicht wenig Sorge, das
richtig erkannte, wie gefährlich ihm ein selbstbewußtes
Volkstum werden könnte; daher war man bemüht, alle
möglichen Mittel, vom Unterrod bis zum höchsten schim-
mernden Balschisch zur Bekämpfung anzuwenden, sich
um jeden Preis Eingang bei maßgebenden Kreisen zu
verschaffen und zäh den zur Erreichung seiner Ziele nö-
tigen Einfluß durch dritte und vierte Hand, aber doch
sicher, wenn auch auf Umwegen, auszuüben.“

In diesem Bestreben liegt vielleicht die Erklärung
für die sonst unverständliche Reaktion, die, in deutschen
Ländern nach den Freiheitskriegen von oben her ein-
setzend, die Fürsten gerade gegen ihre besten und treu-
esten Untertanen, die Böllischen, von nun an dauernd
blendete.

Luitpold, Prinzregent von Bayern, 1821—12 Mün-
chen. Stbgrz 10/12 1903: „Wie der „Konfektionär“ mel-
det, wurde in München ein neues jüdisches Herren-
Konfektionsgeschäft durch den Prinzregenten er-
öffnet. Das ist in dieser Form nicht richtig. Der Prinz-
regent soll nur das Geschäft besichtigt haben. Aber das
jüdische Fachblatt bauht diese nicht gerade wichtige
Tatsache für seine Zwecke auf und bedauert, daß nicht
auch in Berlin große Geschäftshäuser durch irgendeine
offizielle Persönlichkeit eingeweiht und besichtigt wer-
den. „Große Geschäftshäuser sind doch auch
Denkmäler ihrer Zeit!“ Wollen die jüd. Unter-
nehmer, daß ihre Großbasare, Kleiderhandlungen, Ab-
zahlungs-geschäfte usw. durch Prinzen eröffnet werden,
so mögen sie solche suchen. Preussische Prinzen sind nicht
dazu da, um in den Kellamedienst gewisser Spekulanten,
deren Tätigkeit einen Todesritt durch den Mittelstand be-
deutet, gestellt zu werden.“

Lutacs, Georges von, Dr. rer. pol. et phil., Florenz.
*1885 Budapest. G: Josef L. — de Szeged, Dir. der
ungar. allg. Creditbank. — B: Seele und die Formen.
Georges wird gelobt von Uß Du. ▼Stein (sb). BR.

Lumbroso, Albert/Aram, Baron, 1813 Tunis — 87
Florenz. — Dr. med., Leibarzt des Bey, war Grün-
der und Präses einer „Wissensch. Gesellschaft“ in Tunis.
Er schrieb italienisch, wurde von Viktor Em-
nuel II. nobilitiert und war der Br. von Giacomo
L., Großkm. und Konsul für Tunis, so lange es ita-
lienisch war, in Marseille. — A's Sohn: Giacomo
Baron, 1900 Dr. Uß (Alte Gesch.), Rom, O Maria
Baronin Todros. — Dessen Sohn: Baron, Napoleon-
forscher, Literat und Dr. jur. Albert Em. L., Dir: Ri-
vista di Roma; Revue Napoléonienne, *92 Turin, O
Via Marco Besso.

R: 1. Maria Vittoria 97; 2. Hortensia 01; 3. Maria
Luisa 05; 4. Giacomo Marco Gabriele Napoleon, 12.
— Villa Lumbroso, Rom.

Lumbroso, G., ditscher Konsularagent, Tunis.
1914.

Lumbroso, Giacomo, JG, *1859 Florenz, dort Arzt
und Ud (Nerven); Dir: Rgl. Hospitäl, Livorno.

Lumbroso, Humbert, „Kunstmaler“, Paris. G: Rfm.
Isaac Eugen L. // Mathilde L., Marseille. — 1913 O
Gräfin Maria Clothilde △Sahn-Wittgenstein-Berleburg.
Ein Namensvetter dieser Gräfin, Prinz Friedrich v. S.-
W.-B. O 1888 Pauline Silenthal, Börsemallerstochter
aus Berlin. SA.

Lumbroso, Jacob, Arzt, kam 1656 von Lissabon
nach Maryland, Ber. St., wo er viel zukunftsreiches Land
erwarb, eine Praxi bekam, kaufmännische Geschäfte be-
trieb. Obgleich 58 wegen Gotteslästerung verur-
teilt, wurde er doch 63 noch naturalisiert. B.

Lumley, Benjamin, gebor. Levy, 30. Dir: Her Majesty's Theatre, London. 1811 Canada — 75. Impresario der **▼Griff** und **▼Eißler**; in den Balletts führte er den „pas de quatre“ ein, er brachte über 30 italienische Opern nach England. Er lebte in stark wechselnden Verhältnissen.

Lumpensammler. Die N. Freie Presse 1887 (Kreuzspinn 1901, 39) prophezeite durch den jüdischen Heiden ihres Feuilleton-Romans, Herrn Grabe: „Die Kinder der Lumpensammler (Juden) werden Herren, die Kinder der Herren (Arier) Lumpensammler werden.“

Lumpokratie. **△W. Marr**, im Österr. Bf, 29/8 1886: „Jahrelang haben wir den Sozialdemokraten die Forderung gestellt: Sagt Euch los von Eueren orientalischen Führern, wenn wir an Eueren Sozialismus glauben sollen. So lange Ihr Euch von roten Juden leiten lasset, können wir in der Sozialdemokratie nur eine „Lumpokratie“, nur ein Demagogentum sehen, auf dessen soziale Phrasen wir nichts geben, dem die vulgäre Demagogie Selbstzweck ist.“

Lunatscharsky, Anatoli, früher Sowjetkommisär für Volksbildung, wurde von der Akademie der Wissenschaften in Leningrad auf den Lehrstuhl für Literatur berufen. Woss. 3. 31/1 1930. L., der Minister für Volksverdunkelung, ist Judenbastard und trägt die Hauptschuld an den unsittlichen Zuständen in Sowjetrußland. Der Freie 1/5 1927, Folge 17.

Seine Natalie, geb. Rosenbl, ist Filmschauspielerin. Ihr Bild brachte die „Elegante Welt“ Nr. 26, 1928. „Die Gattin des russischen Kultusministers, in einem effektvollen, pastellblauen Seidentimo mit leuchtend bunter Seidenstickerei in stilisiertem Blütenmuster und buntgoldener Bordüre.“

L., ein alter Freund Lenins, mußte aber 29 von seinem Volksaufklärungskommissariat abtreten, NS 5/1 1929: „In der Bilderbeilage des „Vorwärts“ vom 10/6, „Volk und Zeit“, wird das Bild der Frau Lunatscharsky, Gattin des Sowjet-Volkskommisärs, als eine „würdige Repräsentantin“ des ersten Arbeiterstaates der Welt, wiedergegeben. Sie ist in Seide gehüllt, kostbares Pelzwerk schmiegt sich um ihre Schultern, eine Reihersfeder wippt an ihrer turbanartigen Mütze, eine lange Perlenkette fällt von ihrem Schwanenhals herunter, kostbare Armbänder und brillantenbesetzte Ringe schmücken Arme und die aristokratisch schmalen und wohlgepflegten Händen. Der Kopf ist leicht zurückgebogen, die Augen blitzen halbgeschlossen nach unten, wie es die Marquisen des ancienne régime zu tun beliebten, wenn sie verächtlich und verständnislos auf das Volk herabblitzten, das nach Brot schrie. — „Warum ist es denn nicht Ruhen, wenn es kein Brot hat?““

•Lunetz, Abraham Moses, 1856 Romno — 18 Palästina. Schon 68 ein berühmter Talmud gelehrter, siedelte er nach seiner Verheiratung 73 nach Palästina und schrieb eine Geographie und Geschichte der heiligen Stadt, während des letzten Jahrtausends. Später wurde er blind. 75 hat er die 1. jüdische Bibliothek mitgebracht; 88 war er einer der ersten Mitglieder der Britisch-Loge in Jerusalem. — H: Palästina-Jahrbuch, 9 Bände; Literarischer Palästina-Almanach; „Talmud Jerusalmi“. — B: „Straßen Btons und Jerusalems.“

Lunde?, Sigurd, Opernsänger in Dtschld, *1865 Christiania; G: Dekorationsmaler. — O **▼Operettensängerin** Berline Druder (s. Ernst Druder).

Lüneburg, 1914. **NA**: Rob. Heinemann; **Dr. Emil Strauß**. — **Arzt**: Dr. Hirsch (katholisch). **WM**.

△Lüneburger Heide. „Ein Kenner der L. S., Prof. Linde, hat für die Monographien zur Erdkunde, Bd. 18, die „L. S.“ verfaßt. Vor mir liegen 2 Auflagen, die 3. u. 4., 1907 und 11. In der älteren findet sich: „So hat sich hier ein wirtschaftlich kraftvoller Bauernstand erhalten. In diese unberührten Volkskörper hat sich nicht wie dort [Eichsfeld, Hessen und Thüringen] der jüdische Spekulant einzunisten vermocht. Dieses harte, vorsichtige, genügsame und ehrliche Geschlecht ist ihm völlig gewachsen.“ — Und die Änderung in der 4. Aufl.: „In diesen unberührten Volkskörper hat sich nicht wie dort der Gälterstädter einzunisten vermocht. ...“ Es ist bewundernswert, wie Juda alle Buchstellen aus-

findet, wo seine Leute mal nicht gelobt werden. Denn, daß der Verlag in nicht mißzuverstehender Weise auf seinen „Irrtum“ aufmerksam gemacht ist, erscheint klar.“ **DfBl**. —

Lunel, Bankhändler, Frankreich. 2. Hälfte 19. Jh.'s. Drumont 2, 348.

Lunel, Armand. **B**: Nicolo-Peccabi, tragikomischer Roman der Drehfußzeit, aus dem Französischen von Rina Frenner, Welt-Verlag, Berlin. — „Da lebte vor 1789 ein jüd. Strolch, der Komödie spielte, Astrologe und katholisch wird. Sein Sohn gründet ein Herrenkleiderhaus für die vornehme Gesellschaft, während August Nicolo-Peccabi, der Urenkel, im Drehfußkrieg die Merikal-antifemistische Front kommandiert: Ein Zwierspaltiger, der es im Herzen mit den Juden und mit den Drehfußards hält, äußerlich gegen sie arbeitet und an diesem Doppelleben zugrundegeht. Das komische Element bringt der Gegenspieler hinein, Abranet, Tuchhändler, Kunstmalers und Spafsvogel, der zur Not die Faust ballt; um ihn gruppieren sich: Juden und Christen, Männer und Frauen, Bischöfe und Rabbis. Die Drehfußzeit hat ihren Dichter gefunden.“ **JPB** 20/12 29.

Lunge [Lunga in Galizien, südlich von Rimpolung], **Georg**, Chem., Technolog., Dr. phil., **UB**, Zürich. 1908 **Dr. ing. h. c.** (Karlsruhe). *1839 Breslau. **G**: **Kfm. L.** // **Fischhof**. — 15 Jahre Chemiker in einer englischen Steinkohlendestillation und Sodafabrik. — **O** 69 **Kath. Bormon**. **K**: **Ernst** *70; **Fried. Georg** *73; **Heinrich** *75; **Gertrud** *76, **O** 1909 **Graf Franz v. Montgelas**; **Katharina** *79, **O** 03 **Graf Victor Alten**. — **B**: **Handbuch der Soda-Industrie** 03-09; **Goudron de hulle** 85; **Handbook of Techn. Gas Analysis**. Er ist ein Vielsprachler. **Ep**: **Verl**; **Blasius**; **Hurter**; **Keane**. **Zürich V.**, **Carmenstr.** 37.

Lunanyi de Lunaszprie, gebor. Liebenberg, 1831 in Ungarn nobilitiert. **GB**.

Lunzer, Joseph, aus Ungarn, 1870 in Paris beim französischen Generaltelegrafendienst beschäftigt, verriet als Doppelgänger den Deutschen, wie Kürschner im „Großen Krieg“ unterm 5/10 70 berichtet, die unterirdischen Minen und die Kabel in der Seine, die dann „unter der Leitung Lunzers“ zerstört wurden.

▼Lüpke, Pfarrer, Zano, begrüßte es 1930, wenn deutsche Jugend sich ehelich mit jüd. Blut mischte! — „Nun, Herr Pastor Lüpke, ich will Ihrem Töchterchen, welches mir gestern die Pforte zu Ihnen öffnete, aus deutschem Herzen wünschen, daß der Vater seine un-deutsche Propaganda für Vermischung deutschen Blutes mit semitischem Blut nicht bei ihr durch die Tat zur Wahrheit macht.“ L. behauptete weiter, es wäre gut, wenn Freimaurer und getaufte gläubige Juden von der evangelischen Kanzel predigten. „Sie sind der ausgesprochenen Feind meines deutschen Vaterlandes, des deutschen Volkes, für welches ich kämpfe!“ sagte und schrieb diesem Mann Jehovas **S. P. v. Puttkamer**, **Ludendorffs Volkswarte** 20/7 1930.

▼Luppe, Hermann, Dr., Oberbürgermeister, Nürnberg, „begann 1900 als Magistratsassessor in Frankfurt a. M., blieb dieser Stadt 2 Jahrzehnte, zuletzt als 2. Bürgermeister, treu und wurde 20 an Stelle Gießlers, der als Minister in das Reichskabinett trat, zum Ober von Nürnberg gewählt, wo er, wie schon in Frankfurt a. M., seine hervorragende kommunale und organisatorische Befähigung bewies. Ein entschiedenes Bekenntnis zur Demokratie und Republik brachte den aufrechten Mann in scharfen Gegensatz zu den nationalsozialistischen Elandalmachern Nürnbergers, und in den heftigen Kämpfen, wozu ihn ihre widerwärtigen Angriffe zwangen, mag er manchmal an die scharfe und treffende Bezeichnung gedacht haben, mit der einst Friedrich der Große seine Gegner bedacht hat. L.'s Einfluß reicht über den von ihm verwalteten Stadt hinaus. In der demokratischen Partei, im Republikanischen Reichsbund, spielt er eine hervorragende Rolle.“ **BT** 17/1 1930.

Lüpshütz, Hans, *1878 Berlin, drahtischer Komiker, Berlin, 02/03 **Mittdirektor** des Stadttheaters St. Gallen. Die Rolle: **Lude Strumkohl** hat er über 1000mal in der Posse „Überm großen Teich“ gespielt.

Rüpschütz, Rebekka, — die „Berliner III. 8.“ 1905, 40, brachte ihr Bild mit der Unterschrift: „Führerin der revolutionären Partei in Sebastopol, bei einem Sturm auf das Gefängnis verwundet.“

*Lurja, L., Firma in Hamburg, 1913. Ernst L., 1859—13 Seniorchef, Präs. der Steinthal-Loge und Vors. der Portugiesisch-jiddischen Gemeinde. Bei der Bestattung sprach Rabbi Dr. Sonderling, und „der geistliche Beamte der Portugiesengemeinde rezitierte hierauf einige Gesänge nach portugiesischem Ritus.... In der Friedhofskapelle widmete Alfred Viffer im Namen der Henry-Loge dem Verstorbenen ein herzliches Abschiedswort. Die Trauergebete wurden nach portugiesischem Ritus vorgetragen.“ Uzi 21/3 13.

Lurja, Rachel, 1882—29 jiddische Dichterin, N. York. Als 12jährige wanderte sie aus Rußland nach Amerika; sie heiratete den jiddischen Journalisten S. Broches. JPB 15/2 1929.

Lurja, Jsaak, 1534 Jerusalem — 72 Safet, Ultra-Kabbalist, aus dtischer Familie. „Früh vom Vater verwaist, kam er nach Kairo in das Haus eines reichen Onkels Marдохאי Francis, eines Steuerpächters.“ Er studierte den Talmud und besonders Sohar.

Der Mystiker L., der den Beinamen der „Heilige“ (Mikahadosch) hatte, wurde wegen seiner geheimen Offenbarung und kabbalistischen Lehren als Lehrer verehrt. (s. Lurjanisches System.)

„Je mehr ihm durch die Vertiefung in das tönende Nichts des Sohar die Kabbala vertrauter wurde, desto mehr stellte er den Verkehr mit Menschen ein, vernachlässigte selbst seine junge Frau, besuchte sein Haus nur von einem Sabbat zum andern, sprach wenig und das Wenige nur in hebräischer Sprache... In seiner erhitzten Phantasie sah er wohl auch den Propheten Elia, den Lehrer von Geheimnissen, von Angesicht zu Angesicht.“

Durchaus jüdisch war seine Seelenlehre (284/5): „Die ganze Seelenfülle, welche in die Zeitlichkeit eingehen soll, sei mit Adam geschaffen worden, aber jede Seele je nach ihrer höheren oder niedereren Stufe an, aus oder mit dem ersten Menschen von höheren oder niedereren Organen und Formen gebildet. Es gebe demnach Gehirnseelen, Augen-, Ohren-, Hand- und Fußseelen. Jede derselben ist als Ausfluß oder Funke (Nizuz) von Adam anzusehen. Durch die erste Sünde des ersten Menschen sei das Hohe und Niedere, die Ober- und Unter-Seelen, Gutes und Schlechtes in Verwirrung und Vermischung geraten....

Von dem schlechtesten Teil der Seelenfülle stamme die Heidenwelt, vom guten dagegen das isr. Volk; aber jene sei ebensowenig ohne ein Gemengteil des Urguten, wie dieses nicht ohne Beimischung des Verderbten und Dämonischen, das den auserwählten Bruchteil des Menschengeschlechtes hindere, die Vorschriften Gottes, die Thora, zu befolgen.“

„Um die Beimischung des Schlechten los zu werden, müßten die Seelen (zunächst der Israeliten) Wanderungen durchmachen, durch Menschen- und Tierleiber, ja sogar durch Flüsse, Holz und Steine.

Neben der Wanderung der sündhaften Seelen bestehe noch eine Seelenaufschwungung oder Seelenschwängerung. Hat eine geläuterte Seele hienieden manches Religiöse verabsäumt oder keine Gelegenheit gehabt, eine Pflicht zu erfüllen, so müsse sie ins Erdenleben zurück, sich der Seele eines lebenden Menschen anzuschmiegen, sich mit ihr vereinigen und eng zusammenschließen, um nachzuholen. Auch abgesehene Geister frommer, sündenfrei gewordener Menschen treten auf Erden wieder auf, um schwache, schwankende Seelen, die aus eigener Kraft das Gute nicht zustande brächten, darin zu stützen und zum Ziele zu führen. Diese lauterer Geister wüchsen mit den im Kampfe ringenden Seelen zusammen und bilden eins mit ihnen....

Nach dieser Theorie habe die Verbannung und Zerstreuung Israels einen welt- oder seelenerlösenden Zweck. Die geläuterten Geister frommer Israeliten sollen sich mit den Menschenseelen aus anderen Völkern verbinden, sie an sich ziehen, um sie von den ihnen innewohnenden dämonischen Schladen zu befreien... Wichtig schien ihm auch, das Geschlecht der Seelen zu kennen; denn es gebe auch weibliche Seelen in männlichen Leibern und umgekehrt, je nach der Anziehung und Wanderung. Das sei besonders für das Eingehen einer Ehe wichtig, ob die Seelen des Paares ihrer Abstammung und Stufe nach zu einander stimmten; sonst gäbe es Zwietracht und ein entartetes Geschlecht.... Er sah überall Geister

und hörte deren Geflüster in dem Rauschen der Gewässer, in der Bewegung der Bäume und Gräser, im Gesange oder Geträchze munterer Vögel, im Flimmern der Flamme. Er sah, wie sich die Seelen beim Verschwinden von dem Leibe loslösten, wie sie sich in die Höhe schlangen oder aus den Gräbern aufstiegen.“

Die Jünger Lurjas bildeten 2 Klassen, Eingeweihte und Novizen. „Der Hintergrund aller seiner Offenbarungen und Tätigkeiten war, daß er der Messias vom Stamme Josephs, der Vorläufer des Davidischen Messias, sei. Dieses deutete er indes seinen Jüngern nur verstohlen an. Mit morgenländischer Übertreibung betrachteten ihn seine Jünger noch mehr denn als einen Wundermann; sie nannten ihn den „Heiligen und Göttlichen“...“

„In sittlicher Beziehung wirkte die Lurjanische Mystik verderblich. Sie stellte eine Art Seelenharmonie für die Ehe auf. Wo sich Mißhelligkeit in der Ehe zeige, sei sie eben keine vorherbestimmte Vereinigung. Die Kabbalisten — und wer war es damals nicht? — pflegten sich daher bei dem geringsten Zerwürfnis in ihrer Ehe von ihren Frauen zu scheiden, um die harmonische, ihnen durch Vorherbestimmung zuge dachte Hälfte zu suchen. Ehescheidungen kamen daher im Kabbalistenkreise häufiger vor. Nicht selten verließen Kabbalisten ihre Weiber und Kinder im Abendlande, zogen nach dem Morgenlande und gingen dort eine oder mehrere neue Ehen ein, ohne daß die Kinder aus den verschiedenen Ehen etwas von einander wußten. Dieser verderbliche kabbalistische Spuk blieb nicht etwa toter Buchstabe, sondern wurde von den Anhängern in die Praxis umgesetzt.“ —

Da brach eben der jüdische Drang nach Vielweiberei durch. R. Steiner, (s) der moderne Messias, hat übrigens manches mit Lurja gemein, ist also selbst in seinem Unsinn viel weniger originell, als er scheint. — Lurja's Schüler nannten sich, für unseren Geschmack etwas großspurig, „Jungen des Löwen“. ▼G 3, 283 ff; 363.

Lurja, Salomo, polnischer Rabbi, 1510—73, aus Ostgalizien eingewandert. „In herbem Ton geißelte er die Talmudgelehrten, deren Tun nicht der Lehre entsprach,

die nur des Disputierens willen, oder um sich einen Namen zu machen, dem Studium oblagen. ... Sobald einer derselben ordiniert sei, gebärde er sich als Meister, sammle für Geld eine Schar Jünger um sich, wie die Abtlichen sich Leibdiener mieten. Es gäbe „ergraute Rabbinen, die vom Talmud wenig verstehen, sich herrschaftlich über Gemeinden und Kundige benehmen, bannen, entbannen, Jünger ordinieren, alles nur aus Eigennutz“. Lurja überschüttete mit der Dauge seines Spottes diejenigen unter den dtschen Talmudkundigen, die gegen Reiche und Angesehene eine weitgehende Rücksicht bei Übertretung rabbinischer Satzungen übten, dagegen über weniger bemittelte, fremde Männer, wenn sie auch nur von einer Sitte abwichen, z. B. unbedeckten Hauptes zu gehen, einen bösen Reumund verbreiten.“ G.

Lurjanisches System, — zieht das Studium der Heil. Schrift und ihren geheimen Sinn dem Talmud vor.

Lurje, Solomon, Petersburg, schrieb ein „Standardwerk“ über „Antisemitismus im Altertum“ (Gräsebin Verlag, Berlin-Petersburg-Moskau 1923.) Er geht davon aus, daß die Ursache des Antisemitismus bei den Juden selbst zu suchen sei, der, historisch überall und stets vorhanden war, wo Juden sich mit anderen Völkern berühren, — während Th. ▼Reinach (Textes d'auteurs grecs et romains relatifs au judaïsme, Paris 1895) in ihm jeweils die Folge unglückseliger Konstellationen erblickt. Lurje behauptet dann weiter, daß die Juden stets weder schlechter noch besser als andere Völker, namentlich als Griechen und Römer, waren.

„Die konstante Ursache des Antisemitismus ist, daß das hebräische Volk, ohne eigenes Territorium und eigene Sprache, über die ganze Welt verstreut und an dem Leben der neuen Heimat — durchaus nicht absondernd — regsten Anteil nehmend, doch für sich einen nationalen und staatlichen Organismus gebildet hat.“

Das beschämende Bewußtsein, daß dieser in fremde Volkskörper hineingeknistete jüd. „nationale und staatliche Organismus“ einen parasitenmäßigen niedrigen Charakter habe, taucht nie bei Lurje auf, der die seit Beginn der Geschichte von allen Völkern erkannten Untugenden und Laster der Juden in die schönsten Tugenden verwandelt. Aus der griechisch-hellenisch-römischen Welt, sogar dem alten Babylon, dringen, wo von Juden die Rede ist, verdammende Ausfälle zu uns. Besonders das ägyptische Aegypten, stand der neuen Zeit an begreiflichen Judenpogroms allergrößten Stils keineswegs nach. Unerkennung und Lob über Juden kommt

nur in der Ausnahme vor. Die Antike wirft ihnen Dreistigkeit, Geldgier, Wucher, zersetzende und aufwühlende Tätigkeit, Haß und Herzlosigkeit gegen alle Nichtjuden, körperliche und sittliche Unreinlichkeit usw. vor. Selbstverständlich sind solche Vorwürfe aus dem NT und Talmud spitzfindig abgeleitet; sie beruhen auf Irrtum, Neid und Niedertracht und haben nur literarischen Nachahmungsurprung, wobei L. als älteste Vorbilder die antijüdischen Schriftsteller Poseidonios von Apamaja, Apollonius Molo und die Alexandriner Manethos, Hysimagos, Damokritos und Apionos usw. hervorhebt.

Auf dieser antisemitischen Literatur, nicht auf eigener Erfahrung, fußen, nach Gurje, die späteren Sündenlisten bei Strabo, Celsus, Cicero, Horaz, Ovid, Seneca, Martial, Quintilian, Jubenal, Plutarch, Tacitus, Valerius Maximus.

Der Apostel Paulus (der sich von seinem Volk abwendete), die spätantiken Nutilius von Namacia, Eusebius, Ammianus Marcellinus usw. röm. Staatsleute und Kaiser; Sejan, Flaccus, Caligula, Nero, Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, Mark Aurel usw. haben alle der guten Meinung des Gurje über sein Volk zuliebe einfach geirrt!

Der Wert seines Buches besteht in der fleißigen Sammlung der Aussprüche und Stellen; z. B. in dem Kapitel „Niedrigkeit der Juden“. Gurje führt aus: „Oben sprach ich schon von der Fähigkeit, die sich bei den Juden herausbildet, auf widerfahrene Beschimpfung nicht sofort, nicht reflexiv zu reagieren. Dieses Benehmen galt vom Standpunkte der antiken Moral aus als eines fähigen Menschen unwürdig; so können nur Sklaven handeln. Daher kommt die Bezeichnung der Juden als geborene Sklaven. So spricht Apionos davon, daß die Juden immer Sklaven des einen oder anderen Volkes gewesen seien, nennt Cicero die Juden „ein Volk zur Sklaverei geboren“, Tacitus — „die verabscheuungswürdigsten unter den Sklaven“. Ferner sagt Tacitus: „die jüdischen Bräuche sind sinnlos und schmutzig“; Nutilius Namacian nennt die Juden „Vieh“, „ein ungenießbares Geschlecht.“

Ammianus Marcellinus erzählt: „Als Kaiser Marc Aurel Palästina bereiste, da erregten die begegnenden stinkenden und hastigen Juden des öfteren Ekel in ihm...“ Der Sieg des Kaisers Titus bei Jerusalem galt als eine hervorragende Feldherrnleistung, als jedoch der Senat ihm zur Ehrung den Titel „imperator Judaicus“ anbot, da weigerte er sich, den Titel anzunehmen und begnügte sich mit imperator, weil „Judaicus“ ihm schmachvoll vorkam, wie wohl andere Feldherrn und Kaiser Titel wie „Africanus“, „Dacicus“, „Germanicus“ mit Ehren trugen. (Mommsen, Römische Geschichte V, 538.)“

Wie erklärt aber Gurje die allgemeine Auffassung von den Juden als einem schmutzigen Volk? Er sucht sie dadurch abzutun, indem er andere Völker, besonders die alten Germanen, als noch schmutziger, primitiv, barbarisch hinstellt.

Was aber Gurje besonders kennzeichnet, das ist seine Auffassung, daß die Bezeichnungen, die den Juden für die oben charakterisierte Eigenschaft des „eigentümlichen Reagierens“ beigelegt wurden, nicht zutreffen. Er will diese Eigenart zwar nicht, wie andere, aus der Allbarmherzigkeit und Allverzeihung der Juden erklären — im Gegenteil: er weist mit Stolz auf die blut- und rachedürstigen apokryphen Schriften Esther, Weisheit Salomos und andere hin —, findet das menschlich natürlich: „Wenn die Juden sich anläßlich jeder alltäglich erlittenen Beleidigung dem Rachedurst hingeeben hätten; wenn sie nur auch in Fällen der ernstesten Verfolgungen sich unterfangen hätten, ihre Rachedurst in die Tat umzusetzen, so würden sie zweifellos ausgerottet oder gezwungen worden sein, ihre Nationalität schon bei dem Morgenrot ihrer Geschichte preiszugeben.“

L. weist auch auf andere Völker hin, die so handelten und zugrunde gingen. Man glaube aber nicht, daß solche Völker in den Augen des Gurje ein heldenmütiges Ende genommen haben! Dieser Begriff existiert für ihn nicht. Der einzige Unterschied zwischen Juda und anderen untergegangenen antiken Völkern ist der, daß bei den Juden der Patriotismus und Nationalismus, das Streben,

die Nation um allen Preis als „Eigenart“ zu erhalten, noch einen Grad stärker und edler war als bei denen, die es vorzogen, heldenmütig zu sterben.

Lürmann, aus ursprünglicher Familie Dehmann? Generalkonsul, Mgl. der Direktion des „Schutzverbandes gegen agrarische Übergriffe“, Bremen, — entfloß 1903 als Defraudant nach Athen, das damals keinen Betrüger auslieferte. WM.

▼ ? Luschjan [Luschai = Männertöter, wird gebraucht bei wilden Stämmen der Kufi in den Gebirgsländern nordöstl. von Tschitta Gong. Luschjan könnte aber auch aus dem Chinesischen stammen, Lu = reich, Gold; schan = Berg: also: Goldberg], Felix v., Dir. am Kgl. Museum für Völkerkunde, UB, Dr. med. et phil., Dr. h. c. (Athen), Redner im jüd. „Zentralverein“. * 1854 Hollanbrunn in Wien. E: Hof- und Ger.-Adv. Maximilian v. L. // Christine Hocheder. — 85 O Emma, L. d. Gelehrten und Reisenden Ferdinand von Hochstetten, Berlin. B: Reisen in Syrien; Polynesischer Schädel; Rassenzugehörigkeit der Juden, Vortrag auf dem „Dtischen Anthropologen=Tag“, Weimar 1912.

In deutsch-völkischen Kreisen hat man gegen Lusch.'s „wissenschaftlichen“ Betrieb viele Bedenken. Er sagte: (DZ 7/8 12): „Nur einzelne Fanatiker sind es, die sich für die reine Zucht der hochblonden Längsschädelrasse aussprechen. Rein anderer als Bismarck hat der Vermischung das Wort geredet. Was die Gegner gegen die Mischlinge geschrieben haben, beruht meist auf persönlichen Empfindung, es fehlen aber die wissenschaftlichen Unterlagen. Gegenwärtig sind wir nicht einmal über die Frage der Fruchtbarkeit der Mischlinge unterrichtet. Ich bin der Meinung, daß die indogermanische, die afrikanische und die ostasiatische Menschengruppe vor 100 000 Jahren eine einheitliche geschlossene Spezies homo bildeten, und daß alle untereinander sich ohne Nachteil vermischen können. Allerdings gebe ich zu, daß andere Gelehrte anderer Meinung sind. . . . Nicht in der Abkehr von der Gegenwart kann die Aufgabe der Wissenschaft liegen. . . .“

Also: vor 100 000 Jahren seien Ostasien „Indogermanen“ und Afrikaner eine einheitliche Menschensorte gewesen,

und deshalb könnten sie sich jetzt alle miteinander ohne Schaden vermischen. Alle sind einander so nahe verwandt, daß das nichts macht. Das nennt man Wissenschaft!

Für Luschjan ist auch die Unfruchtbarkeit der Mischehen und der Mischlinge aus verschiedenen Rassen noch gar nicht ausgemacht. Die Sache wird ganz allgemein gesagt, damit man nicht geradezu sagen muß: „die Vermischung von Deutschen mit Juden und umgekehrt ist das Ziel meiner Sehnsucht“. — Wenn L. über Fruchtbarkeitsverhältnisse noch nicht unterrichtet ist, so lese er doch Dr. Arthur Ruppins in 2. Auflage vorliegendes Werk „Juden der Gegenwart“, wo statistisch belegt wird, wie viel weniger fruchtbar die Mischehen sind, so daß der Verfasser seinen jüd. Rassegenossen die Mischehe dringend widerrät.

„v. L. hat auch nichts einzuwenden gegen die Vermischung von Ariern mit Negern — diese Frage hat bekanntlich jüngst dem Dtischen Reichstage wunderbare Gelegenheit geboten, sich vor der gesamten Kulturmenscheit lächerlich zu machen. L. meint nämlich: die Mischlinge stehen „intellektuell und kulturell“ auf alle Fälle höher als die reinen Neger.“

Nun stehen also Wissenschaftler gegen Wissenschaftler, Anthropologe gegen Anthropologen. Hat Rosinna recht und alle die in der Frage mit ihm gleicher Meinung sind innerhalb und außerhalb der Fachgehege (Gobineau, Woltmann, Wilser, Benta, Much, Lanz von Liebenfels, Driesmans, Ludw. Speemann, Guido von List)? Oder hat v. L. recht, dessen eigene Ahnentafel kaum nur Leute deutschen Blutes aufweist? Auf seiner Seite stehen die Leute aus dem Osten, soweit sie nicht als Zionisten für Reinblütigkeit ihres Rassentyps eintreten, und insbesondere die vielen Mischblüter im Lande.

„Dirne Wissenschaft“, sagt Eugen Dühring. Auf welcher Seite wird wieder einmal die Wissenschaft zur Dirne? Eine Anthropologie, an deren Spitze v. L. steht, die wird freilich davor bewahrt sein, dtische Gedanken hervorzu- bringen und Erkenntnisse, die der Selbstbewahrung unseres Volkes die-

nen; trotz all der großen Worte, daß die Wissenschaft dem Staatsganzen dienen müsse, und daß man dem Volke geben solle, was des Volkes ist. Freilich, die in Weimar versammelten Anthropologen zollten ihrem Führer lebhaften Beifall. Das ist Zunftsitte, oder wenn man so will, Zunft-Ritual. Der Deutsche ist erst dann ein Mann der Wissenschaft, wenn er sich völkisch entmannt hat. Der Mischling oder Orientale gilt von Haus aus als eine Leuchte."

Dr. ▼ Bloch's Wochenschrift berichtete über L.'s Vortrag 9/3 13 aus Wien: „Der schöne langschädliche vielfach blauäugige Judentypus, wie die christlichen Maler ihn nach jüdischen Modellen so oft ihren Heiligen und der Madonna geben, ist gleichfalls in Palästina zu Tausenden noch zu finden; am reinsten und schönsten aber bei den Kurden in den Hochtälern von Kurdistan und ist anthropologisch auf eine indogermanische Rasse zurückzuführen, eine physisch herrliche Rasse, die wir in Fontafeln des vorchristlichen 13. Jhs., dann in den Felsendekmalern der Persezeit unter den Königen und ihrer aristokratischen Umgebung — Khros mag ungefähr so ausgesehen haben, wie Wagner sich Jungsiiegfried vorstellte — finden, eine Rasse, die Indien unterjocht hat und ihm Namen und Kultur gab. Der rein semitische Typus, der kurzschädlich ist und ungefähr „böhmische“ Nasen hat, findet sich bei den heutigen Beduinen rein, der hethitische Nasenbau reiner, d. h. karikierter als bei den Juden, bei den Armeniern, wo ganz nach dem Mendel'schen Gesetz diese Urrasse trotz vielfach fremder Mütter in der 3. und 4. Generation immer wieder erscheint, wie wir ja auch sehen, daß bei Mischlingen zwischen Juden und Christen in der 4. Generation der jüd. Typus oft in karikierter Gestalt wieder hervorkommt. L. hat eine Fülle feiner Nebenbemerkungen eingestreut, so daß die „Rejes“ uralte hethitische und assyrische Hoffitte sind, daß er in den Badräumen hethitischer Könige noch Reste von Auripigment vorfand, dessen sich heute, nach 3500 Jahren, orthodoxe Juden zur Enthaarung bedienen. Auf der ganzen Erde gibt es nach L.

nur mehr wenig reine Rassen und zwar in den dunkelsten Teilen Rußlands, in den abgelegensten Tälern Chinas und Polynesiens. Rassereinheit ist mit niederster Kulturstufe identisch."

Vorposten 27/8 13: „Der durch seine eigenartige Stellung zur Rassenfrage bekannte Prof. v. L. hat auf dem dtischen Anthropologentage die Pausette auf gleiche Stufe gestellt mit der Gewohnheit milder Völker, ihren Körper zu bemalen oder zu tätowieren. Wer jemals Gelegenheit hatte, diesen Patriarchen L. im kleinen Kreise zu beobachten, wo er wie Nathan der Weise seine Geistesblitze springen läßt, kann nicht darüber erstaunt sein, daß er sich bei uns noch nicht „assimiliert“ hat und für den Brauch deutscher Studenten kein Verständnis besitzt. Gerade als Ausländer sollte L. sich aber eine größere Zurückhaltung auferlegen, besonders gegen über Gebräuchen unserer Rasse, für die ihm das Verständnis zu fehlen scheint. L. hat den Vorsitz in der anthropol. Gesellschaft nach der Sitzung niederlegen müssen und wird nach diesem Vorkommnisse ihn wohl zum letzten Male geführt haben. Bis vor 2 Jahren war er auch Vorsitzender der Berliner Abtlg. der „Dtischen Gesellschaft für Rassenhygiene“. Es wurde nicht wiedergewählt; die Gesellschaft hat ihn überhaupt aus dem Vorstände ausscheiden lassen. Es scheint danach, als ob die Geistesrichtung des in Ungarn gebürtigen Professors auch schon in solchen Kreisen gewürdigt wird, die ihm früher nahe standen.“ WM.

Lusensky, Franz, Wirkl. OBR, Mgl. d. Pr. Abg.-G., Ministerialdirektor für Handel und Gewerbe. *1862 Stendal. 98 O Olbia Hirschfeld. Er wirkte mit bei Vorbereitung und Beratung des Depot- und Bräsegesetzes und als Unterhändler bei Handelsverträgen mit Rußland, Osterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, Belgien, Bulgarien. National-liberal. B.-Brunwald, Karlsbader Str. 16.

v. Lusignan, Michael David, Mosaik, Fürst, Prinz von Cypern, Jerusalem und Armenien, — 1863—12 Petersburg, Sohn des letzten Regenten aus dem Geschlecht der v. L., erbte und vertat 20 Mill. Rubel, ließ sich 83 durch den Juden David Ruttwal zum Judentum belehren und beschneiden und lebte ein Jahr in Ruß. ... „Dieser mosaische Fürst ging in Petersburg stets in einer schmiegigen, mit 3 Kronen geschmückten Generalsuniform und war eine bekannte Straßenfigur. Sein Vater war General gewesen, er selbst aber wegen Hochstapeleien aus dem Militärdienst entlassen und in den untersten Schichten der Bevölkerung unter dem Spitznamen „Bar von Jerusalem“ bekannt. Die letzten Jahre verbrachte er zumeist in Nachtasyl.“ G.

Ist hier illegitimer jüdischer Bluteinschlag oder jene völlige Entartung anzunehmen, die bei fürstlicher Inzucht leider auch sonst vorgekommen ist?

Lufitanus, Amatus, aus Portugal über Antwerpen nach Ferrara geflüchtet, wurde, als einer der berühmtesten Ärzte in ganz Italien, vom Papst Julius III. mehrmals konsultiert. Dem Ruf an den Hof Königs Sigismund II. in Polen konnte er keine Folge leisten, da er in seiner 2. Heimat zu sehr in Anspruch genommen war. Rosin, Juden in der Medizin, Berlin 1926. Siehe auch Amatus.

Luska, Sydne = Henry Harland.

Lussy, Charles, Antizionist, Ma: Jeunesse juive, Paris, 1928 (DZ 24/1), bekämpft den jüd. Nationalismus, der nur Antisemitismus erzeuge: „Wenn es wahr ist, daß eine jüd. Nation besteht und sich bilden kann, dann ist es auch wahr, daß ein Jude anderswo als auf der Erde Zions — ein Ausländer ist!“ Um also überall als Inländer, in Ostdänland als Döcker, in Frankreich als Franzose usw., auftreten zu können, soll der Jude lieber auf ein „Heim“ in Palästina verzichten.

Lust, Dr. med., Prof., Menschensterilisator, Steiermark, Stabsarzt des Republikanischen Schutzbundes, — läßt Flugschriften verteilen, damit sich die männliche Jugend nach seiner Methode einer „harmlosen Operation“ unterziehe, wobei durch Abtrennung des Samenleiters vollkommene Zeugungsunfähigkeit erzielt werde. Dieser Jugendverderber im Arztleide, dessen Name schon wie ein Höllensymbol anmutet, hat eine ganze Anzahl solcher Verbrechen vorgenommen; daneben scheint die Abtreibung, der kein Weib sich zum zweitenmal leichtfertig unterziehen wird, doch nahezu harmlos; auch halten die Schäden, die eine Abtreibung bringt, keinen Vergleich mit dem namenlosen Unheil der Methode Lust aus. Ein Arzt schreibt in der „Heimatschutzzeitung“: „Nicht nur der Eintritt eines frühzeitigen Alters, der sicher erfolgen muß, sondern ganz besonders die Folgen, die dieser Eingriff auf die Charakterentwicklung der Operierten haben muß, sind gar nicht auszubedenken. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Folgen solcher Unfruchtbarmachung durch längere Jahre zu beobachten, wird mit tiefem Mitgefühl die immer mehr zunehmende Teilnahmslosigkeit an allem, was das Leben bringt, bemerkt haben, die sich bis zum völligen Stumpfsein steigert. Wir brauchen ja nur einen Vergleich zwischen Stier und Ochsen zu ziehen, um völlig im Bilde zu sein.“

Die Methode Lust bewirkt die körperliche und geistige Verkrüppelung unserer Jugend. Nach einem wahrhaft dämonischen Plan: „Temperamentlose, gefügige Ochsen sind leichter zu lenken, als der seiner Kraft bewußte, eigenwillige Stier“ — kommt es den volksfremden Führern der roten darauf an, um jeden Preis die Masse an ständigem Denken, Urteilen und Handeln zu verhindern; sie wollen sich ihre Parteipfründe sichern, auch wenn das verführte Volk zugrunde geht.

Bei der Methode Lust wird nicht nur der einzelne unmittelbar geschädigt, er schädigt unmittelbar auch andere. Denn da mit der Entmannung der Geschlechtstrieb nicht gleich erstickt, wird der Entmannte den Zweck, weshalb er den Eingriff vornehmen ließ, erst recht verfolgen und seinen geschlechtlichen Gelüsten hemmungslos Lauf lassen. Auf diese Weise wird ein geistiger Seuchenherd geschaffen, der zur Vernichtung jeder sittlichen Anschauung auf geschlechtlichem Gebiet führen muß und der in eine orgiastische Vermischung der einzelnen mündet, in eine Auflösung aller Familienbände, und binnen kurzem in ein Aufhören jeglichem höheren Lebens — in das Chaos. DZ 10/4 1929; vgl. Prof. Schmerz.

Lust, Ernst, Dir: Wach- und Schließgesellschaft, Düsseldorf (s. Colmann).

Lusig, Dr., Medizinalrat, Sachbearbeiter für Medizin- und Gesundheitsangelegenheiten des Polizeipräsidiums Berlin. Inform.-Dr. 158, 1930; DZ 11/5 1929.

Lusig, Alessandro, Dr., U (Pathologie), italien. Senator, DBe 1913, 7.

Lusig, Leo — 2 — 0,13 —; Mittelh: M. J. Caro & Sohn, Kurfürstenstr. 88, Berlin W. Gen.-Dir.: Dtscher Eisenhandel. UA: Schiffsche Dampfer, Breslau. 1914.

Lütgendorf △, Hugo Frhr. v., österr. Offizier, 1855 O ▼ Löwenfeld. SA.

Lütgens, Lulei, Schauspielerin, ehemals Mgl. Hoftheater Wiesbaden.

▼ **Luther** — das Stichwort, womit man in den Nov. 1919 aufgehobenen Spielklub des Rabbi Philippshorn zu Berlin eingelassen wurde.

△ **Luther, Martin** 1483—46, der deutsche Reformator — der u. a. 2 kleine aber wirksame Schriften, „von den Juden und ihren Lügen“ und vom „Schem Hamphoras“, dem heiligen Namen Gottes, schrieb — erhält von maßgebenden jüd. „Historikern“ die schlechtesten Noten.

▼ **Graetz** sagt z. B.: „Die Päpste ermahnten öfter, die Synagogen zu schonen; der Stifter der Reformation dagegen drang auf deren Entweihung und Zerstörung. Luther war es vorbehalten, die Juden auf eine Linie mit den Zigeunern zu stellen. Das kam daher, daß die Päpste auf der Höhe des Lebens standen und in der Weltstadt Rom residierten, wo die Fäden von den Vorgängen der 4 Erdteile zusammenliefen. Daher hatten sie kein Auge für kleinliche Verhältnisse und ließen die Juden meistens wegen ihrer Winzigkeit unbeachtet. Luther dagegen, der in einer Krähwinkelstadt lebte und in ein enges Gehäuse eingesponnen war, ließ jedem Klatsch gegen die Juden sein volles Ohr, beurteilte sie mit dem Maßstabe des Pfahlbürgertums und rechnete ihnen jeden Heller nach, den sie verdienten. Er trug also die Schuld daran, daß die protestantischen Fürsten sie bald aus ihren Gebieten verwiesen. . . .“

Noch kurz vor seinem Tode ermahnt Luther seine Zuhörer in einer Predigt, die Juden zu vertreiben. „Über das andere habt ihr auch noch die Juden im Lande, die großen Schaden tun. Wenn sie uns könnten alle töten, so täten sie es gerne und tun es auch oft, sonderlich, die sich vor Arzte ausgeben — so können sie auch die Arznei, die man in Deutschland kann, da man einem Gift beibringt, davon er in einer Stunde — ja in 10 oder 20 Jahren sterben muß, die Kunst können sie. — Das habe ich als Landkind euch nur wollen sagen zur Letzten. Wollen sich die Juden nicht be-

lehren, so wollen wir sie auch bei uns nicht dulden, noch leiden“.

Der Berliner Uß Lazarus zitierte Luther als Zeugen dafür, daß man mit den Juden „sänftiglich“ umgehen solle. Luther habe gesagt, daß, wenn er ehemals Jude gewesen wäre, so wäre er „lieber eine Sau geworden, denn ein Christ“. Wer Luther's Ansichten über die Juden nicht kennt, muß nach Lazarus den Eindruck gewinnen, als ob Luther auf seiten der Juden stünde. Das ist aber eine beabsichtigte Irreführung. Luther wußte vielmehr genau Bescheid, wie seine beiden angeführten Schriften beweisen:

„Die Juden sind die rechten Lügner und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren erlogenen Glossen von Anfang bis noch daher ohn Aufhören verkehret und verfälscht haben. Und alle ihrs Herzen ängstlich Seufzen und Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß sie einmal möchten mit uns Heiden umgehen, wie sie zur Zeit Esther in Persia mit den Heiden umgingen. O wie lieb haben sie das Buch Esther, das so fein stimmt auf ihre blutdürstige, rachgierige, mörderische Begier und Hoffnung! Kein blutdürstigeres und rachgierigeres Volk hat die Sonnen je beschienen, als die sich dünken lassen, sie seien darumb Gottes Volk, daß sie sollen und müssen die Heiden morden und würgen. Und ist auch das furnehmeste Stück, das sie an ihrem Messia erwarten, er solle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbbringen; wie sie denn im Anfang an uns Christen in aller Welt wohl bewiesen, und noch gern thäten, wo sie könnten, habens auch oft versucht, und drüber auf die Schnauzen weidlich geschlagen sind.“ („Von den Juden“ S. 120.) „Über wie die Jüden solche Verheißung und Propheten gehalten haben, ist droben gesagt, daß sie noch nie keinen Propheten haben leiden können, und immer für und für Gottes Wort verfolget, und Gott nicht hören wollen; wie alle Propheten über sie klagen und Jeter schreien. Und wie ihre Väter gethan, also thun sie auch noch heutiges Tages immer fort, und werden nimmermehr anders thun.“ (128.)

„Darnach, wenn sie Gott in seinem Wort also zergeißelt, gekreuzigt, verspeiet, gelästert und verflucht haben, wie Esaias 8, 21 weissagt, kommen sie daher getrollet mit ihrer Beschneidung und andern ledigen, lästerlichen, erdichteten, nichtigen Werken, und wollen Gottes Volk allein und eigen sein, alle Welt verdammen, und ihr Hochmuth und Ruhm soll Gotte wohlgefallen, dafür einen Messiam geben, den sie erwählen und ihm furmahlen. Darumb hüt dich, lieber Christ, für solchem verdampten verzweifelten Volk, bei welchem du nichts lernen kannst, denn Gott und sein Wort Lügen strafen, lästern, verkehren, Propheten morden, und alle Menschen auf Erden stölglich und hochmüthiglich verachten.“ (128 f.) „Sie kommen wir an den rechten Ort, hie muß sich Gott lassen recht martern, und hören, wie sie ihn zuloben und zusingen, daß er sie mit seinem heiligen Gesetz heiligt und ausgesondert, und aus Agypten geführt hat vor allen Völkern; hie stinken wir armen Goim recht; ah wie gar sind wir nichts gegen dieses heiliges, auserwähltes, edles und hochgelobtes Volk, das Gottes Wort hat.“ (129.) „Es ist nicht zu sagen, noch zu begreifen, welch ein storriger, ungezähmter, verzweifelter Hochmuth in dem Volk steckt, durch dieses Vortheil in ihnen erwachsen, daß Gott selbst mit ihnen geredet hat; kein Prophet hat dafür können aufkommen noch bestehen wider sie, Moses selber nicht.“ (130.) „Strafet er oder schlug sie mit seinem Wort durch die Propheten, so schlugen sie ihn auf's Maul, und tödten seine Propheten, oder bissen wie ein böser Hund in den Stellen damit sie geschlagen wurden.“ (131.) „Je ärger ein Jude ist, je hoffärtiger ist er, allein darumb, daß er ein Jude, das ist, von Abrahams Samen, beschnitten und unter dem Gesetz Mosi ist! Denn David und andere fromme Jüden sind nicht so stolz gewesen als die izigen verzweifelten Jüden; welche, wie böse sie sind, wollen sie gleichwohl die edelsten Herren gegen uns Heiden sein.“ (131.) „Sie sind aller Bosheit voll, voll Geizes, Meides, Hasses untereinander, Hochmuts, Wuchers, Stolzes, Fluchens wider uns Heiden, daß ein Jude müßte

sehr scharfe Augen haben, so er sollt einen frommen Jüden erkennen, schweige, daß sie sollten allesamt Gottes Volk sein, wie sie rühmen. Denn sie verbergen wahrlich ihre Frömmigkeit sehr stark unter ihren öffentlichen Lasterstern.“ (132.) „Sie sind so blind, daß sie nicht allein den Wucher (daß ich der andern Laster schweige) treiben, sondern lehren denselben als ein Recht, das ihnen Gott geboten habe durch Mose; daran sie, wie in allen andern Stücken, Gott schändlich anklagen, davon igt nicht Zeit zu reden.“ (134.) „Nicht der soll sich rühmen, der die Gebote hat, sondern der sie hält.“ „Aber dieß Stück ist den blinden, verstockten Jüden viel zu hoch, und wenn du mit ihnen solltest davon reden, so wäre es eben, als wenn du für einer Sau das Evangelium predigetest.“ (135.) „Möchtest vielleicht fragen, warumb die Jüden solche Glossen hie machen? will ich dir sagen: Der Odem stinkt ihnen nach der Heiden Gold und Silber, denn kein Volk unter der Sonnen geiziger, denn sie sind, geweest ist, noch sind, und immerfort bleiben, wie man siehet, an ihrem verfluchten Wucher; und sich auch trösten, wenn ihr Messia kömpt, soll er aller Welt Gold und Silber nehmen und unter sie theilen. Darumb wo sie können die Schrift auf ihren unsättigen Geiz ziehen, das thun sie mit allem Frevel. Du kannst denken, daß Gott und seine Propheten sonst nichts zu weissagen gewußt haben, denn wie der grundlose Geiz der verdampften Jüden mit der Heiden Gold und Silber zu sättigen sei.“ (176.) „Die Jüden sinds, die heftiger begehren Gold und Silber, denn kein Volk auf Erden; daß es billiger sollt heißen, Jüden-Begierd, denn Heiden-Begierd. Denn obgleich die Heiden Gold und Silber begehren, so sind doch die Jüden da, die solch, der Heiden Begierd begehren und gewarten, daß mans ihnen bringen, und sie verschlingen, und den Heiden nichts lassen solle. Warumb? Darumb, daß sie das edle Blut, die beschnitten Heiligen sind, die Gottes Gebot haben und nicht halten, sondern halsstarrig, ungehorsam, Prophetenmörder, hoffärtig, Wucherer und aller Untugend voll sind, wie die ganze Schrift und noch ihr heu-

tiges Wesen zeugen. Denn solchen Heiligen gehört billig der Heiden Gold und Silber, die es mit solchem Wesen ehrlich und redlich verdienen; wie der Teufel das Paradies und Himmelreich.“ (176.) „Darumb, wo du einen rechten Jüden siehest, magst du mit gutem Gewissen ein Kreuz für dich schlagen, und frei und sicher sprechen: Da gehet ein leibhaftiger Teufel.“ (179.) „Sie wollens nicht, sie könnens nicht leiden, daß wir Heiden sollen ihnen für Gott gleich sein und der Messia sollt sowohl unser, als ihrer Trost und Freude sein. Ehe sie das litten, sage ich, daß wir Heiden, die von ihnen ohne Unterlaß verspeiet, vermaledeiet, verflucht, gelästert, geschändet werden, sollten mit ihnen am Messia Theil haben, Miterben und ihre Brüder heißen: sie kreuzigten ehe noch zehn Messia, und schlügen Gott (wo es möglich wäre) selber todt, mit allen Engeln und allen Creaturen, und sollten sie tausend Hölle für eine verdienen; sogar ein unbegreiflicher, harter Stolz steckt in dem edlen Blut der Väter und beschnittenen Heiligen. Sie wollen den Messia allein haben, und der Welt Herrn sein; die verfluchten Goim sollen Knechte sein, ihr Begierd, das ist, ihr Gold und Silber, den Jüden geben, und sich schlachten lassen, wie das arme Viehe.“ (180 f.)

„Sie haben solchen giftigen Haß wider die Goim von Jugend auf eingesoffen von ihren Aeltern und Rabbinen, und saufen noch in sich ohne Unterlaß, daß es ihnen, wie der 109. Psalm sagt, durch Blut und Fleisch, durch Mark und Bein gangen, ganz und gar Natur und Leben worden ist. Und so wenig sie Fleisch und Blut, Mark und Bein können ändern, so wenig können sie solchen Stolz und Meid ändern, sie müssen so bleiben und verderben, wo Gott nicht sonderlich hohe Wunder thut.“ (181.) „Darumb wisse du, lieber Christ, und zweifel nichts dran, daß du, nächst nach dem Teufel, keinen bitteren, giftigen, heftigern Feind habest, denn einen rechten Jüden, der mit Ernst ein Süde sein will. Es mögen vielleicht unter ihnen sein, die da gläuben, was die Ruhe oder Gans gläubet; doch hängen ihnen allen das Geblüt und Beschneidung an. Da-

her gibt man ihnen oft in den Historien schuld, daß sie die Brunnen vergift, Kinder gestohlen und gepfriemet haben, wie zu Trent, Weiffensee usw. Sie sagen wohl nein dazu; aber es sei oder nicht, so weiß ich wohl, daß am vollen, ganzen, bereitem Willen bei ihnen nicht fehlet, wo sie mit der That dazu kommen könnten, heimlich oder offenbar. Deß versiehe Dich gewißlich und richte Dich darnach. Thun sie aber etwas Gutes, so wisse, daß es nicht aus Liebe, noch Dir zu gute geschieht; sondern weil sie Raum haben müssen bei uns zu wohnen, müssen sie aus Noth etwas thun, aber das Herz bleibt und ist, wie ich gesagt habe.“ (182.) „Und möcht ein Mensch, der den Teufel nicht kennt, sich wohl bewundern, warumb sie den Christen für Andern so feind sind, da sie doch nicht Ursachen zu haben; denn wir ihnen alles Gutes thun. Sie leben bei uns zu Hause, unter unserm Schutz und Schirm, brauchen Land und Straßen, Markt und Gassen: dazu sitzen die Fürsten und Oberkeit, schnarcken und haben das Maul offen, lassen die Jüden aus ihrem offenem Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, daß ist, sie lassen sich selbst und ihr Unterthanen durch der Jüden Wucher schinden und aussaugen, und mit ihrem eignen Gelde sich zu Bettler machen. Denn die Jüden, als im Glende, sollten ja gewißlich nichts haben, und was sie haben, das muß gewißlich unser sein: so arbeiten sie nicht, verdienen uns nichts ab; so schenken oder geben wir's ihnen nicht; noch haben sie unser Geld und Gut, und sind damit unser Herrn in unserm eignen Lande und in ihrem Glende. Denn ein Dieb zehen Gilden stiehlt, so muß er henken; raubet er auf der Straßen, so ist der Kopf verloren. Aber ein Jude, wenn er zehen Tunne Goldes stiehlt und raubet durch seinen Wucher, so ist er lieber, denn Gott selbst.“ (182 f.) „Sie sprechen untereinander: Halt fest, siehe, wie Gott mit uns ist, und sein Volk auch im Glend nicht verläßt. Wir arbeiten nicht, haben gute, faule Tage die verfluchten Goim müssen uns furarbeiten, wir aber kriegen ihr Geld: damit sind wir ihre Herren, sie aber unser Knechte.“

(183.) „Schreiben doch ihre Talmud und Rabbinen, das Tödtten sei nicht Sünde, so ein Jude einen Heiden tödtet, sondern, so er einen Bruder in Israel tödtet: und so er einem Heiden den Eid nicht hält, ist nicht Sünde. Item, stehlen und rauben (wie sie durch den Wucher thun) den Goim, sei ein Gottesdienst: denn sie halten, weil sie das edle Blut und beschnittene Heiligen sind, wir aber verfluchte Goim, so können sie es nicht zu grob mit uns machen, noch sich an uns versündigen, weil sie der Welt Herren, und wir ihre Knechte, ja ihre Viehe sind.“ (192.) Auf solcher Lehre beharren auch noch heutigen Tages die Jüden, und thun wie ihre Väter, verkehren Gottes Wort, geizen, wuchern, stehlen, morden (wo sie können), und lehren solchs ihre Kinder immer fur und fur nachthun.“ (192.) „Sie fluchen uns Goim und wünschen uns in ihren Schulen und Gebeten alles Unglück, sie rauben uns unser Geld und Gut durch Wucher, und, wo sie können, beweisen sie uns alle böse Tücke, wollen (das noch das Aergest ist) hierin recht und wohl gethan, das ist, Gott gedienet haben, und lehren solches zu thun. Solchs haben keine Heiden gethan, thuts auch niemand, denn der Teufel selbst, oder die er besessen hat, wie er die Jüden besessen hat.“ (193.)

„Unsere Bastarte und falsche Jüden meinen, sie müssen uns fluchen, hassen und allen Schaden thun, wo sie können, so sie doch keine Ursache haben: darumb sind sie gewißlich nicht mehr Gottes Volk.“ (294.) „Denn sie voller Zauberei, Gäucherei, mit Zeichen, Figuren und des Namens Tetragrammaton stellen (das ist Abgötterei), voll Neides und Stolzes, dazu eitel Diebe und Räuber, die täglich nicht einen Bissen essen noch einen Faden antragen, den sie uns nicht gestohlen und geraubt haben durch ihren verdampften Wucher; leben also täglich von eitel Diebstahl und Raub mit Weib und Kind, als die Erzdiebe und Landräuber, in aller unbußfertigen Sicherheit. Denn ein Wucherer ist ein Erzdieb und Landräuber, der billig am Galgen siebenmal höher denn andere Dinge hängen sollt.“ (208.) „Weil wir nu das Ebräisch nicht verstehen, uben

sie also ihren Grimm heimlich an uns, daß wir meinen, sie reden freundlich mit uns so fluchen sie uns das höllisch Feuer und alles Unglück. Solche feine Gäste haben wir arme fromme Christen an den Juden in unserm Lande, die wir doch mit allen Treuen meinen, und ihnen gern das beste thäten beide an Leib und Seele, und sehr viel grober Stüd von ihnen leiden.“ (222 f.) „Denn die Macht stehet bei edlen, beschnitten Herrn, die verfluchten Goim zu belügen, schmähen, schänden, lästern und fluchen, wie sie wollen; wiederumb, sich selbst zu segnen, ehren, preisen und loben, wenn's auch Gott anders wollte.“ (224.) „Die Juden bitten Gott: „Er solle uns Heiden durch ihren Messia alle todtschlagen und vertilgen, damit sie aller Welt Land, Güter und Herrschaft kriegten. Und hie gehen die Wetter über uns mit Fluchen, Lästern, Speien, daß nicht zu sagen ist; wünschen uns, daß Schwert und Kriege, Angst und alles Unglück über uns verfluchten Goim komme. Solch Fluchen treiben sie alle Sonnabend öffentlich in ihren Schulen, und täglich in ihren Häusern, lehren, treiben und gewöhnen ihre Kinder dazu von Jugend auf, daß sie ja sollen bitter, giftig und böse Feinde der Christen bleiben.“ (229 f.) „Sie klagen für Gott über uns, daß wir sie im Glende gefangen halten, und bitten heftiglich, daß Gott wollt sein heiliges Volk und lieben Kinder von unser Gewalt und Gefängniß erlösen, heißen uns Edom und Hama, damit sie uns für Gott wollen sehr wehe gethan haben, welches sie sehr bitter meinen, und hie erzählen zu lang.“ (229.) „Nu siehe, welch eine feine, dicke, fette Lügen daß ist, daß sie klagen, sie seien bei uns gefangen.“ (230.) „Denn wir wissen noch heutigen Tages nicht, welcher Teufel sie her in unser Land bracht hat, wir haben sie zu Jerusalem nicht geholet. Zudem hält sie noch igt Niemand, Land und Strassen stehen ihnen offen, mügen ziehen in ihr Land, wenn sie wollen; wir wollten gern Geschenk dazu geben, daß wir ihr los wären. Denn sie uns ein schwere Last, wie eine Plage, Pestilenz und eitel Unglück in unserm Lande sind. Zu Wahrzeichen sind sie oft mit

Gewalt vertrieben (schweige, daß wir sie sollten halten), aus Frankreich (das sie Zarpeth nennen aus Obadia), als einem feinen, sonderlichen Nest sind sie vertrieben. Izt neulich sind sie von dem lieben Kaiser Carolo aus Hispanien (welches sie Sepharad auch aus Obadia nennen), dem allerbesten Nest, vertrieben. Also fein verstehen sie den Propheten Obadia, machen aus Zarpeth Frankreich, und Sepharad Hispanien; das reimet sich wie eine Kuh zur Windmühle; und dieß Jahr aus der ganzen Böhemischen Kron, da sie doch zu Prag auch der besten Nest eines hatten; item aus Regensburg, Magdeburg und mehr Orten bei meinem Leben vertrieben. Heißt das gefangen halten, wenn man einen nicht leiden kann im Lande oder Hause? Ja wohl, sie halten uns Christen in unserm eigen Lande gefangen; sie lassen uns arbeiten im Nasenschweiß, Geld und Gut gewinnen, sitzen sie die weil hinter dem Ofen, faulenzten, pompen und braten Birn, fressen, saufen, leben sanft und wohl von unserm verarbeiteten Gut; haben uns und unsere Güter gefangen durch ihren verfluchten Bucher, spotten dazu und speien uns an, daß wir arbeiten, und sie faule Junker lassen sein von dem Unfern... Sie hätten zu Jerusalem unter David und Salomon nicht solche gute Tage können haben in ihrem eigen Gut, wie sie igt haben in unserm Gut, das sie täglich stehlen und rauben.“ (231 f.) „So ist's auch unsere Schuld, daß wir das große, unschuldige Blut, so sie an unserm Herrn und den Christen bei dreihundert Jahren nach Zerstörung Jerusalem, und bis daher an Kindern vergossen (welches noch aus ihren Augen und Haut scheint), nicht rächen, sie nicht todtschlagen, sondern für all' ihren Mord, Fluchen, Lästern, Lügen, Schänden frei bei uns sitzen lassen, ihre Schule, Häuser, Leib und Gut schützen und schirmen, damit wir sie faul und sicher machen und helfen, daß sie getrost unser Geld und Gut uns aussaugen, dazu unser spotten, uns anspeien, ob sie zuletzt könnten mächtig werden, und für solche große Sünde uns alle todtschlagen, alles Gut nehmen, wie sie täglich bitten und hoffen.

Sage nu du, ob sie nicht große Ursach haben, uns verfluchte Goim feind zu sein, uns zu fluchen, und unser endlich, gründlich, ewig Verderben zu suchen.“ (232.)

„Was wollen wir Christen nu thun mit diesem verworfen, verdampten Volk der Jüden? Zu leiden ist's uns nicht, nachdem sie bei uns sind, und wir solch Lügen, Lästern und Fluchen von ihnen wissen, damit wir uns nicht theilhaftig machen aller ihrer Lügen, Flüche und Lästern: so können wir das unlöschliche Feuer göttlich's Zorns (wie die Propheten sagen) nicht löschen noch die Jüden befehlen. Wir müssen mit Gebet und Gottesfurcht eine scharfe Barmherzigkeit üben, ob wir doch etliche aus der Flammen und Blut erretten könnten; rächen dürfen wir uns nicht, sie haben die Rache am Halse tausend ärger, denn wir ihnen wünschen mügen. Ich will meinen treuen Rath geben: Erstlich, daß man ihre Synagoga oder Schule mit Feuer anstecke, und was nicht verbrennen will, mit Erden überhäufe und beschütte, daß kein Mensch ein Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Und solches soll man thun unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen seien, und solch öffentlich Lügen, Fluchen und Lästern seines Sohnes und seiner Christen wesentlich nicht geduldet noch gewilliget haben. Denn was wir bisher aus Unwissenheit geduldet (ich hab's selbs nicht gewußt), wird uns Gott verzeihen; nu wir's aber wissen, und sollten darüber frei fur unser Nasen den Jüden ein solch Haus schützen und schirmen, darin sie Christum und uns belügen, lästern, fluchen, anspeien und schänden (wie droben gehört), das wäre ebensoviel, als thäten wir's selbs, und viel ärger, wie man wohl weiß.“ (233 f.) „Zum andern, daß man auch ihre Häuser zerbreche und zerstöre. Denn sie treiben eben dasselbige drinnen, was sie in ihren Schulen treiben. Dafür mag man sie etwa unter ein Dach oder Stall thun, wie die Zigeuner, auf daß sie wissen, sie seien nicht Herrn in unserm Lande, wie sie rühmen, sondern im Elend und gefangen, wie sie ohne Unterlaß fur Gott über uns Jeter schreien

und klagen. Zum dritten, daß man ihnen nehme alle ihre Betbüchlin und Talmudisten, darin solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästern gelehret wird. Zum vierten, daß man ihren Rabbinen bei Leib und Leben verbiete, hinfurt zu lehren.“ (234 f.) „Zum fünften, daß man den Jüden das Geleit und Straßz ganz und gar aufhebe, denn sie haben nichts auf dem Lande zu schaffen, weil sie nicht Herrn, noch Amptleute, noch Händeler oder desgleichen sind; sie sollen daheime bleiben. Ich lasse mir sagen, es solle ein reicher Jude iht auf dem Lande reiten mit zwölf Pferden (der will ein Kochab werden), und wuchert Fürsten, Herrn, Land und Leute aus, daß große Herrn scheel dazu sehen. Werdet ihr Fürsten und Herren solchen Wucherern nicht die Straßz legen ordentlicher Weise so möcht sich etwa eine Reiterei sammeln wider sie, weil sie aus diesem Büchlin lernen werden, was die Jüden sind, und wie man mit ihnen umgehen, und ihr Wesen nicht schützen solle. Zum sechsten, daß man ihnen den Wucher verbiete, der ihnen von Mose verboten ist, wo sie nicht in ihrem Lande, Herrn über frembde Lande, und nehme ihnen alle Baarschaft und Kleinod an Silber und Gold, und lege es beiseit, zu verwahren. Und ist dieß die Ursache: Alles, was sie haben (wie droben gesagt), haben sie uns gestohlen und geraubt durch ihren Wucher, weil sie sonst kein ander Nahrung haben. Solch Geld sollt man dazu brauchen (und nicht anders), wo ein Jude sich ernstlich befehret, daß man ihm davon fur die Hand gebe hundert, zwei, drei Flor., nach Gelegenheit der Person, damit er eine Nahrung fur sein arm Weib und Kindlin anfahen müge, und die Alten oder Gebrechlichen damit unterhalte, denn solch böse gewonnen Gut verflucht ist, wo mans nicht mit Gottes Segen in guten, nöthigen Brauch wendet.“ (235 f.) „Zum siebenten, daß man den jungen, starken Jüden und Jüdin in die Hand gebe Flegel, Art, Karst, Spaten, Roden, Spindel, und lasse sie ihr Brod verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern aufgelegt ist. (Genes. 3, 19.) Denn es taug nicht, daß sie uns verfluchten

Gojim wollten lassen im Schweiß unsers Angefichts arbeiten, und sie, die heiligen Leute, wollten hinter dem Ofen mit faulen Tagen, Feisten und Pompen verzehren, und drauf rühmen lästerlich, daß sie der Christen Herrn wären, von unserm Schweiß; sondern man müßte ihnen das faule Schelmenbein aus dem Rücken vertreiben. Besorgen wir uns aber, daß sie uns möchten an Leib, Weib, Kind, Gesind, Viehe usw. Schaden thun, wenn sie uns dienen oder arbeiten sollten, weil es wohl zu vermuthen ist, daß solch edle Herrn der Welt und giftige, bitter Würme, keiner Arbeit gewohnt, gar ungern sich so hoch demüthigen würden unter die verfluchten Gojim: so laßt uns bleiben bei gemeiner Klugheit der andern Nation, als Frankreich, Hispanien, Böhmen usw. und mit ihnen rechnen, was sie uns abgewuchert; und darnach gütlich getheilet, sie aber immer zum Land ausgetrieben. Denn, wie gehört, Gottes Zorn ist so groß über sie, daß sie durch sanfte Barmherzigkeit nur ärger und ärger, durch Schärfe aber wenig besser werden. Drumb immer weg mit ihnen.“ (238.) „Summa, lieben Fürsten und Herrn, so Jüden unter sich haben, ist euch solcher mein Rath nicht eben, so trifft einen bessern, daß ihr und wir Alle der unleidlichen teuflischen Last der Jüden entladen werden, und nicht für Gott schuldig und theilhaftig werden alle der Lügen, des Lästerns, Speiens, Fluchens, so die rasenden Jüden wider die Person unsers Herrn Jesu Christi, seiner lieben Mutter, aller Christen, aller Oberkeit und unser selbst so frei und muthwillig treiben, keinen Schutz noch Schirm, noch Geleit sie haben lassen, auch nicht eur und eur Unterthanen Geld und Güter, durch den Wucher, ihnen dazu dienen und helfen lassen.“ (240.) „Insonderheit, wo ihr Prediger seid, da Jüden sind, da halt an mit Fleiß bei euern Herrn und Regenten, daß sie ihr Ampt bedenken, wie sie Gott schuldig sind, und die Jüden zur Arbeit zwingen, den Wucher verbieten, und steuern ihrem Lästern und Fluchen. Denke doch, wo kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul, müßig Volk, solch unnütz, böse, schädlich

Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umbsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen, denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns thun und wünschen können? Wollen aber die Herrn sie nicht zwingen, noch solch ihrem teuflischen Muthwillen steuern, daß man sie zum Lande austreibe, wie gesagt; und lassen ihnen sagen, daß sie hinziehen in ihre Land und Güter gen Jerusalem, und daselbs lügen, fluchen, lästern, speien, morden, stehlen, rauben, wuchern, spotten, und alle solche lästerliche Greuel treiben, wie sie bei uns thun, und lassen uns unser Herrschaft, Land, Leib und Gut, vielmehr unsern Herrn Messiam, Glauben und Kirchen unbeschweret und unbeschmeißet mit solchen ihren teuflischen Tyranneien und Bosheiten.“ (242 f.)

„Ich hab viel Historien gelesen und gehört von den Jüden, so mit diesem Urtheil Christi stimmen: nämlich, wie sie die Brunnen vergiftet, heimlich gemordet, Kinder gestohlen, wie droben gemeldet; item, daß ein Jude dem andern über Feld einen Topf voll Bluts, auch durch einen Christen, zugesickt; item, ein Faß Wein, da das ausgetrunken, ein todter Jude im Fasse gefunden, und dergleichen viel; und das Kinderstehlen hat sie oft (wie droben gesagt) verbrennet und verjächt. Ich weiß wohl, daß sie solches und Alles leugnen, es stimmt aber Alles mit dem Urtheil Christi, daß sie giftige, bitere, rachgierige, hämische Schlangen, Meuchelmörder und Teufelskinder sind, die heimlich stehlen und Schaden thun, weil sie es öffentlich nicht vermögen. Darumb ich gern wollte, sie wären, da keine Christen sind. Der Türke und ander Heiden leiden solchs nicht von ihnen, das wir Christen von den giftigen Schlangen und den jungen Teufeln leiden; sie thuns auch niemand, denn uns Christen. Das ist's, das ich droben gesagt habe, daß ein Christ nächst dem Teufel keinen giftigern, bitteren Feind habe, denn einen Jüden, so wir doch niemand so viel Guts thun, noch so viel von jemand leiden, als eben von solchen bösen Teufelskindern und Schlangengezücht. Wer nu Lust hat, solche giftige Schlangen und junge Teufel, das ist, die ärgste Feinde

Christi unsers Herrn und unser aller zu beherbergen, zu frezen und zu ehren, und sich zu schinden, rauben, plündern, schänden, zu speien, zu fluchen und alles Übels zu leiden begehret, der lasse ihm diese Jüden treulich befohlen sein.“ (244.)

„Unsern Oberherrn, so Jüden unter sich haben, wünsche ich und bitte, daß sie eine scharfe Barmherzigkeit wollten gegen diese elenden Leute uben, wie droben gesagt, obs doch etwas (wiewohl es mißlich ist) helfen wollte; wie die treuen Aerzte thun, wenn das heilige Feuer in die Bein kommen ist, fahren sie mit Unbarmherzigkeit, und schneiden, sägen, brennen Fleisch, Adern, Bein und Mark ab. Also thu man hie auch, verbrenne ihr Synagogen, verbiete alles, was ich droben erzählet habe, zwinge sie zur Arbeit, und gehe mit ihnen umb nach aller Unbarmherzigkeit; wie Mose thät in der Wüsten, und schlug dreitausend todt, daß nicht der ganze Haufe verderben mußte. Sie wissen wahrlich nicht, was sie thun, wollens dazu, wie die besessen Leute, nicht wissen, hören noch lernen. Darumb kann man hie keine Barmherzigkeit uben, sie in ihrem Wesen zu stärken. Will das nicht helfen, so müssen wir sie, wie die tollen Hunde, ausjagen, damit wir nicht ihrer greulichen Lasterung und aller Laster theilhaftig, mit ihnen Gottes Zorn verdienen, und verdampt werden. Ich habe das Meine gethan; ein Jeglicher sehe, wie er das Seine thu. Ich bin entschuldigt. Ich will zur Reke für mich das sagen, wenn mir Gott keinen andern Messia geben wollt, denn wie die Jüden begehren und hoffen, so wollt ich viel, viel lieber eine Sau, denn ein Mensch sein.“ (259 f.) (Vergl. damit das Zitat von Prof. Lazarus.) „Ich habe dieses aber nicht geschrieben, als hoffte ich, die Jüden zu bekehren, sondern um „unser Christen für ihnen als für den Teufeln zu warnen, unsern Glauben zu stärken und zu ehren: nicht die Jüden zu bekehren, welches eben so möglich ist, als den Teufel zu bekehren.“ („Vom Schem Hamphoras“ S. 276.) „Denn ein Jude oder jüdisch Herz ist so stoc=stein=eisen=teufel=hart, daß mit keiner Weise zu bewegen ist. Wenn

Mose käme mit allen Propheten, und thäten alle Wunderwerk für ihren Augen, daß sie sollten ihren harten Sinn lassen, wie Christus und die Aposteln für ihnen gethan haben, so wäre es doch umbsonst.“ (276.) „Summa, es sind junge Teufel, zur Höllen verdampt.“ (276.) „Darumb hüt dich für den Jüden, und wisse wo sie ihr Schulen haben, daß daselbs nichts anders ist, denn ein Teufelsnest, darin eitel Eigennutz, Hohmuth, Lügen und Lästern, Gott und Menschen schänden, getrieben wird, auf's Allergiftigst und Bitterst, wie die Teufel selbst thun. Und wo du einen Jüden siehest oder hörst lehren, da denke nicht anderst, denn daß du einen giftigen Basilisken hörst, der auch mit dem Gesicht die Leute vergiftet und tödtet. Sie sind dahin gegeben durch Gottes Zorn, daß sie meinen, ihr Ruhm, Hoffart, Gott anlügen, alle Menschen verfluchen, sei eitel rechter, großer Gottesdienst, der solchem edlen Blut der Väter und beschnittenen Heiligen (wie böse sie auch sich selbst fühlen in greiflichen Lasteren) wohl gezieme und gebühre, und hiermit wollen wohlgethan haben. Hüt dich für ihnen!“ (137.)

Leicht wäre es diese Zitate durch weitere (wir haben manche der stärksten wegen ihrer allzu „kräftigen und kernigen Sprache“ weggelassen) noch bedeutend zu vermehren, allein die angeführten genügen Professor Lazarus und seinen Anhängern wohl, um den Wert seines Zitates aus Luther in's Klare zu stellen.

Diese Schriften des großen Deutschen, Luthers, müßten jedem deutschen Knaben und Mädchen bei der Konfirmation und Kommunion vom Seelsorger mit langem verstehenden Blick in die Hand gegeben werden; vgl. A. Falb, Luther und die Juden, Deutscher Volksverlag, Dr. Boepple, München.

Über L.'s Tod bringt das Buch von Frau Dr. Mathilde Δ Ludendorff: „Der ungesühnte Frevel“ an Luther, Lessing, Mozart und Schiller Enthüllungen, auf die an anderer Stelle (s. Schiller) eingegangen werden wird.

General-Anz. für die gemeinsamen Interessen des Judentums 4/12 1910: „Luther war in der ersten Zeit seiner

reformerischen Tätigkeit ein Judenlehrer und seine Bibelübersetzung ist nicht frei vom Einfluß jüdischer Gelehrter. Erst im späten Alter machte er einige verbitterte Bemerkungen über die Juden, und es ist schwer zu sagen, ob persönliche Erlebnisse oder fremde Einflüsse diese Gesinnungsänderung hervorgerufen haben. Jedenfalls ist der lebensfrische Luther mindestens ein so guter Zeuge, wie der greise Luther.“

Lutscha, der Mord von. Moses Ritter, 1881, Schankwirt zu Lutscha (Galizien) war nebst Ehefrau Gittel des Ritualmordes angeklagt, in einem Prozeß, der wegen seines Ausgangs nicht seinesgleichen gehabt hat. — Dezember 81 fand man in einer Schlucht bei L. die verstümmelte Leiche der polnischen Magd Franziska Mich. Der Unterleib der Schwangeren war aufgeschnitten, die Leibesfrucht herausgerissen, das Haupt haar geschoren. Das Mädchen, bei Eheleuten R. in Dienst, war von Moses R. mißbraucht worden. Am 10/3 82 wurden die Eheleute und als Mordeshelfer Bauer Marcel Stachlinski verhaftet, der vor dem Bezirksrichter Radwanski in Strzizow und vor Zeugen, mit dem für die Gründe der Tat, wie für die jüd. Täter wichtigen Zusatz, gestand: „dem Mädchen seien die Haare abgeschnitten, weil es das Rebsweib eines Juden gewesen, und der Foetus sei entfernt worden, damit die jüd. Frucht nicht in christlich geweihte Erde komme.“ Vor dem Schwurgericht in Rzeszow war Dez. 83 die Hauptverhandlung: Gemäß Anklage des öffentlichen Anklägers erkannten die Geschworenen auf „Schuldig des Mordes aus rituellen Gründen“; die Angeklagten wurden zum Tode verurteilt.

Nun begannen die geheimen Kräfte wie in dem fast zu gleicher Zeit sich abspielenden Ritualmord-Prozesse Tiszazsalar (s. Scharf) die Verbrecher der Strafe zu entziehen. Die Presse Europa's übernahm einmütig die Verteidigung. Die Bluts- und Wahlverwandtschaft Israels stellte sich auf seiten der Mörder und rief die „Aufklärung des Jahrhunderts“ an. Der Oberste Gerichtshof in Wien verwarf das Urteil und wies die Sache an das Schwurgericht

in Krakau zu nochmaliger Verhandlung unter Ausscheidung der rituellen Frage. Trotzdem erkannten die Geschworenen in Krakau einstimmig auf „schuldig“. Nun geschah, „was kein Christenmensch erwarten konnte“. In einer Plenar-Sitzung des Obersten Gerichtshofes beantragte Generalprokurator, Hofrat (▼?) Simonowicz, einfach Vernichtung des Urteils und Freisprechung der Angeklagten. Die letztere erfolgte zwar nicht, weil es an der notwendigen Einstimmigkeit der 21 Richter fehlte, aber die Sache ward zur Rückverhandlung nach Krakau gewiesen. So trat ein 3. Schwurgericht zusammen. Stachlinski hatte sein Geständnis widerrufen, aber vermochte in einem scharfen Kreuzverhör nur noch stotternd zu leugnen. Der Pfarrer von Lutscha sagte als Zeuge, er habe in einer polnischen Übersetzung des Talmud gelesen, daß „Juden, die Christenmädchen verführen, dieselben töten müssen, damit ihre eigenen Kinder heiraten können“. Zum 3. Male wurde einstimmig das Schuldig ausgesprochen, und die Angeklagten wiederum zum Strang verurteilt, und zwar sollte die Gittel zuerst dran.

Alle Welt gab die Juden verloren, nur Israel nicht.

Zum 3. Male legten die Verteidiger die Nichtigkeitsbeschwerde ein. Wiederum tagte der gesamte Oberste Gerichtshof unter Vorsitz des 2. Präsidenten Dr. von Stremahr; und wieder wies Hofrat (▼?) Simonowicz auf Widersprüche in den Aussagen der Belastungszeugen hin, erklärte das Beweismaterial für unzureichend und verlangte sofortige Freisprechung. Und diesmal wurde dem einstimmig entsprochen. Telegraphisch wurde die Entlassung der Angeklagten angeordnet. Das jüd. Paar wurde in Freiheit gesetzt; ihr Helfershelfer Stachlinski war inzwischen gestorben.

Die Welt staunte, selbst die Judenpresse schien verblüfft, und vergaß das sonst übliche Jubelgeschrei. Das Rechtsbewußtsein im Volke aber, jeder Glaube an die Gerechtigkeit des Richters waren erschüttert, denn das 3malige Vernichten eines Urteils, das jedesmal durch einstimmigen Wahrspruch der Geschwo-

renen gefällt war, konnte das Volk nicht verstehen.

„Man braucht dem Obersten Gerichtshof in Wien gar keine unlauteren Beweggründe zuzutrauen, aber man wird sie für befangen erklären müssen, befangen in der seichten Aufklärung, in dem Humanitäts- und Toleranz-Dusel, den vornehmlich und bewußt die Judentum verbreitet, um daraus Vorteil zu ziehen“, Glagau, Kulturkämpfer, 128. — Diese vorsichtige Erklärung genügt heute nicht; hinter den Kulissen waren noch andere Einflüsse wirksam. Seit die Äußerung des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Andrássy zum Prinzen Lichtenstein über den Freispruch von Tisza-Eszlar bekannt wurde (s. Scharf), ist kaum daran zu zweifeln, daß das sündige, solidarische Judentum seine finanzielle Macht über den Staat und über Einzelpersonen dazu benutzte, um hier, wie in Tisza-Eszlar das Recht zu beugen und die Herrschaft des Mammons blutig zu befestigen.

Lutscha, Hirsch Hildesheimer, Berlin, rief zu Sammlungen für die Eheleute Ritter, die Mörder der Franziska Mnich in Lutscha auf, die durch eine „teuflisch erfundene“ Anklage getroffen seien. Die „Jüd. Presse“ bezeichnete es als „Ehrenpflicht der jüd. Gesamtheit“, „dem schönen Zweck reichliche Gaben zuzuführen“, d. h. das Mörderpaar für seine Tat mit Geld zu bedenken. — Kreuzspinne 1900, 37.

Lutschaufly, Franz Jos. (Franz Arnold), Eigent.: Österr.-ungar. Lloyd, Btschr., Wien. *1853. B: Geraubte Braut, Sch. Nü 14.

Luz, Esther, Schauspielerin, Bremen, Mgl. des Kurtheaters Wernigerode. 1915.

Luz, Heinrich, Kaplan, Düsseldorf, Degerstr. 37 b. Dieser Sohn eines jüd. Baters wurde als Waise von einem kath. Pfarrer erzogen und getauft. WM.

Luz, Martin Alfred, Rfm., Berlin — wurde vom preuß. Justizminister 18/12 1928 aus „Israel“ umgetauft. Inform.-Br. 15/5 1930.

Lühow△, Karl v., aus altem mecklenburgischen Adel, zuerst Offizier, dann Ma der „Welt am Montag“, Berlin; er erhielt 1896 in dem Ledert-Lühow-Prozeß wegen Verleumdung des Auswärtigen Amtes durch die Presse 1½ Jahre Gefängnis. — O ▼ Bellair, die in Wirklichkeit eine Frau Cuz, E. des Hofzauberkünstlers Bellacini (Id), war.

Luz△, Dr., Sozialdemokrat; R: Volksstimme, Magdeburg. O ▼, aus dem südl. Rußland, Medizinstudentin in Genf. UC 6/9 1891. WM.

↓Luz, B: Die Juden als Verbrecher, München 1894, worin dem trefflichen Buch von △Giese: „Die Juden und die dtische Kriminalistik“, Leipzig 93, nachgesagt wurde, es sei mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben, „die niedere Artung des jüdischen Volkscharakters“ nachzuweisen. —

Giese, Judenfrage, S. 22: „Ich lasse dahingestellt, ob Luz selbst Jude ist oder nicht, denn das ist ganz unerheblich: Die nichtjüdischen Judenschützer bringen ja nur das vor, was ihnen von den Juden selbst eingeblasen wird.“

Luxemburg, Rosa, Sozialdemokratin und Frauenrechtlerin, Vorwärtsredakteur, Berlin-Südende. *1870 Zamasz, Russ.-Polen — 1919. B: Akkumulation des Kapitals; Krise der Sozialdemokratie (unter dem Pseudonym Junius); Briefe aus dem Gefängnis; Einführung in die Nationalökonomie. Bartels DGB 3, 1061.

Über die Entstehungsgeschichte dieser Megäre schreiben die DfBl 26/8, 18/11 05: „Am Weihnachtsmorgen 70 erblickte in Samostje [Zamasz] in Russ.-Polen, die winzige Rosa Luxemburg das Licht dieser unholden Welt. Ihr Tatendrang wuchs so, daß der Körper damit nicht Schritt halten konnte: an der Stelle, wo andere Frauen ihren Busen haben, pochte bei ihr ein wild revolutionäres Herz an das Knochengestühl. Man sagt wohl, es gebe nichts verführerischeres auf der Welt, als eine junge Jüdin, und nichts abschreckenderes, als eine alte; wenn das wahr ist, dann ist Rosa Luxemburg nie jung gewesen. Als sie, fast noch Backfisch, ihr poln. Ghetto verließ, um zuerst in Lemberg und dann in der Schweiz zu wirken, war sie schon Petroleuse.“

Sie hat auch in Zürich studiert, war aber des Dtschen nie recht mächtig, weshalb auch der Führer der Sozialisten, Robert Seidel, ihre Dissertation zur Korrektur übernahm.“

„Dann wurde das dtische Reich mit ihrer Gegenwart beglückt. Als bald tauchte wohl dem und jenem der oberen Götter unseres Staates der Gedanke auf, ob man nicht die freischwimmende Kleine wieder abschieben könne. Aber Rosa L. durchschaute diese Wünsche. Ehe man sich versah, war sie standesamtlich mit einem dtischen Reichsangehörigen verbunden. Fortan nur noch der Masse, aber nicht mehr dem Masse nach polnische Jüdin, konnte Frau Schreinermaschinist Rosalie Lübeck, geborene Luxemburg, auch nicht als „lästige Ausländerin“ ausgewiesen werden. Zwar zog sie mit dem jüngeren Manne ihrer Wahl — Lübeck ist im Christmonat 1873 zur Welt gekommen — nie zusammen und bewahrte sich bis heute ihre herbe Jungfräulichkeit; aber solange Lübeck, der sofort nach der „Eheschließung“ wie-

der in östliche Gefilde verzog, mit dieser Abmachung aus klingenden oder anderen Gründen zufrieden ist, hat auch die Polizei ehrerbietigst zu schweigen. Lübeck wurde übrigens 05 mit anderen Anarchisten, darunter die Gebr. Nacht aus Zürich über die Grenze geschoben.

Durch ihre Ehe vor Ausweisung gesichert, hat die „blutige Rosa“, die der alte Liebknecht eine Kapitollwächterin vulgo Gans nannte, alle Talente entfaltet, die in Samostje unterdrückt worden wären. Nie sehnte sie sich zurück in die heimische Enge und als 05 das polnische und jüdische Proletariat sich erhob, blieb sie den Kugeln fern und wandelte lieber auf dem Berliner Asphalt. Noch ist ihre Zeit nicht erfüllt. Sie ist der Rache-Engel von übermorgen. Sie will einst der dernier cri der stürmenden dtischen Revolution werden und bereitet sich derweil den Resonanzboden.

Nicht alle sozialdem. Blätter waren für ihre bluttriefenden Artikel zu haben. Wie manchesmal wanderte Rosa Luxemburg, als wir junge Studenten in Berlin, sagt Dr. Dietrich, Köln, sie kennen gelernt hatten, abends nach der Reichstagsitzung, wenn Bebel und Singer im „Café Bauer“ sich in einem Eckchen niedergelassen hatten, nach der Herzstärkung von hier hinüber zum „Café Central“, wo Bruno Schönlanke seine Abende zu verdammern pflegte. Aber der elegante Akademiker, der gern Schachpartien um Küsse mit der Frau eines Genossen spielte, fand keinen sonderlichen Reiz an den lodernden Phrasen der Luxemburg; ihr gegenüber blieb der Weltmann taub und nahm keine Artikel an.

Mit Parvus zusammen brachte sie dagegen manches bei der „Sächsischen Arbeiter-Z.“ unter. Der Stil, blumenreich verworren, hell fanfarenhaft, mochte manchem der unklaren Köpfe baß gefallen. Und vor allem: auf jedem Parteitag, auf jeder Kreiskonferenz war sie zu finden und redete, redete und überschlug sich, um doch nach jedem Salto mortale ihrer Stimme gleich wieder den Boden zu neuem Anlauf zu finden: „Ich bin die Bosaune des jüngsten Gerichts für den Kapitalismus!“

Reste ihrer Weiblichkeit äußern sich in ihrer Heldenverehrung. Wenn es sich irgend machen läßt, setzt sie sich auf Parteitag neben die Größen der Sozialdemokratie. Und wenn dann ein Ueingeweihter im Publikum zischt: „Dat es Bebeln sine Fru!“, kommt beinahe so etwas wie ein Lächeln auf die dünnen Lippen der blutigen Rosa. Sonst zeigen sie nur feindselige Härte. Denn unter den Genossen gibt es nur wenige, die ohne ironisches Lächeln ihr gegenüberzutreten vermögen und niemand empfindet ihr gegenüber den Drang zu besonderer Ritterlichkeit.

Einer von denen, die als M. d. R. im Wallotbau am Königsplatz zu Berlin sitzen, Ede Bernstein, fühlt sich der Luxemburg nicht nur der Abstammung nach, sondern auch in der trotz allem Revisionismus „wirklich“ revolutionären Gesinnung kongenial. Auch er trat längst dafür ein, daß das Proletariat (während er Artikel dazu schreibt) auf die Straße gehe.

Ob Rosa L. es weiß, daß schon die Aufforderung zu einer Straßendemonstration strafbar ist? Es handelt sich dabei um eine nicht genehmigte „Versammlung unter freiem Himmel“ und die Einberufer würden als erste sofort verhaftet werden. Dann aber würde auch mit der Demonstration selber kurzer Prozeß gemacht.

Arme Rosa! Sie hält sich für den Rache-Engel von übermorgen, ist aber eine Antiquität von vorgestern. Wenn sie, mit hektischen Flecken auf den schmalen Wangen, den Mund übersprudelnd von Revolutionsphrasen, eine Volksversammlung aufreizen will, amüsiert sie sie nur. Oder sollte es doch Dumme geben, die in bacchantischem Taumel das „Evoe Rosa Luxemburg!“ durchzittert und die sich dann zum Opfer für sie hergeben? Es könnte einem leid tun um die Zukunft des deutschen Arbeiters, wenn das möglich wäre. Aber bis jetzt begegnet die Breslauer Unregung im übrigen Preußen bei den Genossen eifrigem Schweigen.“

Die Luxemburg wurde von der Braunschw. Landesz. Febr. 1915 „eine 2. Luise Michel“, „Egeria der roten Republik“, „diabolisches Weib“ und von

einem Staatsanwalt in Frankfurt a. M. „rote Rosa“ genannt. Ihre Devise war: „Tod dem Bürgertum, nieder mit dem modernen Staat.“ — Dabei hielt sich die U. streng mosaisch und speiste koscher. Als sie vor einigen Jahren in Magdeburg redete, hat sie in einem jüdischen Hotel gewohnt, rituell gegessen und vor und nach dem Essen hebräisch gebetet. Es ist befremdlich, daß man in Kreisen der judaisierten Roten alles religiöse Wesen sonst verspottet, aber den Führern und -innen die ältesten abergläubischen Gebräuche nachsieht. Es scheint, die Sozialdemokratie will alle Religion abschaffen — mit Ausnahme der jüdischen, meinte der Hammer.

01 wurde sie vom Landgericht Posen wegen öffentlicher Beleidigung mit 100 Mark, 04 in Zwickau wegen Majestätsbeleidigung zu 3 Monaten Gefängnis und 06 in Weimar wegen Anreizung der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten mit 2 Monaten Gefängnis bestraft.

Sie erklärte 6/12 1905: „Die russische Revolution ist ein Markstein in der Weltgeschichte, der Prolog einer fortgesetzten Reihe von Revolutionen, die aus Rußland auf alle westeuropäischen Klassenstaaten fortschreiten werden. Diese Revolutionen, die mit historischer Notwendigkeit sich als Folge der russischen Erhebung entwickeln, haben allerdings als Endziel und Ergebnis die vielgeschmähte und gefürchtete Diktatur des Proletariats. Das sind keine haltlosen Prophezeiungen, sondern nüchterne Schlußfolgerungen aus der historischen Tatsache, daß sich die Klassengegensätze zurzeit in ungeheurem Maße verschärfen.“ Dem Anarchisten Erich ▼Müh sam, der die Verdienste der Anarchisten in Rußland hervorhob, entgegnete sie scharf, die Leitung der russischen Revolution liege allein in den Händen der internationalen Sozialdemokratie und stände in innigster Fühlung mit der deutschen Sozialdemokratie: „Es ist Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, das in Rußland kämpft.“

In Mannheim 06 hat Frau U. den Genossen vorgeführt, was sie aus der russ. Revolution zu lernen hätten, vor allem müßten sie sich klarmachen, daß die

Entfaltung revolutionärer Macht nicht allein von der Zahl der Organisierten abhängt. „Erst die Stunde des Kampfes wird zeigen, welcher ungeheurer Idealismus im Volke steckt“, d. h. welche Massen von Mitläufern die organisierten Sozialdemokraten bei der Veranstaltung der Revolution finden. Sie zog die Folgerungen und ging nach Rußland. März 06 wurde sie mit ihrem Freund und Sekretär ▼Sogiches in Warschau verhaftet und sofort redete BT (DfBl 39/1906): von „der Nonchalance, mit der anscheinend die dtische Regierung die Interessen der naturalisierten dtischen Frau R. U. der russischen Regierung gegenüber vertritt. Die Persönlichkeit der Frau U. kommt dabei nicht in Frage. Hier handelt es sich allein um das Prestige des dtischen Reiches; und das wird aufs äußerste geschädigt, wenn die dtische Regierung kein Wort über eine eingekerkerte Frau findet, die in Dtschld naturalisiert ist.“

Und vom Gefängnis aus klang ihr Lob, mit Seitenhieben auf die noch frei herumlaufende Silh Braun, geb. v. Kretschmann, in der Genossenpresse (vgl. DfBl 21/7 06) weiter: „Nicht um sich an höfischen Festivitäten zu berauschen, süßes Backwerk zu knuspern, Champagner zu schlürfen und sich von Würdenträgern gleich einer Zirkusdame zur Schau führen zu lassen, sondern um einem schwer bedrängten Volke, dem sie innig verwandt ist, beizustehen, um mitzuhelfen soviel an ihr lag, die grausamen Würger und Henker des Volkes zu bekämpfen, beteiligte sie sich, das eigene Leben einsetzend, an einem im Gefängnis ausgebrochenen Hungerstreik.“

▼Wo 7/3 13 suchte die Juden als Führer der Sozialdemokratie reinzuwaschen: „Sie sind von Natur dazu bestimmt, die Fahne der Friedenskultur zu tragen und die Völker zu versöhnen. Haß und Verfolgung aber trieben sie oft in die Reihen der Verzweifelten. Es ist kein Zufall, daß die ersten Führer des europäischen Sozialismus vom jüd. Blute sind. Sie haben ja in ihrer eigenen Gemeinschaft gespürt, wie weh die Ungerechtigkeit tut und in ihrem Streben nach Hilfe verirrtten sie sich in die Bahnen des Sozialismus. Schließlich ist

der Sozialismus ja nur eine falsche Konsequenz der Ideen unserer Propheten

Auf der Seite der schärfsten revolutionären Richtung sahen wir häufig die hysterische Amazone Rosa Luxemburg — eine geborene Jüdin. Und auf der Seite der Revisionisten sahen wir einen der tüchtigsten Köpfe der Partei, den Reichstagsabg. Dr. Frank — einen Juden. Wer stellt nun den jüd. Typus im Sozialismus dar? Der kluge, feine Politiker Frank oder die fanatische Luxemburg? Beide nicht, für beide Naturen wird man eine Begründung in ihrer Anlage, in ihrer Erziehung und in ihrem Milieu und nicht in ihrem Blute finden. Dr. Frank, das Kind eines badi-schen Dorfes, der nie Haß und Verfolgung genossen hat, ist nicht durch Gefühl, sondern durch Intellekt zum Sozialismus gelangt, und er vergißt daher die Wirklichkeit nicht und wandelt die Wege der Vernunft. Rosa L., die russ. Jüdin, die Tochter eines russischen Proletariers, die in ihrer Jugend nichts weiter als blutige Verfolgung und unerhörte Rechtsverletzung gesehen und erfahren hat, ist durch die Ereignisse in die Revolution hineingepeitscht worden usw.“

Am 20/2 1914 stand die Luxemburg in Frankfurt a. M. vor Gericht, verteidigt von Dr. Kurt Rosenfeld-Berlin und Dr. Lewy-Frankfurt. Sie hatte nämlich am 25. und 26/9 13 in auf-rührerischen Reden gegen die §§ 110/11 verstoßen. Die Zeugen Henrici schilderten den Auftritt, wie folgt: „L. kam auf Soldatenmißhandlungen zu sprechen und sagte, solche kämen selbst in Rußland nicht vor. Sie pries die Miliz und die holländische Kolonialarmee, wo die Soldaten die Borgesetzten niederzuschlagen pflegen, die sie mißhandeln. Sie sagte vom Militarismus, er sei in der Hauptsache gegen den inneren Feind gerichtet und kam dann auf den Massenstreik: „Es gibt geschichtliche Momente, wo durch eine plötzliche Aufrüttelung der Massen mehr erreicht wird, als durch jahrzehntelange organisatorische Arbeit.“ Sie sagte ferner, sie habe die Überzeugung, daß früher oder später die Stunde zum Handeln kommt und

besprach dann die Möglichkeit eines bevorstehenden Weltkrieges. „Wenn es zum Kriege kommt, — werden wir uns einen Krieg ungestraft gefallen lassen?“ Aus der Versammlung wurden stürmische Zurufe laut: „Niemals!“ Dann folgte in der Rede der Satz: „Wenn uns zugemutet werden sollte, Mordwaffen auf unsere französischen oder anderen Brüder zu richten, dann werden wir das nicht tun.“ Während sonst der Beifall nur sehr spärlich war, wurde dieser Satz durch stürmischen Beifall unterstrichen. Die Rede klang aus in den Ruf: „Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!“

Die Äußerung: „Die Waffen können einmal eine Richtung nehmen, die die Herrschenden nicht wünschen!“ ist gefallen im Zusammenhang mit einer anderen, nämlich, daß eigentlich jeder Bürger seine Waffe mit nach Hause nehmen und am Küchenschrank anhängen müßte. Bei einem Kriege sollten sich die Arbeiter besinnen, ob sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren könnten, auf ihre Brüder im feindlichen Lager zu schießen. Sozialdemokraten würden das jedenfalls nicht tun. Es sei eine Schande, daß man die jungen Leute auf Jahre hinaus unter den größten Entbehrungen in der Kaserne festhalte.

Verteidiger Lewy sagte : „ Sie müssen sich vorstellen, daß es der Angeklagten nur darum zu tun ist, die Welt in den Köpfen anderer zu gestalten, neue Anschauungen und neue Dinge in ihnen zu wecken. Wenn das aber der Fall ist, dann dürfen Sie die Angeklagte nicht aus dem angezogenen Paragraphen verurteilen. . . .“

Interessanter äußerte sich u. a. die Angeklagte selbst: „ Ich habe auch nicht aufgestachelt zu nationalem Dünkel, zum Haß anderer Rassen oder Nationalitäten, ich habe die großen historischen Grundlagen der Gegenwart beleuchtet. Wir Sozialdemokraten stellen uns immer auf den geschichtlichen Boden, und ich habe nichts zu tun mit der platten Vorstellung der Verhetzung. Ich habe aufgeklärt und habe versucht, sittlich zu heben, ich habe hingewiesen auf die große historische Mission der Arbeiterklasse. . . .“

Es gibt, so sagte ich, kein besseres und sichereres Mittel, das Vaterland zu verteidigen, als das Milizsystem, das die Waffen den großen Massen in die Hand gibt und das jedem Bürger zur Pflicht macht, sein Vaterland aus freien Stücken, nicht aus Kadavergehorsam, zu verteidigen. Nun fragte ich, warum das nicht geschieht, und darauf gab ich die Antwort: Das geschehe nicht, weil die Heere nicht in erster Linie und nicht einmal in zweiter Linie zur Verteidigung des Vaterlandes, sondern zu imperialistischen Angriffskriegen da sind, wozu sich eine Miliz nicht gebrauchen läßt. Im Anschluß daran fügte ich halb und halb, halb ironisch und halb im Scherz, hinzu, auch wohl deshalb, „weil die heute herrschenden Klassen durch das böse Gewissen ihrer sozialen Missetaten getrieben, befürchten, daß, wenn die Waffe dem freien Manne aus dem Volke in die Hand gedrückt würde, sie vielleicht einmal nach einer anderen Richtung losgehen könnte, als es den Herrschenden gefiele. Das ist etwas ganz anderes. Ich habe nicht gesagt, daß das geschehen soll, sondern nur, daß die herrschende Klasse es fürchtet. . . .

„. . . . Der Staatsanwalt Dr. Hoffmann hat zum Schluß meine Gesinnung in Zweifel gezogen, indem er mir Fluchtverdacht imputiert. Ich muß diesen Vorwurf zurückweisen. Kein Sozialdemokrat entzieht sich der Strafe, keine Strafe kann unsere Kraft vermindern. Er hat gesagt, er würde es unbegreiflich finden, wenn ich nicht fliehen würde. Er hat damit gesagt, wenn er, der Staatsanwalt, verurteilt würde, so würde er fliehen. Ich glaube ihm das, aber ein Sozialdemokrat flieht nicht.“

Die L. wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, aber entgegen dem Antrag des Staatsanwalts nicht sofort verhaftet.

Zeitfragen 23/3 1914: „Man stelle sich vor: in Frankfurt ist die sozialdemokratische Hezerin Rosa Lübeck alias Luxemburg wegen Aufreizung zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Anstatt nach Gesetz und Recht diese im klassischen Sinne staatsgefährliche Person nach der Verurteilung festzusetzen, läßt man sie als eine angeblich kranke Frau einste-

weilen in Freiheit. Ihre Krankheit aber hindert sie nicht im geringsten daran, in Süddeutschland umherzuziehen und dort in stundenlangen Massenversammlungen die Gemüter ihrer meist aus jungen Burschen sich zusammensetzenden Hörerschaft zu vergiften und zu verderben. Mit dem Urteil der Frankfurter Strafkammer treibt sie dann in der Weise Schindluder, daß sie in Form eines Berichts über ihre Verurteilung den genauen Wortlaut der Stellen wiederholt, wegen deren sie bestraft ist, und damit Anweisungen über die beste Erziehung ganzer Truppenteile zum Widerstande und zur Gehorsamsverweigerung erteilt. Das ist nicht nur die frechste Verhöhnung des Gerichts, sondern die Aufreizung zum Widerstande gegen die Staatsgewalt in der allernichtswürdigsten Abgefemtheit.“

Im Monat Mai 1914 hat gegen Rosa L. auch der Kriegsminister v. Falkenhahn Strafantrag wegen Beleidigung des Offizier- und Unteroffizierkorps der deutschen Armee gestellt. Die Verhandlung fand in Berlin, Landgericht II, Dir. Seligmann, am 29/6 statt.

Am 28/5 14 Herr von Puttkamer im Preuß. Abgeordnetenhaus: „. . . . Geradezu erfrischend und luftreinigend hat es gewirkt, daß die wildeste Hezerin, die rote Rosa L., auch eine russisch-polnische Jüdin, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt ist. Ich hoffe, daß diese revolutionsklüsterne Frau hinter den Gefängnismauern ihr heißes und wildes Temperament einigermaßen dämpfen wird. Jetzt reist sie mit dem jüdischen Rechtsanwalt Rosenfeld wieder zu Hezreden im Lande umher. Das sollte eine empfindliche Verschärfung ihrer Strafe zur Folge haben. . . . Sollten wir schon in unserm deutschen christlichen Staate so decadent sein, daß wir diesem wüsten Treiben der Juden und Judengenossen nicht ein energisches Halt entgegenrufen können? Die Behörden müssen endlich ihres Amtes energisch walten. . . .

Wenn es so weiter geht, dann werden wir es noch erleben, daß wie in Bern mit wehenden Fahnen unter Glockengeläute die Stadthagen, Frank, Aron, Heimann, David, Davidsohn,

Rosenstein, Feuerstein, Bernstein und (Weiterkeit) in eine christliche Kirche zur Abhaltung eines sozialistischen Kongresses ziehen und dann von der Kanzel herab ihre Sekreden halten. (Hört, hört!) Und dann nehmen noch die Geistlichen den Dank der Genossen entgegen. In Berlin ist man ja beinahe auch schon soweit. . .

Die Sozialdemokratie befindet sich von den Tagen des Marx an bis zu Singer auf dem Boden vollständiger Verjudung. In ihrer Presse und in ihren Versammlungen herrscht das jüdische Element vollkommen. Bernstein und Waldeck-Manasse sind die Hauptheger zum Austritt aus der Landeskirche. Und die Agitation für den Geburtenrückgang, ein sauberes Geschäft, wird von den Herren Moses und Gädde besorgt, die auch keinen christlichen Ursprung haben. . . ."

DvBl 8/5 1915: „An den Verleger der neuen, von Rosa Luxemburg und Franz Mehring herausgegebenen Zeitschrift „Die Internationale“ in Düsseldorf erging folgende Verfügung des Stellvertretenden Generalkommandos des 7. Armeekorps in Münster: „Durch den Inhalt des ersten Heftes wird der Burgfrieden gröblich verletzt. Ferner wirbt der Inhalt des Heftes für einen Friedensschluß vor Niederbringung unserer Feinde und erläßt die an Landesverrat grenzende Aufforderung an gewisse Partei- und Bevölkerungsgruppen, über die Köpfe der verfassungsmäßig berufenen Stellen hinweg den Abschluß eines Friedens herbeizuführen. Auch ist er dazu bestimmt und geeignet, die zuverlässliche Stimmung des Volkes zu beeinträchtigen, indem er ungünstige Mutmaßungen über die nach dem Kriege sich ergebenden wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Deutschlands als wissenschaftliche Tatsachen vorträgt.

Aus diesen Gründen ordne ich zugleich die Beschlagnahme des ersten Heftes der Monatschrift „Die Internationale“ an und verbiete deren Verbreitung.

Der Kommandierende General
Fr. v. Gahl.“

Die Revolution befreite am 9/11 18 diese wegen Hochverrats festgesetzte Person aus dem Gefängnis. An der Seite des ebenfalls befreiten Karl Liebknechts (fd) machte sie mit den Riesensummen größter jüdischer Bankhäuser den bolschewistischen Spartakusbund aktiv und brachte die seit Jahrzehnten verhetzten, durch Bethmann's Mißregierung aufgepeitschten Massen dahin, daß sie sich, willenlose Herden in der Hand fremdblütiger Führer, in den sinnlosen Straßenkämpfen eines künstlich hervorgerufenen Bürgerkrieges für Juda einfach zusammenschießen ließen. Mitte Januar 19 wurde die L. festgenommen und bei einem Fluchtversuch erschossen (s. Liebknecht).

„Lest die „Briefe von Rosa Luxemburg!““ schrieb am 27/3 1929 Prof. Albert Einstein der Jugend des kommunistischen Kinderheimes Elgersburg. Das von Kommunisten herausgegebene Büchlein „Briefe“ schließt mit dem Satz: „Am 15/1 1919, wurde Rosa in Gemeinschaft mit Karl Liebknecht von der, unter Ebert, Noske, Stampfer und Konforten an der Wiedereinführung des alten Regimes arbeitenden Mörderzentrale gemordet!“ Fridericus 1929, 38.

Eine 4 Seiten lange Hymne von einem gewissen Becker auf den Tod Rosa's stank förmlich zum Himmel:

„O Würze du der paradiesischen Aue,
Du Einzige! du Heilige! O Weib!
Zauberisches Gezeig an Gottes Rosen-Bl-Baum,
Du Silbertau im Steppenbrand,
Einen jeden süßt dein Kuß.
Blanke unschuldsvolle
Keine jungfrauweiße Taube: Glaubensfaß,
Ob Tribünen Altar schwebende Hostie . . .“

Luxemburger, Uß (med. Fakultät), München 1914.

Luzzato, Simone/Simcha, 1590—63, Rabbi und Mathematikus. „Meisterhaft ist L.'s Verteidigungsschrift für das Judentum und die Juden: „Über den Stand der Hebräer“, Venedig 38. Er beschwor darin die Freunde der Wahrheit, die Überbleibsel des alten hebr. Volkes, wenn auch durch Leiden entstellt und verflümmert, nicht geringer zu achten, als ein verstümmeltes Kunstwerk von Phidias oder Apollon, da doch alle Menschen zugeben, daß dieses Volk einst von dem höchsten Werkmeister geleitet worden sei. Der Zweck, den er mit seiner Verteidigungsschrift verfolgte, war zunächst, der Abwilligkeit einiger venetianischer Patrizien gegen die Juden in dem Polizeistaat die Waffen zu entziehen. Mit geschickten Wendungen und Andeutungen gab L. zu verstehen, daß, weil die Wohlhabenden nur auf Erhaltung des Erworbenen und auf Gemüße bedacht waren, der ehemalige venetianische Welthandel nahe daran war, in die Hände Fremder überzugehen. Die Juden seien daher ein Segen für den Staat geworden. Es sei doch geratener, den ausgebreiteten Handel, namentlich nach dem Orient, den eingeborenen Juden zu lassen und sie zu schützen, als ihn den Nachbar-

städten oder ganz Fremden zuzuwenden, die im Lande selbst einen Staat im Staate bildeten und das bare Geld nach und nach außer Landes führten. L. rechnete aus, daß die Juden der Republik jährlich mehr denn 250 000 Dukaten eintrugen, daß sie 4000 Arbeitern Brot gaben, einheimische Fabrikate billig lieferten und Waren aus den entfernten Ländern herbefchafften. Ein Rabbi mußte erst diese volkswirtschaftliche Seite, die die Lebensbedingung für die Inselrepublik war, den weisen Räten vor Augen führen. L. machte noch darauf aufmerksam, von welchem bedeutenden Nutzen sich die Kapitalien der Juden in jüngster Zeit während der Pest und der Auflösung der Polizeiordnung erwiesen hatten, wie sie zuvorkommend dem Staate Geld anboten, um keine Verlegenheit eintreten zu lassen. ... Er schilderte die Juden unparteiisch. „So sehr auch die Weise der venetianischen Juden verschieden ist von den türkischen, dtschen und polnischen, so haben sie doch sämtlich etwas Gemeinsames. Es ist eine Nation von zaghaftem und unmännlichem Sinne, im gegenwärtigen Stande einer politischen Regierung unfähig, nur beschäftigt mit ihren Sonderinteressen und wenig um das Allgemeine bekümmert.“ Dagegen sagte er über die Geheimlehre, als fremdem Ursprung entstammend, dürfte sie eher Kabala als Rabala genannt werden.“ ▼Graez.

Uns geht im Stato di gli Hebrei vor allem das Eingeständnis an: „Handel ist der Juden Gewerbe, da sie zum Kriegsdienst und Ackerbau untüchtig und ungeneigt sehn.“ — Bgl. Herber, Werke 24, 65.

Luzzatti [Lauftatus], italienische Familie, die im 16. Jh. aus der Lauftig zuwanderte.

Luzzatti, Luigi, Uß, Dr. jur., Ministerpräsident a. D., Dr. h. c. (Edinburg), Rom. 1841 Venedig — 27. — Vorf.: Rabbis usw. — Gründer der Volksbank und Postsparkasse Italiens, Antialkoholist, „Volksbeglücker“ wie etwa Marx ▼Hirsch (Hirsch-Dunder'sche Rassen) in Dtschld; Befürworter der großen Aktienbanken, und einer internationalen Finanzkonferenz nach dem Muster der Haager Friedenskonferenz. Ma: Neue Freie Presse, Wien. — Mit 20 Jahren las diese Wunderblume in Venedig über Nationalökonomie; mit 27 war er Uß in Padua, rückte mit 29 auf Jahrzehnte ins Parlament, wurde Generalsekretär der landwirtschaftl. Abteilung im Ministerium, war führend in der Finanz und in Handelsverträgen und war 91, 96, 01, 06 Finanzminister und 10 Jahre als Nachfolger Sonninos Premier. JG sagte 1904: „Er bekämpft die Agrarier, die jetzt so mächtig in Dtschld sind, und macht Propaganda für Handelsverträge, die mittelalterliche Zustände von Europa fernhalten sollen.“ Aus dieser Äußerung der großen amerikanischen Juden-Enzyklopädie geht überraschend deutlich hervor, wie der Kampf gegen die deutschen Junker und Ostelbier seit langem von der ganzen Internationale überall, nicht bloß von der in Deutsch-

land sitzenden, geführt ist, — leider ohne daß die Bekämpften sich dessen recht bewußt wurden; um so leichter aber konnten sie durch den von vielen Seiten vortragenen Angriff der Verschworenen überrannt werden.

WBe 1910, 317: Luzzatti hat sich wiederholt mit Stolz als Jude bekannt. Als ein sozialistisches Blatt ihn im vorigen Jahre als den „Juden Luzzatti“ verächtlich zu machen suchte, schrieb er der Zeitung einen sehr geharnischten Brief, in dem er die Zugehörigkeit zum Judentum als Ruhmestitel bezeichnete und sich scharf gegen Juden wandte, die es unangenehm empfanden, an ihre Abstammung erinnert zu werden.“

L. sah aus wie Napoleon III.: Baden und Hals ineinanderlaufend; unternehmungsgierig; fliehende Stirn; vorgestreckte Nase. Er bekam vom deutschen Kaiser, der dazu von wem gedrängt wurde? — den AWO I., (DfBl 3/7 92).

B: bimetalismo; questioni sociali finanzia ai parlamenti d'Europa; Le pace sociale all'espansione di Parigi. Sein Buch „Freiheit des Gewissens und Wissens, Studien zur Trennung von Staat und Kirche“ wird in „Nord und Süd“ (Prof. Lu. ▼Stein) gelobt.

Stbgr 21/11 02 sagt mit Recht: „Wenn die beiden früheren italienischen Minister Sonnino (sd) und Luzzatti irgendwelche Rundgebungen veranstalten, dann beieilt sich in der Regel auch in Deutschland der offiziöse Telegraph, weitesten Kreisen Mitteilung davon zu machen, und in der gesamten liberalen Presse liest man von Zeit zu Zeit, daß beide Männer die hervorragendsten Finanzgenies Italiens sind und früher oder später wieder leitende Plätze am Staatsruder erringen werden. Weshalb machen die liberalen Blätter fortwährend große Reklame für jene italienischen Politiker? Der Grund ist sehr einfach: beide sind Freihändler und außerdem, was noch mehr sagen will, Juden.“

„Der gewesene ital. Ministerpräsident wurde von der chines. Regierung zum offiziellen Berater ernannt. Luzzatti wird außer in rein finanziellen auch in landwirtschaftlichen Angelegenheiten

Gutachten abzugeben haben. L. gibt deshalb seine Residenz in Rom nicht auf, sondern wird die Leitung einer diplomatischen Hochschule übernehmen, die die chinesische Regierung behufs Erziehung und Heranbildung von höheren Regierungsbeamten in Rom gründen wird". — *Uzi* 4/4 13.

„Daß Juden vortreffliche Genossenschaftler — auch Genossenschaftspioniere — abgeben können, wissen wir aus dem fruchtbringenden italienischen Wirken von Luzzatti und Wollemborg, denen die Genossenschaftswelt die Namen „Schulze = Delizsch“ und „Raiffeisen“ beigelegt hat. Dieser beiden Männer Wirken hat indessen nichts spezifisch Jüdisches oder Konfessionelles an sich. Wollemborg verbündete sich gleich bei Einrichtung seiner ersten Darlehnskasse mit seinem Ortspfarrer; und weitaus die überwiegende Zahl von L.'s Anhängern sind ja Christen.“ *JWo* 13, 288.

BT veröffentlichte Aug. 13 folgendes Telegramm: „Rom, 13. Aug. Der frühere Ministerpräsident Luzzatti hat die Begründung eines internationalen Komitees angeregt, das, im Namen der Zivilisation, Rumänien die endliche Emanzipation der Juden aufnötigen soll. Dem Komitee sollen angehören: Balfour, Professor Cuden, Bisconti Venosta, Martini und andere hervorragenden Männer, unter ihnen in erster Linie Präsident Wilson. Einem solchen (!) derartigen (!) moralischen Druck werde Rumänien schließlich nachgeben müssen.“

Luzzatti brachte diesen „Pro = Rumänien = Nummer“ im *Corriere della Sera* unter. In Rumänien selber hatte Abgeordneter Lehovari am 4/7 den Juden anlässlich des Feldzuges durch das Ministerium das Bürgerrecht verleihen wollen; auch Finanzminister Marghiloman stimmte zu. Aber DTZ sagt: „Auf die kriegerische Tüchtigkeit der semitischen Rasse wirft es ein ziemlich schlechtes Licht, das selbst durch noch so schöne Artikel des Freiherrn von Nithofen in der „Frankfurter Z.“ nicht beseitigt werden kann, daß, wie wir von absolut zuverlässiger Seite erfahren, ca. 80 v. H. der im Ausland befindlichen

rumänischen Juden sich vor dem Kriegsdienst durch ärztliche Atteste gedrückt haben, während die wahren Söhne des Landes sich begeistert zu den Fahnen drängten und nicht erst den Arzt um Rat fragten.

Die Juden sind in Rumänien absolut nicht die Gefnechteten und Unterdrückten, wie die Presse sie hinzustellen beliebt, sondern stehen mit Ausnahme geringer Beschränkungen genau so da, wie in andern Ländern. Sie beherrschen Handel und Geldverkehr in Rumänien fast vollkommen, nur dürfen sie keinen Grund und Boden kaufen. Wenn aber diese Beschränkung aufgehoben würde, so wären die Folgen die gleichen wie überall. Die Juden würden das ehemals gepachtete Stück Land kaufen und damit den Hauptreichtum Rumäniens, seine Bodenprodukte und -schätze, soweit dies nicht schon der Fall ist, in ihre Hände bekommen. Ganz wie bei uns und anderswo.

L.'s Vorgehen bleibt eine unberechtigte Einmischung schlimmster Art in fremde Angelegenheiten und eine der taktlosesten dazu. Was haben Balfour, Cuden, Venosta, Martini, Clemenceau, Barthou, was in aller Welt hat der Präsident, der durch Rassenkämpfe wiederholt zerrissenen Vereinigten Staaten von Nordamerika, Wilson, mit rumänischen Juden zu tun?

Die humanitäre Schwärmerei Wilsons erklärt sich aus dem Umstand, daß er, wie der Weltkrieg bewiesen hat, immer nur der Hausknecht der New Yorker Börsengrößen gewesen ist, und ähnlich mögen die Verhältnisse bei einzelnen anderen Herren liegen.

Über das Beispiel L.'s ist typisch. Ein Volk, das auf höchster Kulturstufe steht, das aus wichtigen Gründen den Juden die Gleichberechtigung versagen mußte, und mit ihm eine zielbewußte Regierung, die aus besonderer Anerkennung Juden, die es verdienten, die hohe Ehre des Staatsbürgerrechtes aus freiem Willen zuerkennen wollte, sie sollen vergewaltigt werden durch das mächtige Judentum! Möge Rumänien daher seine große Vergangenheit nie vergessen, möge es aber auch stets eingedenk sein der hohen Kulturaufgaben, die

seiner warten, und die es nur erfüllen kann, wenn es bleibt, was es ist, ein nach innen und außen gefestigtes Land, in dem ein reines rumänisches Volk wohnt und herrscht."

Im Weltkrieg brauchte „Luzzatti, der „unentwegte Montefiore“ der Neuzeit, der allen internationalen Juden in etwaigen Bedrängnissen als treuer Schildhalter dient, seinem französischen und englandzärtlichen Gemüt weiter keinen Zwang anzutun.“ Budor, Ari-sches Blut 1/10 15.

L. war 1922 Deputierter auf der Konferenz in Genua. Über seine 4 Söhne. WM. (WZ 20/4 22.)

Luzzatto, Arthur (Alfred Schönstorff), Major, 15. Drag., Wien. *1864 Döbling. B: Im bunten Rod; Soldatisches und Menschliches; Skantonierungsbilder.

Luzzatto, Attilio, Rom, leitete die Prozeßkampagne gegen Crispi (id), der 1892, als Freund des Dreikundes, von den Logen gestürzt und bei seiner Zurückberufung 94 weiter von ihnen heftigst verfolgt wurde, wie Brauweiler, S. 44, behauptet, im Gegensatz zu Sig. I., 1099. Vielleicht will man die Freunde der Geschichte auf eine falsche Fährte setzen? WM.

Luzzatto, Benjamine, 1850—93, Dr. med., Uß, Padua. Br: Siloffeno L.

Luzzatto, Ephraim, Literat, Ro. WM.

Luzzatto, Siloffeno, 1829—54 Padua. Er schrieb schon mit 18 Jahren philologische Abhandlungen und beschäftigte sich weiter mit Asien, mit dem Sanskrit, das man, um Assyrisch und Chaldäisch zu entziffern, kennen müsse, und mit den abessinischen Juden oder Falaschas. Br: Beniamino L.

Luzzatto, Moses/Chajim, 1707 Padua —47. Hebräischer Dichter, Rabballist und Rabbi, italienisch-jüdischen Ursprungs. E: reicher Rfm. Jacob L. — Er schrieb mit 19 ca. 150 hebr. Hymnen „nach dem berühmten Muster“ der Psalmen, was ihm einzelne Rabbinen verübelten, und schon mit 17 hebr. Dramen, z. B. „Simson“ und eins à la Guarini: „Der hohe Turm oder die Harmlosigkeit der Tugendhaften“.

„Die lateinische Sprache öffnete ihm das Reich des Schönen und die hebräische die Pforten des Erhabenen. Luzzatto besaß eine zart besaitete Dichterseelen, eine Aolsharfe, die jeder Lusthauch in harmonisch wohlklingende Schwingungen versetzt. Seine poetische Begabung zeigte zugleich Kraft und Lieblichkeit, Fülle der Phantasie und Bilderreichtum, gepaart mit Ebenmaß. Man legt gewöhnlich die hebräische Sprache zu den Toten. In Luzzatto war sie lebensvoll, frisch, jugendlich und wohlklingend. ... Seine Stilgewandtheit verführte ihn auch, die dunkle Sprache des Sohar nachzubilden. Dieses Gelingen erfüllte ihn mit Schwindel und führte ihn auf Abwege. Er bildete sich ein, sein eigenes Gestaltungsvermögen stamme nicht aus seiner Begabung, sondern sei, dem Sohar gleich, das Erzeugnis einer höheren Eingebung. Warum sollte nicht auch er dieser göttlichen Gnadengabe gewürdigt sein? Er lebte in der Täuschung, daß ein göttlicher Geist ihm den tiefen Einblick in die Kabbala erschlossen, die Rätsel gelöst, den Räuel entwirrt hätte.“ Graeg.

Eine Zeitlang hielt sich L. für den Messias und zweiten „Sohar“, weshalb er, besonders, nachdem auch seine Familie verarmt war, verfolgt und gebannt wurde. — O L. des Rabbi David zu Mantua. — Später ging L. nach Holland und lieferte dort der neuhebräischen Poesie ein Kunstwerk, wie sie kein zweites aufzuweisen hat, ein in Form, Sprache und Gedanken vollendetes Drama, ein Denkmal seiner reichen Begabung. Unter

der bescheidenen Form eines Gelegenheitsgedichtes zur Hochzeitsfeier seines Jüngers Jakob de Chaves mit der edeln Jungfrau Rachel da Rega Enriques veröffentlichte er seine dramatische Schöpfung: „Ruhm den Tugendhaften (La-Jeschaim Tehilla).“

Schließlich zog er nach Palästina, wo er eine Messiasrolle spielen wollte, aber mit Weib und Kind an der Pest verstarb. — JG; G.

Luzzatto, Ricardo, Abgeordneter, Rom, — gehörte 1860 zu den 1000 Freischärlern, die mit Garibaldi zur Eroberung Siziliens auszogen. DBE 13, 7: „Man hat letzthin versucht, ihn in den Prozeß wegen Vergeudung öffentlicher Gelder bei Erbauung des Justizpalastes in Rom zu verwickeln.“ WM.

Luzzatto, Samuel David, 1800 Triest —65. Professor am Collegium rabbinicum in Padua, „ein edler Mensch, Muster der Uneigennützigkeit, der aufopferndste Freund ... Kenner des Italienischen, schrieb Klassisch hebräisch, gewandt französisch und lateinisch! Einer alten Familie von Gelehrten und Dichtern angehörend, war er hervorragender hebr. und auch ital. Dichter, von umfassender Gelehrsamkeit: gründlicher Sprachforscher und Grammatiker, Übersetzer und Erklärer der heiligen Schrift. Er hob die mehrere Jahrhunderte verborgenen Schätze der spanisch-jüdischen Dichter. ... Streng religiös, war er Feind der Bibelkritik und grollte selbst dem Maimonides. Sein in hebr., ital. und franzöf. Sprache geführter gelehrter Briefwechsel, durch die außerordentliche Pietät seine Söhne der Öffentlichkeit übergeben, ist eine reiche Fundgrube für die jüd. Wissenschaft.“ ▼Kasferling. — „Die hebr. Sprache bis in ihr feinstes Geäder und grammatikalische Kleinigkeiten verstand niemand tiefer als L. ... Wenn Krommal und Rapoport die Väter der jüd. Geschichtsbearbeitung genannt werden, so war L. ihre Mutter.“ ▼Graeg.

B: Hebr. Gedichte, 25; Grammatica della lingua ebraica; Grammatica del caldeo-biblico; Lieder des Jehuda ha-Newi; Buch Hiob mit ital. Übersetzung. — Er hatte ein schlaues, zusammengebrücktes Gesicht, mit großem, aber nicht günstigem Oberlopf.

E: Ffaia L., Dr. jur., Padua. B: Il Giudaismo illustrato, 48, usw.

Lyhuc, S. M. = Marie Herzfeld.

Lymar△, von, Fürst Ernst, O Luise Löwenstein (wann? Vater des wegen Verstoß gegen § 175 verurteilten Grafen?). WM.

Lynkeus = 1. Joseph Popper; 2. Max Wittenberg.

Lyon, Camille, Vizepräf. im Kuratorium der Staats-Eisenbahnen, Paris. 1911. — JH.

Lyon, George Lewis, Journalist. — Ro.

Lyon, Gustav, Berlin SW 68, Schützenstr. 8. Verlag, Kunstanstalt für Modereklame. Seit 1865 Zweighäuser: Paris, London, Wien, Amsterdam, Zürich, Warschau, Budapest und Stockholm. Inh: Louis und Hermann Joseph, Verlag: „La Mode Artistique“, „L'Idéal parisien“, „New Ladies Fashions“, „La Mode de Paris“, „La Toilette Moderne“, „Blouses Artistiques“, „Die Mode“, „Chapeaux Modernes“, „Praktische Damenschneideret“; Lyon's „Hut-Album“, April 1914 (WBrfenblatt (12/2) enthielt 106 zum größeren Teil kolorierte Modelle modernster Damenhüte für Frühjahr-Sommer 1914, nebst Beilage mit Abbildungen von Drahtfacons. Dtscher und französischer Text. M. 1.20. Kommission: New York, S. Reinach; Prag, Jan Kratina. — Wir haben damals leider veräümt, uns dies Unikum zu beschaffen. WM.

Lyon, Robert, JG, 1810 London —58 N. York, Rfm., dann Journalist, ging 44 nach Amerika, wo er zu gleicher Zeit die erste j. Wochenschrift „Asmonean“ und eine Handels-Z. „Mercantile Trade“ redigierte.

Lyon-Allemand, franzöf. Antichrist, — verklagte März 1885 den frommen Lehrer △Pelissier aus Chaptal, beim Stadtrat. B. hatte in seinem mit dem Montyon-Preis gekrönten Buch „l'antiquité chrétienne“, den sittlichen und fruchtbaren Einfluß des Christentums zum Ärger der Juden gerühmt und wurde daher nach 25jähriger Dienstzeit schlicht seines Amtes entseht. Der gute Pelissier hatte also nicht mal gegen die Juden besonders „gehört und damit „negative“ Arbeit geleistet, sondern

sich rein positiv nur für seinen überkommenen Glauben eingesetzt; aber schon das ist strafbar.

Byron-Caen, Charles, Dr., Uß (Recht), Mgl. der Akademie für politische und Moralwissenschaften, Paris. 1913.

Byron, „Maison“, Unternehmer, London, der Court-Exhibition, Crystal Palace und über 40 Restaurants der Stadt mit Nahrungsmitteln „versorgte“, wegen Behandlung seiner Angestellten mehrfach verklagt. Angl J 363. —

Byron, Danny, Führer der „Byron“-Mäuber, N. York, wohl der wildeste Verbrecher seiner Zeit. — Asbury, Unterwelt N. Yorks, 1930, S. 179: „Er war einer der ersten Wandenführer, die sich Frauen als Mägebinnen hielten. Nur selten unternahm er was, ohne es mit seinen Mädeln, Bizzie, „Der Taube“, der „Sanften Grete“ und Käthe, dem „Häschen“ zu besprechen, die alle stolz und freudig für ihn auf die Straße gingen und ihm getreulich ihren Verdienst ablieferten. Trotzdem war Byron nicht zufrieden mit der Art, wie die 3 ihn unterhielten, und fügte noch eine vierte, die „Hübsche Kitty“, seinem Harem hinzu. Vorher aber mußte er ihren Geliebten, Joseph Quinn, aus dem Felde schlagen, der ihm ewige Rache schwor. Mehrere Monate lang knallten die beiden aufeinander los, sobald sie sich über den Weg liefen. Beide feierten den 4. Juli durch ein schweres Trinkgelage, und als sie am folgenden Morgen in den Five Points einander begegneten, waren sie besonders blutdürstig. Sie eröffneten also quer über den Paradiesplatz hinweg ein Gewehrgefecht, und Quinn fiel mit einer Kugel im Herzen. Byron mußte sich daraufhin mehrere Monate versteckt halten, wurde schließlich aber doch ergriffen und am 21. August 1888 hingerichtet. „Käthe, das Häschen“ und die „Hübsche Kitty“ gaben sich mit einem Wäfeljuden zufrieden und schafften sich neue Liebhaber an, die „Sanfte Grete“ jedoch und „Bizzie, die Taube“ erregten in der Unterwelt durch Anlegen von Witmentracht und eine strikte Weigerung, vor Ablauf der Trauerzeit geschäftliche Verabredungen einzugehen, Aufsehen. Trotzdem mußten sie gelegentlich ausgehen, um sich aufzumuntern, bis sie eines Nachts in einer Bowerly-Spelunke zusammentrafen und sich stritten, wessen Trauer die größere sei und an wem Byron mehr gegangen hätte. Die „Sanfte Grete“ schnitt endlich „Bizzie, der Taube“ mit einem Käsemesser die Gurgel durch, und Bizzies letzte Worte waren, sie würde die „Sanfte Grete“ in der Hölle wiedersehen und ihr dann die Augen austragen.“

Byron, Joseph Sir, *1848 London, Dir: Fa. J. L. — and Co.; Strandhotel. 1911 nobilitiert. G.

Byron, Sophie, „Königin der Einbrecherinnen“, N. York, berichtete, laut BX 25/7 1913, selber in „New York American“ über die Kunst, Juwelen zu stehlen: „Aus der Zeitung erlah sie einmal, daß eine Hochzeit in höchsten Gesellschaftskreisen bevorstände, bei der viel Schmuck unter den Hochzeitsgeschenken sein mußte. Sie wußte zwar, daß die Hochzeitsgeschenke durch Detektiven bewacht würden, dennoch wollte sie Diamanten stehlen. Sie baute auf den wohlthätigen Neigungen des Brautvaters ihren Plan auf. Als fromme Schwester verkleidet, kam sie mit der Bitte, die Blumen, die die Festräume geschmückt, für ihre Kranken mitzunehmen. Das wurde erlaubt, sie besud eine Dienerin mit Blumentöpfen und packte sich selbst ein paar Blumenarrangements in die Tasche, wobei sie Schmuckstücke geschickt mitgehen ließ. Ein prachtvolles Schmuckstück, das sie auf 50 000 Dollars schätzte, zog sie begreiflicherweise besonders an. Sie hatte es schon in der Hand, als plötzlich ein Detektiv von hinten sie fragte, was sie täte. Die würdige Dame faßte sich rasch und sprach, getreu ihrer Rolle: „Welche Geldverschwendung, welch eitler Tand! Dieses glitzernde Glas ist nun Tausende von Dollars wert. Wie viele Beiden könnte man mit dieser Summe lindern!“ Dann legte sie das Schmuckstück mit scheinheiliger Miene wieder weg, und der Detektiv war so gründlich hineingelegt, daß er ihr eine kleine Summe für ihre Armen schenkte. Sobald er ihr den Rücken dreht, nahm sie das Stück natürlich doch an sich.“

Byron, Zigaretten; Tabakbörse, 27/9 1913.

Byron, Nicolas de, französischer Bibelforscher, JE. 1270 Byre, Normandie — 1340 Paris; Franziskaner, Dr. theol.; er schrieb antise mitisch: „de Messia ejusque adventu praeterito“, wollte die Bibel vor allem buchstäblich auslegen, fand Taten des NT in Worten des NT erfüllt, verfaßte zahlreiche „Postillae“, „Moralia“ und war Jahrhundertlang hindurch geschätzt: „Si Byron non irascit, Lutherus non saltasset“.

Byron, Louis, 1764 London — 92, Rfm. in Paris. Er war am Diebstahl der französischen Krondiamanten während der großen Plünderung in den Nächten des 11., 13., 15/9 92 beteiligt. Als einer jener kleinen Diebe, wurde er — während die andern frei herumliefen — überführt, an Moses Trenel Perlen und Diamanten des Kronschates verkauft zu haben, und daraufhin am 12/10 92 hingerichtet. Noch viele andre Juden waren an diesem Handel beteiligt: De L'campo-Deschamps; Dacosta; Lion Ruef und Frau Dehda Ruef; Szrael; Aron Homberg; Anglès, pere et fils, usw., die teils dem Henker verfielen, teils mit der Beute entwichen, oder sie dem Benedikt Salomon verkauften, der bei dieser Gelegenheit für 150 000 Franken seine Perlen erwarb. Andere schienen vorsichtiger oder furchtsamer. Im „Thermomètre du jour“, Montag, 24/9 1792 steht: „Etwa 30 Diamanten aus dem Kronschate sind heut dem Gerichtsschreiber der Gemeinde in einem Briefe seitens der Juden Anselme und You übergeben worden, die diesen zum Kauf angeboten waren.“

Das erste, wodurch die Juden sich also der ihnen geschenkten Emanzipation würdig erwiesen, war, daß sie sich über die Krondiamanten hermachten. Bei Plünderung der Mobilienkammer der Krone spielten sie die Hauptrolle.

„Dieser Raub ist ein Zeugnis der Zeit; wenn man sieht, wie jene während zahlloser Generationen mühsam angehäuften Schätze, jene königlichen Kronen, jene Kelche, die von Richelieu erworbenen Edelsteine, alles Erinnerungszetken an prächtliebende und glorreiche Zeiten, von den elenden flüchtigen Räubern in die Rinne geworfen, dann in größter Hast auf den sandigen Böschungen der Seine geteilt, in Erdlöcher geborgen und in allen möglichen Kneipen unter Lumpen versteckt wurden, — gleicht dies nicht einem Gemälde, auf welchem die herrliche Vergangenheit Frankreichs den Horden der weltbürgerlichen Revolution überliefert wird?“ — Drumont.

Byron△, Tierarzt in einer Kosakendivision, Warschau — heiratete 1886 nach jüdischem Ritus eine Jüdin (*1868), „Dniwnik Warsz.“ berichtet: „Seit dem Tage, da sie das elterliche Haus verlassen, haben die Juden alle Anstrengungen gemacht, um die Taufe zu verhindern. Und nach der Taufe und Verheiratung hörten Eltern, Verwandte und andere Juden nicht auf, sie auf Tritt und Schritt zu verfolgen, so daß sie überall von jemandem begleitet werden mußte, um gegen Verleumdungen geschützt zu werden. Man mußte sie buchstäblich versteckt halten, so daß sie die ersten 3 Monate nach der Taufe im Hause des Geistlichen, der die Taufe vollzogen, zugebracht hat. Am 27/9 begleitete sie ihr Mann zu seinem Kommandanten auf dem Nowy-Bjajzd im Gebäude der Realschule. Gegen 9 Uhr abends verließ sie dessen Haus zum ersten Mal ohne Begleitung und kehrte nicht zurück.“

Der „Osterr. Bf.“, 7/11 1886, führte die nun nach Dtschland hinüberspielende Geschichte weiter aus: „Als sie sich auf die Straße wagte, traten 2 Juden an sie heran und teilten ihr mit, daß ihre Mutter sterbenskrank sei und vor dem Tode sie noch einmal sehen möchte. Arglos ging sie in die Falle. Als sie das Haus ihrer Eltern betrat, wurde sie gefesselt, am Mund mit Tüchern verbunden und wahrscheinlich narlotisiert. Als sie erwachte, befand sie sich in Berlin. Hier schlug man ihr vor, sie zu ihrem Manne nach Warschau zurückzubringen. Statt dessen brachte man die Armste nach Hamburg, um sie nach Amerika zu schaffen, wo der von den Eltern für sie bestimmte Bräutigam sich befände. Die Warschauer Polizei ermittelte jedoch, daß Frau Byron nach Berlin

gebracht sei und sandte zwei Agenten dahin, denen es in Hamburg glückte, die Entführte im Hafen anzutreffen; einige Stunden später hätte man sie schon auf ein Schiff spediert und nach Amerika geschickt. Nunmehr befindet sich die ihren Entführern Entrissene wieder im Hause ihres Mannes. Die Teilnehmer an diesem Verbrechen sind arretiert und werden der wohlverdienten Strafe nicht entgehen."

Assimilation und Semi-Allianzen werden also von Ostjuden ganz ehrlich als etwas Ruchloses empfunden und verfolgt, während sie doch von Westjuden aus rassenpolitischen Gründen empfohlen werden können. Das scheint ein Widerspruch, aber der Unterschied in der Behandlung ein und derselben Frage ist durchaus verständlich. Das Ostjudentum muß als Urzelle der Gegenrasse sich besonders rein halten und muß jede Abweichung vom Gesetz strenge strafen, damit aus seinen unverbauten Beständen das Gesamtjudentum jederzeit die nötige natürliche Auffrischung und Erholung schöpfen kann. — Das Westjudentum dagegen dient dem Gesamtjudentum am besten dadurch, daß es, als vorgeschobener Posten in die Nichtjuden hineinragend, um sich herum ein Glacis von Mischlingen und Neuchristen zu legen sucht, die blutsmäßig mit ihm verbunden und nur scheinbar zu den Feinden gehörend, es schützen, ihm selber aber auch gestatten, ungestörter in die Gebiete der Nichtjuden hineinzuweichen und dort die dem Gesamtjudentum förderlichen Raubzüge auszuführen.

Ost und West, und auch alle anderen Gruppierungen der Juden haben also jede ihre eigene Aufgabe, wollen aber letztlich alle dasselbe, nämlich die schrankenlose Ausdehnung ihrer parasitären Gegenrasse, — diesem größeren Ziel ist der eine Teil in dieser, der andere Teil in jener Art zu dienen bestimmt, bei welchem Wechsel nichtjüdische Rassen oft an der Einheitlichkeit des Judentums zweifeln und bald Ostjuden und Strenggläubige, bald West- und Reformjuden für begehrenswerter halten: „Beim echten Talmudjuden wisse man doch, woran man sei“, „die Westjuden sind nicht so schlimm, sie sterben an Kindermangel“ usw. Aber alle diese Schattierungen haben in Wirklichkeit gar nichts zu bedeuten, weil doch unter jeder Farbe die Deutegler und der tödliche Haß gegen die Nichtjuden glimmt.

Thjis, s. Detalleur.

Thwen. Ein Jude, Werner Benno Lewysohn, in Deutschland, wurde 1930 durch das Preussische Justizministerium in „Thwen“ umgetauft. — Dieser neue Name ist zunächst eine vorzügliche Deckung des Juden Lewysohn gegenüber allen Nichtjuden, die dahinter nichts Jüdisches vermuten und deshalb die sonst gegen Juden übliche Vorsicht glauben außer Acht lassen zu dürfen. Denn das merkwürdige „Thwen“ gleicht anderen seltsam klingenden, aber deutschen Namen, die wie z. B. Liedtke, Veichardt, Radlee usw., früher einen trefflichen Sinn hatten und ihn natürlich auch jetzt noch bewahren, aber in der neu-hochdeutschen, verstümmelten oder verkürzten Form ohne die Hilfe von Heinze-Cas-corbi's volkstümliche „Deutsche Familiennamen“, Halle a. d. S. 1926, nicht zu entziffern sind. So erscheint „Thwen“ unverfänglich-nichtjüdisch; Lewysohn, der aus wer weiß was für geschäftlichen und gesellschaftlichen Gründen nicht als „Sohn eines Lewy“ erkannt werden wollte, hätte ihn sonst auch nicht gewählt.

Aber mit „Thwen“ läßt sich noch mehr anfangen: durch diesen Namen kann ein Jude nicht bloß auf der einen Seite seine Rasse amtlich und öffentlich verdecken und verschleiern, sondern gleichzeitig geheim sie da offenbaren, wo es ihm vorteilhaft scheint, nämlich seinen Brüdern in Mosé, also der Alliance Israélite Universelle, gegenüber, wo „einer für alle, alle für einen“ sind. Man mache mal im Ausland die Probe und lege Juden in Frankreich, in Amerika oder Asien, z. B.

dem Bizetkönig von Indien, Lord Reading, gebor. Isaac Rufus, der sich einst mit Lloyd George in Marlton-Villen seltsam betätigte, ohne doch aus seiner Laufbahn herauszufallen, oder dem australischen Reichsverweser, Generalgouverneur Isaac Isaacs in Melbourne usw., ohne lange Erklärung den Namen „Thwen“ vor; man wird dann ohne weiteres aus dem Benehmen dieser französischen, australischen oder amerikanischen Juden schließen können, daß sie „Thwen“ für einen ihrer Leute halten, dem nicht zu schaden, sondern zu nützen ihr jüd. Gesetz verlangt. Die ersten vier Buchstaben von „Thwen“ — das „n“ ist belanglos — werden nämlich von den Juden der ganzen Welt, die alle in den Rechnereien und Kunststücken des Talmud wohl geübt sind — *primum in vista* durch einfachen Wechsel der Vokale als verdecktes „Lewy“ erkannt. „Thwe-n“ ist also ein Paßwort, das den vor uns Nichtjuden sorgsam vertarnten „Sohn des Lewy“ den Rassegenossen zugleich wieder ohne Vertarnung zeigt, so daß sie nun alles, was den „nichtjüdisch“ verkleideten Werner Benno Thwen betrifft, der doch anscheinend gar nicht zu ihnen gehört, auf den bloßen Klang des Namens als blutsverwandt und jüdisch zu fördern verpflichtet sind — auch wenn sie den Namensträger selber nie persönlich sahen oder zu sehen bekommen und wenn daher der foetor judaicus, Nase, Auge, Weine und sonstige körperliche Merkmale wegen der Entfernung ausgeschaltet sind. [Vgl. Sig. I, S. 39 und I, S. 1139.]

Nachtrag.

Lehmann, Emil (vgl. Sig. III., 994). Aus seinen Gedichten „Höre Israel“ seien die folgenden lägenhaften Verseleien gegen die Judentümer und für die Attentatmörder erwähnt:

„Sei stolz, mein Sohn! Um Judentume
Gib's keinen Schatten, gib's nur Licht.
Wer's kennt, ist voll von seinem Ruhme,
Wer's übt, lebt, liebt nach Recht und Pflicht.“

Verlorene.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.
Ein Märchen aus uralten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Das Märchen von Brunnenvergiftung,
Das Märchen, daß jegliche Not
Beruh' auf der Juden Anstiftung —
Dies Märchen schafft Wein mir und Brot.
Dies Märchen hat Flammen entzündet,
Hat Juden verbrannt und verbannt,
Und wo man es heute verflüdet,
Wird's jubelnd als Wahrheit erkannt.
Dies Märchen erspart mir das Denken,
Das Forschen nach eigener Schuld;
Unschuldige Menschen zu kränken
Ist leichter als Fleiß und Geduld.
Sonst schaffte die Juden der Stöcker (sb)
Ins Feuer, ins Eisen hinaus. —
Doch leben sie heute noch — und jeder,
Als ehemals — im eigenen Haus.
Ich möchte vor Ärger zerplatzen,
Wenn ich einen Juden erblick,
Ich möcht' ihm die Augen austragen,
Zumal, hat er Geist und Geschick.
Das erboht mich lang schon im Stillen,
Nun bricht es sich offen Bahn —
Und das hat mit seinen Bazillen
Der Haß und der Brotneid getan.
Und will mir nichts Rechtes gelingen,
Entgleist' ich im Leben der Bahn —
So kann ich doch schimpfen und singen:
„Das haben die Juden getan“.

Ist denn in deutschen Landen Sterbezeit?
Brennt in uns nicht die tiefe Scham?
Warum beugen wir uns in Gram und Leid?
Wissen wir nicht, warum 's so kam?

„Herr, mach uns frei“ von Otto Genzel.

Mag des Lebens Sturm Dich schütteln,
Mag das Schicksal hart Dich rütteln,
Was auch immer mag geschehen,
Eines bleibe fest bestehen:
Immer sei die Losung Dein,
Treu und wahr und deutsch zu sein!

„Trotzig Geschlecht“ von Joseph Lang.

Heilige Flamme
Der Vaterlands Liebe,
Lod're,
Lod're
Himmelwärts auf!
Lichterloh brenne!
Laß deine Funken
Prasselnd zerfliegen;
Lasse sie zünden,
Wohin sie fallen,
Größeren Brand!

„Trotzig Geschlecht“ von Joseph Lang.

Am Himmel jagen, vom Sturm gehezt
Nächtlich die Wolken, zerrissen, zerfezt
In rasendem Lauf.
Der Sturm brüllt auf
Wie ein waidwundes Tier,
Fegt über die Stoppeln voll Ingrimm einher
Und feucht und schnaubt wie das wilde Heer,
Und heult und wütet und pfeift und lacht
Voll grimmigen Hohnes, und schreit in die Nacht:
He, holla Ihr Schläfer, nun aufgewacht!
Die Stunde will Kampf!
Das Leben will Kampf!

„Trotzig Geschlecht“ von Joseph Lang.

Und komme immer, was da kommen mag:
Dir, Vaterland, weih' ich mein ganzes Leben;
Deutsch wär' ich nicht, wollt' ich's für Dich nicht geben.
Dir weih' ich mich mit jedem Herzensschlag.

„Trotzig Geschlecht“ von Joseph Lang.

M

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag,
mit heißem Blut und harten Händen.

Er kann durch einen harten Schlag,
er kann an einem starken Tag

— hat er nur Mut —
das Schicksal wenden.

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag.

Bogislav v. Selchow.

M., Rabbi, *1882 -- wurde vom Schöffengericht zu Hamburg vor einigen Jahren zu 20 M. und 10 Tagen Haft verurteilt. Er hatte an der Kofferausgabestelle eines Berliner Bahnhofes einen fremden Koffer als seinen bezeichnet und auch erhalten und löste eine Karte Berlin-Schwarzenbel, in der Annahme, daß sich dort ein Jsr. Asyl befinde, wo er Mittel zur Weiterreise erhoffte. In Schw.-Hamburg angekommen, hätte er seinen Irrtum eingesehen und sei ohne Karte nach Hamburg weitergefahren, wo er verhaftet wurde. Auf die Frage des Richters nach seinem Beruf antwortete er: „Schlichter [„Schächter“?] und Prediger; er habe den ganzen Tag im Talmud gelesen.“ — „Und dann betrügen Sie?“ — Der Angeklagte unter Tränen: „Mein Vater und auch der Talmud haben mich gelehrt, daß ich meinen Vorteil suchen soll!“ Nach dem Urteil wurde M. auf freien Fuß gesetzt (Untersuchungshaft angerechnet) und von einem im Saale anwesenden Kassengeossen empfangen und weggeführt. — WM.

M., B., Mehger, Homburg v. d. S., wurde vom Schöffengericht 1899 (DB 2/9) zu 30 M. verurteilt, weil er einen im städtischen Schlachthaus frisch geschlachteten Ochsen abzuhäuten begonnen hatte, als er noch lebte. Es wurde erwiesen, daß das Tier, während ihm die Haut abgezogen wurde, womit der Angeklagte wenige Minuten nach der Schächtung begann, noch Lebenszeichen durch Zappeln mit den Beinen von sich gegeben hatte. Der Angeklagte nannte diese Bewegungen keine Lebensäußerungen, sondern „lediglich Nerven-zuckungen“. Der Vorsitzende hob hervor, daß zur Abhäutung erst nach dem völligen Ableben geschritten und nicht durch des Tiers schmerzhaftes Zucken und Bewegungen die Gefühle des Publikums verletzt werden dürften.

Maag, Lehrer, Elberfeld, O. 2 Söhne: 1. Walter, Arzt in München; 2. Billy, theolog. Oberlehrer in Duisburg, früherer Lehrer am Missionshaus der Rhein. Missionsgef. zu Warmen. 1914.

Maas, Eduard, Bankier, Charlottenburg, — brach 1893, die Nichtjuden, die ihm Gelder und Papiere anvertraut hatten, schädigend, zusammen. Die „Geschichte der Frankfurter Zeitung“ schreibt, S. 687: „Seine Kundenschaft umfaßte viele Pastoren, daher bei ihm ansehnliche Gelddeträge für Kirchenbauten hinterlegt waren; auch fehlten bei ihm Depots. Ungeheure Beängstigung ergriff in Berlin weite Kreise. Bei vielen Bankfirmen vollzog sich ein Ansturm der Depotgläubiger. Zu einem altangesehenen Bankhause drängten sich die Rückfordernden bis auf den Straßendamm, man rief nach der Polizei, hier und da wurde auf Denunziationen gerichtliche Untersuchung eingeleitet.“

Maas, Joseph, „engl.“ Sänger, 1847 Kent — 86 London. JE.

Maas, Meyer, #, 1880, Heil 26, Frankfurt a. M., wo er u. a. den „Dtshen Rechtschreibverein“ gründete. — „Erst Advokaten-schreiber, wurde er bald Winkeladvokat, der sein „Geschäftchen“ zu machen versteht. Er

gründete „Maas' Zentralstelle, Bureau für Schuldeneintreibung“ und den Ver. „Vorsicht“, dessen „Mitglieder“ gegen jährlichen Beitrag Einbild hatten in eine von ihm geführte Liste solcher Personen, die wirklich oder angeblich irgendwem etwas schuldig waren — ein gemeingefährliches Unternehmen, schon aus dem Grunde, weil es ohne Kontrolle jedermann, ohne daß er eine Ahnung hatte, materiell auf das tiefste schädigen konnte. Sodann begann er die Herausgabe der „Vorsicht“, Organ gegen schädliches Kreditgeben“, das gegen ziemlich hohen Satz den „Mitgliedern“ seines „Vereins“ „vertraulich“ zugehen sollte. Diese „Vorsicht“ hatte natürlich nicht den ganzen Inhalt der Listen, die Maas sonst führte, denn sie war ja zu kontrollieren; aber sie genügte, um bald zu einer Art Schrecken zu werden, und zwar hauptsächlich für den — besonders in abnormen, die Spaltung der Bevölkerungselemente wirtschaftlich fördernden Zeiten — zahlreichen Teil der Bevölkerung, deren wirtschaftliche und damit gesellschaftliche Existenz auf der Schärfe des Messers steht. Aber auch die schon verarmte Klasse, die nichts mehr als die Hoffnung hat, blickte auf jenes Organ des sagenhaften ehemaligen Mönches mit Abscheu. ...“ Germanicus Frankf. Jud.

Maas, Myrttil, franzöf. Mathematiker, 1792—65 Paris. „Als Jude kriegte er keinen Universitäts-Lehrstuhl“, klagt JE. Es ist in allen gebildeten Ländern höchst bedauerlich, daß die nichtjüdische Bevölkerung nicht immer gleich jeden Juden zum pensionsberechtigten Professor macht. Dafür wurde M. Präses einer von den ▼ Foulds gegründeten Versicherungs-gesellschaft, und außerdem Vizepräses des jüd. Konsistoriums.

Maas, Otto, Dr. phil., UB (Biologie), München, Nicolaiplatz 11. *1867 Mannheim. Er schreibt dtsh, aber auch französisch, z. B. Des Médufes de l'Expédition Antarctique Française, 08.

? **Maas**, Heinrich, Prof., Porträtmaler, O. Charlottenburg, erschloß bei einer ehrengerichtlichen Untersuchung, Herbst 1913, im Landwehrkasino in Charlottenburg den Rittmeister d. R. (Deuher Kür.-R. 8) v. Westernhagen, weil dieser ihn geschlagen hatte. „Der Fall gewinnt Bedeutung durch die Haltung der Presse. Die erste Nachricht, von einer Vorzeitung verbreitet, lautete dahin, der Professor sei gemarnt worden, weil der Rittmeister ihm körperliche Züchtigung in Aussicht gestellt hätte. Da der Offizier ein Hüne war, der Professor jedoch ein schwaches Männchen, so habe er zu seinem Schutze einen Browning gekauft. Mit verblüffender Sicherheit erklärte das Blatt gleichzeitig, weil der Professor in der Notwehr gehandelt, würde gegen ihn keinesfalls Anklage erhoben werden! Das druckten viele Zeitungen nach, nur vereinzelt trat eine etwas abweichende Anschauung zutage. Dann tiefes Schweigen im Blätterwalde...!“ Der Fall des jüd. alliierten Professors war für die Öffentlichkeit erledigt. „Es wurde berichtet“, sagen weiter die Vorposten, „Prof. M. sei nach einer Bernehmung vor dem Ehrenrate im rechten Flügel des Land-

wehrtauglich auf dem Treppenabsatz vom Rittmstr. v. W. geohrfeigt worden, der in einem Zimmer unter dem Verhandlungsraume auf seinen Gegner gewartet und bei seinem Erscheinen schnell die Tür geöffnet hatte. M. soll darauf sofort den Schuß abgegeben haben! Das erscheint nur erklärlich, wenn die entschärzte Pistole bereits zur Hand war. Wenn die Waffe zu dem Zwecke angeschafft wurde, bei einer körperlichen Beleidigung zur Abwehr zu dienen, so kann Anklage wegen sorgfältig geplanter Körperverletzung mit tödlichem Ausgange erhoben werden. Hätte M. seinen Gegner mit einem eisenbeschlagenen Stöckel schwer verletzt, so konnte noch straflose Überschreitung der Notwehr angenommen werden, wer sich aber mit einer tödlichen Waffe versieht, um seinem Angreifer entgegenzutreten, kann die Voraussetzung der Bestürzung, der Furcht oder des Schreckens nicht für sich in Anspruch nehmen, denn er hat sich ja gegen den erwarteten Angriff gerüstet! — Das Verfahren gegen M. wurde im November eingestellt.

Maassen [aus Manasse?], preuß. Finanzminister, †. Seine Söhne wurden 1837 nobilitiert. Ⓒ.

↓ **Macaulay**, Thomas Babington, Lord, Geschichtsschreiber und Politiker, 1800–59, London. So glänzend sie geschrieben sind, so wenig tief sind seine Werke, denn von der Judenfrage hat der berühmte englische Staatsmann keine Ahnung, wenn er 1831 in der Edinburgh Review und 33 im Unterhaus, auf Grund einer Schrift des Francis Henry Goldsmid, 1829, für die Emanzipation eintrat. Er durchschaute weder die Zudringlichkeit des Juden, noch die Gefährlichkeit seiner Brüder und Genossen, wollte sich selber vor dem Volke wohl als besonders vorurteilslos zeigen und durfte durch Jehovas Gnade denn auch noch kurz vor seinem Tode die von ihm mit vorbereitete Emanzipation miterleben. Natürlich hat er sich nicht durch das Geld, aber durch die Worte der Juden bestechen lassen; man weiß da wirklich nicht, was schlimmer ist, im Erfolg kommt jedenfalls beides auf dasselbe hinaus.

• **Maccabaeus**, The — ein jüdisch-nationaler Klub in London, der 1891 aus den seit 85 um Asher J. Meyers vereinigten, „The Andersoning Jews“ genannten Sozialisten hervorging. Der erste Präses des Klubs war Solomon J. Solomon (Id). Die „M-“ riefen verschiedene Vereinigungen für die jüdische Jugend ins Leben, auch die Milizhorde der Jewish Lads Brigade. — JB 1909.

Maccabäer [Mac-Kabi, Sohn Kabi's], eine im jüd.-syrischen Kriege 167–160 v. Chr. vielfach tätige Judenfamilie, bestehend aus einem Vater Matathias Ben Simeon Hasmonai mit 5 Söhnen, darunter der auch durch Handels Oratorium und D. Ludwigs Tragödie bekannte Juda Maccabi; „sie haben einen Aufschwung und eine Erhebung herbeigeführt, die das Judentum für alle Zeiten gestärkt haben“, ▼ Graeg. Nach mehreren Siegen zog Juda M., von G. sehr wirksam beschrieben, in Jerusalem ein: „Der Anblick der heiligen Stadt war niederbeugend für ihre treuen Söhne, die für deren Ehre ihr Herzblut verspritzt hatten. Sie glich einer Einöde, in der nur ihre Verächter sich frech tummelten. Verödet war besonders das Heiligtum, die Torflügel verbrannt, die Hallen zerstört, überall Götzenaltäre, und auf dem Altare das Bildnis des Olympischen Zeus, „des Greuels der Vermüstung“, und Bildnisse des frechen Antiochos. Die heiligen Kämpfer durften sich aber nicht der Trauer und dem Schmerze über die Vermüstung und Entweihung hingeben, sondern mußten rasch handeln, um nicht bei dem Werke der Reinigung plötzlich gestört zu werden. Ihr erstes Geschäft war, das Zeusbild zu zerstören und die Steine, sowie alle unreinen Gegenstände aus den Nischen zu entfernen. Aber auch den Altar beseitigten sie; durch die an ihm vollzogene vielfache Entweihung schien es ihnen nicht mehr würdig, auf ihm zu opfern. Darauf wurde ein neuer Altar errichtet. Neue Torflügel wurden eingehängt, neue Tempelgefäße hergestellt. In 3 Wochen waren alle diese Vorbereitungen vollendet, und am frühen Morgen des 25. Kislew (Nov. 165) wurde die Tempelweihe mit Opfern und Dankbeten vollzogen. Andachtsvoller und inniger sind

wohl die 2 vorangegangenen Einweihungen des Heiligtums nicht begangen worden. Die reinsten Gefühle durchzogen das Gemüt der Anwesenden. Die Besonnenheit und die Todesangst, die nahe an 3½ Jahre gedauert hatten, lösten sich von ihrer Brust und machten der Seelenfreudigkeit und dem hoffnungsreichen Ausblick auf die Zukunft Platz. Die Weihe bezeichnete den Sieg des Judentums über das verfeinerte hellenische Götzentum, des Gottes Israels über die Abgötter. 8 Tage dauerte die Weihefeier, wobei die Leviten in Chören Dank- und Lobpsalmen sangen. Sie hatten reichen Stoff, dem Herrn neue Lieder ob der erlebten Errettung zu singen. Das ganze Volk aus allen Städten Judäas beteiligte sich daran und, wie es scheint, zündeten die Bewohner Jerusalems vor ihren Wohnungen helle Lämpchen an, als Symbol für die Thora, die von den Dichtern als „Licht“ bezeichnet wurde. Die Hasmonäerbrüder faßten im Vereine mit den übriggebliebenen Mitgliedern des hohen Rats einen wichtigen Beschluß für die Zukunft. Die 8 Tage vom 25. Kislew an sollten fortan jährlich zum Andenken an die Tempelweihe freudig und festlich begangen werden. Jahraus jahrein sollten sich die Glieder des Hauses Israel an die herrlichen Siege weniger über viele und an die Wiederaufrichtung des Heiligtums erinnern. Dieser Beschluß wurde gewissenhaft befolgt. Seit der Zeit, 2 Jahrtausende hintereinander, werden diese Tage als „Einweihungstage“ (Chanukah) durch unzählige von Lampen in jedem Hause Israels gefeiert. Die Tage erhielten von diesem Umstande den Namen „Lichtfest“.

Das Aufflammen arischen Heldentums, gepaart mit echtjüdischem Geiste, beglaubigt die Annahme eines weltlichen (arischen), schon von Gobineau geahnten, Kernes in den Makkabäern. Semi Imperator 9. — Ihre unjüdische, wenn auch stark übertriebene Tapferkeit kennzeichnet sie als Bastarde. Die im Laufe der Jahrhunderte in Palästina ununterbrochen erzeugten Mischlinge dürfen rassistisch nicht ohne weiteres dem Judentum zugezählt werden, auch wenn sie sich selber zu dessen Fetischismus bekannten und als Juden ausgaben. Daß das Judentum sie für sich beansprucht und von ihnen als seinem „Heldenzeitalter“ schwärmt, steht auf einem anderen Blatt.

Maccabean Company. — DW 17/2 1901 veröffentlichte einen mit zahlreichen Belegen versehenen Brief ihres Bureaukriegs-Berichters aus Kapstadt vom 18/1: „Große Aufregung verursachten in den ersten Tagen des Januar die in den Tagesblättern enthaltenen Meldungen über die Formierung eines ausschließlich jüd. Korps für die englische Feldarmee in Südafrika. Sämtliche Juden Kapstadts und Umgegend, also etwa 15 000 bis 20 000 größtenteils Johannesburger Flüchtlinge, bemächtigten sich mit einer „Begeisterung“, die jeder Beschreibung spottet, dieser Idee. Man fand es ganz natürlich und selbstverständlich, daß es ein „jüdisches Korps“ geben müsse, nachdem es doch ein Scottisch Corps, ein Welsh Corps usw. gibt: man erklärte, das jüdische Korps würde sicherlich nicht hinter den anderen an Heldenmut zurückstehen, und es würde auf diese Weise den Juden spezielle Gelegenheit geboten sein, ihre Ergebenheit und Treue gegenüber der englischen Krone zu dokumentieren und der ganzen Welt zu beweisen, daß der den Juden gemachte Vorwurf der Feigheit vollständig grundlos sei. Am Schlusse des Aufrufes wurde hervorgehoben, daß die Juden es nie vergessen sollten, daß England das einzige Land sei, in dem sie frei leben, schalten und walten können, während in allen anderen Staaten den Juden das Leben sauer gemacht werde. England kämpfe auch im Kriege gegen Transvaal für diese „Freiheit“, die das Krügerische Gouvernement den Juden hartnäckig verweigerte. Sämtliche Zingoblätter Kapstadts — ohne Ausnahme selbstverständlich jüdische — wetteiferten durch begeisterte, feurige Artikel, dem Vorhaben Vorschub zu leisten, und bereits nach 2 Tagen konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Rekrutierung fleißig und zufriedenstellend vor sich gehe. Das jüdische Korps schlug seinen Werbettafel, gleich den übrigen Freiwilligenkorps, in der Drill-Hall auf. J. Waldmann fungierte als Rekrutierungs-offizier. Bereits nach einigen Stunden hatte

er 50 Juden eingestellt, darunter Albert Sytner, Sergeant Heß, früher bei dem South-African-Light-Infantry, und Sergeantmajor Henry. 20 erklärten, bei der berittenen Infanterie dienen zu wollen. Schon am 2. Tage des Bestandes des jüdischen Korps brachen jedoch Zwistigkeiten aus, da es innerhalb desselben eben so viele Ansichten und Forderungen als Teilnehmer gab. Trozdem gelang es schließlich, den Antrag durchzusetzen, daß das jüdische Korps unter dem Namen „Maccabean Company“ als D-Sektion der Stadtmache einverleibt wurde. Dieses Resultat war hauptsächlich dem J. Waldmann zu verdanken, der beim Meeting die Erklärung abgab, daß er vom Kommandanten der Freiwilligenkorps, Colonel Southey, autorisiert sei, ein speziell jüdisches Korps zu formieren. Am 12/1 nachmittags gelegentlich der großen Parade sämtlicher Volunteers, rückte auch die Maccabean Company aus. Über das ganze Korps bestand nur mehr aus 25 Mann, darunter 90 % kleine, alte, gebrechliche polnische und russische Juden — obzwar noch nicht einmal die Gewehre ausgegeben waren. Dieses Fiasko bildete das Ende der so glänzend inszenierten Formierung dieses Korps und alle Fingoblätter werden sich jetzt hüten, je wieder mit einer Zeile für eine derartige Idee Propaganda zu machen.“ —

Maccabi, Weltportverband, 1930 (Deutsch. Staat 9/3).

Maccabiade, ▼ Kampfspiele, für den März 1932 in Tel-Aviv, der ersten rein-▼ Stadt, geplant. „Das Programm soll die Sportarten der Olympischen Spiele umfassen. Alle ▼ Sportler sind teilnahmeberechtigt“, JPB 25/7 1930.

Macdonald, Marshall unter Napoleon I., Pair von Frankreich 1815. GB.

? **Mac Donald**, Ramsay, Ministerpräsident, London, schrieb „In Palästina, Altes und Neues“, worin er behauptete: „Die jüd. Führer täten alles, um die arabische Bevölkerung zu gewinnen. Die jüd. Bauern wollen den arabischen helfen, und die jüd. Arbeiter beginnen, die arabischen zu führen.“ Ergüsse über das Land der Philister, „das in der untergehenden Sonne erblühend daliege wie eine Braut unter Mandelblüten“, über die Berge Judäas, über Nazareth usw. Dann streift Ramsay etwa die Wahrheit, wenn er sagt: „Während der Jude ein musterhafter Staatsbürger war, hat sein innerstes Wesen nie einem Staat angehört ... die jüd. Plutokratie, diese wahren, wirtschaftlichen Materialisten, sind die, deren Lebensauffassung den Antifemismus schafft. Sie kennen kein Vaterland und keine Zusammengehörigkeit. Als Unternehmer oder Finanzier beuten sie alles aus, was ihnen erreichbar ist. Sie stehen hinter allem (!!!) Bösen, das die Regierungen tun, und ihre Autorität — nur im Dunklen wirkend — ist größer als die der Parlamentsmajoritäten.“ WB 31/8 1929.

Herbst 1929 reiste Ramsay mit seinem Töchterchen Isabella nach N. York, wo er vor der Ankunft noch auf dem Dampfer Berengaria von den Juden: Adolf Ochs, Bernhard Baruch und Morris Hillquit, dem Sozialistenführer, begrüßt wurde. Mit ▼ Brandeis (jd) behandelte er die Palästinafrage. Am Vorabend des Som-Kippur spazierte er durch die von Juden bewohnte Ostseite der Stadt. „Es machte auf ihn starken Eindruck, daß in allen Straßen tiefste Ruhe herrschte, alle Läden und Restaurants geschlossen waren, da die gesamte Bevölkerung in den Synagogen versammelt war. Mac Donald besuchte das Henry Street Jewish Settlement und wurde von der Leiterin Miss Lillian D. Wald herzlich empfangen. Er erzählte, er habe vor 32 Jahren auf seiner Hochzeitsreise in N. York just an dieser Stelle in einem jüd. Speisehaus seine erste Mahlzeit auf amerikanischem Boden eingenommen; noch heute habe er das gutgewürzte Mahl, das ihm vortrefflich mundete, in Erinnerung; er verbrachte dann einen Ruhetag mit Präsident Hoover in „Saugatuck“ (Connecticut), dem Sommeritz der Lillian D. ▼ Wald. Nachmittags nahm er den Tee in „White Plains“, dem Besitztum des Felix M. Warburg, der als Vertreter der „Jew. Assoc. for Palestine“ erklärte, daß die amerikanischen Juden in 10 Jahren 25 Millionen Dollar à fonds perdu ins gelobte Land gesteckt hätten.

Er kam also nicht von den Juden in Amerika weg, das ihm wohl mehr „Judaica“ geschehen sein mag. Und seine Tochter Isabel ließ sich inzwischen bei einem Besuch im „Children's (Police) Court, Gaast 22nd str.“ von Richter Samuel D. Levy mit einem Orchideen- und (Schottischen) Distelbukett begrüßen und sich die Verhältnisse der Anstalt erklären.

1930 (JPB 4/4) mußte Mac Donald in London Felix M. Warburg, Prof. Weizmann und Lord Reading empfangen und ihnen versichern, daß die englische Regierung ihre Palästinapolitik nicht ändere und er die dem Zionismus feindlichen Stellen im Bericht der Untersuchungskommission für unbegründet halte.

W. bekannte 1924 (Hammer Nr. 535) auf dem Arbeiterkongreß in N. York: „Ich habe nichts dagegen, wenn meine Regierung und meine Partei sozialistisch genannt werden. Aber gefühlsmäßig liebe ich den Namen nicht; eine Art sozialistischer Bücherweisheit, eine Art grauer Theorie, ein kalter Mechanismus, genügt mir nicht. Nennt unsere Partei die der Arbeit, dann habt ihr es in Herz und Geist, was euch mit dem Herzen des gemeinen Mannes verbindet, mit all seinen Mängeln und doch auch mit all seinen göttlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten. Das vereinigt uns mit dem Bergmann, dem Zimmermann, dem Maschinisten, dem Tischler, kurz mit jedermann, der Arbeitsdienst tut. So treiben wir aus unseren Herzen, was herausgetrieben werden muß, den Klassen Gegensatz. Den Augenblick, wo unser Sozialismus so eng wird, daß er nur bestimmte Klassen der Menschheit umfaßt, verliert er seinen Reiz für mich.“

In einer Frauenversammlung, London: „Der unheugame Nationalismus und die Achtung vor den nationalen Traditionen sind charakteristisch für unsere Zeit. Es ist ein sehr schlimmer Tag für die Welt, wenn die durch viele Erfahrungen der Rasse, des Glaubens und Klimas geschaffenen Verschiedenheiten der Menschheit verwaschen würden. Nationalismus ist Selbstachtung, nicht Angriffslust.“

▼ **Mac Garra**, Präsident des Verwaltungsrats der Tributbank. „Der Jude Mac Garra forderte vor einigen Jahren, daß der deutsche Arbeiter 14 Stunden täglich arbeiten sollte, der Bauer seine Frau vor den Pflug spannen und die Kinder in Treitmühlen beschäftigt werden, damit die Tributpflicht erfüllt werde und das jüd. Finanzkapital Deutschlands Vermögen ohne Gefahr einheimse“, Eis. Wesen 16/5 1930. WB.

Mac, Alter pommerischer Adel. — Hermann von Mach, Oberstl. a. D.; Forstboure in England. 1891 O ▼ Pauline Frances Schuster; 8 Kinder, darunter 7. Hans Chyrian v. M., * Braunschweig 8/9 189...?

Mach, L. des Majors der Adv. Zollrat Mach, O ▼ (Azt); Hohensalza. 1915.

Machado, Maranen, 17. Jh., in Amerika und den Niederlanden, wo ein Moses M. Günstling König Wilhelm III. war. Sombart 55; JG.

Machar, Josef, Russe, * Kowno, trug in Berlin 1907 wegen Diebstahls 6 Wochen Gefängnis und im März 14 wegen Taschendiebstahls im jiddischen Herrnsfeld-Theater an einem ▲ Rittergutsbesitzer, der sich zur landwirtschaftlichen Woche in dies Lokal verirrt hatte, 3 Jahre Gefängnis davon. Der Junter konnte sich aber doch denken, was ihm in solcher Umgebung passieren würde. Leider versäumte die Verteidigung des M. darauf hinzuweisen, daß der eigentlich Schuldige, wegen Begünstigung und Verführung des Juden zum Diebstahl, doch der bestohlene Rittergutsbesitzer war, der sich allzu wohlgenährt und herausfordernd im Sperrfesseln hingeflegt hatte.

Machen — wird in der Gaunersprache dem Hauptworte angehängt: Emmeß machen, die Wahrheit sagen; Fuß machen, sich ausreden, usw. Thiele G. —

Macher. „Heute „verdient“ man das Geld nicht, sondern man „gewinnt“ es. Geistige Regsamkeit und Fleiß sind zur Sicherung des Erfolges weniger wichtig geworden, als der richtige Griff, der den Geschäftsmann veranlaßt, den einen Artikel gerade zu „pouffieren“ oder den Markt sich zu „erobern“ und binnen 8 Tagen ein Vermögen zu gewinnen oder einzubüßen. Die Anforder-

rungen für solch einen Kampf an den Verstand verschärfen sich immer mehr; die Bedingungen dafür bringen das Blut in fieberhafte Unruhe und Aufregung, die nur der Stärkste ertragen kann. Da finden wir einen ganz neuen Typus von Mitstreitern im Wettbewerb: den „Manipulanten“, d. h. den Mann, der etwas „ausbeutet“, „in Gang bringt“, „Geschicht zu verbinden weiß“, „flott macht“, „aufbauscht“, „passend macht“, „zu drehen versteht“, „zustucht“, also „den Macher“, im Sinne einer Kraft, die erst das Ganze in Bewegung bringt, das Uhrwerk erst aufzieht, — einen Typus von Königlichem Ansehen in unseren Tagen, fast in allen Lebenszweigen erfolgreich tätig: in der Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst, und vor allem in der Journalistik und im Handel. Zu dieser Gattung stellen die Juden im Verhältnis zu ihrer Zahl den bei weitem höchsten Prozentsatz, wenigstens unter den Völkern des Festlandes.“

▼Sidney Whitman, Antisem. Bewegung 1893, S. 12.
Machiels [Michaels], Robert de. *1880; Paris. Journalist und Dichterber. E: Ju. de Machiels = Climbourg, O Hedwig Freiin von Landau, T. des Jacob Landau // Rosa Ledermann; dies Paar ist 1884 in Koburg nobilitiert worden. G.

Machlewski, Ju. Joseph Walthasar, genannt Dr. Karsti, — laut Kreuz-Z. „Russe“, Margist, schrieb 1913 über Jaber in der Schleswig-Holsteinischen Volks-Z. u. a.: „Die Hauptsache ist, daß ganz systematisch die Noheit und die niedrigen gemeinen Instinkte aufgepeitscht werden, um die Soldaten dahin zu bringen, daß sie sich benehmen wie die Kosaken in den Straßen Petersburgs. Das ist unzertrennlich von dem System des Militarismus... Den Klassencharakter hat auch die Miliz an sich, aber sie schützt wenigstens davor, daß die jungen Leute nicht systematisch zu Kaufholden erzogen werden, die, wenn sie einmal von den Vertretern der herrschenden Klassen gegen die Bevölkerung losgelassen werden, ihrer Noheit die Zügel schießen lassen.“

Wegen dieser Sätze erhielt der verantwortliche Redakteur König 1 und Machlewski 3 Monate. „Bei ihm fiel ins Gewicht, daß er Ausländer ist und sich daher hätte besonders hüten müssen, die Angehörigen des Volkes, bei dem er sich befindet und dessen Gastrecht er genießt, herabzusehen.“

Der Angeklagte gab folgenden Lebenslauf: „Ich bin 1866 in Russisch-Polen geboren, mein Vater war Rsm. aus Westpreußen und preußischer Staatsangehöriger. Mein Paß lautete auf preußische Staatsangehörigkeit. Da mein Vater später dauernd in Rußland bleiben wollte, ließ er mich als russischen Staatsbürger umschreiben. Ich erlernte nach Absolvierung des Warschauer Gymnasiums dann die Färberei und ging 1888 nach Dtschld, um die Arbeiterbewegung zu studieren. Ich habe in Chemnitz und in der Schweiz als Färbereigefelle gearbeitet und dann in Lodz ein Unternehmen geleitet. 1893 ging ich nach Zürich und studierte dort Staatswissenschaften. Nach meiner Promotion habe ich mich in München niedergelassen und mich von dort aus literarisch für dtische, polnische, französische und finnländische Zeitungen betätigt. Seit 03 bin ich in Berlin.“

Machlup, Adolf, 1833 Eisenstadt — 95 Budapest, GE. 48 machte er in Revolution, baute 68 mit seinem Br. Edward M. die ersten Leber- und Stearinkerzen- und Seifenfabriken und endete als großer „Philanthrop“ auf Kosten des Volksvolkes.

Machol, * Frankfurt, Dr. med., UP, Bonn. 1914.

Machol und Levin, Berlin, Dirksenstr. 28, suchten 1904 (DfBl 25/5) in der Hoff. Z. einen „Gerissenen Verkäufer für einen Ausverkauf in der Friedrichstraße (Herrenartikelbranche) per sofort“.

machser, j: Festgebetbuch [h: machsör, Zylsus]. — Bischoff Z.

•**Mächtigen**, die — im Jargon der Juden und Freimaurer: die Monarchen, Adligen und Geistliche, Tyrannen, denen die Menschheit entzogen werden muß, um von Juden, Maurern und ihrem Gelde noch besser vergrößert zu werden.

machülle, machülle, j: krank, verhaftet, zugrunde gegangen, banterott. — Bischoff Z.

Machutten, j: Schwiegervater; eigentlich Schwiegervater des Brubers; Chohem, ein verschmitzter Mensch, listiger Dieb. — Thiele G.

Mad, Judge, Ber. St. Führer der „Liberalen“, dessen besondere Tätigkeit seit der „Konferenz von Versailles“ von Ford JZ 1920, S. 75, nur angedeutet wird.

▼**Mad**, Fritz, Literat, M: S. Neueste Nachrichten, Leipzig, nannte 1920 A. ▼**Kerr**s (sb) „Welt im Licht“ ein „Sonnenbad für die Seele“; — er nannte diese Schmähschrift, sie ist so dumpf, dunkel und besessen, wie die Reinigungsplähe in den von himmlischen Lützen nie durchfluteten Synagogen (f. Worms) — nicht etwa ein Bad für Juden, sondern er nannte es ausdrücklich ein Bad für die Seele, ein Sonnenbad! Was für eine kranke Seele, was für seltsames Blut muß Mad haben, der noch in den Schlamm und die Abwässer Kerrs steigt und sich da wohlfühlt, wo jedem Keimrassigen namenlose Übelkeiten überkommen. Vgl. Bartels Jüd. Herkunft u. Literaturwissenschaft, 198. Leipzig 1925.

Mad, Julian W., Dr., UP (Jur.), 1900, Chicago. GE.

Mad, Max, gebor. Jibor Myrtenstengel. Cf. Wes. 15/8 1930. WM.

▼**Maday**, Ben Lawrence, Dr., Freiherr, 1870 Köln — 18 München, Amalienstr. 16. Ma: Neue jüdische Monatshefte, Berlin. 1916. WM.

Madenzie, Morell, Sir, Dr., gebor. Moriz Madower oder Markowicz [Markusohn], GE. 1837 Kurnik, Posen — 92 London. Er behandelte leider den Kaiser Friedrich 1888, denn die Deutsch-Freisinnigen traten damals für den leichtfertigen Scharlatan ein. Vgl. „Erinnerungen“ Ernst v. Bergmann's; f. Hermann Kraufe.

„Juli 88 erschien zu Berlin, auf Grund der von den deutschen Ärzten erstatteten Berichte, eine amtliche Darstellung „Die Krankheit Kaiser Friedrichs“, die auf Madenzie ein sehr ungünstiges Licht wirft. Er antwortete in einer Gegenschrift, die in dtischer Übersetzung unter dem Titel „Friedrich der Edle und seine Ärzte“ im Oktober herauskam, aber nach Beschluß des Amtsgerichts zu Mülheim a. d. R. sofort mit Beschlag belegt wurde, wegen Beleidigung des regierenden Kaisers, des Fürsten Bismarck und der Professoren Gerhardt und von Bergmann in Berlin. Indes hob das vorgefetzte Landgericht zu Duisburg die Beschlagnahme auf, die Broschüre erfuhr in Schlesien neue Beschlagnahme, ward aber wieder frei. In seiner Schrift hat Madenzie arge Beschuldigungen gegen die Ärzte Gerhardt und Bergmann erhoben, aber verständiger Weise lehnten diese das Ansinnen des Staatsanwalts, einen Strafantrag zu stellen, ab, sprachen vielmehr den Wunsch aus, die Broschüre möge im Interesse der Wahrheit und zur Aufklärung des Publikums die weiteste Verbreitung erfahren.“ Kf.

Reichsbote 10/5 88: „Sir Morell Madenzie als einen sich für den Kaiser aufopfernden Mann hinzustellen, der, „losgelöst von seiner Familie und unter Verzicht auf jede Lebensfreude seine Praxis im Stich lasse, diese nationale Taktlosigkeit ist Blättern vom Schlege des WZ vorbehalten geblieben. Aber das Honorar M.'s hat ein Pariser Blatt neuerdings durch seinen in Berlin weilenden Korrespondenten Erkundigungen einziehen lassen und teilt nun mit, daß der englische Arzt ein Honorar von 1500 M. täglich bezieht. Wir dächten, daß diesen und ähnlichen Mitteilungen gegenüber diese neueste freisinnige Komödie wenig gläubige Zuschauer finden wird. In England wird M., wie jeder andere Arzt in diesem Falle, wohl auch für genügende Stellvertretung gesorgt haben.“

M. erzielte im ganzen bekanntlich noch 400 000 M. DfBl 7/12 90: „Es lag im Interesse der jüdischen Bankhäuser, daß der Kronprinz den Kaiser Wilhelm überlebe. Nur in diesem Falle konnten sie hoffen, zu ihrem Gelde zu kommen. Es mußte deshalb jede gefahrbringende Operation um jeden Preis unterbleiben, und in diesem Sinne war M. tätig, für den sämtliche Judenblätter fanatisch Partei ergriffen. Zu diesem Behufe wurde der Kronprinz der ausschließlichen ärztlichen Kontrolle M.'s unterstellt und todkrank in fernen Landen herumgeschleppt, — damit die Bankhäuser sicher und ohne Not ihr Gold zurück erhielten.“ —

Ahlwardt, Verzweiflungskampf, S. 890: „Die Judenpresse hat den Mann, der Kaiser Friedrich im Interesse des eigenen Geldbeutels nach allen Regeln der Kunst zu Tode kurierte, geradezu fanatisch unterstützt. Sicher hat M. die Krankheit auf den ersten Blick erkannt. Um aber die Tragödie ganz zu verstehen, muß man in seinem Buch zwischen den Zeilen lesen. Er bemüht sich, den Glauben zu erwecken, daß er vor seinem ersten Besuch bei dem Kronprinzen in Berlin niemand gesprochen habe. Aber Gespräche lassen sich auch per Telegraph oder durch Dritte abschließen. Die jüd. Gläubiger des Kronprinzen werden rechtzeitig die Berufung erfahren, und nun mit ihrem Stammesgenossen abgeschlossen haben: „Wir wünschen im Interesse unseres Geldes dringend, daß der Kronprinz den Kaiser Wilhelm überlebe. Eine gefahrbringende Operation ist daher unter allen Umständen zu verhüten. Gelingt Dir dies, so erhältst Du so und so viel 1000 Pfund.“ Hieraus wird alles Nachfolgende verständlich. Birchow wurde mit einem falschen Stück dupliert; und daß die Kronprinzessin ihr ganzes Vertrauen dem Mann entgegenbringen mußte, der ihrem Gatten Heilung ohne Operation versprach, ist mehr als natürlich. Alles übrige entwickelte sich folgerichtig. Die Entziehung des Kronprinzen aus jeder ärztlichen Kontrolle, vom Vaterherzen, das so sehr nach ihm verlangte: Alles wird jetzt mehr als verständlich. Die ungeheueren Tragödie im Hause der Hohenzollern, der trotz des hohen Alters unerwartet frühzeitige Tod Kaiser Wilhelms, das entsetzliche Ende Kaiser Friedrichs, alles mußte eintreten und wurde herbeigeführt, damit einige jüd. Bankhändler ihre Millionen ohne Not zurück erhielten. Madenzie hat seinen Anteil in Sicherheit gebracht und soll jetzt in Amerika seine Heldentaten verkünden. Schon bei Beginn seiner ärztlichen Tätigkeit in Berlin wird er in der, seinen jüd. Stammesgenossen nicht unbekanntem Weise den Plan gefaßt haben, bei dem ihm sicher bekannten Ausgang irgendwelche Sündenböcke in den Vordergrund zu schieben.“ WM.

Madowsky, Hans, Dr., Prof. in der Direktion der Nationalgalerie, Berlin. *1871 Berlin. Er veröffentlichte schon 91 den „Erdengang“, Gedichte, schrieb über das Friedrichsdenkmal, über A. ▼ Bayernsdorffer (sb) und verfaßte einen „Führer durch die Bildnisse der Nationalgalerie. Nr. 38. WM.

Madowsky, Siegfried, Maler. W: Alt-Dresden, Münchener Glaspalast 1920 (Böhl. Beob. 26/8).

Macoš [Masoch], der Buhlmönch vor Czestochau. S. 2, 860.

Mach, R. S. & Co., Geschäft in New York. Inh: Nathan Straus, aus Ostind. Ford, 33 II.

Madagaskar, zukünftige Heimstätte Israels. Im Sommer 1926 lief durch die völkische Presse Deutschlands und Englands folgender Vorschlag:

„Wir schulden dem Alten Testament klare Ausführungen über die Art, wie Ägypten sich von den Hebräern trennte; aber das Ergebnis war für das Pharaonenreich wie für die Juden verhängnisvoll. Auch Griechenland und Rom beschäftigten sich mit der Angelegenheit, gingen aber darüber zu Grunde; und im Mittelalter kamen verschiedene europäische Staaten, wie Spanien, England, Frankreich usw., auch nicht zum Ziel; alle „zeitweiligen“ Lösungen endeten, wie in der Antike, mit Ungemach für die Juden und ihre Sachwalter. Als man durch das Ghetto sich gegenseitig

gesichert und abge sondert glaubte, wurden die Schwierigkeiten nur ärger.

Im 19. Jahrhundert erhielt Baron Hirsch von der britischen Regierung in Ostafrika ein Stück Land zur Judeniedlung; aber die Sache klappte nicht, weil die jüdische Plebs von dem hochherzigen Anerbieten nichts wissen wollte. Ein weiterer Versuch wurde mit einer zionistischen Kommune in Südamerika gemacht; aber wenn auch einige Familien zögernd abreisten, litten die nationalistischen Absichten der Gründer im ganzen Schiffbruch. Als sich 1917 durch das englische Palästina-Mandat plötzlich die „Heimstätte“ der Juden auftrat, glaubte die Kulturwelt alle Schwierigkeiten beseitigt; es schien nur eine Frage weniger Jahre, daß die Judenheit der Erde mit Kind und Regel in das „Land ihrer Vorfahren“ wanderte; aber nichts dergleichen fand statt, ja die Hebräer, die es ab 17 mit Palästina wagten, zu zählen, lohnt nicht der Mühe; die Herrschaften blieben, wo sie waren, oder sahen sich nur vorübergehend den Betrieb an, trotzdem der große Zionist Sir Herbert Samuel aus England, Regent Palästinas ward.

Das schöne Unternehmen mußte verfallen, weil es, wie alle Versuche früher, nur eine Zeit-Lösung war; ferner blieb die Einwanderung nach Palästina dem Ermessen der Juden anheimgestellt; um wirklich etwas zu gegenseitiger Befriedigung zu erreichen, muß die Auswanderung obligatorisch, d. h. zwangsmäßig werden. Berücksichtigt man, daß Palästina wenig glücklich gewählt war, weil darin schon die Araber leben, die keinen Juden riechen können und jede Vermischung mit dem „ausgewählten Volke“ ablehnen, so hätte das gelobte Land gar nicht als Heimstätte vorgeschlagen werden dürfen.

Die Trennung der Juden von den Nichtjuden ist auf dreierlei Arten möglich: 1. durch Ausrottung, 2. durch Aufheiratung (Assimilation), oder 3. durch zwangsweise Absonderung (Compulsary segregation). Das erste, so inhumane, wie unchristliche Mittel, Verfolgungen, Vergeltungen, Pogrome und Totschlag — mochten die Wirtsvölker noch soviel gerechten Anlaß haben, ihre überheblich-

chen und gerissenen Gäste anzupacken — ist nie auf etwas Rechtes hinausgelaufen. Ein Jude hat ebensoviel Anspruch auf Leben wie jedes andere Geschöpf, und da er einer der ältesten und besten Rassen anzugehören vorgibt, ist es billig, statt ihn zu töten, ihm jede Möglichkeit zur weiteren Hebung seiner Rasse zu geben und ihn dabei vor jeder Befleckung mit dem ihm schädlichen arischen oder anderem Blut zu bewahren.

2. „Assimilation“ erledigt sich von selbst: der Jude, der Tausende von Jahren hindurch seinem Typ treu blieb, muß sie ablehnen; seine Sorge für Rassenreinheit ist vorbildlich, daß es Pflicht aller wäre, ihm in der Aufrechterhaltung seiner Ideale beizustehen. — Deshalb kommen Ausrottung, Verfolgung und Vermischung bei der Lösung nicht in Betracht.

Das einzige Heilmittel für die Beschwerden ist 3. die Trennung. Aber wenn man davon spricht, muß man beherzigen, daß eine Trennung, die zur Gesundung aller Betroffenen führen soll, zwangsmäßig sein muß und vom freien Willen nicht mehr abhängen darf. Es ist wichtig, sich darüber klar zu werden, wo man die Juden nach der Trennung unterbringen will, weil das meiste Land in der Welt schon vergeben und von europäischen Rassen kolonisiert ist. Man vergesse nicht, daß die Juden als Asiaten an ein milderes Klima gewöhnt sind und daß es ein Unrecht wäre, sie etwa in Alaska anzusiedeln, wenn auch das Land noch so goldreich ist, und Kälte im allgemeinen die Körper- und Geistesstätigkeit anregt. — Der Orient kommt nicht in Betracht, weil dort alle Länder dicht bevölkert sind. Europa hat keinen Platz für ein „reservation territory“, und Nord- und Südamerika wie Australien eignen sich nur für europäische Zivilisation. Juden und Nichtjuden müssen aber in Zukunft für sich bleiben, damit sie ihre eigene Bildung und Kultur ohne schädliche Vermischungen entwickeln. Auch das afrikanische, von Eingeborenen reich genug bevölkerte Festland kommt nicht in Betracht. So muß man schon einen anderen Platz suchen, der den Juden, ohne Sorge, von rassefremdem Blut geschändet zu wer-

den, rein nationalistisch und konservativ sich zu entwickeln erlaubt.

Das Paradies, das allen Juden vergönnt, in Frieden und Freuden dahinzuleben, dabei sich rein zu halten und auch ihren Idealen, die so überzeugend im Talmud ausgesprochen sind, nachzugehen, ist Madagaskar, die große französische Insel an der Ostküste Afrikas. Bei der Dringlichkeit der Frage werden die nichtjüdischen Völker schnell mit Frankreich ein Abkommen, auch gegenbar, erzielen, um Madagaskar zum wirklichen und wahren Heim des Gottesvolkes zu machen. Die europäische Bevölkerung der Insel ist klein, ebenso die Zahl der Eingeborenen, die sofort zurückzuziehen, auf Weltkosten zu entschädigen und auf das Hauptland Afrika zu verpflanzen wären. Die Insel, nach dem Urteil aller außerordentlich fruchtbar und viel größer als England, kann bequem 50 Millionen Mann fassen. Das Klima ist tropisch und gemäßig. So würden die Juden in Madagaskar etwas haben, das ihrem Temperament entspräche, wo sie sich ganz ihrer Zivilisation und Rasse widmen könnten, ohne, unter der bewaffneten Gewähr sämtlicher Mächte, Einmischungen von außen fürchten zu müssen — geradezu ein Wunschzustand für eine so begabte Nation! Die Mittel und Wege zur Beförderung nach Madagaskar müssen international überlegt und dann zwangsweise eingeleitet werden, denn, wenn man sich auf die Beteiligten allein verlassen sollte, würde aus dem neuen Plane ebensowenig wie aus allen Siedelvor schlägen bisher.

Die Zeit drängt zu einer Lösung, es ist alles reif dazu, um ernsthaft an eine, alle verpflichtende Auswanderung zu gehen, und da die Angelegenheit weltweit ist, muß sie dementsprechend gleichzeitig von allen Völkern behandelt werden, ehe es für Nichtjuden und Juden zu spät wird und die unnatürlichen, ungesunden Zustände, die sich aus dem Zusammenleben der Juden mit den ihnen verhassten Goyim ergaben, von der Natur auf eine Art und Weise beseitigt werden könnten, die wir im einzelnen nicht ausmalen möchten.“

Daß die Juden nichts in Palästina zu suchen haben, bezeugten 1929 die Unruhen, die sie dort erregen; der Widerwille der Araber wuchs von Monat zu Monat; man wünschte die Schmarotzer anderswohin. Und Δ Iman Jahib Ibn Hamid rief die Mekka-Pilger auf: „Bani moslini! Unbeschreiblich ist das Unglück, das uns durch den Einwandererstrom der Juden zugefügt wurde. Sie wollen uns Palästina entreißen, unsere heilige Moschee und die heiligen Arkaden in einen Teufelstempel umwandeln. Gegen hundert Juden, die frech ihren Zionisten-Stern in die ehrwürdigen Mauern der Moschee eintrakteten, wurden von den empörten Söhnen Mohammeds erschlagen. Doch es werden neuerdings Tausende von diesen Freblern das schändliche Werk versuchen. Bani moslini wacht auf! Die Gefahr ist groß. Die Juden wollen Euch zu Knechten machen und Eure Frauen zu Sklavinnen. Sie wollen 800 000 Moslims und 90 000 Christen, die bisher friedlich dieses Land bewohnten, unterjochen, eine Minderheit will Euch regieren, ein Volk, das sich überall unfähig gezeigt hat, einen eigenen Staat zu bilden. Woher leiten sie ein Recht dazu ab?!

Es soll ein Traum bleiben, daß die jüd. Davidsfahne über unseren Moscheen weht. Auf gegen diese Schande! Mekka-Pilger, Araber, Jnder, Perser, Ägypter, Türken und Afghanen, helft Palästina! Erhebt Eure Stimme dafür in allen Staaten! Beeilt Euch, denn sie saugen uns Blut und Mark aus den Knochen!“

Dazu sagt „Der Freie“ 4/5 1930: „Nirgends ist die Blüte der göttlichen Schöpfung willkommen, nicht einmal in ihrer Urheimat. Sucht eine unbewohnte Insel oder eine menschenleere Dase in der Wüste oder hadt eine Urwaldfläche aus! Nehmt sie uns fort!“

Es wird schon bald die ganze Menschheit die Notwendigkeit zwangsweiser Ausfiedlung der Juden nach M. einsehen.

Uß Dr. L. Δ Plate-Jena, einer der wenigen Bekenner auf Deutschlands Hochschulen, schreibt im „Hammer“, September 1930: „Wenn alle europäischen Juden in humaner Form ge-

zwungen würden, sich in Palästina oder noch besser auf dem größeren Madagaskar niederzulassen, so wären die europäischen Staaten diese Parasiten los und würden aufblühen wie nie zuvor. Nach der von Prof. Méhely in Ungarn vorgeschlagenen Lösung sollten alle Nationen bestrebt sein, „den Juden zu ermöglichen, daß sie mit ihren Wirtsvölkern zusammen eine naturgemäße, biologisch richtige, mutualistische Lebensgemeinschaft auszubauen vermögen“. Das ist edel gedacht, verkennt aber völlig den auf Ausbeutung und Übervorteilung gerichteten Charakter der meisten Juden. Ebensowenig wie der Regenwurm mit dem Hahn „mutualistisch“, d. h. zu gegenseitiger Förderung zusammenleben kann, wird dies zwischen Juden und Nichtjuden möglich sein.“

Der Gedanke der „compulsary segregation“ hat bereits in zahlreichen Ländern Fuß gefaßt.

Madai, Guido v., SG, 1810 —? Landrat, 66 Zivilkommissar von Frankfurt a. M., seit 72 Polizeipräsident von Berlin, f. Gerson Bleichröder; Vorgänger von „Bernhard“/Sidor Weiß.

„Polizeipräsident v. Madai gebrauchte viel Geld. Valeria Hahn, Theaterstraße 16, kam ihm besonders teuer zu stehen. Bei deren Sohn stand er selbst Gebatter. Sehr viele Juden nützten sich, indem sie der Hahn Geld gaben. Friedländer, Schloßplatz 6, schenkte ihr eine Brillantkette, nach Angabe eines Sachverständigen 100 000 Mark wert. Freilich wurde Friedländer Kommerzienrat. — An dieser Tatsache ist nicht zu rütteln“, schreibt Ahlwardt, Dtsch. Michel, 91, S. 12, „da ich die Herren zu gerichtlichem Zeugnis gezwungen habe; das steht aktenmäßig fest, auch, daß R R M a n n h e i m e r, als er „Geheimer Kommerzienrat“ werden sollte, viel Geld gegeben hat.“

Glagau 1885, RR 124, berichtet von dem Wohlgefallen der liberalen Presse an Madai:

„Selbst Blätter, gegen die er Strafanträge stellte, wie Börsen-Courier und BT, sangen hinterher doch sein Lob. Bei Gelegenheit kokettierte die Judenschaft förmlich mit ihm, was z. B. in Sachen der Sonntags-Börse auffiel. Außer der

offiziellen Börse, hatten sich in Berlin noch Privat- und Winkel-Börsen gebildet. Vor Beginn der eigentlichen Börse handelten die Jobber auf der Straße vor dem Börsengebäude, was man Vorbörse nannte; und nachmittags oder abends kamen sie Unter den Linden, an der Ecke von Kranzler oder in der Passage, zusammen. Sonntags aber, wo die Eingeborenen ihren Gottesdienst halten, versammelte sich Israel zu einem „Privat-Verkehr“, der dem „Differenz-Geschäft“ oder dem reinen Börsenspiel gewidmet war. Dieses skandalöse Treiben konnte viele Jahre lang unbehelligt geschehen; nur die Jobber auf der Straße verfolgte die Polizei, während über die Sonntagsbörse offen in den Zeitungen berichtet wurde. Endlich entschloß man sich, einzuschreiten.

Börsen-Courier 17/11 80: „Die Initiative ging von den Orthodoxen und Klerikalen aus, die durch ihre Freunde am Hofe dem Kaiser die Sache unterbreiteten. v. Madai soll darauf bedeutet worden sein, dem Sonntagsverkehr ein Ende zu bereiten. M. wandte sich an seinen intimen Freund Goldberger (Firma J. L. Goldberger), dem es gelang, daß fast sämtliche Bankiers sich schriftlich gegen die Abhaltung des Verkehrs verpflichteten.“ — 20/11 80 berichtet der Berliner Börsen-Courier: „Bei dem Vorstand der „Ressource von 1794“ ist ein Reskript des Polizeipräsidiums eingelaufen, wodurch der Börsenverkehr am Sonntag nach allen Richtungen hin untersagt wird, so daß nicht nur der offizielle (!) Verkehr aufhört, der bisher in den unteren Räumen der Ressource stattfand, sondern auch alles Handeln in den oberen Räumen, in den Gesellschaftsräumen usw.“ — Tatsächlich ward die Sonntagsbörse in Berlin aber verschämt weiter getrieben. Berliner Börsen-Courier, Sonntag 20/3 81: „In der Ressource von 1794, wo sich heute, wie allsonntäglich, mehrere Mitglieder derselben zum geselligen Verkehr einfanden, kursierten verschiedene beunruhigende politische Gerüchte, die unwillkürlich zu matternen Kurstagationen (!!) Anlaß gaben. Positive Nachrichten lagen nicht vor; gleichwohl sollen einige Abschlüsse zu wesent-

lich niedrigerem Kurs als gestern stattgefunden haben. Beispielsweise soll ein Posten Kredit-Aktien, welche gestern ca. 519 schlossen, zu 512 abgegeben worden sein.“

Man hatte den Rücktritt des M. weit früher erwartet. Vor längerer Zeit erlitt er einen Schlaganfall, der ihn zeitweise der Sprache beraubte, so daß er seinen Gedanken nur mangelhaft Ausdruck zu geben vermochte. Man war deshalb erstaunt, als M. nach längerem Urlaub dennoch sein Amt wieder übernahm, und man meinte gleich, er traue seinem körperlichen und geistigen Befinden doch zu viel zu. Noch größer war die Überraschung, als der hoch betagte Mann, dessen Kniee bereits Enkelkinder umspielen, zu einer neuen Ehe schritt, eine Frankfurter Dame als Gattin heimführte, und mit dieser in Berlin einzog. — Bei dem Kaiser, der bekanntlich Personen seiner Umgebung gern so lange als möglich im Amte sieht, stand M. in besonderer Huld. Er ward zum Dom-Herrn des Stiftes Brandenburg ernannt, und beim Ausscheiden, Okt. 85, erhielt er den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat, mit dem Prädicat Excellenz.

Einem Scheidenden soll man nur Gutes wünschen, und nicht von ihm afterreden. Wenn aber etliche Blätter versicherten, M. gehöre zu den populärsten und beliebtesten Männern Berlins, — so bald er durch den Tiergarten geritten, oder an der Seite seiner jungen Gemahlin spazieren gefahren, sei er von jedermann mit aufrichtiger und herzlicher Freude begrüßt worden, — so gehen sie in ihrer Höflichkeit doch zu weit. Der Masse der Berliner Bevölkerung war M. persönlich kaum bekannt, und im übrigen ziemlich gleichgültig. Auch die große Mehrzahl seiner Untergebenen werden den Verlust ihres Chefs nicht zu bitter empfinden. Ein beliebter Vorgesetzter war Madai gerade nicht.“

Der Alte soll sich, wie die allerdings recht klatschüchtige Gräfin Wedel-Berard schreibt, am liebsten neben seiner jungen Frau noch mit Schulkindern unter 14 Jahren unterhalten haben — les extrêmes se touchent.

Madarassy-Bed de Madaras, Ju., *1852, ungar. Reichstagsabgeordneter, Dir.: Hypothekbank, Budapest. — Seine auf dem altadligen Gut Madaras eingetragene Familie wurde 95 nobilitiert. **SB.**

Madah de Maros, Sidor, **SB.**, ungar. Ministerialrat, nobilitiert 1899. Gehört hierher Dr. Stefan von Madah, physiolog. Assistent der Universität Prag, Oberlin. d. R., der 1914 ein dickes und überhebliches Buch im Verlag W. Engelmann, Leipzig, gegen Karl Kralls „Denkende Pferde“ schrieb, ohne die Tiere überhaupt gesehen zu haben? **WM.**

Mädchenhandel, Traite des Blanchés, White Slave Traffic = das geheime Anwerben und Verhandeln von Frauenpersonen zu unzüchtigen Zwecken. Literatur: Dr. Mexin, Mädchenhandel, Basel 1904; und das Buch des Major Wagener, Schriftführer des deutschen Ausschusses zur Bekämpfung des M—'s, der —1903 im Auftrage des deutschen Kaisers Südeuropa zum Studium des M—'s bereiste; Weltkampf Nr. 19 und 47 u. a.

Unser Material über Mädchenhandel ist durch unsere Mitarbeiter aus allen Ländern derartig angeschwollen, daß wir ohne Schwierigkeiten 3 Bände der Sigilla zur Verfügung stellen müßten.

Dabei ist es uns nicht gelungen, einen einzigen Nichtjuden in diesen gemeinsten aller gemeinen Bänden zu finden. Die Namen der Bestien festzustellen, ist oft besonders schwierig, da die Betreffenden sich durch falsche Pässe und dauernden Namenswechsel oft mustergültig zu tarnen verstehen.

Wir müssen uns des Raumes halber nur auf eine ganz kurze Abhandlung beschränken.

In der gemeinsamen Anschauung aller zivilisierten Nationen besteht die Ehre des weiblichen Wesens in der geschlechtlichen Reinheit, die in den Augen aller Kulturvölker das heiligste ist, das nicht verletzt werden darf, dessen Verletzung, wenn gewaltsam vorgenommen, mit schweren Strafen bedroht wird. Das ist die Anschauung, in der das weibliche Geschlecht selbst, mit vollem Bewußtsein als in etwas durchaus Ehrwürdigem erzogen wird.

Der Mädchenhandel stellt somit das schändlichste aller Geschäfte dar. „Welcher Hohn liegt darin, wenn jüdische Sklavenhändler vom europäischen Boden weg Mädchen rauben, um sie in Zwangslagen zu versetzen, in deren brutaler Konsequenz gerade die beständige Verletzung der von dem zivilisierten Europa für heilig gehaltenen weiblichen Reinheit gelegen ist? Ein die größte Verhöhnung dieser Kulturanschauungen in Gefolge nach sich ziehender „Handelszweig“ ist mithin der frechste Schlag, der ins Gesicht der modernen europäischen Zivilisation geführt werden kann. Und

diesen Schlag erlaubt sich eine Bande von internationalen Menschenhändlern beständig besonders der deutschen Nation ins Gesicht zu versetzen!

U. Berg, „Juden-Bordelle“ 1892: „Daß es in den bordellfreien Staaten vornehmlich Juden sind, die in größtem Maßstabe Mädchen der Prostitution in die Arme treiben, weiß jeder, der sich ernstlich Mühe gegeben hat, zu untersuchen, auf wessen Rechnung am meisten die ununterbrochene Rekrutierung der Prostitution zu setzen ist. Denn hier stößt man auf Schritt und Tritt auf den Juden. Da sind denn die Geschäfts- und Industriezweige, in denen vornehmlich weibliche Arbeitskräfte verwandt werden (s. Tieg!), die Konfektions- und Weißwarenbranche, deren sich die Juden beinahe ausschließlich bemächtigt haben, die als die wahren Vorhöfe der Prostitution zu betrachten sind [s. Lindau, Paul]. Tausende und Abertausende von jungen und besonders schönen Mädchen fallen hier der Geschlechter der Juden zum Opfer, um schließlich durch den Verkehr mit diesen aller Scham und Schande baren Mjaten, aller Weiblichkeit bis auf den letzten Rest beraubt, in die Reihe der Prostitution eingefügt zu werden.

Die ganze Bestialität der Juden offenbart sich aber in vollster Greulichkeit in den eigentlichen „Bordellstaaten“. Auch hier läßt sich zweierlei unterscheiden, nämlich die ursprüngliche, erste Versorgung mit „weißer Ware“, und dann der Verkehr zwischen den einzelnen Bordellstädten mit den schon verkauften und entehrten Sklavinnen.

Es ist ein richtiger Handel wie mit sonstiger Ware, ja sogar mit einer ausgebildeten Geschäftssprache, die ihren Charakter unter gewissen Zeichen zu verschleiern sucht. Es werden förmliche Bestellungen gemacht, wobei sich diese schandbaren Seelenverkäufer unter anderm der Ausdrücke „silberne und goldene Löffel“ bedienen, um den Grad der Schönheit der gewünschten „Ware“ zu bezeichnen.“

Bereits im Jahre 1879 mußte die Regierung von Brasilien gegen jüdische Mädchenhändler einschreiten. Es war

Tatsache, daß von einer jüdischen Bande von Kupplern und Kupplerinnen seit Jahren deutsche und österreichische Mädchen nach Brasilien, insbesondere nach Rio de Janeiro, verkauft worden waren, wo sie in öffentlichen Häusern oder auf der Straße zugrunde gingen. Ende Oktober 1879 sah die brasilianische Regierung sich veranlaßt, die folgenden Mitglieder der ehrenhaften Zunft der Mädchenhändler auf den Schub zu bringen: Markus Schau[m]jer, Moriz Silberstein, Markus Weinbach, Tatel Silbermann, Moses Silbermann, Moriz Eisenberg, Markus Schwarz, Hermann Weitel, Markus Freemann (Diebermann), Johann Fund, Adolf Bernstein, Tobias Saphir, Hermann Ficheler, Gerson Baum, Samuel Muster, Karl Bucowiz und Abraham Robins.

Die 17 Vertreter des jüdischen Mädchenhandels wurden damals in Kutschen nach dem Hafen transportiert und mit dem Dampfer „Equateur“ 1. Kajüte nach Buenos Aires in Bewegung gesetzt. In Buenos Aires war man mit Mädchenhändlern schon so reich versehen, daß man sich für die neue Zufuhr bestens bedankte. Man ließ die 17 Juden in Buenos Aires gar nicht erst aussteigen. Sie mußten wieder zurückfahren und verkrümelten sich dann unterwegs in echt jüdischer Weise so, daß sie zwar nicht im Rudel, sondern einzeln hier und dort wieder auftauchten, um ihrem „Gewerbe“ weiter nachzugehen.

Im Monat Januar 1880 wies die brasilianische Regierung abermals 23 Juden, die den Mädchenhandel gar zu arg betrieben hatten, von Rio de Janeiro aus.

Henne am Rhyn berichtet nach Mitteilungen von Wilhelm Foest über den internationalen Mädchenhandel („Schmach der modernen Kultur“, S. 92): „Danach existiert ein über fast die ganze Erde ausgebreiteter Welthandel mit deutschen Mädchen, der an Scheußlichkeit den ehemaligen Handel mit Negerflaven und den noch fortdauernden mit indischen und chinesischen Kulis weit hinter sich läßt. Aus Deutschland, wie aus Deutschösterreich, werden Mädchen der ärmeren Volksklassen wie Waren nach allen Weltgegenden

durch elende und gewissenlose Aufkäufer und Verkäufer verschickt und verhandelt. Sie werden in Hamburg, wohin man sie durch Ausschreibungen von Stellen als Gouvernanten, Dienstmädchen, Verkäuferinnen usw. lockt, teils nach Südamerika (Bahia, Rio de Janeiro, Montevideo, Buenos-Aires und ein Nest noch weiter durch die Magelhaensstraße nach Valparaiso) teils nach Nordamerika verschifft, wo indessen die einheimische Konkurrenz sie meist entweder den Mississippi hinab nach New-Orleans oder über die Prairien und das Felsengebirge nach Kalifornien verschlägt. Von hier wird die Westküste Amerikas bis nach Panama „mit dem Bedarf versorgt“, während Westindien und Mexiko sich aus New-Orleans „versehen“. Andere deutsche Mädchen werden unter dem Namen von „Böhminnen“ über die Alpen nach Italien versandt und gehen von hier weiter nach Alexandria, Suez, Bombay, Kalkutta, Singapur, Hongkong und Schanghai (vgl. Raasch: Eine jüdisch-deutsche Gesandtschaft). Dagegen sind das niederländische Indien und Japan „schlechte Märkte“, weil die holländische Regierung in ihren Kolonien keine weißen Mädchen dieser Art duldet, Japan aber eigene hübsche und „billige Ware“ besitzt und auch aus San Francisco bezieht. Rußland versieht sich aus Ostpreußen, Pommern und Posen; die erste Station ist gewöhnlich Riga, wo die Seelenverkäufer (fast ausschließlich Juden) aus Petersburg und Moskau ihre „Einkäufe“ machen und sie in starken „Sendungen“ über Nischni-Nowgorod und den Ural bis in das Innere Sibiriens speditieren. Foest hat sogar in Tschitscha jenseits des Baikalsees ein so verhandeltes deutsches Mädchen getroffen.“

Über die Straßen, die der Mädchenhandel in Österreich zieht, berichtet Schrank, „Prostitution in Wien“, I, 315: „Im Großen betrieb Emanuel Scherz, Besitzer eines berühmten Hauses in Stuhlweissenburg, den Mädchenhandel. War ein Transport Mädchen zusammengestellt, so setzte sich der Trupp unter Oberaufsicht des Scherz'schen Hausmeisters, Jakob Eisner, in Bewegung. Vorerst ging es nach

Italien. In Nebresima schlossen sich die Nebentransporte aus Fiume und Romicza an, und in Udine wurden die Mädchen den „Amerikanern“ (▼) übergeben. Mit Scherz stand eine ganze Bande von Mädchenhändlern, durchweg Juden, in Verbindung, und diese lieferte die „Ware“ zu den billigsten Preisen. Die „Amerikaner“ zahlten 100 bis 150 Dollars, wovon die Verschächter keinen Heller bekamen, da Fahrt, Kost und Kleidung zu horrenden Preisen ihnen aufgerechnet wurden. Der Hauptzug ging nach Montevideo und Buenos-Aires, wo die armen Opfer schutzlos elend zu Grunde gingen. Die Wiener Polizeidirektion stellte dem Stadthauptmann Glozer zahlreiche Aktenstücke zur Verfügung.“

„Parallel mit diesem internationalen Mädchenhandel zieht sich, wenn wir so sagen dürfen, der interbordellare. Es bestehen zu seiner Betreibung zwischen den Bordellhaltern förmliche Kartelle, teils zwecks Auswechselung der Insassinnen ihrer Lasterhöhlen, teils auch, wie einschlägige polizeiliche Berichte beweisen, um bei etwaigen Nachforschungen nach gewaltsam gefangen gehaltenen Mädchen die Spuren der Schandtaten durch Entfernung und Verbergung der Opfer möglichst zu verwischen.“ (U. Berg, Juden-Bordelle).

Dieser Handel geht von Italien und Frankreich über Genf, Zürich bis nach Petersburg und Moskau und umgekehrt. Das Eisenbahnnetz der Kulturwelt wird zu den größten Schändlichkeiten mißbraucht.

„Besonders sind Österreich, Ungarn, Galizien, Deutschland und die Schweiz die Gebiete, von wo die Ware ausgeführt wird, und in denen Zubringer und Zubringerinnen den Kupplern in die Hände arbeiten.“

„Die hauptsächlichsten Hafenanorte, von wo die Kuppler ihre lebendige Ware verschiffen, sind Marseille, Bordeaux, Havre, Southampton, Liverpool, London, Antwerpen, mitunter auch Hamburg und Bremerhaven.“ (Berg, Juden-Bordelle).

„Es sind meistens die Länder mit germanischer Bevölkerung, wo die Asiaten ihre Menschenjagden veranstalten,

weil gerade Mädchen mit blondem Haarwuchs und blauen Augen der gefuchteste Handelsartikel für die Bordelle sind.

Und in diesen Ländern sind es wiederum die armen Volksklassen, die Arbeiterfamilien und die ärmere Landbevölkerung, die die meisten Verluste tragen.....

Man empfindet Abscheu vor den Hyänen der Wildnis, weil sie die Gräber schänden, um sich von den ausgescharrten Leichen ein ekles Mahl zu bereiten. Um wie viel mehr muß aber die ganze dem Menschen gegebene Fähigkeit, vor Nichtswürdigkeiten Abscheu zu empfinden, aus den tiefsten Tiefen aufgewühlt werden diesen Judenhänen gegenüber, die jahraus jahrein Tausende gerade der schönsten, lebensfrohesten, vertrauenden Wesen aus dem Schoß ihrer Familien herausreißen, um sie bei lebendigem Leibe in die unentrinnbare Grube der grauenhaftesten Lasterflaverei herabzustürzen, aus deren Höllenschachen sie dann erst nach einer Periode der unmenschlichsten Qualen als moralische oder, wie so oft auch als physische Leichen auf die Gasse hinausgeworfen werden!“

U. Berg erläutert, wie gerade Juden zu dem scheußlichsten aller Geschäfte, das sonst kein anderes Volk betreiben mag, beanlagt und erzogen sind.

„Menschen als Handelsware ansehen zu können, das setzt voraus, daß die betreffenden Händler die höchste Mißachtung vor ihren Mitmenschen hegen, daß von ihnen den Menschen, mit denen sie Handel treiben, jedes Recht auf den Anspruch, als Menschen angesehen und als Menschen geachtet zu werden, aberkannt wird.“

▼ Schäferstein erklärte vor Gericht: „In dem Worte „Mädchenhandel“ fände er nichts Anstößiges, es sei ein Geschäft wie jedes andere. Der eine handelt mit Obst, der zweite mit Kleidern — er habe mit Mädchen gehandelt.“

So bodenlos auch die Seelenverpeftung sein mag, die aus diesen Worten weht, einen unterrichteten Mann, der die letzte Quelle kennt, auf die diese moralische Verworfenheit zurückzuführen ist, überrascht sie nicht. Denn der von den Juden mit Menschenfleisch betrie-

bene Handel ist der ins Praktische umgesetzte Ausdruck der Gesinnungen, die dieser Klasse auf Grund der Schulchan-Aruch-Moral beigebracht werden, wonach nichtjüdischen Völkern das Recht abgesprochen wird, sich Menschen zu nennen und sich als Menschen zu betrachten, und solches als alleiniger Vorzug für die Judenrasse in Anspruch genommen wird. Die Angehörigen aller nicht-jüdischen Völker werden dem Vieh gleichgestellt, und es gibt kein Verhältnis unter den nichtjüdischen Völkern, und mag es auch das heiligste für sie sein, auf das nicht jene Gleichstellung mit dem Vieh Anwendung fände.

3. B. Schulchan-Aruch Orach-hajim 330:

„Der jüdischen Hebamme ist es nicht nur erlaubt, sondern sie ist verpflichtet, einer jüdischen Frau am Sabbath zu helfen und dabei auch alles zu tun, womit der Sabbath sonst entheiligt wird. Einer christlichen Frau hingegen zu helfen, ist verboten, selbst wenn man ihr helfen kann, ohne den Sabbath zu entheiligen, da sie doch nur als ein Tier betrachtet werden darf.“

Schulchan-Aruch, Choschen hamischpat 166, 7:

„..... indem es bei uns (Juden) Grundsatz ist, es sei erlaubt, einem Hunde ein Stück Fleisch vorzuwerfen, aber nicht, einem Nochri (Christen) es zu schenken, weil ein Hund besser sei als ein Nochri (Christ).“

Die Juden wollen auch nicht einmal Worte, die ausdrücklich den Zwecken der Bezeichnung menschlicher Beziehungen überhaupt zu dienen haben, auf Nichtjuden angewandt wissen.

Schulchan-Aruch, Joredéa, 269, 1:

„Die Ehe zwischen Christen haben keine Verbindlichkeit, d. h. das Zusammenleben derselben ist dem Zusammenleben der Pferde gleich. Es stehen die Kinder mit den Eltern in keiner menschlich = verwandtschaftlichen Beziehung, und kann, wenn Eltern und Kinder jüdisch werden, der Sohn z. B. seine Mutter heiraten.“

Zu dieser Stelle bemerkt Dr. Eder: Der Grund hierfür ist dieser: „Nichtju-

den sind nicht mehr als Tiere, somit kann von einer menschlichen Verwandtschaft keine Rede sein; der Proselyte ist wie ein Neugeborener.“

Schulchan-Aruch Eben haézer 16, 1: „Hat ein Jude eine Akum (Christin) geheiratet, so soll man ihm 39 Hiebe geben und die Heirat soll keine Verbindlichkeit haben und das Bethdin (Rabbineramt) soll denselben in den Bann tun, ja sogar, wenn ein Jude eine Jüdin geheiratet hat, so darf der Jude, wenn diese Christin geworden ist, eine andere Frau nehmen, ohne daß es einer Scheidung bedarf; denn die Akum (Christen) dürfen nicht als Menschen betrachtet werden, sondern sind als Pferde anzusehen.“

Choschen hamischpat 33, 11: „Nach dem Gesetz besteht durchaus keine Verwandtschaft zwischen Akum, sogar nicht zwischen Zwillingen.“

„Sein (des Akum) Samen wird angesehen wie Viehsamen.“ (Josephoth zu Talmud Kethuboth 36.)... Von solchen schandbaren Gesinnungen bis zum Handel mit nichtjüdischen Menschen selbst ist nur ein Schritt. Welche Scheu vermöchte auch einen Menschen, der Mitmenschen als Vieh betrachtet, davon abhalten, einen Menschenvieh-Handel zu betreiben?.... Das Mittelalter hindurch waren es gleichfalls Juden, die Sklavenhandel betrieben (vgl. Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des Judentums). Mit gefangenen Sklaven versorgten sie die mohamedanischen Reiche der iberischen Halbinsel, wohin die Unglücklichen zur Einreihung in die Leibwachen der Sultane verhandelt wurden.“

Was die Juden bis in die Neuzeit hinein im scheußlichen Nege r h a n d e l gesündigt haben, steht auf einem andern Blatt, soll hier aber nicht vergessen werden.

WB 21/2 14: „Das „auserwählte“ Volk wird immer Menschenhandel treiben, selbst wenn dessen rohste, schmutzigste Form einmal ausgerottet werden könnte durch die Anstrengungen anderer Völker. Das liegt im Blute. Aber davon darf man heute nicht reden; nur wer diesen Dingen gegenüber seine Augen verschließt und alles ruhig gehen

und geschehen läßt, hat Anspruch auf die Bezeichnung: gebildeter Mensch!...“

So ist denn der Mädchenhandel ein jüdisches Monopol und in all seiner Scheußlichkeit nur ganz aus jenen geilen Anschauungen zu verstehen, die schon im Talmud das Mosaische Gesetz: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!“ mit dem Zusatz versehen: „Das Weib des andern ist ausgenommen“ (Tr. Sanh. 52, 2); der Talmud (Tr. Jona 18, 2) berichtet auch, daß einige seiner ersten Meister, wenn sie in eine fremde Stadt kamen, ausrufen ließen, ob nicht ein Weib auf einige Tage ihre Frau sein wolle.

Ganz so empfinden die Juden von heute.

Herm. Koniecki schreibt: „Und ich sah, wie jüdische Männer heimlich lachend wiesen auf deutsche Frauen, die an ihrer Männer Arm vorüberschritten: „Schau, Israel, der hab' ich auch getan nach den Worten der weisen Lehrer Rabbi Bechai und Levi ben Gerson, welche sprachen, daß der Jude keinen Ehebruch begehe, wenn er ein nichtjüdisch Weib schände. Seines Weibes Blüte habe ich dem einfältigen Goy genommen, wie ich Bucher nehme von seinem Geld. Achtzig hab' ich verführt im Mai ihrer Jugend, in dieser Stadt und in jener; einen Siegeszug hab' ich getan über gebrochene Herzen, den Wein trinkend für mich und schales Wasser übrig lassend den Affen, den Gojim.“

Seidl (1900, S. 90) führt die Worte Groß-Hoffingers an: „Die jüdischen Bankiers, Börsenspekulanten usw. suchen sich unter den Stämmen, welche zu ihrer Anechtschaft bestimmt zu sein scheinen, die reinsten und unberührtesten Jungfrauen aus. Und wenn sich die ganze jüdische Geldaristokratie an der Unschuld gesättigt hat, dann erst wird das Opfer den Gojim überlassen, und es versinkt dann in die Abgründe der gemeinsten Prostitution. . . . Die ärmeren Klassen der Juden aber tun sich hervor in Betreibung des Kupplergewerbes und im Mädchenhandel für die türkischen Harems und die schlechten Häuser der ganzen Welt.“

Und ebenso Dr. △ Grebberts Ausspruch: „Welche Nachstellungen die ge-

wöhnlichen Schacherjuden der christl. Unschuld, wie dem am Altare des Herrn geschlossenen Treubunde bereiten, in welchen Dingen sich die Juden in den Großstädten bewegen, darüber ließe sich ein langes Kapitel und an der Hand der Tatsachen aus der Statistik eine graufige Illustration zur Sittenlehre des Talmud liefern.“

Die Schrift: „Landgraf, werde hart!“ (1892) faßte die geschlechtschänderische Absicht des einzelnen Juden gegen das deutsche Weib dahin zusammen: „Er ruht nicht eher, bis sie zur Dirne geworden ist.“

„. . . . So wird auch die ganze jüdische Klasse in ihrer Eier gegen das germanische Deutschtum nicht eher ruhen, als bis Deutschland zur Dirne geworden ist, bis Deutschland auf den Strich geht!“

Die Opfer für die Lasterhöhlen des Auslandes stammen fast ausschließlich aus der nichtjüdischen Bevölkerung; es finden sich nur wenige „Schicksel“ darunter. Unter 60 Mädchen, die durch ein österreichisches Konsulat ihrem drohenden Schicksal entrisen wurden, waren nur ein paar Jüdinnen. Immerhin aber zeigt dieser Umstand, wie viehisch-gemein der Hebräer als Mädchenhändler werden kann. Das bezeugt auch Dr. Schrank, der Präses der österr. Liga gegen Mädchenhandel, in den 1890er Jahren: „Die Mädchenhändler sind in allen Staaten fast durchwegs Juden. List und Schlaueit sind ihnen allen und ihren Agenten eigen, um sich den Behörden zu entziehen. Die Juden bringen diese Eigenschaften in zureichender Weise mit. Sie verschachern polnische, russische, insbesondere aber galizische Mädchen in die europäischen Großstädte und auf den überseeischen Markt. Der Gipfelpunkt der Niedertracht wird durch den Handel mit dem eigenen Fleische, mit jüd. Mädchen erreicht, ein Geschäft, welches die Armut polnischer und galizischer Juden erleichtert. Schopenhauer hatte nicht Unrecht, wenn er die Schamlosigkeit als den Hauptcharakter der Juden bezeichnete.“

Während bei andern Verbrechen jüdischer Chamrussen auch Nichtjuden als bestochene Beamte, Fehler usw. nachge-

wiesen wurden, sind im M— nur Juden als Treiber aufgedeckt worden. Das bezeugte auch das Auswärtige Amt in Berlin 1897 (Stbgrz 29/7 01): „Es ist bekannt, daß eine weitverzweigte, mit großen Mitteln und guten Verbindungen arbeitende Kupplerbande, die durchweg aus galizischen und russischen Juden besteht, fortwährend in europäischen Ländern, besonders Deutschland, Österreich-Ungarn und Schweiz Mädchen unter falschen Vorspiegelungen nach Südamerika lockt und sie dort an die Bordelle verkauft.“

Oberstaatsanwalt Drescher: „Der internationale Mädchenhandel in Schlesien wird durch Russen betrieben, und zwar ausschließlich von Juden.“

Und selbst „The Jewish Chronicle“ (2/4 10) gesteht: „Der jüdische Mädchenhändler ist der fürchterlichste aller Ausbeuter (menschlichen) Lasters. . . . Wenn der Jude ausgeschieden werden könnte, so würde der Mädchenhandel zusammenschrumpfen und verhältnismäßig geringen Umfang annehmen!“ (Vgl. Dinter, die Sünde wider das Blut, 230. Tausend, S. 371.)

Tausendfältig sind die Weisen, durch die die Mädchenhändler ihre Opfer ins Garn locken. Außer der Gelegenheit bei absichtlicher, unmittelbarer Bekanntschaft in der Eisenbahn, auf Bahnhöfen, auf Märkten, in Warenhäusern, bei öffentlichen Veranstaltungen usw. richten die Juden besondere Geschäftsstellen zum Einfangen ihrer Beute ein. Dahin gehören z. B. die Auswandererhäuser, in denen ausreisende junge Mädchen sich in ihrer Unerfahrenheit Auskünfte über Fahrt, Niederlassung, Arbeit, Stellung u. a. holen möchten. Dabei fallen sie dann den geriebenen Händlern in die schmutzigen Finger. Gewöhnlich macht der Inhaber nicht selbst das „Geschäft“; das würde ihm bald den Verlust der behördlichen Erlaubnis für sein Auswanderungsgeschäft eintragen. Aber er hält sich seine Agenten, die in ihrer Gerissenheit die bedauerlichen Mädchen nicht allein um die ersparten Reisegroschen bringen, sondern auch noch um ihre Ehre, Tugend und Gesundheit. Die Behörden müßten allen

Inhabern solcher Häuser, soweit sie Juden sind, die Konzession zu ihrem Geschäft entziehen; denn „wenn der Charakter dieser Büros und ihrer Inhaber erst durch Verübung von Verbrechen ruckbar geworden ist, dann ist es gewöhnlich zu spät“.

„Eine weitere Falle zur Anlockung von jungen Mädchen“, schreibt Berg („Juden-Bordelle“), „ein jüd. Ameisenlöwentrichter, der vollendeter nicht gedacht werden kann, sind die Stellenvermittlungsbüros“.

Das „Bulletin de la Société de Moralité publique de Belgique“ vom 5/6 82 schreibt:

„Die Stellenvermittlungsbüros sind fast stets Hotelgarnis mit Schankgerechtigkeit; ihr Salon ist das Hauptquartier der Bordellhalter und Kuppler beiderlei Geschlechts; ihre Vorsteher und Vorsteherinnen sind Lieferanten von Menschenfleisch, und ihre Vermittlung versorgt die schändlichen Märkte der Unfittlichkeit. Nicht allein die bereits verlorenen Mädchen wenden sich an die Büros, um sich in Verbindung mit den Kupplern von Profession zu setzen, sondern, was unendlich schlimmer ist, junge unerfahrene Mädchen vom Auslande oder aus der Provinz werden in diesen Instituten Opfer der abscheulichsten Machinationen, eine Beute des Lasters. Wir besitzen eine Fülle von einschlägigem Material; ein Fall, typisch für die Verhältnisse, mag als Beispiel genügen.“

Vor ein paar Jahren mußte eine junge Deutsche aus anständiger Familie, als Bonne in einem Hause zu B. engagiert, ihre Stellung aus Gesundheitsrücksichten aufgeben. . . . Sie quartierte sich in einem Stellenvermittlungsbüro ein, um einen andern Platz zu suchen. Anfangs ging alles gut, sie besaß noch einiges Geld. Als dieses verausgabt war, ohne daß sich inzwischen ein Unterkommen gefunden hatte, begann sie wegen der Zukunft zu fürchten. Die Vorsteherin des Büros beruhigte sie indessen: sie habe Vertrauen zu ihr und werde ihr Kredit geben usw. Als die Schulden des Mädchens sich auf einige 60 Fr. gesteigert hatten, änderte die Direktrice den Ton: „Ob das denn so fort-

Mädchenhandel

gehen solle; sie sei nicht in der Lage, derartige Kredite zu geben; man möge ein Ende machen, sonst müsse sie die Schuldnerin der Polizei als Bagabundin ohne Unterhalt anzeigen.“ Das arme Kind war erschrocken. Des Abends führte die Vorsteherin ihr eine Dame zu: „Was Sie für Glück haben! Diese Dame aus Genf braucht eine Kammerzofe für ihre Kinder!“ Kurz, das Mädchen reiste ahnungslos mit der Dame, einer Bordellwirtin, ab. — Später sahen wir dieses Mädchen körperlich und moralisch verwüstet. Auf die Frage, warum sie nicht zu entkommen versucht habe, als sie den Charakter des Ortes erkannt, antwortete sie: „Mir gingen erst am andern Morgen die Augen auf, als es zu spät war. — Ich war der Vermittlerin 60 Fr. schuldig, und man hätte mich ins Gefängnis gesteckt.“

„Aber es gibt auch noch andere Formen“, fährt Berg fort, „unter denen die Judenkuppler ihre Absicht, junge Mädchen erst einmal anzulocken, erreichen. Da werden Tanzkurse angezeigt, oder es wird angekündigt, daß der und der bereit sei, jungen Damen Fechtunterricht zu erteilen oder Sing- und Musik-„Akademien“ werden eröffnet, und dann verschwindet der Schurke mit seinen Opfern.“

Auch „Theater- und Gesangsschulen“ und künstlerische Kurse bilden oft die Aushängeschilder der jüd. Mädchenhändler.

Die „Juden-Bordelle“ berichten weiter: „Ein besuchtes Jagdgebiet sind die Plätze, wo Kinder mädchen sich zu versammeln pflegen. . . . Da machen sich die jüd. Kuppler heran, bereben die Mädchen mit allen möglichen Versprechungen und sind ihrer Opfer sicher, wenn sich die Mädchen betören lassen. In Berlin im Tiergarten spielte sich ein solcher 1. Akt einer Tragödie ab. Ein polnischer Jude, elegant gekleidet, machte sich hier mit einem hübschen, frischen Mädchen bekannt, versprach ihr, ihr Klavierunterricht erteilen zu lassen, um sie dann in die Stellung einer gut bezahlten Gesellschaftlerin zu bringen. Knall und Fall kündigte die Betörte ihrer Herrschaft mit der Angabe der ihr von dem Unbekannten vorgespiegelten Ver-

sprechungen und — mag jetzt irgendwo in einem ausländischen Bordell ihre Torheit bitter bereuen.“

Um welche riesige Zahlen es sich bei dem schmutzigen Geschäft handelt, das kann eine Nachricht aus New York vom 31/1 13 beleuchten: „Der Erste Staatsanwalt Mr. London in N. York erklärte anlässlich der Stiftung Rockefeller zur Bekämpfung des Mädchenhandels, daß an dem Mädchenhandel nach seinen langjährigen Berechnungen und Beobachtungen jährlich ungefähr die gewaltige Summe von 60 Millionen Dollar verdient würde! Die Zahl der in N. York auf dem Wege des Mädchenhandels abgesetzten Frauenspersonen beliefe sich auf über 265 000 Weiße; dazu kämen noch eine Unmenge Schwarze, die meistens an Privathäuser abgeliefert würden.“

Erst spät, doch hoffentlich nicht zu spät, haben sich die Behörden dem grauenvollen Verbrechen an der Menschheit zugewandt und sich der armen Opfer angenommen.

„1880 wurde die Aufmerksamkeit der britischen Regierung auf wiederholte Anzeigen gelenkt, daß junge Engländerinnen unter falschen Vorwänden nach Belgien gelockt und dort zur Ausübung der Prostitution mit Gewalt in übelberücktigten Häusern gefangen gehalten würden. Zur Untersuchung wurde der englische Jurist Snagge entsandt, der seine Beobachtungen in einem Berichte: „Report from the select committee of the House of Lords on the law relating to the protection of young girls“ niedergelegt hat. Auch dieser beweist unwiderleglich, daß die Hauptverbrecher der Judentrasse angehörten.“ (Berg, Juden-Bordelle.)

Merkwürdigerweise durfte GNA von Dirksen, als im März 1898 der Petitionskommission des Reichstages eine Eingabe betreffs Mädchenhandels vorlag, erklären, das Auswärtige Amt halte diese Frage für Deutschland nicht für brennend. Die Kommission ließ sich dadurch auch beruhigen und ging zur Tagesordnung über. (StbgrZ 10/7 03.)

„Wie es in den furchtbaren Lasterhöhlen zugeht, das spottet aller Beschreibung. Snagge hat das Verdienst,

darüber Licht verbreitet zu haben. Er veranlaßte im Auftrage der britischen Regierung vor den Gerichten in Brüssel eine Untersuchung der Verhältnisse. „Die Untersuchung“, sagt Henne am Rhyn, „brachte Scheußlichkeiten an den Tag, die man in einem zivilisierten Lande für unmöglich gehalten hätte; man weiß nicht, ob die physischen oder die moralischen Torturen der Armen ärger waren; durch Hunger und Schläge oder auch durch rohe Gewalt wurden sie zum Laster gezwungen oder auch nach Anwendung betäubender Getränke!“ (Ebenda.)

Das Schicksal eines solchen verrate-
nen Mädchens steht in der ergreifenden
Geschichte „Klarissa“, Roman, ver-
legt bei Hans Küstenöder, Berlin.

Major Δ Wagener berichtete über den
Kampf gegen den Mädchenhandel auf
der „2. dtischen Nationalkonferenz zur
internationalen Bekämpfung des Mäd-
chenhandels“ am 28/10 03 in Berlin:

„Die Bewegung gegen den Mädchen-
handel ist von England ausgegangen
und es hat sich feststellen lassen, daß der
Mädchenhandel schlimmer ist als der rö-
mische Sklavenhandel oder der Handel
mit Negerklaven. Wie raffiniert
die Händler sind und wie schwer es ist,
ihnen zu Leibe zu rücken, zeigt z. B. der
Fall, daß eine Händlerin in Osterreich
Mitglied aller sittlichen und religiösen
Bereine wurde, eine andere in der
Schweiz in den christlichen Hospizen
wohnte. Die Frage durch Bekämpfung
der Prostitution zu lösen, schien aus-
sichtslos, vielmehr spitzt sich der Kampf
auf einen solchen gegen die Händler zu.
Der Kampf gegen die Nachfrage von
den Besitzern der öffentlichen Häuser ist
aussichtslos, weil die romanischen Völ-
ker der Ansicht sind, die Duldung der
Prostitution sei nur unter der Regle-
mentierung möglich. Die Aufhebung der
öffentlichen Häuser werde also hier auf
Widerspruch stoßen. Dagegen wird mit
allen Kräften zu verhindern sein, daß
seitens gewissenloser Menschen ahnungs-
lose Mädchen in eine Lage gebracht wer-
den, die sie rettungslos dem Untergang
zutreibt. Der Kampf gegen die Händler
ist zurzeit erschwert, weil die Gesetze fast
aller Länder keine Handhabe bieten, den

Mädchenhandel zu fassen. Immerhin
haben die Überwachungsmaßregeln, die
das deutsche Komitee angeregt hat, Er-
folge gehabt. Wenigstens hat der Tran-
sitverkehr durch die scharfe Überwachung
an den Grenzen stark nachgelassen.“

In der Folge bildeten sich in den mei-
sten europäischen Kulturstaaten Ver-
einigungen, die die Bekämpfung des
Mädchenhandels nachdrücklich betrieben.
Leider versagten in vielen Reichen die
Gesetze, denen die schlauen Juden immer
wieder ein Schnippen zu schlagen
wußten. So schrieben die „Vorposten“,
die sich an dem Kampfe beteiligten,
1913: „Die bisherige Arbeit des „V.“
zur Bekämpfung des Mädchenhandels“
hat wenig geleistet, kann auch nicht eher
Erfolge erzielen, als bis eine andere Ge-
setzgebung Platz gegriffen hat. Nur
Prügelstrafe kann hier helfen.“

Auch Major Wagener konnte nur be-
richten: „Es gelang dem Komitee bisher,
42 Händler festzustellen und 56 Mäd-
chen zu retten.“

Das war freilich gegenüber der Liste
mit den Namen von rund 1400 Mäd-
chenhändlern, die die „deutsche Liga zur
Bekämpfung des Mädchenhandels“ be-
saß, und der Tatsache, daß einzelne die-
ser Juden schon an 4000 Mädchen ver-
schleppt hatten, nur ein bescheidener Er-
folg. Immerhin aber hatte die gute
Presse als Mitkämpferin in der Öffent-
lichkeit eine förderliche Aufklärung ge-
schaffen.

Bezeichnenderweise versagte in die-
sem Kampfe die jüd. Presse, ja sie
versuchte absichtlich eine Irreführung
der öffentlichen Meinung.

In der Abwehr schreibt die DW 19.
Dez. 1902:

„Im „General-Anzeiger für die ge-
samten Interessen des Judentums“ (02)
beginnt ein Artikel über die Bekämp-
fung des jüd. Mädchenhandels mit den
Worten: „Gegen den Handel mit
jüdischen Mädchen usw.“ Damit
soll der Uneingeweihte zu der Auffas-
sung kommen, als ob jüd. Mädchen
womöglich von Christen verkuppelt
würden und man gegen diese Verkuppe-
lung ärmster Jüdinnen gesetzlich vor-
gehen müßte. So ist die Sache aber nicht.
Es mag vorkommen, daß auch jüdische

Mädchen so mißbraucht werden. Das Übel des jüd. Mädchenhandels liegt aber darin, daß in der Mehrheit Juden und Jüdinnen die Verführung von Mädchen (fast nur christlichen) gewerbs- und gewohnheitsmäßig betreiben. Das Wort: „Jüdischer Mädchenhandel“ bedeutet nichts anderes, als daß die Verführung von Mädchen ausschließlich in den Händen der Juden liegt.“

Und gegen eine freche Leugnung des jüd. Mädchenhandels im BT zieht die WW 3/8 13 zu Felde:

„Die deutsche „Liga zur Bekämpfung des „Mädchenhandels“ hat, wie auf dem letzten Kongreß mitgeteilt wurde, etwa 1400 Mädchenhändler in ihren Listen. Immer wieder wissen Auslandsreisende zu melden, daß ein großer Teil der Freudenmädchen in den verschiedensten Ländern und namentlich in Amerika deutscher Herkunft ist. Jüngst hat BT Ausführungen eines Polizeirats Dr. Heindl [vgl. auch Koch S. 223] Raum gegeben, wonach in Deutschland so gut wie gar kein Mädchenhandel bestehen soll. Das jüd. BT hat also die Befundungen der „Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels“ — in der sich doch Juden sehr eifrig betätigen, um so gewissermaßen der Tatsache ihren Dorn zu nehmen, daß fast sämtliche Mädchenhändler Juden sind — glatt als falsch erklärt, unzweifelhaft im Interesse der Rasse, die es vertritt. Mittlerweile sind wieder verschiedene Mädchenhändler in Deutschland abgefaßt, unlängst in Hamburg sogar Aron Jakubowitsch aus Rußland, dessen Organisation im ganzen schon etwa 4000 Mädchen „ins Jenseits“, nämlich über den Atlantischen Ozean befördert haben soll. Nun haben Blätter gemeldet, es sei eine Händlerbande in der bayerischen Pfalz aufgetreten, die 6 Mädchen im Alter von 17 bis 22 Jahren nach Südamerika verschleppt habe, und es wurde sogar der Name eines entronnen Mädchens dabei genannt. Die Polizei soll nunmehr festgestellt haben, daß die ganzen Angaben aus der Luft gegriffen seien, und das wird von dem Mosseblatt als Beleg dafür verwertet, daß es in Deutschland einen Mädchenhandel nicht

mehr gebe. Auch diese Tatsache verdient bemerkt zu werden zur Charakteristik des jüd. Blattes. Während sonst Juden sich angeblich aus aller Wärme ihrer Herzen mühen, durch eifrige Teilnahme an der Bekämpfung des Menschenfleischwuchers die ungeheure Schuld ihrer Rasse auf diesem Gebiete einigermaßen zu mildern oder zu sühnen, macht sich's das BT bequemer. Es erklärt einfach, daß es einen Mädchenhandel in Deutschland nicht gibt, und wenn auch jede Woche ein paar Verhaftungen von Mädchenhändlern bringt! Das BT will wohl seinen Rassengenossen von der Art des Jakubowitsch das Geschäft nicht verderben lassen; denn schließlich ist ja auch diese Betätigung Geist von seinem Geist, wenn auch das verkaufte Fleisch nur selten Fleisch von seinem Fleische ist.“ —

Dem Widerspruche, daß Juden sich in die Vereine zur Bekämpfung von Auswüchsen ihres eigenen Rassetums und deren Nationalerziehung drängten, setzte sich H. Budor im Leipziger Verein zur Hebung der Sittlichkeit nachdrücklichst entgegen. „Folgerichtig bestand er auf Ausschluß der Juden aus allen Sittlichkeitsvereinen. Er schreibt (St. Georg 20/4 13): „Nachdem ich dem Leipziger V. zur Hebung der Sittlichkeit als Mitglied beigetreten war, hörte ich, daß der V. auch Juden aufnehme und daß dem Vorstande ein Rabbi angehöre. Ich sagte darauf: „Ich trete deshalb nicht aus, aber der Rabbi soll austreten.“ Auf der Hauptversammlung des Vereins im April d. J. forderte ich deshalb — der Rabbi war nicht anwesend, aber eine bekannte Leipziger jüd. Person, Dr. Bornstein, saß mir gegenüber —, daß Juden und Judenabkömmlinge grundsätzlich ferngehalten werden sollten, und stellte den Antrag, den § 3 der Satzungen derart zu ändern, daß nur Personen deutscher Abstammung als Mitglieder aufgenommen werden können. Ich begründete den Antrag damit, daß es hinlänglich bekannt und tausendfach bewiesen und auch von den Juden selbst dann und wann zugegeben sei, daß die Juden in Hinsicht der hier zur Erörterung stehenden Dinge geradezu verheerende Wirkungen auf unser deutsches Volk ausgeübt haben. Einige Vorstands-

mitglieder widersprachen und betonten, daß sie gerade mit diesem Rabbi sehr einträchtig zusammengearbeitet hätten und auf seine Mitarbeit nicht verzichten möchten. Ich wies dagegen beispielsweise darauf hin, daß sowohl der Mädchenhandel, wie vom Nationalkomitee zugegeben, fast durchgehends in jüd. Händen sich befinde, als auch daß die Schmutz- und Schundliteratur und Kunst, einschließlich der Presse, jüd. Erzeugnis sei. Dem Vorsitzenden schien die von mir gegebene Wendung der Dinge offensichtlich peinlich. Er wies auf die Satzungen hin und stellte mir anheim, den Antrag nochmals schriftlich einzubringen, da zu Satzungsänderungen nur eigens zu diesem Behuf einberufene außerordentliche Versammlungen berechtigt seien. Ich versprach das zu tun und sandte gleich am folgenden Tage im eingeschriebenen Brief den Antrag ein, dem § 3 der Satzungen einzufügen, daß nur Personen deutscher Abstammung Mitglieder werden können, und zwar unter folgender Begründung: „Die beantragte Änderung bezweckt, den Juden den Eintritt in den Verein zu verwehren. Denn die Mitgliedschaft von Juden bei einem Verein zur Hebung der Sittlichkeit steht in Widerspruch zu der offenkundigen, hundertfach bewiesenen und auch von Juden hier und da zugegebenen Tatsache, daß den Juden selbst die Hauptschuld an der sittlichen Verfeuchung unseres Volkes zuzuschreiben ist. Wenn auf der anderen Seite Juden an den Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit sich hervorragend beteiligen, so tun sie dies einmal zu Zwecken der Verschleierung, andernfalls um dabei Vorteile für ihr jüdisches Volk herauszuschlagen, drittens dann und wann auch, um die Sache zu verderben und die Arbeit nur bis zu einem gewissen Grade voranschreiten zu lassen, nicht aber etwa aus dem Bestreben, den Nichtjuden zu helfen.“

Mag nun auch die Form des schändlichen Gewerbes dank der unermüdlchen Bekämpfung durch deutsche Männer und Frauen viel von ihrer Roheit und Abscheulichkeit verloren haben, der Handel selbst besteht im geheimen weiter. „Hunderterte, ja Tausende von den Scheusalen

mögen noch dem Auge der Behörden begreiflicherweise verborgen geblieben sein und betreiben ihr verworfenes Schandgewerbe weiter. . . . Wie ein unsichtbares Netzwerk verteilt sich eine internationale Horde vertierter Juden über den „so bequem und üppig unter ihnen ausgestreuten Christenleib“, um jedes Opfer unentrinnbar zu umgarnen, das das Unglück haben sollte, mit ihnen in Berührung zu kommen und ihnen in die Hände zu fallen.“ (Berg).

Ungeachtet dieser Zustände ist eine Änderung unseres Strafgesetzbuches erforderlich.

Seidl (1900, S. 90) schlägt vor: „Jeder des Mädchenhandels überwiesene Verbrecher wird binnen 24 Stunden aufgehängt, ohne Appell an die Gnade des Kaisers. Sein Vermögen wird eingezogen und für arme christliche Mädchen verwendet. Die Familie wird eventuell anderen Juden zur Erhaltung zugeteilt.“

Lesenswert ist in dieser Beziehung auch Major Wagensers Schrift über den Mädchenhandel, wo der Verfasser zu dem Mittel kommt: „Die Kerle verdienen die Milpferdpeitsche und den Strang.“

In der Tat: „Es kann nur eine Strafe, der Bestialität des Mädchenhändlers gegenüber, geben: die Todesstrafe, die auf Mord steht.“

Aber was bedeutet ein schnell vollzogener Mord, verglichen mit der langsamen, von allen Qualen und Martern des Leibes und der Seele begleiteten Hinmordung der jungen, unschuldigen Opfer des schwärzesten Verrates, noch dazu, was doch so vielfach der Fall ist, in den mörderischen Klimaten der Tropenländer? Diese Händler sind die schlimmste Art von Mordgesellen.

Die Araber in Afrika werden von deutschen Reichsbehörden unnachsichtig mit dem Tode bestraft, sobald ihre Eigenschaft als Sklavenjäger unzweifelhaft feststeht, und die Juden in Europa, die genau dasselbe verüben, sollte nicht dieselbe Strafe erteilen? Würde man etwa gegen Juden schonender vorgehen als gegen Araber, wenn in Gemeinschaft mit Arabern Juden bei Sklavenjagden ergriffen würden? Oder sollte etwa gar der Umstand, daß diese jüdischen Raub-

tiere die scheußlichen Barbareien der afrikanischen Wildnis inmitten der europäischen Zivilisation verüben, ein Milderungsgrund für diese sein?"

Nachstehend sollen nun einige wichtige und bezeichnende Vorgänge aus den hauptsächlichsten Bezugs- und Absatzgebieten des Mädchenhandels berichtet werden. Wir beginnen mit Deutschland.

Der Landrat des Kreises Rastenburg i. Ostpr., machte bereits in den 1880er Jahren (Österr. Wf. 25/7 86) bekannt:

„Die nachstehenden Personen haben sich von Buenos-Aires und Montevideo aus, mit falschen Legitimationen und mit beträchtlichen Geldmitteln versehen, nach Europa, insbesondere nach Deutschland begeben, um junge Mädchen durch Vorspiegelungen nach Plätzen Südamerikas behufs Unterbringung in öffentlichen Häusern zu verlocken:

1. Israel Klopfer aus Snizarn-Bukowina. Statur stark, groß, blonde Haare, Kennzeichen auf einer Wange eine große Narbe. Führt verschiedene Reisedokumente. Buenos-Aires, Calle Libertad Nr. 285.

2. Leib Greif aus Drohobycz-Galizien. Statur groß, stark, wenige blond-braune Haare. Reist unter dem Namen Starth (in Bordeaux verhaftet und verurteilt.)

3. Joseph Raß aus Zurawica-Galizien. Statur groß, stark, Haare blond, mit österr., italien., brasilian., türkisch. Reisedokumenten versehen. Buenos-Aires, Calle Tucuman 424.

4. Moriz Kniffer aus Kolomea-Galizien. Statur mittelgroß, schwacher blonder Haarwuchs, Gesicht blaß.

5. Lazar Goldenburgh aus Litauen-Rußland. Statur mittelgroß, stark, Haare schwarz, mit engl. und türkisch. Reisedokumenten versehen. Buenos-Aires.

6. Karl Rod aus Czernowitz-Galizien. Statur stark, Haare blond, seit 70 in Buenos-Aires, beschäftigt sich mit Kuppelei, 55 Jahre.

7. Jakob Salamowitsch aus Botemhan, Rumänien, Statur mittelgroß, mager, Haare grau meliert, Gesicht dunkel, seit 72 in Buenos-Aires.

8. Jean Sallowitsch aus Bukarest, Rumänien. Statur klein, mager, braune Haare, blasses Gesicht. In Gesellschaft seiner Schwester Mathilde in Europa, um Mädchen nach Buenos-Aires zu bringen. Vor drei Jahren in Bordeaux im Gefängnis wegen Kuppelei. Wohnt Calle Libertad 269—271. Mit falschen Dokumenten versehen, argentinischem Paß, seine Schwester ebenfalls.

9. Moriz Goldberg aus Lemberg-Galizien, Statur mittelgroß, stark, wenige rote Haare, Gesicht rot. Mit allen möglichen falschen Dokumenten versehen, hält sich vorübergehend in Buenos-Aires auf.

10. Jakob Goldstein aus Galizien, Statur mittelgroß, Haare und Gesicht rot, seit 77 in Buenos-Aires, kommt als Pfeifenhändler nach Europa und nimmt Mädchen mit nach Buenos-Aires. Seine Frau Rebekka Goldstein aus Galizien, Statur mittelgroß, stark, schwarze Haare, bereist Europa zu demselben Zwecke. Zwei Schwestern derselben, Kartoffelhändlerinnen in Lemberg, engagieren dort Mädchen als Kassiererinnen, Kellnerinnen usw. für ihre Schwester in Buenos-Aires. Die eine Enne Sterk, die andere Eitel Seidenwurm, in Lemberg, Wiliza Uwacowa Nr. 8. Jakob Goldstein ist in Deutschland in Begleitung einer Rosaline Held aus Galizien. Statur groß, stark, Haare dunkel, wohnt in Buenos-Aires, Calle Corrientes.

11. Lazar Schwarz aus Teltſche, Rumelien. Statur groß, stark schwarze Haare, Gesicht dunkel, 35 Jahre alt, auswärts gebogene Beine. Buenos-Aires, Calle Turuman 362, begibt sich alle 3 bis 4 Monate nach Europa, im Januar war er in Mühlhausen, reist unter dem Namen Prim, ist in Buenos-Aires naturalisiert als Argentinier.

12. David Stein aus Konstantinopel, Statur mittelgroß, mager, Gesicht blaß, Haare schwarz, 29 Jahre, wohnt in Buenos-Aires.

13. Josef Goldfeld aus Rußland, Statur groß, stark, Gesicht rot, Haare grau, gefärbt auf schwarz, spärlicher Haarwuchs, 50—55 Jahre alt, treibt Kuppelei seit 72, reist mit falschen Reisedokumenten, meist gebraucht er einen

engl. Paß aus Kalkutta. Wohnung: Calle Temple 372.

14. Nonun Terniawsky aus Rußland, Statur groß, mager, blaßes Gesicht, Haare dunkel, 30—40 Jahre alt. Wohnt in Buenos Aires. Reist mit falschen Dokumenten.

15. Peter und Anna Auster aus Malterin, Rumelien, Statur groß, hager, Haare grau, wohnen jetzt in Montevideo.

Damit das Gesetz weniger gegen sie und einen gewissen Karl Koch ausrichten kann, haben sie sich verständigt, mit den Mädchen von Buenos Aires nach Montevideo und umgekehrt zu wechseln. — Die hauptsächlichsten Hafenorte, von wo die Kuppler ihre lebendige Ware verschiffen, sind Marseille, Bordeaux, Havre, Liverpool, Southampton, London, Antwerpen, mitunter auch Hamburg und Bremerhaven. Besonders sind Österreich, Ungarn, Galizien, Deutschland und die Schweiz die Gebiete, von wo die Ware ausgeführt wird, und in denen Zubringer und Zubringerinnen den Kupplern in die Hände arbeiten. Die städtischen und ländlichen Polizeibehörden setze ich hiervon mit dem Ersuchen in Kenntnis, gegen dieses Treiben eventuell einzuschreiten.“

Der „Düsseld. Anz.“ (Juli 83) berichtet: „Ein fremder Agent, der sich mehrere Tage am Bahnhof in Düsseldorf herumgetrieben hatte, wurde am 3/7 abends verhaftet, als er eben mit 3 betörten Mädchen nach Afrika abreisen wollte. In einem bei ihm vorgefundenen Briefe hieß es, er solle nur für gute „Ware“ sorgen, sie möge kosten, was sie wolle. Den Mädchen war versprochen worden: freie Überfahrt, gute Herrschaft, jährlich 300 Mark Lohn und innerhalb 3 Jahre auf Wunsch freie Rückfahrt, auch solle väterlich für sie gesorgt werden. Unter den Mädchen waren 2, die das Alter von 17 Jahren noch nicht erreicht hatten.“

Der Fall Frhr. v. Richthofen.

Bezeichnend merkwürdig ist die Geschichte der oben erwähnten Schrift: „Juden-Bordelle“. U. Berg hatte sie im Sommer 1892 in Berlin erscheinen lassen als Studie über den Mädchenhandel in Galizien und in der

Butowina; ein unanfechtbares Quellenmaterial bewies den hebräischen Ursprung der Schandtaten. Da sprangen die Dtschen, besonders Berliner Juden für die Unterdrückung des Büchleins derart ein, als wären sie mit den Händlern und Förderern der Unzucht identisch oder wenigstens geschäftlich eng verwandt.

„Welche Hebel setzte man da in Bewegung, um diese schandbarsten Hyänen des Menschengeschlechts, ihre mit Menschenfleisch wuchernden Kassegenossen vor der öffentlichen Brandmarkung oder vielmehr, worum es dieser Subengesellschaft wohl am meisten zu tun war, vor der „Schädigung“ ihres Gewerbes zu bewahren? Und — was das bei weitem Schändlichste und Entehrendste bei der ganzen Gelegenheit gewesen ist — was glaubten diese Juden in ihrer gaunerhaft-kollegialischen Seelenangst nicht alles als die geeigneten Hebel zu ihrem Zwecke betrachten zu dürfen?“

Machte da nicht die gesamte Judentum, besonders durch das aufheulende Verhalten der von ihr beherrschten Presse, den vollendeten Eindruck einer von wahnsinniger Angst gepeitschten Gaunerbande, von der ein einzelnes Mitglied mit sicherer Hand herausgegriffen worden ist, die nun über sich als Ganzes die unentrinnbare Gefahr schweben fühlt, aus dem lichtscheuen, lange Zeit erfolgreich bewahrten Dunkel herausgezerrt und bis in jede verbrecherische Einzelheit ihres Treibens hinein entlarvt zu werden?

Leute, die sonst ihren Frauen und Töchtern unbedenklich das lüsternste Tagblatt mit „pikanten“ Zötchen in die Hand drückten, wußten nun auf einmal ihrer Empörung nicht laut genug Ausdruck zu geben, daß so etwas den Damen vor Augen und zu Ohren käme. Alles, was die Schrift enthalte, sei antisemitische Lüge, um sittenreinen Juden etwas am Zeuge zu flicken und um „Judenheße“ (sd) zu treiben. Unzählige Klageanzeigen liefen beim Staatsanwalt ein; das Druckheft wurde auch wirklich einige Tage beschlagnahmt, dann aber wieder freigegeben. Die Judenpresse (Ullstein, Mosse, Cohn), der sonst das Schlüpfrigste gerade passend

genug war, tat auf einmal so „moralisch“, daß sie das Wort „Juden-Bordelle“ nur in seinem 1. Teile druckte, den 2. aber durch Punkte andeutete.

Man berannte das kgl. Polizeipräsidium, „das doch, wie keine andere maßgebende Stelle von der unumstößlichen Wahrheit und Wichtigkeit der beschriebenen Tatsachen unterrichtet, gerade deshalb mit besonderer Empörung das herabwürdigende Unsinnen empfinden mußte, Handlangerdienste zum Schutze der an den Pranger gestellten Judenhänen leisten zu sollen.“

Präsident Frhr. v. Richthofen, der den Straßenverkauf der Schrift zu verbieten sich weigerte, wurde nun wie der ekelhafteste Verbrecher durch die Presse gezerrt. „Man wird sich noch erinnern, was alles Tag für Tag herbeigezogen wurde, um diesen unbestechlichen Mann öffentlich herabzusetzen und des Vertrauens von maßgebender Stelle zu berauben. Da mußte alles herhalten, von den in dem Heineschen Prozeß enthüllten grauenhaften Zuhältergeheimnissen bis zu dem bandenmäßigen Holzdiebstahl in der Posenerstraße.“

Und weil Frhr. v. R. immer noch auf seinem Posten blieb, wurden bald auch die sonst nur gemeinnützigen Zwecken dienenden Einrichtungen des Staates gegen ihn aufgebracht. „Erst kam der Magistrat dran. Eine Deputation jüdischer „Notabeln“ wurde abgeordnet, um unter Wiederholung der aus der Presse bekannten Tiraden diesen zu veranlassen, sich für die Unterdrückung des öffentlichen Verkaufs der Schrift bei dem Polizeipräsidenten zu verwenden.

Umsonst. Der Magistrat stimmte wohl lebhaft in das „Klagelied“ ein, mußte sich aber für nicht zuständig erklären. Man ging also weiter, um den Polizeipräsidenten zu stürzen.

Vor versammeltem Kriegsvolk, angesichts der ganzen deutschen Nation, aus deren Mitte durch die galizischen und polnischen Judenhänen Tausende und aber Tausende von armen, unschuldigen, schönen Mädchen im Laufe der Jahre herausgerissen wurden, um verbunden mit der tiefsten Entwürdigung des deutschen Namens im Auslande einem grauenhaften, alle Menschlichkeit verra-

tenden Lastergeschick überantwortet zu werden, wurde die Stadtverordnetenversammlung der deutschen Reichshauptstadt als der geeignete Ort angesehen, von dem aus der Druck ausgeübt werden sollte.“

Auch hier mußte man darüber Bescheid, daß alles in der Broschüre behauptete seine Wichtigkeit habe, drückte aber doch den Antragstellern das Einverständnis der Versammlung aus, um sich nicht bloß die Zufriedenheit der gegenwärtigen „Hebräer zu erringen, sondern auch die der verworfenen Bluthunde in Buenos-Aires und Galizien.“

Aber immer noch blieb Frhr. v. Richthofen im Amt. Man untergrub weiter; denn „es reicht für die Vertreter der Judenrasse in Deutschland hin, daß die an die Öffentlichkeit gezogenen Schandtaten von Juden begangen wurden, um den ganzen Apparat in wilde Bewegung zu setzen, mit dem ganz universell ertappte Verbrecher, wenn sie Juden sind, von dem ganzen Judentum verteidigt zu werden pflegen.“

So wagte man es denn gar „durch die Vorschickung eines Ministers die höchste Stelle im Deutschen Reiche, Se. Majestät den Kaiser, dazu zu pressen, daß er einen Druck auf den unerschütterlichen Freiherrn von Richthofen ausüben sollte zu Gunsten der am Pranger stehenden polnischen und galizischen Bluthunde!

Wer die Juden oder die Judengenossen gewesen sind, die die Zwischenträger bei dieser unglaublich frechen Forderung abgegeben haben, ist unbekannt. Tatsache ist, daß der frühere Minister Herrfurth (sd) sein weiteres Verbleiben im Amte davon abhängig machte, daß unser Kaiser den Polizeipräsidenten zu einem den Wünschen des Judentums entsprechenden Einschreiten gegen die „Judenbordelle“ veranlassen sollte. Durch die sofortige Entlassung des Ministers H. hat Se. Majestät zu erkennen gegeben, daß er einen solchen Mann, der sich als unfähig gezeigt hat, zu empfinden, welche beschimpfende Nichtswürdigkeit in dem Unsinnen der für ihre seelenverkäuferischen Massengenossen in Galizien und in letzter Linie für sich selbst besorgten Hebräer enthalten war,

— nimmer als seinen Vertreter um sich dulden werde.“

Nun hieß es abwiegeln, denn — noch einen Schritt weiter und von der „Unbotmäßigkeit“ der Krone reden, — das hätte denn doch auch die blödesten Köpfe in Deutschland über die wahren jüdischen Absichten aufhellen müssen. Man verhängte also das große Schweigen über das treifere Buch, und es wurde mäuschenstill über die „Judenbordelle“ und den Mädchenhandel.

„Wohl zitterte noch das aufgeregte öffentliche Interesse nach, wohl kam aus dem Kreise Niederbarnim die Nachricht, daß dort Agenten herumschlichen, um junge Mädchen zur Auswanderung nach Amerika, nach Chicago und Umgegend zu dem durchsichtigen Zwecke der Einkerberung in öffentliche Häuser zu locken; aber was konnte das alles nützen, da jetzt natürlich erst recht die Judenpresse in ihrer Gaunerkollegialität für die weitere Verbreitung gerade solcher Nachrichten, mögen sie auch im Interesse der Warnung noch so nötig sein, nicht zu haben war?“

Erst als im Oktober 92 der Mädchenhändlerprozeß im Demberg geführt wurde und damit alle Tatsachen der Bergschen Schrift bekundet waren, da zeigte sich auch vor der großen Öffentlichkeit, wie wahr, leider nur zu wahr die Blutschuld der Juden gewesen.

Wir verweisen bezüglich dessen auf die Ausführungen dieses Artikels über Österreich und wenden uns hier dem großen deutschen Mädchenhändlerprozeß in Beuthen vom Juli 1901 zu.

Der Beuthener Prozeß.

Aus der StbgrZ vom 4. bis 7/7 01 entnehmen wir: Schon seit langem wurde an der preußisch-russischen Grenze ein schwunghafter Handel mit jungen Mädchen getrieben, um diese den Freudenhäusern in Südamerika zuzuführen. Die Mädchen, teils jüdisch-polnischer Abstammung, sollten ihren Eltern entweder abgekauft oder durch List und Vorspiegelung usw. entführt werden.

Daß die Juden unter Umständen auch ihr eigen Fleisch und Blut verkaufen, bestätigt schon die Geschichte von den Satobsöhnen, 1. Mos. 37.

Kauf und Entführung vermittelten einheimische Händler, ausnahmslos Juden, während die „Agenten“ der Freudenhäuser von Zeit zu Zeit nach Europa kamen, um hier die „Ware“ in Empfang zu nehmen. So waren 1899 zu Petrikau 13 Agenten in Untersuchungshaft. Die Transporte wurden zum größten Teil über Kattowitz als Durchgangsstation und Sammelpunkt geleitet. Die Mädchen wurden von Schmugglern über die Grenze nach Kattowitz gebracht, wo Herbergswirte den Händlern Unterschlupf gewährten. Von Kattowitz ging der Weitertransport über Dzwiecin nach Genua, oder über Berlin nach Hamburg, Antwerpen oder Lissabon. Da viele polnisch-jüdische Familien alljährlich über Kattowitz nach Amerika wandern, fiel die gemeinschaftliche Fahrt einzelner Mädchen aus solchen Familien nicht auf. Die Mädchen wurden unter dem Vorgeben, als Gesellschafterinnen in Häuser amerikanischer Millionäre oder Milliardäre zu kommen, nach Amerika gelockt. Diejenigen, die unterwegs ihre Verwendung ahnten, mußten sich meist in ihr Schicksal fügen, da sie sich den Polizeibeamten nur schwer verständlich machen konnten. Einer der ersten Agenten auf dem Gebiet des internationalen Mädchenhandels war Israel/John Meherowicz. Der preußische Minister des Innern soll bereits 1896 vor diesem Manne öffentlich gewarnt haben. Meherowicz, der in Buenos-Aires seinen Wohnsitz hat, behauptet, sein Vorname sei John und nicht Israel. Er sollte in Russisch-Polen, in Rio de Janeiro, sowie in Buenos-Aires als Mädchenhändler großen Stils und, der dtsh., französl., engl., italien., span., portugiesl., poln. und russisch. Sprache mächtig, außer in Australien, in allen Erdteilen bekannt sein. Frühjahr 88 war er in Buenos-Aires wegen Kuppelei (Verführung Minderjähriger) in Untersuchungshaft. Nov. 88 kam er nach Europa. Er begab sich an die russische Grenze. Hier gelang es ihm, 2 polnische Mädchen zur Überfahrt nach Amerika zu bewegen. Er wurde jedoch auf dem Bahnhof in Breslau mit seinem Transport angehalten, verhaftet und von dem Landgericht zu Kreuzburg wegen gewerbsmäßiger Kup-

pelei mit 2½ Jahren Gefängnis bestraft. Nach dieser Strafe wurde M. durch Verfügung des Regierungspräsidenten zu Oppeln aus dem Reichsgebiete verwiesen. Er begab sich nach Paris und Buenos-Aires. Nach einiger Zeit soll er jedoch wieder nach Europa, und zwar an die Hauptstätte seiner „geschäftlichen“ Tätigkeit, an die deutsch-russische Grenze zurückgekehrt sein, wo es ihm durch allerlei Kunstgriffe, Überredungen usw. gelang, eine Anzahl junger Mädchen nach Südamerika zu schaffen. Er hatte eine große Anzahl Unteragenten, insbesondere in Russisch-Polen und stets eine große Menge Frauenkleider und -wäsche bei sich. Er ist auch vielfach mit Personen, die er als seine Frauen ausgab, gereist. Sommer 1900 gelang es endlich, den Meherowicz zu verhaften. Er hatte sich nun wegen gewerbsmäßiger Kupperei unter Anwendung hinterlistiger Kunstgriffe (§ 180 und 181) zu verantworten. Meherowicz bestreitet, mit dem in Kreuzburg wegen Kupperei bestrafte Israel Meherowicz identisch zu sein, sowie auch, jemals Mädchenhandel getrieben zu haben. Er ist angeblich 1848 zu Cochin in Britisch-Ostindien geboren und jüdischer Religion. Es war eine große Anzahl Zeugen und 2 Dolmetscher, unter den letzteren Rabbi Kop[p]stein geladen. Die Verteidigung des Angeklagten hatte Al Zimmerwahr, Beuthen D.-S., übernommen.

Der Angeklagte ist klein, unterseht, mit echt jüdischem Typus. Er hat einen dicken schwarzen Schnurrbart und stechende schwarze Augen. Neben dem Angeklagten nimmt ein uniformierter Gefangenenauffseher auf der Anklagebank Platz. Unter den Zeugen befinden sich Galizier und Russen. Der Angeklagte spricht etwas gebrochen deutsch. Sein Vater war Russe. Dieser sei aus Gesundheitsrücksichten nach Ägypten gegangen. Er sei in Kotschin (Cochin) in Britisch-Ostindien geboren. Er heiße mit Vornamen John, nur im Tempel, wenn man ihn zur Thora aufrufe, werde er Israel genannt. Er sei verheiratet gewesen mit Sarah Wollenberg, sei aber vom Rabbi Rosenthal in Breslau geschieden. Dieser Ehe sei ein Sohn entsprossen, der in Odessa die Handels-

schule besuche. — Präf.: Was schreibt Ihnen Ihr Sohn? — Angekl.: Der schreibt überhaupt nicht. — Präf.: Dann wissen Sie wohl nicht, ob der Sohn noch lebt? — Angekl.: Nein. — Präf.: Womit haben Sie Ihren Lebensunterhalt erworben? Haben Sie irgend etwas gelernt? — Angekl.: Ich habe in Alexandria die Handlung erlernt und war alsdann Kommis in Schanghai und Kalkutta. Hierauf ging ich nach Buenos-Aires und trieb dort Handel. 77 begab ich mich nach Europa, zunächst nach Triest, alsdann nach Wien, Paris, Berlin, Breslau und nach Oberschlesien, um Ware einzukaufen. — Präf.: Sie kamen sehr häufig nach Europa; das war doch sehr kostspielig? — Angekl.: Ich mußte Ware einkaufen. Deshalb war ich 78 bei der Weltausstellung in Paris und blieb dort bis 79. Zu dieser Zeit schrieb mir meine Mutter, die in Odessa lebte und sehr krank war, ich solle nach Odessa kommen. Ich fuhr nach Odessa und blieb dort bis 83. Dort heiratete ich die Sarah Wollenberg, mit der ich nur nach jüd. Ritus getraut wurde. Nach meiner Verheiratung ging ich nach Buenos-Aires zurück. 88 kam ich wieder nach Europa und ließ mich scheiden. — Präf.: Sie haben alsdann mit der Lise Berger in wilder Ehe gelebt? — Angekl.: Jawohl! — Präf.: Nov. 88 wurden Sie auf dem Oberschlesischen Bahnhof in Breslau verhaftet, weil Sie in Gesellschaft der Lise Berger und zweier junger Mädchen betroffen wurden, die Sie angeworben hatten, um sie an südamerikanische Freudenhäuser zu verkaufen? — Angekl.: Jawohl, ich hatte aber keinerlei Verbindung mit Freudenhäusern und wollte die Mädchen auch nicht zu unlauteren Zwecken verwenden. — Präf.: Jedenfalls wurden Sie an das Landgericht zu Kreuzburg ausgeliefert und von diesem wegen Kupperei zu 2½ Jahren Gefängnis, Ehrverlust und Polizeiaufsicht verurteilt? — Angekl.: Jawohl, aber ich war unschuldig. — Präf.: Das Merkwürdige ist nur, daß Sie noch an demselben Tage erklärten, die Strafe antreten zu wollen. — Angekl.: Was sollte ich machen? — Präf.: Nachdem Sie Ihre Strafe verbüßt hatten, wurden Sie vom Regierungspräsidenten zu Oppeln aus

Preußen ausgewiesen? — Angekl.: Jawohl. — Präs.: Wohin begaben Sie sich alsdann? — Angekl.: Ich ging wieder nach Buenos-Aires. — Der Präsident verliest hierauf den Anklagebeschluß und fragt den Angeklagten, ob er sich schuldig bekenne. — Angekl.: Ich bin vollständig unschuldig. Ich habe von 91 bis 97 den preußischen Boden nicht betreten. Ich kam 1887 nach Preußen, da Lise Berger zu großes Heimweh hatte. — Präs.: Vorher waren Sie in Wien? — Angekl.: Jawohl. — Präs.: Wo haben Sie gewohnt? — Angekl.: Bei Schmul Langer. — Präs.: Dieser Schmul Langer war der Wiener Polizei als Mann bekannt, bei dem Mädchenhändler Unterschlupf fanden. — Angekl.: Das war mir nicht bekannt. — Präs.: Sie haben sich gewöhnlich als Kaffee- oder Teeplantagenbesitzer ausgegeben; sind Sie jemals ein solcher Plantagenbesitzer gewesen? — Angekl.: Nein, ich wollte aber als reicher Mann gelten, um nicht so viel Paßschwierigkeiten zu haben. Wenn man sich den Anschein gibt, daß man ein reicher Mann ist, hat man weniger Paßschwierigkeiten. — Präs.: Waren Sie kein reicher Mann? — Angekl.: Nein. — Präs.: Woraus bestritten Sie Ihren Lebensunterhalt? — Angekl.: Ich war Reisender für Zigarren, Wäsche und Frauenkleider. — Präs.: Waren Sie nicht auch Fremdenführer in Buenos-Aires? — Angekl.: Jawohl, ich machte überhaupt alles, was Geld brachte. — Präs.: Sie betrieben auch Mädchenhandel? — Angekl.: Nein, das habe ich niemals getan. —

Der Angeklagte erzählt auf Befragen: Er hätte schließlich mit der Lise Berger das Verhältnis aufgehoben und alsdann mit der Blume Markewitsch in wilder Ehe gelebt. Diese wurde sehr bald krank. Auf einem Auge war sie blind, auf dem anderen sah sie sehr wenig. Er fuhr mit ihr nach Aachen zur Kur. Nach 4wöchigem Aufenthalt in Aachen fuhr er mit der Markewitsch nach Wien zum Professor Nothnagel und von dort nach Paris, wo er einen Silbermann kennen lernte. Dieser war Epileptiker und wollte nach Kattowitz. Er bat ihn, mitzufahren, da er allein nicht fahren könne. Er fuhr deshalb mit nach

K., da er auch dort Geschäfte hatte. Von dort fuhr er wieder nach Wien, um sich von Dr. Kaniz wegen kranker Zähne behandeln zu lassen. Von Wien fuhr er wieder nach Paris und nach Köln. Auf dem Wege nach Köln lernte er 5 junge Leute aus Transbaal kennen. Diese wollten nach Rußland, er habe daher dieselben bis Kattowitz begleitet. Der Angeklagte erzählt ferner in so schneller Weise, daß man nur mit Mühe folgen kann, welche Reisen er gemacht habe. Auf die Frage des Präsidenten, weshalb er so häufig nach Kattowitz gekommen, bemerkt der Angeklagte: Er hatte viel geschäftliche Beziehungen mit Rußland, und da sein Paß nicht immer vollständig in Ordnung war, habe er sich die Leute aus Russisch-Polen nach Kattowitz kommen lassen. Er gebe zu, mit Sankel Berger, dem Bruder der Lise Berger, noch in geschäftlicher und persönlicher Beziehung gestanden zu haben, nachdem er schon längst mit der Lise B. das Verhältnis gelöst hatte. Eine Gittel Turteltaub, Verwandte von Sankel Berger, die er in ein südamerikanisches Freudenhaus verkauft haben soll, habe er überhaupt nicht gekannt. Präs.: Sie geben aber zu, daß es in Buenos-Aires eine große Zahl Freudenhäuser gibt, in die viele Mädchen aus Europa gebracht werden? — Angekl.: Das ist mir bekannt. — Präs.: Sie sollen selbst Besitzer eines solchen Freudenhauses gewesen sein? — Angekl.: Nie in meinem Leben. — Präs.: Fest steht, daß eine öffentliche Dirne in Buenos-Aires eine Visitenkarte von Ihnen einem Polizisten mit dem Bemerkten übergeben hat: Sie wollten sie einem Freudenhause zuführen. — Ang.: Diese kann nur aufgeredet worden sein; ich habe in meinem Leben nicht solche Geschäfte gemacht; ich habe mich immer in anständiger Weise ernährt. — Präs.: Sie sprechen deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, polnisch und russisch? — Angekl.: Jawohl. — Präs.: Ihre Briefe schreiben Sie zum meist mit jüdischen Buchstaben? — Ang.: Jawohl. — Präs.: Sie haben einen Stiefbruder namens Abraham Fischel? — Angekl.: Jawohl. — Präs.: Wie erklären Sie, daß vor einigen Jahren die

Mädchenhandel (Der Beuthener Prozeß)

Statthalterei in Prag vor den internationalen Mädchenhändlern Lazar Schwarz, Abraham Fischel und Israel (John) Meherowicz gewarnt wurde und das preußische Ministerium des Innern die Warnung wiederholt hat? — Ung.: Das war auf eine Anzeige eines Moriz Schöne. Dieser hat auch angegeben, daß ich unter verschiedenen Namen reise. Ich habe mich aber stets und überall „John Meherowicz“ genannt. — Präf.: Geben Sie zu, in Buenos-Aires sich wegen Verdachts der Kuppelei und Verführung Minderjähriger in Untersuchungshaft befunden zu haben? — Angekl.: Das ist richtig, war aber ein Racheakt. Ein Mädchenhändler, namens Seidemann, hatte ein polnisches Mädchen von 19 Jahren nach Buenos-Aires gebracht. Ich wurde, da das Mädchen der englischen Sprache nicht mächtig war, als Dolmetscher hinzugezogen. Da mir bekannt war, daß Mädchen unter 21 Jahren in ein katholisches Kloster gebracht werden, habe ich dem Mädchen gesagt: sie solle sagen, sie sei bereits 21 Jahre. Das Mädchen mußte daher entlassen werden. Dies war aber dem Polizeikommissar sehr unangenehm, da dieser mit dem Mädchen unzüchtigen Verkehr unterhielt. Deshalb wurde ich von diesem aus Rache verhaftet und 3 Wochen in Untersuchungshaft gehalten, bis sich meine Unschuld herausstellte. — Es gelangt hierauf ein anonymes Schreiben, unterzeichnet „Rosine Klein“ zur Verlesung, in welchem vor dem Angeklagten als Mädchenhändler großen Stils gewarnt wird. Der Angeklagte bemerkt auf Befragen des Präsidenten: Dieser Brief ist nicht von Rosine Klein, die ihm vollständig unbekannt sei, sondern von einem Manne namens Moriz Schöne, in Buenos-Aires, aus Rache geschrieben worden. — Präf.: Weshalb mag dieser Moriz Schöne einen solchen Haß auf Sie haben? — Angekl.: Moriz Schöne konnte sich gut verheiraten. Ich wurde um Auskunft über denselben ersucht, ich habe aber sehr schlechte Auskunft geben müssen, deshalb kam die Heirat nicht zustande. Seit dieser Zeit verfolgt mich der Mann fortgesetzt mit seinem Haß.

Rabbi Dr. Kop[p]stein-Beuthen übersetzt hierauf einen in hebräischer Schrift

von Jankel an den Angeklagten in polnisch-jüd. Jargon geschriebenen Brief, in welchem Berger dem Angeklagten mitteilt: Er habe die Gittel Turteltaub, seine Nichte, wegtransportiert, er habe aber eine große Angst deshalb. Der Präsident bemerkt: Diese Gittel Turteltaub, ein 17jähriges Mädchen, die Nichte des Jankel Berger, sei spurlos verschwunden. Es werde vermutet, daß diese von Jankel Berger und dem Angeklagten in ein Freudenhaus nach Argentinien gebracht worden sei. Der Angeklagte bemerkt wiederholt auf Befragen des Präsidenten, daß ihm die Turteltaub vollständig unbekannt sei. Bautechniker Schichowski übersetzt einen in russischer Sprache geschriebenen Brief von dem Staatsanwalt in Warschau. In diesem wurde mitgeteilt, daß in Warschau von einer großen Anzahl Juden Mädchenhandel betrieben werde, es sei aber bisher kein Anhalt dafür gefunden, daß auch der Angeklagte Mädchenhandel getrieben habe. Es wird ferner eine Auskunft des deutschen Generalkonsuls in Rio de Janeiro verlesen. In dieser heißt es: Der Angeklagte, der sich John Meherowicz, alias Streit, nennt, wohnt seit 14 Jahren in Buenos-Aires. Er hat mehrfach Reisen nach Europa unternommen und steht im dringenden Verdacht, mit seiner Konkubine Blume Markowicz und anderen Mädchenhandel im großen Maßstabe zu treiben. Der Angeklagte stehe auch in Verbindung mit einem Börsenmakler Benjamin Bohm.

Grenzkommisnar Mädler (Zeuge): Er sei seit 10 Jahren Grenzkommisnar. Es sei ihm längst bekannt, daß jüd. Händler zumeist jüd.-polnische Mädchen an sich locken und sie unter allerlei Versprechungen nach Südamerika in dortige Freudenhäuser schaffen. Es sei auch vor etwa zwei Jahren gelungen, eine Reihe solcher Händler in Petrikau zu verhaften, eine Anklage gegen diese Leute konnte aber nicht erhoben werden, da das russische Gesetz gegen solchen Mädchenhandel keine Handhabe zur Bestrafung biete. In einem von der Gesellschaft zur Bekämpfung des Mädchenhandels herausgegebenen Druckhefte werde behauptet, daß in einem Jahre 8 bis 10 000 Mädchen in südamerikani-

sche Freudenhäuser geschaffen werden. Für jedes Mädchen werden 600 bis 10 000 M., je nach der Güte der Ware, gezahlt. Die Mädchen werden fast sämtlich aus Russisch-Polen nach Kattowitz gebracht und von dort über Breslau, Berlin, London nach Südamerika geschafft. Als Mädchenhändler großen Stils wurden Lazar Schwarz, der Angeklagte und Abraham Fischel bezeichnet. Der Angeklagte stand im dringenden Verdacht, die Gittel Turteltaub, eine Nichte des Fankel Berger, mit Hilfe des letzteren nach Argentinien geschafft zu haben. Es sei bei dem Angeklagten eine große Anzahl feiner Frauenkleider, seidene Frauenstrümpfe, Frauenwäsche gefunden worden. Der Angeklagte gab an, all dies der Lise Berger und deren Verwandten schenken zu wollen. Der Angeklagte, der auch mit dem Vornamen Strull genannt wurde, habe sich als Kaffeepflanzenbesitzer bezeichnet. — Bert.: In der Anklage wird behauptet, daß zumeist jüdisch-polnische Mädchen für die südamerikanischen Freudenhäuser geworben werden. Wurde denn nicht in erster Reihe der Versuch gemacht, Christenmädchen anzuwerben? — Zeuge: Soweit mir bekannt ist, sind Judenmädchen geworben worden. — Bert.: Sind Sie sicher, daß alle die Mädchen, die nach Argentinien gingen, zu Unzuchtswenden verwendet werden sollten? Es ist doch bekannt, daß der Auswanderungsstrom jüd. Familien aus Rußland sehr stark ist; ist es denn nicht möglich, daß die Auswanderung vieler junger Mädchen nicht zu Unzuchtswenden geschehen ist? — Zeuge: Die Auswanderung der Mädchen, die ich im Auge habe, geschah ausschließlich zu Unzuchtswenden. Selbstverständlich wird den Mädchen der Zweck ihres Transports nicht mitgeteilt. Es wird ihnen gesagt, daß sie in Argentinien sehr gute, hochbezahlte Stellungen erhalten, oder daß sehr reiche Verwandte, von deren Existenz sie allerdings bisher keine Kenntnis hatten, in Argentinien leben. Ferner erhalten die Mädchen einen Brief, laut dem sie mit einem jungen Manne in Argentinien schriftlich verlobt sind. In Argentinien angelangt, wird den Mädchen der angeblich Ver-

lobte vorgestellt, und wenn die Mädchen gut gefüttert und gut ausgestattet sind, werden sie in die Freudenhäuser gebracht. Es gibt auch sogenannte Raftanmädchen, mit denen sich die Mädchenhändler zum Scheine verloben. — Bert.: Es ist doch kaum anzunehmen, daß Fankel Berger seine rechte Nichte verknüpelt hat? — Zeuge: Es ist gar nichts Seltenes, daß in Polen die Juden ihre eigenen Töchter zur Überführung in Freudenhäuser direkt für Geld verkaufen. — Bert.: Herr Zeuge, ist Ihnen das aus eigener Wissenschaft bekannt? — Zeuge: Aus eigener Wissenschaft allerdings nicht, es ist mir aber von vollständig glaubwürdiger Seite berichtet worden. — Der Zeuge bemerkt ferner auf Befragen des Verteidigers: Die jüd. Familien, die aus Rußland auswandern, seien sämtlich mit den notwendigen Pässen, Schiffskarten und Geld versehen. Der Sammelpunkt dieser Leute sei Miths-lowitz. Die Mädchen, die nach Kattowitz zwecks Auswanderung kommen, seien zumeist mit gefälschten Halbpässen versehen. Diese Mädchen wohnen zumeist im Gasthof von Kaufmann in Kattowitz.

Landrichter Gaza, der die Untersuchung gegen den Angeklagten geführt hat, bekundet: Der Angeklagte habe erst nach langer Zeit, nachdem er einsah, daß weiteres Leugnen nichts helfen dürfte, zugegeben, daß er auch mit Vornamen Israel genannt werde. Er habe bestritten, einen Bruder namens Abraham Fischel zu haben. Es sei auch der Verdacht aufgetaucht, daß der Angeklagte in Rußland wegen falschen Geldes bestraft worden sei. — Staatsanwalt: Ist es nicht möglich, daß der Angeklagte in Rußland geboren und russischer Untertan ist und dies bloß leugnet, damit seine Vorstrafen nicht bekannt werden sollen? — Zeuge: Ich habe deswegen keine Nachforschungen angestellt. — Angekl.: Die Juden in Rußland haben mich aller möglichen Straftaten beschuldigt. Ich habe in Odessa 2 Häuser besessen, diese waren auf meinen richtigen Namen Meyerowicz eingetragen, und es war der russischen Polizei bekannt, daß mein Wohnsitz Buenos-Aires ist und ich argentinischer Bürger bin. — Stadtrat

Duehl-Rattowiz: Er habe die verschwundene Turteltaub, ein 17jähriges, sehr hübsches Mädchen, vernommen. Diese habe angegeben, der Angeklagte habe ihr gesagt, sie solle seiner Frau in Buenos-Aires in der Wirtschaft helfen und solle es sehr gut haben. Der Angeklagte habe ihr 25 Rubel gesandt.

Polizei-Inspektor Weichhardt (Rattowiz) bestätigt im allgemeinen die Befundungen des Grenzkommissars Mädler. Er habe bei dem Angeklagten ein großes Paket Bettfedern gefunden, die dieser bei Joseph Federmann gekauft haben wollte. Der Angeklagte bemerkt auf Befragen: Die Bettfedern seien in Rattowiz zehnmal so billig wie in Paris, und deshalb habe er bei Federmann Federn gekauft. Hotelier Wiener (Rattowiz): Der Angeklagte habe in seinem Hotel viermal mit seiner angeblichen Frau gewohnt und sich als Kaffeepflanzenbesitzer ausgegeben. Haushälter Jelen vom Wiener'schen Centralhotel in Rattowiz bemerkt: Er habe einmal dem Angeklagten die Sachen nach dem Bahnhof in den Wartesaal zweiter Klasse getragen. Der Angeklagte habe sich so ängstlich in dem Wartesaal umgesehen, daß er (Zeuge) der Meinung war: Der Angeklagte fürchte sich vor seinen Gläubigern. Der Angeklagte, der eine Fahrkarte nach Berlin gelöst hatte, sagte ihm: Wenn jemand nach ihm fragen sollte, so solle er sagen, er sei nach Sosnowice gefahren. — Gendarm Komoll (Dswiencim), der nur der polnischen Sprache mächtig ist, bekundet: Der Angeklagte habe bei seiner Verhaftung angegeben: Er sei ein französischer Untertan und wolle nach Karlsbad zur Kur fahren. Auf seine Frage, weshalb er sich alsdann 8 Tage lang in Dswiencim aufgehalten, habe der Angeklagte versetzt, daß er jemand erwarte. Er (Zeuge) habe gehört, daß zur selben Zeit der bekannte Mädchenhändler Dazar Schwarz in Dswiencim war. Bürgermeister Jaworski (Dswiencim) schließt sich vollständig den Aussagen des Vorzeugen an. Handelsmann Federmann (Rattowiz) bekundet: Der Angeklagte sei häufig nach Rattowiz gekommen. Auf sein Befragen, was für Geschäfte er vorhabe, habe der Angeklagte gesagt: Er

reise für ein Kaffeegeschäft. Er habe bei ihm einmal einen großen Posten Bettfedern gekauft. Die meisten russischen Juden, die nach Rattowiz kommen, wohnen im Gasthof von Kaufmann. Frau Mathilde Federmann bestätigt die Befundungen ihres Gatten. Ein Schiermändel Zanzer aus Sosnowice habe oftmals Mädchen und auch andere Leute, die keine Pässe hatten, über die Grenze geschafft. Man nennt das „Hechte über die Grenze schaffen“. Gastwirt Leo Kaufmann (Rattowiz), unter Aussetzung der Vereidigung vernommen, gibt zu, zweimal wegen Verdachts der Kuppelei in Untersuchung gewesen zu sein, er sei aber beide Male außer Verfolgung gesetzt. Es verkehren bei ihm viele Juden beiderlei Geschlechts aus Polen und Rußland, dies seien aber sämtlich ordentliche Leute. Mädchen, die in Freudenhäuser geschafft werden, haben seines Wissens noch niemals bei ihm gewohnt. Den Angeklagten kenne er nicht. Der Zeuge wird hierauf vereidigt. — Der folgende Zeuge Agent Hermann Kornwasser (Gzenstochau) gibt auf Befragen des Präsidenten zu, daß er „Vertrauensmann“ der Polizei sei. Er habe gehört, daß der Angeklagte die Gitel Turteltaub in ein Freudenhaus nach Argentinien gebracht habe. Persönlich kenne er den Angeklagten nicht. Die Gitel Turteltaub habe die Karten, die der Angeklagte ihr geschrieben, gezeigt. Danach habe der Angeklagte dem jungen Mädchen einige Male Geld, einmal 10 Rubel, einmal 25 Rubel geschickt. Er habe die Karten dem Polizeinspektor gezeigt. Er kenne mehrere polnisch-jüdische Mädchenhändler, darunter einen gewissen Pollack. Er habe auch von polnischen Juden gehört, daß der Angeklagte Mädchenhandel treibe.

Grenzkommissar Mädler bemerkt: Auf einer Reise nach Breslau im April 1900 habe ihm der Zeuge mitgeteilt, daß der Mädchenhändler Meyerowicz in Rattowiz sei. Er habe daher, als er in Breslau ankam, sofort der Rattowitzer Polizei telegraphiert, Meyerowicz sei aber nicht mehr dagewesen. Zeuge Kornwasser bemerkt noch auf Befragen, daß die Karten, die ihm die Turteltaub gezeigt, sämtlich aus Paris datiert waren. Ob

die Karten an die Turteltaub oder an deren Onkel Jankel Berger adressiert waren, wisse er nicht mehr. Meyerowicz habe sich der Turteltaub auch als Onkel ausgegeben. Er habe dieser geschrieben: Die Tante in Buenos-Aires sei allein, sie langweile sich sehr, deshalb solle die Turteltaub nach Buenos-Aires kommen, um der Tante Gesellschaft zu leisten. Handelsmann Schiermändel Zanser (Sosnowice), uneidlich vernommen, bestreitet, sich mit Mädchenhandel beschäftigt zu haben. Präsident: Mausche Händler hat bekundet: Sie haben mindestens 400 Mädchen aus Polen nach Kattowitz in den Gasthof Kaufmann gebracht? Zeuge: Das ist unwahr. Präs.: Haben Sie auch nicht sogenannte „Hechte“ über die Grenze geschafft? Zeuge: Das habe ich allerdings getan, in Freudenhäuser habe ich aber niemals Mädchen gebracht. Handelsmann Sindel Vogel weiß zur Sache nichts von Belang. Hausbesitzer Moses Jankel bemerkt auf Befragen des Präsidenten, daß der Angeklagte sein Schwiegersohn sei. Präs.: Der Angeklagte sagt, er habe mit Ihrer ältesten Tochter nur in wilder Ehe gelebt. Zeuge: Ich habe den Mann für meinen Schwiegersohn gehalten. Dieser hat mich mehrfach besucht. Präs.: Wo ist jetzt Ihre Tochter? Zeuge: In Argentinien. Präs.: Etwa in einem Freudenhaus? Zeuge: Das weiß ich nicht. Präs.: Ihre zweite Tochter Rachel ist an einen Lithographen Lichtenstein verheiratet gewesen. Dieser ist aber ausgerissen? Zeuge: Ja. Es wird alsdann die Rachel Lichtenstein, eine 21jährige Frau, mit einem kleinen Kind auf dem Arm, als Zeugin in den Saal gerufen. Diese bekundet auf Befragen des Präsidenten, daß ihr der Angeklagte viel feine Kleider und Wäsche geschenkt habe. Kaufmann Mendel Fischel bekundet: Er habe einen Mann, namens Schmuhl Hereschowicz, gekannt, von dem bekannt war, daß er viel „Hechte“ über die Grenze führe. Eines Tages sei er dem Hereschowicz mit zwei sehr hübschen Judemädchen begegnet. Auf dem Bahnhof in Sosnowice habe das eine junge Mädchen ihren Koffer zurückverlangt. Da Hereschowicz sich weigerte, habe das

Mädchen gesagt: Wenn ich meinen Koffer nicht bekomme, zeige ich Sie an, daß Sie mich nach Buenos-Aires verschleppen. Darauf habe das Mädchen den Koffer herausbekommen. Dieser Reisemann, der ebenfalls im Verdacht steht, Mädchenhandel zu betreiben, wird, wie die meisten Vorzeugen, uneidlich vernommen. Er bestreitet auf Befragen, Mädchenhandel betrieben zu haben. Er habe allerdings in „Hechten“ gemacht und einmal 14 Monate in Untersuchungshaft gefessen. Nachdem er aus der Untersuchungshaft entlassen war, sei er dem Schmuhl Hereschowicz begegnet. Dieser habe ihm gesagt, er habe gutes Geschäft gemacht, er habe für einen guten, jetzt verhafteten Kunden 6 Mädchen nach Kattowitz geliefert.

Der Gerichtshof beschließt, sämtliche unvereidigt vernommenen Zeugen zu vereidigen. — Der Verteidiger beantragt, eventuell den russischen Untersuchungsrichter zu laden, der die Turteltaub vernommen habe. — Der Präsident erklärt danach die Beweisaufnahme für geschlossen.

Staatsanwalt Tschentschler: Es sei bekannt, daß seit langer Zeit ein sehr schwunghafter Mädchenhandel von russisch-Polen aus nach Südamerika getrieben werde. Die deutschen Gerichte geht die Sache eigentlich nichts an, denn die Händler und auch die verkauften Mädchen seien polnische Juden. Die Sache sei nur deshalb hier zur Verhandlung gekommen, weil dieser Mädchenhandel über Kattowitz gegangen sei. Diese Stadt war wegen ihrer geographischen Lage und der vorzüglichen Eisenbahnverbindung als Sammelpunkt für den Mädchenhandel sehr geeignet. Der Angeklagte, schon 88 zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt und aus dem deutschen Reich ausgewiesen, sei trotz alledem immer wieder nach Deutschland gekommen, obwohl er hier doch nicht sehr gut behandelt worden sei. Der Angeklagte sei, abgesehen vom Führungsauftrag, das ihm seine Heimatsbehörde ausgestellt habe, vielfach ohne jeden ersichtlichen Grund von Buenos-Aires nach Kattowitz gekommen. Er habe hier vielfach mit Personen verkehrt, die des Mädchenhandels dringend verdächtig

waren. Abgesehen davon, daß ihn die Reise mehrere tausend Mark kostete, soll er noch der Schwester seiner Konkubine viele höchst wertvolle Kleider und Wäsche geschenkt haben. Es könne keinem Zweifel unterliegen, daß der Angeklagte lediglich zwecks Mädchenkaufs mehrfach solch weite Reisen unternommen hatte. Er war zum Mädchenhändler schon durch seine große Sprachkenntnis sehr geeignet. Wenn nur sehr selten Mädchenhändler ergriffen werden, so liege das an der wunderbaren Organisation und der streng durchgeführten Arbeitsteilung des Mädchenhandels.

Die Mädchenhändler teilen sich in Agenten und Schlepper. Der Angekl. gehörte zu den Agenten, er war der Geldmann, auf dessen Wink hin der Mechanismus in Funktion trat. Der Angeklagte habe zweifellos den Mädchenhandel in großem Umfange betrieben. Leider sei ihm bloß der Mädchenhandel betreffs der Turteltaub nachgewiesen. Der Angeklagte habe hierbei hinterlistige Kunstgriffe angewendet, indem er dem Mädchen vorgeredet habe: Sie solle Gesellschafterin seiner Frau in Buenos Aires werden. Bei der Strafzumessung werde das gemeingefährliche schmutzige Gewerbe des Angeklagten in Erwägung gezogen werden müssen. Es werde fern zu erwägen sein, daß der Angeklagte zweifellos eine große Anzahl anständiger Mädchen des Gelderwerbs halber ins Unglück gestürzt und sie in sittlicher Beziehung vernichtet habe. Milde verdiene der Angeklagte jedenfalls nicht. Er beantragte 5 Jahre Zuchthaus, 10 Jahre Ehrverlust und Polizeiaufsicht.

Der Verteidiger, RA Zimmerwahr, sucht in längerer Rede den Nachweis zu führen, daß nur Verdachtsgründe vorliegen, daß aber keinerlei Beweis für die Schuld des Angeklagten geführt worden sei. Er beantragte deshalb, wenn der Angeklagte nicht freigesprochen werde, den Untersuchungsrichter von Petrikau zu vernehmen. Schlimmstenfalls könne doch nur versuchte Kuppelei angenommen werden. Prinzipaliter beantrage er Freisprechung. Der Angeklagte beteuert nochmals seine Unschuld. Er sei durch den Zeugen Kornwasser ins Unglück gestürzt worden.

Nach etwa dreiviertelstündiger Beratung des Gerichtshofes verkündet der Präsident Landgerichtsdirektor Urndt: Der Gerichtshof kann sein Urteil auf Grund freier Überzeugung finden. Dies ist umso notwendiger, angesichts der unglaubwürdigen Aussagen einer Anzahl Zeugen und der widersprechenden Angaben des Angeklagten. Der Gerichtshof hat von dem § 260 der Strafprozessordnung den weitgehendsten Gebrauch gemacht. Daß der Angeklagte ein Mädchenhändler ist, kann einem Zweifel nicht mehr unterliegen. Der Angeklagte ist bereits 1888 wegen Kuppelei bestraft worden. Für seine damalige Schuld spricht, daß er noch am selben Tage sich bereit erklärt hatte, seine Strafe anzutreten. Daß der Angeklagte sein Gewerbe in Deutschland weiter getrieben hat, geht aus dem Umstande hervor, daß er mehrfach die weite, kostspielige Reise von Buenos Aires nach Rattowitz unternommen hat. Er hat insbesondere für seine zwei letzten Reisen einen glaubhaften Grund nicht angeben können. Er kann nicht im Ernst annehmen, daß der Gerichtshof es für glaubhaft hält, er sei einmal einem gewissen Silbermann und das andere Mal vier Buren zu Liebe nach Rattowitz gekommen. Rattowitz, das an der Grenze dreier Kaiserreiche liegt, ist auch für den internationalen Mädchenhandel durchaus geeignet. Der Gerichtshof hat die Überzeugung erlangt, daß Schmuhl Hershowicz und Jantel Berger Sozizen des Angeklagten waren, die ihm behilflich waren, die Gittel Turteltaub nach Argentinien zu bringen. Der Gerichtshof ist aber der Meinung, daß der Angeklagte durch seine Verhaftung in Sosnowice verhindert war, das Verbrechen zur Ausführung zu bringen, er kann daher nur wegen versuchter Kuppelei im Sinne des § 181 des Strafgesetzbuches bestraft werden. Bei der Strafzumessung war in Erwägung zu ziehen einmal das gemeingefährliche Gewerbe des Angeklagten und andererseits, daß, nachdem er hier wegen Kuppelei bestraft und des Landes verwiesen worden, er immer wieder nach Deutschland zurückkam, um seinem schmutzigen Gewerbe nachzugehen. Es konnte daher von Milde keine

Rede sein. Da aber nach Ansicht des Gerichtshofes nur ein Versuch vorliegt, so hat der Gerichtshof auf drei Jahre Zuchthaus, 5 Jahre Ehrverlust und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt. Der Angeklagte bricht, als er abgeführt wird, in Tränen aus.

Zu diesem viel Aufsehen erregenden Prozeß bemerkt die StbgrZ.:

„Gerade die Ausführungen des Staatsanwalts sind ein Beweis dafür, daß es dringend nötig ist, daß sich die europäischen Staaten zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen diese jüdischen Verbrecherbanden vereinigen. Es ist doch der reine Hohn auf die Kultur: in Afrika will man die Sklaverei ausrotten selbst in Gebieten, wo über sie keine Klagen geführt werden, und wo die Europäer kaum ein nachweisbares „Recht“ haben, sich einzumischen, und durch unser deutsches Vaterland schleppen jüdische Verbrecherbanden jährlich Tausende von Opfern, die dem schändlichsten Sklavendienste geweiht werden, und da muß (nach dem bestehenden „Recht“!) unser christlicher Staatsanwalt erklären: Die Sache geht uns eigentlich nichts an!“

Befremdend klingt da, daß in Frankfurt a. M. (StbgrZ 9/7 02) vom „Dtsh. Rabbi-Verband“ gegen den Mädchenhandel von Rattowitz vorgeschlagen wurde, „man solle, um das Urgernis aus der Welt zu schaffen, die Mädchenhändler „mit ihrem Gewerbe aufkaufen“, d. h. ihnen aus Geldspenden diejenige Summe zahlen, die sie an ihrem unsauberen „Handel“ verdienen.“ (s. auch Bohn, Rabbi.)

Im Sinne solcher Vorschläge haben die jüd. Organisationen gegen den Mädchenhandel natürlich so gut wie nichts ausgerichtet, weil sie ihn unentwegt auf falsche Motive zurückführten. So machte der „Hilfs-B. der dtshen Juden“ in Königsberg 1903 (StbgrZ 26/1) die Notlage im Osten dafür verantwortlich, während die verhafteten und bestrafte Mädchenhändler „in den meisten Fällen durchaus auch in materieller Beziehung recht satte Juden waren, die an dem Handel gar nichts Anstößiges fanden.“

Mädchenhandel in Österreich.

„Hier hat sich eine amtliche Gelegenheit geboten, in unverhüllter Nacktheit das vor Augen ausgebreitet zu sehen, was eigentlich unter jüd. Massencharakter zu verstehen ist, ohne dessen genaue Kenntnis und Beachtung der wesentliche Faktor zur Erforschung unserer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse fehlen würde. Diese Gelegenheit verdanken wir einem Zuge des verächtlichen jüd. Nationalcharakters: der schrankenlosen Gewinn gier eines der Mitangeklagten im großen Lemberger Mädchenhändlerprozeß.

Majer Wolf Bedner, der Häuptling unter den europäischen Sklavenhändlern, der Rothschild unter den Bordelljuden Konstantinopels, hatte das Monopol in dem schandbaren Erwerbszweig an sich reißen wollen. Seine gefährlichsten Wettbewerber waren seine Rassegenossen Goldenberg, Scharfmann und Fischel Schuster. Um diese loszuwerden, griff er zum Verrat: er stiftete den Bahnbeamten Fritsch an, der k. k. Staatsanwaltschaft in Lemberg anzuzeigen, daß jene galizischen, in Konstantinopel wohnenden Juden Mädchen aus Galizien kauften. Das ward die Handhabe, an der die ganze Bande ans Tageslicht gezogen wurde. Bei Eröffnung der Verhandlungen sagte der Präsident des Lemberger Gerichtshofes: „Es ist leider wahr, daß das, was uns in den nächsten 14 Tagen in diesem Sitzungssaal geboten wird, der ekelhafteste Schmutz ist, den es gibt; aber ebenso wahr ist leider, daß die „Berl. Schrift“ (Bergs „Judenbordelle“), welche diesen Schmutz behandelte, Recht behält. Die Wirklichkeit ist noch ärger, als die Schilderung in jener Schrift. . . .“

Der 1. Lemberger Prozeß.

Der berüchtigte Prozeß nahm folgenden Verlauf.

Vor dem Gerichtshofe in Lemberg erschienen im Oktober 1892 folgende 27 Angeklagte:

1. Jsaak Schäferstein, genannt auch Jankiel Klein, Jsaak Silber, Jsaak Weintraub oder Weingarten, 61 Jahre, verheiratet, angeblich Juwelenhändler, gerichtlich wegen Verbrechens der öffent-

Mädchenhandel (Der 1. Lemberger Prozeß)

lichen Gewalttätigkeit, verübt durch Entführung, und wegen Kuppelei bereits bestraft; 2. Israel Herschdörfer, Kellner, 40 Jahre; 3. Jankiel Drenstein, 33 Jahre, Kaufmann; 4. Chaje Roise Ehrensdorfer, 56 Jahre, Glasersgattin; 5. Aron Ehrensdorfer, auch Lek gen., Glaser, wegen Kuppelei bereits bestraft; 6. Berisch Elmer, 31 Jahre, Fischhändler; 7. Abraham Kernberg, Bildhändler, 64 Jahre, gerichtlich bestraft; 8. Freide Elmer, 27 Jahre; 9. Brandel Körner, gen. Rosengarten oder Hoffnung, 33 Jahre; 10. Leib Schwamm, 28 Jahre, Kellner; 11. Perle Tafel, 25 Jahre, Näherin; 12. Berl Stark, Tischlergeselle, 21 Jahre; 13. Josef Wandel, auch Halber, Ruba und Don gen., 45 Jahre, Färber; 14. Itte Buchholz, 34 Jahre; 15. Salomon Schweizer, Tagelöhner, 49 Jahre; 16. Markus Golderberg, auch Mordko Bebe gen., 39 Jahre, Trödler; 17. Fente Friedmann; 18. Hane Raß, 31 Jahre, Dienstvermittlerin; 19. Betti Fleck, 32 Jahre, Malersgattin; 20. Rachel Wandel, 24 J., Schneiderin; 21. Ernestine Schwamm, 28 Jahre, Gattin des Mitangeklagten Leib Schwamm; 22. Jffer Eichenbaum, 26 Jahre, Kellner; 23. Chune Silber, 35 J., Schuster; 24. Dine Wittmann, 36 Jahre, Schustersgattin; 25. Majer Wolf Bedner, 46 Jahre, in Konstantinopel wohnhaft; 26. Benjamin Wolf Silber, 27 Jahre, Bäcker; 27. Juda Schneid, 42 Jahre, aus Przemysl.

Sämtliche diese Leute sind angeklagt, unmündige Mädchen mit List aus dem elterlichen Hause entführt zu haben, um sie der Unzucht zu überliefern. Wie die Anklageschrift hervorhebt, ist das nur ein kleiner Teil der großen Bande; die Mehrzahl der Bampyre verstand es, sich der Gerechtigkeit zu entziehen. Ebenso ist nur ein kleiner Bruchteil der Verbrechen aufgedeckt worden, die von diesen Leuten begangen worden sind.

Das Haupt der angeklagten Bande war Isak Schäferstein (geb. Scheffelstein), „Juwelier“, der mit dem Färber Josef Wandel die zur Ausfuhr nach Konstantinopel bestimmten Mädchen sortierte und einzeln oder paarweise nach dem Orient verschickte. Sie mußten sich deshalb mit ihren Genossen wegen

öffentlicher Gewalttätigkeit durch Entführung verantworten. Die Anklage teilte die Beschuldigten in solche, die junge Mädchen oder stellenlose Diensthöten unter Versprechung gutbezahlter Stellen für Konstantinopel anwarben, ferner in solche, die die Opfer nach Konstantinopel begleiteten, und schließlich in solche, die in Konstantinopel die Mädchentransporte, die „Ware“, übernahmen. Diese letzteren waren zumeist Besitzer verrufener Häuser in der türkischen Hauptstadt, wohin die galizischen Mädchen unter verschiedenen Vorspiegelungen gelockt wurden.

Die Lemberger Blätter schrieben: „Die semitischen Gesichtszüge aller Angeklagten ohne Ausnahme zeigen, welchem Elemente wir diese schändliche Angelegenheit zu verdanken haben.“

Zuerst kam der Fall der Marie Mojsa zur Verhandlung. Sie war von Schäferstein mit Hilfe des flüchtigen Juden Schmil Markmann und der jüd. Eheleute Ehrensdorfer entführt worden. Der Vorsitzende fragte Schäferstein, ob er die Bewilligung der Eltern des Mädchens eingeholt hatte, als es eine ihm versprochene Stellung im Auslande annehmen wollte. Sch. entgegnete: „Das war die Sache des Schmil (Markmann), die Bewilligung zu besorgen.“ Die Eheleute Ehrensdorfer behaupteten dagegen, sie hätten sich in solche Geschäfte gar nicht eingelassen. Der Vorsitzende ließ Marie Mojsa, ein ungefähr 24jähriges Mädchen von angenehmem Außern, kommen, die mit kaum vernehmbarer Stimme erzählte. Sie war armer Leute Kind und wohnte mit ihrer Mutter in Czernowiz, wo sie sich mit der Nadel das Brot verdiente. Dann war sie Stubenmädchen in einem guten Hause. Aus Czernowiz lockte sie der Jude Adolf Lek, indem er ihr eine Stelle in Czortkow verschaffte. Dort kam zu ihr eines Tages Schmil Markmann und bewog sie mit glänzenden Versprechungen, in eine große Stadt übers Meer zu fahren. Auf der Reise gesellte sich in Czernowiz Schäferstein zu ihnen, der sie nach Konstantinopel brachte und in dem Lupanar der Jüdin Myfka Bedner ablieferte. Ihr Leben in diesem Hause war eine Qual; sie war lebendig begraben. Nicht einen

Schritt über die Schwelle des Hauses durfte sie wagen. Die Jüdin nahm dem Mädchen das ganze von ihr verdiente Geld ab; die Hälfte behielt sie für sich, und für die andere gab sie der Armen Marken, womit sie Kost, Kleidung und andere Bedürfnisse bezahlen mußte. Dabei rechnete die Bordellwirtin alles zu hohen Preisen, so daß Marie Mojfa, trotzdem sie keine Bedürfnisse hatte und der Jüdin viel Geld ablieferte, doch bei der letzten Abrechnung noch über 300 Gulden schuldig war. Die Verföhrte erzählte weiter, mit welcher teuflischen List sie von den Juden in ihre Netze gelockt worden war. Auf der Reise war man zuborkommend, aber nur so weit, als das österreicherische Gebiet reichte. War erst die Grenze passiert, änderten sie ihr Benehmen und behandelten die Entföhrten als Sklavinnen. Wehe dem Mädchen, das fliehen wollte! Die Juden mißhandelten es brutal, und das arme Opfer konnte sich bei niemandem beklagen, da es den Wagen nicht verlassen durfte und der fremden Sprache nicht mächtig war. Einzelheiten, welche das Mädchen erzählte, lassen sich gar nicht wiedergeben. Es machte einen peinlichen Eindruck, diese betrogenen Geschöpfe zu sehen, die vordem unschuldige und fleißige Mädchen gewesen waren und nun für die Gesellschaft verloren gegangen.

Schäferstein war ein Wüstling schlimmster Art. Den Mädchen tat er unterwegs Gewalt an. Er antwortete auf diese Beschuldigung mit schlaudem Lächeln, indem er auf seine grauen Haare wies: „Wie ist das möglich? Ich bin ein alter Mann.“ Der Vorsizende verwies ihn: „Lassen Sie diese Ausflüchte! Wir werden noch manches von Ihren Altersstücken hören.“ Der Preis für ein Mädchen betrug gewöhnlich etwa 1000 M. und wurde dem jüd. Zutreiber in Konstantinopel nach Einlieferung der „Ware“ ausgezahlt. Diese Summe mußte jedoch jedes Mädchen selbst begleichen, da die jüd. Eigentümerin des Freudenhauses diesen Betrag ratenweise von seinem „Verdienste“ in Abzug brachte. So kam es, daß Mädchen, welche 2—3 Jahre in dem Bordell zubrachten, dem jüd. Scheusal noch 6—700 M. schuldig waren.

Zwei jüd. Mädchen namens Riesler und Weinberger, die in der Untersuchung angaben, von den Angeklagten zu falscher Zeugenaussage verleitet worden zu sein, widerriefen bei der Verhandlung ihre früheren Bekundungen. Damals hatte die Weinberger ausgesagt, der angeklagte Jude Elmor habe ihr gedroht, „daß er, wenn sie gegen ihn aussagen werde, ihr die Eingeweide aus dem Leibe reißen, sie in kleine Stücke zerschneiden und verbrennen werde, damit die Welt nichts von ihr wisse.“ Weiter kam die Entföhrung einer Christin Peczeniak zur Verhandlung. Dieses Mädchen konnte trotz eifriger Nachforschung nicht aufgefunden werden; die jüd. Bande hatte es wohl versteckt. Der Angeklagte Goldenberg gestand, die P. nach Konstantinopel gebracht zu haben, rechtfertigte sich aber dahin, er habe es auf Geheiß des Wandel getan, der ihm 240 M. Kost- und Quartiergeld gegeben. Wandel behauptete, Goldenberg wolle sich an ihm rächen und sage deshalb belastend gegen ihn aus.

Schneid und Goldenberg waren angeklagt, ein Mädchen Roth entföhrt zu haben, widersprachen jedoch dem Worte „entföhren“ und behaupteten, nur aus Mitleid dem armen Mädchen, das nichts zu essen hatte, in Konstantinopel ein sicheres Brot verschafft zu haben. Ergreifend waren die Aussagen der jungen Kupfermann aus Boczow. Sie war kaum 14 Jahre alt, als die Juden sie entföhrten. Waise ohne Vater und Mutter, wollte sie sich redlich ihr Brot verdienen; die Juden stürzten sie jedoch in die Schande. Sie hatte Ehre und Gesundheit verloren. Die entföhrte Przejak wollte nicht aussagen; erst als ihr die schweren Folgen eines falschen Zeugnisses vorgehalten wurden, zeigte sie ihre Entföhrer, den Goldenberg und die Fleck. Unter den Mädchen, die auf keine Weise zur Aussage zu bringen sind, befindet sich auch die aus Strij entföhrte Ubele Rechtschaffen. Man mußte deshalb ihre in der Untersuchung gemachten Aussagen vorlesen. Dort hat sie als ihre Entföhrer Jsser Eichenbaum und Ernestine Schwamm angegeben. „Diesen Juden verdanke ich meinen gebrochenen Leib“, sagte damals das Mädchen, und

sie erzählte, daß ihr Aufenthalt in Konstantinopel im Lupanar ein wahres Martyrium gewesen sei: man habe sie in unterirdische Löcher gesteckt, damit das österr. Konsulat sie bei der angeordneten Revision nicht finden könne; endlich sei es ihr gelungen zu entfliehen, und sie habe sich beim Konsul gemeldet, wo sie Schutz und Hilfe gefunden habe.

Weiter wurde die Entführung der Weber und der Lisa Luczko verhandelt. Sie sind von Wandel, Schweizer und Schneid und dem flüchtigen Botwin nach Konstantinopel gebracht; dieser reiste von Lemberg dorthin unter dem Vorwande, sich Arbeit zu suchen. Die Zeugin Lisa Luczko erkannte in dem frech leugnenden Juden Wandel ihren Entführer wieder. Er war mit ihr nach Belgrad gefahren; dort hatte er sie und noch ein anderes Mädchen in der Obhut eines zweiten Juden gelassen und war nach Konstantinopel vorausgefahren. Als die Luczko dort in Begleitung des Fremden angekommen war, erwartete Wandel sie schon am Bahnhofe. Er brachte sie in das Freudenhaus, dessen Wirtin ihr 500 fl. einhändigte, die sie dem begleitenden Juden verabsolgen mußte. Selbstverständlich hatte sie dieses Geld der Jüdin ratenweise zurückzuerstatten. Dieses Mädchen, wie überhaupt die meisten der Christinnen, war im Bordell der Jüdin Myfke Bedner untergebracht worden. Auf der Anklagebank saß der Mann dieser Blutsaugerin, Majer Wolf Bedner, der, um das Gericht irrezuführen, vorgab, der polnischen Sprache nicht mächtig zu sein und demnach nichts von der Verhandlung zu verstehen. Indes erklärten alle von diesem Juden verkauften Mädchen übereinstimmend, Bedner verstehe vorzüglich polnisch. Das Bednersche Paar kaufte für ihr Lupanar nur Christenmädchen. Der Vorsitzende ließ einige Notizen des k. k. österr.-ung. Konsulats in Konstantinopel verlesen, worin dieses auf das entschiedenste ersucht, daß der verhaftete Bedner schleunigst nach Lemberg gebracht werde, da seine Frau die Gefängniswache in Konstantinopel bestechen und in dauernder geheimer Korrespondenz mit ihrem Manne stehe, was

leicht die Flucht des Verhafteten zur Folge haben könne. Auch macht das Konsulat darauf aufmerksam, daß die Juden aus Konstantinopel die aus den Lupanaren befreiten Mädchen zu falschen Aussagen zu verleiten suchten.

Hierbei wurde nun auch die oben genannte Anzeige des Bahnbeamten Fritsch verlesen, die dieser auf Anstiften des Majer Wolf Bedner verfaßt hatte und durch die sich der schlaue Jude seiner Konkurrenz hatte entledigen wollen.

Das Konsulat teilte ferner mit, daß die jüd. Kuppler, obwohl österreichische Untertanen, sich vielfach fremde Legitimationspapiere (griechische oder türkische) zu erschleichen gewußt hätten und dann im Verhaftungsfalle dafür sorgen könnten, daß die fremde Regierung sie reklamiere. Auf diese Weise hatten sich die gefährlichen Mädchenhändler Scharfmann, Lustig und Salamonowik der österr. Justiz entzogen. Den Lustig lieferten die türkischen Behörden nicht aus, obwohl er österr. Fahnenflüchtling und von der Bezirkshauptmannschaft in Sotat stedbriefflich verfolgt war.

Ferner wurde ein Geschäftsvertrag verlesen, den die Besitzer eines Bordells, Israel Goldenberg und Madame Chune Spiz, mit der Rebekka Bedner, die als Teilhaberin eintrat, abgeschlossen hatten. Darin hieß es: „Sollten wir jedoch, was Gott verhüte, bei dem Geschäfte [Menschenhandel und Unzucht!] Verluste erleiden, so sind diese von beiden Parteien zu gleichen Teilen zu tragen.“ Auch machte das Konsulat darauf aufmerksam, daß die jüd. Kuppler ihre Briefe an Wandel in Lemberg unter der Dedanschrift richteten: „Kuba Dou — poste restante Lemberg.“ Dank dieser Weisung gelang es, im November 1891 auf der Lemberger Hauptpost 5 Briefe abzufassen. Sie waren hebräisch geschrieben und lauteten in der Übersetzung: „22/10 91. Lieber Freund Josef! Sofort 2 Kisten [d. h. Mädchen] abschicken, aber keine koscheren [d. h. jüdischen]. Noch einmal sage ich Dir, die Ware soll nicht koscher sein. J. G.“ — „Sofort 1 Kiste Ware an mich und 2 an Meschulim! Du sollst aber wissen, daß ich keine koschere Ware will; dem Meschulim kannst Du auch treifere [unreine

nichtjüdische] Ware schicken.“ — „6/11. Lieber Herr Josef! Die Ware, die Du mir zuletzt schicktest, war eine Schweineerei; wir brauchen andere. Ich bitte Dich, nur gute Ware zu senden. Wenn die Ware prima sein wird, bekommst Du extra 10 Pfund (100 fl.).“ — 14/11. „Beste Freund! Mojse Mordche klagt, Du habest ihm 2 Szmates [d. h. Fezen, häßliche Mädchen] geschickt. Ich sage Dir, wenn die Ware nicht prima sein sollte, wird man sie nach Galata um 20 Lire verkaufen [d. h. nicht schöne Mädchen gehen um 10 fl. nach Galata]. Sende mir, so schnell als möglich, 2 Kisten, aber keine koscheren [d. h. nur christliche Mädchen]. Gut aufpassen, daß die Ware prima sei. Chaim Nr. 4.“ Die Kuppler hatten es also hauptsächlich auf Christinnen abgesehen.

Schäferstein, der anfangs alles leugnete, erklärte schließlich, nichts Strafbares begangen zu haben, da die Mädchen freiwillig mitgefahren seien. Dabei fiel dann auch ein bodenlos zynisches Wort: „Es sei ein Geschäft wie jedes andere, der eine handele mit Obst, der zweite mit Kleidern, er habe mit Mädchen gehandelt!“ Auch wollte er den Mädchen gegenüber niemals brutal sondern stets sehr galant gewesen sein.

Neben Schäferstein gebührt der dunkelste Ehrenplatz dem Chune Silber, einem „Schuster“. Er kannte keine zivilisierte Sprache, nur den jüd. Jargon, trug lange Stirnlocken, aber keinen Koflan, sondern einen blauen Rock nach franzöf. Schnitte, was einen komischen Eindruck machte. Einer der gefährlichsten Kuppler, suchte er seine Opfer vornehmlich unter Bauernmädchen, versprach ihnen glänzende Dienste und entführte sie nach Konstantinopel, wo seine Mutter ein Bordell unterhielt. So oft diese frische „Ware“ brauchte, schrieb sie dem Sohne: „Bringe mir 2 oder 3 Stück (d. h. Mädchen)“, und Chune führte die Bestellung pünktlich aus. 3 Opfer dieses Unholdes erkannten in ihm den Verführer; er aber machte ein blödes Gesicht und beteuerte seine Unschuld: „Soll mich der Schlag treffen, wenn ich die Mädchen jemals gesehen habe!“ Doch die Armen erzählten mit allen Einzelheiten, wie sie ihm zum Opfer gefallen

waren. 2 Bauernmädchen, Marie Sabat und Marie Kameda lehrten eines Tages von der Feldarbeit heim; da verstellte ihnen der Jude den Weg, bot jeder einen Dienst in der Stadt als Stubenmädchen und schloß mit ihnen auf der Stelle einen Vertrag ab. Die gewissenhaften Mädchen fühlten sich verpflichtet, in den Dienst zu treten, — und fielen ins Glend. Ein anderes Mädchen hatte er als Köchin nach Konstantinopel gedungen. In das Freudenhaus der Judenmutter gebracht, ahnte sie noch nichts Böses, und ihre erste Frage war, wo die Küche sei und das Geschirr. Da streichelte die schmutzige Jüdin des Mädchens Wange und sagte: „Liebes Kind! Du wirst hier nicht kochen, Du wirst hier etwas anderes machen.“ „Was?“ fragte das Mädchen erstaunt. Da sagte die Jüdin der Armsten, in welches Haus sie geraten sei, und nun wurde der Bedauernswerten alles klar. Sie brach in Tränen aus und bat das Weib und ihren Sohn auf den Knien, sie wieder in ihre Heimat zu bringen. Die Juden lachten sie aus. Da erklärte das Mädchen, daß es lebend den Wünschen der Juden nicht nachgeben werde. Nun sperrten die Kupplerin und ihr Sohn das arme Geschöpf in ein feuchtes Loch ohne Fenster, und dort wurde es so lange gehalten, bis es nachgab.

Der angeklagte Jude Stark, der ebenfalls bei vielen Entführungen Helfer war, erhoffte eine mildere Strafe, indem er alles gestand und die Mitangeklagten beschuldigte, sie hätten ihn, wie andere Zeugen, im Kerker zu falschen Aussagen verleiten wollen. Es kam infolgedessen zu einer förmlichen Kauferei unter den Angeklagten, die der Vorsitzende nur mit Mühe auseinanderbringen konnte.

Nach 10tägiger Dauer des Prozesses wurden die Angeklagten der Entführung junger Mädchen und des Betruges, begangen durch Verleitung zu falscher Zeugenaussage, schuldig befunden und zu Zuchthausstrafen von 3 Monaten bis zu 1 Jahr usw. verurteilt.

(Vgl. „Dämon der Unzucht, S. 62 ff.).

N. S. J. 1897 und 1900 zählt folgende galizische Mädchenhändler auf: Behr, Salomon; Bernstein, Elias;

(Mädchenhandel (Der 2. Lemberger Prozeß))

Biach, Aaron; Brenner, Chaimu Lea geb. Silberberg; Einbund, Jakob; Eisenband, Israel; Engl,; Gerpole, Aaron; Grinbaum,; Haudrel, Haine; Jagodzinski, M.; Kohn, Sarah; Krafft, Leon (in Suszawa); Lechner, Ruben; Loput, Israel; Messinger, Abraham; Moszef,; Muschmann, Musched; Padet, Chaim; Rosenblatt, Samuel; Rosenstein, Laib; Rosenstock, Julie; Rother, Eleazar; Rothkopf, Hanna; Roznatowski, Jankel; Rubinstein, (in Kalisch); Springfeder, Abraham, Muschik und Ruben (in Warschau); Sternberg, Laib und Taube; Süßmann, Löbel; Thorenstein, Maier, Laib; Verlag, Maier und Baruch; Wäscher, Esther; Zablomiz, Itzel.

„Slowe Polskie“ nannte 1901 als berüchtigte Mädchenhändler: Muster, Pietro; Bernstein, Adolf; Blanißky, A.; Czubarow, Urke; Feitel, Hermann; Fizer, Hermann; Font, Johann; Freidenberg, J.; Freiselewicz, Monti; Gazetczyk, Rowiska; Gendelschau, M.; Hübler, Kolbam; Inzermann, Leopold; Kaminer, Hersch oder Hermann und Jsaak; Katre, Josef; Klein, Hermann; Mechilskaf, A.; Mejerowicz, Fischel und J.; Mintzer, Josef; Neumann, Simon; Pinczuk, M.; Pissarowicz, A.; Reicher, Sigmund; Richtigmann, David; Rund, Moses; Aidan, M.; Rosister, Josef; Rubens, Abraham; Saphir, Hermann; Silbermann, F.; Schommer, Moritz; Schwarz, Peter; Springfeder, A.; Bizbedow, Karl; Weinstein, Lipe; Weismann, Adolf; Weiß, Chaim.

Der 2. Lemberger Prozeß.

Beim Mädchenhandel und der damit verbundenen gewerblichen Unzucht in öffentlichen Bordellen handelt es sich nicht um vereinzelt und vorübergehende Erscheinungen, sondern um regelrechte, dauernde Organisationen, deren das internationale Judentum zur Ausnutzung und Ausmergelung der übrigen Völker nicht entraten will. Kaum 10 Jahre nach dem 1. Prozeß fand in Lemberg schon wieder eine Gerichtsverhandlung statt. StbgrZ 24/7 02:

„In Lemberg waren wegen Kuppelei von jungen Mädchen nach Konstantinopel Leib Sternberg und Israel Eisen-

band, der Mitschuld hieran Haine Haudrel, Jakob Einbund, Taube Sternberg, Majer und Barucha Verlag angeklagt. Die Anklageschrift wies darauf hin, daß der Mädchenhandel sehr gewinnbringend und die jüdischen Kupplerbanden organisiert und in ihren Mitteln zum Zweck so gerieben seien, daß auch im vorliegenden Fall den Hauptschuldigen nur 2 Fälle nachgewiesen werden konnten. 2 Mädchen von besonderer Schönheit, Rosa M., 16 Jahre, und Minna A., 13 Jahre, sollten gleichsam auf Bestellschein nach Konstantinopel geliefert werden. Die ganze Bande umgarnte die Opfer mit kleinen Geschenken und lockte sie an sich mit dem Versprechen, ihnen einträgliche Stellen in einem Provinzrestaurant zu verschaffen. Sie wurden in das Quartier der Angeklagten genommen und bis zur Abfahrt sorgsam gehütet. Vor der Abreise ging die Verlag mit ihnen in ein Bad und untersuchte sie bezüglich des Körperbaues und der Körperfülle, und nachdem dies zu ihrer Befriedigung ausgefallen war, wurde das zufriedenstellende Ergebnis sofort der Engros-Abnehmerin Brana Silber in Konstantinopel gemeldet. Nach Eintreffen der Antwort begab sich Eisenband mit der A. nach Ofen-Pest, wo er seine Helfershelfer treffen wollte. Sternberg aber wurde auf dem Lemberger Bahnhof verhaftet, da es der M. gelungen war, einen ihr bekannten Polizisten in einem unbewachten Augenblick vom Ziel der Reise zu verständigen, worauf die Verhaftung der Juden erfolgte.“

Auch den österreichischen Mädchenhändlern gegenüber blieb sich die dtische Presse ihrer rassistischen Solidarität bewußt. Ohne auch nur einen Namen zu verraten, berichtete z. B. die Magdeb. Ztg. 13/12 13: „Auf der ungarischen Station Straßnitz wurden von der Gendarmerie 2 verdächtige Individuen verhaftet, die eine große Kiste mit sich führten. Darin befand sich ein mit Chloroform betäubtes junges Mädchen, das aller Wahrscheinlichkeit nach in ein ausländisches Haus verschleppt werden sollte. Das Mädchen, das später wieder zu sich kam, will aus Galizien stammen und nicht wissen, wie es in die Kiste hin-

eingekommen ist. Da es sich offenbar um 2 internationale Mädchenhändler handelt, wurden die Verhafteten dem Strafgericht überwiesen und das junge Mädchen in seine Heimat zurückgesandt.“

M ä d c h e n h a n d e l i n U n g a r n .

Hier blüht der Mädchenhandel nicht minder. Es gab 1902 in 32 ungarischen Provinzortschaften sogenannte „offene Depots“ der Mädchenhändler, wo die „Ware“ gesammelt und von wo sie exportiert wird. Nach den neuesten Ermittlungen besitzen aber die „Großexporteure“ auch noch an 56 Stellen Ungarns Zweigniederlassungen für den Mädchenhandel. Seit 1902 hat dieses Schandgewerbe derart zugenommen, daß die Errichtung weiterer 24 Filialdepots notwendig wurde. In großen Städten wie Temesvar, Szegedin, Kaschau, Großwardein, Maria-Teresiopel usw., befinden sich die „Hauptniederlagen“ der Mädchenhändler, von wo aus hauptsächlich der Export stattfindet, während in den kleineren Ortschaften die „Ware sortiert“ und „vorbereitet“ wird.

M ä d c h e n h a n d e l i n d e r S c h w e i z .

Außer Deutschland und Österreich-Ungarn kommt noch die Schweiz als Bezugsgebiet für den Mädchenhandel in Betracht. Henne im Rhyn schreibt in der Einleitung zu „Clarissa“:

„Die Baseler Polizei signalisierte kürzlich den übrigen schweizer Behörden ein Frauenzimmer, das unter dem Namen Schlitter umherreist und, sich dabei für eine Angehörige des Kantons Glarus ausgebend, stark verdächtig ist, junge Mädchen zu schändlichen Zwecken nach Amerika zu verhandeln. Sie lockt die Betreffenden nach dem bekannten Rezept an sich, indem sie ihnen gute Stellen verspricht. Im August tauchte die Schlitter in Basel auf, wo sie junge Personen zu bereden suchte, und wandte sich dann mit einem ganze Gefolge von Mädchen aus der Schweiz nach Antwerpen, um sich nach Amerika zu begeben. Möglicherweise bestehen zwischen dieser Frau Schlitter und einem gewissen Moriz Matian Beziehungen, der nebst einem Kompagnon, beides „Ausfusen“, neueren Mitteilungen zufolge sich damit beschäftigt, junge Mädchen aus

der Schweiz nach Buenos-Aires und Rio de Janeiro zu bringen. . . Unzweifelhaft ist die Schlitter identisch mit einer gewissen Babette Schaaf, geschiedenen Schlitter, deren früherer Ehemann bereits in Basel und Zürich wegen qualifizierter Diebstähle bestraft ist.“

M ä d c h e n h a n d e l i n R u m ä n i e n .

Wir wenden uns nun Rumänien zu. Hier ist das arme, geplagte Landvolk, bezeichnenderweise auch das jüdische, noch ein ergiebiges Bezugsgebiet für die gewissenlosen Mädchenhändler, während zugleich die sittenlose Hauptstadt Bukarest eine große Absatzstelle bedeutet. Der StbgrZ Nr. 317, 1890, entnehmen wir folgende Entführungsgeschichte voll jüdischer Hinterlist und Grausamkeit:

„Nach Braila kam eines Tages ein sehr nobel auftretender Herr, angeblich ein reicher Kaufmann aus Agypten, namens Grünberg. Er reiste in Geschäften, müsse aber auch eine Milchkur aus Gesundheitsrücksichten durchmachen. Dadurch wurde er mit einer armen jüdischen Milchfrau bekannt, die ihm die Milch ins Hotel brachte. Als er ihr Vertrauen gewonnen, äußerte er, es sei besser, wenn er die Milch frisch von der Kuh trinke, und deshalb wolle er sich bei ihr einquartieren und gut dafür zahlen. Der Frau kam kein Bedenken, und Grünberg zog bei ihr ein und mit ihm ungeahnter Wohlstand. Der Fremdling bestellte gleich eine elegante Möbelausstattung, die seiner Wirtin nach seiner Abreise verbleiben sollte; er zahlte pünktlich und lebte auf großem Fuße. Die Milchfrau und ihre Kinder glaubten an ein Wunder, wie es die Kinder Israels in der Wüste aus ihrer Not errettet hatte. Der Jubel erreichte seinen Höhepunkt, als Grünberg eines Tages der Milchfrau anvertraute, es falle ihm trotz seines Reichthums schwer, in Agypten eine Frau zu finden, er wolle eine Europäerin ehelichen; er brauche nicht auf Geld zu sehen, es liege ihm daran, eine Frau zu bekommen, der er während seiner vielen Reisen unbesorgt die Verwaltung seines Vermögens überlassen könne, und da er sähe, daß ihre Familie sehr achtbar sei, wolle er ihre

(kaum 17jährige) Belina zur Frau nehmen, trotzdem sie arm sei; es sei Gottes Fügung, daß er ihn in ihr Haus geführt. Belina strahlte vor Glück. Un- erfahren sahen Belina und ihre Mutter die Zukunft im rosigsten Licht, wenn Belina an der Seite des reichen Aghp- ters, der so gottesfürchtig zu sein schien, als Gattin lebte; daß er die armen An- verwandten dann nicht vergessen würde, war klar. Um dieses Glück baldmöglichst genießen zu können, gingen sie freudig auf seine Bitte schnellster Verlobung und Hochzeit ein. Die Verlobung wur- de nach israelitischer Weise prächtig ge- feiert. Als wieder Ruhe in dem kleinen Hause eingelehrt war, schlug Grünberg vor, er wolle mit Belina nach dem nur eine Stunde zu Wasser entfernten Ga- laş fahren, um für die Hochzeit mit Ein- kaufen zu beginnen. Die Mutter hatte nichts dagegen. Belina betrat in Grün- bergs Begleitung das Schiff. Sie nah- men Platz in der 1. Kajüte. Der feu- rige Wein, den Grünberg kommen ließ, tat das übrige. Belina, an schwere Ge- tränke nicht gewöhnt, wurde schläfrig und sank, noch ehe Galaş erreicht war, in tiefen Schlummer.

Als sie erwachte, brannten die Lichter im Salon, während man doch um Mit- tag von Braila abgefahren war. Diese Wahrnehmung beunruhigte sie, ebenso das ungewohnte Schauleln des Schiffes und das Rauschen der Wellen. Sie wed- te ihren Bräutigam, der sich schlafend stellte; er schien gleichfalls erschreckt und betrübt zu sein, eilte aufs Verdeck, um sich zu erkundigen und kam mit der Nachricht zurück, daß das Schiff auf der Reise nach Konstantinopel sei. Das sei zwar ein Strich durch ihren Plan, in Galaş auszustiegen, doch weiter auch nicht schlimm; in Konstantinopel sei er wie zu Hause, dort könne man bessere und schönere Einkäufe machen als in Galaş, und nur das betrübe ihn, daß die Mutter sich ängstigen werde; doch auch dem sei abzuhelpen: Von der näch- sten Station aus wolle er sie durch ein Telegramm beruhigen. Als das Schiff in Konstantinopel landete, wartete schon der Vertreter des Peshwejing (s. d.), der anstatt der Mutter durch das Tele- gramm benachrichtigt worden war, daß

Agent Grünberg einen „Kasten mit Ware“ bringe, wie der Ausdruck in der Depesche lautete. Grünberg stellte den- selben als einen seiner besten Freunde vor, während es in Wirklichkeit nur der Portier des Peshwejing war. Ihm übergab Grünberg die Belina, indem er vorgab, er habe noch einige Gänge zu machen, und für sie, die Müde, sei es besser, wenn sie sich erst bei einer ihm sehr befreundeten Familie ausruhe; er werde nicht lange ausbleiben. (Die Agenten gehen nämlich meist nicht selbst mit ihren Opfern vom Schiffe, um we- niger Aufsehen zu erregen, da viele sie kennen und jeder Peshwejing vor dem andern seine Geschäfte zu verbergen sucht.)

Belina bestieg nun mit dem Freunde einen Raik (Boot), der dem in Frage kommenden Peshwejing gehörte, die Paß- behörde legte ihm keine Schwierigkeiten in den Weg, dafür hatte schon der Pas- schisch-Geffendi gesorgt. Bald war man am Lande; im Hause des angeblichen Freundes wurde Belina vom Peshwejing und dessen Frau bewillkommnet. Am ersten Tage wurde sie sehr gut gepflegt und behandelt; sie hoffte jeden Augen- blick ihren Bräutigam erscheinen zu sehen, doch tröstete man sie, nur um sie zur Ruhe zu bringen. Als sie sich aber von der Reise erholt hatte und stürmi- scher nach ihrem Bräutigam verlangte, ließen sich der Peshwejing und die Frau, wie auch der Portier nicht mehr sehen. Statt ihrer kamen die früheren Opfer des Peshwejing, ihre künftigen Genossin- nen, und begrüßten sie als eine der ihrigen.

Belina mußte anfangs nicht, was sie von den so seltsam aufgepuckten und so frei sich bewegenden Mädchen halten sollte. Schonungslos aber teilten ihr die Genossinnen mit, wo sie sich befände, und verspotteten sie, daß sie noch immer von ihrem Bräutigam phantasiere; hier werde sie viel glücklicher leben, als mit ihrem Bräutigam.

Die Mädchen sind gezwungen, so zu reden; denn im nächsten Zimmer sitzt der Peshwejing mit seinen Kumpanen; harte Züchtigung stände der bevor, die vielleicht aus Mitleid anders reden wollte. Auch wählt man zur Bewill-

Kommung des neuen Opfers nur diejenigen, die sich schon lange Jahre im Sklavenhause befinden und kaum noch die Hoffnung hegen, so lange ihre Jugend und Schönheit dauert, daraus befreit zu werden. Für diejenigen nämlich, die einmal in das Bordell geraten sind, ist es fast unmöglich, es wieder zu verlassen. Die meisten sind Ausländerinnen, zum großen Teil des Lesens und Schreibens unkundig; es würde auch gar nicht leicht sein, eine Botschaft an die Außenwelt gelangen zu lassen. Die Mädchen werden ohne Paß eingeschmuggelt; der Bakschisch macht die türkischen Behörden taub und blind. Die Konsulate können nur helfen, wenn sich ein Verwandter oder Bekannter des Opfers dafür verbürgt, daß die Betreffende Untertanin des vom Konsul vertretenen Landes ist, und wenn er wirklich imstande ist, nachzuweisen, wo sie verborgen gehalten wird.

Als die Mädchen verschwunden waren, erschien der Beszejing mit vergnügt grinsender Miene. Zuerst versuchte er Belina zum Ablegen ihrer bisherigen Kleidung und zur Anlegung eines Kostüms, wie es die anderen Mädchen trugen, zu bewegen. Aber sie erklärte, sie werde sich nicht preisgeben, so daß der Beszejing unberrichtet und wütend abziehen mußte. Nun begannen die Mißhandlungen des Portiers. Die Kleider wurden der Armen in Stücken vom Leibe gerissen, und hageldicht fielen die wuchtigen Peitschenhiebe auf ihren Körper, gleichgiltig wohin. Über 8 Tage dauerte es, bis die Unglückliche sich von den Mißhandlungen etwas erholt hatte. Dann begannen die Quälereien wieder aufs neue, nur nahm man diesmal mehr Rücksicht darauf, daß ihre Schönheit, die schon stark gelitten, möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen werde; sonst wäre ihr Geldwert sehr verringert worden.

Auch diese erneuerten Mißhandlungen vermochten Belina nicht zu beugen. Der Beszejing befürchtete, sein Geld zu verlieren, und klagte sein Leid einem Geschäftsgenossen, dem Saib Weinstein mit dem Spitznamen Scharemige; dieser kaufte ihm Belina ab, die abends zu ihm gebracht wurde, nachdem man ihr

vorgespiegelt hatte, man wolle sie zu ihrer Mutter führen. Weinstein empfing die Gequälte mit den Worten: „Wenn selbst der Teufel nicht imstande wäre, dich zu bändigen, so werde ich doch mit dir fertig werden.“ Eine alte Megäre, Scharemiges Frau, redete ihr zu, sie solle sich gut aufführen und nicht hartnäckig sein, dann wolle sie ihre Mutter sein; sie könne herrlich und in Freuden bei ihr leben. Dann erschien wieder Saib Scharemige, hieß seine Frau gehen, und nun begannen die Mißhandlungen von neuem und weit unmenschlicher als früher. Hatte ihr der erste Peiniger noch einige Lumpen am Leibe gelassen, so behielt sie jetzt keinen Zeugfetzen mehr am Körper. Belina leistete heftigsten Widerstand und brachte dem Wüterich noch eine tüchtige Bißwunde in die Schulter bei. Aber Scharemige ruhte nicht, bis sie, unfähig, noch ein Glied zu rühren, und ohnmächtig zur geringsten Gegenwehr, ein Opfer seines teuflischen Werks geworden war.

So waren mehrere Wochen der Schande verfloßen; Scharemige frohlockte, daß das Täubchen so schnell kirre geworden sei; man brachte ihr Vertrauen entgegen und gewährte ihr, ohne Verdacht zu schöpfen, die Bitte um ein Bordzimmer, während sie bislang nach dem Hofe zu untergebracht gewesen war.

So saß Belina eines Tages am Fenster, als sie einen Kaufmann aus Braila vorübergehen sah. Sie rief ihn laut beim Namen, und als er stehen blieb und sie entdeckte, legte sie den Finger auf den Mund, um zur Vorsicht zu ermahnen, machte ihn halblaut mit ihren traurigen Erlebnissen bekannt und flehte ihn an, ihre Mutter zu benachrichtigen. Der Kaufmann, der zwar Belina nicht kannte, hatte von dem Verschwinden einer jungen Israelitin in Braila gehört und beeilte sich, der Mutter zu telegraphieren, nachdem er sich das Haus genau gemerkt hatte. Mit dem nächsten Schiffe traf auch Belinas Mutter ein und begab sich, da es gerade Sonnabend war, in die Synagoge, um die Hilfe des Vorstehers und der Gemeinde zu erbitten. Man eilte auf das rumänische Konsulat und trug dem Konsul die Sache vor. Dieser beorderte so-

fort seine Kawassen samt einigen türkischen Polizisten nach Laib Scharemiges Bordell; auch mehrere Mitglieder der Gemeinde schlossen sich an.

Man drang in das Haus und durchsuchte alle Winkel. Scharemige aber hatte schon Wind bekommen und Belina versteckt; doch hatte er keine Zeit gehabt, sie aus dem Hause zu bringen, wie das sonst geschieht. Die scharfen Augen der Kawassen entdeckten das Mädchen in einem Schrank, und im Triumph brachte man sie zum israelitischen Vorsteher in die Arme der schwergeprüften Mutter.

Auf dem Konsulate behauptete Scharemige noch mit frecher Stirne, Belina habe sich freiwillig zu dem Gewerbe bei ihm gemeldet; daß er sie mißhandelt hatte, leugnete er ebenfalls. Dem widersprach aber die Bißwunde, die er bei Belinas Gegenwehr davongetragen hatte. Er und der Peshwejing, der ihm das Mädchen verkauft hatte, wurden von der türkischen Gerichtsbehörde eingekerkert. Beide suchten während ihrer Haft durch Abgesandte die Mutter Belinas zu bewegen, gegen Zahlung einer Geldsumme und Schenkung von Garderobe mit ihrer Tochter nach Hause zu fahren. Diese war zufrieden, daß sie ihr Kind wieder hatte, und nachdem so die Klägerin beiseite geschafft war, trat der Bakschisch in Wirksamkeit; nach wenigen Wochen waren die Halunken wieder in Freiheit und bei ihrem schändlichen Gewerbe. Damit war die Sache für die türkische Justiz erledigt.

Etwa ein Jahr vorher war Scharemige ebenfalls eingekerkert gewesen, weil eine junge Österreicherin, die auf ähnliche Weise in seine Hände geraten war, ihrem Leben in der Schande durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende gemacht hatte. Seine Angabe, sie sei geistesgestört gewesen, fand, da sie durch klingende Gründe unterstützt wurde, leichten Glauben, und der Bakschisch befreite ihn auch damals aus dem Kerker.

„Übrigens halten die Peshwejinge eine eigene Börse für ihre „Ware“. Sie war früher in der Neubrandschen Weinstube; später wollten die Juden vornehmer sein und ließen sich bei Maschulem, einem Sohn eingewanderter Israeliten, nieder, der dann den Vermittler zwi-

schen den Behörden und den Peshwejingen spielte. Einem anständig gekleideten Fremden gegenüber treten diese Peshwejinge als reiche Kaufleute auf, reden viel von Gott und Nächstenliebe, unterstützen auch öffentlich die Bedürftigen und täuschen so den arglosen Fremdling. Was für Hyänen sie aber sind, das zeigt die Geschichte Belinas, der armen verführten Rumänin.“ — —

Daß im übrigen auch Rumänien als Absatzgebiet, besonders in seiner sitzenlosen Hauptstadt Bukarest, ganz im Sumpfe des Mädchenhandels steckt, das teilte auf einer Versammlung in Berlin (August 1892, Stbgr 3) der Schriftsteller Schwennhagen mit:

„Der Direktor im rumänischen Ministerium für Unterricht und Kultus Arion habe ihm erzählt, daß viele deutsche Mädchen dort eingeführt seien, um sie als Direktrizen, Verkäuferinnen, Wirtschaftserinnen u. dgl. unterzubringen. Da der rumänischen Regierung das doch endlich zu viel wurde, habe sie die Passvorschriften in der Weise verschärft, daß sie von jeder männlichen wie weiblichen Person einen Ausweis von einem Gesandten oder rumänischen Konsul verlangt. In Rumänien bestünden in den kleinsten Städtchen mit 4—6000 Einwohnern sechs und mehr öffentliche Häuser, in denen die Umgangssprache die deutsche sei. Wie nach Ungarn, würden dorthin die Mädchen als Kindergärtnerinnen gelockt. Die oberste Leitung sei in Budapest. Die Moldau ist vollständig überschwemmt von jüd. Auswanderern, die trotz des Verbots der Niederlassung sich ausschließlich mit dem Mädchenhandel befaßten.“

M ä d c h e n h a n d e l i n d e r T ü r k e i .

„In der Türkei steht es nach einem Schreiben des Redakteurs der „Konstantinopolis“ ebenso. Der Herausgeber der „Akropolis“ meinte, daß die Angaben in dem Druckheft „Judenbordelle“ ein Kinderspiel seien gegenüber den Zuständen in Griechenland. Es bestehe dort eine Judengesellschaft zur Errichtung öffentlicher Häuser. Als die Behörde nun einmal einige von diesen Leuten einsteckte, habe das BT waih geschrien über die Behandlung dieser Leute. Man

könnte nun mal in Griechenland nichts dagegen machen.“

Absatzgebiete.

Wenden wir uns nun den überseeischen Absatzgebieten zu! Auch hier liegt der ganze Mädchenhandel wieder in den Händen der Juden. Ein „aufgeklärter“ Hebräer gestand in einem Warschauer Blatte 1903 (StbgrZ 12/11): „Es ist Tatsache, daß die Mehrzahl der Mädchenhändler aus Juden besteht. Im ganzen Orient, in Argentinien und vielen anderen Ländern sind die Besitzer der Freudenhäuser Juden, und auch die Vermittler, die ihnen die „Ware“ liefern, sind Juden. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß fast alle diese Juden sogenannte „Rechtgläubige“ sind, von denen man doch annehmen sollte, daß ihre Religiosität sie abhalten müßte, einen so schändlichen Handel zu treiben. Aber diese Juden haben in dieser Beziehung — „eine doppelte Buchführung“: sie sind Gott gegenüber im höchsten Grade fromm und beobachten streng alle rituellen Vorschriften, — aber dies hindert sie nicht im mindesten, sich mit Zuhilfenahme der verwerflichsten Schliche und Kniffe dem Mädchenhandel hinzugeben.“

Und Alexander Berg erklärte auf der eben genannten Versammlung in Berlin (Aug. 1892): „Dieser Wucher mit unserm Fleisch setzt die Deutschen im Auslande ungemein herab. Auf Grund aml. Veröffentlichungen aus Deutschland, Osterreich-Ungarn und England ist erwiesen, daß sich mit dem Handel mit deutschen Mädchen lediglich der Jude beschäftigte ... Dem isr. Volke messe ich den Charakter einer internationalen Gaunergesellschaft bei. (Beifall.) Man soll betreffs dieses gefährlichen Handels nur ja nicht prüde sein. Gerade die Unkenntnis unserer deutschen Mädchen ist ein großer Bundesgenosse dieser menschlichen Ungeheuer. Ihre Heimat ist meistens Polen und Galizien, jetzt wohnen sie fast alle auf derselben Straße in Buenos Aires. Ihr Handel ist weit verbreitet und organisiert. Die „Ware“, so bezeichnen diese Unmenschen unsere Landsmännchen, geht über bestimmte Karawanenstrassen, als Hamburg, Rotterdam, Bordeaux, Marseille, Genua

und Triest. Das Schicksal der armen verkuppelten Mädchen ist das denkbar schlimmste...“

Mädchenhandel nach Südamerika.

„Das Absatzgebiet ist außer dem Orient besonders auch Südamerika. .. Ich wünsche ein Sklavereigesetz auch auf diese Juden angewendet. Deutschland soll ihnen nicht mehr als Jagdgebiet dienen, wir wollen ihnen „Fufangeln“ anlegen, damit sie daran „verreden“. Die jüd. Konfektionsgeschäfte kann man auch nur eine Haremsanlage nennen, sie sind die Vorhöfe der öffentlichen Prostitution. (Beifall.)“

Wie oben bemerkt, nannte der Landrat des Kreises Rastenburg, Ostpr., schon in den 80er Jahren mehr als ein Dutzend jüdischer Mädchenhändler in Buenos-Aires und warnte vor ihren „Geschäften“ in Deutschland.

Ebenso sind vorne die 1879 aus Brasilien ausgewiesenen jüd. Mädchenhändler genannt.

Nach den DfBl vom 10/8 1893 wurden wegen Kuppelei verhaftet und nach Europa ausgewiesen: Uaga, Francisco; Adermann, Julio; Anwik, A.; Barbar, Aaron; Bernstein, Moriz; Borrag, Simon; Dickenfader, Abram; Demitiri, Emiliano; Friedmann, Ignacio; Gabis, Josef; Gaisel, Moriz; Gildenberg, Janco; Goldberg, Fracine; Goldsticker, Simon; Grunjid, Hermann; Grünstein, Joseph; Gutweiß, Baruch; Hager, Hermann; Hehnaur, Messias; Helfgott, Leon; Klimper, Jakob; Makonwik, ...; Modern, Ricardo; Octartsel, Isidor; Olibero, Carlos; Pirorewik, A.; Rechenstein, Adolf; Schoule, Robert; Walpati, Batista; Wassermann, A.; Welisch, Maier; Weiße, Chaim.

Mädchenhandel nach Nordamerika.

Und dasselbe traurige Bild in Nordamerika! Ernst von Wolzogen, in „Der Dichter in Dollarica“ (1912):

„Dieses schmachvollste aller Geschäfte, der weiße Sklavenhandel, blüht im Gegenteil in den nordamerikanischen großen Hafenplätzen womöglich noch üppi-ger als in denen Südamerikas. Die dunkeln Ehrenmänner, die sich mit diesem schmutzigen Geschäft befassen, ausschließlich galizische, ungarische und rumäni-

sche Juden, führen der Parteilasse der Bosse, die ihnen durch die Finger sehen, ansehnliche Summen zu.“

Natürlich hat sich auch dieser gemeine Handel schon in den Ver. Staaten zur Bildung von Trusts aufgeschwungen. Die Frankf. Ztg. berichtete 1909, wie sich im Mädchenhandel Judentum und Yantektum versippten:

„Der Mädchenhandel von New York, und damit der Ver. Staaten, liegt in Händen eines Trusts, eines Mädchen-trusts — Mädchen: Genitivus objectivus! — und dieser Trust wird nicht nur von der Städtischen Verwaltung New Yorks geschützt, sondern Mädchenhandel und städtische Verwaltung waren eins geworden. Vor 52 Jahren, als New York 680 000 Einwohner zählte, versorgten die heranwachsende Stadt mit Prostituierten kupplerische Weiber der östlichen Stadtbezirke. Diese fanden ihre Ware unter den gänzlich hilf- und mittellosen, der Sprache unkundigen Einwanderermädchen: Deutsche und Isländerinnen. Französische Zuhälter, die aus Frankreich Mädchen herüberbrachten, waren die andern Lieferanten. Beide waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. ... Dieses sollte smarteren Geschäftsleuten überlassen bleiben. Und diese fanden sich unter den ungarischen, polnischen, russischen Juden, die seit 25 Jahren massenhaft in das gastliche Amerika kamen. Unter diesen befanden sich manche Verbrecher und Menschen mit verbrecherischen Instinkten, die wohl auch etwas von den Geschäftsstraditionen der von alters her nach dem Orient mit Mädchen handelnden Stammesgenossen mit herüber gerettet haben mochten.

Bereits in den 90er Jahren waren diese Elemente stark genug, eine Vereinigung zu gründen, die „Mag Hochstim Association“. ... Seit 1890 exportieren die New Yorker Mädchenhändler ihre Ware auch nach Buenos Aires, dann nach Südafrika, wo sie sogar der Konkurrenz aus Paris und Polen trotzen konnten. Bereits hatten einige von ihnen Vermögen gemacht in den Minengegenden Südafrikas, wo die Nachfrage bei der ausschließlichen Verwendung von Arbeitern besonders rege war. Da versperren scharfe Gesetze gegen den

Mädchenimport ihr weiteres Vordringen. Deshalb wandten sie sich andern Absatzgebieten zu und fanden sie in Shanghai und in Australien; sie folgten der russischen Armee im Kriegszuge gegen Japan; sie versorgten die Lager der Goldsucher in Alaska und Nevada und haben neuerdings ein ertragreiches Absatzgebiet unter den von der amerikanischen Regierung bezahlten Arbeitern des Panamakanals gefunden. So groß dieser Außenhandel der New Yorker Mädchenhändler scheint, ihr Handel mit den Städten der Union ist viel bedeutender. Als die jüdische Einwanderung nach New York zumeist aus Männern bestand, holten die Händler ihre Ware aus den Fabrikmädchen der Industriestädte Neu-Englands und Pennsylvaniens. Schließlich aber, als die Nachfrage stieg, auch mittlerweile ganze jüdische Familien massenhaft nach New York einwanderten, holten sie ihre Beute zum größten Teil aus den Slums, der Ostseite von New York. Während 1857 etwa 6000 Prostituierte waren, von denen 60% Ausländerinnen waren, beläuft sich der jährliche Import nach New York von Mädchen zu Zwecken der Prostitution auf 3000; die doppelte Anzahl, also 6000, rekrutiert sich aus den jüdischen, polnischen, slawischen, italienischen Mädchen der Ostseite New Yorks. 66% aller Prostituierten, nimmt man an, seien Eingewanderte, und nur 34% geborene Amerikanerinnen. Die Zahlen eines Sachverständigen des United States District, Attorney Sims von Chicago, daß 13 000 Mädchen zu Zwecken der Prostitution jährlich in die Staaten importiert und in der Hauptsache von New York aus über alle größeren Städte der Union verteilt werden, sind wohl nicht zu hoch.

Der Sturz Tammanys 1901, zum Teil herbeigeführt durch die Enthüllungen über den New Yorker „Weißen Sklavenhandel“ und die Reinigung des Lugiasstalles des „Rote-Licht-Distrikts“ New Yorks durch die republikanische Partei 1902—03 hatte die entgegengesetzte Wirkung derjenigen, die man erhoffte. Die New Yorker Mädchenhändler, mit ihrem ganzen nach Tausenden zählenden Gefolge von Zuhältern, wan-

derthen in die anderen Städte der Union, nach dem New York benachbarten Newark, nach Philadelphia, wo die republikanische Partei dieselbe Rolle spielt, wie die demokratische Tammany-Hall in New York; nach Chicago und San Francisco, nach Los Angeles, wo sie allerdings seit 1908 vertrieben worden sind, nach St. Louis, New Orleans, nach der Puritanerstadt Boston, nach dem Süden und Südwesten, nach den Minenbezirken des Westens — überall wurde ihre wertvolle und erfolgreiche Hilfe von den Stadtpolitikern gern angenommen. Sie zahlten gut. Heutzutage werden 73% aller größeren Städte der Union von New York aus mit Prostituierten versehen.

1896 bildete sich und wurde unter den Gesetzen New Yorks inkorporiert die „Independent Benevolent Association“. Keiner der Bürger der Metropole, mit Ausnahme der Tammanybeamten, die N. York verwalteten, ahnte, daß hinter diesem so philanthropisch klingenden Namen die Mädchenhändler New Yorks standen und noch stehen. Der Klub soll 200 Mitglieder umfassen, teils Besitzer öffentlicher Häuser, teils frühere, nun reich gewordene Besitzer solcher Häuser, alte Herren sozusagen. Daneben gibt es noch den „French Club“ und den „D. S. Club“. Alle drei sind Klubs der Großhändler in Mädchenware.

Da die Profite, die der Mädchenhandel abwirft, sehr hohe sind — man rechnet tägliche Nettoeinnahme von 10 Dollar pro Prostituierte — so begreift man, wie die Tammanyleute in den immerhin kurzen Perioden, in denen sie New York auszuplündern vermochten, selbst Reichtum ansammeln konnten, und woher sie außerdem die ungeheuren Summen hernehmen zur Bestechung des ganzen Beamtenorganismus, vom Polizisten angefangen — man schätzt die jährlich notwendige Summe zur Bestechung der New Yorker Polizei auf 28 Millionen Mark — bis zum Richter und Advokaten, ja bis zum Staats senator. Denn daß auch in der Legislative des Staates von New York käufliche Mitglieder zu vermuten sind, das scheint aus gewissen, den Mädchenhandel geradezu be-

günstigenden Gesetzen deutlich hervorzugehen.“

Mädchenhandel nach — Asien und Agypten.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die asiatischen Länder, besonders auf Indien, und auf die großen Hafenplätze ihrer Zufuhrstraße von Europa aus, Agypten und des Suezkanals.

Das offizielle „Prager Abendblatt“ vom 20/1 1886 schreibt: „Laut eines Berichtes des österr.-ung. Konsulates in Bombay wird daselbst von österreichischen Staatsangehörigen, und zwar ausschließlich von Juden aus Galizien ein schwunghafter Mädchenhandel betrieben. Die betreffenden Individuen, von denen insbesondere 3 der Behörde namhaft gemacht wurden, verfügen über großartige Geldmittel, bedienen sich in der österreichisch-ungarischen Monarchie angeblich ständiger Agenten und halten Reisende, die in ihren Pässen als Handwerker oder Tagelöhner bezeichnet werden und fortwährend unterwegs sind. Außer in Bombay wird der Mädchenhandel auch in Alexandrien, Port-Said, Kalkutta, Madras und Singapore in größerem Maßstabe betrieben. Um die Wachsamkeit der Behörden zu täuschen, verschaffen die Händler, beziehungsweise deren Agenten, den Mädchen Pässe nach der Schweiz, Italien, England oder nach Hamburg und verschiffen sie auf Dampfern fremder Flaggen. Es wurden bereits notwendige Maßnahmen getroffen, um den ägyptisch-indischen Mädchenhändlern, wie seinerzeit den südamerikanischen, das schändliche Handwerk im Bereiche Österreich-Ungarns zu legen.“

Polnische, rumänische und galizische Juden verfrachten alljährlich von den Häfen des Schwarzen Meeres aus Hunderte von jungen Mädchen unter der Vorspiegelung, ihnen gut bezahlte Stellen in vornehmen ägyptischen Häusern verschaffen zu können, nach Alexandrien und Port Said, gegebenenfalls auch weiter nach Indien, für die Zwecke der Unzucht. Auf geheimen Wegen und in versteckter Weise (s. w. u.!) werden die armen Verkauften ihrem entsetzlichen

Schicksal zugeführt. Wie ihr Los in Port Said und andern ägyptischen Häfen sich gestaltet, das schilderte das „Deutsche Volksblatt“ in Wien folgendermaßen:

„Die größte Anzahl der Mädchen wird in Port Said in sogenannten „Hotels“ und „Boardinghouses“ untergebracht. In welchem Maße diese Vergnügungsstätten stehen, dafür möge die Tatsache sprechen (die jeder Reisende, der Port Said besuchte, bestätigen wird), daß nahezu kein Tag vergeht, an dem in diesen Häusern nicht das Messer eine Rolle spielt. Mord, Totschlag, von den schweren Körperverletzungen ganz abgesehen, sind dort etwas Alltägliches. An diesen Zuständen ist der gänzliche Mangel einer polizeilichen Kontrolle schuld, was um so befremdender ist, als bekanntlich derartige verrufene Lokale die Schlupfwinkel von Verbrechern jeglicher Sorte sind. Auch den Sanitätsdienst kennt man dort nicht, was zur Folge hat, daß die furchtbarsten Krankheiten wüten. In solchen Lokalen werden die Töchter unseres Vaterlandes, die Hoffnung und der Stolz ihrer Eltern, vom „Menschenfreunde“ F r i e d m a n n untergebracht. Wenn solch ein unglückliches Geschöpf in einem derartigen Hause Aufnahme findet, dann erfährt es bald aus dem Munde der Kellnerinnen, was ihm droht, und zu spät fallen ihm die Schuppen von den Augen. Sein Erstes ist der Versuch, aus dem Hause zu entkommen; allein der Wirt, ein schmiererger verlebter Jude, verweigert ihm den Austritt, er präsentiert ihm den Wechsel, den es bei Blumenberg in Alexandrien unterschrieb, und fordert dessen Bezahlung. Nun verfügt das Mädchen aber über keinen Heller Geld; seine ganzen Habseligkeiten hat es meist bis auf das Notwendigste in Konstantinopel und Alexandrien zu Geld gemacht und besitzt nun nichts, mit dem es seinen ferneren Lebensunterhalt, geschweige erst die Kosten der langen, teuren Reise in die Heimat zu bestreiten vermöchte. In ihrer Not geht die Unglückliche zu ihrem Konsul. Allein dort erfährt sie, daß es für sie keine Hilfe gibt. So beschämend es für uns ist zu gestehen, daß gerade jene Organe, die wir zum Schutze der Interessen unserer Mitbürger in frem-

den Staaten beauftragt haben, unfähig sind, diesen Unglücklichen ihren Schutz angedeihen zu lassen, so muß dies, um endlich einmal Wandel zu schaffen, gesagt werden. Die Konsulate in Port Said scheinen ihre Aufgabe darin zu erblicken, eher die Interessen der Mädchenhändler, als jene der betrogenen Mädchen zu wahren; denn sonst läßt es sich nicht erklären, daß sich der meist minderjährigen, also noch nicht eigenberechtigten Mädchen kein einziges Konsulat annimmt, wie es verpflichtet wäre.

Ein Mädchen, das von einer Händlerbande gleichfalls nach Port Said verschachert worden war, kam eines Tages, nachdem es ihr gelungen war, aus einem der berüchtigten Boardinghäuser zu entfliehen, in das Haus des dtsh.-russischen Konsuls Brown. Der Konsulatssekretär fragte die Bedrückte nach ihrem Begehre. Die Arme, vom Sekretär nicht gerade höflich angesprochen, trug dem gestrengen Herrn ihre Leidensgeschichte vor, und bat, den Konsul sprechen zu dürfen, was der Sekretär jedoch rundweg ablehnte. Das Mädchen bat, man möge es in die Heimat schicken und den Juden veranlassen, die von ihm sich widerrechtlich angeeigneten Sachen zurückzustellen. „Wo haben Sie Ihren Paß?“ begann der Sekretär das Verhör. Das Mädchen erwiderte, daß der Jude den Paß zu sich genommen habe. „Dann hat das Konsulat mit ihrer Angelegenheit nichts zu tun. Finden Sie sich selbst mit dem Manne ab! Was haben Sie hier überhaupt zu suchen?“ schrie der Beamte die Unglückliche an und wies sie zur Tür hinaus. Dieser Szene hatte ich (Mr. Curry) als stummer Zeuge beigewohnt, und ich bemühte mich, die Weinende zu trösten. Ich erfuhr den Namen jenes Juden, der das Mädchen gekauft hatte, und versprach dem armen Kinde, ihm seinen geringen Besitz wieder zu verschaffen. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß der Jude rumänischer Untertan sei, und da dieser Staat durch den italienischen Konsul in Port Said vertreten wird, begab ich mich in Gesellschaft des Mädchens zu diesem Herrn, dem ich den Sachverhalt klarlegte. Der Konsul nahm sich der Unglücklichen auch tatkräftig an und entsandte sofort einen

Kawaffen (Konsular-Polizisten) zu dem Juden mit dem Befehle, den Koffer des Mädchens sofort zum Konsulat zu bringen, was auch alsbald geschah. Meine Vermittelung beim dtischen Konsul (mein Schützling war eine Deutsche) war auch von Erfolg; denn es wurde mir für das einem geachteten Bürgerhause entstammende Mädchen freie Fahrt bis Bremen zugesichert, und ich hatte die Freude, die Beglückte einige Tage später an Bord des Schiffes begleiten zu können, das es wieder in die Heimat brachte.“

„Sene zahlreichen unglücklichen, mit sich und der Gesellschaft zerfallenen Geschöpfe, die in den Lupanarien Port Saids ein Leben der Schande führen, werden erst dann aus den Banden der Mädchenhändler befreit, wenn sie ihre Gesundheit gänzlich vernichtet haben. Das Leben einer solchen Verlorenen, das einem Marthrium gleicht, wie es entsetzlicher nicht mehr gedacht werden kann, vermag keine Feder zu beschreiben. Durch Hunger und Schläge werden die Unglücklichen zur Schande gezwungen. Die Knutenhiebe des Sklavenhändlers treffen sicher und fest, und gar oft kommt es vor, daß ein derartiger Menschenhinder durch seine Hiebe den Körper seines Opfers zerfleischt, daß das Blut die schmutzige Diele rötet. — Hunger und Hiebe — sie haben ihre Wirkung selbst bei den achtbarsten, sittsamsten Mädchen noch niemals verfehlt.“

Nach einer Reihe von Jahren langen vereinzelt die Opfer der scheußlichen Brutalität, gebrochen an Leib und Seele, in einem geradezu entsetzlichen Gesundheitszustand wieder in Alexandrien an. Arm, verachtet und abgelebt, finden sie keine ehrliche Arbeit mehr, und nun scheuen sie das Laster, dem sie sich mit Widerstreben ergaben, nicht mehr. — In Alexandrien in der Sister Street, einer ungefähr 2 englische Meilen langen berühmten Straße, nehmen sie nunmehr ihren Aufenthalt, und wieder finden sich Juden (teils griechische), die aus dem unsauberen Gewerbe dieser Verachteten ihren Hauptnutzen ziehen. Der jüdische Zuhälter mietet in dieser Straße einige Stuben, möbliert sie notdürftig und vermietet sie, nachdem er

über der Eingangstür ein Schild mit der Aufschrift „Bierhalle“ gehängt hat, für 20 bis 25 Fr. den Tag an die Gefallenen. Alltäglich in der Morgenstunde kassiert er den Zins ein, der im voraus gezahlt werden muß. In diesen Lasterhöhlen, deren es in Alexandrien hunderte gibt, verbleiben diese Verlorenen so lange, als sie einesteils der Mieter duldet, oder aber, bis Krankheit und Alter sie nötigen, als Bettler in den Straßen der ägyptischen Städte ihr elendes Dasein fern von der Heimat als Parasiten zu beschließen.“ (Dämonen der Unzucht S. 70 ff.)

Über den europäisch-indischen Mädchenhandel schrieb der in Birmasens erscheinende „Komet“ Anfang der 90er Jahre:

„Daß ein solcher Handel wirklich existiert, wird der Leser kaum für möglich halten, und doch ist es der Fall. Fast jeder Frachtdampfer, der nach Bombay kommt, hat etwas unter der Marke „Passagier“ an Bord. Es sind durchgängig junge wohlaussehende Mädchen, die von hier ansässigen, sogenannten „German Jews“ verschrieben worden sind und als Ware verhandelt werden. Im Folgenden gebe ich ein wahrheitsgetreues Bild, wie die Geschäftsleute dieser Branche „arbeiten“.“

Alle größeren Plätze Indiens beherbergen eine Unmenge sogenannter „dtischer Juden“, die teils Hotels (Kneipen) halten, teils Kommissionäre und Agenten sind, zum größten Teil aber unter der Firma „Wine-Merchant“ ihr Geschäft betreiben. Diese Hotels und „Winekneipen“ werden meist von Kellnerinnen betrieben; nicht, daß diese die Gäste bedienen, nein, prachtvoll in Seide gehüllt und mit Gold- und Silberschmuck behangen, sitzen sie nur da, um sich anschauen zu lassen und um den Gästen ihre teuren sogenannten Weine trinken zu helfen. Beinahe jede Woche sieht der Gast neue Kellnerinnen; fragt er den Wirt, so sind sie alle seine „Rusinen“. Wie kommen aber diese Ladies hierher, und was ist der Grund ihres Hierseins? . . . Herr S., Agent und Hotelier in Bombay, braucht „weiße Ware“. Er schreibt an seine Kommissionäre in Galatz, Varna und Konstanti-

nopol. Diese locken unter falschen Versprechungen junge, gut aussehende Mädchen nach Alexandrien (nicht nach Indien), wo ihnen ein guter Platz als Bonne, Hausmädchen usw. gegen hohen Lohn zugesichert wird. Der Agent manöviert so geschickt, daß viele, durch so glänzend geschilderte Zukunft geblendet, einwilligen, die Reise nach Alexandrien zu machen und die Stelle anzunehmen. Sobald der Agent 5 oder mehr Mädchen auf diese Weise zusammengebracht hat, werden diese mit einem türkischen Dampfer nach Alexandrien befördert. Er hütet sich wohl, seine Beute durch österreichische oder russische Dampfer verschiffen zu lassen, da man nach den Papieren, die natürlich nicht vorhanden sind, fragen und den Schwindel sofort entdecken könnte. Nach etwa 5 Tagen kommt der Dampfer in Alexandrien an, wo, von Europa telegraphisch unterrichtet, ein anderer Agent des Geschäftes schon zur Stelle ist. Er empfängt die Damen und ist beim Durchschmuggeln im Paß-Kontor behilflich, was alles durch Bakschisch (Trinkgelder) glatt abgeht. Die Damen werden nun zum Hause des Agenten geschafft, wo man ihnen erklärt, daß leider schon alle Plätze besetzt seien, da der Dampfer zu spät angekommen sei; doch sei Hilfe vorhanden, da ein Freund in Bombay Stellen für europäische Damen bei hohem Lohn und freier Reise zur Verfügung habe. Was bleibt den jungen, ohne Mittel dastehenden Mädchen weiter übrig, als anzunehmen? Die meisten von ihnen wissen auch gar nicht einmal, wo Bombay liegt, und können weder lesen noch schreiben. Nun werden die Mädchen mittels Passagierdampfer nach Port Said gesandt, was ungefähr acht Stunden dauert. Bei der Landung stellt sich ihnen Herr F. vor, der mit seinem Schwiegerohn der Hauptagent der Firma in Bombay ist. Da dieser gleichzeitig, wie alle seine Kassebrüder, eine Weinkneipe und ein Logierhaus hat, werden die Mädchen nach abermaliger Paßschmuggerei dorthin gebracht. Jetzt gilt es, die Ware billigst nach Bombay zu transportieren. Die österreichischen, englischen und französischen Dampfer kommen nicht in Frage; sie sind zu teuer

(über 200 Mark die Person), und die Kapitäne und die Hafenz Polizei sind so unverschämt, nach den Pässen und dem Reisezweck der Mädchen zu fragen, und verweigern bei ungenügender Auskunft die Überfahrt. Daher haben die beiden Herren F. genug zu tun, jeden nach Bombay fahrenden Frachtdampfer zu besteigen und mit dem Kapitän über die Mitnahme ihrer Reisenden zu verhandeln. Dazu sind diese Schiffsführer leicht bereit, und der Preis beträgt nur 40 bis 50 Mark die Person ohne Beköstigung. Endlich ist alles zur Reise fertig; Proviand wird zum Dampfer gesandt, und Herr F. besorgt seine Passagiere, die nur wissen, daß sie nach Bombay fahren und dort erwartet werden, an Bord, wohlweislich wartend bis zur Abfahrt des Schiffes. Alsdann sendet er sofort Nachricht durch die Post nach Bombay, die dort 5 bis 6 Tage früher eintrifft als der Frachtdampfer. In Bombay hält der beauftragte Agent gut Wache, bis der Dampfer gemeldet wird. Er besteigt dann ein Boot und fährt ihm entgegen. Beim Ankern geht er an Bord des Dampfers, begrüßt die Mädchen und zahlt dem Kapitän in klingender Münze die Überfahrt. Dann geht's im Boot mit allen an Land. Hier sind die Damen plötzlich Artistinnen und Sängerinnen geworden; so wird wenigstens dem musternden Beamten erklärt.

Nach einigen Tagen der Ruhe sieht man dann die jungen Ladies, wie oben beschrieben, in Seide gehüllt und mit Flitter behangen, als Kellnerinnen und Animmiermädchen in der Weinkneipe tätig; eine andere ist noch feiner ausgeschmückt und spielt die „kohlen-saure Jungfrau“; wieder eine andere . . . doch kurz, alle werden in dieser Weise veredelt.

Nun wird man fragen, auf welche Art dann die Kosten herauskommen. Ja, jetzt fängt das Geschäft erst an. Die „Kellnerin“ hat bald ihren „Liebhaber“ in Gestalt eines älteren indischen Bahon oder Parssee oder auch eines pensionierten Beamten. Der möchte gern die liebenswerte Schöne zur „Frau“ nehmen, was er ihr durch teure Geschenke begreiflich macht. Aber erst muß ihr „Cousin“ gefragt und günstig gestimmt

werden. Dieser hätte wohl nichts dagegen, daß seine „Kusine“ in den „Ehestand“ tritt; aber leider ist sie bei ihm sehr verschuldet; denn Reise, Kleider usw. haben 1000 Rupien (manchmal noch mehr) gekostet, und die müssen erst bezahlt werden, bevor die „Kusine“ ans Heiraten denken darf. Der liebesranke alte Jüngling bezahlt sofort alles und hat damit das Mädchen regelrecht gekauft zu seiner Konkubine, was die Arme natürlich gar nicht begriffen hat. Sie wird nun in die Heimat des reichen Lüstlings entführt, und selten hört man etwas von ihr wieder. Denn gewöhnlich fallen die weißen Freudenklavinnen dem mörderischen Klima bald zum Opfer und werden bei den veränderten Lebensweisen selten alt. Herr S. hat natürlich sein Geschäftchen gemacht: alle seine Auslagen betragen vielleicht 300 Rupien; der Rest ist sein Verdienst. So geht es immer fort, und daß das Handwerk einträglich ist, kann man an dem Luxus sehen, der diese Geschäftsmacher umgibt. Jede Woche kommt neue „Ware“ an, und jede Woche werden „Kusinen“ verhandelt.

Mitunter laufen diese Leute auch an; das beweist eine Anfang der 90er Jahre stattgehabte Verhandlung vor dem Kriminalgericht in B o m b a y. Herr S. war mit seiner sauberen Ehehälfte verhaftet und angeklagt, ein noch nicht 14-jähriges Mädchen aus Galizien nach Indien gelockt und verkuppelt zu haben. Bei der Verhandlung wurde bewiesen, daß das Mädchen erst 12½ Jahre alt sei, was selbstverständlich von dem Judenpaar bestritten wurde. Der österreichische Konsul nahm sich der Sache an. S., der sich Deutscher nannte und auch einen dtischen Namen führte, gab sich plötzlich, als der deutsche Konsul aufmerksam wurde, für einen Rumänen aus. (Rumänien hat bekanntlich keine Konsuln.) Die beiden Kuppler wurden schließlich gegen Bürgschaft aus der Haft entlassen und die weitere Verhandlung bis zur Ankunft des Geburtscheins vertagt. — Alles war gespannt auf den Ausgang des Verfahrens. Die Juden dürften aber wahrscheinlich durch einen schlauen Trick leer ausgegangen sein.

Die Polizei kennt jenen Handel ganz genau, kann aber nicht einschreiten; denn hier wie überall weiß der Jude die Gesetze zu umgehen und dem Recht ein Schnippchen zu schlagen. Das Traurigste ist, daß diese Menschen sich Germans (Dtische) nennen und auch als solche gelten. Das bringt natürlich den wirklichen Deutschen weder Ehre noch Ansehen bei den Engländern (und wohl auch nicht bei den Einheimischen). Denn es hilft nichts, wenn man diesen Leuten sagt, daß jene Hallunken keine Deutschen, sondern meistens Polen, Rumänier und Galizier (d. h. samt und sonders Juden) sind. Die Deutschen müssen ruhig sein und können nur seufzend ausrufen: „Erlöse uns von dem Übel!“

„Es ist eine grauenhafte Perspektive, die sich da vor unsern Augen öffnet. Wahr und unumstößlich ist also festgestellt, daß die Bordelle des Orients und überhaupt aller Länder, wo es diese fluchwürdigen Lasterkerker gibt, mit jungen, unschuldigen, unerfahrenen Mädchen zumeist aus Deutschland und Österreich versorgt werden, daß ein greuelvoller Handel mit ihnen getrieben wird, daß der Boden unsers Vaterlandes die Schaubühne hergeben muß, auf der ununterbrochen die verruchtesten Akte der Treulosigkeit und des schwärzesten Verrats verübt werden, daß Tausende und Abertausende von armen Geschöpfen dem entehrendsten Verderben zugeführt werden, und daß die Urheber aller dieser entsetzlichen Schandtaten ausschließlich Juden sind. Der Mädchenhandel aber wird nach Ländern betrieben, deren Bewohner in bezug auf die Ehre ihrer weiblichen Angehörigen die strengsten Begriffe besitzen, die jede, auch die geringste Antastung dieser Ehre bei ihren eigenen Angehörigen mit blutiger Strenge rächen und jede Verletzung der geschlechtlichen Ehre ihrer Mädchen und Frauen als schändenden Schimpf empfinden, der ihrem ganzen Volke zugefügt wird.“

Welches Maß von Verachtung gegen uns deutsche Völker müssen in diesen Nationen aufsteigen, wenn sie Tag für Tag, jahraus und jahrein sehen, wie zu Tausenden weibliche Angehörige deutscher oder europäischer Völker zu ihnen

Mädchenhandel (Der Fall Korn und Zewi Migdal)

verhandelt werden, um an die Opferbank einer Entehrung geführt zu werden, die in ihren Augen als die denkbar schändlichste seit uralten Zeiten gilt!" (Berg).

„Die Verwandten und Nachkommen jener jüdischen Kuppler aber, vor denen die Behörden warnten, beherrschen bei uns heute die Börse, verfassen unsere Zeitungen und sitzen in unsern Parlamenten, sind mit Orden und Titeln ausgezeichnet und gar in den Adelsstand erhoben. Sie bewohnen die vornehmsten Straßen, besitzen die schönsten Häuser, fahren in den stolzesten Equipagen und verkehren in der höchsten Gesellschaft. Mit ihren Frauen und Töchtern füllen sie die Theater, Konzerte und Verlosungen, überschwemmen im Sommer die Kurorte und geben überall den Ton an.“ (Berg, Judenbordelle).

M ä d c h e n h a n d e l i n n e u e s t e r Z e i t.

Der Mädchenhandel hat nun in Deutschland durchaus noch nicht aufgehört, wie man oft oberflächlich urteilen hört; er wird nur geheimer und vorsichtiger betrieben. Wer sein Unwesen einmal erkannt hat, weiß, was zahlreiche Notizen in der Presse der Großstädte besagen wollen, z. B. die folgende, die wir aus einer Menge gleichartiger herausgreifen. Dtsch. Z. 12/1 14:

„Das spurlose Verschwinden von zwei jungen Mädchen beschäftigt die Polizeibehörden Groß-Berlins. In dem einen Falle handelt es sich um die 20-jährige Elisabeth Behnke, Eisenacher Straße 70. Vor acht Tagen entfernte sich die B. aus der elterlichen Wohnung, um bis zum heutigen Tage nicht wieder zurückzukehren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das hübsche junge Mädchen verschleppt worden ist. — Das gleiche wird bei der Schneiderin Gertrud Schulz, Grätzstraße 69, vermutet, die bereits seit 4 Wochen vermißt wird. Die Verschwundene ist von mittlerer schlanker Figur mit schwarzem Winterjackett und ebensolchem Rock sowie mit schwarzem Hut und Schnürstiefeln bekleidet.“

In den letzten Jahren vor dem Kriege gelang es unserer Polizei bei erhöhter Wachsamkeit, eine Reihe Mädchenhänd-

ler abzufangen. Ebenso vermehrten sich in den Zeitungen die dringenden Warnungen vor der Annahme von Stellen im Ausland, besonders in Frankreich, ohne vorherige genaue Erkundigungen. Auch unsere Bahnhofsmissionen haben vielfach im Segen gegen den Mädchenhandel gewirkt.

Nach dem Welt- und Geldkriege, durch den das Erkennen der jüdischen Weltgefahr in allen Völkern der Erde riesige Fortschritte gemacht hat, muß die Judenheit selbstverständlich sich Mühe geben, den Mädchenhandel abzuleugnen oder von seinen Kassegenossen abzuwälzen.

So darf Kurt Tscholski in der Weltbühne (Fr. 46/1927) schreiben: „Es gibt keinen Mädchenhandel.“

Selbstverständlich hat die *CB*. Zeitung wieder, genau wie 1913 das *BT* einen Heindl (s. S. 193) fand, jetzt *CBZ* Nr. 20/1930) einen Polizeibeamten mit dem verdächtigen Namen Dr. Koch (sd) gefunden, der früher Kriminalrat war und jetzt Regierungsdirektor ist, und der seine Auffassung zur Frage des Mädchenhandels im Februar 1929 in der Zeitschrift „Die Polizei“ folgendermaßen formulierte:

„Wenn es (das National-Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels) jetzt von neuem eine rege Propagandatätigkeit entfaltet, so muß man wissen, daß es mit dem Worte Mädchenhandel einen Begriff verbindet, der himmelweit verschieden ist von dem, was die Allgemeinheit darunter versteht. Die Polizei aber muß sachlich und verantwortungsbewußt handeln. Sie darf bei Ermittlungen nach vermißten Mädchen die Annahme eines Mädchenhandels in dem Sinne, wie ihn die Allgemeinheit aufsaßt, überhaupt nicht in ihre Rechnung stellen und ihn als das nehmen, was er ist, als einen Uberglauben.“

Der Fall Korn und Zewi Migdal.

Wie recht dieser „Beamte nach dem Herzen Judas“ hat, mögen einige neue Fälle zeigen:

Buenos Aires, 12/5 30. Der hiesigen Staatsanwaltschaft ist es gelungen, eine der größten Mädchenhändler-Organisa-

tionen der Welt aufzudecken. Die Person des Leiters, eines in den internationalen Mädchenhändlerkreisen bekannten Salomon Korn, sowie die Namen der über 400 Mitglieder der Bande sind der Polizei bekannt. Gegen alle sind Haftbefehle erlassen worden.

Die Mädchenhändler führten ihre „Ware“ aus allen Teilen der Welt nach Argentinien ein.

Besonders aus Rußland und Polen sind Hunderte von Mädchen in die öffentlichen Häuser der argentinischen Häfen verschleppt worden. Überraschend wurde jetzt festgestellt, daß die Bande ihr ehrloses Gewerbe bereits seit zehn Jahren unter dem Decknamen eines Wohltätigkeitsverbandes ziemlich ungestört ausgeübt hat. Während dieser Zeit sind, wie aus der Fülle des der Polizei in die Hände gefallenen Materials hervorgeht, aus Osteuropa 200 Mädchen jährlich von den Agenten der Bande nach Argentinien gebracht worden. Die Organisation hatte ihren Betrieb durchaus kaufmännisch aufgezogen. So ist eine Kartothek über verhandelte Mädchen geführt worden, die jetzt der Polizei in die Hände gefallen ist. Aus dieser geht hervor, daß die Bande des Salomon Korn in Argentinien allein aus der Ausbeutung von 2500 Mädchen erhebliche Gewinne zieht.

Wie kalt und geschäftsmäßig die Verbrecher mit dem Schicksal und der Gesundheit der ihnen dummerweise ins Garn gegangenen Opfer umgingen, beweist die Tatsache, daß Korn eine regelrechte Mädchenbörse eingerichtet hatte, auf der die Mädchen jedesmal, wenn wieder ein Transport eingetroffen war, an den Meistbietenden versteigert wurden. Die Kunden waren Mädchenhändler kleineren Formats oder Besitzer von Hafenrestaurants zweifelhafter Art. Die Preise für Mädchen wechselten von Tag zu Tag. So konnte die Polizei in Buenos Aires feststellen, daß die Mädchenhändler die Tage jedesmal vor Beginn der Auktionen ihren Kunden zur Einsicht zugehen ließen. Die auf solchen Auktionen erzielten Umsätze betrug jedesmal mehrere tausend Dollar.

Paris, 12/5 30. Wie die Zeitung „La Racon“ zu der Entdeckung der Mädchen-

handelsorganisation mitteilt, stammt, obwohl eine Anzahl junger Frauen über Bordeaux eingeschifft wurden, die Mehrzahl der Opfer aus Deutschland und Polen, von wo aus die unglücklichen Mädchen mit Hilfe falscher Pässe verschifft wurden. Die Europäerinnen wurden für 800 bis 2500 Mark verkauft, und der „Handel“ brachte den einzelnen Mitgliedern der Bande 2500 Mark im Monat ein. Bisher wurden neun Personen verhaftet. Zahlreiche Opfer, die in den letzten Monaten gestorben sind, wurden in Avellaneda beerdigt.

Die argentinische Regierung hat beschlossen, in Zusammenarbeit mit der Regierung von Uruguay die verschiedenen europäischen Regierungen aufzufordern, an der Aufdeckung des scheußlichen Geschäftes mitzuarbeiten und die Beobachtung der Häfen zu verdoppeln.

Eines der Freudenhäuser in Buenos Aires ist übrigens von den Besitzern als Synagoge ausgegeben worden.

Selbst das „Neue Wiener Journal“, doch sicher einwandfrei in bezug auf Semitismus, kam diesmal um die Nachricht nicht herum und brachte die gleiche Mitteilung aus Berlin, daß es der Staatsanwaltschaft in Buenos Aires gelang, eine der größten Mädchenhändlerorganisationen der Welt zu ermitteln. Auch diese Zeitung gab den ehrenwerten Samuel Korn als Leiter der Bande an.“ *WB.* 28/5 30.

Über die Bande berichtet *Fr. Nr.* 21: „Diese Geschäftsleute hatten, wie im Warenhaus, in einer Kartothek Ware und Empfänger verzeichnet. An der Spitze des Unternehmens stand Generaldirektor Samuel Korn, die Namen der übrigen Mitglieder lauteten ähnlich, denn Mädchenhandel ist eine rein jüdische Angelegenheit. Deshalb las man auch so wenig davon, und wer von den 400 Banditen bisher erwischt ist, erfuhr man auch nicht. Hoffentlich vergißt man das Verhaften und Bestrafen nicht. Es wären — unter uns — nicht die ersten Juden, die dem sonst so rächenden Arm der Nemesis entkämen!“

Über dieselbe Bande berichtet „Der Freie“ 25/5: „Es handelt sich wohl um das größte Mädchen-Handelsunternehmen der Welt: wo die „Ware“ — Frauen

Mädchenhandel (Der Fall Korn und Zwi Migdal)

und Mädchen — wie an der Börse notiert wird. Die Kurse schwankten je nach Güte und Geschäftslage von 1400 bis 4000 Mark das Stück. Der Jahresumsatz ging in die Millionen. Ausfuhrgebiete: Rußland, Polen, Deutschland. Die Ware ging meist über Paris mit falschen Pässen nach Argentinien und Buenos Aires — jährlich etwa 200 Frauen. Bisher wurden 2500 Frauen ermittelt, die von dieser Gaunerbande ausgebeutet wurden. Starb ein Opfer, so wurde es in aller Stille nach „israelitischem Kultus“ in einem Vorortfriedhof begraben.

Eines der Freudenhäuser ist von den Besitzern als Synagoge ausgegeben worden, während das Ganze seit 10 Jahren als „Wohltätigkeitsverein“ nach israelitischem Kultus für Menschheitskultur arbeitet.“

Über „Zwi Migdal“, eine internationale ▼Mädchenhändlerorganisation in Buenos Aires, berichtet ebenda die La Plata-Zeitung vom 21—24/5 1930 (WB. 20/7): „Keine Strafe ist schwer genug für jene vertierten Individuen, die als Gentlemen erster Hotels und als „Dame der Welt“ vom Mädchenhandel leben. Was so gemeinhin verhaftet wird, die „Böhème“, ist nur ein harmloser Zweig der ganzen Gesellschaft, der für die verborgen Bleibenden geopfert wird. Die Behörden haben 400 Personen ermittelt und derart belastet, daß mit ihrer Prozessierung gerechnet werden kann. Die Akten haben bereits über 400 Seiten.“

In der 7. Kommissarie von Buenos Aires erschien 1929 die „Polin“ Raquel ▼Liebermann (* 1900) und erklärte, von Salomon Jose ▼Korn um 90 000 Pesos gebracht zu sein. 1925 war Raquel ins Land gekommen und von Jaime ▼Chngisser (Zinngießer) empfangen, der sie mit seiner Frau Brovia de ▼Kornmann einsperrte und beide drei Jahre lang zur Prostitution zwang. 27 gelang es Raquel, sich frei zu machen und den Bazar Callao 515 zu eröffnen. Chngisser versuchte, sie wieder zu bekommen. 28 lernte sie den naturalisierten Salomon Korn, (* 1897 in Polen) kennen, der sie vor einem Rabbi heiratete. Als der „Chemann“ Geld verlangte, gab Raquel

den Drohungen und Tätlichkeiten nach und ließ sich prostituieren. Dabei entdeckte Raquel, daß Korn noch andere Frauen ausbeutete und Beziehungen zu ihrem Bedrücker Chngisser hatte. Als sie von Korn vergeblich das ihr abgetrozte Geld zurückverlangt hatte, entschloß sie sich zur Anzeige. Korn leugnete, aber man wußte bald, daß er dem Mädchenhandel berufsmäßig oblag und eine Sara ▼Siller, Oro 2475, ausbeutete. Diese leugnete aus Angst und wurde wegen falschen Zeugnisses verklagt. Durch eine neue Anzeige Raquels erkannte man, daß man es mit einer üblen Bande zu tun hatte, die mit allen Mitteln die Belastungszeugen beeinflussen und die gerichtliche Verfolgung zu Fall zu bringen suchte. Raquel, bedroht, nannte nicht den Namen der Bande, nur einen der Hauptpeiniger, den „ehrenwerten Kaufmann“ Mauricio ▼Kirstein, der auch Agenturen mit verbotenem Glücksspiel: Correintes 2095 unterhielt, — man durchsuchte Kirsteins Wohnung, Calle 63, wo er eine der ausgebeuteten Frauen unterhielt und fand jiddische Schriftstücke über eine weit verzweigte Mädchenhändlerbande „Warsowia“, Sitz in Avellaneda und Hauptfiliale in der Stadt, Calle Cordoba 3280. In den Geschäftsräumen war nur eine greise „Polin“ als „Wächterin“; man beschlagnahmte Bücher, die in jiddisch von „besonderen Missionen“ handelten, und Akten in spanisch, zurück bis 1906, als die Gesellschaft gegründet wurde. Unter dem 30/11 1929 war auch der neue ▼Vorstand angegeben: Präsident Simon Brulkevich, Vize Harry Benjamin, Schriftführer S. L. Rhyntz, Kassierer Mauricio Caro, Beisitzer Zacharias Zhtinstz, Felipe Schön, Simon Kunicher, Abraham Marchit, Jose L. Borestein, Hermann Drachman und Max Wobolker, Kassenrevisoren Salomon Großflamm und Mauricio Kirstein, „Jurados“ Wolf Brodman und Leopold Rosenfener Rosenberg wie Soy Bergmann.

Dann fand man einen von Brulkevich versendeten Bericht und eine — leider — unvollständige Liste! Nunmehr wurde jedes der 424 Mitglieder von der Polizei vernommen. Über mehr als die Hälfte der Leute, die fast durchweg mit dem

Mädchenhandeld zusammenhingen, waren bereits Altten da. Etliche hatten schon gefessen. Die Gesellschaft hatte 27 ihren Namen Barsobia in „Zwi Migdal“ (h: große Kraft) geändert. Der Kaufkontrakt des Hauses in der Cordoba war auf ▼▼ Brodmann, Leib, Zionistky, Zinsmann Burkovich, Singer, Wobolter und Großflam eingetragten, auf Grund eines Berichtes, daß „in diesem Lande allerlei vorkommen kann, besonders mit uns“.

Der Fall ging an das Außenministerium und nach Polen über, wo Daten über die Verbrecher eingeholt wurden; weiteres wurde gesammelt, da sich plötzlich viele Personen, vor allem der jüdischen Kolonie, beim Richter einfanden, mit Angaben über das Vorleben der „Gesellschafter“, soweit man mit diesen mal in Berührung gekommen war. Auch die „Israelitische Ges. zum Schutz der Frau“ half mit.

Untersuchungsrichter Dr. Rodriguez ΔCampo war zu Ohren gekommen, daß die Bande in Barracas Abwehrmaßnahmen beraten wollte. Trotz aller Bemühungen der Polizei wurde das Lokal nicht ermittelt. Zwei Vorstandsmitglieder der Bande waren inzwischen nach Montevideo geflüchtet: Bundeskassierer Mauricio ▼Caro und Beisitzer Zacharias ▼Zhtnist (Zinnkiste).

Nach Mitteilungen des Matthias ▼Storia, Direktors der Isr. Z., der dem Untersuchungsrichter eine Denkschrift über die Bande gab, war vielen Juden und ihren Körperschaften seit langem der wahre Charakter des „Zwi Migdal“ bekannt gewesen.

Die Angaben über gesetzwidrige Einschleppung von Mädchen, Beschaffung von Volljährigkeitsdokumenten für Minderjährige, Ausbeutung, Erpressung und Bedrohung von Prostituierten werden einstweilen geheim gehalten. Zahlreiche Vertreter anderer isr. Körperschaften haben gleichfalls dem Untersuchungsrichter Aufschlüsse zu geben. „Zwi Migdal“ mit Niederlassungen in Rosario Mendoza, La Plata usw. ist nicht die einzige Mädchenhändlerorganisation. Die „französischen“ Zuhälter haben sicherlich eine ebenso bedeutende Organisation aufzuweisen. Wer nach

dem Werk von Albert Londres „Weg nach Buenos Aires“ noch an solchen „Interessengemeinschaften“ zweifelte, wird mit der Aufdeckung des wahren Gesichtes des „Zwi Migdal“ wohl anderer Meinung geworden sein. Wie auch Londres betont, stehen die französischen Mädchenhändler in Fehde mit den polnischen. In der Mitgliederliste des „Zwi Migdal“ [ostjüdisch] ist nicht ein „Franzose“ [westjüdisch].

Das erste Ergebnis der Razzia war Verhaftung von Samuel ▼Geisseleff, Mitglied des „Zwi Migdal“, als er nach Montevideo verschwinden wollte. Betreffs Caro und Zhtnistky verlautet, daß der Untersuchungsrichter von ihrer Absicht, sich über Montevideo nach Europa einzuschiffen, leider zu spät Kenntnis erhalten hatte. Die Beiden reisen mit falschen Pässen, denn ihre wirklichen Personalausweise wurden dem Richter geheim zugestellt.

Als weiteres Opfer des Mädchenhändlers Uron ▼Wiernid, der als Komplize des Salomon Korn wegen seiner an Raquel Libermann begangenen Verfehlungen sitzt, erschien Lea Rozemann, die auf Betreiben Wiernids von Berlin, wo sie vor 28 Jahren als Prostituierte wirkte, nach hier gekommen war.

Da sie damals keine Einreisepapiere besaß, blieb sie erst einige Zeit in Montevideo, von wo sie Wiernid in ein Bordell nach Mar del Plata brachte. Das dort verdiente Geld wurde ihr von Wiernid abgenommen: „Sie sei nicht das einzige Opfer W.'s, der auch zahlreiche andere Frauen ausbeutete und wegen einer, die in der Savalle 1150 arbeitete, einen blutigen Zwischenfall mit einem anderen Mädchenhändler gehabt hätte, wobei er verwundet wurde.“

Inzwischen haben sich außer den beiden entflohenen Vorständen des „Zwi Migdal“ weitere 15 Mitglieder in einem Motorboot nach Uruguay in Sicherheit gebracht.

Sobald die Namen ausfindig gemacht sind, wird aber die Verhaftung durch die uruguayischen Behörden beantragt. In Calle Gazcon 116 wurde Salomon ▼Kirbeluch verhaftet, ebenfalls Mitglied des „Zwi Migdal“.

Leider hat das argentinische Strafgesetzbuch viele Lücken. Es verlangt für eine scharfe Verurteilung soviel Beweise, daß es den zur Rechenschaft gezogenen leicht fallen dürfte, sich der Justiz zu entwinden. Der Pakt, der die Betroffenen aufs innigste verbindet und grausamste Strafen für jeden Verräter an der gemeinsamen Sache vorsieht, wird bewirken, daß sich die Prozeßierten hüten, nur das geringste von den Machenschaften der „Zwi Migdal“ preiszugeben, solange es nicht schwarz auf weiß bewiesen ist.

Mit den zur Verfügung stehenden Mitteln wird es der Horde auch nicht an einer geschickten Verteidigung fehlen; für viel Geld und gute Worte werden bezahlte Strohleute sich bei nicht allzulangen Gefängnisstrafen an Stelle der wahren Schuldigen verurteilen lassen. Aus den in der Wohnung des flüchtigen Präsidenten des „Zwi Migdal“ beschlagnahmten Dokumenten geht hervor, daß die Mitglieder in „geschäftlichem“ Zusammenhang auch mit Personen standen, die keine Mitglieder waren, und gegen die auch Haftbefehle erlassen werden müssen.

Unter den Mitgliedern figuriert eine betagte „Polin“ Maria ▼ Fizzer oder Ester Kohn de Zabladovitsch, kurz „La Emma“ genannt, die außer dem Geld, das sie vor Jahren als Prostituierte verdiente, ein großes Vermögen durch Mädchenhandel erworben hat. Nebenbei hat sie in den Stätten, wo sie zu „arbeiten“ pflegte, als Diebin gewirkt. Zurzeit ist sie (neben anderen wertvollen Besitztümern) Eigentümerin des Departementshauses Calle Junin 45; sie soll gleichzeitig gewuchert haben.

Ferner sind verhaftet ▼▼: Raquel Notberg im Hause San Juan 1119, Achilles Mostowl, Samuel Weissblat und Sara Dressel, die in Lavalle 1987, wegen „momentaner Krankheit“ unter Polizeibewachung verbleibt.

In der Bande ist alles vertreten, vom Strolch, den jeder Laie kennt, bis zum Kaufmann, titel- und würdentragenden Herrn im Frack und lebenswürdigsten, bezauberndsten Gesellschafter; von der freiwilligen Straßendirne, der verbrecherischen und harmlosen Bordellmut-

ter, zur „gut bürgerlichen“ Frau, die ein Geschäft betreibt, oder von einer „kleinen Rente“ lebt, und zu Damen, von denen man nie weiß, wovon sie leben, und anderen, die, in den elegantesten Kreisen die erste Geige spielend, weder häßlich noch dumm, noch geschmacklos gekleidet sind. Zutreiber, Zuhälter, Händler, Aufkäufer, und eine der Hauptsachen — die Finanziers! Da sind ehrbare Leute, oft nur leichtsinnig und gutgläubig, die sich, ohne es zu wissen, in solche Dinge einlassen und die dann gerade eine gerichtliche Verfolgung erschweren, weil ihnen genügend Einfluß zur Verfügung steht, ihre Nennung zu hindern und damit alles zu Fall zu bringen.

Anderere werden über rein geschäftliche und durchaus einwandfreie Aktionen unmerklich in Angelegenheiten verwickelt, die sie anfangs nicht überblicken, später nicht mehr rückgängig machen konnten, ohne ihre Stellung aufs Spiel zu setzen.

Noch andere lockt der große Gewinn, sie trösten ihr Gewissen damit, daß sie es „selbst ja nicht machen“, sie „selbst offiziell nichts davon wissen“.

Schließlich wird die Bande noch verstärkt durch die Gemeinde der kleinen spießigen Verbrecher, die sich „nur“ mit Kofain und dergleichen befassen, falsche Pässe fabrizieren und falsche Stempel haben.

Die Mädchenhändler haben meist eine Auswahl von Pässen bei sich. Sie verfügen über Entlastungspapiere und wertvolle Verbindungen. Geht einmal alles schief, dann drohen sie mit Entführungen, Gewalttaten und „Enthüllungen“. Als letzte Verteidigungslinie haben sie ihre Unterschlüpfe, wo sie verschwinden, bis die Luft rein ist; und wenn jemand gefunden wird, ist es gewiß nicht das Haupt. Der Gefasste mag beichten, was er weiß; er weiß das, worauf es ankommt, gar nicht. Eine Art Freimaurerei, die trotz Polizei und Völkerbund ganz einem Zweck dient: dem Mädchenhandel! Denn die „Ware“ geht immer, und Angebot und Nachfrage bleiben bei dem fürchterlichen „Verbrauch“ im Verhältnis zueinander.

Deutschland, wo man 1927 durch das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten die Bordelle als Hauptabsatzgebiet des Mädchenhandels aufhob, ist leider nicht von der „Aushebung“ neuer Opfer für fremde „Märkte“ verschont, zumal Germaninnen hoch im Preise stehen.

Mit der Phrase, daß die „meisten“ Mädchen freiwillig ihr Schicksal auf sich nehmen, um eine Weile die große Dame zu spielen, kann die entsetzliche Organisation nicht abgetan werden. Die freiwillige Prostitution ist noch am wenigsten Ausbeutungsobjekt der Händler, zumal ihre Vertreterinnen nicht die sonst erzielten Gewinne abwerfen. —

Unumgänglich notwendig ist eine internationale Zusammenarbeit. Die Länder, die bis heute noch über keinen geschulten, bzw. zuverlässigen Beamtenapparat verfügen, müssen mit Hilfe der Behörden bessergestellter Länder gestützt werden. Der Völkerbund könnte wirklich mal etwas leisten, wenn man allseits ohne Rücksicht vorginge.

„Zwi Migdal“ steht nicht mutterseelenallein, wenn auch mangels „Tatsachen“ fürs erste keine Möglichkeit besteht, gegen die isr. Gesellschaft in Buenos Aires einzuschreiten. Ein Großteil der Bande ist in Sicherheit, zwei Hauptpersonen entkamen über Montevideo, wer weiß wohin. — Von den 424 Subjekten hat man nur etwa mehr als 10 — einschließlich einiger Frauen — gefaßt; die anderen flüchteten. Sämtliche Polizeistellen des Inneren sowie der Nachbarländer helfen nun mit. Im übrigen hat die 18 000 Mitglieder umfassende israel. Ges. „Chebrahh Keduscha Aschenafi“ dem Untersuchungsrichter vorsorglich ihre Mitarbeit angeboten, weil ihr längst bekannt war, welche „idealen“ Beweggründe die „Zwi Migdal“ hatte. Wenn derartige Gesellschaften das längst wußten, weshalb keine Anzeige bei der Kriminalpolizei? Haben sie selbst bei vertraulicher Information etwas zu befürchten? Nachträgliche Mithilfe anzubieten, wenn auch in noch so schwungvollen Sätzen, scheint verfehlt. In Deutschland macht sich schon der strafbar, der eine ihm bekannte verbre-

cherische Handlung, auf die Gefängnis oder Zuchthaus steht, nicht anzeigt.

Bei Hausdurchungen in Calle Medrano 622 und Corrientes 3789 verhaftete man ▼▼: Abraham Großkopf, Marcos Pzevinl und Jaim Groß, sowie dessen Konkubine Raquel Pirovich, die alle unter dem Schutz des „Zwi Migdal“ standen. Man nahm ferner fest: Maier oder Miguel Simann, Mardoqueo Großmann oder Mascino und Mauricio Steinberg, Mauricio Lochmann, Miguel Klaisman, Jose Netman, Basilio Andruseljko, Brin Balli, die „Polinnen“ Lea Prinlanosako, Jancia Kostovozka (beide 22), alle in der Alfina 1267, Departement 4.

Im gleichen Hause, aber in anderer Wohnung, wurden verhaftet: die 26jährige Milka Goldstein und die 28jährige Sirla Rajman. Später lieferte dann die 40. Kommissarie noch die 40jährige Witwe Carolina Bita ab, die in der Alfina als Diensthfrau von allem wußte. Sämtliche Verhafteten sitzen im Gefängnis des Justizpalastes. Der Präsident der Republik kümmert sich persönlich um die Angelegenheit, um dem Verfahren zu einem Erfolge zu verhelfen und jedes Hindernis zu beseitigen, das durch „Beziehungen“ seitens der verfolgten und finanzstarken Organisationen entstehen kann. Denn neben den geläufigen Verbrechern sind auch einflußreiche Personen, die außerhalb jeden Verdachtes stehen sollten, am Mädchenhandel beteiligt. Präsident und Innenminister wollen nun ein für allemal mit dem Gewerbe aufräumen. WM.

Weitere Fälle.

Wir bringen noch einige weitere Beispiele. Flammenzeichen 30/3 29 (vgl. DZBl 16/3 29):

„In der „Heimatgruß“-Korrespondenz (Bahia-Blanca Argentinien) lesen wir: In Buenos Aires (Argent.) wurden Mitte Juli 1928 wieder 2 Mädchenhändler verhaftet. Der eine ist der 55jährige französische Jude Juan José Fustau. Seine „Arbeit“ im Hafenviertel hat ihm stets Erfolge und Geld eingebracht. Der andere heißt Ignacio Grün oder Grin. Er war der Polizei unter

Nr. 617 seit langem bekannt. Wenige Tage später wurde der „polnische“ Mädchenhändler Mauricio (Moriz) Rosenblum, 40 Jahre alt, ledig, festgenommen, zusammen mit einer 23jährigen Belgierin und der 24jährigen „Polin“ Sarah Rosenstein, die er beide ausgebeutet hatte. Ferner wurden in den letzten Wochen in Buenos Aires bei verschiedenen Gelegenheiten weitere Mädchenhändler verhaftet, unter denen sich „merkwürdigerweise“ kein Nichtjude befand. Die Namen dieser Verbrecher lauten: Julio Fog (Julius Fuchs), Isaac Anchu, Max Fuchs, Usher Schwarzbaum, Abraham Cristal, Sally Berman, Simon Sched und José Schleiffstein, sämtliche aus Polen.

Ebenso wurden in der gleichen Zeit festgenommen: Mauricio (Moriz) Parker und Arturo Curuchet als Zuhälter, Daniel Bronstein als Einbrecher (als 34jähriger wurde er jetzt schon zum 51. Male festgesetzt), der „Peruaner“ Ulises Choix Daoz als Rauschgifthändler, ferner die „Russin“ Bertha Krozner bei dem Versuche, falsche engl. 5-Pf.-Noten zu wechseln; gesucht werden noch Jaime (Jakob) Frixmann und Maher Silbermann, die ihrem Kassegenossen Samuel Fisz kürzlich Schmutz im Werte von 5000 Pesos gestohlen haben.

Mit dieser „ausermählten“ Ehrenliste noch nicht genug, wurden außerdem die „polnischen“ Ehepaare Jacobo und Sara Verbin sowie Jacobo und Elsa (!) Resner, die sich von Uruguay nach Argentinien einschmuggeln wollten, auf dem Buenos Aires'er Retiro Bahnhof von der sie erwartenden Polizei in Empfang genommen, desgleichen ihr „Landsmann“ Tevid Kapunsta, der für 50 Goldpesos den „Vermittler“ gespielt hatte.“

DZ 23/7 29: „Kattowitz, 22. Juli. Mehrmonatigen Bemühungen der deutschen Kriminalpolizei ist es gelungen, einem weitverzweigten Mädchenhandel auf die Spur zu kommen, deren Zentrale in Sosnowitz und Bendzin in Polen lag, und deren Beziehungen bis nach Deutschland, Frankreich, Belgien und sogar nach Brasilien reichten. Das Geschäft beruhte hauptsächlich auf Lieferung von lebender Ware für die ausländischen

Freudenhäuser und auch dem Schmuggel von polnischen Militärpflichtigen, die sich dem Militärdienst entziehen wollten. Die ahnungslosen jungen Mädchen im Alter von 15 bis 25 Jahren, denen bestbezahlte Stellen im Auslande versprochen wurden, sind zunächst über die Grenze und dann mit Autos, meistens nachts, quer durch Deutschland nach Frankreich und Belgien transportiert worden, nachdem man den armen Opfern noch die letzten Ersparnisse „zur Deckung der Unkosten“ abgenommen hatte. Ein solcher Transport von jungen Mädchen und Militärpflichtigen wurde in Liegnitz rechtzeitig festgehalten, doch läßt sich nicht feststellen, wieviel derartiger Transporte bisher stattgefunden haben. Insgesamt wurden bisher 32 Personen, zumeist polnische Juden, aus Bendzin und Sosnowitz, und verschiedene Helfer aus Beuthen, die mit Verkehrskarten die Grenze überschreiten durften, verhaftet. Weitere Verhaftungen stehen bevor, da die Untersuchung noch nicht endgültig abgeschlossen ist.

Schon im Mai dieses Jahres gelang es der Kattowitzer Kriminalpolizei, einer gut organisierten Mädchenhändlerbande auf die Spur zu kommen, welche auch Militärpflichtigen zur Flucht nach dem Auslande, insbesondere nach Deutschland verhalf. Damals gelang es, mehrere Mitglieder der Bande, darunter ihren Organisator, einen Warschauer Kaufmann Feldbaum, zu verhaften. Auf Grund des bei den Verhafteten vorgefundenen Materials gelang es, in Liegnitz und Dortmund zwei Transporte von jungen Mädchen festzuhalten.“

Sogar die Thür. Allg. Z. berichtet 15/5 30 über den durch die ganze Presse gehenden Sunshine- Skandal und den Fall Schmeling:

„Der verkappte Mädchenhandel. The Sunshine Girls. 79 Berlinerinnen hilflos in Spanien. Berlin, 14. Mai. Der Abteilung II im Berliner Polizeipräsidium ist eine Anzeige zugegangen, die schwere Beschuldigungen gegen einen spanischen Impresario namens Maragliano und gegen die Berliner Agenten seines Unternehmens enthält. Zu den Tanzgruppen Maraglianos gehören 79

Mädchen, die alle als Tänzerinnen in Berlin engagiert worden sind. Eine der Gruppen, die in Berlin von einem gewissen Tanaroff vor mehreren Monaten zusammengestellt worden ist, hat, den Blättern zufolge, ein furchtbares Schicksal erlitten. Die Mädchen wurden unter dem Namen „The Sunshine-Dancing-Girls“ zu einem Ballett zusammengestellt und traten geschlossen die Reise nach Spanien an, die sie zunächst nach Barcelona führte. Nachdem sie dort in den elendsten Lokalen auftreten mußten, verlangte man von ihnen, sie sollten ein Etablissement beziehen, das eine Art von geschlossenem Haus war und von ihnen nicht ohne Genehmigung des Inhabers verlassen werden konnte. Die Mädchen weigerten sich zum größten Teil, sich auf diese Weise zu durchsichtigen Zwecken ihrer Freiheit berauben zu lassen. Sie trennten sich von dem Chef der Truppe und befanden sich nun ohne Mittel für die Rückreise hilflos im fremden Lande. Wie inzwischen die Verhandlungen mit dem deutschen Konsulat ausgefallen sind, und wie es ihnen weiter ergangen ist, konnte bisher nicht festgestellt werden.

Frau Schmeling verhaftet. Berlin, 14. Mai. Wie erinnerlich, hatte vor etwa acht Wochen die Abreise einer Tanzgruppe nach Südamerika unter Leitung einer Frau Schmeling ganz Berlin in Aufruhr gebracht, weil Frau Schmeling unter dem dringenden Verdacht des Mädchenhandels stand. Die deutschen Behörden besaßen jedoch keinerlei Handhabe, die Ausreise zu verhindern. Heute veröffentlicht nun die „Morgenpost“ das Schreiben eines Mädchens aus dem „Ballett Schmeling“ an ihren Vater, das über das weitere Schicksal der Truppe Auskunft gibt. Man erfährt die überraschende Tatsache, daß die „Leiterin“ der Truppe, Frau Schmeling, von der Polizei in Montevideo, der Hauptstadt Uruguays, wegen Mädchenhandels verhaftet worden ist und nach Buenos Aires (Argentinien) übergeführt worden sei. Die deutschen Auslandsvertreter und die südamerikanischen Behörden haben sich der verlassenen Berlinerinnen angenommen. Sie treten in einem richtigen Theater auf und nicht in Lo-

kalen, für die sie von Frau Schmeling ausersehen waren.“

Selbstverständlich muß der „Montag Morgen“ (9/3 30) die Sache anders darstellen: „Das alte Rätselraten, ob es es M— gibt oder nicht, wurde durch die Ausreise eines Duzends „Tänzerinnen“ unter Frau Schmeling von neuem entfacht. Man war auch in sonst skeptischen Blättern der Meinung, daß es hier keines Beweises bedürfe: die Tatbestandmerkmale des M— seien gegeben. Aber es sei gestattet, darauf aufmerksam zu machen, daß man von M— nicht gut sprechen dürfe, wenn volljährige Mädchen auf einen Handel, dessen Konsequenzen ihnen bewußt sind, vertraglich eingehen. Die Mädchen waren vom argentinischen Konsulat, das ihnen oben drein die Visa verweigerte, auf die mögliche Art ihrer „tänzerischen“ Beschäftigung drüben aufmerksam gemacht, und am Bahnhof wurde ihnen von ihren Verwandten noch einmal die Auskunft in den trübsten Farben ausgemalt. Wenn sie trotzdem abreisten, war ihnen wohl nicht zu helfen, und die Vermutung liegt nahe, daß sie nicht so ungerne in ihr „Unglück“ hineinfuhren. Gewiß, es gibt einen M—, nur, daß die Mädchen nichts dagegen haben! Dies ist ein sehr betrüblicher und bedauerlicher Zustand, — nur, daß er keineswegs neu ist, ebensowenig wie die Tatsache, daß unsere beste aller Welten tausenden Mädchen keine andere Möglichkeit gibt, sich zu ernähren, als durch Verkauf ihrer Körper. Zu gefühlvollen Betrachtungen eignet sich diese Tatsache eigentlich besser, als die Entdeckung eines romantischen „M—“s, der in Wirklichkeit ein unromantisches Vermittlergewerbe unter den Augen einer ohnmächtigen Polizei ist.“ —

Mitteld. Z. 9/3 30: „Der internationale Mädchenhandel. Festnahme einer gewerbsmäßigen Bande in Bessarabien. In letzter Zeit gelang es der rumänischen Polizei, in Bessarabien Mädchenhändlern auf die Spur zu kommen und festzustellen, daß in mehreren Fällen halbwüchsige Mädchen aus dem Elternhause gelockt wurden. Einige Spuren führten ganz einwandfrei ins Ausland, wohin junge Bessarabierinnen ver-

schleppt worden waren. Speziell der Bukarester Generaldirektion der rumänischen Siguranza, die ein besonderes Inspektorat für Mädchenhandel unterhält, ist es gelungen, den Schleier zu lüften und festzustellen, daß die Opfer von Rumänien aus in regelmäßigen Abständen ihren Weg nach dem Orient nahmen.

Den Beamten dieses Sonderdezernats war es aufgefallen, daß seit mehreren Monaten in den verbreitetsten Tageszeitungen von Bukarest, Klausenburg und Czernowitz regelmäßig Inserate erschienen, in denen für das Ausland Gouvernanten, Verkäuferinnen, Hausgehilfinnen und Kaffeehauskellnerinnen gegen besonders gute Bezahlung und erstklassige Unterkunft gesucht werden.

Eine Polizeibeamtin wurde veranlaßt, auf eines dieser Inserate zu antworten. Das Mädchen erhielt eine Zuschrift aus der bessarabischen Hauptstadt Kischinew, in der mitgeteilt wurde, sie sei mit einem hohen Lohn nach Skutari engagiert und möge unverzüglich mit ihrem Gepäck Bukarest verlassen und nach Kischinew kommen. Die Beamtin fuhr auch tatsächlich in Begleitung von zwei Kriminalbeamten in Zivil nach Kischinew und begab sich in die ihr mitgeteilte Wohnung. Vor dem Haustore ergriffen die beiden Kriminalbeamten Posten und warteten stundenlang. Als das Mädchen bis zum Einbruch der Dunkelheit immer noch nicht wieder aus der Wohnung herausgekommen war, holte man Hilfe.

Das Haus wurde von Polizisten umstellt, und eine Abteilung Kriminalbeamter drang mit gezogenem Revolver in die Wohnung ein. Im ersten Stockwerke befand sich an der Tür das Schild „Stellenvermittlung“. Als auf die Aufforderung der Polizei nicht geantwortet wurde, drückte man die Tür ein. Mit vorgehaltener Schußwaffe drangen die Beamten ein und sahen sich zehn Männern gegenüber, die sich widerstandslos fesseln und abführen ließen. In einem benachbarten Zimmer waren die Beamtin und weitere vier junge Mädchen eingeschlossen. Bei einer sofort vorgenommenen Durchsichtung der Räumlichkeiten wurde eine umfangreiche Korrespondenz

vorgefunden, aus der hervorgeht, daß hier eine wohlorganisierte und weitverzweigte Bande von Mädchenhändlern unschädlich gemacht worden war, die ihre Zentrale im Piräus und Niederlassungen bzw. ihre Agenten in sämtlichen Hauptstädten und Häfen des Orients besaß.

In der Zeit von Anfang bis Mitte Oktober 1929, in der das Geschäft mit den bedauernswerten Opfern offensichtlich am besten blühte, wurden nach den vorgefundenen Aufzeichnungen nicht weniger als 205 Mädchen und Frauen nach Saloniki, Athen, Piräus, Smyrna, Angora und Alexandrien verkauft und mittels gefälschter Pässe hingebacht. Der Preis schwankte je nach Jugend und Schönheit zwischen 5000 und 20 000 französischen Franken. Der Abtransport wurde mittels Depeschen angezeigt, in denen es etwa hieß: „Zehn Ballen Seide heute abgegangen“.

Mitteld. Z. 14/5 30: „Zur Aufdeckung eines Mädchen-Händlerringes in Buenos Aires wird aus Paris gemeldet: Die Regierungen von Bolivien und Uruguay haben Schritte in Paris, Berlin und Warschau unternehmen lassen, um eine schärfere Bekämpfung des Mädchenhandels zu verlangen. Man habe festgestellt, daß die Verhafteten einige hundert Mitbeteiligte in Frankreich, Deutschland und Polen hätten. Die Organisation habe die von ihr verschleppten Mädchen meistens in Bordeaux verfrachtet. Die Mehrzahl der Mädchen stammt aus Polen, woher sie mittels falschen PASSES in Marsch gesetzt wurden. Die Händler erhielten bei der Landung in Buenos Aires je Kopf ihrer „Ware“ 5000 bis 15 000 Franken.“

Wahrheit 10/3 23: „Verlockend klang ein Inserat in einer Münchener Ztg.: „Frühlingserwachen! Ein armes Mädchen wird aufgenommen!“ Daraufhin meldete sich die 18jährige Tochter eines Töbzer Arbeiters und wurde in einem Hotel in München von einem älteren Herrn, angeblich einem Amerikaner, in Empfang genommen. Die Eltern des Mädchens hörten eine Zeitlang nichts von ihrer Tochter, bis plötzlich zwei an die Mutter gerichtete Postkarten unfrankiert eintrafen, auf denen das Mädchen

mitteilte, daß es seiner Freiheit beraubt sei und eingesperrt gehalten würde. In den nächsten Tagen würde es mit einem Auto nach Berlin geschafft und dann in ein öffentliches Haus gebracht werden. Die Polizei hat sich sofort nach Bekanntwerden dieses unheimlichen Vorfalls angenommen.“

Thür. Allg. Z. 9/5 30: „Lübeck, 8/5. Hier wurde ein angeblicher Max Kühler festgenommen, der von der Staatsanwaltschaft in Düsseldorf wegen Betrugs gesucht wird. Durch den Erkennungsdienst wurde festgestellt, daß der Verhaftete Samuel Messing heißt, in Polen geboren ist und nach den Angaben der polnischen Grenzpolizei in Warschau in Verdacht steht, gesetzwidrige Ehen eingegangen zu sein und seine Frauen nach Südamerika verschleppt zu haben.“

Die „Deutsche La = Plata = Zeitung“ bringt 23/5 29 einen langen Bericht über die glänzende Organisation des M.'s und das Raffinement seines Vorgehens, gegen das die Polizei ohnmächtig sei. — Sie schildert dann folgenden Fall:

„Nun, ein verhältnismäßig sehr, sehr einfacher Fall ist gestern aufgedeckt worden. Es muß betont werden, daß er sehr einfach ist. Und doch wird er vielen raffiniert erscheinen.“

Das Opfer in diesem Falle war die erst 22jährige Französin Paula Callian, bis vor vier Monaten noch wohnhaft bei ihren Eltern daheim in Frankreich. Ein einfach bürgerliches Mädchen, anständig, aber natürlich ohne jede Ahnung vom sogenannten „Leben“. Jung und hübsch, hatte die Genannte das Unglück, irgendeinem „Reisenden“ des internationalen Mädchenhandels aufzufallen. Es dauerte nicht lange, da wurde die Familie Callian mit einer Landsmännin, der 32jährigen, verheirateten Victoriana Trigau, bekannt, einer allem Anschein nach bestrenommierten Frau. Man ließ sich Zeit, ließ die Dinge reif werden. Aber schließlich waren doch die Eltern des Mädchens überzeugt, daß ihre Paula, noch dazu unter dem Schutze der verheirateten Trigau, in Buenos Aires einige Jahre zubringen könnte, um recht viel Geld

zu verdienen, in einem Damenfrisiersalon. Man sollte nicht richten. Wie viele deutsche Familien kennen denn das Ausland, können sich überhaupt einen Begriff davon machen? In Frankreich ist es gewiß nicht anders. Kurz und gut, Paula fuhr in Begleitung der Madame Trigau nach hier. Wenn etwas einwandfrei war, dann dies. Vor drei Monaten kamen beide hier an. Das erste, was Madame Trigau tat, war, sich mit einem gewissen Carlos Andrade, vermutlich einem 42jährigen Franzosen, in Verbindung zu setzen, der ebenso ein Mädchen in der Maschinerie des Mädchenhandels war, wie die famose Madame Trigau. Paula erzählte man, daß dieser „Herr“ derjenige sei, der ihr die bewußte Arbeit als Friseurin geben würde. Man logierte also in einer Wohnung im Hause Calle Corrientes 922. Während der ersten Tage schien alles in Ordnung, Paula wurde gut behandelt, nicht etwa auffallend gut, sondern gerade so, wie man es von ehrlichen Beschützern erwarten darf. Das aber änderte sich sehr bald, als die ersten „Freunde“ erschienen, um die Ware zu begutachten. Denn die ahnungslose Paula sträubte sich; sie bezahlte das teuer.

Aber nicht nur Paula, auch Madame Trigau wurde mißhandelt; wahrscheinlich, weil sie das Opfer noch nicht genügend „dressiert“ hatte. Nach angstvollen Tagen gelang es dem Mädchen, aus der Wohnung zu entfliehen, freilich nicht aus dem Hause. Aber sie suchte Zuflucht bei der im selben Hause wohnenden Familie Casa. Alfredo Casa, 28 Jahre Jahre erst, besitzt eine kleine Vogelhandlung in der Sarmiento 1056. Da er selbst nicht für das Mädchen zu sorgen in der Lage war, brachte er es zu Bekannten, einer Familie Florand, in der Calle Olivera 357. Nachdem dort alles zufriedenstellend geregelt war, fuhr Paula noch mit Casa ins Polizeipräsidium. Paula erklärte dort nur, daß sie sowohl, wie Madame Trigau mißhandelt worden sei, und zwar von Andrade. Den Rest verschwieg sie, offenbar aus Scham. Auch das ist begreiflich. Daraufhin zitierte die Polizei Andrade dreimal, ohne daß er erschien. Hier freilich darf man fragen, ob mit aller notwen-

digen Energie vorgegangen wurde. Inzwischen begnügten sich die Verbrecher keineswegs mit dem Verlust ihrer „Ware“. In fabelhaft kurzer Zeit war der neue Aufenthaltort der Unglücklichen ermittelt. Am vergangenen Sonntag erschien in der Olivera dann ein legitimierter Beamter der Obras Sanitarias de la Nacion, etwas unterseht, korrekt gekleidet, der einen leichten französischen Akzent sprach, und bat sehr höflich, das Haus inspizieren zu dürfen, da er Techniker sei. Das wurde gewährt. Dieser Besuch war Andrade, der sich nur erst einmal vergewissern wollte, wie die Sache stand. Dann konnte der nächste Schlag geführt werden. Vorgestern um 17 Uhr nahmen vier Individuen, darunter Andrade, an der Ecke der Cangallo und Montevideo ein Mietsauto, das Juan Vista führte. Vista sollte Gelegenheit bekommen, seinem Namen Ehre zu machen. Man fuhr nach der Olivera. Dort klopfte der schon bekannte — d. h. als Beamter bekannte — Andrade und unglücklicherweise öffnete auch noch Paula die Tür, zwar nur ein wenig, aber genügend. Andrade erklärte der völlig perplexen, daß ihr Beschützer Casa soeben lebensgefährlich verwundet worden sei und er sie erwarte. Ehe noch das Mädchen wußte, was geschah, saß es im Auto, gebunden und geknebelt, und der Wagen fauste davon. Die Gauner hatten die Rechnung ohne den Chauffeur gemacht, der mit Hilfe seines kleinen Spiegels am vorderen Schutzglas einen Teil der Vorgänge beobachtet hatte. An der Ecke der Falcon hielt er, fuhr einfach nicht weiter.

Dadurch unsicher geworden, hielten die Verbrecher es für ratsam, zu verschwinden, denn Polizei war in der Nähe. Auf der 40. Kommissarie wurde dann das Ganze zu Protokoll gebracht. Die Verbrecher nahmen einen Omnibus, wie man noch feststellen konnte, und entkamen auf diese Weise. Das Mädchen ist jetzt also wieder frei. Aber was nun? Man könnte eine Heimkehr nach Frankreich veranlassen. Es wäre sicherlich das Beste. Sicher aber ist das Mädchen dort ebensowenig, wie hier, vor der Rache seiner Verfolger. Dies, wie gesagt, ist ein ungemein einfach liegender Fall. Er

ist mißglückt, vorläufig, meist aber gelingt er. Kein Mensch bekümmert sich dann um die Opfer, die niemand kennt als die Verbrecher. Auf diesem traurigsten aller Gebiete menschlicher Betätigung bleibt doch noch unendlich viel zu tun.“

Dazu schreibt Fr. 3/7 29: „Gegen diese mit Namen und Daten belegten Behauptungen der „Deutsch. La-Plata-Zeitung“ wird schwerlich etwas zu sagen sein. Deshalb wird der Teil der in Deutschland erscheinenden Presse, der gegen den Mädchenhandel nicht schreiben darf, weil er sich durch solche Behauptungen der „Judenheze“ schuldig machen würde, schweigend an diesem unerhörten Falle vorübergehen. Wer aber sein Volk lieb hat, wer sich in der Erinnerung an seine Mutter Hochachtung vor jeder deutschen Frau bewahrt hat, wer es als einen Schlag in das Gesicht des deutschen Volkes empfindet, wenn deutsche Frauen — mit oder ohne Schuld — in jene Höhlen verschleppt und dort den Gelüsten jedes Tieres preisgegeben sind, der wird die Pflicht und Schuldigkeit haben, dafür zu sorgen, daß trotz aller Beschönigungs- und Ablehnungsversuche die Wahrheit ans Licht kommt. Diese Wahrheit lautet: „Der Mädchenhandel besteht und ist ein nicht unbedeutlicher Erwerbszweig einer über die ganze Erde organisierten Händlerschaft, in der das Judentum vorherrschend ist.“

„In Buenos Aires wurden Mitte 1929 in einem Hause auf einmal 31 Mädchenhändler festgenommen: Juan Arrigone; David Brostein; Francisco Carbone; Paulo Carbone; Juan di Cesare; Felix Coca; Isaac Donn; Juan Dubuis; Eugenio Forest; Aaron Frenkel; Samuel Geseleff; Schia Golfe; Jacobo Grossmann; Elias Horovich; Alejandro Jacobovich; Jose Juaza; Santiago Lamaquier; Rafael Lauricella; Enrique Lenain; Elias Milestein; Simon Mortagalle; Leopoldo Rosenberg; Mauricio Salomon; Morta Scheldet; Bob Schofer; Judner Schuanos; Simon Weisbrot; Elias Zaralchik; Zelma Zinisky; Isaac Zisman und Jacobo Zita.

Bei einer späteren Razzia: Die „Franzosen“ Eugenio Victor Baer; Miguel Bienveni; Linou Wibbis Cerre; Luis Samaritte; Rene Recudin; Jorge Robat; Juan Robpis oder Paul Secrou; Rene Sumer sowie der „Pole“ Aaron Frenbaum.

Bereinzelt aufgegriffen: Silvio Upredda; Jose Morgan Garone (dieser führte außerdem die Ehrentitel eines Einbrechers, Raubmörders und Zuhälters), Alfredo Erik und Victoriana Trigau sowie in Lima (Peru) der „Russe“ Moises Wais.“ WK April 1930.

„Auch in Ungarn wurden 2 Juden, Samuel Dornfeld und Ignaz Spär als Mädchenhändler entlarvt und festgenommen, als sie 18 Mädchen im Alter von 15 bis 19 ins Ausland verschleppen wollten.“ Der Freie 25/5 1930.

„Bei der Untersuchung des M.'s von Polen nach Amerika, gestanden Rabbis, daß sie für jede Scheintrauung zwischen Mädchenhändlern und ihren Opfern 50 Dollar bekommen hätten.“ — Hammer, Juni 1930.

In einer hessischen Tageszeitung 20/9 1930: Dorfo Goldstein in Bukarest, aus Tschernowiz: schlank, blaurasiert, leicht gepudert, Kleidung tiptop, Krone der Schöpfung, die Eindruck auf das schwache Geschlecht macht — war um Damenbekanntschaften nie verlegen. Wurden sie ihm lästig, so stellte er sie guten Freunden vor, die bald die Dämchen zu einer Spazierfahrt über den großen Teich nach Buenos Aires bewogen. — Goldstein verheiratete sich mit der 19jährigen Tochter eines Tschernowitzer Bäckers, ließ sich in Bukarest nieder, erregte den Verdacht der Polizei und reiste mit seiner Gattin nach Südamerika, wohin zu jener Zeit auch 15 junge Mädchen aus der Bukowina fuhren. Die Begleiter, Gesinnungsgenossen Goldsteins, heißen Pinke Ehrenberg, Zankel Ruck und Ojas Nachmut. In Buenos Aires trafen sie mit Baruch und Chaim Blum zusammen, deren Geschäft seit Jahren blühte. Von dort aus veräußerten sie die Mädchen nach Arabien und Karakasch in Afrika, wo die Schwarzen schweres Geld für weiße Mädchen zahlen. Ehrenberg erzielte für seine Gefährtin 3000 Dollar, Goldstein

für die Tschernowitzerin 5000. Eines der Mädchen weigerte sich, nach Afrika zu fahren und zeigte ihre Begleiter, die sie mißhandelten, bei der argentinischen Polizei an. Einige Stunden darauf wanderten die Kavaliere ins Rittchen, und die Mädchen wurden aus den Krallen ihrer Verderber befreit.

Die Sittenpolizei von Buenos Aires setzte sich mit den Tschernowitzer Behörden ins Einvernehmen, die dann ein Nest von Mädchenhändlern aus hoben. „Unter den Verhafteten soll sich auch der Sohn eines ehrenwerten Tschernowitzer Kaufmanns befinden.“ Eis. Bef. 40/10 1930.

Fr. 46, 1927: „In Paris hat man dieser Tage einen gewissen Caron [Caro] verhaftet, der in seinen Kreisen unter dem Namen „Heinrich, der Satyr“ bekannt war und seit 40 Jahren, von einer Freundin unterstützt, Mädchenhandel betrieb. Zur Ausführung seiner Exportgeschäfte nach Amerika hatte er sich vor vier Jahren mit einem jungen Manne namens Piequie zusammengesetzt. Die Tätigkeit scheint große Gewinne abgeworfen zu haben, denn der letztere besaß in der Nähe von Paris eine prunkvolle Villa. Aus der beschlagnahmten Buchführung geht hervor, daß Caron und sein Freund im Laufe ihrer Tätigkeit mehr als 4000 junge Mädchen in Frankreich und im Auslande in öffentliche Häuser gebracht haben.“

Die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ (17/8 1927) berichten aus Müllheim i. B.: „Eine Mädchenhändlerin. Die Ungarin Sara Kieselstein wurde verhaftet, als man sie ertappte, wie sie ein junges, minderjähriges Mädchen ins Bordell nach Marseille bringen wollte. Die Mädchenhändlerin hatte es besonders auf deutschsprechende Mädchen abgesehen.“

„Wahrheit“ 27/8 1927: „Unter dem dringenden Verdacht des Mädchenhandels wurde im Schnellzug zwischen Senta und Subotica (Maria-Theresiopel) in Jugoslawien ein Reisender namens Wienfeld verhaftet, in dessen Begleitung sich zwei junge Mädchen befanden. Er hatte beiden gute Stellen in Szombor in Aussicht gestellt. Sie sollten, wie die Ermittlungen ergaben, von Wien-

(Salo Zweig, Mitglied des Bundes gegen den Mädchenhandel)
(Feststellung der Völkerbundscommission)

feld an ein Freudenhaus in Szombor verkauft werden. Durch das rechtzeitige Eingreifen der Polizei konnten sie vor dem traurigen Schicksal bewahrt werden.“

Frankfurter Z. Nr. 767, 28: „In Rußisch-Polen, Galizien, Rumänien usw. blüht der Weizen. . . Häufig stellt der Händler, womöglich ein vertrauenswürdiger Glaubensgenosse, ein hübsches Mädchen erst als Dienstmädchen oder Sekretärin an, verlobt sich mit ihr oder schließt eine Scheinehe, nach der die unerfahrene Frau ihrem „Gatten“ in ein Freudenhaus von Rio, Buenos Aires oder Montevideo folgt.“ Solange diese unfreiwillig eingestandenen „vertrauenswürdigen Glaubensgenossen“ die Mehrheit des Völkerbunds Ausschusses gegen den Mädchenhandel bilden, werden dessen schönste Feststellungen den Sklavenhandel nicht verhindern.

Einen neuen Fall hat unvorsichtigerweise die Frankf. Z. Nr. 361, 28, aus London berichtet: „Ostjude Samuel Bizar heiratete die Tochter Violet einer angesehenen Cardiffer Familie, fuhr nach der Geburt des ersten Kindes mit ihr, angeblich zu Verwandten, nach Argentinien, wo er sie in einem eleganten „Hotel“, in dem ihr das Kind und die Kleidung genommen wurden, als „Pfand“ zurückließ. Violet wurde nach vergeblichem Versuch, zu einem Methodistenprediger zu fliehen, von dem Samuel sie mit polizeilicher Hilfe kraft seiner Ehegewalt zurückholte, eine Prostituierte. Durch einen Bekannten ihrer Eltern wurde sie durch die englische Gesandtschaft befreit, dabei wurde festgestellt, daß Samuel sie für 250 Pf. St. = 5000 G.M. an das Bordell verkauft hatte.“

Michel 4/11 28: „Nach Aufstellung des Polizeipräsidiums verschwanden in Berlin in den letzten Jahren mehr als 600 Frauen und Mädchen. Sommer 28 wurde die 28jährige Tochter eines Berliner Kaufmanns mit Gewalt aus dem Gilzug Kattowitz — Warschau entführt. In Mailand wurde der Jude Monboseni wegen fünffachen Mädchenhandels verhaftet, in Berlin deswegen Moritz Rotchild verurteilt. Die „Ungarin“ Sarah Rieselstein wurde in

Müllheim i. B. verhaftet, als sie eine deutsche Schülerin in ein Marseiller Freudenhaus verschleppen wollte. Wegen Mädchenhandels verhaftet wurden in Danzig, Frankfurt a. M., Beuthen die Herschmann, Davidowicz, Weissenstein, Maimann, Cohenen und Meierowicz, in Wien Filmagent Amos Kriechbaum = Klagenfurt, Vermittler Arno Ehrlich = Budapest, „Kaufleute“ Samuel Friedländer und Siegmund Hirschmann, denen 24 Opfer entrisen wurden, und die Beamten David Eisen und W. Weisberger, als sie einem Freudenhausbesitzer 16 Mädchen „in Rechnung stellten“. In Rumänien wurde das Mitglied des „Bundes gegen den Mädchenhandel“ Salo Zweig verhaftet, der sich seine „Ware“ durch die Bundeslisten verschaffte, in Bulgarien der Händler Abraham Scharmann, der in Konstantinopel ein ständiges Lager von 40 Christinnen unterhielt, die er in Käfigen grausam mißhandelte.“

Feststellung der Völkerbunds-
kommission.

Obwohl Berlins zeitweiliger Polizeipräsident Dr. Bernhard Weiß jeden Mädchenhandel ableugnete, stellte eine Völkerbundscommission zur Bekämpfung des M.— fest (BB 27/7 28): „Der Mädchenhandel blüht weiter. Die Einfuhr und Ausfuhr ist regelrecht organisiert, in letzter Zeit besonders die Einfuhr von Mädchen unter 10 Jahren. Die größten Exportgesellschaften in New York, Rio de Janeiro und Buenos Aires haben eigene Präsidenten, Direktoren, Sekretäre und Rechtsanwälte. In den Ber. Staaten kostet ein französisches Mädchen 7000 Franken, chinesisches und japanisches Ware nur 1000 Franken. Von 7200 in 15 Monaten in Chicago eingewanderten Mädchen endeten 5500 in den japanischen, kalifornischen und mandschurischen Bordellen. Eine Kommission des Völkerbundes in Rumänien ermittelte mit behördlicher Unterstützung, daß Rumänien 1925 das Werbungs- und Transitland des Handels war. In Bukarest waren zahlreiche Mädchen unter 18 schon Prostituierte; die Agenten bekamen für Kleider, Strümpfe, Vergnügen überall

Mädchen. Am meisten gefragt waren ungarische und deutsche, die, aus Siebenbürgen hereingelockt, ins Ausland transportiert wurden. Während der Anwesenheit der Kommission in Czernowitz wurde ein Mädchenhändler verhaftet, der Minderjährige nach Konstantinopel schaffen wollte. Die Dezimierung der Minderheiten durch die Mädchenhändler wurde von der Bukarester Polizeiverwaltung und der Regierung zugegeben, aber bis heute nicht verhindert."

Verhalten der jüd. Presse.

Der Fall Δ Kundt.

In der E. B. Z. 2/9 1927 giebt Dr. Felix Goldmann seine Empörung aus über den Reisebericht des R's Dr. Kundt:

Der „Siebente Kongreß zur Unterdrückung des Handels mit Frauen und Kindern“, der vom 28. Juni bis zum 1. Juli in London stattfand, der auch von einer ganzen Anzahl jüd. Delegierter besucht war, widmete sich ernster Arbeit. Und er wäre harmonisch ohne jeden Mißton verlaufen, wenn nicht gewisse deutsche Kreise mit aller Gewalt auch diesen Anlaß zu einem bedauerlichen judenfeindlichen Ausfall benutzt hätten! Wenn nachträglich in aller Öffentlichkeit auf diese Dinge hingewiesen wird, so geschieht es in erster Reihe darum, weil sie beweisen, wie deutsche Stellen das Ansehen Deutschlands und des deutschen Judentums vor dem Ausland herabwürdigen.

An sich wurde auf dem wichtigen Kongreß von allen Seiten die Mitarbeit von Juden und jüd. Organisationen bei der Bekämpfung der Kulturshande des Mädchenhandels freudig und dankbar anerkannt. Das klang sowohl aus den Sätzen, mit denen der Präsident des Kongresses, Lord Aberdeen, dem englischen Oberrabbi Dr. Herz das Wort zu einer begrüßenden Ansprache erteilte, als auch aus der Rede des Bischofs von London, der sich besonders anerkennend über die jüd. Bemühungen äußerte. Nur beim Deutschen Nationalkomitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels — einem eingetragenen Verein, also einer absolut privaten Körperschaft

— schien man anderer Meinung zu sein, denn es ereignete sich der folgende fast unglaubliche Vorfall.

Während der Konferenz wurde der Jahresbericht des Deutschen Nationalkomitees verteilt. Ihm lag ein „Bericht über die Grenzberührung nach Deutsch- und Polnisch-Oberschlesien vom 23. bis 30. November 1926“ bei. Das Schriftstück ist zwar als „vertraulich“ bezeichnet, wurde aber öffentlich für alle Anwesenden ausgelegt, so daß es jeder mitnehmen konnte! Es stellt den Versuch dar, gewisse Grenzüberschreitungen und Paßbergehen von Ostjuden mit dem Mädchenhandel in Beziehung zu bringen. Im Hinblick auf Form und Inhalt konnte man in der Verbreitung dieses Dokuments, das lediglich jahrelang zurückliegende Ereignisse wieder aufrollt, den Versuch erblicken, den Kongreß im judenfeindlichen Sinne zu beeinflussen.

Was enthält nun dieser Bericht? Herr Regierungsrat Dr. Kundt hat eine Reise nach Oberschlesien gemacht, er hat dort erfahren — was gewiß aktenmäßig feststeht —, daß in den letzten Jahren eine große Masse von Menschen — unter denen naturgemäß auch Juden waren — heimlich über die Grenze gekommen sind; es ist ihm mitgeteilt worden, was gleichfalls unbestreitbar ist, daß ein gewisser Teil der Vermittler dieser unerlaubten Grenzüberschreitungen Juden seien. Daraus zieht er zunächst die Folgerung, daß dieser Menschen schmuggel ein typisch ostjüdisches Vergehen ist, und er schwelgt förmlich in der Aufzählung von Namen wie Israel Futterhändler, Pinkus Rosenfaß und Chaim Faibuschewicz. Sachlich beschuldigt er dann die jüdische Arbeiterfürsorge und auch andere Juden in Deutschland sowie deutsche Beamte der Beihilfe zu diesem Vergehen, schließlich aber — und das ist das allerschlimmste — unterstellt er auf Grund einer bloßen Vermutung, ohne auch nur die Spur eines Beweises dafür zu haben, daß diese illegalen Grenzüberschreitungen mit dem Mädchenhandel in Verbindung stehen!

Herr Dr. Kundt klammert sich daran, daß „ein nicht unbeträchtlicher Teil der Schmuggelfälle auch weibliche Personen, darunter auch alleinreisende Mädchen,

betraff". Er schließt daraus, „daß dies des öfteren zu unsittlichen Zwecken geschah". Soweit Jüdinnen in Betracht kommen, ist der Schluß sehr weit hergeholt und sehr leichtfertig! Ohne bestreiten zu wollen, daß Einzelfälle dieser Art möglich sind, liegt es doch meist umgekehrt! Bei der entsetzlichen jüdischen Armut in Osteuropa, bei der Arbeitslosigkeit auf allen Gebieten, fürchten jüdische Mädchen der Prostitution anheimzufallen und wenden sich ins Ausland, um sich ehrlich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Da nun die Paßkosten in Polen ganz ungeheuer hoch sind, kommen sie heimlich über die Grenze. Wir sind in meiner Fürsorgetätigkeit schon sehr viele Fälle dieser Art begegnet, und man darf sagen, daß sehr oft die illegale Grenzüberschreitung eine Flucht vor der Unsittlichkeit bedeutet! Dem Deutschen Nationalkomitee und seinem Sekretär kann aber der Vorwurf nicht erspart werden, Dinge vor den Internationalen Kongreß gebracht zu haben, die mit seinen Aufgaben nicht das allergeringste zu tun haben, nur Dinge, die Mißstimmung gegen die Juden, insbesondere die Ostjuden, erregen mußten.

Die jüdischen Teilnehmer am Kongreß haben in London nicht in aller Öffentlichkeit gegen das unerhörte Vorgehen des Deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels Stellung genommen. Im Bewußtsein, daß die Beleuchtung einer solchen jüdenfeindlichen Gesinnung für deren Träger eine Schande bedeutet, haben sie im höheren Interesse der Ehre des deutschen Namens vor dem internationalen Forum und den Vertretern des Auslands geschwiegen. Sofort nach ihrer Rückkehr haben sie die jüd. Organisationen in Deutschland veranlaßt, alle erforderlichen Schritte zu unternehmen, und es ist gewiß nichts versäumt worden, was zur Aufklärung des Falles und zur Richtigstellung bei den verantwortlichen Stellen dienen kann. Wir hoffen, daß diese nunmehr zur Rechenschaft gezogen werden. —"

Eine nicht näher bezeichnete amtliche Persönlichkeit beschäftigt sich dann noch besonders mit Kundt:

„Ein besonderer Abschnitt des Reiseberichts beschäftigt sich mit den Verhältnissen im Regierungsbezirk Breslau. Auch hier ist die Leichtfertigkeit bei Übernahme unkontrollierter Behauptungen nicht zu verkennen, trotzdem der Bericht auch an dieser Stelle den Anschein erwecken will, als ob seine Informationen aus amtlichen Quellen stammen. Er sagt: „Im ganzen Bezirk wurden in den letzten Monaten allein 100 Schmuggler festgestellt, und in Breslau selbst in den ersten zehn Monaten (1926) weitere 44 ostjüdische Menschen-smuggler, die wegen Paßvergehens festgenommen wurden. In der Regel greift die jüdische Arbeiterfürsorge in den Fällen der Festnahme derartiger Leute mit Geld und Anwälten ein, um ihren Glaubensgenossen zu helfen.“

Auch die „Jüd. Rundschau“ beschäftigt sich empört mit diesem Falle. In Nr. 93 hat sie auch den verfloffenen preußischen Innenminister Grzesinski bemüht. Dieser versichert natürlich, daß das Schreiben des Ministerialrats Kundt höchst unangenehm und den deutschen Interessen abträglich sei. Wörtlich stehen nun aber im Brief des Genossen Grzesinski folgende Sätze, derentwegen sich die Herren von der „Jüd. Rundschau“ ihre schwarzen Locken ausraufen sollten:

„Daß das Nationalkomitee diesen Bericht in der von Ihnen angegebenen Weise verbreitet hat, kann auch ich nur bedauern. Er gibt ein völlig schiefes, wenigstens heute nicht mehr zutreffendes Bild von den Verhältnissen an der ober-schlesischen Grenze und muß besonders im Auslande zu Deutungen Anlaß geben, die der deutschen Sache nicht förderlich sind. Ich glaube mich aber zu der Annahme berechtigt, daß das Auswärtige Amt, dem der Zentralverein der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens den Sachverhalt gleichfalls unterbreitet hat, auf Grund meiner Äußerung zu dieser Eingabe geeignete Schritte unternehmen wird, um weiteren schädlichen Wirkungen des Berichts im Auslande vorzubeugen.“ — Grzesinski „bedauert“ also, gibt aber damit zu, daß die Verhältnisse so gewesen sind, wie Kundt sie geschildert hat.

WM, insonderheit, was aus dem unvorsichtigen Mund geworden ist.

Weitere Ableugnungen.

Das „Kölnner jüdische Wochenblatt“ 1927 berichtet auch, wohl versehenlich, über M., schiebt die Schuld dem sozialen Elend zu, gibt Scheinheiraten von Juden zwecks M. zu.

Auch über den „8. internationalen Kongreß zur Bekämpfung des Frauen- und Mädchenhandels“, der 7.—10. 10 in Warschau stattfand berichtet die WBZ, wiederum den Kernpunkt verschiebend:

„. . . Wenn der Kongreß an dieser Stelle Erwähnung findet, so geschieht es, weil der Gegenstand der Beratungen auch vom jüdischen Standpunkt aus sehr große Bedeutung hat, weil er in der Sonderarbeit unseres Centralvereins, die der Bekämpfung des Antisemitismus gilt, gleichfalls eine nicht unwichtige Rolle spielt.“ Es wird nun die Schuld am M. „im Westen dem Reichtum, der Trägheit und Lust an einem scheinbar bequemen Leben“, „im Osten der Armut, dem Hunger, dem Mangel an Erwerbsmöglichkeiten und der noch in den Kinderschuhen steckenden Sozialfürsorge des Staates“ zugeschoben, dann wird festgestellt, daß „zu den Verbrechern und Schmarozern auch Juden gehören“; dann wird die Tätigkeit jüdischer Organisationen bei der Bekämpfung des M.'s gerühmt, dabei wird Claude Montefiore (sd) und Bertha Pappenheim gelobt. Die WBZ verschweigt aber dabei, daß diese ehrliche Frau schon August 1913 in der ▼ Zeitschrift „Ost und West“ geschrieben hat: „Bekanntlich bilden bei uns Judenmädchen die Ware des Weltmarktes, und eine große Anzahl der Händler und Händlerinnen, Zwischenhändler und Agenten sind Juden und Jüdinnen. . . Die westeuropäischen und amerikanischen Juden tun fast nichts zur Bekämpfung des Mädchenhandels.“ — Reichssturmfahne Nr. 6, 1928.

Ferner wird auch geschildert, daß auch in Argentinien die jüd. Gemeinden nicht dulden, daß ein Mädchenhändler Mitglied der Gemeinde, der Chevra Kadisha, bleibt, daß er nicht die Synagoge betreten darf usw.

Dieser Bericht ist besonders typisch für die Frechheit jüdischer Behauptungen. Bald sagt der Polizeipr. von Berlin, ▼ Weiß, daß es keinen M. gibt, bald werden Kronzeugen, wie Koch und Heindl, vorgeführt, dann wieder wird die Tätigkeit jüd. Organisationen gegen den [nicht existierenden] M. in den Himmel gehoben — zur selben Zeit werden in den jüdischen Zeitungen alle Fälle schamhaft verschwiegen oder nur leicht angedeutet.

Daß die WBZ auch gegen die Veröffentlichungen im Fr. von Friedrich ▲ Holz zu Felde zieht, ist selbstverständlich. WBZ 16/5 30: „Über wenn Herr Holz schon in alten Schriften stöbert, warum zitiert er nicht auch das Schreiben, das 1898 von den Spitzenorganisationen des Judentums an fünfhundert galizische Rabbiner versandt wurde, um sie aufzufordern, gegen Entartungserscheinungen der geschilderten Art in ihren Gemeinden aufzutreten? Warum zitiert er nicht die Erklärung des deutschen Rabbinerverbandes vom 7/6 02, die in noch schärferer Weise den Mahnruf nach Galizien formuliert? Warum erwähnt er nicht The Jewish association for the protection of girls and women und deren jüdisches Zweigkomitee in Hamburg? Warum weiß er nicht, daß auf der 6. deutschen Nationalkonferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels im März 1908 auch der Jüdische Frauenbund vertreten war und Anträge stellte, die einstimmig angenommen worden sind? Der Name Bertha Pappenheim und ihre unermüdete Arbeit, die sie bis zur Königin von Rumänien führte, ist ihm auch nicht geläufig. Er weiß auch nicht, daß in Deutschland wegen Mädchenhandels bestraft wurden: 1907 eine Person, 1908 zwei Personen, 1909 vier Personen in drei Fällen, 1910 fünf Personen in zwei Fällen, 1911, 1912 kein Fall, 1913 zwei Personen in einem Fall, wobei der Anteil der Juden an diesen verschwindend kleinen Zahlen dahingestellt bleiben mag.“

In Deutschland kommen aber jährlich etwa eine halbe Million Menschen vor den Strafrichter!

Die Gegenwart scheint für Herrn Holz in der Tat ein wenig ergiebiges

Feld zu sein. Es gelingt ihm nicht, für seine Behauptung vom jüdischen Mädchenhandel, d. h. von einer Verschleppung von Mädchen zu unsittlichen Zwecken als im Wesen des Judentums begründet, ja, sogar durch das jüdische Gesetz geboten, Beweise zu erbringen. Ihm ist auch ein Aufsatz, „Mädchenhandel“, aus der Feder eines der ersten Fachleute auf diesem Gebiete, des früheren Kriminalrates und jetzigen Regierungsdirektors Dr. Koch, in der Zeitschrift „Die Polizei“ vom 20. Februar 1929 entgangen. Vielleicht ist ihm die Autorität dieses nichtjüdischen Autors unantastbarer als die des Juden Dr. Max Kreuzberger, der im Juli/August-Heft (1929) der „Zeitschrift für jüdische Wohlfahrtspflege“ einen außerordentlich gründlichen Beitrag zur Frage der Prostitution, der Bordelle und des sogenannten Mädchenhandels und des jüdischen Anteils an ihnen geliefert. Wir wollen deswegen auch nicht die Feststellungen des jüdischen Autors verwenden, sondern die Ergebnisse vortragen, die Regierungsdirektor Koch formuliert.“ [s. S. 223.]

Dr. Bernhard Weiß; Gott möge benischen! [segnen].

Selbstverständlich darf Dr. Bernhard Weiß (sd) im Chor der Abwehr nicht fehlen. Er schreibt im Ullsteinblatt „Berl. Morgenpost“ 3/2 27 einen Aufsatz unter der Überschrift: „Gibt es einen Mädchenhandel? Im letzten Jahrzehnt nur ein Fall. Mädchenhandel ist nur ein Gespenst.“

Im übrigen verweisen wir auf die ausführlichen Aufsätze des Weltkampf Nr. 19 und Nr. 47 und führen zum Schluß an:

„Vor dem Kriege stellte das „Deutsche Nationalkomitee zur Bekämpfung des M.'s“ über 1400 Mädchenhändler fest, die den Export, Import und Transithandel mit Mädchen besorgten. Sie bildeten einen Ring untereinander und setzten sich aus allen Gesellschaftsklassen zusammen. Charakteristisch ist, daß sie zum Teil streng religiösen Vereinen angehören. In den von 2 jüdischen Mädchenhändlern an ihre Verwandten gerichteten Briefen war in jeder dritten

Zeile der Name des „lieben Gottes“ erwähnt, der

das für den Handel aufgewendete Geld segnen und viele Zinsen tragen lassen sollte.“

Bericht der Anna Blos, Frau des ehemaligen Staatspräsidenten Blos in der Leipziger Freien Presse (vgl. WK 47).

Mädchenhändlung, s. Richtenstädter.

Madeleine, Marie, O General M. von Puttkamer, schwüle Grottkin, Berlin, gebor. Mirjam Günther. *1881 Eydtuhnen. E: Handelsmann aus Gallizien Salomon G. B: Auf Kypros; Der Liebe Karrenseil, Ged.; Im Spielerparadies; Krabben, Seebadgeschichten; Aus faulem Holz, Nov.; In Seligkeit und Sünden, Berse. Ep: Paul Günther. Der Puttkamer'sche Familienverband lehnt diese angeheiratete, von den übelsten Parfüms des in Berlin WB hausenden Ostens umduftete „Dichterin“ ab.

↓ Madelung, Aage, Literat, Dänemark; * Schonen, Schweden. B: Die Bezeichneten, ein No., der, 1913 in der Berliner NK erschienen, u. a. lebhafteste Judenfürsorge zeigte, Mißgehen proklamierte und den jüdischen Widerwillen gegen den Aderbau landläufig erklärte. B. Schlenker (sd) rühmte diesen „Pogromroman“ im BK 31/10 13; E. ▼ Heilborn lobte ihn im Dit. Echo 13, 43, und NK sagte 1913, 1624: „Es zeigt sich, daß der Steuerprozeß es wieder einmal nötig macht, alle Mittel anzuwenden, um humane Besinnung und wahre Auffassung dieser Dinge zu fördern; und Madelung kennt Rußland, seine Juden, seine Pogrome und Prozesse aus eigener, langjähriger Anschauung. Er erspart dem Leser kein Grauen, aber er gibt ihm als Waffe dagegen die ganze Empörung gegen das Unmenschliche der Knechtung.“

M., der in Zürich lebte, wurde für den Weltkrieg als Reporter vom BK in Berlin engagiert, was immerhin auffällig war. Denn was hatte dieser internationale in Schweden geborene „Däne“ in Ditschland zu suchen. WM.

Madero, Franzisko, Präsident von Mexiko, 1913 ermordet. — „Der junge Franzisko Madero, im Volksmunde Pancho (Fränzchen) genannt, war ein schwächlicher, unbeholfener und verträumter Mensch, ein Visionär, der sich gern mit Spiritismus beschäftigte und seiner Natur nach völlig ungeeignet war zu der Rolle, die er gespielt hat. Er wurde auch mehr gegen seinen Willen in die Opposition gegen Porfirio Diaz mit hingerissen und infolge seines Reichtums zum Präsidentschaftskandidaten aufgestellt. Die Ereignisse während seiner Präsidentschaft, die eine einzige Revolution war, haben gezeigt, daß diese Wahl ein großes Unglück für sein Land und ihn selbst gewesen ist. — Auch ein Ditscher, Felix Sommerfeld, der Chef des Geheimdienstes des bisherigen Präsidenten Madero ist erschossen worden, weil er sich zur Spionage hergegeben hatte“, Hambgr. Fremdenbl. Madero fing die Massen in Mexiko auf geschickte Weise: „Er, der selber über einen ausgedehnten Großgrundbesitz verfügte, bekämpfte die Latifundienwirtschaft und versprach Aufteilung der großen Güter. Ein vielfacher Millionär schwingt sich zum Führer der Besitzlosen auf. Allenthalben zeigt sich dasselbe. Onkel Woffe, der märkische Rittergutsbesitzer, wettet gegen die Großagrarien, und Singer, der Mäntelfabrikant, ist Anwalt der entrechteten Proletarier. Der Name wandelt sich; die Umstände sind andere. — Onkel Woffe macht noch nicht in wirklicher, blutiger Revolution —; aber die Tatsache an sich ist stets dieselbe: Juden als Führer der Unzufriedenen, als Entfacher der Unruhe und des Aufstiehs. Als er sich am Ziele glaubte, erklärte Madero großspurig, daß nun die ewigen Unruhen beendet seien, daß er, der neue Präsident, dem Lande den Frieden geben werde“, DfBl 15/3 1913 — „Im „Volksadvokat“ von Newyork macht David ▼ Bliz aus Mexiko Mitteilungen über die Abstammung Maderos. Hiernach soll M. von einer portugiesischen Maranenfamilie stammen.

Blitz will dies aus einem Gespräche, das er mit M. persönlich hatte, erfahren haben. M. soll wiederholt erklärt haben, daß er stolz sei auf seine Abstammung von einem Volke, das schon so Großes hervorgebracht hat und noch zu großen Taten berufen ist." *SW* Nr. 23.

? Madrazo, Raymond de, *1841 Rom, Porträtist, Paris. O ▼ Maria Khan. — Er malte Baronin von ▼ Gungzburg, Frau ▼ Bernher, Fr. Wanderbild, Fr. ▼ Piergont Morgan usw.

Maffei, jüd. Familien; nobilitiert, *SG* 198.

Maffia, verbrecherischer Geheimbund in Italien, der viele Morde, Überfälle und Freveltaten verschuldete. „Offenbar ist auch der Geheimbund der Freimaurerei eine M— großen Stills, will doch die Großloge „Alpina“ auch fernerhin trotz aller ihr verfassungsmäßig gewährleisteten Freiheit als Geheimbund existieren. Weist das Aufnahme-Beremoniell mit seinem Fokusfokus und Schwüren über Geheimhaltung auf eine wenig segensreiche Tätigkeit, so können die Strafen der Loge bei Verrat sich nur durch das Bewußtsein begangener oder erst beabsichtigter Verbrechen erklären.“ *Schweizerbanner* 1/3 1930.

Magazinitis, Stehl- und Sammelwut, die in Ramschbazaren und Warenhäusern nervöse, hysterische, von der großen Auslage verwirrte Verkäuferinnen und Besucherinnen befällt. Prof. Dr. Gudden auf dem Naturforschertag 1906 (*DSBl* 26/9): „Durch die Pracht und den Glanz werden Begehrvorstellungen entfacht und ein märchenhaftes Gefühl wachgerufen, so daß die armen Leute sich nicht mehr helfen können, sondern unter einem gewissen Zwange stehen, was zu erwischen ist; insbesondere stehen städtische Frauen unter den Einwirkungen dieser „Alteration der Vorstellung=, Willens= und Gemütsphäre“, denen 99 % der Warenhausdiebstähle zur Last fallen. Die Landbevölkerung ist an den Diebstählen gar nicht beteiligt, obwohl sie ein bedeutendes Kontingent zu den Warenhausbesuchern stellt.“

Frida Kaiser ließ über die Warenhauskrankheit in der „Sachsenschau“ 05 (*DSBl* 11/10) eine „Aufsichtsdame“ plaudern: „Eines Tages fand meine Mutter im Intelligenzblatt die Anzeige, daß Samsohn & Co. für ihr Warenhaus hübsche schneidige Aufsichtsdamen suchen; ich, nicht faul, melde mich. Ich hatte längst gemerkt, daß mein früherer Chef die besseren und teureren Kräfte entlassen wollte und auch mußte, weil das Warenhaus ihm zuviel Kundschaft wegschnappte. Ich dachte, ehe du rausgeschmissen wirst, gehst du lieber gleich selbst. Nachdem ich meine Papiere eingereicht, erhielt ich eines Tages die Aufforderung, mich mittags 1 Uhr beim Chef im Privatkontor persönlich vorzu-

stellen. Ich zitterte vor Aufregung. Ich hatte schon oft erzählen hören, was sich alles in Privatkontoren abspielt. Ich ließ mir zu Hause jedoch nichts merken und ging hin. Mit mir zugleich waren noch 2 andere Damen im Wartezimmer. Ich wurde zuerst von der Privatsekretärin hineingerufen. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, als ich dem gefürchteten Chef gegenüberstand, der mich von seinem Sessel vor dem Schreibtische scharf musterte. Ich mußte einige Male auf- und abgehen, bald langsam, bald schneller, dann stellte er noch einige Fragen an mich, und ich war als Aufsichtsdame engagiert.

Einmal habe ich das Personal zu überwachen, damit die Mädchen nicht miteinander schwätzen und flott verkaufen. Jede unnütze Schwatzerei wird mit 50 Pf. bestraft. Zeige ich einen Fall nicht an, so zahle ich 1 Mark Strafe. Das Wichtigste aber ist die Überwachung des Publikums. Es ist auch wirklich gefährlich. Als ich das erste Mal mit meiner Mutter dort kaufte, ergriff uns beide ein richtiger Taumel. Mir war es, als müßte ich das alles haben, was dort zum Verkauf ausstand. Ich war richtig wirr im Kopfe und atmete erleichtert auf, als ich wieder im Freien war. Meine Mutter schilderte ihren Zustand ähnlich. Und heute, wo ich mich doch an den Anblick gewöhnt habe, bekomme ich hin und wieder ein Krabbeln in den Fingern. Ich möchte dies und das haben. Ich beneide oft die Käuferinnen, die bepackt unser Warenhaus verlassen. Ich verstehe es jetzt auch, warum so viel Verkäuferinnen in Warenhäusern zu Diebinnen werden.

Die Zeitungen erfahren nicht den hunderttausendsten Teil von den Diebereien, die in Warenhäusern verübt und verdeckt werden. Und dann erst die Spitzbübereien, die nicht entdeckt werden.

Haben wir eine Frau im Verdacht des Diebstahls, so tritt eine Aufsichtsdame unauffällig an sie heran und bittet sie, ihr ins Privatkontor zu folgen. Eine andere Aufsichtsdame geht mit. Dort eröffnet ihr der Chef oder ein Rayonchef, daß sie im Verdacht des Diebstahls stehe und sich vor den beiden Aufsichtsdamen entkleiden und durchsuchen lassen müsse.

Manche fügen sich sofort ins Unbermeidliche. Die meisten brausen auf und protestieren. Dann wird ihnen in aller Ruhe gesagt: „Madame, Sie dürfen uns das nicht übel nehmen. Wir können uns nicht anders vor den zahlreichen Diebereien schützen. Verweigern Sie die Durchsuchung, so rufen wir die Polizei, und Sie wandern neben einem Schutzmann durch die Straßen zur Polizeidirektion, um dort durchsucht zu werden. Stellt sich hier Ihre Unschuld heraus, so erfährt niemand davon, auch nicht Ihr Mann.“ Sobald die Frauen von der Polizei hören, ergeben sie sich willig in ihr Schicksal. Die stolzesten Damen werden dann zahm. Vor 8 Tagen habe ich mit einer Kollegin eine Gräfin entkleidet. Kam die wütend ins Privatkontor gerauscht! Und wie trat die auf! Aber der Chef ließ nicht nach. Als sie beleidigend wurde, ging der Chef an den Fernsprecher, um ihren Mann und die Polizei zu benachrichtigen. Da wurde die Gnädige kleinlaut. Sie willigte in die Durchsuchung, und unser Chef verließ das Zimmer. Sie mußte sich bis auf die Haut entkleiden. Und, denke Dir, was wir fanden! Im Beinkleide, das unten über den Waden dicht geschlossen war, fanden wir mehrere von unseren Gummibällen, deren rechtmäßigen Kauf sie nicht nachweisen konnte. Sie führte keine Verkaufszettel. Meine Kollegin fotografierte sie in ihrem Evakostüm und mich, wie ich die Bälle aus dem Kleide herausnahm. Dann mußte sie einen Revers eigenhändig unterzeichnen, daß sie bei dem Diebstahl der Bälle abgefaßt sei und das Warenhaus nicht wieder besuchen wolle. Sie durfte sich darauf wieder ankleiden und verließ durch einen Seitenausgang mit glühenden Wangen und gesenktem Haupte das Haus.

Der Warenhauskoller verleitet schwerreiche Damen zum Diebstahl von Kleinigkeiten, die die ärmste Frau bezahlen kann. Gott, was finden wir da manchmal alles in den Taschen und Handkörbchen! Knöpfe, Streichhölzer, Wicse, Pomade, Stückchen von Seife, Schokoladentafeln, Zwirn, daneben aber auch Handschuhe, Taschentücher, seidene Stücke, Ringe, Broschen usw. ...

Die schuldigen Damen schweigen und sind froh, daß niemand etwas davon erfährt. Die unschuldigen schweigen ebenfalls, weil es keiner angenehm ist, sich wegen der Durchsuchung auf der Straße angaffen und von den Bekannten anullken zu lassen. Manche Frau geht außerdem gegen den Willen ihres Mannes in ein Warenhaus. Als die Warenhäuser entstanden, waren einige Frauen und deren Männer so dumm, wegen solcher Durchsuchung einen Höllenlärm in der Öffentlichkeit zu schlagen, wie jener schlesische Graf, der die Durchsuchung seiner Gattin in die Presse brachte. Er kann mit seiner Frau heute noch keine Gesellschaft besuchen, ohne daß man sich über das Paar amüsiert. Unser Chef hat es neulich erst erzählt.

10 bis 15 durchsuchen wir täglich, sehr häufig mehr. Was denkst du wohl, was für Frauen und Damen wir schon durchsucht haben! Wenn das ihre Männer wüßten!

Es sind alle Stände vertreten, Frauen von Kaufleuten, Handwerkern, Beamten, Bauern, Arbeitern, die feine und die halbe Welt, Frauen und Mädchen jeden Alters und Standes.

Die Unschuldigen kommen sehr oft wieder, der Reiz ist zu stark. Ich habe in den sechs Wochen eine Fleischerfrau schon 2mal durchsucht. ...

Wird eine Verkäuferin attrappiert, so müssen sofort 2 Aufsichtsdamen mit einem Rahonchef nach der elterlichen Wohnung oder nach ihrem Logis und dort Hausdurchsuchung halten. Verweigern die Eltern oder Logiswirtinnen diese Durchsuchung, so postiert sich der Rahonchef mit einer Aufsichtsdame vor die Wohnung, damit nichts beiseite gebracht wird. Die 2. Dame holt einen Kriminalbeamten. So lautet die Instruktion. Gewöhnlich lassen die Betreffenden die Durchsuchung zu, ehe sie die Polizei ins Haus nehmen. Dort werden die gestohlenen Sachen protokolllarisch festgestellt und die Mütter oder Wirtinnen, die in der Regel an den Diebereien beteiligt sind, mitgenommen und dort getrennt von den Verkäuferinnen verhört. Was die eine nicht sagt, gesteht die andere. Haben wir den Schaden festgestellt, so müssen beide ein Geständnis ihrer Schuld

unterzeichnen und sich verpflichten, bis zu einem Termin den Schaden zu ersetzen. Ist ein Vater vorhanden, so wird dieser zitiert, damit er sich ebenfalls zur Deckung des Verlustes verpflichtet und ferner noch seine Damen an Ort und Stelle gehörig durchbläut. Ist kein Mann da, so besorgen sich Mutter und Tochter oder Wirtin und Chambregarnisten diesen Liebesdienst gegenseitig. Unser Chef sagt immer, daß solche Paare nicht wieder zusammen mausen.

Wir kommen so ohne Polizei und Gericht aus und bringen außerdem den größten Teil des Schadens herein."

Magdeburg. DBI 31/8 93: Aufzeichnungen des Reinhardus, 7. Abtes von Pforte (aus dem „Schulpforta“ hervorgegangen ist): „Dieser Zeit, 1270, fällt zu Magdeburg, ein Jude am Sabbat in ein Sekret; den wollen die andern Juden, weil es ihr Sabbat, nicht herausziehen. Als solches dem Bischof berichtet wird, befiehlt er, daß der Jude am Sonntage, weil es der Christen Sabbat, auch nicht sollte erhoben werden. Mußte also der arme Tropf 2 Tage und Nacht im Unflat stecken.“ (Aus U. Trinius: Von der Spree bis zum Main.)

„1492, da Ernestus Erzbischoff zu Magdeburg zu Gemüth zog den großen Schaden / den die Juden den Untertanen in seinem Erzstift durch ihre Schinderey zufügten / trieb er alle zum Land hinauß / macht ihren Sand oder Begräbnuß zu einem Acker / verkauffte den Bürgern in den Stätten ihre Häuser / und bezahlt mit dem erlöbten Gelt die gemeine Schulden / unnd das war wol gethan.“ Gottfried Chronik, 1600, S. 721a.

Die „Altstadt“ erklärte in der guten, alten Zeit, 1712, daß „der Stadt Wohlfahrt und der glückliche Succesß des commercii darauf beruht, daß keine betrügliche Judenhandlung hier geduldet wird“, vgl. Liebe 91.

„Der Jude soll sich so bohrt aus Magdeburg paquen oder der Commandant wird ihn herausschmeißen“, schrieb Friedrich der Große auf das Gesuch eines Schutzjuden in Magdeburg, der die Rechte christl. Kaufleute haben wollte.

Magdeburgische Zeitung 31/1 1793: „Ungeachtet des scharfen Verbotes, wag-

ten es hier im Felde mehrere Juden, 120 Ochsen aus Vorderösterreich in das französische Lager zu bringen. Ein Kaiserliches Kommando verfolgte sie und gelangte in den Besitz der Ochsen, konnte aber die fliehenden Juden nicht erreichen.“ So war es immer: Menschen und Tiere werden geschnappt, während der Jude, der sie verführte oder herantrieb, frei bleibt.

▼ Uzi 1865: „Als Neh am 10/11 1806 in Magdeburg war, empfing er die Behörden und angesehenen Bürger der Stadt. Er hatte gewünscht, hierbei alle Konfessionen zu sehen. Auf seine Frage, ob kein Vertreter der isr. Gemeinde zugegen sei, wurde ihm entgegnet, Magdeburg sei von Juden befreit, es würde nur ein einziger Jude aus besonderen Gründen geduldet. Meine Herren, unterbrach der Marschall, Sie meinen wohl ein Israelit; in Frankreich kennt man keine Juden, alle Privilegien sind dort aufgehoben, fortan wird dies auch für Magdeburg gelten, und jeder Kultus wird erlaubt sein.“

Das war eine der „Segnungen“ der furchtbaren Franzosenzeit. Von da ab wurde es anders.

M. d. R. Ostw. Zimmermann, Rede 26/6 1890 in Magdeburg: „Sehen Sie vielleicht einen Juden, der Steine klopft, Kohlen aus der Erde herausholt, Häuser und Eisenbahnen baut, oder irgend ein ehrliches Handwerk ausübt? Nein! (Zwischenruf: Er wird nie arbeiten!) Aber unter den Hausierern auf den Märkten, auf den breiten Straßen, wo schöne Schriften und große Reklamen das Publikum anlocken können, wie hier am Breiten Wege, da sitzt der Jude, da können sie beobachten, wie er arbeitet. (Sehr war!!)“

Bertreten wurde Magdeburg durch den # Ober-Verw.-Ger.-R. Schiffer im Abgeordnetenhaus und durch RA Landsberg im Reichstage. Die Lebensmittelverteilung lag im Kriege in den Händen des Stadtrats Prof. Dr. Landsberg. Die Provinzialsammelstelle für Eier leitet Koppel-Weinberg aus Galizien, der zwar militärpflichtig, aber von jedem Heeresdienst wegen Unabkömmligkeit bei der Lebensmittelversorgung befreit war; die Kartoffelber-

forgung hatte Heynemann, die Fleischversorgung Ehrlich, die Kornversorgung Schüler und Nathan. Das Stadtparlament wurde auf dem rechten Flügel geführt durch den # N A Stern, die Mittelparteien durch den mosaischen Bejall, und die sozialdemokratische Stadtpartei durch Reichstagsabg. N A Landsberg. Die Versorgung der Offiziersgefangenenlager mit Textilstoffen lag dem Jud' Weil ob. Außerdem wirkten zwei getaufte Mendelsöhne als Pfarrer, und ein anderer war bis vor kurzem Superintendent in Seehausen, sowie Mitglied der Provinzial- und Generalsynode. Das Staatsarchiv leitet Dr. Israel.

1912 stellte die konservative Partei dem Herrn Schiffer gegenüber den Generalleutnant Rogge-Wernigerode als Gegenkandidat auf. Dem konservativen Vorstände gehörte der getaufte Rechnungsrat Mendelsohn an. Nun wurde der konservative Wahlaufruf von den Mitgliedern des Vorstandes unterschrieben. Auch der Name Mendelsohns wurde unter den Aufruf gesetzt. Mendelsohn schrieb infolgedessen seinem Massengenossen Schiffer, er bedaure die Gegenkandidatur Rogge und sei nicht damit einverstanden, daß sein (Mendelsohns) Name den konservativen Wahlaufruf decke; Schiffer machte von dem Schreiben Gebrauch, und nun erfolgten Angriffe auf die Konservativen unter dem Stichwort: „Wie die Konservativen ihren Wahlaufruf mit falschem Namen decken“. Mendelsohn wurde dann aus dem konservativen Verein in M. ausgeschlossen.

Bei Beginn des Krieges wurde der „Pole“ Spira als Zivilgefangener interniert, aber befreit, als Heynemann, der Leiter der Provinzialkartoffelstelle, ihn in Dienst nahm. Von dort bekam ihn Stadtrat Landsberg, um ihn als Leiter der Kartoffelversorgungsstelle M. anzustellen, wo er bis Herbst 1917 wirkte. Auf einmal tauchten Gerüchte auf, Spira sei des Betruges, der Majestätsbeleidigung und des Landesverrats angeklagt. Die Zeitungen übergingen das mit Stillschweigen. Nur das Wochenblatt „Sachsenschau“ wies, wenn auch zahn, auf die Vorfälle hin. Der stellvertretende Korpskommandeur von Dünter und Oberpräsident von Hegel

traten kurz darauf aus ihrem Amte. Erst vor drei Wochen brachte die Presse die kurze Notiz, daß Spira wegen Betrugs und Majestätsbeleidigung habe freigesprochen werden müssen, da die Straftaten verjährt seien. Die Gerichtsverhandlungen leitete der getaufte Landgerichtsrat Goldschmidt.

Der Polizeipräsident ist verheiratet mit einer geb. Eichberg. Am Gericht wirken Amtsgerichtsr. Lewin und Hieff. Lewin war zugleich Leiter der nationalen Arbeitervereine, Rechtsbeistand der Beamten-Vereinigung, Vorstandsmitglied der Vaterlandspartei und anderer Vereine. Grundbuchrichter sind: Deutsch und Hirsch; Gerichtsarzt Medizinalrat Dr. # Referstein; Konsistorialrat ist Josephson; Landgerichtsrat ist Goldschmidt; Prof. Dr. Landsberg ist Vorsteher des Lebensmittelamtes und des Statistischen Amtes. Unter den Rechtsanwältinnen wirken allhier 28 Jüdnen.

Die Verdrängung des deutschen Buchhandels durch das jüd. Kaufhaus, W 7/4 1930: „Die Sortimenten verschwinden von der Hauptstraße und wandern in die Seitenstraßen; auf dem Breiten Weg vor dem Alten Markt zur Steinstraße befanden sich noch in der Inflation 5 führende Geschäfte. Karl Peters mußte dann einer Erweiterung des Warenhauses Gebr. Barasch weichen; Mag Kretschmanns Buchhandlung, ältestes Geschäft am Plage, als Kreuzsche Buchhandlung im 18. jh. gegründet, bekannt als Lehrstätte Wilhelm Rabes, die ihn zu „Unseres Herrgotts Kanzlei“ anregte, wird ein Wäschegeschäft aufnehmen. Da Kretschmanns Laden ebenfalls einer Erweiterung von Barasch zum Opfer fallen soll, hat die Firma schon 2 Buchhandlungen verdrängt. Julius Neumanns Buchhandlung wich bereits vor Jahren vor einem jüd. Schuhwarenladen, der die dreifache Miete zahlen konnte. Am auffallendsten ist der Verkauf des Hauses der Heinrichshofenschen Buch-, Kunst-, Musikalien-, Piano- und Lehrmittelhandlung, seit dem 18. jh. führendes Geschäft der Provinz, an den K a r s t a d t-Konzern. Die Bedeutung der Firma Heinrichshofen geht schon aus dem Namen hervor. Nur

Lichtenberg und Bühling wollen ihren Laden scheinbar nicht aufgeben, weil gleichzeitig der Geschäftsinhaber Hausbesitzer ist. Von 5 deutschen Buchhandlungen in einer Straße, unter denen 2 seit 1½ jh. ihren Platz nicht wechselten, sind in einem Jahrzehnt 4 durch jüd. Geschäfte, darunter 3 durch Warenhäuser verdrängt.

I. Recht und Verwaltung [1916 60 MA, darunter 28 Juden]: Abraham, M., WB [Breiteweg] 271; Alb, E., JM, WB 259; Bacher, R., JM und R, WB 11, C) WB; Bein, M., MA, WB 227, C); Bernhard, M., MA, WB 250; Brandus, Dr., MA, WB 224; Cohn, MA, Alter Markt 5, C); Choyke, J., JM und R, Lübecker Str. 22 a, C); Cohn, D., JM und R, WB 180; Dessauer, G., JM und R, WB 137, C); Ehrlich, R., MA, WB 265; Eisenberger, Dr., Staatsanwalt; Fiteh, E., MA, Alte Ulrichstr. 8; Frant, Dr., JM, WB 44, C); Goldmann, MA, WB 129, C); Guttmann, Ed., MA, WB 175/7, C); Hammer Schlag, Dr., MA, WB 249 a, C); Kalischer, M., MA, Alte Ulrichstr. 16, C); Kaufmann, E., JM und R, Schwibbogen 7; Landsberg, MA, C); Lichtenheim, J., JM, WB 12, C); Lichtwiz, M., Dr., JM und R, Schönebeker Str. 35, C); Merzbach, Dr., WB 35; Salomon, Jul., JM und R, WB 68, C); Spitzer, G., MA, Schwibbogen 7; Stern, Dr., JM und R, WB 189; Straußberg, Dr., MA, WB 3 a; Ullmann, JM und R, Schwibbogen 7; Werner, E., JM und R, Kaiserstr. 13, C); Wollmann, M., JM und R, WB 189, C).

II. Medizin [1916 171 Ärzte, darunter 32 ▼]: Wendig, M., Dr. (Bahn), Lübecker Str. 117, C); Wornstein, M., Dr., Gustav-Adolf-Str. 18; Eschenhagen, E., MA, Kaiserstr. 47; Frankenstein, E., Dr., WB 225, C) WB; Friede, D., Dr., Kaiserstr. 96, C) WB; Friedberg, M., Dr., WB 180; Goldberg, J., Dr., Diesdorfer Str. 25; Greiffenberg, M., WB 173; Groß, G., Dr., WB 116; Grünberg, E., Dr., Lübecker Str. 126; Kahn, J., Dr., Kaiser-Wilhelm-Platz 2; Keferstein, G., Dr., MA, Gerichtsarzt, Halberstädter Str. 8; Kraus, M., Dr., Alte Ulrichstr. 12; Lehfeld, J., MA, Hohenpfortestraße 51; Leo, M., Dr., Kaiserstr. 34; Löwenthal, Rud., Dr., Thiemstr. 11, C); Moses, G., Dr., Gr. Diesdorfer Straße 226, C); Neuberg, Otto, Dr., WB 159, C); Ortman, F., Dr., WB 23; Rosenthal, E., MA, Kaiserstraße 42 a; Rosenthal, R., Stabsarzt, Klewitzstr. 8; Rosenthal, L., Dr., WB 66; Saenger, M., Dr., Kaiserstraße 75, C); Sandmann, G., Dr., Viktoriastr. 8; Schattmann, W., Gr. Mänzstr. 12; Seligsohn, Dr., Jakobstraße 41, C); Silberstein, D., Dr., Johannisberg 8; Simon, D., Dr., Kaiserstr. 17; Steiner, M., Dr., Johannisberg 1, C); Wehrwater, E., Dr., Gr. Diesdorfer Str. 29; Wiefenthal, Dr., MA, Lübecker Str. 21, C) §; Winter, Jul., Dr., Agnesenstr. 18, C) §; Wolff, Franz, Dr., Gr. Diesdorfer Str. 217, C).

III. Sonstige Wissenschaften: Aufrecht, Dr., O 1870 —; Hirschel, Handelslehrer, C); Rosenthal, Dr., O 1870 —; Rosenthal, Ernst, Dr., C); Rosenthal, Lud., Dr., C); Schattmann, Willy, Dr., C); Spanier, Mor., Dr., Königstr. 65, C) § WB; Steinhardt, M., Lehrer, Gustav-Adolf-Str. 18, C).

IV. Bank, Handel und Industrie: Blumenthal, Max, Dir., Königstr. 32, C); Fall, Leop., Anhaltstraße, C) WB; Herzberg, W., Viehgeschäft, Urndtstr. 1, C); Herzberg, Carl, i. Fa. Gerson Herzberg & Söhne, M.-Budau, C); Schachnow, A. & S., Fabrikant, WB 214, C); Schaefer, Leo, vereid. Kreisagator, C); Schaller, Otto, i. Fa. Louis Schaller, Getreidegeschäft, Kaiserstr., C); Schaller, Louis, Getreidegeschäft, C); Sperling, Leonor, Kassier. i. Fa. L. Sperling & Co., C) WB; Wolff, Georg, i. Fa. Phil. Wolff, WB 171, C).

Magdeburger Prozeß. 1. f. Ebert, 2. f. Haas im ersten Nachtrage.

Magen [Mogen] Davids = Stern Davids.

↓ Maggi, Konserven- und Tunkenfabrik, Schweiz. — Generalanzeiger, Berlin 12/11 1913: „Einen Erfolg hat der j. Zentralverein bei der Maggi-Gesellschaft erreicht. Es war ihm mitgeteilt, daß diese grundsätzlich keine Juden anstelle. Darauf wandte sich der B. an die Gesellschaft und erhielt eine völlig befriedigende Antwort, daß die Gesellschaft durchaus nicht das Geschäftsprinzip habe, kein jüdisches Personal anzustellen; im Gegenteil, sie haben früher jüdische Beamte gehabt und haben solche auch jetzt noch. Daß die Gesellschaft die Rundschau der isr. Hausfrauen hoch einschätze, bedürfe wohl keiner Bestätigung. Es sei ihr ein Vergnügen, dem Zentralvereine diese Erklärung abgeben zu können.“

maggid, j: Wanderprediger, Erzähler. Bischoff J. Maggiorini-Ferraris, früherer Postminister, Rom, schrieb unter dem Namen „Victor“ in der Nuova Antologia die berücksichtigten wirtschaftlichen Eintreffungsartikel, worin er im Einverständnis mit Hannotaux für Deutschlands wirtschaftliche, kommerzielle und persönliche Vernichtung eintritt. — Pudor, Kräftiges Blut 1/10 1915.

Magidew, W., defreggernder Maler aus Rußland, stellte in München (2. Medaille) und Wien aus. DNB 1906, 8.

Magido[h], Leo, — laut Schreiben seines Sekretariats: „Dtshlnds erster Tenor“ und ein „künstlerisches Ereignis von allererstem Rang“. Großdtische Sänger- und Dirigenten-Z.: „Noch jung an Jahren, dürfte M. bald internationalen Ruf genießen“. Konzernnachrichten: „mit einer Technik ... die nur ganz Großen im Reiche der Sangeskunst (Caruso, Fadlonker, Battistini) eigen ist, bzw. eigen war“. Würzburger General-Anzeiger: „Typ des italienischen Sängers“. „Zur Aufklärung“ heißt es in seinem Prospekt: „M. singt nicht nur italienisch, sondern auch dtsh!“ — Frankfurt a. M., Franz-Rüdert-Str. 25. — 1928.

Magijer, Hirschel, & Co., machen in „Mädchen en gros“. „Auf dem Bahnhofe in Sosnowitz fielen den Beamten 2 Handelsleute auf, die mit 2 bildschönen Mädchen den Zug nach Kattowitz besteigen wollten. Die Männer wurden angehalten und waren anfangs enttäuscht: Die 16- und 19jährigen Mädchen seien „Verwandte“, denen sie in Kattowitz Garderoben kaufen wollten. Die Händler waren Hirschel M. und Abraham K i w l o w i c z aus Wenzin. Die Beamten fanden bei den Händlern eine umfangreiche Korrespondenz mit internationalen Freudenhäusern in Amerika und dem Orient. Magijer versuchte bei der Selbstinspektion Briefe zu zerreißen. Aus Korrespondenzen wurde weiter festgestellt, daß beide Händler des öfteren in Kattowitz waren und hier mit Mädchenhändlern aus Warschau zusammenkamen, um wegen des Transportes der „lebenden Ware“ Konferenzen abzuhalten. Es wurde ermittelt, daß in Sosnowitz die Kupplerinnen in einem Hause in der Nähe der Bahn die Mädchen umzogen, damit sie elegant ausfähen. Die ganze Gesellschaft trat immer als armselige Händler auf und fuhr auch stets in den schmutzigsten Sachen, die sie besaß, nach Kattowitz, damit sie der Bahnhofs-polizei nicht auffalle. — M. und R. bestreiten, Mädchenhandel getrieben zu haben. Sie wollten die Mädchen in ein „gutes Haus“ in Amerika als „Kindererzieherinnen“ unterbringen. Den Opfern selbst sagten die gewissenlosen Menschen, daß sie mit ihnen zu Verwandten nach Galizien fahren würden. M. und R. waren bei der Kattowitzer Polizei als Mädchenhändler bekannt. Vor Jahresfrist waren beide in Rußland wegen Mädchenhandels zu längeren Strafen und Zwangsarbeit verurteilt, sind aber entwichen und hielten sich seit dieser Zeit bei Bekannten versteckt. Auch Schmuggel trieben beide in Gemeinschaft mit einer bereits hinter Schloß und Riegel befindlichen Schmuggler-Gesellschaft; ferner beförderten sie auf falsche Pässe „russische“ Staatsangehörige über die preußische Grenze. Beide sollen auch Helfersdienste dem L u b e l s k i (H) geleistet haben.“ Wahrheit 1/8 1914. — Vgl. Mädchenhandel.

Magine Heim, Berlin (B. zu gegenseitiger Hilfe), gegründet 1804. Vorstand 1916: Moritz Manheimer †, immerwährender Ehrenvorsitzender! Stadtverordneter Dr. jur. J. Levy, Vorsitz; Manuel Schwarz, Bize-Vor-

figer; Dr. phil. Eugen Hirschberg, Schriftföhrer; Paul Sanger, Bize-Schriftföhrer; Ernst Wallach, Schachmeister; GKM Hermann Frenkel, Schachmeister der Witwen- und Waisenanstalt; Emil Pincus, Rassenprüfer; Siegfried Sachs und Ismar Hamburger, Pfllegeväter; Direktor Dr. Georg Minden und Berthold Israel, Beisitzer.

Bizevorstand sind: Siegfried Caro, Berthold Kirstein, Direktor Oscar Wassermann, Georg Bachmann, Eduard Lehweß, RM Alfred Böwenberg, RM J. Mandelbaum, Stadtverordneter Max Salinger (Berlin), Dr. Karl Ellstätter, Prof. Dr. Ferdinand Blumenthal, Berthold Zieg.

Der Schutzkommission gehören an: Gustav Sachs, Simon Hoffmann und als Bize: Louis Grumach und S. Wette.

Magino, geb. Meir di Gabriele aus Venedig, 16. Jh., errichtete in Rom eine Seidenmanufaktur und versprach dem Papst Sixtus V., zweimal im Jahre von den Seidenraupen des Kirchenstaats Frucht und Seide zu ziehen. In einer Bulle vom 4/6 1587 erhielt M. das alleinige Recht zur Ausnutzung seiner Erfindung auf 60 Jahre und das Recht, 15 Jahre mit seiner Familie außerhalb des Ghettos zu wohnen. Allerdings machte der Papst aus, daß seine Schwester Camilla Peretti-Mignucci Teil an dem Verdienste aus den Raupen haben sollte. Zum Dank dafür widmete Magino dem Papste 1588 italienische „Dialoge über Behandlung der Seide“, mit einem Preisgedicht auf den Papst. Durch ein weiteres Privileg wurde ihm 88 das ausschließliche Recht zugesichert, mit einem von ihm erfundenen Pflanzenöl Spiegel und Kristallgläser zu polieren.

Magnat, vom lat. magnus, groß, — ein besonders in Ungarn gebräuchliches Fremdwort für Groß-Grundbesitzer und -Industrielle, mit dem der Jude auch in Deutschland bemittelte Konservative und Agrarier betitelte, um sich einzuschmeicheln und sie einzuschläfern. Jüdische Rechtsberater, Vermögensverwalter usw. redeten ebenfalls gern von ihren standesherrlichen Arbeitgebern, wenn diese in der Nähe waren und es hören konnten, als Magnaten. Was der Jude von den hohen Herren im übrigen dachte, hat er mit wünschenswerter Deutlichkeit erst am 9/11 1918 in der Revolution gezeigt.

Magne, reiche Familie in Frankreich. Schmeizner 1883, S. 442.

Magnes, Judah Leon, Dr., Kanzler der hebräischen Universität in Jerusalem, *1877 San Francisco, „hat Arbeit und Erfahrung eines 80- und Spannkraft und Aussehen eines 30jährigen“. Er studierte auf den Rabbi in Cincinnati und Heidelberg, wurde dann Rabbi im Tempel Emanuel in der Fifth Avenue, New York, der reichsten Gemeinde der Welt, und Sekretär der zion. Federation, bis er eines Tages in der Synagoge die Reformbewegung des Judentums für einen Irrtum erklärte: „Er legte seine Stelle nieder! Da wußten wir alle, daß Judah Leon Magnes ein Name sei, den man sich merken müsse.“ — 08 heiratete er die Schwester von Louis Marshall, begründete das „American Jewish Committee“ (1911) und machte sich „an die Herkulesaufgabe, den ewig brodelnden Schmelztiegel der New Yorker Judenstadt in das Modell der einheitlichen „Rehilla“ zu gießen.“

„Mit dem ihm eigenen Mute legt er den Finger auf die Bunde des New Yorker Judentums. Statt es, wie viele andere, feige zu verleugnen, weist er auf die Entartung der Masse, auf die steigende Kriminalität im Judenviertel hin und ruft daher alle zur Fahne der Rehilla. Im Vereine mit Hermann Wornstein schafft er eine auf höherem literarischen und moralischen Niveau stehende jüd. Tagespresse, wird gleichzeitig der Liebling der Chassidim-Klauen, wie der Arbeiterorganisationen. Er bietet den schlauesten Intriguen Schach, wie ein geriebener Politiker, aber in seinem Inneren glüht ein Ideal des reinsten Humanismus und der Stammesliebe, das er in das New Yorker Goshen tragen will. Seine beständig schönen Reden halfen im Kriege das Niesenhilfswort des Joints schmieden und schlugen Geldquellen aus Felsen. Es liegt etwas Unnachahmliches in den Reden des Magnes. Es ist die Melodie einer noblen Seele. Sein Platz war bald nicht mehr in Amerika. Geh' weg von deinem Lande, deiner Geburtsstätte und

deinem Vaterhause in das Land, das ich dir weise.“ JFB 13/12 1929.

„Einer der eifrigsten Förderer der bolschem. Umtriebe und Besucher der bolschem. Mission in Amerika, Rabbi ohne Synagoge, ein Ultra-Extremer, ein Meister agitatorischer Redekunst. Probolshewist in Einfluß und Verbindung; Mittler zwischen reichen und radikalen Juden, wenn letztere Geld brauchen.“ Ford J. J.

Magnetismus. — „Seit Jahrtausenden erregt die starke Aneignungskraft die Bewunderung der Nationen: Alles bleibt bei den Juden hängen. Sie mögen ihre Finger strecken, wohin sie wollen: stets ziehen sie dieselben belastet wieder heraus. So ballt sich der Reichtum der Völker immer mehr in jüdischen Händen zusammen. Eine überraschende Aufklärung kam aus Amerika, dem Lande aller Wunder. Die Zeitungen schrieben 1890: „Eine merkwürdige Kraftäußerung des menschlichen Körpers hat, der „Gäa“ zufolge, Prof. Dr. Simon in Baltimore an einem jungen Manne, Hamburger, beobachtet. An den Fingern desselben bleibt nämlich alles haften, was er berührt. Und dieses ist nicht ein schlechter Witz, sondern buchstäblich die Wirkung einer unerklärten Adhäsionskraft. Durch bloßes Anhaften der flach aufgelegten Finger vermag Hamburger einen Stab von 2610 Gramm aus beliebigem Stoff emporzuheben. Leichtere Körper von 20 bis 50 Gramm haften wohl 10 Minuten und länger. Prof. Simon fand angeblich noch bei mehreren Personen „Spuren dieser Kraft“, die nicht auf Fernwirkung beruht, wie magnet-elektrische Anziehung. Sie wirkt ohne Druck durch einfaches Anlegen der Finger. Man denke sich, wie ein durchaus ehrenhafter Gebrüder durch seine Urkraft in Verdacht kommen kann, wenn plötzlich ein 350 Gramm schweres fremdes Portemonnaie an seinen Fingern kleben bleibt.“ — UC 10.

Magnin, Wgl. der provisorischen Regierung, Sept. 1870, Paris. — Drumont.

Magnus, Judenname; 1. Latinisierung von Groß. 2. Von Magnuschem in Polen, südlich von der Mündung der Pilica in die Weichsel. 3. Ersatzname für Manasse.

Magnus = Heinr. Groß.

Magnus v., dtischer Gesandter in Kopenhagen. Bismarck machte seiner diplomatischen Laufbahn ein Ende, als M. mit überschwenglichen Worten auf einem Feste vor Sarah Bernhard (sb) das Knie gebeugt hatte.

Magnus, O Δ v. Winterfeld.

$\frac{1}{2}$ \blacktriangledown R: 1. L., O \blacktriangledown # GK Gutmann, von der Dresdener Bank.

$\frac{1}{4}$ \blacktriangledown R: a) L., O Δ Baron Drjini;
b) L., O Δ Frhr v. Effen, schwed. Gesandter in Berlin;
c) S., O ?Baronesse Frankenstein.

2. L., O Δ Rabi aus Bayern, UP (Berlin), Oberstabsarzt 1. Kl., aus adliger Sippe, die im 7jährigen Kriege wegen Verarmung die Titel niederlegte, um besser als Bürgerleute fortzukommen. Prof. Rabi war ein Sohn des Oberrechnungsrats in Potsdam, Nepomuk Rabi, der 1831 die Karoline Laverenz heiratete (*1800); sie wurde Dame des Luisenordens und des Verdienstkreuzes 1870/71, Gründlerin des Vaterländischen Frauenvereins zu Berlin; die Mutter der Karoline Laverenz war eine L. des Baumeisters Manger in Potsdam, nach dem die „Mangerstr.“ heißt. Die Mangers wurden 1808 als „von Roszhnki-Manger“ geadelt, ihr Rittergut Struvenberg bei Bieslar aber 1813 in der Schlacht bei Hagelberg vollständig zerstört. Rabi kam also aus bestem Blute, das er leider nicht rein kind und Kindeskindern zu übertragen vermocht hat:

- ¼▼R: a) Jise, O △ Frhr. Reichlin v. Meldegg, schwerer Reiteroffizier in Landsküt; b) Sofie, O △ Wischer, Fabrikbesitzer, jetzt Musiklehrer; c) Irmgard, O △ Finkl, Kommandant der 7. Torpedobootflotille, Wilhelmshaven; Freund des Prinzen Adalbert; d) Trude, O 1. △ Fritz William Schuster in Basel, der mütterlicherseits von den Burdharbs stammte; 2. △ Robert Bollner (Sb).

Magnus, Stadtrat, Königsberg i. Pr., †1908. R: Walter. — Oberbürgerm. Rörte sprach, neben Rabbi Vogelstein und Synagogenvorsteher FR Holz, reichlich naiv am Sarge des Stadtrats (s. Jüd. Volksblatt 08, 104): „Viele, viele Menschen werden in Königsberg mit uns in dem Dahingegangenen einen Wohlthäter beklagen. Gestatten Sie mir noch meinerseits zu versichern, wie schon aus berufener Munde hervorgehoben wurde, daß uns der Verstorbene auch ein Vorbild gewesen in der treuen Art, wie er sein Judentum betonte. Gerade heute, wo die Zweifel am Religiösen viele Menschen soweit ergriffen haben, daß sie kaum den Mut finden, ihre religiöse Gesinnung überhaupt zu zeigen, wo gerade das Judentum so vielen Berunglimpfungen ausgesetzt ist, ist es ein Schmutz und eine Bierde für einen Mann, wenn er, wie unser lieber Magnus es getan hat, sich als deutscher Jude fühlt. Er hat damit der Sache des Judentums nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt einen Dienst geleistet. Dieses Beispiel aufrechten Mannesmuten werden wir uns stets vor Augen halten. So zieh denn dahin, was sterblich an Dir ist. Was Du uns gewesen bist, wollen wir treu für alle Zeit bewahren!“

Magnus, Eduard, 1799—72 Porträt-Genremaler, Prof., Berlin, Mgl. der Akademie. B: Zweckmäßige Beleuchtung von Galerien, 64. — W: Mendelssohn-Bartholdy Gustav Magnus; Jenny Lind (Sb); E. Mandel; Ital. Landschaft usw. Viele Preise und Auszeichnungen. Dr: Heinrich Gust. M. — 3E.

Magnus, Eduard, Dr., UP (rabb. Lit.), Breslau. 1810 Berlin —? De.

Magnus, 1. Eduard, Privatier, Langelau 39, Hannover. UR: „Neptun“, Schiffswerft und Maschinen, Rostock; Breitenburger Portland-Zement, Sägersdorf; Commerz- und Diskonto, Hamburg; Continental-Caoutchouc und Guttapercha, Hannover; Dtsche Aepfelm. d. Dümmer und Vorwohl. Grubensfelder; Meinerfer Otermühle; Wintersche Papiersfabriken, Altloster.

2. Ernst, Theaterstr. 12, Hannover. Dir: Commerz- und Diskonto-Bank, Filiale; UR: Gummitwerke „Excelsior“ AG. Es ist immer interessant, wie sich zwei Brüder bei ein und derselben Bank oder AG in den höheren Stellungen zu beschäftigen und zu ergänzen wissen. 1914.

Magnus, Erwin, dtischer Übersetzer. Bartels DZ 3, 1021.

Magnus, Georg, GDRN, Berlin W, Friedrich-Wilhelm-Str. 5. Präf. UR: Union, Allgem. Versicherung. UR: Berl. Handelsgesellschaft Commandite auf Aktien; Kleinbahn Kiel-Schöneberg; Westdtische Eisenbahn, Köln a. Rh. 1914.

Magnus, Heinrich Gustav, Dr., UP (Phhj.), Berlin. 1802—70. Ko: „Für seine hervorragende Bedeutung spricht schon der Umstand, daß 2 so weltberühmte Forscher, Helmholtz und Hofmann, beim Ableben von Magnus die wissenschaftlichen Taten des Verbliebenen in eingehenden Gedentschriften schilderten.“ Dr: Eduard M.

Magnus, Jakob Israel, Maler, Berlin; #1810. — Lamm.

Magnus, Ju., FR, Dr. jur. h. c. (Frankfurt a. M.), R: Juristische Wochenschrift; Berlin, 1921.

Magnus, Ju., Bankhändler und Hausbesitzer, — 2—0,13—, Kurfürstenstr. 53, Berlin W. 35. Präf. UR: E. Müller, Gummiwaren, 1914.

Magnus, Laurie, London, Belletrist, 1930, schrieb auch über „die Juden in der Christlichen Epoche“ — Ernest Wenn, London, — worin der Zionismus für unvergänglich, der Judentum aber für geistig und ewig erklärt wird. Dann versucht M. die Übel des Kapitalismus und Sozialismus vom Konto der Juden zu streichen, die ebenso wenig am Bolschewismus wie an der internationalen Finanz beteiligt seien. s. Magnus, Philipp.

Magnus, Lu. Immanuel, 1790—61 Berlin, Better: Heinrich Gustav M. Er war Bankmann, dann Lehrer an ▼Cauers (Dr. des Bildhauers) „Akademie“, zuletzt Beamter des Berl. Kassenvereins, und schrieb Mathematisches; Dr. h. c. (Bonn).

Magnus, Markus, 1700, Hofjude, Berlin, Oberältester der Berl. Gemeinde, vgl. Esther Liebmann.

Magnus, Meher †, GKR, Stadtrat, Kultusvorsteher, Verbreiter der „Schmach des Jahrhunderts“, Berlin, 19. Jh. — R: 1. Rudolf; 2. Paul, Prof. Dr.; 3. Ernst Dr. jur. —

B. ▼Auerbach, Berlin, 28/3 1878: „Ich war gestern bei einem großen Dinner bei Stadtrat Magnus, einem der angesehensten und einfach tüchtigen Juden hier, der die besten Männer aus der gediegenen Bürgerschaft bei sich sieht. Dastar war mein Tischnachbar, er sieht leider sehr angegriffen aus und will noch immer nichts davon wissen, daß er sich schone.“

DfBl 15/4 1911: „1880 hielt △ Henrici in den Reichshallen einen Vortrag über die Judenfrage, zu dem auch Jung-Israel sich mit Stößen eingefunden hatte, um die Versammlung zu stören und der polizeilichen Auflösung verfallen zu lassen, es kam auch zu einer solennen Keilerei, bei der der Same Abrahams den kürzeren zog. Selbstverständlich erhob die gesamte Judenpresse ein betäubendes Geschrei über antijemittische Rohheiten und Böbeleien und rief nach Polizei und Staatsanwalt. Ein halbes Jahr später brachte Stadtrat Magnus, der einer Einladung zu einem intimen Abendcercle nach dem Kronprinzenlichen Palais gefolgt war, das Gespräch auf die Vorgänge in der Henricischen Versammlung und richtete die Frage an den Kronprinzen: „Haben Kaiserliche Hoheit von dem wüsten Madau in den Reichshallen gehört? — Es ist doch eine Schmach!“ — Der Kronprinz erwiderte darauf: „Gewiß, es ist eine Schmach; ich bin damals gerade im Auslande [in Spanien, mit ▼Dernburg als Begleiter] gewesen und habe mich darüber geschämt.“ — Bei die-

fer Unterredung ist kein Wort über den Antisemitismus als solchen gesprochen worden, sondern einzig und allein über die Schlägerei in den Reichshallen; und daß der Kronprinz, der spätere Kaiser, dem es nicht gleichgültig sein kann, wenn sich in dem von ihm regierten Lande die politischen Parteien die Köpfe blutig schlagen, über die Prügelei nicht anders urteilen konnte, liegt für jeden Unbeteiligten auf der Hand. Magnus gab die Unterredung weiter und fälschte den Sinn der Worte des Kronprinzen dahin, daß dieser die antisemitische Agitation eine Schmach genannt hätte. Einem Blatte war das Urteil noch nicht dick genug, und es fälschte weiter, der Kronprinz hätte den Antisemitismus eine „Schmach des Jahrhunderts“ genannt. Die Juden konnten ihre Märchen ungestraft im Lande verbreiten, eine Berichtigung war aus mehrfachen Gründen nicht zu befürchten, zumal da der künftige Herrscher über den Parteien steht und sich nicht persönlich in deren Streitigkeiten mischt. Der Kronprinz Friedrich war auch viel zu gut geschult, als daß er sich durch die Verurteilung einer Volksbewegung für später festgelegt hätte.“ vgl. Anti 317 ff.

Die Richtigkeit der nicht nachweisbaren Äußerung wurde aber behauptet:

Abg. Ridert im Pr. Landtag 21/3 1890: „Minister [Geßler] mag mir glauben, daß ich über die ganze Antisemitenbewegung so denke, wie sie aus hohem Munde charakterisiert wurde: ich halte sie für eine Schmach Deutschlands.“

Abg. Stöcker: „Ridert läßt den Mund eines hohen Toten reden. Die betreffenden Äußerungen sind niemals konstatiert, ich kann Ridert ein Schreiben an den verstorbenen hohen Herrn zeigen, worin wegen jener Äußerung angefragt wurde, worauf aber keine Antwort erfolgte.“

Ridert trat auch bei der „Ahlwardtdebatte“ im Reichstage 22/3 1892 wieder damit vor. Liebermann von Sonnenberg erklärte ihm: „Dies Wort hat dereinst ein verstorbener Jude gefälscht und einem hohen Herrn fälschlich in den

Mund gelegt; jener hohe Herr hat es niemals gesprochen. Man soll solche Fälschungen nicht wiederholen. Auch das bekannte Gerichtserkenntnis beweist nichts dafür, es besagt nur, daß jener Jude andern erzählt hat, das Wort aus hohem Munde sei zu ihm gesprochen, weiter nichts.“

Zum Beweise für seine Behauptung wies dann Liebermann v. S. darauf hin, wie „man im Beginn der antisemitischen Bewegung in Volksversammlungen Hunderte von Malen Magnus der wissenschaftlichen Unwahrheit geziehen habe, und diesem, so lange er lebte, häufig genug die Möglichkeit geboten worden sei, die betreffenden Redner zu fassen und die Wahrheit seiner Erzählung zeugeneidlich vor Gericht beweisen zu lassen; es sei nicht wahrscheinlich, daß Magnus das unterlassen hätte, wenn ihm der Beweis auch eben möglich gewesen wäre; denn um ganz anderer Kleinigkeiten willen habe man damals die Vorkämpfer der antisemitischen Bewegung nach Moabit geschleppt und dort von dem jüd. Injurienrichter Zion aburteilen lassen. Die Wahrscheinlichkeit spreche also kaum für die Wahrheitsliebe des Magnus in diesem Falle.“

„Vielmehr“, schreibt der Reichsbote [der das Lokal der Geschichte anderswohin, als die oben zitierten DSI verlegte], „soll Magnus selbst das Wort zu dem hohen Herrn geäußert haben, indem er den letzteren bei einem Wohltätigkeitskonzert im Tempel anredete: „Eure Kaiserliche Hoheit beweisen durch Ihr Erscheinen, daß Sie so ganz die antisemitische Heze, diese Schmach und Schande des Jahrhunderts, verurteilen“, worauf der Kronprinz unwillig gesagt haben soll: „Herr Magnus, ich heze nicht.“

W. Marr erzählt den Fall im „Österr. Bf“, 6/12 1885, wie folgt: „Kurz vor Weihnachten 1879 veranstaltete die isr. Gemeinde in Berlin in der Synagoge in der Oranienburger Straße ein Konzert zum Besten der Überschwemmten in Oberschlesien. Unser Kaiser, der Kronprinz, mehrere Prinzen des Hauses Hohenzollern beehrten dieses Konzert mit ihrer Anwesenheit.

Unter den orthodoxen Juden Berlins herrschte Entrüstung, daß der Kaiser und die Prinzen den jüd. Ritualismus nicht mitmachten, sondern das Haupt entblößten im Gotteshause, und ich selbst, der ich zu jener Zeit in Berlin lebte, habe in der Invalidenstrasse auf dem Bürgersteig (Trottoir) Juden ihre Entrüstung darob mauscheln hören.

Nach Beendigung des Konzertes trat RR Magnus an den Kronprinzen — nicht an den Kaiser — heran und bedankte sich im Namen der Gemeinde, daß die Herrschaften das Konzert beehrt hätten. Magnus fügte beispiellos taktlos hinzu:

„Unser Dank ist um so aufrichtiger, als unser (jüd.) Volk gegenwärtig wieder zu leiden hat unter den antisemitischen Agitationen.“

Se. k. k. Hoheit traten einen Schritt zurück. — „Aber lieber Herr Kommerzienrat, ich agitiere doch nicht; ich bin überhaupt ein Feind aller Agitationen!“

Diese vollständig korrekte Äußerung Sr. k. k. Hoheit, welche implizite politische Diskussionen in einem „G o t t e s h a u s e“ von sich wies, wurde in der Judenpresse in oben erwähnte Form umgelogen. Man wußte, der Kronprinz konnte nicht in die Zeitungsspalten herabsteigen! — —

Auf die Wichtigstellung der Tatsache seitens der Antisemiten schwiegen die Juden — Magnus an der Spitze.

Nach 6 Monaten tauchten die kronprinzlichen Worte in einer Variante auf.

Diesmal war es ein italienischer Nobile, zu welchem Se. k. k. Hoheit, und zwar unweit Genua die obige Äußerung getan haben sollte. Der Name des italienischen Kavaliere blieb natürlich der Öffentlichkeit vorenthalten. Es half nichts, daß man die Juden und direkt Magnus interpellierte, öffentlich mit Einstepung ihres Namens, ihre Behauptungen zu bekräftigen.

D. Δ Glogau, RR 143: „Man hat die überraschenden, harten Verurteilungen von Antisemiten unter Kaiser Friedrich III. als Zeichen der Zeit betrachten wollen, wo dieser Monarch schon als Kronprinz die antisemitische Bewegung

„eine Schmach für Deutschland“ genannt hätte, deren er sich im Ausland schämen mußte. Allein diese Äußerung, von Juden und Judengenossen eifrig kolportiert, ist in keiner Weise verbürgt. In eingeweihten Kreisen wird behauptet, sie sei dem Kronprinzen nur untergeschoben, von einem Herrn aus seiner Umgebung, der später gegen seinen Willen durch höheren Einfluß in eine andere Stellung versetzt wurde. Aus mehreren Gründen habe es dieser Edelmann mit Israel gehalten; mit den großen Börsenjuden, die ihn als ihresgleichen mit handgreiflicher Vertraulichkeit behandelten, habe er im „Millionenklub“ zu Berlin ihnen zu Liebe jene angebliche Äußerung des Kronprinzen erfunden. Dieselbe sei auch dem alten Kaiser Wilhelm zu Ohren gekommen, den sie sehr verdroß, so daß er bei seinem Sohne anfragen ließ. Mit unwilligem Erstaunen habe der Kronprinz die Nachricht vernommen, und das Geschwätz dementieren lassen wollen; aber das sei wieder durch den börsenfreundlichen Edelmann seiner Umgebung vereitelt: Das Dementi würde als Demonstration gegen Israel und als Parteinahme für die Antisemiten erscheinen, während der Thronfolger zu hoch stehe, um sich in den Streit der Parteien zu mischen. — Die viel zitierte Äußerung des Kronprinzen soll also völlig in der Luft schweben, und sonach alle Schlüsse, die man daraus gezogen, zu Boden fallen.“

In einem späteren Prozeß nach Magnus Tode gegen Δ Liebermann von Sonnenberg wurde der einzige Zeuge, der aus eigener Wahrnehmung die Unterhaltung hätte bekunden können, v. Normann, nicht zum Eide gelassen, sondern nur v. Fordenbeck und einige andere Herren, die bloß beschwören konnten, daß Magnus ihnen die Geschichte bei Lebzeiten selbst erzählt habe. Die von freisinniger Seite vorgebrachte Behauptung, daß die Richtigkeit der Äußerung gerichtlich konstatiert sei, konnte daher Liebermann v. S. leicht dahin berichtigen, daß das Gericht lediglich die Glaubwürdigkeit des Herrn v. Fordenbeck und der anderen Zeugen festgestellt habe.

Bewiesen war damit nichts. Dies Gefühl müssen auch die Söhne des M. gehabt haben, als sie beschlossen, sich nach weiteren „Beweisen“ für die „Klassizität“ des Wortes „von der Schmach und Schande des Jahrhunderts“ umzuschauen und sich zu dem Zwecke an den inaktiven Staatsminister v. Stosch, den Schriftsteller Dr. Moriz Gumbinner und Dr. Georg v. Bunsen wandten, auch ihrerseits die Richtigkeit jener Äußerung zu attestieren. Diese Zeugnisse liefen pünktlich und richtig ein, wurden von den Söhnen des Herrn Magnus dem Präsidenten des Reichstages „mit der ergebenen Bitte“ überreicht, dieselben „zur Kenntnis des Reichstags zu bringen“.

Sie reihen sich den beweislosen Aussagen Fordenbeds und Genossen an, indem auch in ihnen nichts weiter bezeugt wird, als daß Magnus dem v. Stosch, Gumbinner und v. Bunsen jenen den Antisemitismus verurteilenden Ausspruch erzählt habe, diese Reihe würde sich wohl leicht ins Ungemessene erweitern lassen. Aber eine Tatsache deshalb für wahr anzunehmen, weil lebende Judenfreunde aussagen, daß ein toter Jude sie behauptet hat: diese Art Beweisführung wird wenig einleuchten.

Stosch (sb) hatte seinem Zeugnis noch hinzugefügt, „solches Urteil entspräche den Ansichten weiland Seiner Majestät des Kaisers Friedrich III. durchaus“. Aber Landrat Rittmeister a. D. v. Dieß-Daber bezeugte am 18/7 92 in der Kreuz Z (vgl. Bleichröder): „... dem Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich III. habe ich 12 Jahre hindurch auf Wunsch über den Fortgang der Bewegung berichtet. Auch er erkannte klar die für Deutschlands Ehrenhaftigkeit aus dem andauernden Anwachsen des Einflusses der meist jüd. Geldmächte erwachsenden Gefahren, sowie daß die Sozialdemokratie ihre Waffen aus diesen Zuständen mit einer gewissen Berechtigung hernimmt, und daß mit der Zeit der Thron der Hohenzollern und das deutsche Reich diesen Gefahren mit unterliegen. Es scheint heilsam, öffentlich zu konstatieren, daß Seine Sympathie, wie Seine Briefe bestätigen, sich auf seiten des Kampfes befand, wenn-

gleich Er es nicht für angemessen erachten konnte, sich daran zu beteiligen.“

Pastor v. Bodelschwingh veröffentlichte am 28/10 92 in der „N. Westf. Volks Z.“: „Als die Heze gegen Stöder begann, habe ich dem Kronprinzen in einem sehr ausführlichen Schreiben dargelegt, daß, wenn die Fahne sinkt, die Stöder erhoben hat zum Heil unseres deutschen Volkes gegen seine allergefährlichsten Feinde, auch die Stunde gekommen sei, wo der Hohenzollernthron falle. Der Kronprinz hat nachher mit mir über diesen Brief gesprochen und nicht mit einem einzigen leisen Wort zu erkennen gegeben, daß er diese meine Ansicht für unrichtig halte. Ich weiß gewiß, daß dieses edle Herz voll und ganz die tiefe Gemeinheit verabscheut hat, die unter dem Namen „Semitismus“ zusammengefaßt ist.“

Kronprinz Friedrich Wilhelm, für sich durchaus bedürfnislos, geriet durch seine große Wohltätigkeit in Schulden. Er fiel — Ahlwardt, Arischer Verzweiflungskampf 1890, S. 183, — „in Judenhände, und alles weitere versteht sich von selbst. Seine Wechsel, nicht unter 50% begeben, liefen unter den schlimmsten Bucherern umher. Einen solchen, von 3300 Mark habe ich selbst gesehen. Natürlich wuchsen die Schulden so riesenhaft, daß Hilfe nur schwer möglich war. Mit ihnen hat Kaiser Friedrich viele Jahre hindurch ebenso schwer gekämpft, wie alle anderen Sterblichen mit den ihrigen. Um seinen Vater nicht zu betrüben, hat er sie geheim gehalten, bis auch dessen Ersparnisse nicht ausgereicht hätten, alle Schulden zu bezahlen. Schließlich haben mehrere jüd. Bankhäuser, wohl in der Hoffnung, für ihre Stammesgenossen dadurch in Zukunft Vorteile zu erzielen, die sämtlichen Wechsel aufgekauft und das Geld dann dem Kronprinzen zu mäßigen Zinsen berechnet. Aber auch diese Zinszahlung nahm den größten Teil des Kronprinzlichen Einkommens weg. Bald nach dem Regierungsantritt des Kaisers Friedrich sind die Schulden von fast 15 Millionen Mark bezahlt worden. Natürlich war Kaiser Friedrich den letzten Geldgebern Dank schuldig, und da er Freundschafts-

beweise nie vergaß, so wird er gelegentlich zu denselben ein Wort über die Antisemitischenbewegung gesprochen haben, das dann in schamloser Weise ausgebeutet und entstellt ist, ohne daß er bei der vorhandenen Sachlage öffentlich dagegen auftreten konnte. Wie sehr das semitische Treiben ihn angewidert hat, geht aus den Freitagischen Enthüllungen hervor. Darnach trug er sich schon in gesunden Tagen sehr ernsthaft mit der Idee, die Regierung gar nicht anzutreten. So einen Entschluß kann ein tatkräftiger Mann doch nur fassen, wenn er sich in schwerem Gewissenskonflikt befindet. Seine ihm im ganzen Volke nachgesagten Anschauungen widersprachen eben seinen wirklichen Anschauungen vollständig.“

Die Gesinnung des Kronprinzen in allen Ehren — aber er hätte nicht beiseite stehen, sondern gegen die inneren, überstaatlichen Feinde fürstlich vorangehen müssen, wie er es 1870 gegen die äußeren, die Franzosen, getan. Traurig, daß die klugen Zollern wußten, was ihnen drohte, und doch willenlos, verschränkten Armes, ihrer Aburteilung, ja Hinrichtung entgegenschritten, ohne etwas zur Befreiung zu unternehmen, Bücher und Männer um Rat zu fragen und ihre Deutschen um sich zu scharen, zur Hilfe zu bitten oder sie zu befehlen, die gerne genug unter der Losung der Fürsten: „Gegen die Juden!“ bis auf den letzten Mann anmarschiert wären.

Das Wort von der „Schmach des Jahrhunderts“ — unter diesem Titel erschien noch in Berlin 1/1 92 ein Witzblatt gegen den Antisemitismus — ist eine Völge und dem Kronprinzen von dem GKR Magnus einfach angedichtet worden.

„Als auf einer Ausstellung jüd. Berichterstatter sich in zudringlichster Weise an ihn drängten, um jedes Wort zu erhaschen, soll der Kronprinz, angewidert von diesem Gebaren, zu seiner Umgebung geäußert haben: „Ich glaube, die „Anti“ haben doch Recht!“ — Diese Äußerung dünkt wahrscheinlicher als die andere.“ (Hammer Nr. 277; UC 8/6 1890.) Die vom Kronprinzen erkannte Tätigkeit des Judentums zum Sturz der Hohenzollernmonarchie und der Errich-

tung der Börsenrepublik wird deutlich auch von Harden, Köpfe, 1,70, bestätigt.

„Die Kronprinzessin fühlte mit feinen Nerven das Nahen des neuen Windes; sie wußte, warum sie ihren Mann — der unter 4 Augen doch zum Pastor von Bodelschwing recht harte Worte über Semis Söhne gesprochen hatte — zum strengsten Tadel der antisemitischen Bewegung trieb. Der Boden, der unter dieser Bewegung dröhnte, war auch für sie“, fährt Harden, der von bösen Mischungen in dem englischen Blute wissen wollte, deutlich zweideutend fort, „ein unsicheres Gelände“.

Ende Aug. 1888 knüpfte die Kreuz-Z. einen Aufsatz über die „Judenfrage“ an ein anderes Wort des Kronprinzen: Ja, ja, man hätte früher etwas machen sollen, um die Macht des Judentums einzuschränken. —

„Dies Wort unseres geliebten Kaisers Friedrich ist von unvergleichlichem Wert. Er sagte es nach den Mitteilungen des Prof. Delbrück im Park von Sanssouci (1883), als ein Verteidiger der antijüdischen Bewegung fragte: „Würde das Offizierskorps noch sein, wie es ist, wenn die Rittergüter der Mark und Pommerns einmal alle aus den Händen der Alvensleben's und Bredow's in den Besitz der Cohn's und Leby's übergegangen sind?“ Der hohe Herr glaubte an die Schädlichkeit des jüd. Einflusses. Er glaubte, wie wir, daß man denselben hätte bekämpfen müssen. Nur darin war er anderer Meinung, daß er glaubte, die rechte Stunde für den Kampf sei verpaßt — eine Anschauung, der ein Schein von Berechtigung nicht abzuspochen ist. Wir unterscheiden uns darin von Kaiser Friedrich, daß wir eine politisch wirksame Behandlung der Judenfrage noch für möglich, ja, für notwendig halten. Aber wir sind ihm aufrichtig dankbar, daß er uns dies Wort hinterlassen hat. . . . Noch eine andere bisher unbekannte Äußerung Kaiser Friedrichs ging in den letzten Wochen durch die jüd. Presse: „Tollheit ist sie“, habe der verstorbene Max Dunder über die antisemitische Bewegung gesagt, und der Kronprinz hinzugefügt: „er sehe die Sache viel schlimmer an;

denn abgesehen, daß sie ganz Deutschland und speziell Berlin kompromittierte, sei die Judenhetze eine Versündigung nicht bloß gegen die Humanität, sondern direkt gegen das Christentum.“ Das wäre dieselbe irrige Anschauung, die auch dem Ausspruch gegen Magnus zugrunde läge. Es wird dann als Äußerung des Kronprinzen noch mitgeteilt, daß Hofprediger ▼Strauß dereinst bedacht gewesen sei, isrl. Kreise an sich zu ziehen, und daß in diesen Kreisen zu Ende der 1820er und 30er Jahre, auch später bei der endgültigen Emanzipation die Neigung geherrscht habe, sich mit allen christlichen Kreisen zu verständigen. . . . Dem Nathan hat inzwischen Shylock Platz gemacht, in Berlin, wie überall, wo das Judentum reich und mächtig wird. Dies hat der Kronprinz übersehen, falls die Urteile richtig wiedergegeben sind, was nicht feststeht. Auch hier ist es ein Verstorbener, der nicht mehr Zeugnis ablegen kann! . . . Man hat unter jüd. Beifall die Paragraphen der kirchlichen Freiheit gestrichen; warum sollen wir nicht die Emanzipation aufheben, deren sich die Juden so unwürdig gezeigt haben? Man hat die Kirchengüter, die Güter der „toten“ Hand eingezogen; warum soll man den Judenwerb, diese Güter der allzu lebendigen Hand, nicht beschränken? . . . Es kann wirklich nur die Frage sein, ob Abhilfe noch möglich ist. Daß sie nötig war, darin stimmte der den Juden so gütig gesinnte Kaiser Friedrich mit uns überein. Ob sie noch möglich ist, kann nur eine Frage der praktischen Politik sein, und wir bejahen diese Frage unbedingt. Nur Mangel an staatsmännischer Einsicht oder an politischem Mut kann sich der Notwendigkeit verschließen, die Judenfrage aufzugreifen; es sei denn, daß man den Juden durch materielle Vorteile verbunden und damit verfallen ist. — Gewiß gibt es Tausende in einflußreichen Kreisen, die dadurch an der richtigen Stellung zur Judenfrage verhindert worden sind und noch werden. Ihnen rufen wir zu: „Man hätte früher etwas tun sollen, man soll noch jetzt etwas tun; es ist die höchste Zeit, aber es ist noch nicht zu spät.“

Demosthenes sagte einst gegen Philipp von Mazedonien, daß, was sich als die größte Versäumnis in der Vergangenheit herausstellte, die größte Hoffnung für die Zukunft sei: „Hätten die Athener schon alles getan, was sie zur Abwehr der mazedonischen Herrschaft tun konnten, so wäre keine Aussicht auf Rettung; da sie aber nichts getan, so sei noch alles möglich.“ — In derselben Lage sind wir gegenüber dem Jdtm; darin gefährdeter, daß Mazedonien nach Sprache und Glauben, beinahe auch nach Geist und Gaben ein griechisches Land war, während die jüd. Internationale als fremdes Blut in den Adern Europas rinnt; aber darin glücklicher, daß wir in demselben Augenblick, da wir den Kampf beginnen, des Sieges sicher sind. Daß der nächste große „innere Staatsmann“ Europas diesen Kampf aufnehmen wird und muß, ist gewiß. Die unwidderstehlich aufstrebenden nationalen Gedanken dulden das jüd. Übergewicht nicht, und die sozialen Gefahren, die für Deutschland von Marx und Lassalle herausaufgeschworen und von Singer und Genossen in Berlin gepflegt sind, fordern auch bei uns die Abwehr. In Rom rief Cato sein ceterum censeo, bis Karthago zerstört war; so rufen wir den Regierungen unser ceterum censeo zu, bis die Judenerrschaft gebrochen ist. Entweder das Judentum verzichtet auf seine unerträgliche Stellung, oder es fordert einen Kampf heraus, der nur mit seiner allgemeinen Unterdrückung enden kann.“

Die „Schmach des Jahrhunderts“, welche die Juden absolut für sich retten wollten, kommt noch immer nicht zur Ruhe. *RA* Dr. Henry Silberstein, Berlin, *BT* 17/3 1914: „Der Kronprinz hat zu Meyer Magnus gesprochen: „Der Antisemitismus ist eine Schmach des Jahrhunderts.“ Noch vor etwa 3 Jahren hatte ein Berliner Antisemitenorgan in einem Artikel „Eine alte Lüge“ auf Grund der Mitteilungen des — natürlich ungenannten — Ohrenzeugen „Kammerherrn Grafen B.“, es unternommen, die „Legende“ zu zerstören und folgende Version an ihre Stelle zu setzen (s. S. 246 *DfBl* 15/4 1911: „Ein halbes Jahr später“ bis „geschämt.“)

Einige Zeit nach diesem Artikel war ich bei Geheimrat Paul Magnus, der mir, als der mündlichen Überlieferung seines Vaters entsprechend, den Bericht der „Nationalzeitung“ in den 1880er Jahren bestätigte, der „Im Deutschen Reich“ (1911) mit den Entstellungen des antisemitischen Blattes wieder abgedruckt worden war. Danach hat Kronprinz Friedrich Wilhelm nicht nur jene, von Graf B. angeblich bestrittene Äußerung getan, sondern er hat sie auch später wiederholt und bekräftigt:

„Die jährliche Generalversammlung des Vorstandes der unter dem Protektorat des Kronprinzen stehenden Viktoria-National-Invalidentiftung hat heute unter dem Vorsitz des Protectors stattgefunden, der zur Rechten und Linken die beiden stellvertretenden Vorsitzenden, Chef der Admiralität v. Stosch und den GKR und Stadtrat Meyer Magnus hatte. Bald nach Aufhebung der sehr kurzen Geschäftssitzung wandte sich der Kronprinz an Geheimrat Magnus mit der Frage: „wie er mit dem vergangenen Jahre zufrieden gewesen sei?“ Der Angeredete entgegnete, daß angesichts der Seiner Kaiserlichen Hoheit wohlbekannten Agitation das Jahr für ihn eines der trübsten seines langen Lebens gewesen sei. Wenn ihm und den unzähligen seiner Glaubensgenossen inmitten dieser traurigen Bewegung ein starker Trost geblieben wäre, so sei es die lebendige Erinnerung an den an dieser Stelle getanen Ausspruch des Kronprinzen, daß er die Bewegung bedaure und daß sie eine Schmach für unsere Zeit sei. Mit allem Nachdruck bemerkte hierauf der Kronprinz, daß er dieselbe Anschauung heut wie damals hege, daß er die gedachten Bestrebungen auf das Entschiedenste mißbillige und verwerfe. Was sein Gefühl dabei am meisten verletzte, sei die Hineintragung dieser Tendenzen in die Schule und die Hörsäle; in die Pflanzstätten des Edlen und Guten sei dieses böse Samenkorn hineingeworfen worden. Hoffentlich werde es nicht zur Reife gelangen. Er vermöge es nicht zu fassen, wie Männer, die auf geistiger Höhe stehen oder ihrem Berufe nachstehen sollten, sich hier zu Trägern und Hilfsmitteln einer in ih-

ren Voraussetzungen und Zielen gleichmäßig verwerflichen Bewegung hergeben könnten. Der Kronprinz zog zur Erläuterung dieser Anschauungen eine Anzahl markanter Zwischenfälle der letzten Zeit herbei, wobei er auf die Geschichte der Agitation und ihrer einzelnen Phasen einging. Gelegentlich der Versammlungen knüpfte der Kronprinz insbesondere an die in den „Reichshallen“ stattgefundenen Vorgänge Worte der Verurteilung an.“

Nach dem „Leben Kaiser Friedrichs III.“ von Martin Philippson, S. 356, Anm. 1, wird der Ausspruch noch bestätigt durch den Brief des Fürsten von Hohenzollern an seinen Sohn, den König von Rumänien, 24/1 1880 („Aus dem Leben König Karls von Rumänien“, Bd. 4, S. 239). Sofern mich mein Gedächtnis nicht täuscht, hat Paul Magnus in Gemeinschaft mit seinem verstorbenen Bruder, RA Dr. Ernst Magnus, ehemals Direktor der Nationalbank, vor längeren Jahren auch eine entsprechende Erklärung an das Präsidium eines unserer Parlamente gerichtet, als dort von konservativer oder antisemitischer Seite das Wort des Kronprinzen gleichfalls bestritten wurde.“

Magnus, Nina, 1853–13. „Die bekannte Wiener Schauspielerin, die seit ihrer Verheiratung mit dem RA Dr. Ernst M. in der Berliner Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnahm, und in deren Hause namentlich literarische und künstlerische Persönlichkeiten verkehrten, ist, 57 Jahre alt, in Berlin gestorben. Frau M. hieß mit ihrem Mädchennamen Nina Weiße. Sie gehörte unter Heinrich Laube dem Wiener Stadttheater an.“ Neue Fr. Presse 9/3 13.

Magnus, Paul Wilhelm, 1844–14, Dr., GKR, u. P. (Botanik). Präf. KR: Dtsche Feuerversch. AG; Berlin. Alpen- und Pilzautorität. — „Er entstammte einer alten angesehenen Berliner Familie, sein Vater (Fd) war der in weitesten Kreisen bekannte Berliner Stadtrat Meyer M. [der Kolporteur der Schmach des Jahrhunderts], der sich der besonderen Freundschaft des Kaisers Friedrich und der Kaiserin Viktoria rühmen durfte — und war in seinem ganzen Wesen der Typus eines echten Alt-Berliners. ... Merkwürdig weltabgewandt war Paul M. schon als Student. Sein ungewöhnlich üppiger Haar- und Bartwuchs trug ihm damals den Scherznamen „der Waldmensch“ unter seinen Kommilitonen ein, und gutmütig, wie er von Hause aus war, ließ er sich diesen Scherznamen stets gefallen. Paul M. gehörte zu jenen Selbstlosen, die lediglich ihren idealen Bestrebungen sich hingeben, ohne davon viel Wesens zu machen. ... Er war eine reine Seele, dabei ein starker, aufrechter Charakter.“ NZ 13/3. — Hoff. J. 13/3 1914.

RA Dr. Henry Silberstein, Berlin (NZ 17/3 1914): „Im Alter gleich der schlichte Gelehrte weniger dem „Waldmensch“, von dem J. Raftan aus der Zeit vor 50 Jahren zu berichten weiß. In dem ausdrucksvollen Kopf des alten Professors schien mir äußerlich mehr der Typus eines alten gemütvollen Seebären zu überwiegen. Unter den buschigen Brauen blühten die Augen so rein und gütig wie die eines Kindes. Paul W. Magnus war

eine anima candida im edelsten Sinne des Wortes! Habe!" „Das entzündendste Haus an der Tiergartenstraße ist freilich auch heute noch das kleine Gartenhaus Nr. 28, dessen großer schöner Garten ebenfalls bis zum Landwehrkanal geht. Es gehörte einst der Witwe des bekannten Prof. Magnus, geborenen Humblot, die erst wenige Jahre vor dem Kriege 90jährig starb. Sie wohnte im Winter am Kupfergraben in dem Hause, das später Mag Reinhardt gehörte, und zog dorthin allsommerlich hinaus. Jetzt gehört es ihrem einzigen Sohn, der es vermietet hat.“ Gestalten um Hindenburg, S. 141, 1929. WM.

Magnus, Philipp, Str. *1842 London, Mgl. des Parlaments, Vizepräsident der anglo-jüdischen Gesellschaft. Er trat 1913 in London mit dem „Italiener“ Luzzatti für die Rumänen ein. Erst Geistlicher an der Berkeley-Synagoge, deren Repräsentant er noch heute ist, und gleichzeitig Prof. der Mechanik an der katholischen Universität, machte er sich im interkonfessionellen Erziehungswesen breit, wofür er 86 nobilitiert wurde. 00 wurde er Direktor am „London Technical Institute“, und „eine der größten englischen Autoritäten für technischen Unterricht“, JG. Seine, ihm seit 70 Angetraute Lady Katie M. — *1844 Portsmouth; E: E. Emanuel — trieb Wohltätigkeit, schrieb für Zeitungen und machte Bücher: Little Mirjam, Bible Stories; Outlines of Jewish history; Jewish Portraits, 01; First masters of England; Sabbath Stories.

K: Laurie M., *1872. 99/00 in Berlin Bericht der „Morning-Post“; 04 Dir: Georg Routledge & Sons, Ltd. Ue: ▼Gomperz, „Griechische Denker“. B: Aspects of the Jewish Question, Religio Sacri Judaica; Bordsworth's Primer; Prayers from the Poets. Wa: Quarterly Review. Er ist Synagogenvorstand usw. 03 O Dora, T. von Sir Sidore Spielmann. 06; DWe 06, 1.

Magnus, Victor, Baron von, 1830—72, englischer Generalkonsul, Mitbegründer der Deutschen Bank, Berlin. 06.

Magnus, Werner, Dr., Uß (Botanik), er lehrt auch an landwirtschaftlichen Hochschulen. Berlin. DWe 1910, 11: „er ist bereits untergeachtet“, d. h.: #. *1876 Berlin. E: Fabrikbesitzer Ku. M. // Anna Dahlheim. — O Lucie Charlotte Wiener. K: Winfried, stud. jur.; Wolfgang; Hilgard. Karlsbad 4a. — Deutsche Auskunfts.

Magnus & Friedmann, Bank, Hamburg 1913.

Magnus-Altleben, Ernst, Dr. med., Ud, Würzburg, *1879 Berlin.

Magnus-Lövy, Adolf, Dr., Uß (Inneres), Dir: Krankenhaus Friedrichshain, Berlin. *1865 Berlin. Austauschprofessor für Amerika, 1910. E: Rentier Lövy. — Berlin, Karlstr. 50. — Deutsche Auskunfts.

Magnus-Mogowo, Paul von, 1846—30, Berlin B 10, Bonder-Hehdt-Str. 17. — O Catherine Crowe. K: 1. Hilda von Magnus, O ΔKammerherrn Wilhelm Freiherr von Sedendorff, 4 Kinder; 2. Sohn, †, O Isabel Ritter, 3 Kinder; 3. Christine Magnus, O ΔWMG Gesandten a. D. Lu. Rajchbau.

Magrander, Alexander, Gesandter der Ser. St., Lissabon. WB 22/2 1930.

Magyaren. — Stbgr 3 14/11 1902: „Verjudetes Magyarentum. Wie Pester Blätter melden, haben in Ungarn in der ersten Hälfte 1902 1224 Individuen, um 68 mehr als in der gleichen Zeit des Vorjahres, ihre Namen magyarisiert. Der Religion nach verteilen sich diese Namensänderungen: römisch-katholisch 300, griechisch-katholisch 30, griechisch-orientalisch 13, Lutheraner 50, Reformierte 30, Unitarier 2 und Juden 790.“

Was die Juden in Ungarn an Fälschung von Kirchenbüchern und Auszügen, an Aufstellung falscher Stamm-

bäume durch Bestechung leisten, übersteigt jede Vorstellung. Hin und wieder wirft ein Skandalprozeß Licht auf diese Zustände. Wie ein Jude im Umsehen zum Rassenmagyaren wird, plauderte das „Neue Pester Journal“, 1907 (DfW 9/2) aus:

„Vor allem hab ich mir einen Koffuthbart wachsen lassen, hab mir ungarische Kleider und einen Fotos ange-schafft. Dann bin ich Mitglied bei 26 Koffuth = Tischgesellschaften geworden und Deputationsführer durch alle Ministerien. Jede Woche reicht mir ein anderer Minister die Hand. Außerdem lese ich nur ungarische Zeitungen, und zwar nur unabhängige oder klerikale. Das gehört dazu, und ist auch ein gutes Mittel gegen Schlaflosigkeit. Dann gehe ich von Kaffeehaus zu Kaffeehaus und rufe laut: „Elsen a haza!“ oder auch, wenn ich ein paar Juden dtsh reden hör', „Magyarul“. So etwas macht Eindruck in der Partei. überhaupt habe ich die Absicht, alle Parteigewohnheiten anzunehmen. Ich möchte, wenn möglich, ein echter Ungar, so eine Art „Rassenmagyar“, oder wie das heißt, werden. 30 Jahre lang habe ich verzweifelte Assimilationsanstrengungen gemacht, aber leider ohne Erfolg. Jetzt bin ich Patriot durch und durch, und einem Patrioten glaubt man, auch wenn er jede Woche einen anderen Glauben hat. Ich habe mich zu diesem Behufe taufen lassen, mich, meine Frau und meine Kinder. Ich bin Kathole geworden und meine Kinder Katholiken. Sie können sich denken, was der Pfarrer für Blag gehabt hat mit uns. Auch unsere Namen haben wir geändert. Ich heiße natürlich nicht mehr Kohn, sondern Kurncz, meine Frau nicht mehr Salh, sondern Pirosta, meine Wuben nicht mehr Jakob und Sidor, sondern Arpád und Zoltán. Meine Frau hat haben wollen, ich solle mich auf „Zrinji“ umchristieren lassen und sie auf Klona. Das war aber für eine Krone nicht zu bekommen. Aber ich bitt' Sie, ich und meine Familie machen große Fortschritte in der „Fajmagvarság“. Diese letzten Weihnachten habe ich den ersten Christbaum angezündet und zu dem schönen Zweck die kleinen Lichtln vom letzten Chanukafest verwendet. Mein Zoltán

schreit auf der Gasse schon „Hep! hep!“ und schlägt jedem jüdischen Schulkind ein Loch in den Kopf. Mein Arpad fängt schon an, Schulden zu machen. Er unterschreibt Wechsel und vorige Woche hat er sogar schon ein Duell gehabt. Da hat er aber nur einen Wäschewechsel in Anspruch genommen. Kurzum, ich bin sehr beliebt in der Partei und wenn alles sich zum Guten wendet, bin ich in 3 Monaten Abgeordneter und längstens einem Jahr ein solcher „Fajmaghar“, daß man mich von dem berühmten 48er Herrn Madár Ballagi gar nicht wird mehr unterscheiden können.“

Die Magharisierung der Namen fand statt, 1. um sich vor Gläubigern zu verstecken, oder 2. Zahlungspflichten zu entgehen, und 3. um zu Amt, Würden und Ahnen zu kommen.

mah, j: was, wie? mah-nischtanne: überflüg, spitzfindig (h: mah nischthanneh: „Wodurch unterscheidet sich [diese Nacht von anderen Nächten]?“ ist der Anfang der Hausliturgie am Jëder-Abend [sd]. Die Frage wird an den ältesten Haussohn gestellt, der darauf weiter nach der Liturgie antwortet: „In anderen Nächten [tun wir so und so], in dieser Nacht aber“ usw.). — Bischoff J.

Mahala-Problem, Zigarettenfabrik und -marke, — DfBl 25/2 1905; Inh: Szlama Kochmann, Zigarettenhändler, s. Phänomen.

↓. **Mahindra Pratap**, indischer Prinz, brachte im Jatho-Berlag ein Bändchen „Juden“ heraus, das ihn als Vorkämpfer eines Ethos erscheinen läßt, das man als freimaurerisch bezeichnen kann“, vgl. Sergeth, 1927, S. 72.

Mahlberg △, Dr., Kritiker des kath. Tageblatts, Dozent der wissenschaftlichen Vortragskurse, Düsseldorf. O ▼, „Polin“. Während kurzen Militärdienstes 16 bezog dieser Kunstkritiker wegen Unbotmäßigkeit 3 Tage Kasten. In Zivil weiß er lehrreich durch die Kunsthalle zu führen und sensiblen Hörern die wüßtesten „Modernen“ als Wälten der Kunst zu schildern.

Mahler, Arthur, *1871; UP (Archäologie), Zionist, Prag. Er dozierte auch an der amerikanischen Archäol. Schule in Rom und schrieb in dtischen und französischen Zeitschriften. DfBl 31/7 07: „Als Mahler in einem galizischen Kreise als Abgeordneter der national-jüdischen Partei ins Parlament gewählt war, entstand unter der Studentenschaft eine Bewegung gegen seine Dozentur. Die deutschfortschrittlichen und deutschradikalen Hörer protestierten gegen M.'s akademische Tätigkeit. Eine Protestversammlung fand in einem Hörsaal der Universität statt, den der Senat den Studenten überlassen hatte. M. legte gegen die Hergabe dieses Saales Verwahrung in ziemlich überflüssiger, taktloser Weise ein. Am 6/7 wurde M. aufgefordert, seine Vorlesungen für das Wintersemester abzusagen. Er lehnte dies ab, und nun entzog man ihm das Recht, im Hörsaal des archäologischen Instituts zu lesen und dessen plastische Lehrmittel zu benutzen. Als Grund für diese Maßregelung wurde angegeben, daß es bei M.'s Vorlesungen zu Demonstrationen kommen könne und die Kunstschätze des Instituts dabei Schaden leiden würden.“

Mahler, Eduard, *1857, Ziffer, Ung.; Dr., Ud (Astron.), Budapest. JG.

Mahler, Gust., Hofkapellmeister und Operndirektor, Wien, 1869 Jglau — 12.

△: Schnapschenter M. (s. Meschugge). Als Symphoniker war er in der ersten Periode noch teilweise gefällig, form-schön, wenn auch nicht tief. Später entwickelte er sich zum Kadavisten. Die „Symphonie der 1000“ ist ein Monstrum, das eines solchen Massenaufgebotes von Mitwirkenden nur deshalb bedarf, um seine Nichtigkeit, Öde und Leere zu bedecken. — M.'s Kindertotenlieder werden gerühmt; er bearbeitete auch Webers nachgelassene Oper: 3 Pintos. 86—88 war er Kapellmeister in Leipzig, dann in Budapest; bis 97 in Hamburg, daraufhin in Wien; #; dann in New York.

Intendant Dr. Karl Hagemann begrüßte 1911 den „Komponisten“ in der Presse als den „Reformator“ für Wagner, während für Mozart die Herren ▼Levy und ▼Bosart vieles getan hätten: „Mahler, der Theaterleiter und Kapellmeister, der durch und durch gebildete Kulturmensch und der feingeistige Künstler — der Organisator, Lehrer und Führer, der, selbst begeistert, auch andere zu begeistern vermag — der geniale Musiker und Operndramaturg, der Mann mit den Bildneraugen — der Kunstjünger und Bühnenherrscher, berufen und auserwählt, wie wenige in der Kunst überhaupt, wie keiner auf dem Gebiete des neueren Opernwesens, — steht heute im Zenith seines Lebens und Wirkens.“

Andre dachten anders. Karl △Stord, Türmer 1911: „Über die völlige schöpferische Impotenz und das ganz gedankenhafte, dabei doch inhaltlose, jeder Empfindung bare Arbeiten dieses Mannes kann seine raffinierte Maché und seine glänzende Dirigierweise doch nur kurze Zeit wegtäuschen.“ —

Nichtiger kann M.'s „Leerer Schall“, mag er den Ohren der Juden noch so angenehm sein, für uns, die unter Kunst was anderes als die in Dtschlnd wohnenden Fremdlinge verstehen, kaum gekennzeichnet werden. Weiterhin hatte Stord — der sich sonst gern seiner „Objektivität“ rühmte und mit „Antisemiten“ nicht in einen Topf geworfen werden wollte, trotz der erlesenen Gesellschaft dort — bei der Besprechung von Mahlers Abstammung, nicht Konfession,

einige Bedenken: „Es wird ja wohl auch in Deutschland einmal die Zeit kommen, daß man ohne Gefahr Probleme der Rassenfrage auf die einzelne Person anwenden darf. Heute ist es noch so, daß, wenn es sich um Juden handelt, der Jude selber gelegentlich zur Glorifizierung eines Stammesangehörigen dessen Judentum hervorheben darf, daß aber, wo es von der anderen Seite geschieht, um Unterschiede des Empfindens und Wirkens zu begründen, sofort ein Zetergeschrei über Antisemitismus sich erhebt.“

Diese, von Juden uns vorgeschriebene Zimperlichkeit, Juden und Jüdisches nicht zu nennen, war vor dem Kriege in der Tat weit verbreitet. Auch Rudolf Δ Louis, ein Jugend- und Studienfreund von Richard Strauß, Münchner Schule, verwahrte sich in der „Deutschen Musik der Gegenwart“ (Stuttgarter Verlag, Preis 8 M.) erst ausdrücklich „gegen etwaige antijemittische Roheiten und Vorwürfe, er liebe und achte die Juden usw.“ [s. B. v. Münchhausen], ehe er dem gesundrassischen Empfinden Ausdruck gibt: „etwas Ekelhafteres als die widerlich hebräisierenden Rhythmen Mahlers sei ihm nie begegnet.“ — Prof. Δ Brandes im „Kunstwart“ war ebenfalls Anti-Mahler.

Und M. selber war wieder Antijugowolf, an dessen Verdrängung er als Hofoperndirektor ebenso arbeitete, wie Meyerbeer seinerzeit Wagner's Boden unterwühlte. Dabei tat er allerlei, um das Gesicht zu wahren, und versprach, Wolfs Lieder öffentlich begleiten und Orchesterwerke des Meisters in den philharmonischen Konzerten bringen zu wollen, — ohne daß im Lauf der Jahre je was daraus wurde. Wolf selber hatte den falschen Freund durchschaut: er lachte bitter auf, als man ihm von dessen Zusagen erzählte, und versicherte gleich, daß ein Mahler sie nie hielte; vgl. S. Werner, S.-Wolf-Verein, S. 40. Nach Wolfs Tode führte Mahler, dem Andenken des Meisters mehr zum Schaden als Nutzen, lieblos den „Corregidor“ auf. Das ist eine Manier der vom Vertrauen der Wirtsvölker zu Direktoren, Kapellmeistern, Schauspielern beförderten Juden, die Toten des Wirtsvolkes,

nicht bloß die großen Lebenden, durch die niederträchtigste Wiedergabe ihrer Werke zu schänden.

Um so lauter klang Mahlers Lob aus dem Munde Israels. So sagte Ernst Rissauer über Mahler: „Selbst, wenn man die Herrscherlichkeit seiner Musik nicht anerkennt, wirkte er herrscherlich, und wie ein Herrscher wurde er geliebt, gehaßt, verehrt, gefürchtet, aber niemand konnte sich seiner Ausstrahlung entziehen. Seinem Wesen eignete eine befehlende Gewalt.“

Mahler litt an einer fanatischen Sachlichkeit oder, was dasselbe ist —, er lebte überpersönlich, und darum kam es ihm auf die Personen, die persönlichen Interessen nicht an. Er war ein „Idealist“, das will sagen: er wollte die Idee, das Ur- und Zielbild verwirklichen, ohne Rest, wie er es erschaut und erhört hatte.

Er liebte die Erde, mit Leidenschaft umging er die Natur; er gestaltete sie in den Symphonien: vom Balkon seiner Steinbacher Wohnung wies er Bruno Walter den Attersee, die Berge und Wälder: „Das alles habe ich schon komponiert.“ Er liebte, in späteren Jahren, wie er selbst an Guido Adler schreibt, „einen gewissen Luxus, eine Behaglichkeit der Lebensführung“. Sein Antlitz ist asketisch, doch er war es nicht. Die Musik aber brauchte er als seine überirdische Sprache.“ *Woz* 5/7 1930.

Generalmusikdirektor Bruno Walter bezeichnete 1930 (*Hammer Nr.* 663), den Rassegenossen M. als „edelsten Vertreter des Begriffs Künstler“, den er in Wien, Berlin, München, Brüssel, Duisburg, Amsterdam und London aufführen wollte.

Auch *Woz* 7/6 1929 pries M. als „größtes Genie unter den jüd. Musikern“, in dessen Schaffen die Verwandtschaft mit chassidischen Themen nachweisbar ist“.

M., um den seit seinem Hingang noch mehr Lärm gemacht wird, als er selber je machte, wird bald vergessen, oder, wenn die Judenzeiten noch eine Zeit dauern, von anderen augenblickserfolgreichen Rassegenossen bald abgelöst sein.

Mahler, Jaques, gewandter Theateragent, Berlin. 1914. WM!!

Mahler, Lu. (Victor), *1859 Pragau; Übersetzungsbüro für alle Sprachen. Wien. Kf 16.

Mahler, Moriz gründete 1848 in Wien den „Freimütigen, J. für Denker und Lacher“. „Mahler ist weder politisch noch sonst ernst zu nehmen, seine Absicht ist, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Politisch wird das Blatt erst mit August Tubora, der ein Programm: Bauernfrage, Ausgleich, Gleichberechtigung aller Nationalitäten, mitbringt, — selbst einer der wenigen unlaideren Charaktere in der Journalistik 1848 und kein Jude. Dann gewinnt Mahler den Jsidor Heller (Id), von großem Talent, Geist, Wissen und anständigem Charakter. Moriz Hartmann nennt ihn „einen der merkwürdigsten Dichter, die je unbekannt geblieben sind“. Seine Leitartikel sind scharf, aber immer anständig, zeugen von Besonnenheit, insoweit eine solche in jenen Tagen zu behalten möglich war. Bald wagt er, und zwar noch mitten im allgemeinen Kaufse, den Versuch, der Bernunft Gehör zu verschaffen, und schreibt: „die Revolution muß endlich ein Ende haben.“ Am 6. August übernimmt er gemeinsam mit Tubora das Blatt, Mahler verschwindet.“ — In dieser Schilderung des S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 314, fällt der Nichtjude Tubora als der einzig unangenehme Mensch auf.

↓ **Mahraun, Arthur**, Berlin, ein junger Offizier, und nach dem Kriege Leiter des ursprünglich nationalitätlichen „Jungdeutschen Ordens“, dem sich ausgezeichnete Deutsche jeden Alters und Geschlechts unter allerlei Weihen blindlings anvertrauten. Mahraun rannte zuerst auch furchtlos das Jdtm an, besonders 1923, als sein Orden höheren Ortes verboten war, in einer Rede zu Kassel 10/1: „Der Beweis ist erbracht, daß das Judentum nicht nur den Antisemitismus abwehrt, wozu wir ihm aus Gründen der Billigkeit die Berechtigung niemals abstreiten, sondern daß es uns, die nationale, die völkische Gemeinschaft, ohne jeden Grund für seine Selbstverteidigung angegriffen hat. Immer sicherer hat sich das Gefühl bei uns gefestigt, daß unser völkischer Standpunkt der wahre Grund des gegen uns erlassenen Verbotes ist. Und bei allen Verjuchen, die Gerechtigkeit und Freiheit für den Jungdeutschen Orden zu verteidigen, haben wir es nicht nur empfunden, sondern es wurde uns auch offen gesagt: „Nehmen Sie Juden auf, und kein Mensch hat etwas gegen Sie!“ — Das sind Ereignisse, die mit Sturmesgewalt einfiel sich gegen die richten werden, die sie gezeitigt haben.“ (Stärkische Bewegung und Beifall.) —

Aber schon 1930 hatte Mahraun, nach Fehlfahrten und Fehlverbindungen, die Juden zu Gnaben aufgenommen und war auch selber bei ihnen untergekommen.

Der Freie 4/5 1930: „Mahraun, der durch seine Anbiederung an Frankreich [Biktor v. Koerber] schon viel von sich reden machte, von der neuen „Völkernationalen Vereinigung“ zum Vorsitzenden gewählt, erklärte, daß er als solcher kein Recht fühle, gegen die Juden Stellung zu nehmen — während er sich als Hochmeister des Jungdo doch nach dessen Arrierparagraffen zu richten hat. Zwei Seelen wohnen, ach, in Deiner Brust, Mahraun!“

In Saarbrücken sprach dann M. 1930 so überzeugend von der „Wandlung des nationalen Gedankens“, daß die zentrümliche Landes-Z. [1919 amtliches Organ des Arbeiter- und Soldatenrates, heute Sprachrohr Röchlings und der Dtschen Volkspartei] und die Saarbr. Z. sich „voll und ganz“ zur politischen Einstellung des „Joung-d-tsch-e-n“ Ordens Mahrauns bekannten, der, in der Diskuffion gefragt, „ob er auch Juden und Regier in seine Völkergemeinschaft aufnehme“, keinen, der Dtschland liebe, ausgeschlossen wissen wollte. Damit sind wohl, trotz seiner „völkernationalen Partei“, von Mahraun wie von all seinen Gründungen, die letzten völkischen und rassistischen Erdenreste abgefallen. Es tut einem nur um die vielen netten, wieder mal genasführten Ordensmitglieder leid, wenn Frankf. Z., Woff Z., WZ a. M. und andere Wörfenblätter dem Helden zujubeln durften, der seine deutschen Menschen zu Wäh-

lern für die Strohmannen der Hochfinanz gemacht hatte. WB 15/2, 31/7 1930.

Angriff 10/8 1930: „Mahraun, dem unsere Veröffentlichung über seinen früheren „Antisemitismus“ in die Bude gehagelt ist, hat sich hinter ein neues Fremdwort geflüchtet: er will — neben der Pflege des Heroismus in der Staatspartei mit ▼Melchior und Meyer — neuerdings auch gegen den „Antigermatismus“ kämpfen.“

Mahs, Ernst, 1807 Petersburg — 79 Odeffa, wo er Konsul des nordd. Bundes und seit 78 preuß. Freiherr war. GG.

Mai, Fritz = Ferdinand Manussi von Montesele.

Mai, George = Friederike Herzka.

Mai, Hermann, Mädchenhändler in Berlin; erhielt 13/5 1914 1 Jahr 3 Monate, weil er die kaum schulentlassene Erna Koch und ihre Freundin Eifemuth nach Paris geschleppt, dem Laster zugeführt und deren Verkauf nach Amerika eingeleitet hatte.

Maisbaum, Kurt, Jnh: Sigurd fahrzeuge, Kassel, — sah die Regierungspräsidenten Dr. Friedensburg, Polizeipräsidenten Dr. ▼Hohenstein, Polizeiwitz MA ▼Behmad oft als Gäste bei sich, wie umgekehrt er Gast bei den genannten Herren war. Die Polizei fand aber bei der Auflösung von Rotfront eine Liste, die unseren Maisbaum als ihren ersten und besten Geldgeber auführte. Der Polizeipräsident soll dann den Organen verboten haben, über die Liste was verlauten zu lassen, die als geheim behandelt werden sollte. Dabei zahlte Kapitalist Maisbaum seinen Arbeitern die geringsten Löhne und zeigt auch sonst ein sehr schwaches Verständnis für ihre schlechte soziale Lage. Nat.-Soz., 2. Juli-Nr. 1929.

Maier, Mayer, Meier, Meyer [meir, hebr. = glänzend]. Die hebräischen „Mayer“ usw. schreibt man, um sie nicht mit Deutschgeborenen desselben Namens zu verwechseln, am besten: Meir. — Das deutsche „Mayer“ usw. stammt von:

1. major, lat. Der Wirtschaftsverwalter (villicus) auf den römischen Vorwerken hieß in späterer Zeit major, d. h. Aufseher; in dieser Bedeutung im Mittelalter: Titel für Privatangestellte, für Beamte des Wirtschafts- und Verwaltungslebens; in der Rechtspflege für den Beamten, der die Höfgen eines Grundherrn alljährlich 3mal zu den Hofgerichten in seinen Meierhof zusammenberief. Meier hießen die Vorsteher in den Dörfern Süddeutschlands und der Schweiz und die ersten Hausbeamten am Hofe der merowingischen Könige (Major domus, Hausmeier). — Französisch: Maire = Schulze, Schultheiß, auch als Name neben: Mairret, Vemaire.

2. „Maurer“, dialektisch: Mei(er), WC 13/4 1890.

3. „Mäher“, niederdeutsch: Meier (vgl. Dreher = Dreher), WC 11/5 1890.

Maier, Carl = Wilh. Wolffsohn sen.

Maier, David, Bordellbesitzer, Mädchenhändler und Erziehungslehrer, N. York, mächtigster Mann der „Steuben Society of America“, eines Vereines von Deutschamerikanern, die aber von ihrer offiziellen Zeitschrift „Steuben News“ zum jüd. Abwehrkampf gegen den Antisemitismus geführt werden. Da die Steuben-G. obendrein im Mittelpunkt eines der schmutzigsten Skandale der Stadt N. York steht, verhöhnt die Presse mit Recht den „Führer der Dtschen“, David Maier, der bei höchsten Beamten über eine geradezu „mysteriöse politische Macht“ verfügt. Er benutzte z. B. den Richter Edwald, um Kriminalfälle, an denen er persönlich interessiert war, zu vertuschen oder vom Termintalender abzusehen, und mußte vor Gericht zugeben, daß er der 1914 zu 32 Monaten Zuchthaus verurteilte Maier sei; dabei stellte sich heraus, daß dank Maiers Einfluß dessen eigene Akten, Fingerabdrücke und Photographien aus dem Polizeiarchiv verschwunden waren. Sogar die Regier N. Yorks erklären öffentlich: „Wir sind stolz auf unsere Hautfarbe, denn man kann uns mit dem besten Willen nicht für Mitglieder der Steuben-G. halten.“

Maier steht auch im Einvernehmen mit den dtschen Behörden, gibt die dtschfreundliche, von George Sylvester Viereck begründete „American Monthly“ heraus und bleibt in Amerika die große Stütze des Deutschtums im Auslande (Stuttgart). WB 14/1 1931.

Maier, Friedr., *1843 Smitzow. R: Kritische Streiflichter. Wien. Kl. 14.

Maier, Gustav, Rfm., *1844 Ulm, zuletzt Rentner in Zürich, mauerte seit 75 bei „Karl zu den 3 Ulmen“, schloß sich später dem „Friedrich zur ersten Arbeit“ in Sena an und schrieb: Gesch. der Freimaurerei in Ulm, 77; Mehr Licht! Ein Wort zur Judenfrage an unsere christlichen Mitbürger, 81; Weltliche Freimaurerei, Beitrag zur humanistischen Bewegung innerhalb der dtischen Freimaurerei; Beiträge zur Humanitätslehre, 89. M. gehörte zu den Juden, die als Freimaurer ihre Mitchristen in und außerhalb der Loge zur Judenschutztruppe machen und dabei von „Humanität“ (sb) nur so triefen.

Maier, Joseph von, 1797—73, Stuttgart. „Der erste nobilitierte dtische Rabbi“, jubiliert Nzi 73, 585; M. soll sich auch philanthropisch betätigt und an allen geistigen Bewegungen des Tages teilgenommen haben — Leistungen, für die er allerdings das „von“ verdient hat.

Maierowicz, lettischer Minister. Zu seinem diesjährigen Todestag 1929 (Dok.-Anz. 21/9) erschienen fünf Gedenkmarken in Groß-Hochformat mit dem Medaillonbild des Toten und mit Zuschlügen.

? **Maignial**. B: La question juive en France en 1789, Paris 1903. „Ein besonders wertvoller Beitrag zur jüdischen Literatur, mit guten Einblicken in die „Judenfrage“ in Frankreich zur Zeit der Revolution in ihrer Entwicklung bis 1789“, Sombart 438. — WM.

Maigrie, Dr., oder Maigrün = Adolf Hatsek.

Mailand. Zum ersten Male nach dem Weltkrieg durfte 1930 (WB 25/3) eine dtische Operettentruppe mit Zustimmung der Behörden Aufführungen veranstalten. Die dtische Operettensaison wurde den „Direktoren“ Alexander Kowalewsky und Hans Duvall übergeben: Ersterer ein Lodzer Jude, der Sowjetrusse war und als organisierter Sozialdemokrat „Wiener“ wurde; letzterer (Dupal) gebor. Diamant, ist ein Schuhwarenhändler vom Wiener Franz-Josephs-Kai (Mischung Ghetto und City). Diese 2 jüd. Sozialdemokraten haben in Czernowitz und Umgebung — also in ihrer „Heimat“ — Plette gemacht und noch nie künstlerische Leistungen aufgewiesen.

Mailänder, Carl, Berlin WB 47, Großbeerstr. 68. Dir: Rationalbank für Dtschld. R: Innener Gußstahlwerk; Bank für Braundindustrie, Berlin; Bergbaugesellschaft, Buxstrom; Dittmann-Neuhaus-Gabriel-Bergenthal, Warstein i. W.; Styrumer Eisenindustrie, Oberhausen (Rhd). 1914.

Mailänder, Heinrich, RM, Millionär, Bantmann, Mgl. des Handelsgremiums, Fürth i. B., Bahnhofspkz 1. 1914.

Mailhac, Pauline, gebor. Pauline Rebeka, Großherzogbad. Kammerjägerin; E.-Mgl. des Hoftheaters, Karlsruhe; *1858 Wien. E: Rfm. Sie gab 91—93 in Bayreuth Venus und Kundry; Burghausen, Ob.-Bayern.

Maim, j: Wasser, Fluß, Strom; gode I—, großes Wasser, Hauptfluß in einer Provinz, namentlich der Rhein.

maim = medine, Holland [medinah, Land]. — Bischoff J., Ziele G.

Maimi, Simon, „wahrscheinlich der letzte Großrabbi (Arabi mor) von Portugal, 15. Jh., ein skrupulöser frommer Mann, kam mit Frau, Schwiegerköhnen und noch einigen anderen in Haft, weil sie das Judentum nicht abschwören und auch äußerlich nicht die Kirchenriten mitmachen mochten. Um sie zu belehren, wurden Simon Maimi und seine Genossen, bestellte Rabbis, gefoltert, bis an den Hals eingemauert und 3 Tage in dieser qualvollen Lage gelassen. Als sie dennoch standhaft blieben, wurden die Mauern niedergedrückt; 3 waren den Qualen erlegen, auch Maimi, auf dessen Belehrung es am meisten abgehehen war, weil sein Beispiel die übrigen nachgezogen hätte. 2 Maranen wagten ihr Leben, um die Leiche des frommen Dulders auf dem jüdischen Begräbnisplatz zu bestatten, obwohl es streng verboten war, die jüdischen Schlachtopfer durch andere Personen als durch Fenster zu beerdigen. Heimlich begleiteten noch einige Maranen den stillbeweineten Heiligen zur

letzten Ruhe und hielten ihm dort die Trauerfeierlichkeit.“ G.

Maimon, Abenteurer, Hammer 1911: „Was nur ein Märchenheld ist aus Tausend und einer Nacht, aus Hauff's oder Grimm's Büchern, das ist ein öder Trottel, ein armer Schlunder gegen das, was die Söhne Abrahams in Wirklichkeit leisten. Mußten einem deutschen Menschen, auch wenn er kein Philister ist und sogar Berferter- oder Wikingsblut in den Adern spürt, nicht der Verstand stille und die Haare zu Berge stehen, wenn er von den Taten Maimon's hörte, dem bald sein Stammesgenosse Weißmann folgte, an den sich wiederum als schwächerer Nachzügler Jaques Rossin anschloß? Fürwahr eine solche Rasse ist nicht zur gleichen Spezies zu zählen, der wir angehören — stehe sie höher oder tiefer, etwas anderes ist sie. Und jedenfalls offenbart sie eine dämonische Befähigung, uns zu beherrschen. Das Wort Disraeli's, das Th. Frisch in Nr. 202 anführte: „Die Juden haben sich längst in unsere geheime Diplomatie eingeschlichen und sich derselben fast gänzlich bemächtigt“, erhielt durch die Enthüllungen über Lebensläufe, wie die Maimon's und Weißmann's, eine ganz abenteuerlich klingende Bestätigung.“

In einer schmutzigen Hütte Rußlands oder Galizien wachsen sie auf, als notdürftig unterrichtete Jünglinge ziehen sie durch die Länder, in ein paar Jahren sind sie Weltbürger geworden, nirgends und überall zu Hause. Ein Duzend oder mehr Sprachen beherrschen sie vollkommen, die äußeren Manieren der internationalen Drohnensippe haben sie sich täuschend echt angeeignet. Sie fahren nur Luxus- oder Expresszug erster Klasse, wohnen nur in Carawanfereten erster Güte, kennen die Lebenswelt aller Zonen, steigen heute zu Herzoginnen ins Bett, morgen zu Prostituierten, Cagliostro und Casanova in einer Person. Heute bis auf den letzten Pfennig abgebrannt, streuen sie morgen Goldstücke aus, niemand fragt, was sie treiben, woher die Goldquellen fließen. Sie sind diplomatische Agenten, finden die Türen aller Ministerien, aller Geheimkabinette offen, verkehren in Chiffre-Telegrammen mit regierenden Häuptern, leben heute von dieser Macht und bestehlen sie morgen, und fangen übermorgen bei der adern an, und selbst wo sie gestohlen haben, finden sie wieder Eingang und bekommen Händedrücke von den feignertesten Händen. Das alles klingt wie ein Märchen und ist buchstäbliche Wahrheit; Maimon in Paris und Weißmann in Sofia haben es bewiesen. Und solcher Juden gibt es die Menge, die in letzter Linie darüber entscheiden, ob die Millionenheere der Christenheit marschieren sollen oder nicht.“

Maimon, Bernard (Baruch), Spion, Paris, *1850 Galizien [?], Korrespondent: Londoner Blätter; 1911 angeklagt, Schriftstücke aus dem Auswärtigen Amt in Paris einer fremden Macht ausgeliefert zu haben.

Über ihn schrieb WC schon am 1/3 1891: „Ein Prototyp jüd. Moral ist Bernhard Maimon, ein Industrieritter der schlimmsten Sorte. Durch gewandtes Auftreten wußte er sich in der Türkei zu hohen Kreisen Zugang und Konzessionen für alle möglichen und unmöglichen Unternehmungen zu verschaffen, die er dann für schweres Geld an den Mann zu bringen wußte. Bemerkenswert ist z. B. die von ihm verkaufte Genemigung zur Anlage einer Pferdebahn in Damaskus. In der Urkunde wird dem Unternehmer verbrieft und

versiegelt die Gerechtfame zugesprochen, das für den Bau benötigte Holz im Libanon schlägen zu lassen. Nun aber ist der Libanon, abgesehen von den berühmten, strengbewachten 316 Cedern, ein über Berggipfen, der kaum das Holz zu 100 Schwellen liefern würde. Also der reine Betrug! In einem anderen Falle verlor der Unternehmer 100 000 Lire an der von Maimon gekauften Konzession für Gas- und Wasserwerke in Salonichi.

M. ist in Kroatien (?) geboren, studierte in England, trat vom Jdtm zum christl. Glauben über und ging als Missionar nach Bagdad; abgesetzt, verlegte er sich auf den Handel mit Altertümern, die er sich in Persien erschwindelte. Nachdem er die Sammlungen an verschiedene Museen verkauft hatte, verschwand er plötzlich von Berlin 1884, wo er als Professor auftrat. — Die Verkäufer in Persien verloren 11 000 M.

Nach diesem neuen Betrug wurde er Muselman in der Türkei und nannte sich Mohammed Maimon. Dieser Erzgauner verstand es, durch einen literarischen Diebstahl vom Sultan die „Anerkennung seiner Verdienste um die Altertumswissenschaft“ in Form des Medjidje-Ordens zu erhalten, und verlegte lezt hin seinen Wirkungskreis vom Bosphorus, wo er sich nicht mehr recht sicher fühlte, nach Griechenland.“

DB 7/4 11: „M. erklärte vor dem Untersuchungsrichter in Paris, er sei ein Freund Frankreichs und habe immer für Frankreich gekämpft. Im Einvernehmen mit England habe er in den Blättern eine Kampagne für Frankreich unternommen. Nach Pariser Blättermeldungen hat es sich bestätigt, daß Maimon sich hervorragend an dem Bahnprojekt Homs-Bagdad beteiligte, das von den Engländern und Franzosen ausgeführt werden sollte, um der dtshen Bagdadbahn-G. Konkurrenz zu bereiten. Man neigt jedoch zu der Annahme, daß Maimon verschiedene Schriftstücke, die für die Haltung der französischen Regierung gegenüber dem Bahnprojekt bezeichnend waren, einer fremden Macht ausgeliefert hat, die sie Rußland mitteilte, und daß er sich dabei lei-

neswegs als Freund Frankreichs, sondern als einen für dessen Sicherheit und dessen internationale Freundschaften höchst gefährlichen Gegner gezeigt hat. In den Wandelgängen der Kammer wurde erzählt, daß man in der Wohnung M.'s Briefe des Tempsredakteurs Tardieu gefunden habe. Tardieu erklärte einem Berichtstatter, die Schriftstücke bezögen sich auf das 1909 zwischen dem französischen Botschafter Paul Cambon und dem englischen Auswärtigen Amt verabredete Bahnprojekt Homs-Bagdad, das damals von der französischen Regierung angestrebt, seither jedoch fallen gelassen wurde. Maimon nahm an den betreffenden Verhandlungen als Sozius des englischen Ingenieurs Barry teil, der in der geplanten Bahngesellschaft Homs-Bagdad die englische Gruppe vertreten sollte. Sämtliche auf die Verhandlungen bezüglichen Schriftstücke seien übrigens dem französischen Ministerium des Außern übermittelt worden. Bezüglich des Umstandes, daß von einer Zeitung auch sein Name genannt worden sei, gab Tardieu dem Berichtstatter die Erklärung, er wisse von der Sache nichts und wolle nichts davon wissen. — M. hatte das Vertrauen eines Beamten namens Roué hinter dessen Rücken mißbraucht.

Roderich Stoltheim „Die Juden im Handel und Wandel“, 1912, brachte folgende Charakteristik des M.: „Er war ein etwa 60 Jahre alter galizischer Israelit, bald den Moslem und bald den Christen spielend. Wußte nicht nur im Talmud, sondern auch im Koran und der Bibel Bescheid, verstand mit diesen Kenntnissen zu prunken. Ein moderner Casanova, der für alle Welt Politik treibt, für und gegen alle Parteien arbeitet, die größten finanziellen Unternehmungen und schwierigste Staatsanleihen zustande bringt und daneben Zeit und Lust zu den kühnsten Liebesabenteuern sucht und findet! Heute taucht er in Lissabon oder Madrid, morgen in Paris oder London auf, bald ist er am Themsestrand, bald an der Newa oder dem Goldenen Horn. Überall erscheint er mit größtem Pomp und läßt sich in den kostspieligsten Hotels schon Wochen vorher die fürstlichsten Zimmer reser-

vieren. — Mit seinen großen offenkundigen und noch größeren geheimen Beziehungen zur englischen Botschaft wetteiferten seine geheimnisvollen Verbindungen mit anderen Botschaftern und besonders mit dem Serail Abdul Hamids. Der 1. Sekretär des Wildis Kiosk, Tachsin, war buchstäblich ein willenloses Werkzeug in Maimons Hand. Und wenn M. sich außerhalb des Palastes in seinem Hotel befand, fand ein ununterbrochener Brief- und Botenwechsel zwischen Wildis und M. statt, bei Tag wie bei Nacht. Offenbar diente M. in 1. Reihe Englands Interessen, aber sicher nicht diesen allein. Er war ein Allermeltspion, es schmeichelte seiner Eitelkeit, mit den ersten Diplomaten zu spielen, wie die Katze mit der Maus, und mit Monarchen in ihren Arbeitskabinetten von Dingen zu sprechen, die die Minister erst viel später erfuhren. Der Winterpalast an der Newa stand ihm offen, und bei Abdul Hamid persönlich genoß er das größte Ansehen und blindes Vertrauen, trotzdem, oder gerade weil er auch mit den Jungtürken gut Freund war. Wenn M. in Konstantinopel weilte, holte Abdul Hamid bei ihm täglich Rat in allen internationalen Fragen ein, und wenn er vom Bosphorus fern war, wurde solcher Rat oft telegraphisch erbeten und gegeben. Und zur selben Zeit war M. der Ratgeber, ja der Freund des Hellenenkönigs Georg und sein Ratgeber während des griechisch-türkischen Krieges. Auf Kreta erschien er mit einem ganzen Stabe der ersten französischen und englischen Kriegskorrespondenten, und der berühmte amerikanische Photograph Underwood fehlte auch nicht, denn es mußten von denkwürdigsten Momenten Bilder aufgenommen werden für die großen illustrierten Blätter beider Erdteile — Maimon natürlich stets im Mittelpunkt aller Aufnahmen!"

Der Wiener „Kikeriki“ dichtete:

„Sieben Städte stritten darum, Maimon zu verleugnen:
London, Paris, Rom, Athen, Bagdad, Berlin und
Byzanz.

Städtliches Österreich, dir ward zugesprochen der Gauner,
Mädchenhändler dazu, also Galziens Sproß.“

Man nahm es in Dtschlnd den sonst so fortgeschrittenen „Bremer Nachr.“ sehr übel, daß sie allzu harmlos die Verse abdruckten, denn „M ä d c h e n =

h ä n d l e r“ durfte vor allem von keinem Juden gesagt werden.

Maimon, Moses, Nachkommen von Maimonides, *1860 Russ.-Polen, russisch-englischer Judenschmerzmalter, London RW. B: Prof. ▼Chwolson; ▼Gaster; Marcus ▼Abler; In the Kitchen; Bohin; In Captivity; Refused; Heimkunft aus dem Kriege (ein junger Invalide findet sein Heim verpogromt). — Auf Grund seines Bildes „Die Maranen und die Inquisition“ wurde er 1893 als ein einziger Jude Mgl. der Kaiserl. Akademie in Petersburg. Er malte den Zaren und die Zarin. Sem. Chronicle 9/11 1906.

Maimon, Salomon, gebor. Salomon, 1754 Nieswiesz, Litauen — 00 Dtschlnd. Er nahm den Namen von dem „großen“ Rabbi Moses ben Maimon an und hat später in anschaulicher, von Goethe geschätzter Weise geschildert, wie er als Betteljude vom Njemen nach Deutschland kam. Diese Anerkennung des Dichters, der unendlich viele Bücher in seinem Leben und wo es nur eben ging, wohlwollend besprochen hat, wurde für den jüdischen Autor von Glaubensgenossen gehörig ausgeschlachtet. — ▼JG nennt den Maimon „einen Philosophen, dessen Worte Goethe mit Respekt behandelte und den Schiller und Körner lobten“. Und ▼Graez schreibt: „Die beiden deutschen Dichtergrößen Schiller und Goethe waren förmlich in diesen jüd. zhnischen Philosophen vernarrt. Der letztere hegte den Wunsch, ihn in seine Nähe zu ziehen.“ Es fehlte nur noch, daß sie ihn als Dritten im Bunde aufgenommen hätten.

Rabbi Josua, der ärmliche Vater, gab dem Sohn Salomon die Lehre fürs Leben mit: „Du mußt nicht Kraft aufwenden, sondern Schlauheit“. Mit 11 Jahren beherrschte S. den Talmud so vollständig, daß er bald als Bräutigam gesucht war. Sein Vater verschaffte ihm aus Spekulation gleich 2 Bräute, „ohne daß der Junge eine ... zu sehen bekam“. S., mit 12 Jahren an die ältere Tochter einer Wittib verheiratet, war bereits mit 14 Vater und wurde dann von seiner Schwiegermutter bei einem Wirte als Lehrer in Stellung getan, wo er sich eifrig weiter mit Talmud beschäftigte.

Graez: „Auch ihm hatte, wie Moses Mendelssohn, das religionsphilosophische Werk Maimunis, „Führer der Irrenden“, die Augen geöffnet. Er las sich so sehr in das Buch hinein, daß er eins damit wurde, nannte sich Maimon und

schwur bei dem Namen des jüd. Weisen, so oft ihn ein Gelüft zur Sünde anfocht.“

Er lernte ferner Rabbala, Naturwissenschaft und dtſch, ging 79 über die Grenze und machte ſich durch Schreibe-
reien über Kant bekannt. Mendels-
ſohn nahm ſich in Berlin ſeiner an, gab
ihn aber wegen zu großen Zynismusſes
wieder auf und empfahl ihn dafür nach
Holland, wo er ſich ebenfalls unmöglich
machte und wieder nach Hamburg fuhr:
„Um ſeine Lage zu beſſern, wollte er
ſich taufen laſſen“, JG. Aber der Lu-
theriſche Geiſtliche, dem M. ſeine Tauf-
gründe offen erzählte, und daß das Ju-
dentum doch eigentlich vernünftiger ſei,
als das Chriſtentum — verzichtete, ſchickte
ihn jedoch großmütig auf das Gymna-
ſium zu Altona, um Sprachen zu ler-
nen. Nach 2 Jahren nahm Mendelsſohn
den Salomon in Berlin wieder an und
beſorgte ihm Arbeit in Deſſau. In
Breslau 88 fand ſich bei dem 34jähri-
gen ſein inzwiſchen 20 Jahre geworde-
ner Sohn ein und verlangte im Auf-
trage der Mutter einen Eheſcheidungs-
brief, den er nach einigem Hin und Her
auch erhielt.

Maimon wurde von Glaubensbrü-
dern zu Breslau, Hamburg, Berlin und
Amſterdam wegen ſeiner Verwerfung
der talmudiſchen Fabeln als Keger
verfolgt. Der Oberrabbi zu Hamburg
z. B. ſtellte ihm ſeine religionswidrigen
Handlungen vor, „daß er keinen Bart
trüge, nicht gehörig in die Synagoge
ginge und ſo frei dächte.“ Der Rabbi,
der bei ihm nichts ausrichten konnte, ge-
riet endlich ſo in Eifer, daß er ihm zu-
rief: „Schofar! Schofar!“ So heißt das
Horn, womit als Ermahnung zur Buße
am Neujahrsfeſte in der Synagoge ge-
blasen wird und vor dem ſich (laut Tal-
mud) ſogar der Satan fürchten ſoll. —
Er zeigte auf ein ſolches Horn, das auf
dem Tiſche lag und fragte M.: „Wiſſen
Sie, was das iſt?“ „O ja“, ſprach M.,
„es iſt das Horn von einem Bode!“ Bei
dieſen Worten fiel der Oberrabbi auf
ſeinen Stuhl und fing an, M.'s Seele
zu beklagen.

Maimon ſchrieb u. a.: Verſuch einer
Tranſzendentalphilosophie; Philoſophi-
ſche Streifereien; Lebensgeſchichte 1792,

neu herausgegeben von ▼Fromer, be-
ſprochen von ▼Wendringer, Tag 12/4 13.
— „Ein armer eingewanderter polniſcher
Jude iſt von Kant ſelbſt als der bedeu-
tendſte und verſtändnisvollſte unter al-
len ſeinen Kritikern anerkannt worden.
Salomon M. war es, der die Entwid-
lung zu Fichte angebahnt hat“, J.
▼Goldſtein, Dtſches Geiſtesleben und die
Juden, R.-G.-Blätter 12.

Maimon war kein Philoſoph, nur ein
Talmudiker und, nach Mendelsſohns
Ausdruck, mit der „ſeiner Nation eigen-
tümlichen Subtiligkeit des Geiſtes“ aus-
geſtattet. Ein „Paß“ ſeiner polemischen
Abhandlungen wurde trotzdem von
Marcus Herz (ſd) zur Reviſion an Kant
geſchickt, der 65jährig und überladen, die
grobe Zumutung mit Selbſtverleugnung
und Milde beantwortete: „Was Sie ver-
langen, die Herausgabe dieſes Werkes
mit einer Anpreisung meinerſeits zu be-
gleiten, wäre nicht wohl tunlich, da es
doch auch größtenteils wider mich gericht-
et iſt.“ Kant beurteilt zuerſt M. gün-
ſtiger. Des Philoſophen Brief, in dem
das geſchah, wurde natürlich M.'s wiſ-
ſenſchaftliche Legitimation! Unſern Kant
aber verdroß, wie er an Reinhold ſchrieb,
der Meſſelarm der Berliner Juden-
heit: „Was ein Maimon mit ſeiner Nach-
besserung der kritiſchen Philoſophie
(dergleichen die Juden gern
verſuchen, um ſich auf fremde
Koſten ein Anſehen von Wich-
tigkeit zu geben) eigentlich wollte,
habe ich nie recht faſſen können und muß
deſſen Zurechtweiſung anderen überlaſ-
ſen.“ (Kant, Akademie-Ausgabe XI,
476.)

M. „ſoff“, was im allgemeinen bei
Juden ſelten iſt, und wäre verkommen,
hätte ihm nicht bis zu ſeinem Tode 1790
Graf Kaldreuth eine Freiſtatt in Glo-
gau gegeben. Aber an bürgerliche Da-
ſeinsformen und Keinlichkeit konnte ſich
der Landſtreicher nicht gewöhnen. Sein
Biograph, Sabbattia ▼Wolff (1813),
meint: „Nie hätten Gardinen einen
beſſern Dienſt getan, als die, ſo M.'s
Bett verdeckten.“

Übrigens ſchändeten ſpäter noch die
Glogauer Hebräer das Grab des aus
ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßenen jüd.
„Denkers“. Die Judenheit als Ganzes

braucht sich also M.'s so wenig zu rühmen wie Spinozas: sie hat beide vertrieben. Trotzdem schreibt ▼Graez:

„Kant war von Maimons Scharfsinn und Tiefe fast geblendet und spendete dem Juden, der sich halb als sein Gegner zeigte, das höchste Lob. M. wurde ein sehr fruchtbarer philosophischer Schriftsteller und wußte, der Pole, in dtischer Sprache die schwierigen, dunkeln und trockenen metaphysischen Probleme allgemein verständlich zu machen. Dem großen Publikum wurde er erst durch seine eigene „Lebensbeschreibung“ bekannt, worin er die Blöße der polnischen Juden und auch seine eigenen mit zynischer Schonungslosigkeit aufdeckte, wie mehrere Jahre früher Rousseau mit seinen „Bekanntnissen“. — Die Biographie bleibt aus Kostgründen das einzig Lesbare des Wirrkopfes.“

Maimonides, s. Maimuni.

Maimuni, Mose-Ben, arabisch: Abn-Amram Musa Maimun Obaud Allah, „Philosoph“, Leibarzt, 1135 Cordoba — 04 Kairo. „Der Engel des Mittelalters“ und „größte Mann nach Moses“, vgl. DfBl 2/3 1899. Seine Vorfahren waren Talmudiker. Die Familie flüchtete vor dem Religionszwange der Mauren 1149 und trat in Fez mit Mann und Maus scheinbar zum Islam über; trotzdem wuchs sich M. zu einem „jüdischen Aristoteles“ aus: „Aristoteles (sd) hatte viele Verehrer unter den Juden und Mohammedanern — christliche Denker konnten damals noch nicht seine Geisteshöhe erklimmen [!]. Aber keiner vor Maimuni hatte sich so sehr in dessen philosophische Weltanschauung vertieft und hineingelebt, daß er sie als sein geistiges Eigentum stets gegenwärtig in sich trug und darum auch die Schwächen, die sie hin und wieder zeigt, tiefer erkannte.“ ▼Graez.

Maimuni verteidigte seinen boshaften Scheinmohammedismus in seiner Erstlingschrift. Das war charakteristisch: blonde Arier pflegen, wenn sie, wie Schiller, sonnig in die Arena hinabsteigen, schon in ihren ersten Werken, in rücksichtslofester Offenheit die Lüge dieser Welt zu bekämpfen und sich für die Wahrheit, wenns sein muß, zu opfern;

der nachtgeborene, jung-greife Jude trat spitzfindig gerade für die Lüge ein, um sich mit ihr und durch sie zu erhalten. Er weist also nach, daß „teilweises Übertreten noch immer nicht Abfall vom Judentum sei.“ Die göhndienerischen Israeliten in der Zeit der Propheten seien stets als Glieder des Gottesvolkes betrachtet worden. Wir aber huldigen mit unserm Tun keineswegs dem Göhndienste, sondern sprechen nur eine leere Formel nach, von der die Mohammedaner selbst wissen, daß wir es nicht ernst damit meinen, sondern nur den fanatischen Herrscher täuschen wollen.“

„Dann sei zu unterscheiden, ob eine Übertretung durch Tat oder durch ein bloßes Wort geschehe. Die mohammedanischen Behörden verlangen von den Juden keineswegs eine Verleugnung des Bekenntnisses mit den Lippen, daß Mohammed ein Prophet gewesen, im übrigen haben sie nicht viel dagegen, wenn die Juden nach ihren eigenen Vorschriften lebten.“

Andererseits, wo's nicht schadete, tat M. sehr wahrheitsliebend und wollte z. B. nichts von Poesie wissen, weil sie, nach der Anschauung damals: „daß das Beste daran das Erlogene sei“ — auf Erfindung und Unwahrheit beruhe. — Das Ziel seiner Schriften wurde dann: das ganze Judentum, das biblische und das talmudische. „Die Ritualien wie den Lehrinhalt (Dogma) in einem solchen Lichte zu zeigen, daß andere Religionsgenossen und selbst Weltweise von der Wahrheit desselben überzeugt sein müßten.“

„Die Familie reiste inzwischen über Jerusalem nach Ägypten, wo sie in Juwelen handelte, aber durch Schiffsunfall verarmte. M. legte sich auf Heilkunde, schrieb über das Judentum als „geoffenbarte Philosophie“, und vertröstete verfolgte Glaubensgenossen mit der Aussicht auf einen künftigen Sieg über die „Asterreligion“. Denn die neue Offenbarung von Nazareth und Mekka verhält sich zum Judentum wie ein noch so kunstfertig ausgeführtes Menschenbild zu einem vollwertigen Menschenwesen. Nur Kinder und Toren könnten ein Bildnis für ein wirkliches Wesen halten.“

1165 ging er nach Akko in Palästina, von dort nach Ägypten, wo er in Costat bei Kairo seine Kunst ausübte.

Als Rabbi in Kairo sorgte er für „Anstand in den Synagogen und entfernte mißbräuchliche Gewohnheiten“, wie Graez sagt, der niemals da, wo es nötig ist, den Mund halten kann, und schwachhaft seine Leser, die er für noch dümmer hielt, als er selber war, gerade auf Dinge stößt, die besser ungedruckt geblieben wären. Von 70—80 arbeitete M. an einem Religionsbuch, der Mischna-Thora.

„Wenn der Talmud einem Labyrinthischen Bau gleicht, in dem man sich nur mit einem Ariadnesfaden zurechtfinden kann, so hat Maimuni daraus eine wohlgeordnete Anlage geschaffen, mit Flügelngebäuden, Hallen, Gemächern, Kammern und Kämmerchen, wo sich auch ein Fremder ohne Führer orientieren und einen Überblick über alles im Talmud Enthaltene gewinnen kann. . . . Das Philosophische, das Sittliche, das Ritualgesetzliche und, sozusagen, die gemüthliche Seite des Judentums, die sich in der Hoffnung auf die messianische Erlösungszeit ausspricht, alles ist in diesem Werke gleichmäßig gewürdigt und zur Vollberechtigung erhoben. Man kann fast sagen, daß M. einen neuen Talmud geschaffen hat“, Graez. Seine Bearbeitung fand Verbreitung. 10 Jahre später konnte M. sagen, sie „sei bis ans Ende der bewohnten Erde gedrungen, wurde nicht bloß gelesen, sondern zum Grundbuche der jüd. Religion erhoben, wie eine neue Bibel oder ein neuer Talmud. . . . Man spendete ihm die überschwänglichsten Lobeserhebungen: „Der Einzige des Zeitalters“, „das Panier der Rabbinen“, „der Erleuchter der Augen Israels“.“

M. erlangte später auch die ärztliche Praxis am Hofe Saladins. „Sein Ruf war so groß, daß ihn der englische König Richard Löwenherz, die Seele des 3. Kreuzzuges, zu seinem Leibarzte ernennen wollte. M. schlug diesen Antrag aus.“

Die Feinde, deren wichtigere Juden oft mehr als genug haben, bezichtigten ihn zwischendurch des Verbrechens, daß

er sich wieder zum Islam bekehrt hätte; aber seine Freunde schlugen das nieder und machten ihn zum Oberhaupt (Nagid) sämtlicher ägyptischer Gemeinden; diese Würde vererbte sich dann in seiner Familie von Vater auf Sohn und Enkel bis ins 14. Jh. hinunter.

M. schrieb 1190 das aristotelesierende Moreh Nebuchim, den Führer der Freirenden, der „für die Geschichte der Philosophie im Mittelalter überhaupt von außerordentlicher Bedeutung“ wurde. Er behauptete, „Gott habe keineswegs das Böse geschaffen, sondern dieses entstehe aus der Natur des groben Stoffes, der, mangelhaft beanlagt, als solcher das Gute und den Segen nur mangelhaft annehmen und behalten könne.“

Die Thora nannte er dabei eine „der Gottheit unmittelbar entstrahlte Wahrheit. Diese Gott entstammte Offenbarungslehre steht einzig da, wie Moses, durch den sie den Menschen zugeführt wurde, einzig in seiner Art war. Als eine göttliche Lehre sei sie vollkommen, daher könne es keine nach ihr geben, die ihre Gültigkeit aufhübe und sie ersetze, wie es auch früher keine derartige gegeben. . . . Man kann mit Recht sagen, daß das Judentum seine Verjüngung den Gedanken Maimunis zu verdanken hat.“

Graez wirft aber trotzdem M. vor, daß er „statt des Gottes der Offenbarung, welcher voller Teilnahme auf das Menschengeschlecht, das isr. Volk und jeden einzelnen blickt, ein metaphysisches Wesen gesetzt habe, das in kalter Erhabenheit und Abgeschlossenheit sich um seine Geschöpfe nicht kümmern darf, wenn sein Dasein nicht in Gedanken- dunst zerfließen soll.“

Auch ein Mohammedaner, der den „weisen“ M. persönlich aufsuchte, „fand ihn von dem Streben beherrscht, den ersten Rang einzunehmen und mächtigen Personen zu gefallen: Er hat neben medizinischen Werken ein philosophisches Buch für die Juden geschrieben, das ich gelesen habe. Ich halte es für ein schlechtes Buch, das geeignet ist, die Grundlehren der Religionen zu untergraben, gerade durch die Mittel, welche bestimmt scheinen, sie zu befestigen.“

M. wurde 1200 Leibarzt von Alafdal, Sultan Saladins ältestem Sohn und Nachfolger.

M.'s Sohn, Abulmeni Abraham, erbte vom Vater zu allem anderen die Stellung als Leibarzt bei Sultan Alkamel, einem Bruder Saladins. Abraham † 1237.

Abschließend sagt Graetz 2, 522: „Die scholastische Philosophie, welche für das christliche Europa den Dämmererschein geistiger Erweckung bedeutete, hatte die Strahlen von Ibn-Gebirols und Maimunis Brennpunkten empfangen. Selbst was die christlichen Religionsphilosophen aus der griechischen Gedankenwelt und von den arabischen Denkern aufgenommen haben, war ihnen durch jüd. Mittler, durch Übersetzer und Erklärer zugänglich gemacht worden. Auf M.'s Grab setzte ein Unbekannter die vergötternde Inschrift: Hier liegt ein Mensch und doch kein Mensch; warst du ein Mensch, so haben Himmelswesen Deine Mutter beschattet.“

Im Grunde war M.'s ganze „Philosophie“, wie die aller Juden, mögen sie heißen wie sie wollen, im Talmud enthalten. Er schloß sich dem Levi ben Gerson an: „Dies Gebot, daß man von den Fremden wuchern soll, ist eines von den 248 Geboten, welche Gott von uns will gehalten haben, und zwar also, daß wir nicht allein den Fremden Geld auf Wucher leihen, sondern wir sollen ihnen auch Schaden, soviel als möglich ist, zufügen, und es steht uns nicht frei, ob wir wuchern wollen, oder nicht, sondern es ist ein Gebot Gottes, darum, weil die Fremden fremden Göttern dienen.“

Rosin, Juden in der Medizin (Berlin 1926): „Seine von David ▼Rosin dargestellte „Ethik ist durch die Schärfe der Gedanken wie durch den hohen sittlichen Wert eines der vollendetsten Denkmäler menschlicher Wissenschaft. Seinem Sultan, dem Sohn Saladins, sandte er Diätvorschriften, in denen er dem hohen Genießer und Schlemmer wahrhaft klassische Ratschläge gibt. — Sein Lieblingschüler war Josef ibn Atnin † 1226.“

Mainé, Otto = Oskar Mokrauer-Mainé.

Mainländer, Phil., gebor. Philipp Bag. 1841 Offenbach — 78; Selbstmord. Er suchte Schopenhauer zu über-

bieten! B: Philosophie der Erlösung, 2 Bde., 76. Über ihn: Euf. ▼Rubinstein und Sommerlad. Die „Erlösungsphilosophie“ wurde von der Presse natürlich gelobt und machte viele Anhänger unglücklich. — Vgl. auch Bartels DGS 3, 262.

Mainz. Gerade die gefegnetsten Striche des Oberheins, Hessen, ein Teil von Nassau, die Pfalz usw., sind in Juden Händen. Neben Frankfurt a. M. und Offenbach ist Mainz, die alte germanische Ur- und spätere Kurfürstentumstadt eine Hauptsammelstelle. Die „Kreuzspinne“ 1901, S. 9, rechnet im Mainzer Weinhandel unter 225 Geschäften 185 jüdische. Bis 1914 mögen es 290 unter 300 geworden sein; und heute?

1349 wurden 12 000 Juden dermaßen geröstet, daß das Fensterblei und die Gloden von S. Quirin schmolzen. JPS 25/7 1930.

I. Recht und Verwaltung: Carlebach, Dr., JN,); Fuld, Adv., Dr., JN, Heidelberger Fagasse 11, C; Guttmann, Dr., RA, O 1908 —; Horch, Dr., JN,); Kramer, Emil, Dr., RA,) WB; Levi, Mag., Dr., RA,); Nichten, Otto, Dr., RA, O 1907 —; Loeb, Mag., Dr., JN, O 1907 — C) WB; Mayer, Ferd. Phil., Dr., JN, Alarstr. 2, O 1877 — C; Oppenheim, A., Dr., JN, C); Sichel, Bertram, Dr., RA,).

II. Medizin: Cahn, Adv., Dr., Schöfferstr. 3 C); Duschinski, Dr., C.

III. Sonstige Wissenschaft: Brenner, Dr.,); Eschelbacher, S., Reallehrer,); Frank, Dr., O 1907 —); Heidenheimer, H., Dr., Stadtbibliothekar, C); Kahn, Adolf, Lehrer,); Levi, Dr., O 1877 —; Mattes, Dr.,) WB; Mehger, Jul., Dr., O 1907 —); Meyer, A., Dr., §; Mahaelson, Alf., Apotheker, Steingasse 4, O 1907 — C; Reinach, Carl, Dr., O 1877 —; Thilo, Dr.,); Wallerstein, Dr.,); Wolfstehl, Dr., O 1877 —.

IV. Bank, Handel und Industrie: Samberger & Co.; Carlebach & Co.; Benfey, Albert, Str.,); Berney, M., Weinhdlr., Kaiserstr. 45, C); Frank & Wör,); Fulda, Isaac; Hedmann, Martin; Heidenheimer, Jos., Fabrik., Kaiserstr. 32, C); Heilbronner, Alf., Weinhdlr., Mathildenstr. 12, C; Herzog, C., Buchdruckerbes., Synagogenstr., C); Hirsch, Rob., Spektateur, C; Hochheimer und Meyer; Jacob, Lazar; Kahn, Mag., Lederhdlg.,); Kaiser; Kramer, Siegf., Str., Walpodenstr. 8, C); Kronenberger, G. L. & Co.; Lebrecht und Benfey; Mayer, Bernh. Alb., Stadtverordneter, RA, Dorf. d. Israel. Gemeinde; Meyer, Gust., i. Fa. Meyer & Fels, Mathildenstr. 14, C; Kassauer, Jos., Weinhdl., C); Oppenheim; Richard, S., Mgl. der Handelskammer,); Scheuer & Klaut,); Schlessinger, Mag.; Schmitz, Heidelberger & Co.; Simon, Louis, Viehhändler, Kaiserstr. 33, C); Strauß, Gebr., Papiergeschäft en gros, Gr. Emeranstr. 6, C; Strauß, Leop., Weingroßhdl. i. Fa. L. Strauß, C; Vogel, Carl, Dir., Detmold,).

Mainz, Oskar, Bankhausler, Millionär. Wittin: D. H. Apelt & Sohn, die 11 Häuser besitzen, aber 1913 in Konkurs gerieten. Halle a. d. S., Leipziger Str. 70.

Mainz, Sally M., Adolphplatz 6, Hamburg. Präf. RA: Löwen-Brauerei und RA: Hafen-Dampfschiffahrt AG, Hamburg. 1914.

Mainzer, Bernhard, Kaufmann, vom Kriegsgericht Koblenz (10/4 1915) 8 Monate Gefängnis. Urteil: „M., der bewußt und aus Gewinnsucht schlechte Fußbekleidung, mangelhafte Strümpfe und Socken, für die Truppen lieferte, hat zum Nachteil der Kriegsmacht gehandelt und sich des Landesverrates schuldig gemacht.“ — M. stand außerdem noch unter Anklage des Bestechungsversuches. RWB 12/4. WM.

Mainzer, Claire (Claire Pape). *Berlin. B: Zwischen 2 Frauen, No, 1910. — Sahnig.

Mainzer, Mag., Dr. med., Verlag der R.-G.-Blätter (Kartell-Comment der ▼Korporationen), Frankfurt a. M., Redarstr. 5. 1914.

Mair, Dr., Freiburg i. B. DStB 6/7 1890: „Da droht bereits wieder ein neuer jüdischer Privatdogen für Archäologie, Mair. Man erzählt über diesen Geschichten, jedenfalls scheint er nicht sehr angenehm gewesen zu sein; aber der Referent in der Fakultät, der Tscheche

Studniczka, meinte: der Mann sei Jude, man dürfe ihm das Fortkommen nicht noch mehr erschweren! Königliche Weisheit, du sitzt auf den Lehrstühlen der Hochschulen! Also weil sie Juden sind, muß man sie begünstigen? Mir schwindelt vor dieser Logik.“ — WM.

? Maish, Herbert, Erfurt, brachte es fertig, 1929 (WK April) die „Komödie der Zivilisation“, die er einst als Primaner geschrieben hatte, auf seiner Bühne aufzuführen. Inhalt: Der degenerierte Mensch muß regeneriert werden. Ein Professor züchtet durch Kreuzung eines Menschen mit einer Schimpansin einen neuen Typ, namens Tapp, der die Menschheit „erlösen“ und Stammvater einer neuen Kulturrasse werden soll. Der hinter elektrischen Mauern behütete Affenjüngling bekommt Sehnsucht nach Welt und Menschen und entwischt, läßt sich an eine Dollarmilliardärin verschachern, die, überfättigt von den Männern, durch Rundfunk den „Quatitätsmann“ sucht. Für eine Milliarde kauft sie sich Tapp, der vor ihr noch kein Weib sah. Wenige Minuten nach der ersten Begegnung erhebt sich ein Skandal. Die Lautsprecher schreien in die Welt: „Der Affe hat der Fris Fluid die Kehle durchgebissen!“ Tapp, angeekelt von der tobenden Masse Menschen, die ihn lynchen will, stürzt sich vom Wollenträger in die Tiefe. „Regeneration“ und Erlösung ist mißlungen. — Bei der Uraufführung bekamen Frauen Schreikämpfe, Männer Wutanfälle, Juden und Trabanten klasten sich die Hände wund. Die demokratisch-jüdische „Thüringer Allgemeine Z.“ freute sich des Erfolges: „... es ist und bleibt verdienstlich, unbekanntem Talenten die Bühne zu erschließen ...“ [s. auch Kulturbolschewismus].

Maissl, Jsidor, Galizien, internationaler Taschendieb, 1904 (DfBl 23/7) in München verhaftet.

Maïson, Karl, JG, 1840 Oberdorf — 96 München, i. Ga. U. Maïson, RM, Mgl. des Landtags, Dir: Handelskammer; Konsul der Dänen und Schweden-Norweger.

maïsse, j. [h: maaseh]: Begebenheit, Geschichte, Werk, Ding, Stüd. maïsse-Buch: ein jüdisch-deutsches erbauliches Geschichtsbuch. maïsse b'reischiß „das Schöpfungswert“, die jüdisch-mystische Kosmogonie; maïsse mertöwe: „das Wagenwert“, die auf Ezeziel 1 ruhende jüdisch-mystische Engelslehre usw.; maïsse behême: ein Stüd Vieh, ein Viehkerl; maïsse naïres: Kindereien, Dummejungenstreich. — Verkleinerung: maïsseloß, maïsselach machen: „Geschichten“ machen, Dummheiten machen. — Bischoff J.

Majakowskij, „russischer“ Literat, Paris, von dessen Selbstmord der Kritiker André Levison schrieb: „M. hat sich in Geistesverwirrung nach einer nächtlichen Orgie das Leben genommen.“ Der „superrealistische“ Louis Aragon ging deshalb zornig zu L. und warf dessen Remaniten aus dem Fenster. L. bat, er möge sich mäßigen. Aber A. ließ sich nicht beruhigen: „Ich habe mich noch nicht abregiert und muß noch mehr zerschlagen! Wollen Sie Ihre seltenen Basen retten, so bringen Sie etwas anderes zum Zerschmettern.“ Der Kritiker schleppte aus der Küche Teller, Schüsseln und Tassen herbei, an denen Aragon sich austobte. Das Krachen erregte die Aufmerksamkeit der Polizei, die den nun befriedigten Aragon abführte. BZ a. M. 6/6 1930.

Majdansta, Helene = Helene Meyer-Cohn.

Majer, Wolf Bedner, Mädchenhändler, s. Mädchenhandel.

Major, Ju., JG, *1859 Kaschau; Musiker und Lehrer, Budapest.

Majovana, Schaminister, Nachfolger des Vuçzatti, Italien, 1906.

Makai, Emil, 1871 Mako — 01 Budapest. JG. G: Rabbi Fischer. — Rabbiatskandidat. Er übersezte mittelalterliche hebr. „Dichter“ und schrieb ein Drama Absalom, nebst etwas Lyrik.

Malay, Eugenie = Emil Rothschild.

Maldefsch haschem, geheiligter Name, s. Sippe, C.

malchunen, j: mit dem Radschlüssel stehlen.

Malower [Matow, russ: Domscha], Jurist, Prof.

Matower, Hermann, RM. 1830 Santomischel — 98 Berlin, JG; Synagogenorist, später „Erster jüdischer Grundbuchrichter“ in Berlin. Mit Siegmund Meyer schrieb er ein „Allg. dtches Handels-

gesetzbuch“, 62. Er verteidigte 82 glücklich den Prof. Mommsen, als dieser Bismarck beleidigt hatte, — sah durch Jahrzehnte der „jüdischen Gemeinde“ vor und rief die jüdischen „Regesten“ mit ins Leben. — 82 reiste er persönlich und offiziell nach Brody und schleppte uns — DvZ 24/8 — „40 junge Juden ein. Diese, im Alter von 6—10 sind in dem Depot in der Fruchtstr. 1 untergebracht. Sie sind nach dem Bürger-Courier kurz geschoren (war wohl sehr nötig?) und stecken in einer Art Drilllich-Uniform. In einem Raum, der als Getreidespeicher diente, sitzen sie auf Holzbänken und erhalten Unterricht in der dtchen Sprache. Diese Kinder werden hier bleiben. Sie sind teils verwaist, teils gehören sie Familien an, die sehr kinderreich sind. Man hat in Pankow ein Haus gemietet, es wird dort ein Alumnat für diese 40 Knaben eingerichtet, um ihnen eine gründliche Erziehung bis zum 16. Jahre zu geben. Das erste Augenmerk ist darauf gerichtet, sie zu Handwerker zu machen.

Wir aber fragen, wer hat JM Matower ermächtigt, uns so mit nichts, dir nichts 40 junge Juden auf den Hals zu bringen, und vor allen Dingen, wer bezahlt's?

Unser Oberbürgermeister v. Forderbeck scheint nicht zu wissen, daß hier in Berlin Hunderte von Kindern eines Alumnats bedürfen.“ —

Früh ▼Friedmann 1, 129, war auf seinen Kollegen M. nicht gut zu sprechen: „Man mußte nur beobachten, mit welcher unerträglichem Dünkel der Handelsrechtler, JM Matower, bei der Verteidigung des damaligen RM (jetzt glücklich trotz alledem doch JM gewordenen) Grabower wegen Betruges es zum Ausdruck brachte, daß er nur ganz ausnahmsweise in die Arena hinabsteige, um einem Kollegen zu helfen, aber nun einmal uns plumpen Strafrechtlern zeigen wollte, wie man ein richtiges juristisches Plädoyer hinlege. Da wurde denn allerdings wader nach der zu Haus bei der Ollampe entworfenen „Disposition“ gearbeitet. Noch Klingt's mir in den Ohren: Beginnen wir damit, meine Herren, die Art zur Hand zu nehmen und den Weg durch das Unkraut und Dickicht der Beweisaufnahme zu schlagen!“

Matower, Stanley, engl. Literat. B: Cecilia, Juden-geschichte. 1890? Engl J. 64.

Matowsky, M., Schwindler, geisteskrank, vor dem aber Zeitungen im Sauerland Mai 1913 doch warnen: „Der seinerzeit wegen verschiedener Betrügereien in Diebstahl inhaftierte frühere Agent M. M. ist als zeitweilig geisteskrank aus der Untersuchungshaft entlassen worden. M. hat sein Gewerbe in hiesiger Stadt wieder aufgenommen und treibt Hausierhandel in Manufaktur. Wegen seines gemeingefährlichen Treibens sei hiermit die Öffentlichkeit in eigenen Interesse gewarnt.“

Mal sein, j: beschneiden. Er hot saan Kadisch mal gewesen, er hat seinen Sohn beschnitten. (Es geschieht nicht zu selten, daß der Vater die Beschneidung seines Sohnes selbst bewirkt.) Thiele G.

Malas sangre [böses Blut], nennen Spanier und Portugiesen das jüdische Blut, das seit dem 12. Jh. viele ihrer vornehmsten Geschlechter verunreinigte. — s. Trifon.

Malach, Chajtm, polnischer Sabbat[h]ianer (sb) und Chassidder (sb), Ende 17. Jh.'s lehrte er das Zwei- oder Dreigöttertum und die Fleischwerdung Gottes, zollte Sabbatai Zewi göttliche Verehrung und soll dessen Abbild, in Holz geschnitzt, in der Synagoge seiner Sekte zur Anbetung herumgetragen haben. Auf die Zertrümmerung des rabbinischen Judentums oder des Judentums überhaupt hat er entschieden hingearbeitet. Wegen wüsten Treibens aus Jerusalem ausgewiesen, begab er sich zu den mohammedanischen Sabbatianern nach Saloniki, den Dönmäh (sb), machte ihre ausschweifenden Tollheiten mit und lehrte offen den sabbatianischen Schwindel. In Konstantinopel in Bann getan, streute er in Polen den Samen sabbatianischer Ketzerei aus, die das Judentum später tief unterwühlten sollte. Er soll in Trunksucht seinen Tod gefunden haben.“ G.

Malakenen, Profelhten in der Nähe des Ararat. RM 117, 1885: „Eine Sekte, die vom christlichen Glauben zum Judentum übergetreten ist, und von der russischen Regierung, als gemeingefährlich, in bestimmte Bezirke verwiesen sein soll. Wie man uns mitteilte, wird der

beste und bescheidenste unter den Männern, von der Gemeinde auf Lebenszeit zum Priester gewählt, und er, der keine andere Bildung besitzt als alle übrigen, erbaut seine Brüder mit den Ergüssen seines Herzens. Seine Würde ist ein reines Ehrenamt; der Priester lebt vom Ertrage des selbst bestellten Acker, wie alle sonstigen Mitglieder der Gemeinde. Die einen halten den Sonnabend, die andern den Sonntag heilig. Der Priester schließt Ehen, indem er den Brautleuten die Hände zusammenlegt und die göttliche Einsegnung der Ehe aus dem ersten Buch Mose vorliest. Die Ehe wird nie gebrochen. — So erzählten die Malatanen selbst, während hievon die Berichte der umwohnenden griechischen Christen sehr abwichen, und danach die Maßregel der Regierung allerdings erklärlich scheint.“ — Die Malatanen von ihren jüdischen Stiefvätern das Heucheln gelernt zu haben.

Malata △ P, gebor. ? Meyer, Kapellmeister, Stadttheater, Chemnitz. ○ ▼ Miza Eibenschütz, Sängerin (f). 1914.

Malches-Messine, j: königliche Kasse. — des sachern, eine tgl. Kasse bestehlen (worauf die jüdischen Gauner immer vorzüglich ihr Augenmerk richten). — Thiele G. —

Malchior [Melchior], reiche Familie in Kopenhagen. 19. Jh. JG.

Malchus, Freiherrn von, Württemberg. 1. Hofmarschall, Neuwied. 2. Major und Bezirksoffizier, Biberach. 3. Gutbesitzer auf Menzlin-Anklam, Pomm. 19. und 20. Jh. — SG.

Malchus, Cleodemus, propheta, 2. Jh. v. Chr., JG, schrieb griechisch eine verlorene „Gesch. der Juden“, worin er j. Überlieferungen mit griechischer Mythologie verschmolz. Über seine Abkunft sind die Gelehrten uneins; Prof. Ewald ist für Phönizien; Herzfeld für Syrien; Freudenthal für Samaria; Schüler für Samaria oder Judäa. Der Semi-Kürschner, dem es im übrigen gleich ist, woher ein Jude jedesmal kommt, und der sich mehr dafür interessiert, wann und wohin sie mal gehen werden, ist, um auch etwas zu sagen, im Falle Malchi für Judäa.

Malcolm, Prinz, pers. Gesandter in London; SG pers. Gesandter in Rom, 1904. SG.

Malcomeß, gebor. ? Familie, aus der Gegend von Bromberg, die nach dem Kapland wanderte und dort diesen Namen annahm; ein M. ist Oblt. im Pionierkorps (Mangliste 1913, 480).

Malden, Alb. = Albert Mandl.

Malca-Byne [aus Malwine!] = Malwine Mauthner.

Malerei. Elise ▼ Croner, Die moderne Jüdin: „Aus dem Grundsatze des Gefallens entspringt die Vorliebe jüdischer junger Mädchen für alle Arten von Renommierkünsten, wie Singen, Tanzen, Klavierspielen; alle „Gesellschaftskünste“ liegen ihnen; dagegen z. B. nicht das Malen, das direkt eine „unjüdische“ Kunst genannt werden kann. Auf 10 deklamierende, kunsttanzende, Labarettliedersingende junge jüdische Mädchen kommt vielleicht ein malendes oder zeichnendes. Zum Malen gehört eben stille Beschaulichkeit und Ruhe. Die schönste Malerei ist unbrauchbar für Gesellschaftszwecke, denn sie hebt nicht wie Gesang oder Tanz unmittelbar die persönlichen Reize. ... Wohl finden wir hier und da in einem Katalog den Namen einer jüdischen Künstlerin, aber der Prozentsatz ist geringer als auf allen übrigen Gebieten. Das biblische Wort: „Du sollst dir kein Bildnis machen und keinerlei Gestalt“ scheint jahrtausendlang gewirkt zu haben.“

Malerei, Deutsche. Ugo Djetti, Kunstkritiker des „Corriere della Sera“ nennt 1930 (WB 21/10) die deutsche offizielle Malerei ein Delirium der Höflichkeit, das Dschind dem Geldächter der Böller preisgibt. — WZ zählte dann zur Abwehr dieses Angriffes, auch auf seine Ehre, ab, was an „neuer deutscher Kunst in einem Jahrzehnt in Venedig gezeigt wurde“, nämlich: 11 Bilder von Hofner, 8 Schmidt-Rottuff, 7 Dix, 6 Beckmann, 5 ↓ George Grosz usw., die unter dem antinationalen Reichskommissar für die deutsche Abteilung, Galeriedirektor ? Pöffe-Dresden, einen — „großen Vorzug“ gegenüber früher gezeigten Werken dar-

stellten. — Die Kunst des Deutschen Reiches war ferner auf der deutschen Abteilung in Venedig offiziell auch durch des emporgelobten Mag. Beckmann's 3 Meter lange Bild-Bild vertreten, dessen Entleerung aus dem Stadelischen Institut in Frankfurt (Dir: Dr. ↓ Georg Swarzenki) die amtliche Schätzung noch unterstreichen sollte; auf dieses Nachwerk ist wohl auch das über den deutschen Pavillon durch das vom Erzbischof in Venedig verhängte Besuchsverbot zurückzuführen. WB 21/10 30.

Malit-Verlag, Berlin WB 50, 1929, verlegt: Bloch, Alexander: Untergang der Humanität; — Ehrenburg, Ija; — Figner, Wera; — Groß, George: Gesicht der herrschenden Klasse; — Gumbel, E. J.: Vier Jahre politischer Mord, Material über die deutsche Justiz; — Herzfeld, Wieland; — Kanehl, Oskar: Steh auf, Prolet!; — Kollontaj, Alexandra: Wege der Liebe, 3 Novellen über Ehe; — Lukács, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein; — Lenin; — Mühsam, Erich: Judas; — Sinclair, Upton?: Fall Sacco = Banzetti; — Sternberg, Fritz; — Tolstoj, Leo; — Leviné, Eugen: Antikriegsbedeutung vom Altertum bis zur Neuzeit; — Ehrenstein, Albert; — Herwegh, Georg.

Malitzi, Mädchen- und Diamantenhändler, 1909 wegen ein und derselben Handlung zweimal bestraft: „Er hatte ein Mädchen aus Deutschland nach Johannesburg geliefert und beutete sie derart aus, daß sie ihn bei den englischen Behörden anzeigte. M. wurde zu 2 Jahren schwerer Arbeit verurteilt, und als er dann nach Deutschland zurückkehrte, um „frische Ware“ zu holen, dort verhaftet und mit 1½ Jahren Zuchthaus belegt, weil er (gegen § 48 des Auswanderungsgesetzes) ein deutsches Mädchen zur Unzucht ins Ausland verschleppt hatte.“ Wagner 24.

Selten haben Behörden auf dieser Erde das Glück, einen Juden, wie hier, gleich zweimal zu erteilen und vorzunehmen; denn nur einmal dem Juden erteilte Dektionen sind gewöhnlich zu schwach, als daß sie wirken könnten, doppelt genächt mit einem hanfenen Strid hätte auch in diesem Falle entschieden besser gehalten.

malke, j: 1. Königin (h: mal'häh); 2. die 10 im Kartenspiel (weil diese im jüdischen „Tartelspiele“ mit dem „König“ ein Paar bildet). — Bischoff J.

malkeß, j: 1. Königreich (h: mal'häh); 2. die 39 Fuß-Feitchenhiebe, die sich besonders fromme Juden am Vorabend des Versöhnungstages verabreichen lassen. — Bischoff J. Einige Hebräer scheinen durch Selbstbestrafung das Schicksal milder stimmen zu wollen.

Maltowitsch, E. F., Berlin, schrieb 1912 mit Egon Hugo Straßburger „Abrahams Testament, Einakter aus dem Ghetto einer kleinen Stadt“.

Maltowitsch, Emil, *1880 Köln, schrieb neben ernsten Dramen (Eitelwold, Das heilige Grab, Srl. Mutter) Lustspiele und Schwänke (Schwestern des Doccaccio, Pechvogel usw.). Bartels, DZ 3, 797.

Mallach, griech. Schatzminister im Ministerium Goumaris 1922 (WB 13/4).

Mallahow, Karl, 1851 Posen—19??, verfaßte mit Oskar Elsner Lustspiele: Wenn man im Dunklen läuft; Papas Diebstahl. Bartels, DZ 3, 157.

Mallorca, Insel im Mittelmeer. — „1435 erhob sich auf Mallorca — Hauptjudengemeinde in Palma —, wo die Juden schon fünfzig Jahre vorher einmal ausgeräuchert waren, die Verschuldigung, sie hätten in der Karwoche einen Sklaven gekreuzigt. Ein Jude wurde Mitankläger seiner Glaubensgenossen; viele flohen, wodurch sie den Verdacht bestärkten, die meisten ließen sich aus Angst taufen. „So endete die Gemeinde von Palma, die so viel zur Blüte der Insel beigetragen hatte; mit ihr schwand auch der Wohlstand dieses fruchtbaren und [für den jüdischen Handel!] günstig gelegenen Eilandes. Am härtesten wurde Mallorca für das Judengemeinzel dadurch bestraft, daß die Handelsblüte, die einen schönen Anlauf genommen, seit der Zeit geknickt wurde und sich bis auf den heutigen Tag nicht wieder erhob.“ G. — Unter den auf Mallorca zurückgebliebenen Maranos hat trotzdem schon 50 Jahre später die Inquisition noch einmal aufräumen müssen.“ WSJ 01.

Daß die „Handelsblüte“, die einen so schönen Anlauf nahm, geknickt wurde, mag bedauerlich sein. Dafür erhob sich aber dort der vorher geknickte Bauernstand, der davor bewahrt bleiben möge, daß die jüdische, geknickte Handelsblüte sich je wieder gegen ihn erhebe.

Malo, Paris. R: Journal des Débats. — 1883.

Malksh, Meiningen, besang im Hamburger Familienblatt 1912 Kaffeegenossen beim Wahl zu Frankfurt a. M.:

„Die Bekehrten.

... Der 1. sprach: Ich kam nach Berlin
Zu Fuß einst von Schmiegel gelaufen.
Mein Scharfzinn brachte mir hohen Gewinn,
Als Kommerzienrat ließ ich mich taufen.

Der 2. sprach: Bin von der Justiz
Und geehrt durch Titel und Orden.
Das alles aber, das ist ja der Witz,
Durch die Taufe erst bin ich es worden.

Der 3. sprach: Ich bin erster Rat
Und bin geboren in Gnesen.
Für meine Stellung ist in der Tat
Der Tauffchein entscheidend gewesen.

Da sprach der 4. und lächelte fein:
Ihr seid mir nette Gesellen,
Überzeugung muß bei der Taufe sein,
Sonst fahrt ihr alle zur Hölle.

Ich bin ein höheres Kirchenlicht,
Doch dem Judentume entstammend,
Überzeugung wars, ähner Vorzeil nicht,
Die mich für die Kirche entflammet.

Da lachten die 3, es klang voller Lust:
Nicht ist dein Reden vonnöten,
Wir sind alle 4 gottlob nicht bestruft:
Vor Christen nur magst du so reden.“

Malksh, Joh. Frhr. v., aus niederrhein. Uradel (1099), bayr. Kammerherr, 1893 O. S. A.

malkshar, spanisch: denunzieren. Die spanischen Juden hatten untereinander den ählichen Janl und bekämpften sich schonungslos innerhalb der Gemeinden. ▼DWe 1910, 6: „In den meisten Fällen griff man zu Denunziationen; das tat die herrschende Partei nicht minder als die oppositionelle. Es ist bezeichnend, daß in die spanische Sprache, auf die, im Gegensatz zu der dtschen, das Hebräische gar nicht abgefärbt hat, das hebräische Wort „malshin“ (Denunziant) übergegangen ist, von dem das Verbum „malkshar“ (denunzieren) gebildet wurde.“

Malkshatt. Die Germanen entsandten in vorgeschichtlicher Urzeit den Überfluß ihrer Volkskraft nach dem Süden, nach Italien und Griechenland, nach Nordafrika und Ägypten sowie nach dem Osten, nach Asien weit über Indien hinaus, um sich in diesen Ländern eine Heimat zu gründen. Die Ausziehenden blieben der erprobten gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung des Germanentums und der vom Gotte Heimball geschaffenen Einteilung in die Stände der Edlen, Freien und Hörigen getreu, indem sie zu Hundschaften geordnet, d. i. zu 100 Sippen von Freien, unter Führung eines Edlen auszogen, während sie sich in dem eroberten Lande aus den unterworfenen Völkern die nötigen Hörigen verschafften, die den Edlen und Freien nach Bedarf zugeteilt wurden. Gleichwie im Heimatlande selbst schuf die Hundschaft, nachdem sie ein Gebiet, die neue Allmende besetzt hatte und die darauf gebildeten Allode unter die 100 Freien durch das Los verteilt hatte, als das Herz und den Mittelpunkt der Gemeinde die heimliche, geweihte, abgemessene und abgegrenzte, von roten Weisbändern umhegte Malkshatt. Sie lag versteckt und nur für den Freien zugänglich im Walde, in den Schluchten, auf der Höhe oder an einem Gewässer im Tal, wie es die Umstände erforderten. Hier wurden im heiligen Ring unter der Maleiche, darin das Malkkreuz (X) gehauen war, die Gebinge gehalten und alle Gemeinbehandlungen ohne Ausnahme vollführt, die Götter angerufen und ihnen Opfer gebracht. Tacitus, Germania 9: „Im übrigen entspricht es nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Mauern einzusperrern oder von

ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel und unter dem Namen der Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, die einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart.“ Anstelle einer Maleiche wurde, wo es an Eichen gebrach, eine Säule errichtet, was auch später in Germanien selbst vielfach Gebrauch wurde.

An diesem unzweideutigen Kennzeichen des Germanentums, dessen Spuren noch heute vielfach vorhanden sind, der Malkshatt, finden wir in den Worten des AT's in zahlreichen Stellen die Bestätigung, daß die ersten Ansiedler höherer Art auch in Palästina und Mesopotamien Germanen waren, und ferner, daß die Juden vielfach deren Gebräuche nachahmten. 2. Könige 17, 10—11: „Und richteten Säulen auf und Haine auf allen hohen Hügeln und unter allen grünen Bäumen. Und räuchereten daselbst auf allen Höhen wie die Heiden, die der Herr vor ihnen weggetrieben hatte, und trieben böse Stücke, damit sie den Herrn erzürnten.“

An vielen Stellen des AT's, u. a. 5. Moses 16, 21—22, werden diese Einrichtungen den Juden verboten: „Du sollst keinen Hain von Bäumen pflanzen bei dem Altar des Herrn, den du dir machst, du sollst dir keine Säule aufrichten, die der Herr dein Gott hasset.“ Sonst wird auch die Zerstörung dieser Haine und Säulen angeordnet. Hierin spiegeln sich wieder der Gegensatz und der unversöhnliche Haß des Judentums gegen das Germanentum, gegen seinen höheren Gedankengang und seine staatlichen Einrichtungen, die dem hochgebildeten edlen Römer, in dessen Adern, wenn ihm selbst auch unbewußt, das edle Blut seiner germanischen Ahnen rollte und deren Geist in ihm fortlebte, Ausruhe der Bewunderung entlockte. Dieser Gegensatz zeigte sich auch äußerlich darin, daß die Juden, anders als die Germanen, zur Anbetung von jeher geschlossene Gebäude, Hütten oder einen Tempel, errichteten und Götzenbilder anfertigten, was auch Moses selbst, trotz seines eigenen Verbots, nach doppelstimmiger jüdischer Art wiederholt betrieb.

Malksh, Alexandrine, gebor. Mayer oder Mandelbaum, Schauspielerin, war bis 1914 am Volkstheater München, wo sie in einem unglücklichen Prozeß, Frühjahr 1914, als Geliebte des verheirateten Theaterdirektors Ernst Schrumpf eine Rolle spielte. Die Presse suchte „die in der Handlung verwickelten hebräischen Elemente zu schonen; Sachverständiger war Ernst, Ritter von Hoffart. Schrumpf kam gegenüber den Zeugen und Verleumdern, trotz nicht zu leugnender eigener Schuld, überaus schlecht weg; die Zeitungen konnten sich in einer ungerechten Beurteilung seines Falles gar nicht genug tun. Andererseits gibt es in Dtschld eine große Anzahl Theaterpaschas, wie der Fall Martin Bidel feinerzeit bewies, die ungestrast seit Jahren alles tun und lassen, ohne daß man in der Presse gegen sie vorgeht. Was hatte z. B. der beschnittene Pollini in Hamburg, dem kein Härchen gekrümmt wurde auf seinem Korbholz!

Malksh, Henry, JE, Rabbi, US, Hebrew Union College, Cincinnati, D. *1867 Jabno, Galiz. Er studierte in Dtschld. B: Beschneidung: Fischel-Hirsch-Katalog; Jüd. Volkskalender.

Malksh, Ulrich v. (meißnischer Uradel; Compl. Genealogie, Götha, Urabl. Taschenbuch 1916, S. 539). 1843—83 Krotoschin, Hauptmann und Kompagniechef Füß.-Regt. 37; in Berlin 79 O. ▼Marta, geschiedene von Bietinghof, gen. Scheel, geb. Fürstenberg, *39, lebt in Mez. — S: Hans Ulrich Hary (1), *80, Igl. pr. Stn. a. D., Charlottenburg-Berlin, 04 O. ▼Elsa Kemper.

Malksh, Friedr. Frhr. v., auf Rödlitz, aus meißenburgischem Uradel, 1879 O. ▼Vadensburg aus Mannheim. E: 07 O. ▼Arthur Vadensburg in England. S. A. — Eine Baronin Ada, die in 2. Ehe den Rudolf Hellmuth v. M. heiratete und unter dem Namen ihres ersten Mannes, als Ada von Gersdorff Schriftstellerin, — wird unter den Pseudonymen des sonst sehr zuverlässigen Degener, 6. u. 7., fälschlich als geb. Knoblauch angeführt, weshalb sie im SK 1, 291, als eine Jüdin angesprochen wurde, deren Ahnen man einst in

Osterreich oder Polen den Rufnamen angehängt hätte; in Wirklichkeit ist sie aber eine geb. v. Knobloch, T. eines Landrats in Gzanikau, Posen, der mit dem 1826 in Preußen nobilitierten Siegmund v. Knobloch (S) wohl nicht zusammenhängt.

↓ **Malkahn, K.** Freiherr v., stud. jur. et phil., Leipzig. Als das prächtige Flugblatt des verstorbenen Obersten Hellwig in Kassel im Jan. 1914, „Die Teut — hie Juda“ — an die Studenten der Universität Leipzig verschickt wurde, leitete der jugendliche Malkahn mit einer sonst nur an den Makkabäern selber zu beobachtenden Tapferkeit eine Gegenbewegung ein:

„Weiteren Kreisen der Studentenschaft sind vom Reichshammerbund Flugblätter zugesandt worden, die zum Antisemitismus auffordern sollen. Es entspricht dem Empfinden vieler Leipziger Studierenden, gegen die unwürdige Form des Angriffs auf das Judentum, die in diesen Aufrufen gewählt ist, zu protestieren.

Es liegt beim Kastellan eine Liste aus, in die die Damen und Herren sich einzeichnen gebeten werden, die sich diesem Proteste anzuschließen wünschen. Es handelt sich selbstverständlich in keiner Weise um Stellung zur Judenfrage, sondern um einen rein formalen Protest gegen die Zumutung an die Leipziger Studierenden, sich einer derartig tiefstehenden Auffassung eines Kampfes für seine Überzeugung anzuschließen, wie sie der Reichshammerbund propagiert.

Leipzig, 6. Februar 1914.

Karl Adalb. Freih. v. Malkahn,
Jur. Philos.“

Deutschbewusste Kommilitonen versahen dann die Malkahnsche Liste mit völkischen Randbemerkungen, meist mit Angabe des Namens. So schrieb z. B. ein Herr: „Wir verwahren den geistigen Besitz des deutschen Volkes — so spricht ein Jude. Empfindest Du nicht die Schmach, deutscher Student? Bravo Hammerbund!“ (Unterschrift.)

Auf diese Weise mußte die Malkahnsche Liste 6mal neu angefangen werden. Inzwischen kam aber von anderer Seite folgende Verwahrung gegen den M.'schen Protest heraus:

„Dem Empfinden deutscher Studierender der Leipziger Hochschule entspricht ein Widerspruch gegen die in dem

von Malkahnschen Proteste gegen das Reichshammerbund = Flugblatt enthaltenen Behauptungen,

1. daß der Reichshammerbund lediglich zum Antisemitismus aufrufe,
2. daß sein Angriff gegen das Judentum eine unwürdige Form trage,
3. daß die Form des Kampfes für seine Überzeugung eine tiefstehende Auffassung zeige.

Wir sehen im Gegenteil auf Grund seines Flugblattes

1. in dem Hammerbund eine der Vereinigungen zur Pflege deutschen Volkstums und zu deutscher Wiedererneuerung,
2. seine Ausführungen getragen von sittlichem Ernste und heiliger Überzeugung,
3. erfüllt von treuer, leidenschaftlicher Liebe zu Volk, Heimat und Reich.

Wir bitten die studierenden Herren und Damen, die diese Auffassung teilen, sich in die beim Kastellan . . . ausliegende Liste eintragen zu wollen.

Leipzig, 15/2 14. (Unterschriften.)

Ich betone, daß diese Kundgebung in keiner Weise vom Hammerbunde ausgeht.“

Dieses Schriftstück bedeckte sich beforgniserregend schnell mit Unterschriften. Kurz nach Erscheinen ließ der Rektor beide Listen vor sich bringen. Es soll sich nämlich ein Mitglied einer Leipziger jüd. Korporation über den ganzen Vorgang beschwert haben (den Herren hatte die Angelegenheit jedenfalls zuviel Staub aufgewirbelt!). Se. Magnificenz gab aber bald darauf beide Listen wieder frei. Nunmehr kam es insofern zu einem Vergleich, als Freiherr v. Malkahn seinen Protest zurückzog, worauf sich auch der andere erledigte.

Malkan, Ugo v., 1877 Mecklenburg — 27; im Flugzeug verunglückt, — dtischer Gesandter in Peking und Washington; Halbjude, laut BB 11/11 27. WM.

MS, 1. Okt.-Nr. 1927: „M., den einst ▼Harden-Wittkowski als ein „Mischprodukt aus Junker- und Judenblut“ bezeichnete (und Harden mußte es wohl wissen), war — offenbar aus dieser Abstammung heraus — eine außerordentlich zwiespältige und (wie Georg ▼Bern-

hard richtig hervorhebt) äußerst „problematifische“ Natur. Hinter einer jovial-feuchtfröhlichen, zynisch-brutalen Maske verbarg sich ein großes Maß von Schlaueheit, Geriebenheit und Gerissenheit, Hellhörigkeit und Schmiegsamkeit — Eigenschaften, die einem Diplomaten neben anderem, sehr zu statten kommen können, die aber allein nur eine gewisse „technische Fingerfertigkeit“ in diesem Berufe bedeuten und erst in der Paarung mit einer den Zusammenhang der großen Weltprobleme erfassenden ernstesten Klugheit, einem reichen, tiefen Wissen und vor allem mit einem hinter all diesen Eigenschaften stehenden ernstesten sittlichen Willen den wahren Staatsmann ausmachen.“

Malkan, früher Korpsstudent der feudalen „Borussia“, Bonn, dem Leibkorps der Hohenzollern, und persönlicher beflissener „Freund“ verschiedener, diesem Korps angehörenden deutschen Fürsten, entdeckte erstaunlich-behend sein republikanisches Herz. Als Gesandtschaftsrat im Haag am Abend des 9/11 18 prostete er in einem Kaffee einem deutschen Journalisten „das Wohl der jungen Republik“ zu. Und ein deutscher Diplomat sagte: „Wenn morgen der Kaiser in Berlin wieder einzieht, steht Aljo M. als erster hurrarufend und blumenschwenkend am Brandenburger Tor.“ Samuel Sänger — der von 1919 bis 21 amtlicher Leiter der Ausbildung des Nachwuchses im Auswärtigen Amt zu Berlin war — spricht daher im 8-Uhr-Abendblatt: „Was uns (!) Malkan war“ . . . „von M.'s virtuoser Anpassungsfähigkeit an die Farbe der Umgebung“.

Sogar der Vorwärts gibt zu, daß M. bei Abschluß des Rapallo-Vertrages von dem ihm zeitweilig sehr befreundeten Karl Madef (= Sobelsohn) dem er — „ein geradezu bedenkliches Maß von Vertrauen schenkte“, und von dem ihm gleichfalls nahestehenden anderen jüd. Bolschewistenhäuptlingen: Tschitscherin, Litwinoff-Finkelstein, Zoffe und Rakowfski, „geschickt manövriert“ wurde und, laut 8-Uhr-Abendblatt, trotz aller seiner Instinkte nicht die Erpressungen durchschaute, welche die Sowjetrussen mit ihm betrieben, um sich die „Westler“ gefügig zu machen. M. ist, wie Sänger hervor-

hebt, „nach dem Zusammenbruche von 1918 in Riesensprüngen an die höchsten Stellen gelangt“, wo sein von „Ehrgeiz getriebener Lebenswille“, zeitweilig den höchsten Einfluß auf Deutschlands Außenpolitik ausübte. . . Dchs, der jüd. Herausgeber der „New-York Times“, nennt den Tod des „ihm befreundeten“ Malkan einen „internationalen Verlust“. M. hat endlich 1926 bei einem öffentlichen Bankett in New York dem „General“ Dawes (sd), dem Erfinder des Versklavungsplanes, den „tiefgefühlten Dank des deutschen Volkes für seine edelmütige, rettende Großtat“ ausgesprochen“.

Wenn wir auch sonst bei niemandem gern Unangenehmes behaupten, — es war von unserem Standpunkt aus doch Zeit, daß M. abging: wir bedauern freilich, daß es auf so grauenvolle Weise geschah. Nun soll er sich aber zuletzt noch für Freigabe der deutschen Vermögen in Amerika eingesetzt und dadurch die Interessen der Hochfinanz nicht wie gewöhnlich gewahrt haben.

Malzhyn-Kur. ▼JbK, Febr. 1913, Briefkasten: „B. M., Berlin. Außer Ihnen haben auch andere Mitglieder unseres Vereins daran Anstoß genommen, daß in der Reklamebroschüre der Malzhyn-Kur, eine Heilmittelgeschichte in 7 Kuren von Toni Ruth und Jenny Bruh, erschienen im Verlage der Diamant-AG in München, in der 3. und 4. Kur jüdische Typen in Wort und Bild lächerlich gemacht wurden. Wir haben dies dem Verlag mitgeteilt, der sein lebhaftes Bedauern darüber ausgedrückt hat, daß in jüdischen Kreisen an der Reklamebroschüre Anstoß genommen sei. Er habe seinerzeit das Manuskript fig und fertig angeboten erhalten und erworben, ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen, daß die dtischen Staatsbürger jüdischen Glaubens an dem Inhalt Anstoß nehmen könnten. Es sei sofort veranlaßt, den Rest der Broschüre zu vernichten, so daß damit die Angelegenheit aus der Welt geschafft wäre.“ Es geht nichts über einen guten Rotau, der den Nacken geschmeidig erhält.

Malvano, Giacomo. — 1841 Turin — ? — Kommandeur und Sektionschef im Auswärtigen Amt, Rom — hatte 1873—88 großen politischen Einfluß bei Handelsverträgen und war Präses der geographischen Gesellschaft. — JG. — Jüd. Presse 88 (AG 15/5): „Malvano leitete an der Seite der Minister fast selbständig die Geschäfte. Um so mehr mußte es verwundern, daß er plötzlich unter Enthebung von seinem Posten durch Igl. Rabinetttsordre zum Gesandten in Japan ernannt wurde. Der Kgl. Rechnungshof beillte sich, das Dekret sofort zu registrieren, ohne zu wissen, wie Malvano darüber dachte. Zu seinem Nachfolger wurde Kommandeur Succioni ernannt. Malvano, dem wohl nicht ohne Grund sehr viel an seinem Posten als Generaldirektor im Auswärtigen Amt liegt, lehnte diese ehrenvolle Mission eben so höflich wie entschieden ab. Hierzu bemerkt ein einflußreiches oberitalienisches Blatt: „Man sollte es kaum glauben, daß bei uns der vielgeschmähte Antisemitismus ebenfalls eine Rolle und oft eine recht peinliche, spielt. Malvano war als Jude trotz seines eminenten Talentes vielen einflußreichen Personen, die ihn darum beneideten, ein Dorn im Auge. Auf der anderen Seite wurde

er durch hohe Einflüsse warm und nachhaltig unterstützt. Er hat es im Laufe der Jahre verstanden, sich geradezu unentbehrlich zu machen, zumal in der Konsultation kein geordnetes Archiv für die schon behandelten Fragen besteht. (Durch wessen Schuld?) Jeder Minister war mithin verpflichtet, immer an seine Erfahrung, an sein Gedächtnis zu appellieren. — Graf Robilant war es, der zuerst den Versuch machte, ihn von seinem Posten zu entfernen. Robilant ist ein Feind der Juden.

Mamelof, Arthur, Dr., Handelssekretär, wurde — Azi 1916 — Mgl. des Obergerichts des höchsten Gerichtshofs, Kanton Zürich.

Mamelof & Söhne, reiche Bilderfabrikanten, Breslau, verkauften Heiligendrucke nach Südrussland und Galizien und vertrieben gleichzeitig in Hinterindien und Korea gegen die Christenmission heidnische Götzenbilder. 20. Jh.

Mamlok, Schauspieler, Stadttheater Leipzig. 1915.

Mamlok, Georg, Kleiderstoffhändler, N. York. — M. verkündete 1913 (Wahrheit 11/10) in der Presse, daß sein Firmenbild in „Mamlok, Tagis & Cie.“ geändert sei, weil der in Amerika gestrandete bayerische Prinz Nikolas von Thurn und Tagis als Gesellschafter bei ihm eintrete. Man hat den deutschen Adel vor dem Kriege wohl eine jüdische Kumpanei und Kallerei (s. Kallerei) genannt: es waren aber doch wohl nur verkommenere Teile des Ritterstandes, die bei den Mitgliedern des jüdischen Stammes schliefen und schäderten.

mamme, auch memme, j: Mutter (vgl. lat.: mamma, franz.: maman usw.); mamme-lösch'n (s. lösch'n) „Muttersprache“ (Bezeichnung des jüdisch-deutschen Jargons). Bischoff 3.

Mammon, s. momen, und Geld.

Mamroth, Advokat, Breslau, — veranlaßte 1905 einen Kellner, ein im geschlossenen Lokal vom „Christlicher Referendare“ gefungenes völkisches Tafellied auszubaldornern und ihm zu besorgen. Der „Centralverein“ (s. d.), dem Mamroth den Gesang übersandte, denunzierte dann die Referendare beim Justizminister von Beseler, der im preußischen Abgeordnetenhaus darauf eingehen mußte. Dazu bemerkte M. unzufrieden: „Weniger überzeugend waren Beselers allgemeine Ausführungen über die konfessionellen Absonderungsbestrebungen. Schon die Bildung einer Vereinigung Christlicher Referendare mit deutlicher Spitze gegen ihre andersgläubigen Kollegen muß als eine grobe Verleugnung der Rücksichten erscheinen. Der Minister hätte deshalb sich persönlich und seiner prinzipiellen Stellungnahme nichts vergeben, wenn er zum wenigsten das Bedauern darüber ausgesprochen hätte, daß in Breslau — und vielleicht auch anderswo — Vereinigungen von Justizbeamten bestehen, die den [so!] Kollegen, die einer anderen Konfession angehören, gebührende Achtung gröblich verlegen.“

Als Verfasser des Liedes fanden die neugierigen Juden Herrn Landgerichtsrat Hoffmann heraus, der die Rettungsmedaille besaß, weil er einen Abrahamson aus der Ober geholt hatte. Der verdienstliche Landgerichtsrat mußte nun wegen „Taktlosigkeit“ offiziell verwarnt werden. DStl 21/2 06: „Daß Landgerichtsrat Hoffmann eine Taktlosigkeit begangen haben soll, sehen wir nicht ein. Die Gesellschaft befand sich in einem geschlossenen Raum, Nichtmitglieder konnten sich also durch das, was dort geschah, nicht getränkt fühlen, es ging sie ja gar nichts an. Bei dem jüdischen Rechtsanwalt M. liegt die Taktlosigkeit, Herr Minister.“

Die Judenpresse würde ganz anders aufgetreten sein, wenn es sich um freisinnige harmlose Poeterei handelte. Wie viel große Worte würde sie gemacht haben vom Recht der freien Meinung, besonders wenn sie privat ist.“

Die von den Juden angeklagte „Massendisciplinierung“ des Referendariats blieb zu ihrem Leidwesen diesmal noch aus. Heutzutage aber könnte sich kein „Christlicher Referendare“ mehr ein solches Lied herausnehmen, schon weil es kaum noch so viel nichtjüdische Referendare gibt, um überhaupt einen solchen Verein zu bilden.

Mamroth, Stadtrat, Berlin. S: Robert M. — Stbgrz 21/10 1892 wies Mamroth nach, daß er als

Vorsitzer des Sparkassentutoriums zugelassen habe, daß seinem eigenen Sohne zur Errichtung eines Geschäftsmillionen zum niedrigsten Zinsfuß aus der städtischen Sparkasse geliehen wurden. Da bei der Eröffnung des Geschäftsausdrücklich die Etablierung „unterkommanditärer Beteiligung meines Vaters, des Stadtrats Mamroth“ betont wurde, so bedeutete die Verleihung der Sparkassengelder an die Firma Robert Mamroth nichts anderes, als daß Stadtrat Mamroth sich selbst mit städtischen Geldern zu so außerordentlich niedrigem Zinsfuß beleihe.

Andere Manipulationen, nämlich den „Fall Böwel-Mamroth“, brachte dasselbe Blatt am 28/10 zur Sprache: „Der Stadtverordnete Böwel gehörte der Kommission zur Beschaffung des städtischen Brennmaterials an, deren Vorsitz Mamroth war. In der Kommission kam zur Sprache, daß M. eigenmächtig die Kauktion eines christlichen Lieferanten von 1500 auf 10 000 Mark erhöht habe. Böwel fand diese Erhöhung ungerechtfertigt und stellte fest, daß — es sei vielleicht Zufall — die christlichen Lieferanten betreffs Kauktion höher belastet seien als die jüdischen, deren einige überhaupt keine Kauktion stellten; dies könne den Anschein erwecken, als ob man die Juden gegenüber den Christen begünstige. M. brauste darauf furchtbar auf, konnte jedoch die Wahrheit der Beschuldigungen nicht entkräften. Herr Böwel aber wurde aus der „Fraktion der Linken“ ausgeschlossen.“

Mamroth, Dr., ChR: Niederrhein. Nachrichten (Besitzer: Girardet), Duisburg. *1871. S: Fedor M. — Er ist mittelgroß, geseht, mit wenig ausdrucksvollem Kopf, bartlos; Haupthaar: dunkelbraun bis schwarz, gescheitelt. Eine besondere gesellschaftliche Stellung nimmt er nicht ein, woran seine Frau schuld sein soll. Er war früher Mgl. der Kasinogesellschaft, gehört jetzt einem Schachklub (Vorsitz: Frauenarzt Dr. Zimmermann, Neue Marktstr. 6, an und ist 2. Vorsitz der DG Duisburg des „Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse“. Er hat 1912 einen einjährigen Knaben an Kindesstatt angenommen und außerdem noch 15—20 000 M. Abfindung erhalten. So können blonde Kinder an Hebräer fallen und judaisiert werden (was bei der täglichen Einwirkung im Hause und von klein auf nicht schwer ist) — um später den Namen ihres Adoptivvaters zu tragen und die allgemeine Verwirrung zugunsten von dessen Rasse zu vergrößern. Das darf es im kommenden 3. Reich nicht mehr geben!

Journalistisch betätigt sich M. hauptsächlich in Politik und Feuilleton. Die Theaterkritiken seines Blattes (Schauspiel und Oper) werden zum großen Teil von ihm persönlich geschrieben.

Mamroth, RM, Dr., Dir: UEG, Berlin. SB: „Jeder Mensch ist das Produkt seiner Lebensverhältnisse. 45 Jahre am Aufbau und Ausbau der UEG haben mich in Berlin verankert. ... Schon Heine stellt an die Spitze seiner Harzreise die Berge: „Auf die Berge will ich steigen, wo die frommen Hüften stehen“ und in der zweiten Strophe: „Rebet wohl ihr glatten Säle, glatte Herren, glatte Frauen“. Ist aber ganz gern nach Berlin und zu den glatten Frauen zurückgekehrt. Ich glaube, von Sonderfällen abgesehen, nicht an die Abkehr von der Heimat, wo fast jeder Betätigung und seine Weibchen hat.“ 8-Uhr-Abendblatt 19/4 1930.

Seine Frau soll talentvoll singen, Gestalten um Hindenburg, S. 199.

Mamroth, Eduard, Vater der „Zentralbank für Bauten“, Berlin. Gründer. 1872. — „Er kostete das Publikum Millionen, ist aber selber ein reicher Mann geworden“, Glagau S. 371.

Sein Sohn Hugo, Gründer wie der Alte, kaufte 72 in Schweden einen verfallenen, kaum noch 20 000 Taler werten Eisenhammer, Dampfbhm, zu 80 000 Taler auf, und halfte die Ruine für 200 000 Taler dem Deutschen „Union-Eisenwerk“ auf, das noch dazu 100 000 Taler Reparatur anwenden mußte. Allg. Börsen-Z. 7/10 76.

Mamroth, Fedor, Dr., aus Galizien, 1851—?, seit 99 Feuilleton-R. an der Frankfurter Z. — „Der leiber zu früh verstorbene feinsinnige Goethe-Interpret“, Magt M 1910, 49, vgl. Bartels, Kritiker 1913, 46 ff. — über M.'s „Erzählungen“, „Unter der Schellentappe“,

sagt Viktor ▼Kemperer etwas gewunden (Bosstische J. 1910, 84): „Diese Art von Kunstwerken entzieht sich aller Kubriziererei. Man hat von „Gedichten in Prosa“ [der große ΔTurgeneff wird beschworen] gesprochen; die analoge Bildung „Gedichte in Feuilletonform“ bezeichnet vielleicht Mamroths ganzes Schaffen am genauesten“.

Mamroth, Franz, Millionär, Fa. Mendelssohn & Mamroth, Samt- und Seide, Berlin, Taubenstr. 27, Berlin W 9, Rennstr. 5. 1914.

Mamroth, Paul, Kfm., RN, Sigismundstr. 9, Berlin W. Dir: UG; Berliner Elektrizität; Elektrizitätslieferung, Berlin. — Präf. RN: Elektrizität Eisenach; Rheingau-Elektrizität Eltville a. Rh.; Elektrischer Bedarf, Wien; Thüringer Elektrizität; Ber. Lausitzer Glasbläuen, Weißwasser; Sächs. Elektrizitäts-Lieferung, Oberlungwitz, 1914.

mamsfer, j: 1. uneheliches Kind, Bastard; im Talmud ein „Christenkind“, das in Ehebruch oder Blutschande erzeugt ist; vgl. 5. Mose 23. 2. durchtriebener Mensch. 3. Verräter. — mamsfer ben hanide, Kind einer unreinen Hure, d. h. eine zur Zeit der Menstruation (wo den Juden der Beischlaf verboten ist) konzipiertes Kind. Es dient als arges Schimpfwort und wird gebraucht, um einen schlechten, niederträchtigen Menschen zu bezeichnen. (Thiele G.) — mams(e)rei: Angeberei, Denunziation, heimliche Anzeige. — mamsfer-Stüdl: Dubenstüdl. — Bischoff J.

Manasse, im AT: Sohn des Hiskias.

Manasse, Dr. med. (Abortus), Karlsruhe — gestand 1906 vor Gericht 15 Fruchtabtreibungen [§ 218] ein: DfBl 21/2: „Solche Abortkennisse stehen leider nicht vereinzelt da. Ein Arzt in einem sächsischen Landstädtchen erzählte uns, wie häufig seine Hilfe nach ähnlicher Richtung beantragt wurde. Man hätte ihm 500-Mark Scheine auf den Tisch gelegt, wenn er seine Kunst für diese Fälle zur Verfügung stellen wolle. Seine Zurückweisung erweckte gewöhnlich die Bewunderung der Rat-suchenden; sie sagten unverbümt, daß sein Vorgänger in diesem Punkte gefälliger und klüger gewesen wäre. Dieser Vorgänger hieß Kahn und verlegte sich später in einen Borort von Leipzig, wo er seine Kunst in sehr ausgebehntem Maße betrieb, bis ihm durch die Gerichte ärztlich der Garauß gemacht wurde.“

Nach Millionen zählen die Menschenleben, die in Europa und Amerika arischen Frauen von jüdischen Ärzten abgetrieben sind. Das ist eine der heimlichen Schlachten, im Massenkampf gegen die Nichtjuden, von den Juden bislang gewonnen; eine zweite ist der Mädchenhandel, eine dritte die Homosexualisierung usw. usw.

Manasse, v., Baron, Finanziere, Ägypten. — 1906.

Manasse, Ben-Israel, Rabbi, 1604 — 57. ▼Graez: „Ein Kind der Amsterdamer Gemeinde, wohin sein Vater durch die Folterqualen der Inquisition mit halb zermalmtem Körper und von allen Mitteln entblößt, gekommen war. . . . Durch den geschichtlichen Wurf auf mehrere Sprachen gewiesen, Portugiesisch als seine angeborene Muttersprache, Hebräisch als seine nationale Muttersprache, Holländisch als Landessprache, auch Lateinisch als Literatursprache — und noch mehrere — verstand es Manasse, sich in allen diesen Zungen in gehobenem Stile mündlich und schriftlich auszudrücken. Von Natur redege-gewandt, bildete auch er sich zum Prediger aus, mit allen Licht- und Schat-tenseiten dieses Standes.“

Dieser Schriftgelehrte wollte dann, um sich zu verbessern, nach Recife=Per-nambuco wandern, wo sein Schwager Ephraim Soeiro mit vielen andern Ju-den prächtig gedieh. Es kam aber leider nicht zu der Reise.

Statt dessen „war er es, der Eng-land für die Judenheit eroberte und die Vorurteile gegen seinen Stamm, wenn auch nicht bannte, so doch vermin-derete. . . . Zum Muster für seine Schrift-stellerei hatte er sich Isaaq Abrabanel (Id) genommen, dessen Urenkelin Rachel Soeira er heiratete . . . weil er des festen Glaubens war, die Abrabanel's stamm-ten aus königlich davidischem Geblüte, und daß er dem davidischen Hause Nach-kommen erhalte. Gleich Abrabanel ar-beitete er ein Werk aus, in welchem die Widersprüche in der heiligen Schrift ge-löst und versöhnt werden sollten.“

Der Dreißigjährige Krieg hatte viel-fach „die Gedankenreihe erweckt, daß die von Daniel und der Apokalypse verkün-dete messianische Zeit des 1000jährigen Reiches nahe und die Kriegsnot nur die Vorläufer der erwarteten Gnadenzeit seien. Diese phantastischen Schwärmer mochten diese Veränderung nicht ohne Teilnahme derer sich vollziehen lassen, an die eigentlich die Verkündigung zu-erst ergangen war. Sie gaben demnach zu, daß die Juden wieder Besitz vom heiligen Lande nehmen müßten, was sich selbst nicht durch Wunder so leicht er-ringen ließ. Denn dazu müßten zuerst die verschollenen Zehnstämmewie-der aufgefunden und versammelt wer-den.“

Er ging nun in seiner Schriftstellerei davon aus, „was grade aus den verschol-lenen Zehnstämmen, die König Salma-nassar verbannt hatte, geworden sei. Eine Wiederherstellung des jüd. Reiches ohne diese schien unmöglich. Die Ver-einigung von Juda und Israel, welche manche Propheten verkündet haben, bliebe unerfüllt, wenn die Zehnstämme untergegangen sein sollten. Manasse lag also daran, das Vorhandensein dersel-ben nachweisen zu können.

Glücklicherweise war er imstande, den Fundort einiger Zehnstämme anzuge-ben. Ein jüd. Reisender, Montezinos, hatte mit feierlichem Eide versichert, in

Südamerika eingeborene Juden vom Stamme Reuben gesehen und mit ihnen verkehrt zu haben. Manasse, von der Aussage fest überzeugt, legte sie einer Schrift, „Hoffnung Israels“ zugrunde, die er eigens verfaßte, um die messianische Zeit anzubahnen. Die Zeit der Erlösung schien sich ihm endlich zu nähern. . . . Diese Abhandlung über das Vorhandensein der Zehnstämme und die daran geknüpfte Hoffnung auf Erlösung überreichte er in lateinischer Sprache einer hochgestellten und gelehrten Persönlichkeit in England, um sie dem unter Cromwells Einfluß stehenden Parlamente und dem Staatsrate vorzulegen. In einem Begleitschreiben setzte Manasse dem Parlamente auseinander, daß der Rückkehr der Juden ins Stammland — wozu die Zeit doch so nahe sei — ihre allgemeine Zerstreung vorangehen müsse. Diese Zerstreung soll nach den Worten der Schrift von einem Ende der Erde bis zum andern stattfinden; darunter sei die Insel England zu verstehen, welche im äußersten Norden der bewohnten Welt liege. Da aber seit mehr denn 300 Jahren keine Juden in England wohnen, so knüpfte er daran die Bitte, der Staatsrat und das Parlament möchten den Juden die Erlaubnis erteilen, nach England übersiedeln, dort freie Religionsübung halten und Synagogen bauen zu dürfen (1650). Aus seinen messianischen Hoffnungen machte Manasse kein Hehl, weil er darauf rechnete und rechnen durfte, daß die „Heiligen“ oder Puritaner selbst das „Einsammeln des Gottesvolkes“ in seiner Urheimat wünschten und zu fördern geneigt waren.

Gesuch und Widmung wurden vom Parlamente günstig aufgenommen. Lord Middlesex sandte ein Dankschreiben: „Meinem teuren Bruder, dem hebräischen Philosophen Manasse.“ Ein Paß nach England wurde ihm zugesandt. In dessen gerieten England und Holland in einen Krieg, der die Verbindung zwischen Amsterdam und London unterbrach.“

Manasse hielt aber von Amsterdam aus den Blick weiter auf England gerichtet und „schwelgte von der herannahenden Glanzzeit für Israel. Er betrach-

tete sich als ein auserkorenes Rüstzeug, ihre Erfüllung herbeizuführen. In diesen Träumen wurde er von christlichen Mystikern des 1000jährigen Reiches be-
stärkt.“

Der böhmische Arzt, Mystiker und Alchimist Paulus Felgenhauer suchte in Amsterdam Manasse auf, und „stellte das jüd. Volk als Samen Abrahams sehr hoch, aber auch die wahren Gläubigen aus den Völkern seien geistiger Samen Abrahams. Daher sollten Juden und Christen einander lieben. Sie sollen beide wie Juda und Israel sich in Gott vereinigen. Diese Vereinigung stehe nahe bevor. Als Zeichen dafür sei eben der Dreißigjährige Krieg zu Wasser und zu Land, von Volk gegen Volk und von Stadt gegen Stadt fast auf dem ganzen Erdenrunde, wie es bis zu dieser Zeit noch nicht in dieser Ausdehnung vorgekommen sei.

Mit pochendem Herzen empfing M. die Einladung von Cromwell, nach England, und er unternahm (Spätherbst 1655) die allerdings wichtige, aber nach seiner Ansicht weltenschwere Reise nach London. In seiner Begleitung war der gelehrte und an Verkehr mit hochgestellten Personen gewöhnte Jakob Caspartas, früher Rabbi in Afrika. Auch andere Juden hatten ihn begleitet in der Hoffnung, die Zulassung der Juden werde weiter keine Schwierigkeiten machen. Es lebten damals bereits Juden in London, auch schon unter der Königin Elisabeth, aber heimlich als verkappte portugiesische oder spanische Fremde, wie in Bordeaux.

Zunächst überreichte M. dem Protector in einer Audienz eine sorgfältige Bittschrift (Adress). Er hatte sich dazu von Juden aus verschiedenen Ländern Europas Vollmachten ausstellen lassen, um im Namen der ganzen jüd. Nation die Ansiedlung der Juden in England zu erbitten. Zu gleicher Zeit hatte er eine Gedenschrift (Deklaration) drucken lassen, um die Gründe für die Zulassung der Juden auseinanderzusetzen und die Gegengründe, sowie die Vorurteile zu entkräften. Alle seine Gründe liefen auf 2 hinaus, einen mystischen und einen handelspolitischen. „Daß unsere Nation gegenwärtig überall zerstreut ist und

ihren Aufenthalt in allen blühenden Ländern der Welt hat, sowohl in Amerika, als in den anderen 3 Weltteilen, und daß nur die bedeutende und mächtige Insel allein davon ausgenommen ist. Daher müssen wir, ehe der Messias eintritt und unsere Nation wieder herstellt, auch hier unseren Wohnsitz haben.“ Der andere war formuliert, daß durch die Juden der Handel Englands einen großen Aufschwung durch Ausfuhr und Einfuhr von allen Teilen der Welt nehmen werde. Er hatte dabei den Großhandel im Auge, den die portugiesischen Juden Hollands mit Münzen verschiedener Länder (Wechselgeschäft), mit Diamanten, Cochenille, Indigo, Wein und Öl betrieben. Die Geldgeschäfte, welche sie machten, beruhten nicht auf Wucher. Die Kapitalien der portugiesischen Juden in Holland und Italien seien deswegen so bedeutend, weil auch die Maranen in Spanien und Portugal ihre Barschaft denselben zum Verkehr übergeben, um sie gegen die Habsucht der Inquisition sicherzustellen.“ —

Wir müssen hier auf die ungeheuerliche, religiös verbrämte Rolle eingehen, die Cromwell als Protektor der Juden spielte, und die Graez so interessant klärt: „Cromwell und seine Offiziere träumten einen Gottesstaat herbeiführen zu können. Wie die Makkabäer hatten die puritanischen Krieger „das Schwert in der Hand und Gottes Preis im Munde“. Cromwell und seine Soldaten lasen vor und nach dem Kampfe die Bibel. Aber nicht aus dem Neuen Testamente konnten die „Kundköpfe“ ihren Kriegsmut schöpfen, sondern lediglich aus dem Alten. Die christliche Bibel mit ihren essäisch-mönchischen Gestalten bot keine Musterbilder für Krieger, die einen wortbrüchigen König, eine falsche Aristokratie und unheilige Priester bekämpfen mußten. Nur die Helden gestalten des AT's, Gottesfurcht im Herzen und das Schwert in der Hand, diese zugleich nationalen und religiösen Streiter, konnten den Puritanern als Vorbild dienen, die Richter, welche das unterdrückte Volk vom Joche der Fremdherrschaft befreiten: Saul, David, Joab; Jehu, der einem götzendienerischen und lasterhaften Königshause ein Ende

machte, waren die Lieblingsgestalten der puritanischen Krieger. In jedem Verse der biblischen Schriften Josua, Richter, Samuel und Könige sahen sie ihre eigene Lage, jeder Psalm schien eigens für sie gedichtet. Cromwell kam sich wie der Richter Gideon vor, der anfangs nur zaudernd der Gottesstimme folgte, dann aber mutig die Scharen der anstürmenden Heiden zerstreute, oder wie Juda Makkabi, der aus einer Handvoll Märtyrer siegreiche Streiter machte.

Unter den Puritanern gab es ernsthafte Bewunderer des „Volkes Gottes“. Der Wunsch regte sich in ihrem biblisch gestimmten Herzen, dieses lebendige, wandelnde Wunder, Juden, mit eigenen Augen zu sehen, es in die in England zu errichtende Gottesgemeinde hineinzuziehen und ihr damit gewissermaßen das Siegel aufzudrücken. Bezeichnend für die Gefühle, welche die Puritaner gegen die Juden hegten, ist die Äußerung Cromwells: „Groß ist mein Mitleiden mit diesem armen Volke (der Juden), welches Gott erwählt und dem er sein Gesetz gegeben hat; Jesus verwerfen sie, weil sie ihn nicht als Messias anerkennen.“ Cromwell wünschte eine Versöhnung des Alten und Neuen Testaments, eine innige Verbindung des jüd. Gottesvolkes und der englisch-puritanischen Gottesgemeinde. Besonders die Schwärmer für die fünfte Monarchie oder das tausendjährige Reich der Heiligen in Cromwells Heer und unter den Parlamentsmitgliedern wiesen dem jüd. Volke eine glänzende Stelle in dem erwarteten tausendjährigen Reiche zu. Ein puritanischer Prediger, Nathanael Holmes (Homesius), wünschte geradezu nach dem Buchstaben mancher Prophetenverse der Knecht Israels zu werden und ihm auf den Knien zu dienen. Das öffentliche Leben erhielt wie die Kirchenpredigten einen sozusagen israelitischen Anstrich. Es fehlte nur noch, daß die Parlamentsredner hebräisch sprachen, so hätte man sich nach Judäa versetzt glauben können. Ein Schriftsteller schlug geradezu vor, den Sabbat statt des Sonntags zum Ruhetag zu wählen. Manche wünschten, daß die Staatsgesetze der Thora zur Norm für England erklärt werden möchten. ...

Eine Schutzschrift unter dem Namen eines einflußreichen Christen, Edward Nikolaß, „für die edle Nation der Juden und die Söhne Israels“, dem langen Parlamente gewidmet, behandelte die Juden durchweg als das auserwählte Volk Gottes mit Bärtlichkeit. Die Meinung des Apologeten war, die durch den Religions- und Bürgerkrieg gehäuften Leiden seien eine gerechte Strafe dafür, daß die Engländer die Heiligen und Lieblinge Gottes, d. h. die Juden, verfolgt haben, und es sei eine dringende Mahnung, diese große Sünde durch Zulassung und brüderliche Behandlung derselben wieder gut zu machen. Die Bevorzugung und Auserwähltheit Israels belegte der Verfasser mit Bibelversen: „Rührt meine Gesalbten nicht an und mißhandelt nicht meine Propheten“, daß also das Wohl oder Wehe der Welt von der guten oder schlechten Behandlung des Gottesvolkes abhängt. Gott habe dieses Volk vermöge seines geheimen Ratschlusses bis heute erhalten, um ihm eine glorreiche Zukunft zuzuweisen.

Cromwell war von dem Gedanken unbedingter Toleranz aller Religionsbekenntnisse beseelt. Am meisten wirkte bei ihm aber das religiöse Gefühl, die Juden durch freundliche Behandlung fürs Christentum zu gewinnen. Er glaubte: das Christentum, wie es in England von den Independenten gepredigt wurde, ohne Götzendienst und Aberglauben, müßte die bisher von dem Bekenntnis abgeschreckten Juden endlich dafür einnehmen. Cromwell und Manasse begegneten einander in einem messianisch = schwärmerischen Hintergedanken. Um die Bevölkerung günstig für die Zulassung von Juden zu stimmen, ließ Cromwell 2 seiner eifrigsten Independenten dafür arbeiten, den Geistlichen Hugh Peters, seinen Sekretär, und das feurige Mitglied des Staatsrates, Harry Martens.

Da die Juden 1290 infolge Dekrets ausgewiesen waren, berief Cromwell eine Kommission nach Whitehall (4/12 1655), ob es gesetzlich sei, die Juden wieder in England zuzulassen, und falls nicht, unter welchen Bedingungen. Die Aufregung war in London groß. Blinder Haß gegen die Kreuziger des Gottes-

ohnes und blinde Liebe für das Volk Gottes, Furcht vor Handelskonkurrenz der Juden und Hoffnung, vermittels derselben den Holländern und Spaniern den Rang abzulaufen, Vorurteile, daß sie Christenkinder kreuzigen, Münzen beschneiden oder gar sämtliche Engländer zu Juden machen würden, alle diese dunkeln Gefühle trübten das Urteil für oder wider sie. Die Anhänger Cromwells und überhaupt die Republikaner (!) waren dafür, seine geheimen und offenen Gegner, die Royalisten und Papisten, waren auch ihre Gegner. Gleich im Anfang erklärten die Vertreter des Staatsrechtes, daß kein altes Gesetz die Juden aus England ausschließe, denn ihre Verbannung vor mehreren Jahrhunderten sei vom König ohne Zustimmung des Parlaments verfügt worden. Heftiger waren die Geistlichen. Cromwell zog daher noch 3 Geistliche hinzu, von denen er ein judenfreundliches Votum erwartete. Einer Schlußversammlung (18/12 1655) präsiidierte er selbst. Die Mehrzahl war auch an diesem Tage gegen Zulassung und nur einige für Aufnahme unter Vorbehalt. Cromwell, unzufrieden mit dem Gang der Verhandlung, ließ die theologischen Einwendungen von Manasse widerlegen, dann sprach er selbst mit vieler Wärme und schalt die Geistlichen, er habe gehofft, von ihnen eine Aufklärung für sein Gewissen zu erhalten; statt dessen hätten sie die Frage noch dunkler gemacht: man müsse den Juden das reine (puritanische) Evangelium predigen, um sie für die Kirche zu gewinnen. „Können wir es ihnen aber predigen, wenn wir sie nicht unter uns dulden wollen?“ Cromwell schloß und wollte nach eigenem Ermessen die Angelegenheit entscheiden.

Der Staatsrat in seiner Mehrheit hatte beschlossen, die Zulassung nur unter Bedingungen zu gewähren, daß sie sich nicht zum Gottesdienste versammeln und nicht christliche Dienerschaft halten dürften. Cromwell gestattete Betversammlungen in einem Privathause. Aber mehr durfte er nicht einräumen. Judenfeinde machten alle Anstrengung, um die Bevölkerung gegen die Zulassung einzunehmen, z. B. William

Prhynne mit einer giftigen Schrift: „Bedenken wegen der rechtmäßigen Zulassung der Juden in England“. Wahrscheinlich auf Cromwells Veranlassung schrieb Thomas Collier eine Widerlegung Prhynnes, die er Cromwell widmete: „Laßt uns die Juden hochstellen! Erwarten wir den ruhmreichen Tag, welcher sie zum Haupt der Nationen machen wird. O, die Zeit ist nahe, in welcher jeder sich glücklich fühlen wird, welcher das Gewand eines Juden auch nur wird anfassen können! Unser Heil kommt von ihnen. Unser Jesus war einer der ihrigen. Wir sind in ihre Verheißungen und Bevorzugungen hineingebracht. Die natürlichen Zweige sind abgeschnitten worden, damit wir als Pfropfreiser eingesezt werden können. Laßt uns nicht um Gottes willen undankbar gegen sie sein. Nein, wir hätten genug, wenn wir alle ihre geistigen Reichtümer hätten.“

Inzwischen argwöhnte die holländische Regierung, daß bei der Bemühung Manasses, die Ansiedlung durchzusetzen, die Amsterdamer Juden mit ihren Kapitalien sämtlich nach England wandern würden. Manasse mußte deswegen dem holländischen Gesandten versichern, daß er nicht den holländischen Juden, sondern den Maranen in Spanien und Portugal ein Asyl in England verschaffen wolle.

Eine hochgestellte Persönlichkeit, die der Regierung nahe stand, veranlaßte M. abermals, eine kleine, aber umfassende Schrift zur Verteidigung der Juden zu veröffentlichen. In Form eines Briefes stellte er sämtliche Anklagepunkte zusammen. Sie betrafen die landläufigen Verleumdungen, Gebrauch des Blutes von Christen am Passahfeste, Verwünschung gegen Christen und Lästerung des Christengottes in ihren Gebeten, und endlich, daß sie den Thora-rolen götzendienerische Verehrung erwiesen. Diese Schutzschrift für die Juden ist vielleicht das Beste, was aus seiner Feder geflossen ist. „Zuerst muß ich mit bitteren Tränen und Beklemmung der Seele jene harte und schreckliche Anklage einiger Christen wider die zerstreuten und niedergebeugten Juden beweinen, daß sie (ich zittere, indem ich

dieses niederschreibe) bei der Feier des Passahfestes zur Gärung ihres Brotes sich des Blutes von Christen bedienen sollten, die sie zu diesem Zwecke umgebracht hätten. Ich beschwöre, daß ich nie einen solchen Gebrauch bei dem Volke Israels gesehen und daß es nie eine solche Muthlosigkeit ausgeübt oder auch nur versucht hat. Die sehr ehrwürdige englische Nation ersuche ich ganz untertänigst, daß sie meine Gründe unparteiisch und ohne Vorurteil und Leidenschaftlichkeit lesen möge, die durch die Propheten verheißene Zeit nahen zu lassen, daß wir Gott eines Sinnes anbeten und daß wir die Tröstungen Zions sehen mögen.“

Diese Schrift machte in England den denkbar günstigsten Eindruck. Ein Vorfall bewog Cromwell, aus seiner rücksichtsvollen Zurückhaltung herauszugehen und den Aufenthalt der Juden zu gestatten. Der reiche Nobles (sd) war vor Gericht als portugiesischer Papist angeklagt (1656), und sein Vermögen wurde eingezogen, weil England damals im Kriege mit Portugal war und Papisten überhaupt nicht duldete. Allein der Staatsrat — gewiß auf Cromwells Eingebung — hob die Konfiszierung auf, wohl aus dem Grunde, daß der Angeklagte nicht Katholik, sondern Jude sei. Damit war die Duldung der Maranen als Juden gesetzlich anerkannt, und die in London wohnenden begannen ihre Masken als Christen fallen zu lassen. Durch die Bemühung Carbajals und Simon de Caceres' wurde ihnen gestattet, einen eigenen Begräbnisplatz anzulegen (Februar 1657). Sie durften von jetzt an ihre Feste und gottesdienstlichen Zusammenkünfte öffentlich begehen. Sie galten aber als Fremde und wurden als solche höher besteuert. Ganz erfolglos war also M.'s schwärmerischer Eifer doch nicht. Cromwell entließ Manasse mit Auszeichnungen und setzte ihm (20/2 1657) einen Jahresgehalt von 100 Pfund aus dem Staatschaze aus. Lange genoß er die Leibrente nicht, denn er starb, wahrscheinlich von Anstrengung und getäuschter Hoffnung gebrochen, noch ehe er die Seinigen erreicht hatte, unterwegs in Middelburg (Nov. 1657). Man brachte seine Leiche später nach

Amsterdam und setzte ihm eine ehrende Grabchrift.

Ein Jahr darauf starb Cromwell. Karl II., 1660 im Triumphe nach England zurückgeführt, ein lebenslustiger und stets geldbedürftiger König, hatte schon früher Juden in Amsterdam versprochen, falls sie ihn mit Geld und Waffen unterstützen sollten, würde er bei seiner Restauration die Niederlassung der Juden in England befördern. Er gestattete die Niederlassung neuer Zuzügler in England, ohne daß ihr Verhältnis gesetzlich geregelt worden wäre.

Für die Befreiung der Juden, daß sie nicht wie Auswürflinge geächtet, sondern menschenwürdig behandelt wurden, wurde damit der erste Ansaß gemacht."

Der Puritanismus, die Schöpfung Calvins (fd), legte den Grund zu der unumschränkten Macht des Judentums in England, wo es durch seine Gier und Herrschsucht das britische Weltreich noch ebenso wie einst das römische auflösen wird. Eine der wichtigsten, notwendigsten Aufgaben englischer Geschichtsforschung wäre, über den Judeneinfall im 17. Jh. endlich einmal näher aufzuklären: wie nämlich von der spanischen Halbinsel aus, nach der Vertreibung 1492, direkt oder auf dem Umwege über Holland, sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Schmaroger in das Land ergossen, sich fester und fester ansogen, und wie sie jetzt dabei sind, dem Empire ebenso wie Rußland den Garaus zu machen.

Manasse, Berthold, Verlag, Berlin E 19, Grünstr. 15.

Manasse, Ernesto, Dr., Uff, Siena, „ihm wurde jüngst von der kgl. Akademie zu Rom ein Preis von 10 000 Franken für ein geologisches Werk über die Felsenbildung der Kolonie Erithraä zugesprochen“, DWe 1913, 7.

Manasse, Georg, Generalkonsul, RN, ein kleiner, dunkler, rascher Herr, Inhaber hoher Vertrauensstellungen; Wasserstraßen-Baurat, Bezirks-Eisenbahnrat, Kaiser-Wilhelm-Str. 12, Fa: L. Manasse jr., Sämereien, Salz, Stettin. Präf. UN: Neue Dampfer-Compagnie; Oberwerke für Schiff- und Maschinenbau. UN: Dampfschiff J. F. Bräunlich; „Union“, See- und Fluß-Versicherungen; „Seebad Heringsdorf“; Maschinenbau Vulcan; Ölwerke Züllchow; „Union“ Fabrik chemischer Produkte, Stettin; „Sullan“. — 1914.

Manasse, Leo, Konsul von Griechenland. — Stettin, Moltkestr. 12. — Deg 6. — 1914.

Manasse, Magnus, Inh: Wilkes & Cie., Tuchversand, Aachen, „Hoflieferant“. — Vor der Firma wurde von der Handwerkskammer in Ulm gewarnt. 1914.

Manasse, Oscar, Kaiser-Wilhelm-Str. 47, Breslau. Dir. d. Breslauer Spritfabrik. 1914.

Manasse, Paul, Uff, Dr., Dir: Ohrenklinik Straßburg i. E., Herderstr. 2. *1866 Naugard i. P. Deg 6.

Manasse, Walde, *1864 Lübben; freireligiöser Sprecher, Berlin, Friedenstraße. 90 Buchdrucker. B: Lebensfragen, 30. Tausf. 1911; Thöldi-Biographie; Liebe und Freiheit, Ged., 88. —

S. Δ Pudor, Dez. 13: „Der christliche Staat wird trotz noch so guter Gesetze zu Grunde gehen. Hierher gehört der skandalöse Fall, daß der sozialdemokratische Stadtverordnete **Walde Manasse** am Sonntag vor Weihnachten in Berlin einen Vortrag hielt über „Kein Friede auf Erden, und den Menschen kein Wohlgefallen!“ Warum verbietet man nicht solchen Vortrag in einem christlichen Staate? Das ist derselbe Manasse, der als Schriftführer des „Komitee Konfessionslos“ einen Aufruf zur Stiftung von Beiträgen, die Unkosten des Kirchenaustritts den einzelnen abzunehmen, erlassen hat.“ —

Im Sommer 13 war Manasse bei einer „Großen Sonnenwendfeier“ in Rummelsburg Festredner. Dazu bemerkte die StbgrZ 22/8: „Der Jude bildet bei der Sonnenwendfeier eine ebenso groteske Erscheinung wie ein Papua, der am Hausaltar eines Chinesen dessen Ahnen Opfer darbringt, denn die Vorgänge beim Sonnenwendfest gewinnen ja Inhalt und Leben erst durch die Vorstellung, daß eben diese Feier unsere Vorfahren vor Jahrtausenden und Jahrhunderten kult war. Den Mangel dieser höchstpersönlichen Tradition kann dem Gebräuer auch die raffinierteste Mimikry nicht ersetzen, mit der er nur zu gern über den „Character indelebilis“ seines Blutes täuschen möchte: für ihn bildet die Feier allenfalls ein ethnographisches Kuriosum. Solchen Widersinn sollte der „Wandervogel“ getrost der Berliner freireligiösen Gemeinde überlassen.“

Leo ▼ Scller schrieb zu Manasse 50. Geburtstag im BZ: ... „Draußen, an der Peripherie der Stadt, im hohen Norden und Osten Berlins, leben jene Hunderte und Aberhunderte, für die der Name **W. M.** eine besondere Bedeutung hat, für die er seltsam weich, ja fast rührend klingt, und in denen sein bloßes Kennen irgend eine Liebe, freudige, wehmütige Erinnerung an eine vom Träger dieses Namens empfangene Wohlthat auslöst. ... Er ist Redner der Berliner freireligiösen Gemeinde, der er sich schon in seinen Jünglingsjahren angeschlossen hat, und deren begeisterter Vorkämpfer er geworden ist. Als Redner dieser Gemeinschaft hat **M.** im Laufe von 25 Jahren in Tausenden von Versammlungsreden Ziele und Zwecke der freireligiösen Bewegung vorgelegt. ... **W. M.** ist Vorstandsmitglied der Schiller-Stiftung und der vor kurzer Zeit begründeten **Leist-Stiftung**. Zu Beginn der 80er Jahre war er, damals noch ein junger Bursch, der dem Kaufmannsberufe angehörte, dem literarischen Verein „Schiller“, dessen regelmäßige Gäste unter anderen **Abalbert v. Hanstein**, **Leo ▼ Berg** und ringende Poeten waren, beigetreten. Durch **Prof. Moritz ▼ Lazarus** hatte er die Bekanntschaft **Ernst v. Wiltenbruch** und **Theodor Fontanes** gemacht. Sie gestaltete sich bald zu einem festen und dauernden Freundschaftsbündnis, und kurz darauf winkte dem jungen Manasse die Ehre, neben den beiden Veteranen der Kunst als Vorstandsmitglied der **Schiller-Stiftung** tätig sein zu dürfen. ... Das redlich erworbene Vertrauen seiner Mitbürger hat **W. M.** vor einer Reihe von Jahren in das **Stadtparlament** berufen, wo er neues Aderland zur eifrigen und rastlosen Bestellung bereit fand. Als Stadtverordneter widmet er sich mit besonderer Hingabe und Aufopferung der **Waisenpflege** und dem **Fürsorgewesen**. ...“

Manasse-Friedländer. In zahlreichen Zeitungen wird häufig der Name des Mörders **Friedländer** in dieser Weise geschrieben, teils aus Unkenntnis, teils vielleicht auch, um zu tarnen. Der Bursche, der, wie wir seinerzeit vermuteten, auf Grund § 51 tatsächlich unterdessen vom Judentum freigemacht worden ist, heißt mit **Vatersnamen** **Friedländer (fd)**, mit **Vornamen** **Manasse**.

Manasz-Barkó de Godony, Georg, gebor. Manasse, Gutbesitzer bei **Temesvár**, ließ sich, um **Freiherr** zu werden, 1903 von einem verarmten **Baron Barkó** adoptieren. S. G.

Manché, Geh. Hofrat, bis 1891 Chef des Geheimen Kaiserl. Zivilkabinetts, Berlin. Als solcher hatte er die dem Kaiser vorzulegenden Schriftstücke auszuwählen und zu ordnen und die kaiserliche Aufmerksamkeit mehr oder minder auf einzelne zu lenken. „Es ist bemerkenswert, daß das Judentum in fast allen zivilisierten Staaten diese Posten durch seine Werkzeuge besetzt hat und dadurch eine scharfe Kontrolle über den schriftlichen Verkehr der regierenden Fürsten übt!“

Die „Kreuz-Z.“ teilte ferner mit, daß Manchés Großvater Moses Henoeh geheißen und sein Vater sich Manche genannt habe, welchen Namen der Hofrat in Manché französisierte. Dieser Manché, von Ahlwardt schamlosen Titelschachers beschuldigt, erzielte 9 Monate Gefängnis wegen Unterschlagung. Vgl. Ahlwardt, 1. Die Prozesse Manché und Bleichröder (Berlin SW 16/10 91, Verlag Gust. U. Dewald); 2. Der Eid eines Juden (Verlag Grobthäuser). Wir lesen darin:

„1876, noch als junger Lehrer, hatte ich im Verein mit dem Lehrer Robert Gohr, Rechnungsrat Fröhlich und andern den Plan gefaßt, den Beamtenstand aus den Klauen der jüd. Wucherer zu reißen. Dazu gründeten wir den deutschen Beamtenverein. Durch Gohr wurde ich in Bürgschaften verwickelt. Lekterer geriet durch einen gedungenen Denunzianten, den später wegen Mordes angeklagten Leutnant a. D. Stücker, in Disziplinaruntersuchung und wurde gestürzt. Die Machinationen eines Juden Kristeller verwickelten mich dermaßen in die Gohr'schen Schulden, daß ich selbst in die Wucherhände eines Pariser, Dann, Natschelsky, Redlich usw. fiel. ...“

Ein Agent teilte mir 85 mit, daß der Bürochef des Geh. Zivilkabinetts, Manché, bereit sei, mir zu helfen. Sein Stand war mir Bürgschaft genug für seine Realität. Erst nach Jahren erfuhr ich, daß M. auf solche verschuldeten Beamten, die irgend etwas repräsentierten, förmlich Jagd mache. Mir wurde Aron Meher als Vertrauensperson von M. selbst bezeichnet. Es wurde ein Komitee gebildet — in das von meiner Seite Dr. von Kaldstein und Grohn als Vertrauens-

personen hineingebracht wurden —, das sich in vertraulichen Anschriften an eine Anzahl reicher Leute wendete. Etwaige Gelder wurden an den ersten Unterzeichner, M., gesandt, bei dem aber angeblich so wenig Geld zusammenkam, daß nicht einmal die Kosten der Lithographie-Anschriften bezahlt werden konnten.

Eine Liste, die zufällig und gegen den Willen des Meher vor meine Augen geriet, gab mir die Überzeugung, daß Meher mein Schuldner sei, und zwar mit einer bedeutenden Summe. Nunmehr wurde ich auch gegen Manché mißtrauisch. Ich wandte mich an Dr. von Kaldstein, und dieser teilte mir Wahrnehmungen mit, die allerdings geeignet waren, mich aus allen Himmeln herabzustürzen. Zwar verfaßte er ein neues Anschriften, in dem ein anderer Herr als einzig berechtigter Empfänger bezeichnet wurde, und das Komitee nahm diese neue Liste an, aber es war nunmehr zu spät.

An Meher hielt ich mich natürlich und veranlaßte ihn durch die wiederholtesten Besuche, Briefe, Boten usw. zu dauernden Zahlungen in Raten bis zu 3 Mark herab. Gelegentlich habe ich ihm auch etwas Geld zeitweise zurückgeben müssen. Durch die wiederholten, oft nicht sehr freundschaftlich gehaltenen Besuche bei A. Meher erfuhr ich nach und nach Dinge, die einfach unglaublich waren. Ich forschte selbständig weiter, oft auch erzählte mir Meher dies und jenes, um zu beweisen, daß er in nicht ferner Zeit an mich zahlen könne, und so wurde ich allmählich in den Stand gesetzt, mir ein klares Bild über das Treiben des Manché zu machen. Als ich vollends erfuhr, daß Manché ein Judenabkömmling sei, der sich als Franzose verpuppt hatte, da wurde mir alles begreiflich. Die verschuldeten Beamten suchte er als Deckmantel für egoistische Interessen, die er auch sonst in seinem Amte rücksichtslos vertrat. Er genoß das Allerhöchste Vertrauen, hatte außer seiner Staatsbesoldung noch freie Wohnung von Sr. Majestät selbst erhalten, und durch seine Hände gingen alle Bittschriften um Begnadigungen, Titelverleihungen usw., die dem Kaiser vorgelegt werden sollten. Da das milde

Herz Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm stets zur Bewilligung hinneigte, falls es sich nicht um militärische oder Sittlichkeitsvergehen handelte, so hatte Manché in dem Recht, aus den eingegangenen Bittgesuchen diejenigen herauszufinden, die Sr. Majestät vorgelegt werden sollten, eine ungeheure, fast unbegrenzte Macht. Diese benutzte er einerseits im persönlichen Interesse, andererseits im Interesse seines Volksstammes.

Zum Herzen Sr. Majestät konnte mit Sicherheit nur vordringen, wer Manché gewonnen, und dies war durch Geld möglich. Letzteres wurde von Juden und Deutschen angenommen. Erstere erreichten ihr Ziel, letztere, wie ich dies selbst im Fall Thomas erfahren mußte, trotz bedeutender Geldzahlung gar oft nicht. M. herrschte im Zivillkabinett, Lasker im Parlament, Friedberg war Justizminister, Friedländer Direktor im Polizeipräsidentium, von Madai war Polizeipräsident. Gambetta leitete Frankreich, Disraeli England. Woran konnte es noch fehlen?

Der Kaiser hat seine Beamten immer hoch gehalten. Sämtliche Beamten bekamen von ihm eine freie Wohnung. Auch Manché hatte eine solche von 13 Zimmern. Aber er hat trotzdem seine Stellung ausgenutzt für seine Juden. Kommerzienräte wurden meistens nur Juden; begnadigt wurde jeder Jude, der Geld hatte. Manché bekam das Geld, und je mehr er bekam, desto mehr wirkte er.

Wer auf Titel reflektierte [wenn er Jude war], brauchte nur eine Summe Geld zu zahlen, und sein Wunsch ging in Erfüllung. Von dem Gelde bekam Manché $\frac{2}{3}$ und sein Generalagent in der Handelsstr. 3, Haffe, $\frac{1}{3}$.

Wie die Pincus, Mannheimer und wie sie alle heißen, Kommerzienrat geworden sind, davon können Sie sich jetzt ein Bild machen. Ich habe sie alle als Zeugen vorgeschlagen, aber sie wurden nicht vereidigt. Einige haben auch eingestanden, daß es so war, wie ich es sagte. Ich war nämlich wegen dieser Sachen angeklagt." Ahlwardt, Deutscher Michel 1891, S. 24.

Arno Meyer, „von Jugend auf mit Manché eng befreundet — er hatte

viele Jahre bei ihm gewohnt und kam täglich mehrmals mit ihm zusammen — brachte die Gesuche titellüsterer Juden zu bevorzugter Besorgung ins Zivillkabinett. Manché lanzierte die Eingaben und empfing zugleich von Meyer einen Teil der Vorschüsse, die dieser sich auf die künftigen Titel hin von D. Levin, Jak. Landsberger, Jakob und Valentin, GRM Mannheimer, Friedländer; Pincus usw. hatte einhändigen lassen. Am Hofe aber hatte man „sich durch die christliche Religion des Manché täuschen lassen und nach seiner Abstammung nicht gefragt. Hoffentlich gelangen keine Personen jüdischen Stammes fernerhin in Vertrauensstellungen". Ahlwardt, Arischer Verzweiflungskampf 1890, S. 93.

Fall Thomas.

Herr Albert Thomas war ein reicher Fabrikbesitzer (Eisengießerei Thomas & Kelling) im Norden Berlins, in der Nähe meiner Schule. Die Kinder der Arbeiter aus seiner Fabrik besuchten zum großen Teil die von mir geleitete Anstalt und verrieten durch ihre Kleidung sowohl, als durch ihr gesundes Aussehen den Wohlstand ihrer Eltern. Außerdem war von Herrn Thomas bekannt, daß er vielen nicht mehr arbeitsfähigen Leuten ein Geschäft eingerichtet, in einem Falle einer unbemittelten Familie sogar das Geld zum Ankauf eines Hauses zu sehr billigen Zinsen geliehen hatte. Kein Wunder, daß ich sowohl zu Weihnachten für die Bekleidung armer Kinder, als auch sonst, wenn es sich um Linderung schwerer Not bei Eltern von Schulkindern usw. handelte, seine Hilfe in Anspruch nahm, und ihn gelegentlich auf Notleidende hinwies. Hierbei ging ich zuweilen in die Fabrik, zuweilen zu ihm persönlich.

Bei einer solchen Gelegenheit entwickelte sich zwischen Herrn Thomas und mir ein Gespräch, das ich, soviel ich mich erinnere, wortgetreu wiedergebe:

Ich: Es gereicht mir zur größten Freude, Ihnen sagen zu können, daß Ihre Wohltätigkeit in der ganzen Gegend die größte Anerkennung findet.

Er: Es freut mich das wirklich, denn wenn ein Mensch nach Kräften seine Schuldigkeit tut, so ist man über eine

Anerkennung stets erfreut. Ich habe noch viel mehr getan, aber eine wirkliche, sichtbare Anerkennung ist mir nicht zu teil geworden.

Jch: Solche äußere, weithin sichtbare Anerkennung ist nur für die reichen Juden erreichbar; die geben für irgend einen Zweck viel Geld, das kommt dann in die Zeitungen, dann wissen sie Mittel und Wege, dafür Titel oder Orden zu erhalten.

Er: Ich habe auch schon viel Geld, 38 000 M., hergegeben, als ich durch Schreiben aus dem Kabinett eines sehr hohen Herrn (er nannte denselben mit Namen) darum ersucht wurde. Einen Titel dafür habe ich nicht erhalten.

Jch: Ein Titel ist doch an und für sich ein wertloses Ding.

Er: Sagen Sie das nicht. So ein Titel ist mehr, als eine bloße Befriedigung der Eitelkeit, er gibt Einfluß und Macht. Er hat einen durchaus reellen Wert.

Jch: Wenn Ihnen an einem Titel gelegen ist, so habe ich Leute kennen gelernt, die Ihnen denselben besorgen können. Ich sage Ihnen aber gleich, daß diese Leute dafür viel Geld verlangen. Hohen sittlichen Wert setze ich aus guten Gründen bei denselben nicht voraus. Aber wenn sie wollen, so können sie etwas.

Und nun erzählte ich von Manché und Meher, verschwieg nichts, sagte ihm auch die Adresse beider und stellte es ihm anheim, sich mit einem Herren in Verbindung zu setzen.

Wie dies nun geschehen ist, weiß ich nicht, auch bin ich niemals, auch später nicht, mit Herrn Thomas und einem dieser Herren zugleich zusammengetroffen. Später erfuhr ich von Herrn Thomas, welche Opfer, nämlich 35 000 M., er an Manché gebracht habe, und nunmehr gab ich mir allerdings ernsthaft Mühe, Meher zur Förderung der Wünsche des Herrn Thomas zu veranlassen, wobei ich wiederholt Zurückweisungen erfuhr. Schließlich drang ich zu Manché selbst vor, bei dem gerade Meher anwesend war.

Bei dieser Gelegenheit fiel das Wort: „So ein Schlossergeselle!“ Geld für meine Bemühungen habe ich weder von Herrn Thomas, noch von Meher oder

Manché jemals verlangt noch erhalten, doch habe ich nicht die Absicht, meine egoistischen Hintergedanken bei dieser Angelegenheit irgendwie zu verleugnen. Sie kamen nicht sofort, sondern erst im Laufe der nächsten Monate. Ich sagte mir: Erlangt Herr Thomas den Kommerzienrat-Titel, so wirst du ihn um ein ausreichend hohes, unverzinsliches Darlehn bitten, um aus deiner schwierigen Lage herauszukommen. Aus dieser Hoffnung habe ich so wenig ein Hehl gemacht, daß ich sogar einem hohen Vorgesetzten dieselbe mitgeteilt habe. Vor Erledigung der Angelegenheit bin ich aber Anspielungen des Herrn Thomas direkt ausgewichen.

Als Herr Thomas sah, daß er betrogen war, tat er energische Schritte zur Wiedererlangung seines Geldes, und nach mehr als Jahresfrist hatte er es endlich bis auf 5000 M. zurück. Ich durfte annehmen, daß Herr Thomas, trotzdem er anscheinend mir wohlwollend gesinnt blieb, für die Schule zu Weihnachten auch abermals 50 M. spendete, mir doch innerlich grollen mußte. Jetzt tat ich das, was mir als einziger Vorwurf aus der ganzen Angelegenheit bestehen bleiben könnte, ich betrieb die Abfassung einer Petition aus der Bürgerschaft des Nordens an Ihre Majestät die Kaiserin Augusta, in der wir Unterzeichneten, zu denen ich auch gehörte, unter Aufzählung der Verdienste des Herrn Thomas für diesen um eine Auszeichnung baten, die derselbe auch erhalten hat. Von irgend einer Entschädigung dafür seitens des Herrn Thomas an mich ist niemals die Rede gewesen, wie er das ja auch beschworen hat!

Bei meinem Verkehr mit Herrn Thomas hatte ich aber die Wahrnehmung gemacht, daß er mit Juden Spekulationsgeschäfte mache, und dies veranlaßte mich, ihn energisch vor solchen Freunden zu warnen, wobei ich freilich ausgelacht wurde. Späterhin hat Herr Thomas durch jüd. Freunde sein ganzes Vermögen verloren und hat von vorn anfangen müssen. —

K a m p f m i t d e m J u d e n t u m.

Meine traurige Lebenserfahrung, die Fälle Manché, Meher usw. sowie mein häufiger Verkehr mit dem Judentum,

endlich das ernsthafte Studium der Geschichte hatten allmählich meinen Blick geschärft, und ich erkannte die ungeheure Gefahr, die dem deutschen Volke durch das Überwuchern des Judentums drohte. Von 1881 an, wo meine Bestrebungen erkannt wurden, bis jetzt, bin ich keinen Augenblick unversorgt geblieben. Diese Versorgungen wurden schließlich so unerträglich, daß ich endlich sagte: „Nun bist du lange genug Amboss gewesen, werde endlich einmal Hammer.“ . . .

Unter dem Titel Verzweiflungskampf der arischen Völker mit den Juden veröffentlichte ich 90 ein Buch, in dem ich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus gemeinschaftlich die beiden in Germanien jetzt wohnenden Völker, die dem Stamme der Arier angehörenden Deutschen und die Semiten ihrem innersten Wesen nach schilderte. Will das Deutschtum bestehen bleiben, so ist schlechterdings eine Trennung notwendig, und da die Deutschen die ursprünglichen Besitzer sind, so müssen die Juden weichen, können allenfalls und versuchsweise als fremde Schutzbürger, niemals aber als Staatsbürger geduldet werden.

Das Judentum verglich ich in meinem Innern mit einem starken Baume, der in unserer vaterländischen Erde Wurzeln geschlagen hat. Ich sagte mir: Willst du den Baum fällen, so haue zunächst die stärksten Wurzeln ab. Als solche erschienen mir Manché und Bleichröder. Ersteren suchte ich in meiner ersten Broschüre, letzteren in meiner zweiten zu vernichten. Persönlicher Haß gegen sie liegt mir fern, ich bekämpfe sie nur als Säulen und Repräsentanten ihres Volkes.

Mein Buch wurde mit Beschlag belegt, ich selbst unter Anklage gestellt. Wegen der Angriffe auf Manché hatte ich etwa 40 Termine zu bestehen, erbrachte den Beweis der Wahrheit und wurde außer Verfolgung gesetzt. Eine Klage des Magistrats von Berlin gegen mich wegen Beleidigung schwebt noch.

Bevor ich mein 2. Buch erscheinen lassen konnte, wurde ich auf Antrag Manché's wegen Unterschlagung unter Anklage gestellt. Vor mehr als 5 Jahren hatte ich einer Lehrerin 32 M. über-

stundengelder zu zahlen, und da sie trotz meiner mündlichen und späteren schriftlichen Aufforderung sich dieselben nicht abholte, so sandte ich sie ihr erst nach Wochen zu, als sie von meiner Schule versetzt wurde. In dieser verspäteten Zusendung erblickte der Manché und der Herr Staatsanwalt eine Unterschlagung. Allerdings wurde ich freigesprochen, aber während des Prozesses erklärte der Herr Staatsanwalt, daß er mich wegen einer Behauptung für geistig nicht normal, d. h. also für geistesgestört halten müsse. Er erklärte ferner: Alles, was der Angeklagte über Manché gesagt hat, ist selbstverständlich unwahr! Gleichwohl waren die Akten Manché damals schon geschlossen!!

Prozeß Manché.

GN Manché wurde wegen Unterschlagung zu 9 Monaten Gefängnis, A. Meyer zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt.

1. Warum ist Manché nur im Falle Thomas, dem harmlosesten von allen, angeklagt und verurteilt?

2. Warum ist nicht Anklage erhoben im Falle Löwenstein? Der Prokurist, als Zeuge von mir geladen, hat bei der Untersuchung bekundet, daß er Manché persönlich 12 000 M. übergeben habe. Manché habe auf das bestimmteste versprochen, daß dafür Buchdruckereibesitzer Löwenstein in 6 Wochen Kommerzienrat werde. Hätte er gewußt, daß dies nicht geschehe, würde er das Geld nicht gegeben haben. Manché erklärte: „Das Geld ist von mir an die Gräfin Hake zu wohltätigen Zwecken abgeführt. Diese hat es Ihrer Majestät, der Kaiserin Augusta übergeben. Beide sind allerdings tot, aber ich darf verlangen, daß mir bei der hohen Vertrauensstellung, die ich einnehme, unbedingt Glauben geschenkt werde.“

3. Warum ist nicht Anklage erhoben im Falle Mannheimer? Der Schwiegerjohn desselben hat Meyer und Manché schwer belastet.

4. Warum ist nicht Anklage erhoben im Falle Bornemann? Der Baumeister Bornemann bekundete: Vor etwa 3 Jahren war ich infolge eines Duells zu einer längeren Festungshaft verurteilt. Bankier Haffer erklärte mir, daß er mich

von dieser Strafe befreien werde. Ich möge 100 Flaschen Rotwein, à Flasche 7,50 M., bei einem ihm befreundeten Agenten für Manché bestellen. Das andere werde sich von selbst finden. Ich tat so, und die Begnadigung wurde mir nach der Festung Glaz nachgeschickt.

Manché erklärte: „H. kenne ich nur wenig, Bornemann ist ein maubais sujet. Er steht mit Ahlwardt im Bunde. Von seinen Behauptungen ist kein Wort wahr.“

H. bekundete: „Bornemann sagt die Unwahrheit. Ich kenne Manché kaum.“

Bornemann legte jetzt dem ersten Staatsanwalt sein Copierbuch aus der Festung Glaz persönlich vor, das seine Briefe an H. enthielt. Immerhin lag die Sache kritisch, da er weder den Namen des Agenten, noch den des Weinhauses wußte.

Da kam mir ein schier wunderbarer Zufall zu Hilfe. Ein Agent machte mich mit einem Herrn Röblich bekannt. Dieser entpuppte sich als Neffe des Manché, er war jahrelang Vertrauensperson des Herrn Haffer gewesen, den er aber jetzt bitter haßte.

Zunächst gab er mir einen vollständigen Stammbaum des Manché. Dieser hatte mich auch deshalb angeklagt, weil ich behauptet hatte, daß er jüd. Stammes sei. Die Angaben des Röblich machten es mir möglich, den Beweis der Wahrheit viel genauer zu erbringen, als ich dies bisher gekonnt hatte.

Aus den Angaben des Herrn Röblich will ich nur einige Details hier anführen. Alles zu geben würde ein eigenes Buch erfordern.

Manché betreibt das Geschäft des Handels mit Begnadigungen, Orden und Titeln, hauptsächlich mit Juden, schon über 25 Jahre. Er nannte Namen reicher Juden aus Dortmund, die bereits damals durch seine Vermittlung von fünfjähriger Zuchthausstrafe begnadigt wurden.

In den letzten Jahren war H. Generalagent des Manché, Meher und andere waren nur Gelegenheitsmacher. Er nannte einige Duzend Namen von hoch angesehenen, durch Titel oder Gnadenbeweise ausgezeichneten, natürlich vorwiegend jüd. Personen. Er selbst wußte

dies ganz genau, da er ja Buchhalter bei H. gewesen war. Daß er dafür so schlecht entlohnt wurde, z. B. in einem Falle, der Herrn H. 12 000 M. eingebracht hatte, nur 50 M. erhielt, war eben sein Arger. Wie Herr H. die Freundschaft des Manché auch für sich ausnutzte, erzählte er folgendermaßen:

Herr Haffer hatte in der Händelstraße eine schöne Villa mit Borrampe gebaut. Die Polizei gab ihm auf, die Rampe zu entfernen. Er wandte sich an den Polizeipräsidenten, der aber den Befehl mit Strafandrohung wiederholte.

Jetzt kaufte H. eine Meißener kostbare Porzellanuhr, die einen Wert von 1000 M. hatte, und übersandte diese, mit einem Bittschreiben an Se. Majestät den Kaiser, an Manché, der sich leider großen Vertrauens erfreute. Der Befehl zur Beseitigung der Rampe ward zurückgezogen, nachdem Manché den alten Kaiser veranlaßt hatte, nach der Händelstraße zu fahren, dort die Villa persönlich zu besichtigen und auf Rat des Grafen Lehndorff die Verfügung des Polizeipräsidenten direkt aufzuheben. Das alles für 1000 M.!

Hauptsache war, daß Herr Röblich mir auch den Namen des Weinagenten **Z i m m e r m a n n** nannte, bei dem Bornemann den Wein durch Haffer bestellt hatte, ebenso auch den Namen des liefernden Weinhauses Wehl und Grimm in Stettin. Zimmermann sagte mir: „Ja, von Herrn Bornemann sind in Gegenwart des Herrn H. 100 Flaschen Rotwein für Manché bestellt worden. Solche Bestellungen für Manché habe ich noch viele erhalten, z. B. von p. p.“ Nachdem auch noch der Spediteur auf meinen Antrag hin vernommen war, ging allerdings die Staatsanwaltschaft vor, da nunmehr Manché und Haffer bei einer offenbaren Unwahrheit ertappt waren. Was geschehen ist, habe ich offiziell nicht erfahren können.

5. Warum sind alle die jüd. Kommerzienräte nicht eidlich vernommen, die ich vorgeschlagen habe?

6. Warum ist der Fall Scherz und der Fall Hermann und Spiegel in Dortmund nicht zur Untersuchung gekommen? Warum nicht der Fall des Kommerzienrates Hahn?

7. Warum endlich, und das ist die Hauptsache, bin ich nicht als Zeuge vernommen? Ich war doch gewiß der Nächste dazu. . . . Wie seit lange schon, so jetzt erst recht, fühle ich mich vollständig rechtlos.

Soll denn nun mit der Erledigung dieses einen verhältnismäßig harmlosen Falles die Sache Manché beseitigt sein?

Soll dies die Genugtuung sein dafür, daß 30 Jahre lang zwischen dem König und seinem Volk ein bestechlicher Jude gestanden hat, der für seine Stammesgenossen sorgte, sich bereicherte, für die Deutschen aber oft selbst dann nichts tat, wenn er Geld bekam?

Manchesterlehre (s. David Ricardo). Glasgow, N.: „Das Manchestertum ist die Midaslehre vom Gelde: es will alles in Geld verwandeln, Grund und Boden, Arbeit und Menschenkraft; es feiert den *Egoismus*, das völlig ungebundene Walten der rohen Selbstsucht, und verwirft Gemein Sinn, Humanität und alle sittlichen Prinzipien; es predigt die *Ausbeutung des Proletariats*, dessen hartes Schicksal unabänderlich sei; es predigt das Streben nach unbedingter Herrschaft des *Kapitals*, den trassen Materialismus. Sein Grundsatz ist das berühmte „*Laissez faire et passer*“ (s.); der Staat ist nach ihm nur ein notwendiges Übel, er soll sich um die Kämpfe innerhalb der Gesellschaft gar nicht kümmern, sondern alles dem freien Spiel der individuellen Kräfte überlassen — der „*freien Konkurrenz*“, dem „*großen Naturgesetz von Angebot und Nachfrage*“. Die erste Forderung des Manchestertums ist daher: *unbeschränkte Gewerbe- freiheit und Freizügigkeit*. Damit glaubt es für den Arbeiter alles getan zu haben, aber wie dieser begriffen hat, ist es nur die Freiheit, sich die Beschäftigung und den Ort zu wählen, wo er verhungern mag. Gerade Freizügigkeit und Gewerbefreiheit versorgen den Fabrikherrn mit einem unversiegenden Strom von wohlfeilen Arbeitskräften, indem sie das platte Land entvölkern, die Städte aber überfüllen.

Das Manchestertum predigt die Ohnmacht des Staates und die Allmacht des Kapitals. Fort daher mit der Preußi-

schen Bank, fort mit der Seehandlung, fort mit allen Staatsfabriken und Staatseisenbahnen! Die manchesterlichen Volkswirte möchten am liebsten Reichspost, Telegraphenwesen und Staatsbahnen in große Aktiengesellschaften verwandeln, ja die ganze Staatsverwaltung in Generalentreprise vergeben, einem Strousberg (s.) übertragen. Die manchesterlichen Volkswirte wollen aus Deutschland, das seiner Natur nach ein Ackerbaustaat ist, einen reinen Industrie- und Handelsstaat machen. Die Landwirtschaft muß entbehren, was die Industrie im Überflusse hat.

Judentum ist angewandtes, bis zum Extrem durchgeführtes Manchestertum. Es kennt nur noch den Handel, und auch davon nur den Schacher und Wucher. Es arbeitet nicht selber, sondern läßt andere für sich arbeiten, es handelt und spekuliert mit den Arbeits- und Geistesprodukten anderer. Sein Zentrum ist die Börse; nicht wie Herr von Kardorff einmal meinte, der „Magen im staatlichen Organismus“, sondern heute, wo sie sich ganz und gar in jüd. Händen befindet, ein unförmlicher Kropf am Staatsorganismus, der den organischen Gliedern die Säfte entzieht und sie verkümmern läßt. Das Judentum gedeiht am besten bei Krieg, Mißwachs, Seuchen und anderen Kalamitäten, sowie in armen Ländern. Es hält, selbst nach gesegneten Ernten, die Preise hoch, es verteuert durch Spekulation und Zwischenhandel alle Waren und Lebensmittel. Das Judentum treibt beständig, in den verschiedensten Formen — Gründerei und Jobberei. Als ein fremder Stamm steht es dem Deutschen Volke gegenüber und saugt ihm das Mark aus. Die soziale Frage ist wesentlich Gründer- und Judenfrage, alles übrige ist Schwindel!“

Diese, Handbuch Manchesterlehre, behauptet: Gewerbe, Handel und Verkehr, mit anderen Worten, das Wohl der Menschheit gediehe am besten, wenn sich die staatlichen Autoritäten und die Gesetzgebung gar nicht einmischen: Sie hätten allerhöchstens die Aufgabe, alle Schranken zu beseitigen, die dem „freien Spiel der Kräfte“ entgegenständen, alles übrige würde sich dann schon von selbst finden. Es stecken 2 Irrtümer in

der Lehre: Zuerst, daß das Glück der Menschheit dadurch gefördert würde, daß möglichst viel gehämmert, gesponnen, gereist und gehandelt wird. Das ist eine grob mechanische Weltanschauung, bei der die feineren und viel wichtigeren Bedürfnisse des Herzens und Gemütes gar nicht in Ansatz gebracht sind. Aber weiter fassen die Manchesterleute das freie Spiel der Kräfte ganz einseitig auf: sie denken dabei auch nur wieder an die mechanischen Kräfte und lassen die sittliche Welt ganz unberücksichtigt, ja, sie wollen die Einmischung der sittlichen Kräfte in den Kampf ums Dasein am liebsten verbieten. Wenn aber die Formel vom freien Spiel der Kräfte überhaupt einen Sinn haben soll, so muß man alle Kräfte anerkennen, auch die der sittlichen Welt. . . . Gegen das freie Spiel der Kräfte, auch der sittlichen, auch der in Staat und Gesellschaft zusammengefaßten, wäre nichts einzuwenden. Die Manchester-Mechaniker aber nahmen aus dem feinen Uhrwerk die Feder des sittlichen Antriebes heraus und haben es dahin gebracht, daß wir heute auf wirtschaftlichem Gebiete nur noch das Spiel der Geldkräfte haben: Tüchtigkeit, Unternehmungsgeist, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit, Vermögen heute nichts mehr gegen die Macht des Kapitals. So will es das Gesetz des freien Spiels; das ist uns eine Notwendigkeit, sagt der Manchestermann. . . .

Im Gegensatz zur Manchesterlehre hat sich in der letzten Zeit die der sogenannten Staatssozialisten herausgebildet, die verlangen, daß der Staat möglichst für all und jedes sorgen und insbesondere die großen Industriebetriebe übernehmen solle. Diese Lehre ist nicht viel besser als die manchesterliche. Weder pagodenhafte Untätigkeit noch übergeschäftigte Allgegenwärtigkeit ziemt der Staatsgewalt. Was von ihr zu fordern ist, ist weise Voraussicht und kräftiges Eingreifen zur Erhaltung des wirtschaftlichen Gleichgewichts, wo Störungen drohen. Wenn die Staatsgewalt nur das Überwuchern schädlicher Kräfte fern hält, so werden die alte deutsche Arbeitslust und -tüchtigkeit für alles übrige schon selbst sorgen und das Sprichwort, daß jeder seines Glückes

Schmied sei, wird wieder Wahrheit werden. Dahin streben wir, das ist das freie Spiel der guten Kräfte, das wir wollen.

Glagau G, 98: „Der Staat soll nicht Industrie noch Handel treiben, weil es seiner nicht würdig ist, weil er dem Privaten nicht Konkurrenz machen darf: Manchesterliche Weisheit.“

Dr. Pattai (Österr. Volksfreund) AG Mai 87: „Dem echten Manchestermanne ist der Staat nichts als ein Institut, in dem er zuverlässig fabrizieren und spekulieren kann, und dessen Bestimmung darin besteht, ihm Konstabler-Dienste zu leisten, wenn sein Vermögen gefährdet ist.“

Waldegg II, S. 33: „Meine Herren“, sagte Freiherr von Thüngen-Rosbach in seiner vortrefflichen Rede am 25/2 79 in Berlin, „wo die Lehre zur Herrschaft gelangt ist, da hat sie an die Stelle fester Ordnung einen erbitterten Kampf um's Dasein auf Leben und Tod heraufbeschworen, in dem der schwächere Teil zugrunde geht, da hat sie den wahren Wohlstand, der durch alle Schichten des Volkes gleichmäßig hindurchgeht, vernichtet und dem Anhäufen kolossalen Reichtums in wenigen privilegierten Händen ein drückendes Massenelend gegenübergestellt, da hat sie ewige Schwankungen, Krachs und Krisen mit furchtbaren Verlusten am Nationalvermögen hervorgerufen und wird mit dem wirtschaftlichen und sittlichen Ruin aller Staaten und Völker enden, die sich nicht rechtzeitig von ihrem Banne frei zu machen wissen.“

Mandel, Unterstaatssekretär, Cz., Straßburg. 1914.

Mandel, G., Nikolaewskaja 18, Petersburg. Mgl. d. Bern. d. Sibirischen Handelsbank. 1914.

Mandel, Friedrich, Österr. Oberst, 1867 Marklowitz, Schlef. 11 Jaroslaw. F.

Mandel, Georges, *1856, ehemaliger Kabinettschef von . . . Georges Clémenceau während des Krieges. Politische Karriere machte M. aber auch später. Besonders pikant ist jedoch, daß am 4. Mai 1924 in sämtlichen Kirchen von Bordeaux ein Hirtenbrief des Kardinalerzbischofs Andrien verlesen wurde, worin dieser seinen verbummten Schäflein einschärfte, bei den Wahlen am kommenden Sonntag für den Listenführer des nationalen Blocks Georges Mandel zu stimmen, da dieser — laut Mitteilung des Wst (24, I, 42) öffentlich geohrfeigte Hebräer — in der Kammer unbedingt für die Rechte des Katholizismus eintreten werde. Rom und Jude!

333 7/2 30 berichtet folgendes Zwiegespräch zwischen Clémenceau und seinem Sekretär: „Mandel war früh bei mir zu Besuch. Er setzte sich in meinen Fauteuil und sprach ununterbrochen eine halbe Stunde lang. Ganze

Sturzbäche der Worte quollen aus seinen Lippen, aber, ehrlich gestanden, viel Sinn hatten diese Worte nicht. Mandel stammt von den Propheten, er predigt gerne.“

Sekretär: „Er hat leztlich gegen die Regierung gestimmt.“

Clémenceau: „Mandel ist ein mutiger Mensch, der sich nichts daraus macht, wenn er auch allein bleibt. Ich rechne es ihm als großes Verdienst an, daß er sich niemals seine Gedanken von anderen holt. Er schöpft immer aus eigenem. Es ist eine große Frage, ob die Juden ins Paradies hineingelassen werden. Es würde mich furchtbar ärgern, wenn ich mich im Jenseits anderswo aufhalten müßte als Mandel.“

Sekretär: „Hoffen wir, Herr Präsident, daß Sie dort drüben einander begegnen werden.“

Het Nieuws van den Dag, Amsterdam 22/11 1919, abends, 4. Blatt: „M. hat nach seiner Wahl zum Abgeordneten um seine Entlassung als Clémenceaus Kabinettschef nachgesucht und hat diese Entlassung ehrenvollst erhalten mit einem Brief, worin Clémenceau zustimmte, daß die Zugehörigkeit zur Kammer mit der Funktion eines Kabinettschefs des Ministerpräsidenten unvereinbar sei. Clémenceau sagte ihm herzlichsten Dank für seine Mitwirkung im Kriege — wie im Frieden. Mandel soll ersetzt werden durch Warnser [Druckfehler für Wormser?], bisheriger Unterchef.“ — M. spielte eine große Rolle in den Verhandlungen zu Versailles 1919 und war wohl der Verbindungsmann zwischen Cl. und „Rothschild frères“.

M. nennt sich auch M.-Rothschild (Sd).

Mandel, Gustav (Gustav Delman [Silbenumstellung]), Sozialwissenschaft, Wien. *1852 Mähr.-Ostrau. B: Wissenschaft und Strafrecht; Ehrlos. R. 16.

Mandel, J., Dr., 19. Jh., Paris; * Preßburg. Er schrieb, von der französl. Akademie der Wissenschaft preisgekrönt, über vergleichende Anatomie und stützte die Lehren Δ Geoffroy St. Hilaire's durch mikroskopische Untersuchungen, wofür er auf Empfehlung Salvandy's Ritter der Ehrenlegion wurde.

Mandel, Jacob. Die philosophische Fakultät der Universität Königsberg verbande April 1889 folgendes: „Am 19. d. M. meldete sich zum philosophischen Doktorexamen bei der unterzeichneten Fakultät ein „cand. phil.“ Jacob Mandel aus Ungwar in Ungarn — jetzt in Berlin, Elisabethstr. 25 —, der von Ostern 83 bis 86 an der Berliner Universität und ebenso bis Januar 89 bei der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin instruiert war. Petent schickte eine Abhandlung ein: über die Hochschulen im jüdischen Altertum im allgemeinen und speziell über die Hochschule zu Jamnia, und versicherte schriftlich „auf Ehrentwort, dieselbe ohne fremde Beihilfe verfaßt zu haben“. Inbessen stellte sich sofort heraus, daß mehr als die Hälfte und zugleich das wichtigste Stück des Ganzen eine zum größten Teile wörtliche Abschrift der Dissertation von Albert Scheinin: Die Hochschule zu Jamnia usw., Halle 1878, ist. Der Herkunft des ebenfalls stark verdächtigten Restes weiter nachzuforschen, hat die Fakultät für überflüssig erachtet.“

Sah denn 1889 um Jahres willen in der Königsberger Fakultät wirklich kein einziger deutscher Jude, um diese, den heiligen Namen aufs höchste schädigende Veröffentlichung zu hintertreiben?

Mandel, Paul, *1839 Nyirbator; MA, seit 95 im Ungar. Parlament, wo er u. a. gegen Todesstrafen, Judenten, aber für die konfessionelle Freiheit arbeitete, 3 Themen, die der Judenheit bekanntlich überall am Herzen liegen. JG; SG 777.

Mandel, Wolf, Theater- und Musikverlag, Agent des Jean Gilbert (Sd), Berlin 1914.

Mandel-Rothschild, Privatsekretär des Premiers Clémenceau, Paris. Seine Mutter (*1854), die nicht mit den Edmond de Rothschilds in Verbindung steht, wurde 1929 (Jew. Chron. 24/5) in ihrer Wohnung tödlich überfallen. f. Mandel, Georges.

Mandelbaum, Emma, FrL., „die in Zürich eingebürgerte Malerin, die von dem Moment ab, da sich Ilse Frapan (Sd) in die Welt wagte, der Freundin durch ihre wahrhaft religiöse Verehrung und mütterliche Fürsorge das poetische Schaffen ermöglichte. Nun hat sie der vom

Magentrebs bis zum Wahnsinn gequälten Freundin den schwersten Freundschaftsdienst erwiesen, und sie und sich vom unerträglichen Dasein erlöst“, Lit. Echo 1909, 495.

Mandelbaum, Friederike, 19. Jh., schlechtweg „Mama“ oder „Mutter“ genannt, wohl die bedeutendste und erfolgreichste, mit einem ganzen Netz von Juden verfilzte Fehlerin aus den Verbrecherannalen N. Yorks. Asbury, Unterwelt N. Yorks, 1930, S. 166/170: „Sie war ein ungeheuer dickes altes Weib von über 250 Pfund, mit scharfgeschnittenem Mund und großen Hängebacken, über denen unter schweren schwarzen Brauen und einer hohen, fliehenden Stirn kleine schwarze Augen funkelten. Gewöhnlich trug sie ihre dicken schwarzen Haare straff von der Stirn zurück und von einem kleinen Kapottbüttchen mit wallenden Federn gekrönt. Sie besaß ein dreistödiges Haus in der Clinton-Straße Nr. 79 und bewohnte dort mit ihrem Gatten Wolf einem Sohne und zwei Töchtern das zweite und dritte unvergleichlich elegant eingerichtete Stockwerk; ja, viele von den schönsten Möbelstücken und Vorhängen hatten einst das Heim eines Aristokraten geschmückt und waren eigens für die „gute Mama“ von dankbaren und menschenfreundlichen Einbrechern gestohlen. In diesen Räumen gab Mutter Mandelbaum die üppigsten Bälle und Diners, zu denen viele der berühmtesten Verbrecher Amerikas und mitunter auch die unter Mandelbaumschen Einfluß geratenen Polizeibeamten und Politiker geladen waren.

Im Erdgeschoß unterhielt die Mandelbaum einen kleinen Kleiderladen, doch führte sie ihr eigentliches Geschäft in einem baufälligen hölzernen Seitenflügel, wo sie die ihr von den großen Bankräubern und Ladeneinbrechern zugelegene Beute umsetzte und deren weitere Operationen finanzierte. In den bescheidenen Anfängen ihrer Laufbahn pflegte sie selbst mit dem Raube überall zu hausieren. Shang Draper, George Leslie, Banjo-Peter Emerson, Mark Shimburn, Bill Mosher und Joe Douglas waren einige der Verbrecher, die zu ihren ständigen Kunden gehörten. Shimburn war Bankräuber von Distinktion, der stets klagte, daß er im Grunde seines Herzens ein Aristokrat

sei und die Gauner und anrühigen Existenzen, mit denen er zu verkehren gezwungen wäre, hasse. Er lebte daher auch sehr sparsam und legte seine ganzen Gewinne in ausländischen Geldern an, die er an Verwandte in Preußen überführte. Endlich aber wurde sein Fleiß belohnt; er konnte nach Europa übersiedeln, wo er sich durch kluges Ausgeben eines Teiles seines Vermögens sofort in Baron Schindel aus Monaco verwandelte und bis zu seinem Tode ein glückliches und aristokratisches Dasein führte.

Mama Mandelbaum besaß ein besonders weiches Herz für weibliche Gauner, und sie war die Freundin und Gönnerin der „Schwarzen Lena-Klein-schmidt“, der „Großen Mary“, Ellen Clegg, „Königin Lizzie“, „Klein-Anny“ und „Glacéhandschuh-Rosa“, sämtlich Taschendiebinen und Erpresserinnen, und, last not least, Sophie Thons, wohl der berühmtesten Mittelperson, welche die amerikanische Verbrechermwelt je besessen. Ihr Gatte war Ned Thons, der Bankräuber. Die „Schwarze Lena“ erwarb sich durch Diebstahl und Erpressungen ein großes Vermögen, wurde aber im mittleren Lebensalter vom gesellschaftlichen Ehrgeiz gepackt und zog nach Hackensack in New Jersey, wo sie sich als die reiche Witwe eines südamerikanischen Mineningenieurs ausgab. Dort veranstaltete sie rauschende Festlichkeiten und wurde mit derartiger Begeisterung in die Gesellschaft aufgenommen, daß sie den Titel „Königin von Hackensack“ erhielt. Allein sie blieb auch weiterhin eine Taschen- und Ladendiebin und verbrachte allwöchentlich zwei Tage in N. York, um ihre Kasse aufzufüllen. Enthront wurde sie eines Abends, als sie einen Smaragdring trug, den eine ihrer Gäste, deren Gatte die „Schwarze Lena“ aus persönlichen Gründen für sich erobert hatte, als ihr aus der Handtasche gestohlenes Eigentum wiedererkannte.

Zum ersten Male wurde die Mandelbaum 1862 als der Hehlerei verdächtig in die Listen der Polizei eingetragen; trotzdem ist während der nächsten zwanzig Jahre gestohlene Ware im Werte

von 5 bis 10 Millionen Dollar durch ihre Hände gegangen. Während ihrer langen Laufbahn unternahm sie mehrmals das Experiment, einige ihrer Klienten gegen festes Honorar anzustellen, die sich verpflichten mußten, ihr alles, was sie stahlen, ihr auszuliefern und mit angemessener Rührigkeit und Vorsicht zu handeln. Jedoch sie ließ sich sehr bald überzeugen, daß es unter Dieben keine Ehre gäbe, und änderte ihre Taktik, nachdem sie eine Reihe von Angestellten ertappt hatte, die ihre Beute an den „Hausierer-Michel“ veräußerten. Außerdem soll sie sich noch als Diebslehrerin betätigt und eine Schule nicht unweit des Polizeihauptquartiers unterhalten haben, wo kleine Knaben und Mädchen zu vollendeten Taschen- und Schleichdieben herangebildet wurden. Ferner hielt sie Kurse für Fortgeschrittene im Bankraub und Geldschranksprengen ab und erteilte einigen ihrer Intimen Fortbildungsunterricht auf dem Gebiete des Erpresserwesens. Der Ruhm ihrer Schule ertönte bis in weite Kreise, bis endlich der jüngere Sohn eines bedeutenden Polizeibeamten um Unterricht bei ihr nachsuchte. Dies versetzte der Mandelbaum einen solchen Schrecken, daß sie ihren Lehrkörper entließ und ihr Institut auflöste.

Bei allen ihren Unternehmungen ließ sich „Mama Mandelbaum“ von ihren juristischen Beratern, dem „Großen Bill“-Howe und dem „Kleinen Abraham“ Hummel, den Inhabern der berühmten Anwaltsfirma Howe und Hummel leiten, denen sie ein Jahresgehalt von 5000 Dollar bezahlte. Nicht nur vertraten diese sie vor Gericht bei den seltenen Gelegenheiten, da das Gesetz es wagte, unverschämte Finger nach ihr auszustrecken; sie waren auch gleichzeitig die Verteidiger ihrer sämtlichen Klienten, sobald sie auf frischer Tat ertappt wurden. Aber selbst Howe und Hummel vermochten „Mama“ nicht zu retten, als 1884 die Reformbewegung zur Macht kam und der zuständige Staatsanwalt verschiedene Klagen wegen Diebstahls und Hehlerei großen Stils gegen sie vorbrachte. Ihr Fall war für den Dezember angelegt,

aber „Mama“ Mandelbaum hatte ihre Kautionsfahnen lassen und sich nach Kanada begeben, wo sie bis zu ihrem Tode verblieb, obwohl sie noch des öfteren verkleidet nach N. York herübergekommen sein soll. Doch der Staat ging trotz all seiner Bemühungen mit leeren Händen aus, denn Mamas Bürgen hatten die Werte, die sie als Kautionshinterlassen, verschoben, und Mamachens übriges Vermögen war auf den Namen ihrer Tochter überschrieben. Von ihren berichtigten Anwälten starb Howe 1903, während der „Kleine Abraham“ zwei Jahre später wegen Mißbrauchs seiner Amtsbefugnisse ins Gefängnis überführt wurde.

Mandelbaum, Jacob (Manoli), bulgar. Konsul, Berlin, Mäcen der Plakatmaler und Literaten, Kgl. Preuß. RA, Fabrikant und gerichtlicher Sachverständiger für die Zigarettenindustrie. Er begann als Hausierer mit Pfeifen und Zigaretten, warf sich auf Zigaretten (Manoli, h: Stiefel), wurde durch Erzeugung von blauem Dunst vielfacher Millionär, auch Pionier des amerikanischen Tabaktrustes, was er aber bestritt. Berühmt waren seine Gelage, wo jüdische Journalisten zur Verherrlichung des Gastgebers eigene Zeitungen herausgaben. M.'s Sohn, geschäftlich in den Fußstapfen des Vaters, spielte in der Chronik von Berlin eine Rolle. Stbgrz 2/7 1914: „Mandelbaum's Hochzeitsreise“ nennt sich der neueste Schlager, mit dem Herrnsfelds im August ihre neue Spielzeit beginnen. Man ist darob in der Familie eines bekannten Zigarettenmagnaten nicht ohne Grund cholerisch. Insbesondere Frau Lona M., die durch Umdrehung ihres Namens den Fabrikanten ihres Gatten zu einer Weltberühmtheit verholfen hat, weiß sehr wohl, daß die Affäre ihres Söhnleins, der zurzeit in Amerika weilt und dem ein bekannter Karikaturist nicht gerade nachtrauern soll, noch in sehr frischer Erinnerung ist. Eingeweihte schmunzeln daher und hoffen, in der neuen Herrnsfeldiade allerlei liebliche Anspielungen zu finden.“

Mandelbaum sen. nannte schon Nov. 16 im Weltkrieg die Kleinigkeit von 17 Millionen sein eigen. Gesellschaftlich von dem „tonangebenden, hochanständigen“ Carl Fürstenberg langiert, brachte er es u. a. auch zu einer Gemäldegalerie, die er Besuchern gegenüber gelegentlich mit dem Zugeständnisse entschuldigt: „er sei ja doch Parvenu“. Juden wollen durch solche Selbstverleugung uns Nichtjuden zwingen, nun erst recht für sie einzutreten und sie, die so offen ihr Gebrechen zugäben, für besonders harmlos zu halten. Es ist ihr schlauester Trick, der selten versagt, sich ruhig mal ohne alles, so ohne jeden Schamlaß zu zeigen und den dürftigen Rest, der darum nicht minder gefährlich ist, unsrer verblüfften Gnade zu empfehlen.

Als „Konsul“ fand sich M. im Weltkrieg bald zu den Empfängen fremder Minister auf den Bahnhöfen ein, bald hatte er eine einstündige Audienz beim Könige Ferdinand, und dabei gab er noch fortwährend seine „Manolipost“ heraus, — „eine geschickt geleitete Zeitschrift, die nicht nur über die Bedeutung der Firma und ihre trefflichen M.-Marken unterrichtet, sondern gleichzeitig einen reichen beruflichen Belehrungs- sowie Unterhaltungsstoff bietet. ... Die M.-Feldpost ist ein Unternehmen, das es versteht ... usw.“, Leipziger Illustr. 8. 28/3, 3/6 15.

Mandelstern, Salomon (Mindaloff), Bizerabbi in Odessa; vereidigter Dolmetscher am Landgericht, Dr. phil. et jur., Leipzig. 1846 Mlynow, Wolhyn. — 02 Wien. Für seine Preisarbeit „Parallelstellen des AT“ erhielt

er die Gr. Gold-Medaille der Petersburger Universität; er schrieb ferner: Bath-Seba, 120 Strophen Gebräusch; Hebräisch-chaldäische Konkordanz des AT's; Das russische Reich; Unsterblichkeitslehre; Bogdan Chmelnyk; Thamar, No.; Sünde Samarias, No. 11; Lessings Fabeln ins Russ.; Byrons Hebräer Melodien ins Hebr.; Zurgeniei, Neuland, Dtsch; Russ.-dtsches Wörterbuch; Dtsch-hebräisches Wörterbuch; Esra, historische Erz. aus dem Dtschen des Dr. Lu. Philippson, ins Hebräische [wir haben hier den nicht seltenen Fall, daß ein dtscher Jude von einem polnischen Juden eigenhändig ins Hebräische zurückübertragen wird].

Mandelli, David, gebor. Mandl, „ungar. Philolog, isr. Abstammung, bekannt als Sonderling“, 1780 Preßburg — 36 Paris. „Einer der größten Linguisten unserer Zeit, soll er selbst den Kardinal Giuseppe Mezzofanti in fremden Sprachen überrascht haben. Er verstand dtsch, englisch, französisch, griechisch, hebräisch, italienisch, lateinisch, magyarisch, arabisch, chinesisch, persisch usw. Seine Lieblings Sprachen waren aber die arabische, griechische, hebräische, lateinische und persische, woraus er sich eine eigene Sprache gebildet hatte, die freilich nur er allein verstand.“ De. 3, 167. — Er war also ein Wortläufer des Esperantomannes ▼Zamenhof.

Mandello, Karl, Dr., Leiter des nationalökonomischen Teils am Pester Lloyd, Budapest. 1829 Raab — ? B: Gegen Jesuitismus und Kasarismus in der Volkswirtschaft; le commerce en Hongrie.

Er wurde 72 Massonist in der „Einigkeit zum Vaterlande“ zu Budapest, war von 73—75 M. v. St. der selbstgegründeten Loge „Kazinczy“ in Budapest, schloß sich 77 der „Galilei“ an, und wurde permanenter Obmann des literarischen Komitees und Mgl. des Bundesrats der „Symbolischen Großloge von Ungarn“. „Durch hochinteressante, geistvolle Vorträge (Unverleibt; Das alte Güttengeheimnis und die neuzeitliche Freimaurerei; Freimaurerische Instruktion mit gesellschaftswissenschaftlicher Deutung, 7 Hefte, 93—96) gab er seiner Loge manche Anregung. Auch in der freimaurerischen Presse tat sich M. gediegen hervor und wies in der „2. Epoche der Freimaurerei“ nach, daß diese mit der Verbreitung der richtigen Gesellschaftslehre zusammenfällt; eben da verwahrte er sich gegen die Präventivzensur freimaurerischer Veröffentlichungen. Er verfaßte den „Zusammenhang der Mathematik mit der Freimaurerei“ und mit J. ? Stielly die „25jährige Gesch. der Loge Galilei“. Außerdem leitete er 73 den „Orient“, das amtliche Organ der „Johannis-Großloge von Ungarn“; seit Ende 98 aber gab er mit Dr. ▼Egalizer im Auftrage seiner Loge die Zeitschrift „Galilei“ heraus. Er war zugleich Repräsentant der sächsischen Gr. Landesloge beim schottischen Großorient von Ungarn, also eine Art bevollmächtigter Minister im massonistischen Staate. Gerade zu dieser Aufgabe, die wieder wundervolle Geschäft- und Ausspionierungsmöglichkeiten bietet, drängeln sich gern die Hebräer.

Mandelstamm, berüchtigter Nihilist, — gehörte 1904 zu den „russ.“ Studenten, die auf unsern Hochschulen anarchistische Politik betrieben und den Aufenthalt in Preußen revolutionär ausnutzten. Als damals einige wegen Schmuggels verbotener Schriften nach Rußland des Landes verwiesen worden waren, herrschte allseits Entrüstung. Unter Führung der ▼Mandelstamm und ▼Silberfarb ging an unsere Regierung und den Staatssekretär Frhrn. v. Nithofen ein Protest, der im Reichstag soviel liebes- und lebenswarme Unterstützung der Sozialdemokraten und liberalen Judenfreunde fand, daß Kanz-

ler Bülow in Harnisch geriet und Febr. 04 im Reichstag die Unverschämtheit hatte, die „russischen Gäste“ als „Schnorrer“ zu kennzeichnen, „die das dtische Gastrecht schände zu internationaler Hetz- und Wühlarbeit mißbrauchten. Wenn sich die fremden Herren bei uns maufig machen und unter Mandelstamm und Silberfarb solche impertinente Erklärung verfassen, so werde ich dafür sorgen, daß solche Leute ausgewiesen werden. DRZ 1/3 04: beschreibt, was für Leute während dieser „Russendebatte“ die Tribünen des hohen Hauses füllten:

„Man sah dort eine beträchtliche Anzahl Russen und „Russen“. Da sitzt ein Jüngling mit wüstem Haarwuchs, durch den ein Kamm schwer seinen Weg zu finden schien; sein starkknochiges, glattes Gesicht mit Stumpfnase läßt auf kalmückische Herkunft schließen; ein anderer wieder ist der Typus des Kleinrussen. Die Mehrzahl indessen scheint nur zufällig in Rußland geboren zu sein, d. h., es sind jüd. Leute. Zu diesen schien auch eine etwa 60 Jahre alte Frau mit dichtem ungeordneten Grauhaar zu gehören. Ein harter Ausdruck lagerte um ihre von leichtem Flaum bedeckte Lippe. Harten, starren Blickes musterte sie die Regierungsvertreter und die Abgeordneten unten im Saale, und nur wenn Bebel einmal ein Kraftwort losließ, blickte ihr Auge auf, und wenn sie dann sich zu dem neben ihr sitzenden jungen Manne, der scheinbar ihr Sohn war, hinwendete, sah man, daß sie auch lachen konnte. Freilich war das ein Lachen, so kalt und abstoßend, daß man sich des Gedankens kaum zu erwehren vermochte, daß sie eine von denen sei, die ein ganz besonderes persönliches Interesse an den Verhandlungen haben. Das gleiche gilt von einem schwarzgelockten Jüngling, der, als vom Reichskanzler die Namen Mandelstamm und Silberfarb genannt wurden unter der Drohung, gegen solche Hetzpostel scharf vorgehen zu wollen, sich mit plöblich von purpurroter Blut übergossenem Gesicht zu seinem Nachbar Kalmücken wandte und in nervöser Hast mit ihm flüsterte. Auch die übrige Zeit verließ ihn die Nervosität nicht, denn ununterbrochen, stundenlang, bearbei-

tete Mandelstamm (oder Silberfarb) mit beiden Händen zugleich seinen in schmalen Halbrund die wulstige Oberlippe umgebenden Schnurrbart. Das war der Hintergrund zu der Komödie, die von den sozialdemokratischen Mimen gestern aufgeführt wurde.“

Die Nennung der zwei Judennamen durch Bülow entfachte Orkane in der Blätterwelt. „Vorwärts“ und „Freisinnige“ pöbelten den Kanzler an, die „Frankf. Z.“ sprach von „tönenden Redensarten, Mätzchen und antisemitischen Scherzen“, und dadurch gestärkt, beschloffen denn auch 428 in Berlin und Umgegend wohnende „Russen und Russinnen“ eine neue noch unverschämtere Erklärung gegen Kanzler und Staatssekretär.

In dieser „Resolution“, die dem Grafen Bülow für sein Vorgehen „die Verantwortlichkeit vor der gesamten Kulturwelt [d. h. dem Jdm.] und vor dem Urteilspruch der Geschichte“ zuweist, heißt es: „Wenn Graf Bülow und mit ihm ein Teil der dtischen Öffentlichkeit die Auffassung vertritt, daß der Gast sich stumm, ohne das Recht der Verteidigung vom Gastgeber beleidigen lassen müsse, so ist das mit unseren Ehr- und Rechtsbegriffen unvereinbar.“ —

Daraufhin wurden 14 tatsächlich ausgewiesen, nämlich: Birger, Combe, Silberfarb, Mandelstamm, Nikitin, Machlin, Bärson, Bärmann, Stolpner, Köfjohn, Gailits, Dr. Strykin, Schergow, Bist. Nun kannte die Wut der Genossen und Judenfreunde keine Grenzen mehr. Der „Vorwärts“ stellte die „maßvoll und zurückhaltend, aber mit würdigem Nachdruck“ seitens der fremden Gäste geführte Verteidigung dem „Schimpfen, Verhöhnungen und Bedrohen“ des „Falstaffs deutscher Großmannsjucht“, des „auf Reichskosten in Rom vorübergehend klassisch gebildeten mecklenburgischen Junkers“ Bülow gegenüber: „Wenige weiße Nasen der Zivilisation“, hieß es weiter, „wissen den Heroismus, die Tiefe des sittlichen Empfindens zu würdigen, aus denen diese Kundgebung, die die Menschenwürde anbefahl, erwachsen ist.“

Kein 30jähriger Krieg kann die dtischen Fluren so verwüsten, wie der russisch klingende Kapitalismus, wie das

feige Bauchrutschen vor der Knute das sittliche Empfinden unseres Bürgertums verwüstet haben. . . Wir vermögen die Ausweisungen nicht zu bedauern um der Ausgewiesenen willen — sie schütteln als Sieger, als Märtyrer der Humanität den Staub der preußisch-russischen Reaktion von den Füßen. Jammer und Schande aber dem Dtschen Reiche, das im 20. Jh. der Tummelplatz solcher Ausschweifungen politischen und moralischen Verfalls sein muß.“

Der „Ulf“ des **BT** flocht den kraus- und dunkellockigen „Russen“ eine Märtyrerkrone ins Haar, „die noch glänzen würde, wenn Bülow's Ruhm längst vergangen“, und **Clara Zetkin** rief in Breslau in roter Versammlung: „Gut ab vor Mandelstamm!“

Zmal ist dieser russische Jude um seiner Überzeugung willen in Sibirien gewesen und hat sich dabei als ein Held benommen. Gemeinsam mit einer Anzahl gemeiner Verbrecher wurde er nach den Eiswüsten transportiert. Als die schmalen Rationen des Transports durch Unterschlagungen der Schergen noch weiter herabgesetzt waren, beschwerte sich ein Sträfling über die mangelhafte Ernährung. Er wurde auf Befehl des Offiziers erschossen, und zum zweiten Male ertönte der Pflichtruf: Hat jemand eine Beschwerde? Wieder trat einer der Armen vor, und wieder wurde seine Beschwerde mit Kugeln beantwortet. Da fragte der Offizier zum dritten Male, niemand glaubte, daß noch einer den Mut haben würde, seinem sicheren Tode entgegenzugehen. Da trat Mandelstamm vor und rief: Jawohl, ich habe noch eine Beschwerde! — Der Mut des Mannes bändigte selbst die Grausamkeit des Schurken, und Mandelstamm entging dem sicheren Tode. Das ist Mandelstamm. Ich behaupte, der Zweig des Geschlechts derer v. Bülow, dem der Kanzler angehört, hat seit den Tagen des **Kaubrittertums** nicht so viel Heldenmut gezeigt, wie der arme russische Jude Mandelstamm.“ —

Die Gemeinbürgerschaft des Judentums von Abraham bis Zuckerkandl war damit erwiesen. Handelte es sich hier auch um Anarchisten und Revolutionäre, Mörder von Fürsten und Mini-

stern, — einerlei, es waren „Auserwählte“. Angehörige der „natürlichen Aristokratie der Menschheit“. Das genügte. Die Jehudim sind ihrem Gotte so lieb, wie der Engel, und wer ihnen einen Backenstreich gibt, ist des Todes schuldig, sagt der Talmud. — Aber auch eine „gerechte“ Stimme tönt aus der dtischen Presse. Die „dtische-izr. Z.“ spielte mit Empfindung den „guten“ Juden und trat gegen die „jüd. Russen, die in Dtschld Gastfreundschaft genießen und hier russische Politik treiben“ auf: „Sie sollen sich ruhig verhalten und ihrem Beruf nachgehen! Gegen christliche Russen, welche solche Erklärungen beschließen, würde sicher die Regierung ebenso vorgehen.“

Christliche, nichtjüd. Russen, die im eigenen oder anderen Lande die Anarchie säen, gibt es gar nicht.

▼ **Azi** erklärte, weshalb gerade Juden revolutionär veranlagt wären:

„Der Jude ist **Kämpfer** vom Hause aus, der von den Bedrückern seinen Vätern aufgedrungene Kampf liegt ihm im Blute, und von frühester Jugend auf hat er auch noch in unsern Tagen diesen aufreibenden heimlichen Kampf zu kämpfen. Er gewöhnt sich daran, so daß der psychische Kampf ihm nicht zur zweiten Natur geworden ist, wie die Medensart besagt, sondern in Wahrheit seine erste Natur bildet. Da aber die Fähigkeit des Organismus nach Betätigung dürrt und sie zu finden weiß, so ist es kein Wunder mehr, wenn wir die Juden überall dort finden, wo es zu ringen und zu streiten gibt, also in den ersten Reihen jener, die für eine Neugestaltung unseres politischen und Geisteslebens ringen.“ —

Warum der Lärm, wenn unser Staat daraus die Folgerung zog? Oder sollte er dazu nur deshalb nicht berechtigt sein, weil die politischen Mörder und Verschwörer männlichen und weiblichen Geschlechts immer Juden sind?

Ein „Hohes Lied“ auf die beiden russischen Juden im **BT** lautete:

„**Bülow**.“

Von Mandelstamm und Silberfarb
Sprach er mit dem gewissen Ton,
Mit einem Blick, der Beifall warb
Bei allen Bestien der Nation,
Von Mandelstamm und Silberfarb . . .

Graf Bülow ist's, das große Licht!
So ganz modern! So ganz allright!
Er, der wie Kant und Goethe spricht.
Buhlt auch um „stürm'sche Heiterkeit“!
Mit Mandelstamm und Silberfarb.

O Bülow, nimm dich nur in acht!
Vielleicht, wenn längst verging dein Ruhm,
Wenn längst der Lebens dir nicht mehr lacht,
Spricht noch die Welt vom Märtyrium
Der Mandelstamm und Silberfarb.“

Mandelstamm, Alexander, revolutionärer Führer, 1878—29, Moskau. Jew. Chron. 30/8 1929. Identisch mit Vorigem.

Mandelstamm, Benjamin, Rsm., namhafter hebräischer Schriftsteller und Förderer der Bildung und Aufklärung unter den russischen Juden in Simferopol, Krim (Rußl.). S: Chason Benjamin, Kulturentwicklung der Juden in Rußland, die ihnen innewohnende zivilisatorische Kraft, samt Matschläge, die gehörig zu bewerten, Wien 1877; Paris, die Residenz und die Rechtsstellung der Juden in Frankreich, nach eigener Anschauung, Warschau 78. — Lippe 81.

Mandelstamm, Harry, einer der zukünftigen Minister Dtschlns, *1876 Arab (Ungarn), 98 Buchhalter, 99 Theaterstatist in Pest, 00 Garderobepächter, 05 Kriegs-korrespondent in der Mandschurei und Warbesitzer in Peking, 06 Erbschaftsprozessor gegen seine zwei Brüder, 08—14 Schauspieler und Theaterdirektor in Mähren, 21 Theateragent in Wiga und Inhaber eines Bordells; 22 S: Film- und Theater-Z. „Brett und Leinwand“; ab 26 Eigentümer und alleiniger Leiter des drittgrößten dtschen Theaterverbandes und Pächter sämtlicher Theatergarderoben Besitztschlns; stiller Gesellschafter mehrerer Filmunternehmungen, zum Tragen des Titels „Professor“ berechtigt, vgl. Stephan Ehrenzweigs Tagebuch. Weltkampf 1/1 1929.

Mandelstamm, S. J., „vorm. Regierungsbeamter beim R. russischen Ministerium für Volksaufklärung, namhafter, auch außerhalb Rußlands rühmlichst bekannter Gelehrter und Schriftsteller in St. Petersburg. Derselbe hat die j. Literatur mit folgenden Publikationen nicht unwesentlich bereichert: Biblisch-talmudische Studien, 2 Bde., Berlin 1860—62; Hohelied metrisch übersetzt und erklärt, Berlin 62; Psalmen, mit russischer Übersetzung; Zum Schutze der Hebräer, enthält mehrere Zeitungsartikel, die Juden betreffend, in russ. Sprache. Petersburg.“ Lippe 1881.

Mandelstamm, Leonid, *1879, Dr., Ud (Pbyfit), Straßburg i. E. Er hatte in Odessa und Deutschland studiert. Die Akad. Turn-Z. 15/3 1907 nennt ihn einen „geborenen Russen“; wozu die Täuschung? Akademiker vor allem müßten wissen, woran sie sind, und daß der M. kein Russe, nur ein in Rußland geborener Jude war! — S: Die körperlichen Bedingungen der Juden. WZ 65.

Mandelstamm, Max/Emanuel, Dr. med., Uß (Augen). 1838 Romno — 12 Kiew. Er studierte in Berlin, Leipzig und Wiesbaden, wurde dreimal als Univ.-Prof. vorgeschlagen, aber von der russ. Regierung wegen Judentums abgelehnt, JG. Diese Klage kehrt bei den jüd. Gelehrten im Abendland immer wieder. Als Zionist war er äußerst tätig für die „Russen“ auch auswärts, so sagte er auf dem jüd. Kongreß in Basel 1888 (DLZ 24/6 14), „daß die Juden das Aufgehen in die übrigen Nationalitäten mit aller Energie zurückweisen, und daß sie ihre historische Hoffnung festhalten“. Er strebte „eine Regenerierung des jüdischen Volkstums durch ein neues konzentriertes Massenleben“ an (DWe 12). Die „Jüd. Turn-Z.“ in Dtschln rief ihm 12 nach: „Mit Genugtuung erinnern wir uns der Jahre, da Mandelstamm mit dem Klang seines Namens für unsere Turnbewegung eintrat: Eine Pflanze des Judentums im allgemeinen und der in Rußland lebenden Juden im besonderen, ein Fürst im Reiche des Wissens, ein Mann von vornehmer Denkart, von zuverlässigem Charakter. Sein Hinscheiden ist ein schmerzliches Unglück für die vielen Tausende, die den Reiz seiner Persönlichkeit begriffen und geschätzt haben; auch ein Unglück für die jüdische Gesamtheit.“

M. hatte sich mit eigener Kraft, durch unermüdblichen Fleiß, durch eine nur äußerst selten anzutreffende Selbstlosigkeit zu der angesehenen Stellung emporgerungen, in die er nach und nach einrückte. Er war besonders in den letzten Jahrzehnten seines reichen Lebens eine der populärsten Persönlichkeiten Rußlands. Er gehörte zu den beneidenswerten Menschen, die keine Gegner haben. Vor der Größe dieses Charakters mußte auch der unererbte Judentumshass einer antisemitisch so verfeuchten Gegend, wie es das Westgebiet Rußlands ist, verstummen. Für die Genesung Mandelstamm's wurden nicht nur in Synagogen, sondern auch in christlichen Kirchen Wittgottesdienste veranstaltet. Der Berewigte, den wir mit Recht als einen der geistigen Schöpfer der jüdischen Turnerschaft ansprechen dürfen, hat sich in unseren Herzen ein dauerndes Denkmal gestiftet.“

Mandelstamm, Nikolajewitsch, Dr., Erster Dragoon an der russischen Postkass, Konstantinopel; suchte Aufbruch anzuzetteln. WZ 27/11 1914.

Mandelstein, S. A., GR, Unterrichtsministerium, Petersburg. DfBl 19/4 1913: „Vor den Schranken des Bezirksgerichts in Petersburg erschien, durch Anwalt vertreten, S. A. M., einer der höchsten Beamten des Unterrichtsministeriums, um von der Generalin A. G. Tschitschagow einen Schadenersatz von 3915 Rubeln zu fordern. Als M. eines Tages an dem Landhause der Generalin vorübergekommen war, hatte sich ein kleiner Affe, den die Generalin als verwöhnten Liebling stets um sich hatte, auf ihn gestürzt und zerbiß ihm einen Finger. Den Schaden, den er dadurch erlitt, berechnete M.: 165 Rubel Kurkosten, 2500 Rubel verminderte Arbeitsfähigkeit während eines Jahres — und 750 Rubel für ein Grammophon. Denn der Biß des Affen habe ihm das Klavierspielen, das vorher seine Leidenschaft war, unmöglich gemacht und ihn gezwungen, sich ein Grammophon anzuschaffen, dessen Kosten gerechterweise die Eigentümerin des Übeltäters tragen müßte. Das Bezirksgericht jedoch konnte sich dieser Auffassung des M. nicht anschließen und sprach ihm lediglich Kurkosten von 165 Rubeln zu.“

Mandl, Kleiderhändler, Wien. — In Proßnitz hatte er Anfang der 1840er Jahre mit alten Kleidern gehandelt. Er nahm seinen Sohn mit auf, der mit Geschäftsgeliste, statt Erbdelsachen einzukaufen, billige neue Ware erzeugen ließ. Damit verdrängte er die Warchentweber, die sich ins ärmste Gebirge zurückzogen. Masch hatte dieser Proßnitzer Konfektionär diejenigen, die den Artikel einzuführen bereit waren: Erbdler, kleine Kaufleute usw. zuerst in Böhmen, Mähren, Schlesien, dann in den Alpenländern, weiter in Galizien, zu seinen Kunden gemacht und dann — die Grenze überschreitend — auch die ungarische Klientel der Preßburger erobert. Er hatte schon in den 1850er Jahren überall, wo man Kleider brauchte, einen so verbreiteten Ruf, daß nach dem Krimkrieg die türkische Regierung — allerdings nur für ein Jahr und dies eine Mal — ihm die Bekleidung ihrer Armee übertrug. Gegen diese „elementare“ Kraft konnten die Preßburger nicht standhalten, die größeren Firmen stellten die Arbeit ein, es arbeiteten nur noch einige kleinere. Inzwischen hatte diese Engros-Konfektion in Wien selbst begonnen, und zwar dadurch, daß die Proßnitzer Firma zwar ihre Erzeugung dort behielt, aber Wien zu ihrer Verkaufsstätte machte und zu dem Zwecke ihr Haus hier etablierte.

Vorher war in Wien kein Engros — weder Verkauf noch Erzeugung — gewesen; von da an begann es. Mandl sah bald die Notwendigkeit ein, in Wien selbst zu erzeugen und diese Erzeugung für den Bedarf der Provinz wurde immer bedeutender. — S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 441.

Die Geschichte dieser Firma zeigt, wie der Jude alles an sich reißt, die Nichtjuden an die Wand drängt und im übrigen für sich arbeiten läßt.

Mandl, Albert (Alb. Walden), *1860 Mähren; Oberlehrer und Literat in Wien.

Mandl, Christof, JG, ungar. Literat, #1634, Pate: Markgraf Georg von Brandenburg, dem er dafür sein Buch „Daß Jesus Sey das Ewig Wort“, 36, wid-

mete; in einem andern Werk erklärte der neue Gläubige Jesus für den Messias.

Mandl, David, Finanzler, Brunn. — 19. Jh. Ro.

Mandl, Eva (Eva May), Filmlünstlerin, endete durch Selbstmord. Fr. 39, 24: „Eva Mandl, genannt Eva May, eine Filmlünstlerin, durch Selbstmord geendet, wurde in Wien begraben. — Tiefe Trauer, ernst und schlicht, wäre am Platze. — Aber die Mischpoche muß atemlos schwafeln können von dem unerhörten Prunk, mit dem eine der ihren zu Grabe getragen wurde. — Und darum weiß die Mederin der Nation, die „WJ am Mittag“, in ihrem Eifer ganz und gar nichts von einer ernstern, würdigen Feter zu berichten, sie schreibt das viel, viel Wichtigere, dreimal Betonte: „Die Filmdiva wurde in der Totenkammer des städtischen Friedhofes in prachtvoller Toilette aufgebahrt und mit einem Mantel für 36 000 Dollar bekleidet. In diesem Mantel hatte sie ursprünglich zur Verbrennung nach Wien überführt werden sollen, aber im letzten Moment wurde er der Leiche wieder abgenommen. Das Publikum pilgerte zu Tausenden auf den städtischen Friedhof, um die aufgebahrte Leiche in ihren kostbaren Gewändern zu sehen.“

Mandl, Hermann, * Österreich, wegen Betrügereien flüchtig, Straßenaufseher und Kaufmann in China, wo er in den 1880er Jahren, um Beamte zu bestechen, im Dienst eines englischen Geschäfts stand; er etablierte sich mit einem dtischen Juden und ließ die Firma im dtischen Konsulat registrieren. Später wurde dem M., um seine Internationalität zu vergrößern und ihn gesetzlich noch schwerer fassbar zu machen, das niederländische Bizekonsulat verschafft, das auf Betreiben des dtischen Gesandten v. Brandt (sd) zuvor einem Deutschen in Peking entzogen war. Paasch schilderte in seiner „Dtisch-jüdischen Gesandtschaft“, wie M. und der „Russe“ * Myres mit der chinesischen Regierung einen Pulverkontrakt abschlossen, um dessen betrügerische Details unser dtischer Gesandter v. Brandt genau wußte. Mandl wurde leider auch Vertreter von Krupp.

Mandl, Ignaz, Dr. (s. Wilh. Neurath), kam 1873 als Vertreter der konservativen Schotterpartei in den Wiener Gemeinderat, wurde „der Großmeister Luegers (sd) und der ganzen antisemitischen Partei, und war ein höchst fragwürdiges Individuum, das sich im 72. Lebensjahre, 2 Jahre vor seinem Tode, noch taufen ließ.“ ▼DWe 108, 1.

„M. war Arzt, hat aber nie praktiziert, sondern war nach seinem Rigorosum als Hofmeister in das Haus einer Witwe, der Tochter des Bankiers S. v. T. [odesco?] gekommen, die von dem Baron M. S. [?] geschieden war. Mandl heiratete sie, doch wurde diese Ehe bald gelöst. Seit dieser Zeit war er Politiker. Die Richtung, die er da nahm, war merkwürdig und psychologisch nur durch seine Ehe mit der Tochter des großen Bankiers zu erklären. Er hatte sicherlich gehofft, durch sie in die jüdischen Finanzkreise zu gelangen, war aber von der Familie seiner Gattin entschieden abgelehnt worden. Diese Enttäuschung machte ihn zum grimmigsten Feinde der oberen Zehntausend, zum Parteiführer des „kleinen Mannes“ und vor allem zum Korruptionsriecher.“

Der Mann hatte Ideen und Energie, erinnerte aber in seinem ganzen Wesen und Gehaben durchaus an die Männer des Konvents von 1793.“ S. Mayer, Wiener Juden 252, 288, 385. —

Es war nicht klug von Lueger in Wien, sich gerade von einem Juden als Großmeister beraten zu lassen; Stöcker in Berlin machte denselben Fehler und vertraute einem Getauften, und beide Herren haben dafür schwer büßen müssen.

Mandl, Ju., Dr., österr. Oberst, 1861 Prohnik, Mähren, — 09 Wien; #03. Er machte Studien über den Eisenbetonbau und schrieb ein Lehrbuch der höheren Mathematik. „04 wurde ihm eine Lehrkanzel an einer berühmten techn. Hochschule im Dtischen Reich angeboten, die er, zu sehr am militärwissenschaftlichen Berufe hängend, ausschlug.“ 06 Prof. am höheren Geniekurs für Baumechanik und Brückenbau. F.

Mandl, Leopold, Korr.: Hoff. J., Wien. * 1860 Wien. B: Österreich-Ungarn und Serbien. Kf 34.

Mandl, Leopold (Athanasios [die letzten Golen!]), * 1849 Ungarn; B: Wiener Tagebl. B: Psychologisches zum Verständnis des Antisemitismus, 82; Verständnis der Blutlüge; Zurückweisung der babylonisch-germanischen Angriffe gegen Israels Prophetismus, 1903; Schächtsfrage 05. Wien.

Mandl, Lu., Ud, Wien 1914.

Mandl, Lu., Lazar, 1812 Budapest — 81 Paris, Dr., Uß (Anatomie), Collège de France, Paris. JG.

Mandl, Moriz, B: Wanderer; N. Freie Presse; Fremdenblatt, Wien. * 1840 Preßburg. B: Rätchen von Heilbronn, ein dtisches Epos, 73; Dtschland und der Augenblick, 61; Prolog zur Wiener Meißfeier, 76. JG.

Mandl, Mich., Komponist, Wien 1914. —

Mandl, Wolf. — SibgrJ 16/10 1900: „Wien, 15. Okt. Ein verdächtiger Fund. Am 8. d. M. vormittags ließ der Fleischnhauer Rudolf Pfeiffer in Kwassitz in seinem an das Gebäude anstoßenden Garten eine Grube zur Aufnahme von Kalk graben. Plötzlich stießen die Arbeiter in einer Tiefe von etwa einem halben Meter auf ein menschliches Skelett. Es wurde konstatiert, daß das Skelett von einem jungen Mädchen herrührt und daß die Gebeine über 20 Jahre in der Erde lagen. Nach der Lage des Skelettes zu schließen, mußte ein Verbrechen begangen worden sein, und die Täter haben ihr Opfer nach vollbrachtem Morde entkleidet in die Grube geschleppt und dort kam das Mädchen mit dem Gesicht nach abwärts zu liegen. Eine Kommission vom Bezirksgerichte in Hölleschau ließ die Gebeine sammeln und in eine Kiste legen, die sodann, mit gerichtlichem Siegel versehen, in die Totenkammer eingestellt wurde. Die Erhebungen ergaben, daß der Jude Wolf Mandl, der bereits verstorben ist und 3 erwachsene Söhne und eine Tochter hatte, die Realität besaß und 1865 verkaufte. Dieser Jude betrieb das Schankgewerbe und besaß sich auch mit dem Faßdaubenhandel. Im Garten hatte, gerade in entgegengesetzter Stelle, wo das Mädchenstelet zu Tage befördert wurde, der Jude längere Zeit stoßweise Faßdauben am Lager, und es fiel auf, daß Wolf Mandl die Faßdauben auf die andere Seite befördern ließ. Er beantwortete die an ihn gestellten Fragen damals damit, daß er dies tat, weil ihm Dauben entwendet wurden. Wie Gendarmeriechefmeister Lazniczka feststellte, ist damals ein Dienstmädchen des Juden Wolf Mandl plötzlich verschwunden, was Anlaß zu verschiedenen Gerüchten gab. Von dem Mädchen war keine Spur aufzufinden. Es liegt die Vermutung nahe, daß das Skelett von diesem Mädchen herrührt.“

Das Mädchen, vermuten wir weiter, ist geschändet oder blutsmordmässig geschädigt worden. „Gall, mein Einziges, was widerfuhr Dir?“, ruft Teuthold, der Schmied der Waffen, in Kleists Hermannsschlacht; ja, dieses Wort könnte fast auf jeder Seite unseres Schmerzensvollen Buches stehen.

Mané-Sak, Künstler, Paris. Roffische J. 23/11 29.

Manes, Gründer der scheinchristlichen Sekte der Manichäer, die das Christentum mit dem Jehova-, Ritras- und Fiskult zu durchsehen suchte. Sie nahm Johannes den Täufer zum Schutzpatron. — Hecker 45.

Manes, Alfred, Dr. phil. et jur., Generalsekretär des dtischen B.'s für Versicherungswissenschaft, Dozent des B.'s für staatswissenschaftliche Fortbildung, Berlin. * 1877 Frankfurt a. M. B: Recht des Pseudonymes.

Manes, Oscar, Herren-Konfektionär, Grabenstraße, Düsseldorf. — Die Mittelstandsvereinigung, die gegen jüdischen Wucher kämpfen möchte, machte M. zu ihrem Vorstand. Ebenso nahm die Vaterlandspartei 1917 den M. in die Zeitung der DG Düsseldorf.

Maneffie, „Mittergeschlecht bei Zürich, #, 13. Jh. — 1393 wurde die Burg Manegg des „Ritters“ Maneffie dem Juden Bissi [Vorfahr der bekannten Firma Drell & Hüßli?] zugeschlagen, dessen Witwe sie bis 1400 besaß. Den Juden ging es im ihrerseits so viel beschimpften Mittelalter stets besser als sie zugeben.“ S.

Maneffier (Manasse) de Besou, 14. Jh., einflußreicher Haffjude in Frankreich, verschaffte den 1306 von Philipp IV. vertriebenen Juden die Erlaubnis zur Rückkehr. — Wlfr. Müller, Kathol. Kirche und Judentum, 1922, S. 13.

Er war nach Graeg Finanzbeamter des französischen Königs Karl V. und sorgte während des Krieges mit England 1360 für massenhafte Rückwanderung der Juden nach Frankreich, wo sie ungestraft bis zu 80% Zinsen auf Darlehen nehmen durften.

Mangasariam, M., * Rumänien, — fulminanter Redner der „Independent Religious Ch.“, Chicago, Ill., Ber. St., 1907.

Mangelndorf, Richard, 1823—94. M: Schachrubrik der Illust. Z., Leipzig. Ko.

Manhart, Alex, Klavierlehrer, Akademie, Wien 1914.

Manheimer, Gustav, RM, Berlin. — 5,5—0,31. 1914.

Manheimer, Viktor, Dr. phil., Mitbesitzer der Berliner Häuser der Konfektionsfirma B. Manheimer; München, Bernsdorf. S. M: Lyrik des Andreas Gryphius. — 2—0,24. — Hr: Adolf M.

Manihäer, s. Manes.

Manin, venezianisches Dogengeschlecht jüd. Herkunft, das durch Adoption diesen Namen erhalten hatte, vgl. Deutscher Herold, 1911, S. 26.

Manin, Daniel, 1804—57; italien. Revolutionär; O 25 Teresa Periconotti, †49; 48 Diktator in Venedig, wo er, wie in Turin, sein Denkmal hat. Sein Vater Fonzola nahm, laut Archives israelites, Bd. 36, bei der Taufe den Namen seines Paten, des Bruders des regierenden Dogen, Luigi Manin an. Über Daniel M. schreiben der italienische Jude Errera: Vita e tempi di D. M., und der dtsche Jude von Gottschall im „Herbst in Italien“.

„Dieser Ehetosproß und 1. und letzte Präsident der venetianischen Republik, der in der Geschichte der berühmten Stadt mit irgendeinem Dogen aus ältestem Geschlecht die Ehre teilt, im Rathaus von Venedig mit den übrigen Dogen in den Wandmalereien und in den Stadtschreiben verewigt zu sein. Die Geschichte des europäischen Gedankens und Fortschritts schuldet den Juden viel“, Jew. Chron. 27/9 1929.

Manins Wsche traf 20/3 68 feierlich in Venedig ein. „Die Untergrabung der europäischen Monarchien ist lediglich jüdisches Werk“, Hlwardt, Berzweiflungskampf, S. 202.

Mankiewicz, Amtsrat, Falkenrehde. UM: Dtsche Anstaltungsbank, Berlin. 1914.

Mankiewicz, Fritz, Falkenrehde, 1921, s. Roger Grosset.

Mankiewicz, Henriette, Frau, E: Novellist J. S. Tauber, Wien. Sie malt „mit der Nadel“; „Ihre Panneau sind wahre Gedichte, Stimmungsbilder auf dem Gebiete der Stiderei“, sagt Ko; „Ein gestidter Wagner“, nennt sie Proudhomme; „Phantasien in Seide“, rühmt Sarcey; „génie créateur“, lobte die französische Akademie, zu deren Offizier sie 1890 in Paris vom Minister de l'Instruction Publique et des Beaug Arts ernannt wurde: „Die betreffende Dekoration wird an violetterm Bande getragen. Sie hatte damals nämlich einige durch französische Maler und Stiderrinnen angefertigte Seidenstidereien ausgestellt.“

Mankiewicz, Ju. (Adam Niese [aus Berechnung?]), *1873, Dr. jur., Dir: Distonto-Ges. Präs. UM: Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch; Süddeutsche Treuhand, München. UM: „Revision“ Treuhand, Berlin. 1914. — S: Aufsichtsrat der AG. — Frankfurt.

Mankiewicz, Otto, Dr. med. (Haut und Horn), SM, 1865—19 Berlin. Boss. J. 1919, 594 („Kladderadatsch Briefkasten 1/1 20): „M. war ein sehr geschidter Urologe, der einen regen Anteil am Ausbau der modernen Theologie genommen hat“. Unter letzterem ist natürlich das Reformjudentum und der Talmud zu verstehen, oder wollte man sich bei dem Getauften einen Witz durch die Verbindung der Uro- mit der Theologie erlauben? — Identisch mit Folgendem?

Mankiewicz, Otto, Dr. med., Berlin, Klage 1903 (DfBl 9/1 04) gegen Frau Δ Werkmann. „Diese hatte mit Bekannten aus der Provinz das Residenztheater besucht. Als sie das Theater verließ, regnete es in Strömen, und alles stürmte hinaus, um eine Droschke zu erobern. Frau M. war so glücklich, eine unbefetzte Droschke zu finden, sie öffnete die Tür und wollte soeben einsteigen, als ein Herr neben ihr auftauchte, mit entschiedener Stimme ihr

„Befehlt!“ zurief und sie am Einsteigen hinderte, indem er sie mit kräftigem Arm von der Droschke drängte. Frau Werkmann, die keine Ahnung hatte, daß der Herr, wie er behauptete, die Droschke schon vor 5 Minuten für sich bestellt hatte, war empört, über diese Behandlung und rief dem Herrn das Wort „Freiheit!“ zu. Darüber geriet der Herr, der sich als der praktische Arzt Dr. Otto M. entpuppte, in hochgradige Aufregung. Er rief mehrmals so laut nach einem Schutzmann, daß Unruhe im Publikum entstand und Zurufe, wie „Judenjunge“ und dergl. laut wurden. Er bestand auch darauf, daß die Persönlichkeit der Frau, die ihn so sehr beleidigt habe, festgestellt werden müsse. Nach Aussage einer Augenzeugin hat er die Frau dabei geschüttelt und nicht losgelassen, bis er sie zu dem vor dem Eingang stehenden Wachtmeister gedrängt hatte. Dieser hielt ihm vor, daß er augenblicklich eine Sistierung nicht vornehmen könne, eine solche bei der vorliegenden Bagatelle auch kaum nötig sein würde und man sich damit begnügen könnte, den Namen der Dame festzustellen. Dies geschah, wobei Dr. Mankiewicz nach dem Zeugnis des Wachtmeisters mit deutlicher Beziehung auf Frau Werkmann von „Frauenzimmer“ redete. Kurze Zeit darauf erhielt letztere von dem Arzt einen Brief, in dem er seine Bewunderung darüber aussprach, daß sie sich bei ihm noch nicht entschuldigt habe und ihr anheimgab, als Buße den Betrag von 10 M. an die Kasse der Ferienkolonie zu zahlen. Der Brief enthielt zum Schluß die Bemerkung: „Dieser Brief ist, um mißbräuchliche Verwendung unmöglich zu machen, kopiert!“ — Als Frau Werkmann, die sich selbst schwer beleidigt hielt, auf den Brief nicht antwortete, strengte Dr. M. die Privatklage gegen sie an, und so wurde denn die Sache mit allen Zutaten einer solchen Verhandlung, Zeugenerhebungen, Aufregungen und auch längerer Wortgefechten der Rechtsanwältin vor dem Schöffengericht ausgefochten. Die Bemühungen des Vorsitzenden einen Vergleich zustandezubringen, scheiterten. Frau Werkmann erklärte, daß sie allein die Beleidigte sei, während M. behauptete, daß er das Wort „Frauenzimmer“ nicht gebraucht habe, es aber evtl. nicht für eine Beleidigung erachte. Er berief sich auf Goethe, der an irgend einer Stelle dies Wort auch gebrauchte, ohne damit beleidigen zu wollen. Der Vorsitzende erwiderte, daß Goethe auch das Wort „Weib“ gebrauchte, man aber doch dies Wort nicht in beleidigender Form auf eine anständige Frau anwenden dürfe. — Das Gericht verurteilte nicht nur Frau Werkmann wegen „Freiheit“, sondern auf deren Widerklage auch den M. wegen „tätlicher und wörtlicher Beleidigung“ zu je 10 M. Geldstrafe, evtl. 1 Tag Gefängnis. Die Kosten wurden beiden Parteien zu gleichen Teilen auferlegt.“

Mankewitsch, G., königl. serbischer Generalkon-sul a. D., Paris, tätigtstes Mgl. der AGU, erhielt 1890 (AG 2/2) das Offizierkreuz des serbischen Tatowordens.

Mankewitsch, Börsendirektor der Dtschen Bank, ange-fessen auf dem schönen Rittergut Selchow, Weeslow-Storkow. Gestalten um Hindenburg, S. 161.

Mankewitsch, Bruno, JM, Kaiserstr. 18, Frankfurt a. M.; Präs. UM: Brauerei Kempff; Birtus- und Theaterbau; Frankfurter Vorort-Terrain-Ges.; Maschinenfabrik vorm. F. A. Hartmann & Co., Offenbach. UM: „Mainkette“. 1914.

Mankewitsch, Georg, JM, Behrenstr. 14—16, Berlin. UM: Aktien-Bauverein „Passage“; Berliner Hotel-Ges. 1914.

Mankewitsch, Helene, Berlin. *1856 Mühlhausen. S: Wer trägt Schuld an der Antisemitenebewegung? 2. U., 86. — Kl 10.

Mankewitsch, Otto Hanns, Dr. jur., Assessor a. D., Fabrikbesitzer, Hamburg, Eidelstedter Weg 42. UM: Per-mitt-AG. 1914.

Mankewitsch, Paul, — 10,5—0,75 —, Mgl. des Bör-senvorstandes, Bellevuestr. 14, Berlin W. Dir: Dtsche Bank. Präs. UM: Accumulatorenfabrik; Kraftübertra-gungswerke Rheinfelden. UM: Aluminium-Industrie; Berlin-Anhaltische Maschinenbau; Müller-W.; U. Goerz & Company, Limited; Medlenburgische Sparbank, Schwe-rin; Norddeutscher Lloyd; Privatbank, Gottha; South

West Africa Company Ltd., London. Er ist im Aus-
schuß der Aktionäre des Berliner Kassen-B.'s. 1914.

▼ Friedegg: „An der Berliner Börse ist der Börsen-
direktor der Dtschen Bank, Paul M., natürlich ein sehr
einflußreicher, sogar der einflußreichste Mann. An so
kritischen Tagen, wie sie uns dank der Kühnheit des
Königs von Montenegro im Vorjahr wieder befehlenden
waren, folgt man den kleinsten Bewegungen des M. mit
äußerster Spannung. Er versteht das Börsengeschäft
selbstverständlich aus dem ff, hat aber keinesfalls
irgendwelche weit ausgreifende Ziele.“ Die Ablehnung
ist verdächtig. Jeder Jude will sich doch am verheißenen
Böllerfraß beteiligen.

R: Werner (H).

Mankiewitz, Werner, Beamter der dtschen Bank, Düs-
seldorf, E: Paul M., Dir. der Dtschen Bank, Berlin.
1917 H, katholisch; O △Hilde, E. von Müller, dem
katholischen Direktor der Rheinischen Metallwarenfabrik
zu Düsseldorf. Eine andere Tochter des Dir. Müller ist
mit dem 1/2 ▼Bankier Klebsattel verheiratet.

Mann, von Many in Nordungarn, jüd. Name.

Mann, Arnold, Literat, 19. Jh. — R.

Mann, Franziska, Frau, geb. Hirschfeld, Berlin W,
Behrenstraße 52. — Agitiert in Wort und Schrift
im Interesse ihres Bruders, Dr. Magnus Hirsch-
feld (H), des Leiters des sogenannten wissenschaft-
lichen Humanitären Komitees (HK) für Abschaffung
des § 175, d. h. Freigabe gleichgeschlechtlichen Verkehrs
für Männer wie Frauen. H feierte sie und ihre Nichte,
Gräulein Käthe Hirschfeld, als Patronessen der Winter-
feste, die der „Berliner Wandervogelbund“ veranstal-
tete. Das Lob des H wirkt ein Licht auf die Ziele,
auf die man den „Wandervogel“ lenken möchte. Frau
Mann schrieb: Könige ohne Land; Alte Mädchen; Vom
Mädchen mit dem singenden Herzen; Kinder; Wege
hinauf; Von Kindern; Frau Sophie und ihre Kinder.
Rü 34. † 1926. [vgl. auch Bartels DZ 3, 835.]

Mann, H., Dr. med., B: Kunst der sexuellen Lebens-
führung vor der Ehe, praktische Geschlechts hygiene für
die erwachsene Großstadtjugend. 1914.

Mann, Heinrich, Br: Thomas M.;
Demokrat, Literat. im Verlag Paul
▼Cassirer, Berlin W 10, Viktoriastr. 35.
*1871 Lübeck. O ▼„Tschechin“. B: Pro-
fessor Unrat; Variété; und der schrecklich
zerfahrene Roman „Zwischen den Ras-
sen“. — „Ich glaube“, sagt Max ▼Brod
in der Gegenwart, „Heinrich M. leistet
für unsere Zeit des entwickelten Kapi-
talismus das, was Flaubert für den
Frühkapitalismus geleistet hat; Darstel-
lung der letzten Bewegungen, ohne Stel-
lung, ohne Parteilichkeit. Wir haben
das bewundernde Gefühl: Dieser Dich-
ter kann alles. Nein, nicht so, eher: Gro-
ßes Leben, reiche Welt!“

Mann's „Professor Unrat“ wurde in
die Gelben Ursteinbücher aufgenommen.
(Voss. Z. 26/1 1930): „Nicht der ge-
ringste Staub der Zeit haftet selbst heu-
te dieser köstlich-grotesken Schulgeschichte
an. Die Satire trifft den Typ, der nach-
gerade unsterblich zu sein scheint und
hier zu seinen letzten ausschweifendsten
Möglichkeiten entwickelt wird. . . Einer
der unterhaltendsten, amüsantesten deut-
schen Zeitromane.“

Zwan Goll, „Semaine Littéraire“
(XXV, 1233) Lit. Echo 1/10 1917: „Der
Krieg ist gekommen. Mit einem Ruck hat
sich Heinrich gewendet. Er hat den un-
geheuren deutschen Irrtum er-
kannt. Während die ganze Welt zu den
Waffen lief, Siegeslieder sang und sich
mit Lorbeeren bekränzte, zog er sich in
sich selbst zurück und suchte sich zu er-
klären, wie es kommen konnte, daß hun-
derte, tausende Menschen, die zu denken
und die Dinge zu ergründen wußten,
sich von einem Strom des Blutes und
des Hasses, der Europa überschwemmte,
mitziehen ließen, und er kam zu dem
Resultat, daß einer der schlimmsten Feh-
ler der Geistigen in Deutschland immer
darin bestanden hatte, an Politik und
öffentlichen Angelegenheiten interesse-
los vorüberzugehen und sich in die La-
boratorien, die Lesesäle und Vereins-
lokale zurückzuziehen und sich um die
Staatsangelegenheiten nicht mehr als
Frauen und Kinder zu kümmern. Und
er verfocht das Prinzip, daß der Geistige
eine öffentliche Persönlichkeit werden
müßte, ganz wie der Politiker. Er zeig-
te dem deutschen Volk die überragende
Erscheinung Zolas, über den er einen
Aufsatz schrieb, der eines Tages klassisch
sein wird.“

Heinrich M. wurde 1917 zwar auch
wegen Verbreitung unzüchtiger Schrif-
ten (Novelle „Pippo Spano“ in Wilh.
Herzogs „Weltliteratur“) auf Grund der
Anzeige eines Münchener Kaufmanns
verfolgt, aber nach den lobpreisenden
Gutachten der Johann Nidas, Prof.
Arthur Rutscher und Dr. Kurt Mar-
tens entlassen. Leider! Denn unseres
Erachtens besteht die Beschwerde des
Mannes, der sich von M.'s Elaborat be-
leidigt fühlte, durchaus zu Recht.

EB: „Assimilierung halte ich für
wünschenswert, sofern sie nicht Aufge-
hen bedeutet, sondern Annäherung und
Einwirkung. Die Juden dürfen sich nicht
mit dem Ideal durchdringen, Germanen
zu werden. Nicht nur der Jude ist ver-
loren, der sich totschießt, weil er nicht
Reserveleutnant wird, sondern auch der,
der es wird. Denn für ihn ist es zu Ende
mit dem Zwang, Geist zu haben, mit
dem Zwang, den Geist wenigstens zu lie-
ben und ihn bei seinem „Wirtsvolk“ gel-

tend zu machen. Was aber soll, wenn auch die Juden versagen, aus einem „Wirtsvolk“ werden, das schon jetzt an geistiger Unterernährung krankt? Wenn kein Jude mehr das öffentliche Leben ein wenig geistiger macht und keine Jüdin mehr die Liebe? Die Folgen der vollständigen Assimilierung und die der Trennung wären gleich schauderhaft.“

Ein weiteres SB gibt M. in einem literar. Katalog: „Man kennt meine Herkunft ganz genau aus dem berühmten Roman meines Bruders. Nachdem wir 2 dicke Bände lang hanseatische Kaufleute gewesen waren, brachten wir es endlich kraft romanischer Blutmischung — laut Nietzsche bewirkt so etwas Neurastheniker und Arististen — bis zu Künstlertum. Ich ging, sobald ich konnte, heim nach Italien. Ja, eine Zeitlang glaubte ich zu Hause zu sein. Aber ich war es auch dort nicht; und seit ich dies deutlich spürte, begann ich etwas zu können. Das Alleinsein zwischen 2 Rassen stärkt den Schwachen, es macht ihn rücksichtslos, schwer beeinflussbar, versessen darauf, sich selbst eine kleine Welt und auch die Heimat hinzubauen, die er sonst nicht fände. Da nirgends Volksverwandte sind, entzieht man sich achselzuckend der üblichen Kontrolle. Da man nirgends eine Öffentlichkeit weiß mit völlig gleichen Instinkten, gelangt man dahin, sein Wirkungsbedürfnis einzuengen, es an einem einzigen auszulassen; wodurch es gewinnt an Heftigkeit. Man geht grelle Wege, legt das Viehische neben das Verträumte, Enthusiasmen neben Satiren, klopelt Zärtlichkeit an Menschenfeindschaft. Nicht der Ritzel der andern ist das Ziel: wo wären denn andere. Sondern man schafft Sensationen für einen Einzigen. Man ist darauf aus, das eigene Erleben reicher zu fühlen, die eigene Einsamkeit gewürzter zu schmecken.“

In „Macht und Mensch“, 1919 rühmt H. M. die Franzosen als „geistiges“ Volk, tadelt die deutsche „Raubpolitik“, findet Versailles gerecht und ist stolz auf unsere Niederlage — so daß er auch mit Recht für Becker's „Dichterkademie“ vorgeschlagen werden konnte.

H. Mann bringt in seinen „7 Jahre Chronik der Gedanken und Ereignisse“, (Paul Zsolnay, Berlin) Gedentage an Hauptmann, Arthur Schnitzler; Peter Altenburg; Hermann Bahr; Frank Wedekind; Philosoph Masaryk und Max Liebermann. „Den Antisemitismus lehnt er ab, bekennt sich zur Freiheit des Geistes und der Menschenrechte ... ein Buch, das abgekürzte Bibliotheken enthält, dazu Kern der Erkenntnis, dazu Welt, dazu Forderung, Leidenschaft und voll bewegte Seele“, JPB 7/2 1930.

In „Sieben Jahre Chronik der Gedanken und Vorgänge“ schrieb Mann auch über „Antisemitismus und seine Heilung“:

Die selbstbewußtesten Böler unseres Kulturkreises sind am wenigsten antisemitisch. Der Antisemitismus beginnt dort, wo man nicht lange genug an Erfolge gewöhnt ist und die eigene Stellung in der Welt noch als Problem empfindet. Er artet aus, wo ein Volk geknechtet ist. Er erhält sich mehr oder weniger bössartig nach nationalen und politischen Befreiungen, die im Äußeren vollzogen, aber innerlich noch nicht erworben sind. Der deutsche Antisemit oder vielmehr der „nationale“ Menschentyp, der die meisten Antisemiten stellt, war Franzosenfresser, bis der Zwischenfall eines deutschen Sieges über Frankreich ihn in dieser Hinsicht erleichterte. Er verlegte sich auf den Haß Englands, bis der Weltkrieg ihm die Wohltat erwies, ganz Europa, auch England, im Wert herabzusetzen. Die Qual, die sein Judentum ihm bereitet, kann der deutsche Antisemit durch gewalttätige Ereignisse nicht loswerden. Das wäre Selbstzerstörung, denn er hat mit seinen Juden alles gemein, das Land, die Wirtschaft, die Art zu denken und zu leben, seine Haltung vor Fremden, vor den Aufgaben der Welt und sogar die Güte seines Selbstbewußtseins. . .

Man hält die jüd. Selbstironie für den Rest einer gedrückten Daseinsform. Auch der deutsche Antisemit hat in seinem Blut noch immer die einstige Benachteiligung des historischen Deutschlands. Er ist unter den deutschen Typen

der mit dem hartnäckigsten nationalen Gedächtnis.

Sein Gedächtnis bildet in ihm einen „Minderwertigkeitskomplex“. Er kann die Zeiten der nationalen Unterlegenheit nicht vergessen. Er braucht daher die Überbetonung des nationalen Wertes. Unentbehrlich ist ihm der Haß und unentbehrlich die Nähe des Gehäßten, ein sichtbarer, täglich erreichbarer Gefährte, an dem er sich ausläßt, mit dem er um die Palme streitet.

Antisemitismus ist nicht nur die Ablenkung eigener innerer Nöte. Er ist auch der schwierige Wollzug einer Ungleichung oder der bittere Verzicht auf sie. In der Vorstellung des Antisemiten ist der Jude der schlaueste und härteste der Lebenskämpfer. Jeden, der Erfolg hat, ist er zuerst geneigt, als Juden anzusprechen. Man frage nicht lange, was der Antisemit am liebsten auch seinerseits wäre und in gelungenen Fällen wirklich wird. Er wird genau das, was er jüdisch nennt. Ihm entgeht freilich zumeist der Anteil des Juden an der gerade vorhandenen Geistigkeit, — und eben dies ist ein wichtiges Geheimnis der jüd. Erfolge. Der Antisemit wäre konkurrenzfähiger, wenn er weniger Geringschätzung hätte für Werte, die nicht sogleich Geld ergeben. Er täte gut, seine Begier nach Macht auf die Ideen auszudehnen. Sie sind große Mächte.

Wenn der Antisemit denken lernte, würde er erstens Zusammenhänge entdecken, die ihm noch fehlen, so die hier genannten. Wie erst, wenn er besser denken lernte als die Juden, die darin heute auch nicht Meister sind! Er würde sich selbst samt seinen Juden über die Landesgrenzen hinweg in eine umfassende, bei weitem wichtigere kulturelle Gesamtheit einreihen. Der Gedanke an seine Nation wäre ihm kein Grund zur Gereiztheit mehr, keine Dual mehr. Er wäre zugleich bescheidener und stärker. Er würde sich vor der Welt nicht mehr brüsten, mit den Juden sich nicht mehr messen wollen. Er würde, um leben zu können, des Hasses nicht mehr bedürfen. Er wäre glücklicher. Er wäre daher kein Antisemit mehr. JFZ 23/5 1930.

Heinrich M. begründete 1928 (DFB 14/4) einen dtischen „Volksverband für Filmkunst“ gegen reaktionäre Filme mit seinen Genossen:

John Heartfield, Ernst Cohn, Dr. Rosenfeld, Dr. Löwenstein, Paul Levy, Leo Hirsch, Eloesser, Tucholsky, Alfred Kerr, Theodor Wolff, Georg Bernhard, Dr. Ausländer, Leopold Fechner, Egon Kisch, Ernst Toller, Arnold Zweig, Dr. Apfel, Prof. Gumbel, Prof. Kestenberg, Dr. Laster, Prof. Lessing, Dr. Hodann, Erich Weinert. —

„Bald aber nach der ersten Veranstaltung erfuhr man, daß auch dieser Verband ähnlich wie die Piscator-Bühne ein Geschöpf der Sowjets ist, das wahrscheinlich auch vorwiegend von Moskau aus finanziert wird. Daher pries man vor allem den Ruffenfilm, daher war keine Rede davon, wieviele gute soziale Filme von deutschen Herstellern auf den Markt gebracht werden. Ist es nicht grotesk, daß Menschen, die deutsches Gastrecht genießen, hier einen Volksverband gründen, der sich als Reklameinstitut für Sowjetfilme entpuppt! Und da stellt sich ein Heinrich Mann hin und will deutschen Menschen weismachen, daß sein Verband den geistig höher stehenden Film bringen werde. Etwa nach dem Muster von „Das Ende von St. Petersburg“. Das ist ein für Deutsche tödlich langweiliger Bolschewistenfilm, der die Revolution als das Brot der Armee hinstellt. Das soll die höhere geistige Kost nach Heinrich Mann sein. Das soll nach seinem Wunsch die Kinokost der „einfachen Menschen“ werden anstelle der Begeisterung „in Ermangelung lebender Könige für einen toten“. Daß das im Sinne Moskaus wäre, glauben wir gern, aber noch bestimmt in Deutschland deutsches Gefühl, was in den Lichtspielhäusern Erfolg hat. Aber der sogenannte Volksverband des Heinrich Mann und seiner Getreuen von Heartfield über Wolff—Bernhard zu Weinert findet bei den Kreisen der Filmsachleute energischste Abwehr. Zunächst wirft man aus diesen Kreisen mit Recht dem Verband und seiner Leitung Irreführung der Öffentlichkeit vor. So wurde in demagogischer Weise die Lüge aufgestellt, eine Wochenschau des Verban-

des sei von der Zensur verboten worden. In Wahrheit ist die Zensur dem Verband bedauerlicherweise allzu weitgehend entgegengekommen. Der Dank dieser Leute war dann die Verhezung der Öffentlichkeit.

Wie es weiter um die organisatorischen Mithelfer des Heinrich Mann aussieht, kennzeichnet öffentlich ein Filmfachmann, der in diesen Kreisen unheimlich Bescheid weiß. Er tituliert sie „miserables Pack“ und schreibt weiter u. a. über sie: „... es ist böses, giftiges, niedriges, versnobtes Literatentum, das nicht im Traume daran denkt, den deutschen Arbeitermassen den deutschen Film zu erobern, weil es niemals imstande wäre, filmisch zu den Massen zu sprechen. Es ist der Neid der Erfolglosigkeit, der sich hier breit macht. Fast jeder der Herren hat sich schon einmal praktisch in der verhassten „kapitalistischen“ Industrie zu betätigen versucht; aber es ist eben keinem gelungen, die Lebensferne und Luftleere ihrer Literaten-Atmosphäre zu durchbrechen...“

Deutlicher kann das Urteil nicht gesprochen werden.“ (DB 3/3 28.)

In der „Sag d nach Liebe“ malt Heinrich brünstig alle möglichen Berberitäten aus, auch die lesbische Liebe in einem Kapitel, wo der verblödete „Held“ zwei Frauenzimmer veranlaßt, im Ewafostüm ihm eine pikante Szene vorzumimen. Auch „Im Schlaraffenland“ zeigt er sich neben einer zutreffenden Schilderung des ▼ Kurfürstendamms in Berberitäten wohl beritten. „Bibi, Jugend 1928“ ist der Held des Stückes, ein modernes Bürschchen, das sich als Eintänzer, Manager eines Bogers und zuletzt Sekretär einer Filmdiva betätigt. Bezeichnend, daß H. Mann seinem jungen Deutschen den Namen „Bibi“ gibt (bislang hatten nur Säuglinge Bibi-Bedürfnisse)! Die „Literarische Welt“ 4/45 aber meldete, daß „fast zur selben Zeit und unbeeinflusst“ Karin Michaelis „Bibi, Leben eines kleinen Mädchens“ veröffentlicht hätte. Weltkampf 65, 1929; WB 30/10 28. H. Mann schrieb 21/10 28 noch einen Aufsatz für die Übersetzung des No. „Neger“ von Philippe ? Soupault, Nat. Soz. 27/10 1928.

Der sonst ziemlich ab- und ausgebrannte H. Mann zeitigte vor Abschluß der Sigilla noch einen letzten Johannistrieb: „Der Dichter, der die Schauspielerin Trude Hestberg seit geraumer Zeit als Künstlerin und Mensch verehrte, ist, seit er in Berlin im „Theater im Palmenhaus“ über die Hauptrolle seines „Bibi, Jugend 1928“ mit ihr verhandelte, von einer tiefen Herzensneigung zu ihr erfaßt, die ihn veranlaßte, seiner Frau die Trennung vorzuschlagen. Mann's Gattin hat in eine freundschaftliche Scheidung gewilligt“, WB — über das neudtsche Lebefüngelchen „Bibi“, einen Müßiggänger mit Zuhältermanieren, durch den die beiden, Dichter und Ultrice, sich fanden, zu Berlin, sind kaum viel Worte mehr zu verlieren.

Mann, Klaus und Erika, Th. Manns Kinder, machten jüngst in der Öffentlichkeit von sich reden. Sie traten zusammen auf, obwohl sie sich nicht leiden konnten, aber ein Geschwisterpaar, das wirkt besser. Das „N. Wiener Journal“ 6/3 26 (△ Vorwärts 39, 1929; WB 19/8 28) des ▼ Rippowitz schildert Erika als „junge Dame, die, weit über ihr Alter hinaus gereift, doch von süddeutscher Fröhlichkeit strahlt, manchmal sogar von jenem Lachen gesüttelt wird, das es nur in München gibt. Von einer jungen Dame, in deren Gesicht männliche und weibliche Züge charakteristisch zusammenfließen.“

Die Geschwister haben auch zusammen theatert, mit dem andern Dichterkind, Pamela Wedefind, spätere Frau Sternheim. Klaus hat ferner literarisches Talent und auch Bücher und Stücke geschrieben, z. B. ein lesbisches Stück „Anja und Esther“, weshalb Gerüchte durch die Schwabinger Kreise Münchens, Wiens, Paris gingen: Thomas Mann bedauere die Unstiltlichkeit seines Sprößlings, da ließ Vater Mann „offiziös“ sagen, er denke gar nicht daran, das Wirken seines Sohnes unter dem Gesichtspunkte nationaler Erklüchtigung zu betrachten“. Dann hat Klaus auf Vortragsreisen seinem zahlungsfähigen Publikum erzählt, daß ein tiefer Gegensatz zwischen der alten und der neuen Generation bestehe, aber letztere werde siegen. Kläuschen (so nennen ihn geliebte Freunde) und Erika unternahmen noch eine Weltreise — mit gepumptem Gelde. In Amerika ging ihnen der Atem aus, aber eine Lady schenkte ihnen eine Aktie. Diese machten sie zu Geld und weiter ging die Fahrt über Japan zu Samuel Fischer in Berlin, der das „Rundherum“ auf Wätpapier verlegte, mit Photographien, auf denen Klaus in Pose, möglichst Arm in Arm mit prominenten Zeitgenossen, steht.

Klaus schrieb auch einen geschichtlichen No. „Alexander“ (Berlin, S. Fischer). „Aus Wassermanns „A. in Babylon“ konnte er sehen, wie eine innerlich glühende Phantastie eine solche Gestalt, eine solche verfuntene Welt, umformte. Dieser „Roman der Utopie“, eines Traumes, ist studiert und hat in seinen Bildern oft einen Schimmer, ist Bejahung eines Talents, das fortschreiten wird“, lobt WB a. M. 9/11 1929, die es mit dem Sprossen des Thomas, „Großen aus und mit Israel“, nicht verderben möchte, und in einem Atem dessen „Forderung des Tages“ (Berlin, S. Fischer) mit rühmt, als „Sammlung akademischer Prosa aus 1925 bis 29, Ansprachen, Bekenntnisse, Rezensionen, „Erörterungen“, Gedekreden auf Kollegen vom Fach, wie ▼ Hofmannsthal. Und, menschlich am gewinnendsten, „Hilfsleistungen“: Briefe an ▼ Toller, an den Berteldiger ▼ Hatwanys und an Dr. Geipel über die Ausweisung des Ästhetikers ▼ Lutacs aus Österreich. In

jüd. Umgebung gewinnt auch das Kapitel „Väter und Söhne“ ein neues, wenn auch nicht gerade verlockendes Ansehen.

Mann, Louis, JG. *1865 New York, Schauspieler. Er trieb sich seit seinem 6. Jahre auf der Bühne herum.

Mann, Mathilde, geb. Scheven, Kopenhagen. Ue: Palast der Mikrosken. Aus diesem wahrscheinlich jüd. Roman druckte Mosses „Zeitgeist“ vor dem Kriege die „Belagerung von Meutereien auf einem russischen Kriegsschiff“ ab: „Der Bootsmann Vorstuschew gackerte heiser, mit dem Absatz zerstampfte er das Brustbein eines Matrosen, der gestrauchelt war — seine Daumen hatte der Unteroffizier einem anderen in die Mundwinkel gehakt, jetzt riß er sie auseinander, nach beiden Seiten auf einmal, mit einem Geschrei und der ganzen Kraft seiner Muskeln . . . so daß die Wangen des Mannes gesprengt wurden, ein einziges, rottriefendes Maul bildeten, von einem Ohr zum anderen; bis ganz an den Ellenbogen hinan wurde Vorstuschew davon mit Purpur durchnäht. Struïn setzte balzend in einem ellenlangen Sprung über die drei Matrosen hinweg, die er mit den bloßen Fäusten getötet hatte; sie lagen zusammengewühlt da in einem Knäuel aus blauen Kleidern und Fräzen, mit weit aufgerissenen Augen, die Zungen aus dem Munde heraus. Nun vergrub er seine linke Hand enorm in die Brust der Bluse des gewaltigen Gemeinen Darre, die Finger der Rechten wickelte er mit einem Schwupp in den wehenden Sinnbart des Matrosen, und dann drehte er mit einem krachenden Rud seinen Kopf nach hinten herum, bis das Gesicht verrückt zwischen den Schulterblättern herausglozte: die Halsmuskeln sprangen schwellend heraus, in dicken, schrägen Falten, sich beulend, wübelnd, plötzlich feuerrot, und barsten mit einem Knall; Blut und Fleisch stürzten heraus. Darre tastete einmal mit den Händen, dann sank er mit einem Seufzer zusammen, sich selbst den Rücken hinunter starrend — und fauchend machte Struïn kehrt, um seine Krallen in den nächsten zu schlagen. Das Ganze eine knirschende Sturmflut von Zähnen und Wahnsinn. Ein donnernder Ausbruch von Knochen und Kolben. Eine Eruption von Mord. . .“

Über die Absicht dieser Wiedergabe solcher Szenen ist man sich heute, nach dem Potemkinfilm, besser im Klaren. Damals erkannten die wenigsten den Teufelsgeist in den bolschewistischen Fühlern des BZ; und wer ihn erkannte und hätte helfen wollen, würde von jeder Behörde ohne Gnade verläßt worden sein. — Es kam dem „Dichter“, wie der M. Mann und dem BZ darauf an, zunächst selber in den grauenvollsten Vorstellungen der Vernichtung zu schwelgen, dann gegen den Zaren zu hegen und endlich die Leser zu verwirren und sie Blut sehen zu lassen, um die Entfesselten nachher für die eigenen Mordpläne besser einzusetzen zu können. Denn so schändlich wie hier in der Erzählung sind ein paar Jahre später in der russischen und deutschen Revolution die Menschen tatsächlich von Sowjetjuden und Genossen behandelt worden.

Mann, Thomas, Dr. h. c. (Bonn 21), — *1875 Lübeck. G: Rfm. und Senator Heinrich M. Br: Heinrich M. — 05 O Katja, T. des Uß ▼Bringsheim. R: Erika 05; „Dichter“ Klaus Heinrich, 06, O ▼T. v. Frank Wedekind; Angelus 09; Monika 10. Er kam 94 nach München, als Volontär einer Feuerversicherungsgesellschaft und schrieb im Büro Nobelen, die eine moderne Monatschrift abdruckte. B: Kleine Herr Friedemann; Buddenbrooks [gewöhnlicher Schlüsselroman]; „Tristan“; Fiorenza, Dr.; Bilse und ich, Essay; Rgl. Hoheit; Tod in Venedig, Novelle.

Wie verwickelt es manchmal ist, die Masse herauszubekommen, zeigt die geradezu dramatische Geschichte unserer Untersuchungen zur Genealogie des Dichters, deren Stadien wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen. 1. Stbgr 3 1/12 1912 zählt die im Verlag von S. Fischer, Berlin, herausgegebenen jüd. und jüd. versippten Schriftsteller auf, darunter: Thomas Mann.

2. Stbgr 3 8/12 berichtigt:

„Thomas Manns Stammbaum. Aus der großen Zahl der in unserer Nummer 274 aus dem jüd. Verlage von Fischer aufgezählten jüd. Schriftsteller ersucht uns Herr Thomas Mann-München um Streichung in unserer „Kontroll-Liste“, indem er u. a. schreibt: . . . „Wenn ich ein Jude wäre, würde ich hoffentlich Geist genug besitzen, mich meiner Abstammung nicht zu schämen; da ich keiner bin — und zwar nicht nur nicht meiner Konfession nach, sondern mit keinem Tropfen meines Blutes — kann ich nicht wünschen, daß man mich für einen halte. Ich stamme aus einer hanseatischen Patrizierfamilie; mein Vater gehörte dem Senate der Stadt Lübeck an. Ich rechne auf Ihre Loyalität, indem ich Sie höflichst ersuche, den Ihnen unterlaufenen Irrtum öffentlich richtig zu stellen.“ . . .

„Unsere Gewährsleute aus München dagegen berichten, daß Herr Thomas M. mit einer (katholischen?) Dame aus jüd. Stamm und Blut vermählt sei; solche Massenmischung wird biologisch recte nach jüd. Seite hin verrechnet.“ —

3. Stbgr 3, Briefkasten 10/12 12: „P. 2 500 000, München. Gelegentlich des Briefes von Thomas Mann, sendet uns ein Leser den Bogen 7 des „Deutschen Schrifttums“ von Prof. Adolf Bartels, Juli 1910. Dort steht S. 111: „In der 1. Auflage meines „Handbuchs zur Geschichte der deutschen Literatur“ bemerkte ich bei Heinrich und seinem Bruder Thomas Mann: „Sohn des Kaufmanns und Senators Heinrich Mann und einer Brasilianerin, deren Vater ein Deutscher und deren Mutter eine Kreolin war, doch wohl kaum ohne jüd. Blutzumischung.“ Thomas bestritt mir gegenüber öffentlich diese letztere und, loyal, wie ich nun einmal bin, ent-

fernte ich in der 2. Auflage den Zusatz jüd. Blutzumischung. Nun schreibt in dem zwischen ihm und Mann ausgebrochenen Streit der jüd. Schriftsteller Theod. Lessing „Liter. Echo“ 1/4 10: „Am 8. Februar d. J. erhielt ich zu meiner Überraschung den Brief einer Dame, die Thomas Mann durch Verwandtschaft sehr nahe steht und auch mit mir seit etwa 8 Jahren befreundet war. Der Brief zeigte kurz an, daß durch meine Satire in der Schaubühne (gegen ▽Lublinski) die Dame sich in ihren Gefühlen als Jüdin verletzt fühle und ihre Beziehung zu mir löse. Ich mußte hierüber um so erstaunter sein, als ich, selber Jude nach Blut und Stolz, die Familie des Herrn Mann, die bereits in zweiter Generation getauft ist, niemals gerne an die Tatsache ihrer jüd. Abstammung erinnert sah, die ich für meine Person stets ausdrücklich und mit Stolz zu betonen pflege.“ Thomas Mann antwortete Lessing auf fast drei Spalten, bestritt aber die von diesem behauptete jüd. Abstammung nicht mit einem Wort. Stimmt die Behauptung Lessings, so hat Thomas Mann, wie ich doch öffentlich erklären muß, mir gegenüber nicht die Wahrheit gesagt, um es milde auszudrücken. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß mein Urteil über den Schriftsteller Thomas Mann, der in seinen „Buddenbrooks“ die halbjüd. Hagenströms über die deutschen Kaufmannsfamilien siegen läßt und auch in „Königliche Hoheit“ seine Sympathie für Judentum und Blutmischung verrät, durch sein Juden- oder Nichtjudentum nicht beeinflusst wird: Literarisch gehört er auf alle Fälle zu den Juden.“ Frau Thomas Mann heißt, wie uns von vielen Seiten bestätigt wird, Käthe, geb. Pringsheim (jüd. Kasse!).“

4. Stbgr 3 15/12 12: „Das Rassenbekenntnis Thomas Mann's: München, den 12. Dezember. An die Redaktion der „Staatsbürgerzeitung“, Berlin. Sehr geehrte Herren! Man übersendet mir den meine Person betreffenden Abschnitt „Briefkasten“ in der Nummer Ihres Blattes vom 10. Dezember. Ich habe dazu — abschließend, wie ich versichere — folgendes zu bemerken: Selbstverständlich war es, bei jener von Herrn

Prof. Bartels herangezogenen Kontroverse zwischen dem Privatdozenten Dr. Theodor Lessing und mir, eine Finte meines noblen Herrn Kombattanten, daß er die Familie meiner Frau beständig als meine Familie bezeichnete. Und „Jude nach Blut und Stolz“ (der sich Lessing nennt, obgleich er Ihrer Angabe nach Lazarus heißt) glaubte er mir eins auszuwischen, indem er den Schein erweckte, daß auch ich jüd. Abstammung sei. Auch ist es nicht ganz richtig, wenn Professor Bartels erklärt, ich hätte meine von Lessing fingierte jüd. Abstammung mit keinem Worte bestritten. Mich mit leidenschaftlicher Ausführlichkeit gegen diese Fiktion zu wehren, schien mir nicht geschmackvoll. Ich ließ einfließen, daß die betreffende, von Herrn Dr. Lessing recht unsachlicher Weise unaufhörlich zitierte Familie mir „durch Heirat verwandt“ (also nicht blutsverwandt) sei. Das schien mir zu genügen. Wie ich sehe, hat es nicht allseits genügt. Meine Frau ist die Tochter des Ordinarius für Mathematik an der Münchener Universität, Prof. Alfred ▽Pringsheim, und mütterlicherseits die Enkelin der bekannten Schriftstellerin Hedwig ▽Dohm. Daß ich also eine Mißheirat eingegangen sein sollte, will meiner Bescheidenheit nicht sogleich einleuchten. Ebenso wenig aber habe ich mir träumen lassen, daß ich durch diese Heirat zum Juden geworden und daß meine Person und namentlich meine Arbeit nun „biologisch nach der jüd. Seite hin zu verrechnen“ sei. (Vgl. Stbgr 3 8/12.) Wenn ich dem hier und da auftauchenden Irrtum von meiner jüd. Abstammung ruhig und bestimmt widerspreche, so geschieht es, weil ich eine wirkliche Fälschung meines Wesens darin erblicke und weil, wenn ich als Jude gälte, meine ganze Produktion ein anderes, falsches Gesicht bekommen würde. Was wäre das Buch, das meinen Namen bekannt gemacht hat, was wäre der Roman „Buddenbrooks“, wenn er von einem Juden herrührte? Ein Snob-Buch. Dies meinte ich, als ich Ihnen schrieb: Da ich keiner sei, könnte ich nicht wünschen, für einen Juden gehalten zu werden. Was einem Forscher wie Professor Bartels an meiner und meines Bruders Produktion fremdartig

anmutet, wird wohl, teilweise wenigstens, auf jene lateinische (portugiesische) Blutmischung zurückzuführen sein, die wir tatsächlich darstellen.

[Im Stammbaum von M.'s Mutter ist ein Marane da Silva]. Wenn er Richard Dehmel einen „slawischen Virtuosen“ nennt, so möge er uns „romantische Artisten“ nennen. Juden sind wir nun einmal nicht. In vorzüglicher Hochachtung
Thomas Mann.“

5. Stbgr 3 29/12 1912: „Herr Lessing nimmt das Wort. Hannover, 25. Dezember. Verehrliche Redaktion der Staatsbürger-Zeitung Berlin: In Ihrer Nummer vom 15. Dezember veröffentlichten Sie einen Beitrag aus der Feder des belletristischen Schriftstellers Herrn Thomas Mann in München, der eine Reihe unrichtiger, meine Person schädigender Behauptungen enthält, die ich im folgenden berichtigen zu dürfen bitte: a) Ich heiße nicht Lazarus, sondern Lessing. Meine väterliche Familie dieses Namens ist seit Mitte des 18. Jh in der Stadt Hannover nachweisbar ansässig. b) Ich habe nie und nirgendwo behauptet, daß der Schriftsteller Herr Thomas Mann von jüd. Abkunft sei. Ich habe lediglich geschrieben, daß seine Familie, d. h. seine Frau und somit doch auch wohl seine Kinder jüd. Blutes seien. An der Richtigkeit dieser mir so tief verdachten Konstatierung dürfte auch der Umstand nichts ändern, daß Herrn Thomas Manns Schwiegervater „getauft“ und Ordinarius an einer Univerſität ist. c) Herr Mann schreibt in Ihrem Blatte: „Selbstverständlich war es eine Finte usw. Es versteht sich von selbst, daß von meinem Standpunkt aus nicht begreiflich ist, inwiefern man jemand dadurch kränken kann, daß man sagt, daß er jüd. Abkunft sei. Ich hätte Herrn Mann also wahrlich nicht damit „eins auszuwischen“ gewünscht, selbst wenn ich — was tatsächlich nie geschehen ist — behauptet hätte, daß auch er, gleich seiner Frau und seinen Kindern, jüd. Blut in sich trage. d) Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, „Kombattant“ des Herrn Mann zu sein. Ich wurde lediglich gezwungen, gegen wüste Insulte mich und meine Lebensarbeit verteidigen zu müssen, — In-

sulte, die Herr Mann eines Tages gegen mich zu richten für recht befand. Ich habe mich notgedrungen gegen Herrn Mann verteidigt, nie ihn jemals angegriffen; denn ich pflege auch in der Wahl meiner Gegner wählerisch zu sein. e) Die „Stbgr 3“ war vollkommen im Recht, mich, obwohl ich in meiner engeren Familie der einzige jüd. Abkunft bin, einen Juden zu nennen.

[Lessing, der eine arische Frau hat, irrt: auch er hat jüdische Kinder, der Unterschied ist nur der, daß Mann's juniores eine jüd. Mutter, Lessing's juniores einen jüd. Vater haben. Es wäre interessant, was dabei herauskäme, wenn diese Gruppen sich untereinander heirateten.]

Es kann nur erwünscht sein, mehr Männer meiner Art im heutigen Judentum zu finden. f) Die vorstehend angeführten Tatbestände waren Herrn Mann bzw. seiner Familie aus jahrelanger privater Beziehung bekannt. Erfolgten gleichwohl anderslautende Behauptungen, so geschah es bewußt und wider besseres Wissen. Ich ersuche Ihre Lokalität, diese Zeilen zum Abdruck zu bringen und bin in ausgezeichnete Hochachtung Dr. Theodor Lessing, Privatdozent der Philosophie und Pädagogik an der Technischen Hochschule.

6. Professor Ad. Bartels, Deutsches Schrifttum, Bogen 17, 1/1 13, druckt Nr. 4 ab und behält das Schlußwort: „... Selbstverständlich war, so habe ich hinzuzufügen, die Äußerung des Privatdozenten Dr. Lessing so gehalten, daß sie jedermann auf Thomas Manns eigene Familie beziehen mußte (man vgl. Deutsches Schrifttum, Bogen 7) und Thomas Mann hätte sich allerdings deutlich ausdrücken müssen, wenn er Klarheit wünschte. Im übrigen ist auch portugiesische Blutmischung ziemlich bedenklich, da das portugiesische Volk von allen europäischen das rassenhaft schlechteste ist: man vergleiche Meyers Konversationslexikon, wo die Mischung mit Arabern, Juden, Indern und Negern hervorgehoben wird.“

Thom. Mann's Porträtstudie, von Max Oppenheimer im Verlag Cassirer, besagt alles: da ist ein Jude sehr

klar den jüd. Spuren im Mischlingsgesichte nachgegangen.

SB: „Ist man ein Jude, so wird man heut die Echtheit der Wirkung zu beeinträchtigen fürchten, indem man darauf bestände, den Hellenen zu spielen.“

Ist man eine Frau, so sollte man sich heut kein männliches Pseudonym mehr zulegen und aus Büchern nicht mit einer Bassstimme reden. . .

Das bewußte und betonte Judentum ist in eben dem Sinne modern, wie die bewußt betonte Weiblichkeit.“ „Tag“, Nr. 79, 1904.

Weitere Selbst- und Seelenbekenntnisse von Th. Mann: „Ich bin, entgegen einer bestechenden Hypothese des Herrn Ad. Bartels, kein Jude und stelle, obwohl der große germanische Dhrifer und Literaturhistoriker das als „höchst wahrscheinlich“ bezeichnet, keine jüdische, sondern nur eine romanische Blutmischung dar [Also „Mitteleuropäer“!]. Immerhin habe ich weder Recht noch Lust zu irgendwelchem Rassen-Chaubinismus, bin, wenn auch sonst mit ganz zweifellosen Überzeugungen nicht sehr reich gesegnet, ein überzeugter und zweifelloser „Philosemit“ und glaube steif und fest, daß ein Exodus, wie die Zionisten von der strengen Observanz ihn träumen, ungefähr das größte Unglück bedeuten würde, das unserem Europa passieren könnte.“

„Diesen unentbehrlichen europäischen Kultur-Stimulus, der Judentum heißt, heute noch, und zumal in Dtschld, das ihn so bitter nötig hat, in irgendeinem feindseligen und auffässigen Sinne zu diskutieren, scheint mir so roh und abgeschmackt, daß ich mich ungeeignet fühle, zu solcher Diskussion auch nur ein Wort beizusteuern. . . Der Typus des Juden, „wie er im Buche steht“, des fremden, physisch antipathischen Eschandala ist eigentlich schon recht selten geworden, und unter dem wirtschaftlich bevorzugten Judentum gibt es heute schon junge Leute, die bei englischem Sport und unter aller Gunst der Bedingungen (!) erwachsen, ohne ihre Art zu verleugnen, doch einen Grad von Wohlgeratenheit, Eleganz und Appetitlichkeit und Körperkultur darstellen, der jedem germanischen Mägdelein oder

Jüngling (!) den Gedanken einer „Mischehe“ recht leidlich erscheinen lassen muß. In der Tat wird die Mehrung der Mischehe von der Hebung und Europäisierung des jüd. Typus abhängig sein; und was die Taufe betrifft, so ist ihre praktische Wichtigkeit offenbar nicht zu unterschätzen.

Die Zivilisierung Europas, die Entmutigung feudaler Vorurteile, an der mit so viel Fleiß und Wiß gearbeitet wird, muß das ihre tun, und sie ist gleichbedeutend mit einer beständigen Ermutigung, einer fortwährenden politischen, bürgerlichen, gesellschaftlichen, persönlichen Hebung und Mobilisierung des Juden.“

Bestrebungen zur Reinhaltung unserer Rasse werden klipp und klar von Juden und Genossen als „feudale Vorurteile“ abgelehnt. November 1913 stand in einem Lübecker Blatte der Brief eines bedauernswerten Oheims von Herrn Th. Mann:

„Es sind mir im Laufe der letzten 12 Jahre durch die Herausgabe der „Buddenbrooks“, verfaßt von meinem Neffen, Thomas Mann in München, dermaßen viele Unannehmlichkeiten erwachsen, die von den traurigsten Konsequenzen für mich waren, zu welchen jetzt noch die Herausgabe des Albertschen Buches „Thomas Mann und seine Pflicht“ tritt.

Ich sehe mich deshalb veranlaßt, mich an das lesende Publikum Lübecks zu wenden und dasselbe zu bitten, das oben erwähnte Buch gebührend einzuschätzen.

Wenn der Verfasser der „Buddenbrooks“ in karikierender Weise seine allernächsten Verwandten in den Schmutz zieht und deren Lebensschicksale eklatant preisgibt, so wird jeder recht denkende Mensch finden, daß dieses verwerflich ist. Ein trauriger Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. Friedrich Mann, Hamburg.“

Auch in Bernd Δ semann's: „Thomas Mann und der Tod in Venedig; eine kritische Abwehr, Verlag Bonjels, München“, faust es wie Keulenschläge auf die „Dichtung Manns“ hernieder, die sich mit der gedanklichen Päderastie eines berühmten Schriftstellers befaßt; Semann sagt:

„Das Problem (der Päderastie) existiert als Problem nur in der Knabenseele, hier ist es künstlerisch zu fassen, weil es hier seine ganze Kraft entfaltet und poetisch ist, in der reinen Wirrnis der ersten sinnlichen Regung. Wie unpoetisch, wie widernatürlich, sie mit dem Alter zu verknüpfen.“

Diese Art Leidenschaft des Alters, sie nennt sich auf gut Deutsch: Geilheit — sie ist widerlich, unnatürlich —, ist in jeder Weise unschädlich.

Wie kommt es, daß eine Nation wie die deutsche sich ohne Widerspruch ein so faules Ei in die Brut ihrer größten Dichter und Denker legen läßt? Eine Antwort auf diese Frage zu geben, unterläßt leider der in Massenfragen wohl nicht genügend bewanderte Jse-mann.

Wie ein zarter „feinfühligere“ Ästhet gelegentlich doch ausarten kann, zeigen Mann's Angriffe auf den schon erwähnten Theodor Lessing (fd), den er in Siegfried ▼ Jacobssohn's Schaubü sehr un-schön eine „unachtbare Person“, „zu-dringlichen Schnorrer“, „Schreckbeispiel, das schwächste und schäbigste Exemplar der schlechtesten Rasse“, „albernen Lügner“, „Widelpamphletisten“, „ewig namenlosen Schlucker“, „alternden Nichts-nuß“, „niederträchtigen Narren“ und — „Lumpen“ nannte.

So schimpfen sonst nur Juden, einer auf den anderen. Wie weit die Mann-schen Bezeichnungen nun auf Lessing schon damals paßten, steht nicht zur Frage; aber selbst nach dem, was sich Lessing jüngst in Hannover gegen Deutschland erlaubt hat, wird sich doch kein geborener Deutscher mit Lessing so gemein machen, um ihm mit seinen eigenen Ausdrücken zu dienen und sein Echo zu werden. Wir haben andere Mittel, um zu strafen, und können, ohne uns durch solche Worte à la Mann was zu vergeben, warten — auf den Tag! — G. Jacobssohn aber stimmte Mann begeistert zu: „Jetzt weiß ich, daß es Menschen gibt, denen nur ihr Recht geschieht, wenn ihnen Unrecht geschieht, und sage mit Thomas Mann, daß die Ufernähe dieses Menschen mich ekelte, daß ich nichts mit ihm zu schaffen haben will.“ (Schaubühne 1913, 27/11.)

Eins ist auffällig bei all diesen Streitereien, wie geist- und phantasielos sie geführt sind. Man täte wirklich unsern Fischweibern und Rutschern unrecht, wenn man hier vergleichsweise sagen wollte: Diese Literaturjuden schimpfen wie die Leute auf dem Markt; denn statt der Kraft, der Bildlichkeit und des Humors unseres nordischen Volkes, das sich in der Erregung oft derb und köstlich wie bei Shakespeare ausdrückt, bringen Juden nichts Lebendiges mehr, nur Dreck, Gift und Stank, ihren abgelegten Mist, auf.

Wir brauchen über Th. M. auch als „Dichter“ keine Worte zu verlieren; er ist ja inzwischen staatlich anerkannt und kann für seine weitere Würdigung ruhig dem Sekretär der Bederschen Dichterkademie in Berlin überlassen bleiben. Willi Dünwald veröffentlichte schon Sept. 1913 in der Schaubü eine Festrede, wie man sie einst 1975 zu Mann's 100jährigem Geburtstage in Deutschland halten werde. Aber ein seichter Prophet wie W. Dünwald gilt wenig im Vaterlande, und in 50 Jahren wird Mann, nicht bloß, wie Cäsar, aller Voraussicht nach körperlich zerstäubt, sondern auch im Gedächtnis der Menschheit gelöschet sein, die dann längst in einem neuen gesünderen Zeichen deutschen und demokratischen Glaubens und Schaffens steht.

Im Kriege 1918 veröffentlichte M. „Betrachtungen eines Unpolitischen“, Bekenntnisse zum konservativen und nationalen Gedanken. In der Auflage 1920 blieb der Text unverändert, aber in der Gesamtausgabe der „Werke M.'s“ 1922 waren die „Bekenntnisse“ um 38 Seiten kürzer geworden, gerade um solche Stellen, die einer demokratischen Auffassung zuwiderliefen. Diese, den Gesamtinhalt völlig verändernden Weglassungen waren aber mit keinem Wort dem Leser angezeigt oder begründet.

Als Dr. Arthur Hübscher, Leiter der „Süddeutschen Monatshefte“, das in den „Münchener Neuesten“ und im „Gewissen“ ruhig-sachlich feststellte, reagierte Th. Mann sehr sauer und nannte in den „Preussischen Jahrbüchern“ unter „Kultur und Sozialismus“ Hübscher einen tendenziösen Lügner und Verleumder

und sich selber einen Modernen, der das „Abgelebte“ von sich werfe und eben mit seiner Zeit zu leben verstehe.

Als Hübscher in einem „Offenen Briefe“ der „Süddeutschen Monatshefte“ Juni 1928 ausführlicher Thomae Wandlungen darstellte, um zu beweisen, daß von Verleumdung keine Rede sein könne, ließ sich der Berichtigte in den Münchener Neuesten vom 19/6 gegen den Wahrheitsfreund zu den übelsten Wendungen fortreißen, wobei merkwürdigst das *BT* am selben Tage und die *Wosfische* und die *Dresdener Neuesten* zwei und drei Tage später in das gleiche Horn tüteten. Man machte also mobil. Da die Zeitungen aber sämtlich M.'s Beglasungen wegließen, um die Streitlage zu verschieben, seien hier ein paar der 1922 verleugneten Sätze aus dem Jahre 1918 nachgeholt.

„Konservativ und national ist ein und dasselbe — so wahr wie demokratisch und international ein und dasselbe ist — was die Demokratie auch dagegen sagen möge.“

„Deutscher Humanismus ist etwas anderes als demokrat. „Menschenrecht“; Weltbürgerlichkeit etwas anderes als Internationalismus; der deutsche Weltbürger ist kein politischer Bürger, er ist nicht politisch — während die Demokratie nicht nur politisch, sondern die Politik selber ist. Politik aber, Demokratie, ist an und für sich etwas Undeutsches, Widerdeutsches; und der Selbstwiderspruch der Demokratie, oder doch einer gewissen Demokratie, besteht darin, daß sie zugleich demokratisch und national sein will, den Namen „Vaterlandspartei“ für einen *Uffront* erklärt und es tödlich übel nimmt, wenn jemand Miene macht, sie im Nationalen für weniger zuverlässig zu halten als die Konservativen. In Wahrheit mag sie patriotisch sein, indem sie um die wirtschaftliche Wohlfahrt Deutschlands, um sein Glück und sogar seine Macht (denn Wirtschaft ist ja Mittel und Ausdruck der Macht) redlich besorgt ist und eben nur meint, daß einzig mit demokratischer „Berständigung“ dem Wirtschaftsfloer Deutschlands gedient sei — national ist sie nicht und kann sie nicht sein: Ihr abstrakter Begriff des Menschentums, ihre

gesamte geistige Überlieferung straft diesen Anspruch Lügen.“

„Die Vermengung der demokratischen mit der nationalen Idee ist heute eine unstatthafte Liberalität, eine intellektuelle Unreinlichkeit. . . .“

„Es ist so und nicht anders, daß in Deutschland die Bejahung des Nationalen die Verneinung der Politik und der Demokratie in sich schließt — und umgekehrt. . . . Der Ruf nach Deutschlands „Politifizierung“ bedeutet in intellektueller Sphäre durchaus nicht den Ruf nach Deutschlands Macht — wir erfahren das alle Tage. Es bedeutet vielmehr den Willen zur Revolutionierung und politischen Zerstückung Deutschlands.“

„Was aber jene Demokratie betrifft, die einen roten Kopf bekommt, sobald man sie für national weniger interessiert erklärt, so ist ihre Empfindlichkeit in diesem Punkte bestenfalls Unwissenheit über ihren eigenen tieferen Willen, — sofern sie nicht Heuchelei und Taktik ist.“

„Reif für die Demokratie? Reif für die Republik? Welch ein Unsinn! Einem Volke ist diese oder jene Staats- und Gesellschaftsform gemäß, oder sie ist ihm nicht gemäß. Es ist geschaffen dafür oder es ist nicht dafür geschaffen. „Reif“ wird es niemals dafür, und gewisse südamerikanische Völkerschaften haben die Republik und die „Freiheit“ nicht deshalb, weil sie früher „reif“ dafür waren. . . .“

Der Streit ist dann wohl von Hübscher, der, wenn auch dem Politiker jede, doch dem „Dichter“ Mann nicht alle Bedeutung absprechen mochte, leider nicht bis zum Ende ausgetragen. Vgl. *WB* 8/8 28; Deutschlands Erneuerung, Sept. 1928: Mann, Kerr, Ludwig gebor. Cohn. —

Nach *DBw* 12/12 28 berichtet die Lübecker sozialdemokratische Presse folgendes Bekenntnis Manns: „Eine antisozialistische Haltung (!) sei heute einfach atavistisch ebenso wie eine nationale Haltung heute Atavismus sei.“

„Soweit ich Sozialist bin, bin ich es aus einer lebenswilligen, lebensfreundigen Grundhaltung heraus. Ich kann nicht auf der Stelle treten, während das Leben um mich weitergeht.“

Der DVo sagt dazu sarkastisch: „An Stelle von „auf der Stelle treten“, meine M. wohl, beiseite stehen.“

Auch sonst beißt Thomas nicht immer bloß den feinen Mann und Ästheten heraus. Als 1928 (BB 7/3) die Scherlsche „Nachtausgabe“ an ihm, „dessen Namen“, wie er selber sagt, „zusammen mit ein paar anderen, zwei Erdteile zu denken sich gewöhnt haben, wenn sie Dtschland denken“, was auszusprechen hatte, belegte Thomas in der „Literar. Welt“ diese Aktion mit Ausdrücken wie: „Brutalität, Frechheit, flegelhaft, nichtsnutzig, unverschämt, Sudelei, Trampeltier, Stupidität, Dummheit, Schimpanse, Gemeinheit, Idiotie, Dreckfinger, Lummel, töpeltastiger Mietling“. Hirsch Hildesheimer (fd) hätte das wirklich nicht besser machen können.

Während es der Willenbesitzer Mann in Bogenhausen bei München für eine „Kulturschande“ erklärte, daß man den Räuberhauptmann und „Bürgerschlächter“ Max Hölz hinter Zuchthausmauern sperre: „Diesen Mann rechtens zum lebenslänglichen Tode zu verurteilen, war eine wüste und blöde Tat“ (B 23/9 27) — ließ er sich über die Dzeanflieger Köhl und von Hünefeld in einem Brief, den er an den Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte“ schrieb, um so verächtlicher aus: „Und da ich Ihnen gerade an dem Tage schreibe, wo unsere gute, aber mißleitete Stadt zu Ehren der beiden F l i e g e r = T r ö p f e den nationalistischen Kopfstand vollführt, will ich auch gleich noch zugeben, daß mir dies Wesen schlimmer scheint als „Jonny spielt auf“.“ (s. Arenel.)

Daß Mann die beiden Deutschen als „Tröpfe“ beschimpft, den Fren Fikmaurice aber ausdrücklich ausnimmt, sagt alles. Leider faßte die Süddeutsche Luft-hansa in einer „Erklärung“ den alten Therzites viel zu glimpflich an, während Christian Meher (BB 3/8, 18/8) mit ihm gleich das ganze jüd. und judenfreundliche Kriechertröpfe-Literatentum in einem längeren Gedicht abfertigte:

„... Und vor'm verseuchten deutschen Dichterbain
Steht lauernd der geliebene Gebrüder,
Und fauntisch grinsend läßt er gnädig ein
Die Speichellecker und die Pharisäer.
Und Futter wirft er ihnen huldvoll vor
Und aus Ägyptens fleischgefüllten Tröpfen

Früht mit dem Juden Tier das feile Chor
Von Jammerfeelen und von Kriechertröpfen.“

Im BB 28/8 1930 hat ein Studienrat den als „Perle deutscher Sprach- und Geisteskunst gerühmten Meisterroman: „die Buddenbrooks“ auf seinen Stil untersucht, der von Fremdwörtern, Sprachwidrigkeiten und -lässigkeiten förmlich strotzt. „Ohne den neuen Brockhaus und mehrere fremdsprachliche Wörterbücher konnten wir nicht eine einzige Seite lesen“, hatten Obersekundaner dem Lehrer geflagt.

„Heute sind wir uns darüber klar, daß M.'s Roman „B u d d e n b r o o k s“, womit er sich in das dtische Schrifttum einführte, von der Kritik weit überschätzt wurde und an dem schlimmsten Fehler krankt, den eine Dichtung haben kann: Er ist langweilig. Öfter als einmal werden diesen Roman die wenigsten gelesen haben.“ BB 15/11 1929.

Über Frau Mann berichtet „Gestalten um Hindenburg“, S. 80: „Frau Katja Mann, geb. Bringsheim, entstammt einer Gelehrtenfamilie und ist eine Enkelin der † Berliner Romanschriftstellerin und Frauenrechtlerin Hedwig Dohm (fd). Zu einer Zeit, wo das noch selten war, hat sie ihr Abiturium gemacht. Während hält sie dem Dichter die Widerlichkeiten des Alltags fern. So hat sein Münchener Heim die freie, lichte Atmosphäre, die er braucht. In dieser Beziehung ist Katja der Gattin Albert Einsteins zu vergleichen.“ R: 3 Söhne, 3 Töchter.

Dezember 1929 zog Thomas nach Stockholm, wo er einen Nobelpreis von 192 000 M. in Empfang nahm. Über die damit verbundene Feierei: schwedisches Hofzeremoniell, Galadiners usw. brachte der Zurückgekehrte im Berliner Rundfunk einen bewußt farblosen und allgemeinen Bericht. Wer nie etwas von Thomas Mann gehört hätte, wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß einer seiner „bedeutendsten“ Zeitgenossen zu ihm spräche. Abends war Thomas in Berlin auch besetzt.

B.3. am Mittag 20/12 1929: „Im Heim Hugo und Gertrud Simons in der Drakestraße, dessen Türen den schönen Künsten und ihren Herolden jederzeit gastfrei geöffnet sind, verbrachte gestern

Thomas Mann einige Stunden seines knappen Aufenthalts in Berlin, um aus seinem der Vollendung zureifenden Roman „Joseph und die Brüder“ zugunsten der jüd. Altershilfe zu lesen.

Es war eine der edelsten Formen der Geselligkeit, die hier gepflegt wurde: Verbundensein in Kunstgenuß — Mann las anregend und mit plastischer Nuancenfülle die Kapitel von Jacob und Esau — und ruhevolle Entspannung in einer Atmosphäre voll eigener Kultur. Die Gäste, unter ihnen Einstein, zeigten sich dankbar für einen Nachmittag, der nicht zu den alltäglichen zählt.“

Die Stadt München gab in einer intimen Trinkstube ihres neuen gotischen Rathauses ihrem großen Wahlbürger und Adoptivsohn, dem Nobelpreisler, ein Festessen. — Oberbürgermeister Dr. Scharnagl begrüßte ihn, auch weil er nach eigener Versicherung nun fest zu München gehöre. „Es war eine Freude, aus berufenem Munde endlich rückhaltlos und ehrungsvoll zu hören, daß München sich glücklich geschätzt, diesen europäischen Geist als seinen Mitbürger bezeichnen zu dürfen. — Thomas entgegnete: „Ich liebe diese Stadt als Stadtbild. Es ist das schönste in Dtschld. Ich liebe diese Stadt in ihrer süddtschen Volkstümmlichkeit, in ihrer Heiterkeit der Feste, in ihrer Föhnbläue des südlichen Himmels, in ihren klimatischen Kontrasten, in ihrer erfrischenden Vereinigung von konservativer Bäuerialität mit städtischem Bürgertum. Aber München ist nicht die Hauptstadt Oberbayerns und Bayerns allein, es ist dtische und europäische Hauptstadt, ein europäisches Kulturzentrum. Und daraus ergibt sich, daß München im Bewahren und Erhalten schlechthin sich nicht erschöpfen kann. Der gesunde Konservatismus Münchens muß sich vereinigen mit jenem Kulturliberalismus, den die Welt stets geschätzt hat und der diese Welt nach München hinzog.“ Auf diese Synthese von Bodenständigkeit und von fortschrittlichem Kulturwillen toastete Thomas Mann.“ Woff. Z. 25/12 1929. Wo von Synthese die Rede ist, weiß jeder Kundige, daß was Jüdisches dahinterstecken muß.

Der Zivilisationsliterat und Nobelpreisler Mann klagt im Juniheft der „Neuen Rundschau“ (NB 16/6 1930): „Das Entnervende ist, daß man höchst öffentlich in den Besitz einer Geldsumme gerät, wie mancher Industrielle sie ohne Aufsehen alljährlich beiseite bringt, sich plötzlich dem ganzen Glend der Welt Aug' in Auge gegenübergestellt findet, welches, von der Ziffer aufgestachelt, in unzähligen Formen und Abwandlungen das Gewissen des glücklichen Gewinners bestürmt. Der Akzent der Forderung, der Ausdruck, mit dem eine tausendköpfige Notdurft die Hände nach dem beschriebenen Gelde reckt, hat etwas Bedrohliches und Gehässig-Dämonisches, das nicht zu beschreiben ist, und man sieht sich vor die Wahl gestellt, entweder den „vom Mammon Verhärteten“ oder den Schwachkopf zu spielen, der eine zu anderen Zwecken bestimmte Summe ins Hoffnungslose verzettelt...“

Thomas mußte natürlich auch mal nach Palästina, seinen ohnehin schon guten Ruf noch zu steigern. So kam er am 22/3 1930 in Tel-Abiv an: „Er interessierte sich besonders für den Stand der hebr. Literatur und ließ sich die hebr. Übersetzungen seiner Werke zeigen, erklärte, daß die Stadt einen erfreulichen Unternehmungsgeist verkörpere und rühmte die Ordnung und Sauberkeit. Besonderen Eindruck machte nach seinen Worten die Jugend auf ihn. In Jerusalem besuchte Thomas die Universität und machte einen Ausflug nach Bethlehern und Hebron. Leider konnte er sein Programm nicht in der ursprünglich beabsichtigten Weise durchführen, da er in Jerusalem erkrankte und im Hospital aufgenommen werden mußte.“ NBZ 4/4 1930.

Mit angeborenem Verständnis für das Judentum hat Thomas Mann schon früher jüd. Literaten hochgelobt, so z. B. in den „Münchener Neuesten“, 1908, Nr. 17, den Jakob Wassermann wegen seines Kaspar Hauser.

Daß der internationale Paneuropäer und Judenverherrlicher Thomas Mann für Deutschland nichts übrig hat, sondern es nicht weniger haßt als Börne, Heine, Alfred Kerr usw., haben wir ja bereits zur Genüge feststellen können, so

daß wir uns nur noch auf einige Ergüsse dieses „Heldendichters“ zu beschränken brauchen.

So schrieb er in der Wiener „Sonn- und Montagszeitung“ gegen die völkische Rassenforschung: „Ihr Protest gegen das Unwesen (der Rassenforschung) ist der ehrenhafteste.“ Hammer, Okt. 1930.

Auch über das Nationalgefühl hat dieser „Geistesherr“ seine eigene Meinung: „Der Nationalismus ist bei uns gesetz- und verhängnismäßig mit Talentlosigkeit geschlagen, er ist nicht geistfähig, er kann nicht schreiben, in irgendeinem höheren Sinne nicht faszinieren, er ist schlichter Barbarismus.“ BBG. 7/3 1928.

Wie nahe Thomas Mann dem Bolschewismus steht, zeigt sein Dankesbrief an den Verlag Adolf v. Schnek (österr. Vertreter: F. Rubinstein, Wien/Prag) für die gestifteten Werke des „Russen“ Sofstschento: „... deren satirische Freiheit dem Verfasser ebensoviel Ehre macht, wie dem politischen System, unter dem er schrieb. Ihr sehr ergebener Thomas Mann.“ BB 5/2 1928. — Es wäre schön, wenn die Sowjets unseren Thomas daraufhin einläden und gleich für immer bei sich hielten; dann wäre ihn Deutschland los; aber Schweden hat uns schon bei der Erteilung des v. Nobelpreises an Thomas nicht diesen großen Gefallen getan.

Als 1929 Otto v. Schlesinger (sd) durch sein Eisenbahnverbrechen viele Menschen getötet hatte, schrieb Thomas kühl und leidenschaftslos von dem „Mann namens Schlesinger, der dem D-Zug Berlin—Köln ein Übles getan haben soll.“ Otto v. Tröbes in der BBG. fragte: „Ein Übles soll er dem Zuge getan haben? Vielleicht hat er nur mit Papierkugeln geblasen? Und der Zug wäre dann von selbst umgefallen? Und also hätte der Schlesinger mit den 22 Opfern des „Übels“ gar nichts zu tun? Wie auf einmal Sie sich so zart und behutsam ausdrücken, Herr Mann!“

„Vor einiger Zeit hat Thomas Mann, eine Leuchte der Republik, unter der Bezeichnung „deutsche Ansprache“ einen Vortragsabend veranstaltet, auf dem er der „staatserschaltenden“ Sozialdemokratie Liebeserklärungen machte und sei-

nen Bannfluch gegen die nationale Bewegung schleuderte. In der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins „Muttersprache“ wird nun diese „deutsche“ Ansprache vom sprachlichen Gesichtspunkt scharf unter die Lupe genommen:

„Die Sprache dieses „Appells an die Vernunft“ ist durch Fremdwörter so toll verunstaltet, daß man uns das Zeitungsblatt mit roten Strichen und ermunternden Begleitworten von Ost und West zusendet. Nur 2 kurze Stellen als Proben:

„einen orgiastisch-naturkultischen, radikal-humanitätsfeindlichen, rauschhaft-dynamischen, unbedingt ausgelassenen Charakter“

schreibt er der Bewegung zu und glaubt sie gestärkt durch

„eine gewisse Philologen-Ideologie, Germanistenromantik und Nordgläubigkeit aus akademisch-professoraler Sphäre, die in etnem Idiom von mythischem Bildersinn und verstiegener Abgeschmacktheit mit Vokabeln wie raffisch, völkisch, bündisch, heldisch auf die Deutschen von 1930 einredet und der Bewegung das Ingredienz (so!) von verschwämter Bildungsbarbarei hinzusetzt!“

So gesucht und erzwungen ist die ganze Rede. Der Verfasser ahnt wohl nicht, daß man seine entrüstete Frage:

„Ist das deutsch? Ist der Fanatismus, die Gliederwerfende Unbesonnenheit, die orgiastische Verleugnung von Vernunft, Menschenwürde, geistiger Haltung in irgendeiner tieferen Seelenschicht des Deutschtums wirklich zu Hause?“

fast Wort für Wort ihm selbst zurückgeben könnte. Sich über etwas ihm Widerwärtiges aufzuregen, darf man keinem Menschen verwehren. Aber so ungepflegt wie hier Th. Mann sollte sich doch wenigstens kein „Schriftsteller von Ruf“ der Öffentlichkeit vorstellen. Er sollte auch nicht

„Hunger mit dem Blute Erschoffener stillen“

lassen, nicht so unachtsam sprachliche Bilder vermengen wie in dem auch unordentlich gebauten Satz:

„gespeist von geistigen und pseudogeistigen Zuflüssen, vermischt mit der Riesenvelle (!) exzentrischer Barbarei und primitiv-massendemokratischer Jahrmarchenheit, die über die Welt geht als ein Produkt wilder, verwirrender und zugleich nervös stimulierender, berauschernder Eindrücke, die auf die Menschheit einströmen.“

Treffend wird am Schluß bemerkt: „Dichter sollen Hüter und Pfleger des Wortes sein, aber krankhaftes Zanken in einer unnatürlichen, gespreizten, scheingelehrten Sprache steht ihnen übel an.“ Deutsche Zeitung Nr. 295, 17/12 1930.

Wir haben uns mit Thomas Mann länger beschäftigt, als der Kerl von oben

bis unten wert ist, der in 5, gewiß aber in 12 Jahren nach seinem Tode vergessen, oder vielmehr gleich verflucht sein wird. Schon eine bloß halbwegs normale Menschheit, die aber in der Überwindung des Judentums, des jüd. Geistes und Giftes, begriffen ist, wird die Mann'sche Literatur so schnell wie möglich einscharren. *WB* 19/8 1928:

„Thomas Mann ist nicht nur das Zeichen des „Verfalls einer Familie“, sondern auch des Charakterverfalls einer ganzen Schriftstellergeneration; ähnlich wie Gerhart Hauptmann, der mit sozialrevolutionären Dramen begann, um heute an den Tischen der Nutznießer des deutschen sozialen Elends zu sitzen und in ihren Zeitungen zu schreiben. Ähnlich wie Walter Bloem, der heute in der „*C.-B.-Z.*“ einen Krackfuß nach dem andern vollführt.“

Mann im Mond, der, — ist nach einer Kölner Sage Jude: „Maria schickte ihr Kind abends mit einem Korb voller Äpfel zum Pflegevater Joseph. Auf dem Wege wurde dem Kinde der Korb zu schwer, und da gerade ein Jude kam, bat es ihn, ein Stück des Weges ihm abzunehmen. Der Jude sagte hartherzig: „Ich mal' dir was, trag deine Sachen selber!“ Danach das Kind: „Willst Du mir dann wenigstens Wache beim Korb stehen? Ich laufe schnell zur Mutter, die soll helfen.“ — „Was, ich soll deine Äpfel hüten? Viel lieber sähe ich auf dem Mond!“ Von der Zeit an sitzt der Jude oben im Mond.“ — *WB* 4/2 1930.

Manna-Moncabelli aus Cremona, österr. Grafen seit 1866, *GW*.

Mannaberg, Ju., Ud, Wien 1914. —

Mannue, Worbodschal 3'bi, „jüdisch-russ. Dichter und Dulder“. 1859—87. Leo Scheinhaus gab ihn 97 heraus, und Dr. Rosenthal in Stargard schrieb *OWe* 1902, 3: „Wie Goethe erfaßte Manne als Dichter unmittelbar den Augenblick, erkannte er nichts Häßliches und Un erfreuliches in der Natur an, aber statt der kalten Schönheit der Goetheschen Muse ist seine Dichtung das Kind der glühenden Psalmendichter und Propheten.“ Unser größter Dichter kommt beim Vergleich mit den Juden Heine, Lasker-Schüller, Manne usw. schlecht weg, bis er endlich durch die Hezerei seinem törichtem Volke verehrt und bei diesem durch Juden „erfehrt“ worden ist.

Mannequins, nichtjüdische. Hans Behleid (Leipzig) in einer Wiener Zeitung 1914/15?, zitiert aus *WT* Nr. 222: „Unser jüd. Modernismus hat eine seiner würdigen Neuheiten geschaffen: Mannequins aus Fleisch und Knochen „lebende Puppen“. Wohl ihrer 12 sah ich auf der geschlossenen Bühne des Wunderpalastes vorüberschreiten — . . . tadellos nach englischer Mode; taktvoll wie ein Bühnenmeister gibt der jüd. Direktor ein kurzes Zeichen: eine nach der anderen dieser Menschenpuppen tritt hinter dem mit Samt beschlagenen Vorhang hervor, drei Stufen abwärts, und

dann bewegen sie sich in langsamem, rhythmischem Schritt, wobei sie die Bewegung der Mode beobachten. Auf Plüschteppichen schreiten sie 2mal den Kreis der Bühne: dann halt! Ohne sich zu wenden, korrekt wie Königinnen, die sich in ihre Gemächer zurückziehen, bewegen sie sich hinter den Vorhang, um einer anderen Schar Platz zu machen und später in verändertem Kostüm wieder zu erscheinen. Alle grazios, deutsche Mädchen, und alle sind jung. . . Eine unter ihnen, etwas scheu und mit linksischem Schritt, hatte ein flüchtiges Rot auf dem Gesicht. Das Köpfchen hatte sie unregelmäßig „à la Raffael“ gekämmt; auf ihrem zarten Leib, dessen Entwicklung noch nicht zur Reife gekommen war, trug sie die duftige Damentoilette. Sie schien darunter zu leiden, so zur Parade dienen zu müssen, so ganz allein vor so vielen gierigen Augen; sie wußte nicht recht, wie sie die Arme zu bewegen hatte, und an ihren unruhigen Händen erkannte ich ein kaum bemerkbares Zittern, das dem Zittern der Lippen entsprach. . .“

„In Paris, Berlin, Wien halten sich die großen Warenhäuser besondere Angestellte, die einzig dazu dienen, die kleinen Schneidereien, die Geschäftsläden 3. Ranges und die armen Quartiere zu durchforschen, um die schönsten und am besten gebauten Mädchen herauszuholen. . . Sie werden in bestimmte Gruppen eingereiht, von Haarkünstlern nach dem neuesten Modeeinfall frisiert, von einer auserlesenen Wissenschaft und ihren Instrumenten mit glänzend reinen Fingernägeln bedacht. So verbringen sie in den Anproberäumen den Tag, von früh bis spät, in stark ausgeschnittenen, kurzen, schwarzen oder weißen, ärmellosen Hüllen, auf denen die Probierkleider ohne Schwierigkeiten hingleiten. Auf die Bildung dieser Damen kommt es keineswegs an; Schönheit, geschickte Körperhaltung, biegsamer Gang, harmonische Gebärden, unermüdlige Geduld genügen als Beweis ihrer Brauchbarkeit. . .“

„Da gleitet die eine, beinahe ohne es zu bemerken, ins galante Leben hinein. Und nun wird die Ausnutzung ihrer Schönheit in anderer, in schlimmerer Weise fortgesetzt, die Ausnutzung, die in

den lackierten, vergoldeten, wie Theater-
vorhallen verzierten Probiersalons be-
gonnen hat. . .

Anderer pouffieren weiter, immer wei-
ter, bis ihre Schönheit schwindet. Die
Haare, die von den giftigen Tinkturen
verbrannt sind, werden brüchig; die
Körperlinien werden schwerfällig und
edig. Sie sind alt! Mit 35 Jahren kön-
nen sie alt sein, und damit wirft sie die
Direktion natürlich zum alten Eisen.
Als sich eine meiner Nachbarinnen beim
Vertreter einer bekannten Pariser Fir-
ma nach einer reizenden „Puppe“ er-
kundigte, die ihr während eines frü-
heren Besuches in jenem Geschäftshaus
aufgefallen war, antwortete der gestrie-
gelte Jüngling in selbstverständlichem
Ton; „Ah . . . die Braune mit dem grie-
chischen Profil? . . . Die ist nicht mehr
hier. Sie ist krank geworden, häßlich,
mager, ein Skelett. Das Haus hat sie
entlassen müssen.“

Ist nicht der alte Molochdienst wieder
unter uns lebendig geworden? Wie
lange kann eine Nation das aushalten,
wenn sie so — vielleicht ihrer besten —
Mütter beraubt wird? Wir aber halten
unsere deutschen Mädchen — die schön-
sten unter ihnen — gerade für gut ge-
nug, um dem orientalischen Fremdling
als Schaustück — als „lebende Puppe“ —
und noch Schlimmeres zu dienen. Was
sind wir für ein stolzes, ehrbewußtes
Volk!

Mannes, Isidor, „Philanthrop“ und Konfektionär,
Chemnitz. In einem Chemnitzer Blatte war 1904 (DfBl
7/9) vorn auf der ersten Seite zu lesen: „Spende. Aus
Anlaß der Verlegung seines Herrenkleider- und Knaben-
garderobengeschäftes von Theaterstr. 26 nach Theater-
straße 1 (Ecke der Friedrich-August-Straße) hat Kaufm.
Isidor M., Inhaber der Firma J. Mannes, dem Armen-
amte 35 Anzüge für arme Knaben im Alter von 6 bis
13 Jahren schenkungsweise zur Verfügung
gestellt. Diese Anzüge wurden heute nachmittag im
obgedachten neuen Geschäftslokal an die vom
Armenamte ausgewählten 35 Knaben verteilt und hier-
durch den Besenkten und ihren Angehörigen eine
unerwartete große Freude bereitet.“ — Man
kann nicht schönere auf seinen An- und Umzug aufmerk-
sam machen. Furchtbar ist dabei das breite, gequetschte,
alles wiederholende Deutsch der Notiz, die zweifellos
ein weniger begabter Journalist und Kaffeegenosse M.'s
sich hatte aus den Fingern saugen müssen.

Mannheim. Die kurpfälzische Regie-
rung erließ 1782: „Da die höchste Not-
wendigkeit erfordert, den bis anhero
eingedrungenen und noch weiteres ein-
dringen wollenden unconventionsmäßi-
gen Geldsorten überhaupt, insbesondere

aber denen meistens zu leicht und
durch die Länge der Zeit abgeschliffenen
Louis-Blancs, welche noch hie und da
mit den ächten Conventions-Thaler al
pari cursiren, unerachtet jedes Stück 9
bis 12 Kreuzer weniger wert ist, als
jene sind, mithin solche verschlingen,
und dadurch die so hoch verpönte Stei-
gerung der guten Gold- und Conventi-
onsmäßiger Silberforten befördern,
gänzlich zu eliminiren. So haben Ihre
Kurfürstliche Durchleucht nach derhalb
vereinbarten Oberrheinischen Kreis-
schluß zu befehlen gnädigst geruhet, daß
diesen Louis-Blancs Gehalt gethan
und zu gänzlicher Fortschaffung deren-
selben aus den Kur- und Oberrheini-
schen Kreislanden eine dreimonatliche
Frist anberaumt, überhaupt aber dem
Jüdischen Wucher hierunter nachdrück-
lich gesteuert werden solle. Dem Ober-
amt wird daher diese Höchste Willens-
Meinung mit dem weiteren Befehl be-
kannt gemacht, auf die Einbringung al-
ler unconventionsmäßiger Geld-Sor-
ten, am merklichsten deren erwähnten
Französischen Louis-Blancs ein wachsames
Auge zu haben, annehmlich auch vor-
züglich dem Wucher und der Betrüge-
rey der Juden, welche solche heimlicher
Weise in großer Menge einführen und
gegen gute Conventions-Sorten umtau-
schen und den im Münzwesen unerfah-
renen Landmann dardurch verborthel-
len und in unerseßlichen Schaden brin-
gen, anmit aber die Steigerung der gu-
ten Geld-Sorten hauptsächlich veranlas-
sen, nachdrucksamst zu steuern, darauf
ex officio zu inquiren und das abge-
haltene Protokoll, damit im Übertre-
tungsfalle die Frevler nach der Schärfe
der Gesetze bestraft werden können, an-
hero einzusenden.

Mannheim, den 19. Febr. 1782.

Kurpfalz Regierung.“ (BB 6/1 1931).

Deutsche Wacht, Dez. 80: Die Ju-
denherrschaft in Mannheim.
Mannheim, gegründet 1606, die größte
und erste Handelsstadt Badens. 40 000
Einwohner Christen und 9000 Juden.
Kein Zweig der öffentlichen Verwal-
tung, keine Gesellschaft, kein Verein,
keine Beschäftigung ohne mühelosen Ge-
winn, ist in Mannheim vor der jüd. Be-
siedlung bewahrt geblieben. Selbst in den

B. „Harmonie“, der nie Juden aufnahm, drängten sich 3 Pioniere, Gebr. Hohenemser und Ladenburg. Der deutsche Gerber kauft Felle und Därme vom Darm- und Felljuden, die Epigonen des Hans Sachs kaufen vom Lederjuden, Schlosser und Schmiede vom Eisenjuden, Gast- und Schankwirte vom Wein- und Schnapsjuden. Die deutschen Militärverwaltungen beziehen Hafer, Getreide usw. vom Mehl- und Kornjuden. Kein Tropfen Bier, keinen Bissen Brot genießt der deutsche Mannheimer, kein Hemde, keinen Stiefel trägt er, der nicht durch jüd. Hände besudelt oder durch jüd. Schacher verteuert wäre. Im vergangenen Sommer brachten Sonderboote den schönen deutschen Rhein herab in Mannheim gesammelte Scharen nach den Niederlanden, von wo die Deutschlandmüden in anderen Weltteilen ein besseres Dasein suchen wollten. Die Mannheimer Auswanderungs-Agenten führen die Namen: „Germania; Vorsicht; Fürsorge; Hoffnung“, von Gewinnsucht erfunden wie eine beschämende Fronie des Schicksals auf die deutschen Zustände. Im Mannheimer Theater werden jüd. Stücke, gespielt mit Verspottung des Christentums, von jüd. Händen beklatscht. In dem Stadtrat haufen 25% Juden, die über Millionen gebieten. Wie in Berlin „Unser Kühnemann“, bemühte sich in Mannheim „Unser Schneider“, um eine Gewerbe-Ausstellung. Der Handwerker zog daraus keinen Vorteil, nur die jüd. Firmen. Die kostenreichen Bauten am Rheinhafen versprachen dem Mannheimer Handwerkerstande lohnende Aussicht, trugen aber nur die Bretter zu seinem Sarge zusammen. Die Rhein-Anlagen kosten 30 Millionen M. und kommen fast nur den mit Landesprodukten handelnden Juden zu gut. Die Eisenbahn wurde nach dem Hafen verlegt, damit der Verkehr vom Schiff auf Achse sich ohne Zeitverlust vollzog. Die Einlader, die Träger sind deutsche Tagelöhner, die Besizer der Gefährte, der Produkte, der Waren, Juden. Unter den 1523 Mannheimer Handwerksmeistern gibt es keinen Juden. Die Sprößlinge der Korn-, Geld-, Tabaks-, Darm- und Hopfen-Juden brüsten sich in den Uniformen des Reserve-Offiziers, während

den waderen Söhnen ehrsamere Handwerksmeister diese Ehrentracht Kata Morgana bleibt. Die Furcht Mardochai's ist über die Mannheimer gekommen, kein Deutscher wagt über die Fremdherrschaft seinen Unmut auszusprechen. Der deutsche Arzt schweigt, weil die einträglichen Geburtshilfeleistungen in den reichen jüd. Familien den Hauptteil seiner Einnahmen bilden. Die in geflickte Kleidchen, in Lumpen gehüllten Kinder auf den Straßen stammen von den Gajims; die aufgepußt, wie die Marquisen von Pompadour in den Affentheatern, hinter Spiegelscheiben husten, heißen Israel und Cohn.

Ein jüd. Rattenkönig, wie die kühnste Phantasie ihn nicht zu denken vermag, umschlingt alles in allem, um die Ausfaugung der Deutschen bis auf's Blut zu vervollständigen. Alle Beschäftigungen, die hohen Verdienst, ohne körperliche und geistige Anstrengungen, ohne verzehrenden Fleiß und Mühe verheißten, bilden das umfangreiche Feld jüd. Tätigkeit. Die folgende Übersicht der verschiedenen Mannheimer Wüchergewächse begründet die aufgestellten Behauptungen.

Bankjuden 11 Firmen; Fabrikjuden 14; Kolonialjuden 9; Maschinenjuden 2; Fett- und Fleischjuden 9; Leder- und Gewürzjuden 20; Eisenjuden 16; Schnapsjuden 11; Mehljuden 6; Manufaktur-, Mode-, Tuch-, Leinen- und Konfektionsjuden 71; Hopfenjuden 29; Weinjuden 22; Möbeljuden 4; Landesproduktenjuden 42; Kleiderjuden 6; Tabakjuden 43 Firmen.

Die geringeren jüd. Handelsfirmen, wie die verschiedenen Schacherjuden, sind nicht herangezogen. Nicht zu vergessen dürfte ferner sein die ungezählte Schar jüd. Buchhalter, Kommis und Geschäftsreisender. Die Beschäftigung aber, die Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Fleiß, nicht Betrug und List erfordern, werden von den Deutschen versehen. Unter den 38 Barbieren, 59 Bädern, 33 Gärtnern, 19 Glasern, 20 Küfern, 28 Lohnkutschern, 28 Zimmerleuten, 68 Schmieden und Schlossern usw. der Stadt Mannheim sucht man vergeblich nach jüd. Mitbürgern. Dagegen sind Hartogensis, Carl Ladenburg, Ed.

Mannheim

Traumann und Heinrich Nauen Konsuln und Ritter christlicher Ordenskreuze. So trägt der Konsul und Tabakhändler Ed. Traumann den St. Mauricius- und Lazarus-Orden und den spanischen Orden Karl III. Der letztere wurde auch dem jüd. Maler Schüler, einem Schwager des Millionen- und Volksmannes Sonnemann in Frankfurt, für ein mäßiges Bild, Königin Mercedes von Spanien, verliehen. Der Orden Karl III. wurde seiner Zeit zum Gedenken der glücklichen Vertreibung der Juden aus Spanien gestiftet. Den Eisenhändler und Konsul Heinrich Nauen schmücken neben anderen der spanische Orden Isabella's der Katholischen und die Kriegsdenkmünze für 1870/71. In dem Mannheimer Wohnungsanzeiger werden die Orden, sogar die Kriegsdenkmünzen, bei den Hauptjuden aufgeführt. Eisenhändler Nauen gründete einen Verschönerungsverein; dafür wurden viele eiserne Bänke für den Schloßgarten beschafft, deren Lieferung Firma Nauen übernahm. Heute ist der Verschönerungsverein entschlafen, um vielleicht wieder zu erwachen, wenn der Rost die Bänke verzehrt hat. Unter den Rechtsanwältinnen sind Herz, Leopold Regenshard, Schlesinger, Darmstädter, Rosenfeld, Fürst, Geismar, Guttenstein usw. Unter den Richtern Amtsrichter Dr. West und der Kreisgerichtsrat Heinsheimer. Unter den Ärzten: Dr. Cahn, A. Mer-

magen, Meermannsen., Meermann jun., Rothschild und Wolf; Krankenpfleger und Pflegerinnen sind Christen. In der Kreisversammlung sitzen: Moriz Denei (handelt mit Safran), M. Heinsheimer und Max Dinkelspiel. In dem Bezirksrat wirkt Stadtrat Schneider. Er ist der Mann für alles, denn er ist Mitglied der Baukommission, des Bauamts, Mitglied der Kommission für Cinquartierung, für die Arbeitsanstalt im Bauhof, für die Gasanstalt, für die Grund- und Pfandbücher, für das Theater, für Wahlangelegenheiten, ferner Mitglied des Lehrer-Pensions-Hilfs-Vereins und des allgemeinen Krankenunterstützungs-Vereins. Es macht sich in Mannheim der Modergeruch wirtschaftlicher Bewegung bemerkbar, die jüd. Nase empfindet ihn freilich nicht. Die deutsche Leiche verspricht dem Juden ihren Profit, wenn auch nicht in dem Sinne des urliberalen Ministers Roland unter Ludwig XVI., der den Vorschlag machte, aus Leichnamen nützliches Fett und Seife zu kochen, sondern durch Ausstellung eines ärztlichen Totenscheines. Von der Wiege bis zur Bahre leitet jüd. Vorsehung den deutschen Bürger, und nicht ohne Grauen erkennt der Einsichtige:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!“
Wie Juden auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.

B o l h p.

| | |
|--|------------------------|
| Stadtrat. | |
| Julius Jordan, Bernh. Cahn, „Unser“ Schneider, Samuel Röther. | |
| Bürgerl. Standesamt. | Städt. Gaswerk. |
| M. Neugäß. | S. Röther, AM. |
| Sparkasse-Verwaltung. | |
| David Elreich, Moriz Strauß, Joseph Gabriel Wachenheim. | |

| | |
|--|--|
| Stadtverordnete. | |
| David Ueberle, Sigmund Benschheimer, Moriz Bielefeld, Carl Bopp, Emil Cahn, Max Din- kelspiel jun., Dr. Heinr. Herz, Emil Hirsch, Chr. Ham, Dr. A. Hohenemser, Dr. Jos. Cahn, F. Königshausen, Lazarus Maas, Jacob Neu- mann, Alex. Neustadt, Sidor Rothschild, M. Stodheim, M. Thalman, F. G. Wachenheim. | |

Leihhauskommission.
Samuel Röther.

Armen-Bezirkskommissäre.

Mayer Dinkel, Sigmund Weisenburger, Heinrich
Nauen, Samuel Rainzer, Nathan Marg, Albert
Ueberle, Mayer Thalman, Edmund Strauß,
Samuel Frey, Joseph Abraham Langenbach,
P. Eschmann.

Gemeindekommission betr. Depositen.
Cahn.

Allgemeine Armen- und Krankenanstalt.
Vorstand: David Ueberle, Dr. Lindmann.

Kommission betr. Theater.
Cahn, Jordan, „Unser“ Schneider.

Kommission betr. Finanzen.
Jordan, Cahn, Röther.

Mannheim

Kommission betr. Gasanstalt.

Jordan, Röther, „Unser“ Schneider.

Gemeindekommission betr. Einquartierung.

Jordan, „Unser“ Schneider.

Gesellschaft der Ärzte.

Schriftführer: J. Lindmann.

Freiwillige Feuerwehr.

Heinrich Rauen, Kassierer und Verwaltungsrat.

Mannheimer Saalbau.

Vorsitzender: Emil Hirsch; Schriftführer: Emil Rahn.

Resource- oder Vorbörse.

Vorsitzender: Dielefeld; Schriftführer: Stockheim; Rechner: Aherle; Oekonomie: J. Kaufmann-Felsen, Bernhard Odenheimer. — Mitglieder: 225.

Schachklub.

Joseph Hirschhorn, Kassierer.

Großherzogliches Realgymnasium.

Religionslehrer: Rabbiner Wagner.
Lehrer: Rothschild.

Berein für Verbesserung des Dienstbotenwesens.

Vorsitzender: Dr. Aug. Hohenemser,
Rechner: Dr. Ladenburg, Ida Ladenburg.

Mannheimer Börse.

Vorstand: Emil Hirsch, L. Bodenheimer, J. Steiner, Carl Ladenburg, A. Neustadt.

Kaiser-Wilhelm-Stiftung deutscher Invaliden.

Bezirksausschuß:

Rud. L. Mayer, E. Hirsch, Victor Genel.

Handelskammer für den Kreis Mannheim:

Mitglieder in Mannheim: E. J. Darmstädter, Louis Hirsch, E. Röther, Carl Ladenburg, W. Genel, Joseph Maas.

Kaufmännischer Verein.

Im Vorstand: Max Drehsfuß, Siegfried Klopfer.

Schlittschuhklub.

A. Benschheimer, Kassierer.

Großherzogliche höhere Töchterschule.

Aufsichtsrat: Dr. Ladenburg (Präsident); Dr. Hohenemser, Victor Genel.

Nationalliberaler Verein.

Im geschäftsführenden Ausschuß: Dr. Aug. Hohenemser.

Gewerbe- und Industrie-Verein.

Im Vorsth: W. Rahn.

Rheinische Baugesellschaft in Liquidation.

Im Aufsichtsrat, gleichz. Liquidator: J. Darmstädter.

Mannheimer Versicherungs-Gesellschaft.

Im Aufsichtsrat: Hartogensis.

Mannheimer Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft.

Im Präsidium: Ludwig Hohenemser, Carl Ladenburg, Victor Genel.

Kommission betr. Kunst und Wissenschaft.

Rahn.

Öffentliche Bibliothek.

Schriftführer: Dr. Aug. Hohenemser.

Kunstverein.

Vorstandsmitglieder:

Dr. Aug. Hohenemser, Ferd. Ladenburg.

Musikverein.

Vorstand: Dr. Aug. Hohenemser.

Berein für Kinderpflege.

Vorstandsmitglieder: Julius Darmstädter, Victor Genel, Dr. Lindmann, W. Darmstädter.

Frauenverein.

Präsidentin: Ida Ladenburg.

Reichsbankhauptstelle Mannheim.

Bezirksausschuß: Emil Hirsch, Ludwig Hohenemser, Carl Ladenburg.

Badische Bank.

Aufsichtsrat: Carl Ladenburg, Victor Genel, Hartogensis, L. Hohenemser.

Rheinische Hypothekendank.

Aufsichtsrat:

Hartogensis, Dr. Aug. Hohenemser.

Mannheimer Lagerhaus-Gesellschaft.

Aufsichtsrat: Jacob Rauen, Louis Hirsch, Alex Neustadt, Rudolf Traumann.

Badischer Rennverein.

Im Direktorium: Gustav Ladenburg.

Mannheimer Volksbank.

Verwaltungsrat: Max Dinkelspiel jun., Dr. Herz, Samuel Röther.

Mannheimer Getreidelagerhaus-Gesellschaft.

Im Aufsichtsrat: Emil Hirsch, L. Bodenheimer, A. Heymann, J. Steiner, H. Zimmermann.

Maimarkt-Komitee.

Im Vorstand: W. Darmstädter.

Das Deutschtum liegt nicht in Mannheim allein in Fesseln, sondern die Neze erstrecken sich über das ganze Großherzogtum und dessen Grenzen, daher Untreue, Wucher und Trug einen ungeahnten Umfang gewann. In Straß-

burg wurde der Jude Moritz Weil zu 6 Monaten Gefängnis und 5000 M. Geldbuße verurteilt, weil er in einer großen Reihe von Wuchergeschäften arme Landleute bestahl. In Bruchsal verurteilte die Strafkammer den Juden

Leopold Hirsch zu 8 Jahren Zucht-
haus, 10 Jahren Ehrverlust, die Frau
zu 6 Monaten Gefängnis, da sie in 20
Fällen Wechsel fälschten. Verteidigt
wurde das saubere Paar durch Rechts-
anwälte mit den bezeichnenden Namen:
Bing, Friedberg. In Freiburg
verurteilte am 8. November die Straf-
kammer die jüd. Bruderschaft „Durla-
cher von Rippenheim“ zu einer
Gefängnisstrafe von 3 Monaten und ei-
ner Geldbuße von 3000 M. Die drei
Brüder Simon, Moriz, Leopold
bezeichneten ihre Firma selbst als das
größte Weingeschäft in Deutschland. Es
wurde in den Gerichtsverhandlungen
festgestellt, daß diese größte Firma vom
Oktober v. J. bis zum letzten Frühjahr
200 000 Liter Weingeist (Spiritus) und
ein ganz unglaublich großes Quantum
Weinsteinsäure käuflich bezogen hatte.

Auf dem Gebiete der „öffentlichen
Meinung“ sieht es nicht viel besser, wie
in der Durlacherischen Giftmischerei aus.
Die „nutrimenta spiritus“, die der gläu-
bige und aufgeklärte Mannheimer des
Morgens auf seinem Kaffee-Tische vor-
findet, sind: Die Rhein- und
Nedar-Zeitung (Mannheimer
Verkündiger), die Neue Badische
Landes-Z. (Mannheimer An-
zeiger), Mannheimer Tage-
blatt (Neuer Mannheimer An-
zeiger), Mannheimer Journal,
Mannheimer Familienblät-
ter und General-Anzeiger der
Stadt Frankfurt a. M., sämtlich in
dem widerwärtigen, jüd. Stil des
19. Jh.'s geschrieben. Verlogenheit und
Schamlosigkeit mit Verdrehung der Tat-
sachen wetteifern mit der Beschimpfung
ehrenwerter Männer, an denen kein an-
derer Makel haftet, als nicht Jude zu
sein. Zu bedauern bleibt aber, daß sich
die 40 000 Deutsche in Mannheim eine
solche Kost bieten lassen. Wenige Bei-
spiele aus diesen Lügenschmieden.

In Nr. 276 des Mannheimer Tage-
blatts heißt es in einer Schmähung ge-
gen Herrn Hofprediger Stöder: „Würde
aus einer Haut, die aus Palästina
stammt, seit 1800 Jahren von Christen
gegerbt wird [Christus], ein Maulkorb
für unsinniges Priestergeschwätz geschaf-
fen werden, die in Beziehung auf die

Hexereien verschiedener Konfessionen zu
Tage zu fördern bemüht ist.“ [!]

In demselben Blatt ergänzen sich Of-
ferten mit Ankauf „alter Kleider, Schuhe
und Stiefel zu den höchsten Preisen“ im
Eckladen neben der Synagoge, mit Mit-
teln gegen „Wettnässen“ und mit dem
Stellungsgejud einer „gesunden Schenk-
amme“.

Die „Neue Badische Landeszeitung“
(Nr. 525 d. J.) beginnt einen Leit-
artikel, der von dem preußischen Abge-
ordnetenhaus handelt, mit dem Motto:
„Wenn sich Räuber und Spitzbuben
streiten, kriegt der ehrliche Mann sein
Pferd wieder.“ Ferner: „Wenn Pfaff
und Junker sich zanken, verbessern sich
die Aussichten des Steuerzahlers.“

Rhein- und Nedar-Ztg. (Nr. 316)
Feuilleton-Roman „Erika“ von Th.
Seuberlich: „Ein erbitterter Wortwech-
sel fand zwischen ihr und dem Baron
statt. Das Ende davon war, daß er ihr
erbarmungslos die bisherige Freiwoh-
nung kündigte und die Verzweifelte mit
eigener Hand zur Tür hinausstieß.“

Der „Frankfurter General-Anzei-
ger“ Nr. 270: „Das Treiben des Hof-
predigers Stöder und seiner Konforten
ist männiglich bekannt, wie dieser Die-
ner des Herrn seine Autorität und seine
Stellung mißbraucht, um die Massen zu
fanatisieren und gegen andersgläubige
Staatsbürger aufzureizen. Es ist be-
kannt, daß unter den Auspizien dieses
seltsamen Hofpredigers, dessen Entfer-
nung aus einem Amte, zu dem er so
wenig Würde und christlichen Sinn mit-
bringt, längst eine gebieterische Notwen-
digkeit gewesen wäre, augenblicklich im
ganzen Lande eine Petition an den
Reichskanzler zirkuliert, eine Petition,
welche nichts Geringeres und nichts
Schmälicheres bezweckt, wie die Auf-
hebung jenes Paragraphen der Verfas-
sung, nach welchem die Gleichheit vor
dem Gesetze zu den ersten Grundrechten
der preußischen Staats- und deutschen
Reichsverfassung gehört. Es ist das alles
bekannt — es war damit aber noch nicht
genug des Nichtswürdigen!“ (s. Anti-
femiten-Petition.)

Nr. 524 der „Neuen Badischen Lan-
deszeitung“ schreibt von den deutschen
Studenten: „Die Korps sind auf dem

Wege, eine lockere Sippe von Junkern und Bankiersöhnen (Juden natürlich ausgenommen) vorzustellen, nicht aber die feste Vereinigung zur Hebung der Freundschaft, des idealen Strebens, der Noblesse in Benehmen und Treue."

Nr. 534 desselben Blattes: „Sozialismus in Grad und Uniform“, worin mit dürren Worten dargetan wird, daß die Petenten in der brennenden Judenfrage eigentlich Sozialisten seien.

Schließlich „Mannheimer Familienblätter“, die in Ghetto-Witzen machen, wie z. B.: „Kavalier von Kopp biß zu Fuß, norr een Fehler hott'r — e schlecht Gedächtniß! Er vergißt nämlich sein Schuld zu bezahle! Du lieber Gott! Wer kann awer aach an alles denken“ usw.

Welcher Ton muß auf dem Büro des „Mannheimer Journals“ zu Hause sein, das in seiner Nr. 313 blumig schreibt: „Was eigentlich von den vornehmeren Organen der Reichshauptstadt in die Blätter der Agrarier sidert und dort als schlammiger, faulig riechender Niederschlag zurückblieb, hat schließlich bei der christlich-sozialen Partei, die die Judenheße als ihr Privileg betreibt, eine erstaunliche Dunge- und Triebkraft entwickelt.“ Im allgemeinen schöpfen die Mannheimer Blätter ihre loschere Weisheit aus der preußischen National-Z., Voss. Z. und dem BT; sämtlich wiederum Blätter, die in Entdeutschung und Verjudung arbeiten, denn sonst wäre es nicht erklärlich, daß sie sich in der deutschen Judenfrage mit der Schimpferei der ausländischen Judenpresse auf Deutschland identifizierten. Die Voss. Z. schämte sich bei Besprechung der Frechheiten des Pester Blohd, wie komisch, als wenn sich eine öffentliche Tante schämen könnte. Vielfach hat man sich auf die judenfreundlichen Artikel der Times bezogen, ohne zu überlegen, daß ihr Berliner Korrespondent Jude ist.

Mannheim im 19. Jh. der Aufklärung seufzt unter einer Fremdherrschaft, die härter drückt, als die der Franzosen auf Preußen vor den Freiheitskriegen. Doch ist die deutsche Bevölkerung nicht ohne Schuld, denn die 40 000 Christen hatten nicht nötig, Ju-

den in den Stadtrat, zu Stadtverordneten zu wählen und die verjüdelte Presse durch Abonnement und Inserate groß zu ziehen. Soll die Freiheit wiedergewonnen werden, muß die deutsche Bürgerschaft hierin Wandel schaffen. Die Übermacht der Juden vermag aber nur durch eine wahrhaft deutsche Gesetzgebung gebrochen zu werden, wozu alle, alle helfen müssen.

Weihnachten steht vor der Tür. Auf dem Wunschzettel Deutschlands steht: „Erlöse uns von dem jüd. Übel!“

10 Jahre später war es natürlich nicht besser geworden. AG 21/12 1890.

„Das Judentum spielt hier die erste Violine; früher wohnten die Juden in einer alten Straße, jetzt bewohnen sie fast ausschließlich die ersten Viertel und Häuser.“

Die Getreide-, Tabak- (Kaffee-) und Schnapsjuden haben in den letzten 30 Jahren ungeheure Reichtümer angesammelt; von den Banken will ich gar nicht reden, während unsere Bauern seit ca. 15 Jahren fortwährend über schlechte Tabak- und Getreidepreise klagen.

In neuester Zeit haben Juden hier ein Spezerei-Geschäft mit Spirituosen und allen möglichen Artikeln errichtet, das alle ähnlichen Geschäfte in der Nachbarschaft lahm legt, da das jüd. Großkapital hinter diesem Geschäft steht, wodurch die Waren erstaunlich billig zu haben sind. Ist erst die Kundschaft da und die Konkurrenz der kleinen deutschen Geschäfte beseitigt, dann läßt der Jude seine Waren schon wieder steigen. An der nötigen Reklame fehlt es nicht.

Lassen wir nun eine Darstellung der wichtigeren Mannheimer Handelsfirmen nach deutschen und jüd. Inhabern folgen:

| Bezeichnung der Geschäfte | deutsche | jüdische | Die deutschen Geschäfte verhalten sich zu den jüdischen wie | Bemerkungen |
|--|----------|----------|---|--|
| Tabak-, Zigarren-Fabrikation u. Handel | 30 | 89 | 1 : 3 | Die Jud. sind hier gewissermaßen Monopolherren |
| Möbel-Handel | 2 | 8 | 1 : 4 | |
| Eisen-, Metall-Fab. | 3 | 20 | 1 : 7 | |
| Schuh-Handlungen | 5 | 15 | 1 : 3 | |
| Hopfen- „ | 2 | 30 | 1 : 15 | |
| Wein- „ | 16 | 20 | 4 : 5 | |
| Manufaktur- und Kleider-Konfektion | 20 | 60 | 1 : 3 | |
| Sprit-Handel | 1 | 12 | 1 : 12 | |
| Leder- „ | 1 | 12 | 1 : 12 | |

| Bezeichnung der Geschäfte | deutsche | jüdische | Die deutschen Geschäfte verhalten sich zu den jüdischen wie | Bemerkungen |
|--|----------|--------------|---|---|
| | | | | |
| Getreide, Landes-Produkten, Mehl | 8 | 55 | 1 : 7 | Sehr bedeutende Juden |
| Ausstattungs-, Bett- und Leinengeschäfte | 15 | 38 | 2 : 5 | |
| Banken | 4 | 14 | 2 : 7 | |
| Viehhandel | — | ganz jüdisch | fast ganz in Juden- | händen |
| Gierhandel | — | | | |
| Bettfedernhandel | — | | | |
| Bazare | — | | | |
| Abzahlungsgeschäfte | — | 10 | 3 : 1 | |
| Holzhandel | 30 | 4 | 10 : 1 | |
| Kohlenhandel | 40 | 6 | 7 : 1 | |
| Spezereihandel | 42 | | | Unter diesen Spez. G. befinden sich viele kümmerliche Existenzen. |
| Kolonial- u. Materialhandel | 40 | 10 | 4 : 1 | Die angesehensten „Häuser“ sind in deutschen Händen |
| Expedition | 20 | — | 20 : 1 | |
| Agenturen, Agenten und Kommissionen | — | sehr viele | stark hälftig | |
| Trödel | — | — | nur Juden | |

Dazu müssen noch die Bierbrauereien gezählt werden, die, bis auf 2 AG sind, und deren Kapital meistens von Juden beschafft ist. — Hohe Renten! —

Ferner die Mannheimer Lagerhaus-G. — Waren-Lagerung — AG mit hauptsächlich jüd. Kapital, die in neuester Zeit die Petroleum-einfuhr betreiben — (auch Mineral-Schmieröle) und den beiden deutschen Geschäften große Konkurrenz machen. Auch den Dampf-Schleppschiffahrts-G. (deutschen und jüd. AG sowie Privat-G.) wird durch diesen jüd. Kaufmannsring (Lagerhaus-G.) bald der Garaus gemacht. Bestehen doch deren Hauptgeschäfte in: Kommission, Expedition, Transport und Lagerung, wodurch die kleineren Geschäfte, die bis jetzt noch vorzüglich in deutschen Händen sind, allmählich brach gelegt werden.“

Ähnlich liegen die an österr. Zustände erinnerlichen Schulverhältnisse. 1855 hatte die Höhere Töchter Schule 456 Schülerinnen; davon 5 altkath., 42 kath., 161 evang., 238 jüd., 10 sonstige.

Nach DfBl. 14/9 92 war die Großherzogl. Höhere Mädchenschule ihrem Jahresberichte zufolge 1892/93 von 51 kath., 182 evang. und 264 jüd. Schülerinnen besucht.

1906 tagte die jüd. geleitete Sozialdemokratie in Mannheim. Die „Neue Gesellschaft“ von Dr. Heinrich Braun, 1906: „Eine seltsame Stadt. In langweilige, nach dem Abc benannte Qua-

drate geteilt, nüchtern und reizlos. Dann plötzlich, außerhalb dieser Öde, ein wundervolles Bauwerk, mit einem Namen, der die Phantasie mit den Ketten gestalten deutscher Vorzeit erfüllt und das Gemüt übergießt mit warmem, sommerlichem Blütenglanz: der Rosengarten. In diesem Rosengarten ein mächtiger Saal, wie Dtschld keinen prächtigeren kennt, der seinen Namen unserer schönsten Sage entlehnte: den Nibelungen. Und dort tagte der Kongreß der dtshen Sozialdemokratie. Manch einer, der zur Wölbung empor sah und die Gestalten der Helden und Walküren, der Götter und Nachtalben nachdenklich betrachtete, mochte sich ängstlich fragen, ob auch dem Kampf hier unten eine Götterdämmerung folgen würde, die schließlich alles Gewaltige und Große verschlingt.“

General-Anzeiger für Mannheim 27/9 06 über den Parteitag: „Während auf den gestrigen und vorgestrigen Verhandlungen die Emporen oberhalb der Bühne für die Zuhörer geöffnet waren, sind sie heute früh nur für wenige Bevorzugte offen. Als Grund dieser unerhörten Maßregel wurde uns von den Ordnern eine Verfügung bekanntgegeben, die von dem Stadtverordneten Levy dahin getroffen worden ist, daß kein Zuhörer ohne Levys Genehmigung in den Emporen Platz erhalten darf. Wäre nun genannter Genosse im Parteikomitee, so könnte man dagegen nichts einwenden. Nun ist aber Levy, wie wir zuverlässig erfahren, weder Delegierter noch Mitglied des Komitees, sondern einfacher Zuhörer, wie die übrigen, trotzdem bewegt er sich auf der Bühne und im Saale, als wenn er allein etwas zu sagen hätte. Diese Zeilen werden hoffentlich dazu beitragen, daß dem Publikum etwas mehr Entgegenkommen erwiesen wird.“

Über den „Jugendbund für staatsbürgerliche Erziehung“ schreibt der Mannheimer General-Anzeiger: „Dabei ist strengste Neutralität auf konfessionellem wie auf politischem Gebiete oberster Grundsatz.“ Das Winterprogramm 1913/14 lautete:

„26/2: Regierungsassessor a. D. M. Steinthal: „Die neuen Reichssteuern

mit besonderer Berücksichtigung des Wehrbeitrages und der Besitzsteuer.“ — 18/12: cand. jur. Lud. Marcus: „Das Recht der kaufmännischen Unge- stellten.“ — 16/1: RA Dr. Gust. Mayer: „Fragen der modernen Kommunalpoli- tik.“ — 30/1: Mathematiker Koburger, Dozent an der Handelshochschule: „Ar- beitslosenversicherung.“ — 17/2: RA Dr. Schimpfheimer, Dozent an der Handelshochschule: „Getreidehandel in Mannheim.“ — 26/2: Prof. Dr. Alt- mann, Dozent an der Handelshochschule und Univerſität Heidelberg: „Das Ver- staatlichungsproblem.“ — Daneben noch 3 anscheinend Δ Redner.

Unter strengster Neutralität war auch hier wieder Bevorzugung des Judentums zu verstehen.

I. Recht und Verwaltung [1912 85 RA, davon 52 Juden = 61%]: Baffermann, RA (Frau ∇); Bernheim, Heinr., Dr., RA, D 7.11,) §; Blum, Berth., RA, C 3.3; Carlebach, Rud., Dr., RA u. R.,); Darmstädter, J., RA, S 2.1; Deutsch, Arth., RA, M 2.17; Dührenheimer, W., RA, B 4.1; Ebertshelm, RA, S 7.5; Feist, Dr., RA, \circ 1896 —; Feist, W., RA, C 4.5; Freund, Lu., RA, C 4.8; Friedmann, Alb., RA, D 4.11; Geißmar, Leop., RA, A 3.6; Goitein, Elja, RA, C 3.18; Hagen- burg, Mag., Dr., RA, Oberrat, S 14.9, \circ 1886 — C); von Harber, Alex., RA, A 3.6; Hecht, Gust., Dr., RA, C 1.1, \circ 1908 — C) § WB; Hirschhorn, Mart., RA, C 4.1; Hirschler, Franz, RA, B 1.11; Holz, Ferd., Dr., RA, M 2.9; Jacobi, Friedr., RA, D 4.16; Jeseljohn, Mag., Dr., RA, A 3.6 a, \circ 1899 — C) §; de Jong, Rich., RA, A 1.1; Jordan, Lu., RA, C 3.20 a; Kahn, Rich., RA, S 2.7; Kab, Rob., Dr., RA, S 7.5, \circ 1886 — C; Kaufmann, Karl, RA, C 3.6, C); Kaufmann, Frh., RA, C 2.2; Kaufmann, Gust., RA, C 2.2; Kaufmann, Gust., Dr., RA, C 3.7, C); Leser, Walter, RA, Dr., \circ 1906 —; Levis, Arth., Dr., RA, Kaiserstr. 94, C; Linded, Ant., RA, D 3.14; Loeb, J., RA, A 2.5; Marx, Adolf, RA, A 2.5; Marx, Aug., RA, B 2.6, C); Mainzger, J., Stadtrat, \circ 1906 — C); Mayer, Gust., RA, C 3.18; Mayer, Oscar, RA, D 4.16; Mayer, D., RA u. R., Notariat VIII; Mayer-Traumann, RA, A 3.8; Rauen, Victor, RA, A 3.2; Delenheinz, Theod., RA, C 4.1; Dppenheimer, Jul., RA u. R., Notariat III; Panther, RA, A 3.3; Pudel, RA (Frau ∇); Reiss, Gust., RA, Dr., M 1.4, \circ 1896 — C; Rosenfeld, Frh., RA, M 1.2; Rosenfeld, Jibor, RA, Dr., M 1.2, \circ 1885 — C; Seelig, Lu., Dr., RA, D 2.1/2, C); Selb, RA (Frau ∇); Simon, Otto, RA, B 2.9; Staabeder, Dr., RA, A 3.6, C) WB (Staabeder, Abr., RA A 3.6; Staabeder, J., RA, A 3.6); Stern, Sally, RA, B 1.1; Strauß, S., Dr., RA, B 2.10 a,) §; Traub, JH, \circ 1884 —; Weinberg, Frh., RA, C 4.17; Weingart, Eugen, Dr., RA, D 4.6, C); Wimpfheimer, S., RA, B 2.10 a; Zuder, Sam., Rechtsprakt., C.

II. Medizin (106 Ärzte, davon 39 Juden): Auer- bach, L., Frau, Dr.); Bensinger, Mag., Dr. (Frauen), S 14.9; Cahen, Gust., Dr. (Orthop.), M 7.23; Cahen, Carl, Dr. (Nasen), C 2.1; Cahen, Carl, Dr., \circ 1889 —; Cohn, C., Arzt, Feudenheim, Redar- straße 4.; Cohn, Paul, Dr. (Augen), C 3.16; Drey- fuis, Wilh., Dr. (Nerven), M 2.17 a; Ehrmann, D., Dr., \circ 1906 —); Elsäffer, Mag., Dr. (Lungen),

M 2.3; Felfenthal, Sally, Dr. (Spezialarzt), D 2.2,) §; Friedmann, Mag., Dr. (Nerven), Rheinstr. 1; Fulda, Frh., Dr. (Chirurg), R 1.3, \circ 1899 —) § WB; Geißmar, Friedr., Dr., A 7.33; Genshei- mer, Theod., Dr., B 1.2; Glaser, Adolf, Dr., Gon- tardtstr. 10. C; Guttkind, Alb., Dr., Mag-Joseph- Straße 1; Hauser, Carl (Bahn), D 6.6, C; Ja- coby, Mag., Dr. (Frauen), D 7.11, C; Kab, Oscar, Spezialarzt, B 2.1; Kaufmann, Frh., Spezialarzt, M 7.17, C; Kaufmann, M., Dr. (Magen), D 7.4; Kahn, Jos., Dr., \circ 1876 —; Ladenburger, Hugo, Dr. (Frauen), D 7.9; Latte, Markus, Dr., Kaiser- ring 24; Lindmann, J., Dr., MRA, M 2.14, \circ 1876 — C; Lion, Viktor, Dr. (Geschlecht), M 7.2; Loeb, Berth., Dr. (Geschlecht), R 3.10; Loeb, Frh., Dr. (Geschlecht), S 7.23; Mann, L., Dr., A 7.17 a, C); Mansbach, S. (Bahn), D 5.5, \circ 1906 — C); Mayer, W., Dr., S 7.16; Meermann, Friedr., Dr., A 5.7; Moses, Jul., Dr., Jungbushstr. 7; Meter, G., Dr. (Kinder), D 1.9; Netter, Jos., Dr. (Magen), S 3.14; Neugäß, Dr. (Hals), Friedrichsplatz 1; Röt- ther, Ferd., Dr.,); Rötter, Dr., \circ 1876 —; Schifferowitsch, Peter, Dr. (Ohren), S 7.14; Schwab, Jul. (Haut und Harn), S 6.29; Seubert, Rob., Dr., Spezialarzt, A 2.5; Siegel, G., Dr. (Bahn),); Steiner, Carl, Dr. (Haut und Harn), S 3.13; Stern, Edm., Dr. (Geschlecht), C 2.18; Strauß, Jul., Dr. (Kinder), S 3.1, C); Wertheimer, Emil, Spezialarzt, B 1.7 a, C); Wizenhausen, Oskar, Spezialarzt, F 3.19.

III. Sonstige Wissenschaften: Ascher, S., Apotheker, C 3.14, C); Bensinger, Carl, Dr.,); Cahen, G., Dr.,) WB; Cohn, Paul, Dr.,); Däh- renheimer, Alb., Dr., \circ 1885 — C); Eberts- heim, S., Dr., \circ 1885 —; Frank, Lud., Dr., M. d. R.,); Hecht, Felig, Dr., \circ 1877 —, Geh. Hofrat \circ 1906 —; Jacoby, Frau, Dr.,); Kahn, Rich., Dr., \circ 1891 —; Kahn, W., Dr., §; Kaufmann, Frh., Dr.,); Latte, M., Dr.,); Lesser, G. J., Dr.,); Loeb, Berth., Dr., \circ 1906 —); Loh, Frh., Dr.,); Luf, Alf., Dr.,); Marg, Ad., Dr.,); Mayer, Gust., Dr.,); Mayer, W., Dr.,); Net- ter, Jos., Dr.,); Noether, Otto, Dipl.-Ing.,); Pfister, Dr.,); Regensburger, L., Dr., \circ 1876 —; Rosenthal, B., Hauptlehrer,); Salz, Alb., Dr., \circ 1906 —); Schifferowitsch, Dr., \circ 1906 —); Staabeder, A., Dr., \circ 1876 —) WB; Stern, Sally, Dr., B 1.1, C §; Unna, J., Dr.,).

IV. Bank, Handel und Industrie: Ben- singer, Carl, Dir., \circ 1906 —; Daube, David, i. Fa. Daube & Mayer, C); Dreyfus, i. Fa. Drey- fus & Mayer-Dinkel,); Gähel, Lud., i. Fa. Gähel & Co.,); Hirsch, Louis, RA, C); Hirschland, R. & Cie.,); Höber & Mandelbaum,); de Jong, W., Tatterfallstr. 43, \circ 1886 — C; Kuhn, Arno, Bank- direktor,); Ladenburg, Karl, GRM, M 1.3, C; Senel, Victor, GRM,); Lurck & Co.,); Mann, Alf., Dir.,); Marx, Frh., Konful, \circ 1906 C) §; Mayer, Lud., Holzhdlg., Rupprechtstr. 7, C; Mayer- Rothschild, S 2.8/9, C; Netter, Eli, Hoffjuweller,); Nassauer, Jos., Weinhdlg., C; Rehwiger, Jos., Fabrik, S 7.5, C); Rehwiger, Stegm., Fabrik,); Rosenbaum, Stegm., Bankdir., D 7.27, C); Rosenfeld, Carl, Konful, C); Schweiger, Ed., RA, C); Simon, Dr., Konful,); Steiner, R. & Co.,); Steiner, Leop., i. Fa. R. Steiner & Co., C; Sußmann & Bodenheimer,); Weill, Benno, Bankdir.,); Weill, Emil, Lederlager, A 7.24, C; Weill & Co.,); Wolff, Herm., Cafétier, Lammstr. 7, C); Bronker, Mor., i. Fa. Gebr. Bronker,); Zimmern, S., RA,).

ER I führte bedauerlich den Frauenarzt Dr. Mag Borgnis-Diederhoff unter den Juden auf, der das Bluts- bekenntnis (sb) abgelegt hat. Herausgeber Stauff hat unter dem „26. Malen 1920“ brieflich in aller Form um Entschuldigung.

Mannheim, Hauptmann und Prof. (Geometrie), Po- lytechn. Schule, Paris. 1881—06. Er war Artillerie- offizier und dann Lehrer, MgI. des Hilfskomitees für

die russischen Juden und großer Philanthrop. — *Jewish Chronicle* 14/12 08.

Mannheim, Emil, Dr., Uß (Chemie), Bonn. 1913.

Mannheim, Gabriel, Fabrikant, Millionär, i. Fa. Bamberger, Metall- und Lederwarenfabrik G. M., Besitzer des Hauses Obstmarkt 10, worin Damenkonfektion G. Mannheim Nachf. ist; Bamberg, Hauptwachstr. 19. 1914.

Mannheim, Lucie, Schauspielerin. *SPB* 28/9 1930.

Mannheimer jun., *1905. E: Rabbi. — Als Quintaner des Reformgymnasiums Wilmersdorf weigerte er sich 1916, die Geschichte der Hohenzollern zu lernen: „Es hat ja doch keinen Zweck.“ Lehrer: „Was verstehst denn du davon?“ M.: „Haben Sie nichts von den Zionisten gehört?“ L.: „Aber die wollen doch nicht Deutschland zerstören; ihre Bewegung hat eine andere Richtung.“ M.: „Sie sind falsch unterrichtet, die zionistische Bewegung will was anderes, Deutschland muß verlieren.“ L.: „Woher weißt du das?“ M.: „Das ist Gespräch bei uns zu Hause.“ — Man soll sonst nicht viel auf das Zeugnis von Kindern geben, aber jüdische Kinder haben sich schon oft verplappert.

Mannheimer, Dr., Rabbi, Oldenburg, „Israelit und Jeschurun“, 1891, Nr. 80: „Nach einem fast ein Jahr dauernden Interregnum ist es unserem Lande endlich wieder beschieden, ein geistliches Oberhaupt zu haben, daß es nicht mehr sei, „wie Schafe, denen der Hirte fehlt“. Einen Hirten nun, der tatkräftig sich der heiligen Aufgaben eines Rabbinen voll bewußt ist und sich denselben mit ganzem freudigen Herzen hingibt, glauben wir in Dr. Mannheim, bisher in Lauenburg in Pommern, dem schon ein guter Ruf vorausgegangen war, gefunden zu haben.“

Laut *Stbgrz* 16/2 1903 sprach M. in Mannheim über „Kultur und Judentum“: „Die Juden hätten die Wissenschaft allezeit hochgehalten, was schon daraus hervorginge, daß von ihnen das hervorragendste Werk rührte, nämlich: „d e r T a l m u d“! 31/1 1913 redete er in Oldenburg über den Talmud, den „Lebensnerv des Judentums: Er ist die Heimat, das Banner, die Schule des Jdtn.'s und die Ausbildung seiner Verstandesanlagen“. — Da ist es um so verwunderlicher, daß Juden und -genossen gegen eine Übersetzung dieses Wertes, das im Laufe von Jahrhunderten unter den Rabbinen entstand, sich immer sträubten. Man muß es dem Jdtn., das stets für Aufklärung und Geistesfreiheit sein will, verargen, daß es dieses Buch nicht durch beeidigte Übersetzung allgemein zugänglich macht! Der Talmud muß nicht bloß wissenschaftlich, sondern wohl auch sittlich gefährlich sein, wenn gerade die „sittenreinen“ Juden so damit zurückhalten.

M. veröffentlichte in der „Siller Kriegszeitung“ Nr. 29, 12/3 1915:

„G e w i s s h e i t.

Mein Sohn stand draußen in Feindesland,
Fast täglich hat er geschrieben,
Nach jeder Schlacht — nach jedem Sturm:
„Bin unverfehrt geblieben!“

Bier Wochen harre vergebens ich nun,
Bier Wochen kein Lebenszeichen,
Nur ahnungschwer verstand ich schon
Des Sohnes langes Schweigen.

Wenn er nur nicht gefangen gar
In Feindesland muß leben,
Der freie Bursche — jetzt gebannt,
Der Willkür preisgegeben!
Wenn er nur nicht verwundet liegt,
Zerschossen seine Glieder,
Boll Schmerz und Gram als Krüppel einft
Zur Heimat lehret wieder!

... Heut kam ein Brief vom Regiment.
Und dankbar muß ich lallen:
„Gefangen nicht — ein Krüppel nicht,
Gottlob er ist gefallen!“ —

Angesichts des Todes soll unsere Kritik schweigen. Daß aber etwas Politisches mit dem In-Neime-Bringen des Vaterschmerzes beabsichtigt war, zeigt sein zweites

Gedicht, das M. u. a. im Zuge Berlin—Köln am 10/5 1916 an Mitreisende verteilte, um aus seinem bemitleidenswerten Schicksal noch Kapital für sein Volk zu schlagen:

„R ü c k k e h r v o m G r a b e.

Mein Sohn ruht ferne im Feindesland,
Ein Jahr ist heute verfloffen,
In seinem Grabe war ich jetzt
Und habe ihm stolz ein Denkmal gesetzt,
Hab' keine Träne vergossen.

Und als ich im Zuge in Deutschland saß,
Da lagen Schriften — politisch —
Ich nahm ganz arglos eine zur Hand,
Da sah ich den Titel — er war mir bekannt —
Das Blättchen war antisemitisch.

Die Juden im Kriege — so las ich da —
Sie seien des Vaterlands Arg,
„Sie schlagen nur aus dem Kriege Profit,
Ein feiger Soldat ist stets der Semit,
Die meisten sind Brüdeberger.“

Da dacht ich an meinen geliebten Sohn,
Des Bild vor mir jetzt erscheint,
Beschämt verhält' ich mein Angesicht,
Damit mein Sohn die Tränen steht nicht,
Die ich um — Deutschland — geweinet.“

Immer dasselbe. Ein Fall wird verallgemeinert. Das Mitleid soll erweckt, der gerechte Zorn der Völker abgelenkt werden. *Bgl. Sig. I., S. 29.*

Mannheimer, Schachmeister der j. Altersversorgungsanstalt, Berlin, 1901. *DB* 28/4: „Dank der Juden. Zu einer Dankeskundgebung für die Kaiserin, die für den Bau der 3. Anstalt 2000 M. gespendet, kam es in der Repräsentantenversammlung der Berliner jüd. Gemeinde. Der Schachmeister Mannheimer betonte, das Gnadengeschenk der Kaiserin sei um so bedeutungsvoller und erfreulicher, weil es einen Lichtblick in einer für die jüd. Gemeinschaft überaus trüben Zeit bilde. Die Herrscherinnen auf dem Hohenzollernthrone hätten wiederholt den humanitären Anstalten der jüd. Gemeinde ihre Gunst durch Zuwendungen bewiesen. In der hochseligen Kaiserin Augusta hätten diese eine eifrige Gönnerin gehabt, auch die regierende Kaiserin habe nicht zum ersten Male ihr Interesse für jüd. Wohltätigkeitsinstitute an den Tag gelegt. — Es geht der Kaiserin gerade so wie dem Kaiser, der in Palästina einigen „zufällig“ anwesenden Zionistenführern einige Worte schenkte und sich nun gefallen lassen muß, daß ihn die Zionisten bei jeder Gelegenheit als ihren Gönner und Schutzherrn hinstellen.“

Mannheimer, Friedrich, Rabbi, *1809, Reichenau; Budapest. B: Glaube und seine Wirkung; Juden als Bürger und Bekenner, Festpredigt zur Feier der Aufhebung der Kameraltaxen, 46. — Sippe 1881.

Mannheimer, Fritz, Dr., Bankhändler, Amsterdam, Nioventersburgwall 113. 1919.

Mannheimer, Fritz, Berlin, hat „50 Millionen“, *Eif. Bf.* 20/12 29. *WM.*

Mannheimer, Georg, Schriftleiter an der Prager Bohemia. B: „Bankrott“, drei Akte, Uraufführung 20/11 1920 am Barmer Stadttheater.

Mannheimer, Heinrich, Reisender, — wurde 1914 vom Amtsgericht Dortmund beurteilt. „Dortfeld. FrL. Sohn, Tochter eines Bürgers, wurde von M. unverschämt angesprochen. Aus Mut, weil er keine Antwort erhielt, gab er FrL. Sch. einen Schlag ins Gesicht und wollte dann mit der Straßenbahn nach Dortmund ausrücken. Aus dem Wagen geholt, gab er auf der Wache falsche Personalien an und rühmte sich seiner Tat.“ Dortmund *B.* 28/2 14.

Mannheimer, Sjaaf Noa, 1793 Kopenhagen, — 65 Wien. Revolutionär von 48. O. Lisette Damier. — „Priester in der edelsten Bedeutung des Wortes in Kopenhagen, in Berlin und 40 Jahre

in Wien; er verschönerte die Liturgie, regelte den Gottesdienst, versöhnte das Alte mit dem Neuen. Von der Stadt Brody zum Mgl. des österr. Reichstages gewählt, erhob er mutig seine Stimme für Aufhebung der Judensteuer und für Abschaffung der Todesstrafe." Kaiserling.

63 Ehrenbürger von Wien. B: „Einige Worte über Juden und Judentum." Die Österr. med. Wochenschrift schrieb 42, gegen Prof. Noa's Feststellungen u. a.:

„M. war die verkörperte Veredelung der Juden. In ihm war der kernhafte Gehalt des Urjüdischen mit der ansprechenden Form europäischer Kultur harmonisch geeint, Inneres und Äußeres, Gemüt und Wiß, Begeisterung und Klugheit, ideales Leben und praktische Sicherheit, poetische Anlage und nüchterner Sinn, kindliche Milde und treffender Spott harmonisch verschmolzen. Ein Häuptling, der mit einer Schar halbwilder Menschen, inmitten der widerwärtigen Kämpfe und Gefahren eine Kolonie gründet, sie veredelt und zu einem musterhaften Gemeinwesen umbildet, hat kein größeres Verdienst, als sich M. um die Gründung der Wiener Gemeinde erworben hat.

In ihm wie in dem neuen Tempel in Wien (eingeweiht April 1826) umarmte sich Morgen- und Abendland. Als wären das Gotteshaus und die Gemeinde von Anfang an dazu bestimmt gewesen, das Versöhnungswerk zwischen den alten und den neuen Frommen zu vollziehen, hatte sich für dieselben ein Sängerkünstler gefunden, der mit seinen reichen Stimmitteln den hebräischen Gebeten einen fast zauberhaften Ausdruck verlieh und den alten verschörkelten Synagogengesang in seelenschmelzende Melodien umschuf. Der Widerwille der polnisch verwilderten Juden gegen Gesittung, von der Kanzel und dem Chor gesänftigt, verlor sich allmählich und machte einer Neigung zur Selbstveredelung Platz. Der Ton, der hier erscholl und in den Gemütern der Gemeindeglieder nachklang, erweckte einen Widerhall in nahen und entfernten österreichischen Gemeinden." Graeg.

An den Wiener Ereignissen vom März 48 rankte sich M. geschickt in die Höhe. „Überaus kritisch war die Zeit für das Judentum. Es galt, die Sympathien dem Judentum zu gewinnen und zu erhalten. Da erwies sich M. als taktvoller Politiker 1. Ranges. In der Kapelle des Krankenhauses in der Alserstraße in Wien IX. wurden am 17/2 die 15 Särge der 1. Gefallenen aufgebahrt, darunter auch die der 2 jüd. Opfer. Der kath. Geistliche, Prof. Füller, sollte die Leichen einsegnen. Nun geschah etwas Ungewöhnliches. In vollem Ornat, begleitet vom Oberkantor Sulzer, erschien M. in der kath. Kapelle, um dort bei den jüd. Opfern seine Pflicht als Seelsorger zu erfüllen.

„Als wir" — erzählt Prof. Füller — „vor die Kapelle im Krankenhause kamen, erblickte ich den Oberrabbi M. und den Kirchensänger Sulzer in ihrem Ornat in der Ferne bei den Särgen der gefallenen Juden in einer gewissen Bescheidenheit stehen, die mich tief rührte. Ich ging vor dem gesamten Publikum zu ihnen und sprach mit Fleiß sehr laut, damit es alle hörten: „Meine Herren Kollegen, wir sind hier alle in demselben Amte, um denen, die für die Freiheit gefallen sind, die letzte Ehre zu erweisen. Wollen wir sie ihnen nicht gemeinschaftlich erweisen? Wollen Sie uns nicht das Vergnügen machen, sich uns anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich ihnen allen unsere Achtung bezeugen?" Die beiden Ehrenmänner reichten mir die Hand und schlossen sich mit Freuden uns kath. Priestern an, sie nahmen mich in die Mitte, und der lange Gang auf dem Friedhof war einer meiner schönsten. Altes und Neues Testament reichten sich unter die Fahne der Freiheit. Das Volk sah mit Bewunderung und Freude auf die geistliche Gesellschaft; es war ihm eine unbekannte Erscheinung, jüd. und kath. Priester in ihrem Kirchenornate gemeinschaftlich ihre Funktionen ausüben zu sehen."

[So versteht es der Jude, die jeweilige Stimmung argloser Deutscher, vor allem, wenn sie Priester sind, auszunutzen.]

„Um 1/2 3 Uhr setzte sich der unabsehbare Zug in Bewegung.

Auf dem Friedhof angelangt, wurden sämtliche 15 Särge in eine große Grube versenkt, worauf bei dem sich erhebenden Grabeshügel die Leichenreden begannen.

Mannheimer hielt die erste Ansprache, ein Meisterstück religiöser und politischer Beredsamkeit.

Seinem Tagebuch entnehmen wir, daß er am 24/3 dem Steueraussschusse zugezogen wurde und dort eine Rede über die konfessionelle Frage hielt, daß er dem Komitee zur Unterstützung der Verwundeten und Hinterbliebenen der Märzgefallenen angehörte und bei demselben im Namen der Judentum 2101 Gulden erlegte; daß er am 31/3 eine „Erklärung über die Judenfrage“ veröffentlichte und dem Ausschusse einen „Gesetzentwurf“ in diesem Sinne übergab. Bald entsandte ihn die Stadt Brody in den Reichstag, wo er im Vereine mit Fischhof, Dr. Goldmark und Meißels für die Aufhebung der Judensteuer mit aller Kraft eintrat und diese auch zu erwirken vermochte. — Als aber die Zeit der Reaktion hereinbrach und den Juden Stück für Stück der ihnen eingeräumten Rechte entzogen wurde, da tröstete er die Betrübten, richtete auf die Niedergedrückten und stachelte die Reichen und Vornehmen, die Starren und Mächtigen auf, die Pflichten gegen die Gesamtheit zu erfüllen.“ DWe. —

„Als gegen Ende der Fünfziger Jahre nach der Umgestaltung des Kreditwesens durch unsere neuen palästinaischen Nationalökonomien die goldenen Berge von nah und fern zu winken begannen und der bekannte Giftbaum seine Saugwurzeln in den bis dahin so gesunden Boden des österreichischen Bürgertums zu treiben anfang, und von allen Seiten, die Peikesträger zusammenströmten, deren Burgen heute an der Ringstraße stehen — da wurde es jenen altangesehnen besseren Judenfamilien, die in Wien dtisches Wesen angenommen hatten (inzwischen aber zum großen Teile wieder dem im Bilde des Kalbes kulminierenden Sterne Judas gefolgt sind) angst und bange ob der bösen Dinge, die kommen könnten. Damals hörte man denn

auch den alten Mannheimer, den feinen Weltmann und gefeierten Prediger, gar oft seine Stimme von der Kanzel der Synagoge in der Seitenstättengasse wachsend und bittend erheben; „Israel“, so rief er mit klagender Stimme in das dichtgefüllte Bethaus — „Israel, du bist ausgezeichnet unter den Völkern, ja du bist bevorzugt unter ihnen; aber Israel, du hast kein Maß in dir, — du kannst nicht Maß halten. Lerne Maß halten, Israel“ usw. ▼Österr. Wf. 15/11 1885. — Ein Bild dieses Mugurn müßte sehr lehrreich sein.

Mannheimer, Jsaak, Vorsther des Sozialdemokratischen B's von Ottenfen und Umgegend, Geschäftsführer der Partei im 6. Schleswig-Holsteinischen Wahlkreise. †1904. — DSI 6/1.

Mannheimer, Magyar Gustav, italien. Landschaftsmaler, Ungarn; *1854 Budapest.

Mannheimer, Moriz C., Rentner, früher Mitinh. der Firma Victor M., Mantel- und Pelzkonfektion, Oberwallstr. 6, Berlin. — O Bertha M. — 8 — 0,5. —

BT 1/5 1914: „Die Großloge für Deutschland VIII u. D. S. B. erhielt von einem Mitgliede der Deutschen Reichsloge zu Berlin die Mittel zur Errichtung einer Moriz-Mannheimer-Stiftung. Die Schenkung erfolgte mit der Bestimmung, daß die Großloge alljährlich ein Preisausschreiben für die beste Bearbeitung eines philanthropischen Themas erlassen soll, in welchem Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit als die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft behandelt werden sollen. Ausgesetzt sind 4 Preise, und zwar 2000 M., 1000 und 2 von je 500 M.“

Es galt hier, Allmenschentum als Ideal aufzurichten, weil — das für die jüd. Welt Herrschaft so genehm ist; es galt, den Völkern der Erde die Meinung einzuträufeln, daß von einer jüd. Rasse und deren Eigenarten keine Rede sein kann, und daß alles Zweibeinige mit „Menschenantli“ gleichwertig und an jedem Punkte der Erde „gleichberechtigt“ sein müsse, und daß die Judenfrage nur aus religiöser oder gar „konfessioneller“ Unduldsamkeit bestehe usw. Es handelte sich darum, die Aufklärung der heimatsfälligen, schaffenden Völker und — da es in dieser Sprache und von der Großloge für Dtschnd geschieht — besonders des dtischen Volkes über Rassentum und Judenfrage hinstanzuhalten. Es handelte sich um Verbummungsarbeit großen Stils.

Die Mannheimer-Stiftung veranstaltete ein Preisausschreiben: „Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit als Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft“. Drei gleiche Preise und ein Anerkennungspreis an: Dr. F d e l, Richard Paul Frank, Dr. Jakobus und Dr. Paul P o p p e, alle zu Berlin. JPB 26/12 1930.

März 1914 fand in der Firma zum Besten des Vereins Rotes Kreuz eine Ausstellung statt: „Dtsche Kleider“ aus „dtischem Material“ nach Entwürfen dtischer Künstler. Unter letzteren nennt das Inserat: Elise Oppler-Begband, Berit Rosenber, Lucian Bernhardt, Ernst Deutsch u. a. Künstlerische Leitung: Lilly Reich. ...

Am 5/12 15 wurde Mannheimers Diamantene in der Synagoge (JdR 16, 20) begangen: „Die Stadt Berlin, deren Wohlfahrts-Einrichtungen der Jubilar hervorragend gefördert hat, war durch den Bürgermeister Meide, Stadtrat Mielenz, den Stadtverordnetenvorsteher Mischelet und dessen Stellvertreter, G H Cassel, vertreten. In der Festpredigt hob Rabbi Dr. Weiße unter den Verdiensten des Jubilars die Schaffung der Altersversorgungsanstalt, des Krankenhauses und der „Toleranzprofessur“ hervor, sowie daß das Ehepaar durch manche wohlthätige Einrichtungen interkonfessioneller Art allezeit treues dtisches und jüdisches Fühlen

bewiesen habe. Daran schloß sich die Überreichung der vom Kaiser gestifteten Ehejubiläumsmedaille, die aus dem Zivilkabinett mit einem kaiserlichen Glückwunschschreiben eingetroffen war.“

Mannheimer, Paul, Dr. med., Hornstr. 23, Berlin SW. **AM:** Hotelbetrieb. 1914.

Mannheimer, Robert, RA, Biegeleibefitzer und Inh. der Steinhandlung M. M., Berlin. — 2,3—0,14.

Mannheimer, Sigmund, Uß (Gezege), Hebrew College, Cincinnati, *1835 Kemel, Nassau; 64 Lehrer des Dtschen, Paris; dann nach Amerika. Ue: L. Klein, Wahrheit über den Talmud, aus dem Französischen; Veroy-Beaulieu, Antisemitismus. O Luise Herrschmann, *45 Prag, dtische und engl. Lyrikerin, die auch Henri ▼Rahidas Jüdisches Weib (s. Moriz Lazarus) ins Engl. übersezte und einen Patent-Ventilator erfand. JG.

Mannilow, Manassewitsch, Sekretär des Ministers Stürmer, Petersburg, 1917; s. Simanowitsch, Rasputin.

Mannischstanne, j: Klug, geschickt sein, die Gauner kennen und mit ihnen halten; sie nicht verraten. (Der Bedeutung nach dasselbe wie: Cheß.) — Thiele G.

Mannlich△ (vgl. Gottha briefabl. 1911, S. 615), Johann Christian v., O ▼Martha Barbara Simon, Entlein von Mannlich-Dehmann (ebd. S. 616) // ▼Rosa Poffart.

Mannsborg, Paul = Paul Peitl.

Mannstein△, Frhr. v., Musikschritler und Religionsjude, O▼. SG.

Mannstein, Sara Fanny, Frau, mosaische Konvertitin, Würzburg, bekennt im „Israeliten“ (WR, Mai 1930): „Ich bewundere das mir völlig neue, aber höchst zusagende System; unterwarf mich jahrelang der strikten Innehaltung der strengen Sabbatfeier, der rituellen Speisegesetze usw., lediglich der Einsicht folgend, daß der Mensch eines Gängelbundes bedarf, um aufrecht stehen zu bleiben. Ich wurde krank. In dieser Leidenschule gab mir der Allgütige die Werke eines Samson Raphael Hirsch in die Hände, — und da erst kam ich zur richtigen Erkenntnis und zum richtigen Verständnis. Die religiösen Vorschriften wurden mir mehr als das „beste System“. Die Stimme Gottes, welche zerstörend neues Leben bewirkt, hatte mein Ohr nicht getroffen. Die Unterwerfung unter das Gottesgesetz trat an Stelle des Systems und mit ihm die Segnungen treuer Pflichterfüllung: die innere Befriedigung und damit auch Heilung. 13 Jahre nach meiner Annäherung an das Jdthm. wurde ich zur wahrhaften Jüdin, und meinem der reinsten Überzeugung entsprechenden Aufnahmegefühle räumte der Ewige alle Hindernisse aus dem Wege. Und als Gott mit der wunderbaren Zuführung meines Gatten, der gleich mir mit Leib und Seele zum Judentum übergetreten ist [in der Ehe], einen Beweis treuen Lebensdienstes forderte, habe ich es versucht, mein Möglichstes zu tun: durch Übernahme der Pflichten einer jüdischen Hausfrau.“

Manolescu, Georges, 1868 Rumänien — ?. Hotel- und Juwelendieb. B: Memoiren. Bei Abels 82 heißt er: „Fürst der Diebe“. Er selber nannte sich „Fürst George Sabovary“, ließ sich 98 in Genua durch den Erzbischof in dessen Palast mit einer Gräfin trauen und fand nach seinen schweren Verbrechen noch einen Juristen in Deutschland, den Dresdener Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen, der ein Buch über ihn „und seine Memoiren“ schrieb. Darin ist M.'s Seelenlandschaft mit jener Ausführlichkeit erläutert, die man sonst etwa in einem „Führer durch Kassel“ oder einem „Beweißer durch die Mark“ gewohnt ist. B. hebt jeden Dreck auf den dunklen Pfaden auf, die sein Held wanderte, und wirft dabei auf bloße Pferdeballen ein so bengalisches Licht, daß sie wie die Äpfel der Hesperiden aussehen. Das Buch wirkt wegen der auf so viel Wichtigkeiten verwandten Mühe und wegen des Mißbrauches der „Wissenschaft“, die doch nur eine Sensation bedt, höchst peinlich.

v. Dresden, Erinnerungen eines Kriminalkommissars, 1922, S. 65: „Einen ganz abscheulichen Streich verübte er in Dresden. Er hatte dort eine junge Gräfin R. kennen gelernt und sich so in sie verliebt, daß er beschloß, alles daranzusetzen, um sie zu heiraten. Er

machte bei den Eltern Besuch, verkehrte gesellschaftlich in deren Hause und hielt um die junge Dame an. Da er sehr nobel auftrat und nachwies, im Besitze eines ganz achtbaren Vermögens zu sein, erhielt er das Jawort und heiratete. Mit seiner jungen Frau bezog er eine Villa am Bodensee und lebte dort auf großem Fuß. Es gingen ihm daher bald die nötigen Geldmittel aus, und er mußte daran denken, seine Kasse wieder aufzufüllen. Er schloß eine notwendige Reise vor und begab sich nach Frankfurt a. M. Dort verübte er einige Diebstähle in gewohnter Art. Aus den erbeuteten Schmucksachen brach er wie üblich die Steine und Perlen heraus und verkaufte diese in Amsterdam und London, wo nach Juwelen stets Nachfrage ist. Mit dem erlösten Gelde lehrte er zu seiner jungen Frau zurück und brachte ihr als galanter Ehemann einen kostbaren Zobelpelz mit, den er von dem gestohlenen Gelde gekauft hatte. Bei dieser Art Leben konnte das Jdthm am Bodensee aber nicht von Bestand sein. M. wurde nach einiger Zeit bei einem Diebstahl erwischt und festgenommen. Jetzt erfuhr die arme Gräfin, wen sie geheiratet hatte. Sie wollte es zuerst gar nicht glauben, da sie ihren Mann wirklich liebte. Ihre Eltern strengten die Nichtigkeitsklage an, und sie lehrte nach Hause zurück. M. setzte sein gewohntes Leben nach verbüßter Strafe fort. Er war aber, wie viele Verbrecher, durch die lange Haft krank geworden. Er litt an der Lungenkrankheit, der Tuberkulose, der viele Verbrecher aus Mangel an frischer Luft zum Opfer fallen. Während seiner Krankheit schrieb er Memoiren, die eine wohlwollende, aber etwas überspannte Dame so interessierten, daß sie ihn in ihr Haus in Cannes aufnahm, wo er von ihr bis zu seinem Tode treu gepflegt wurde.“

▼ **Mansfeld, Dr.,** Oberlandesgerichtspräsident. „Ich habe ihn einmal im Landtag sprechen hören, und ich muß gestehen, daß er weder dem Aussehen nach, noch nach seinem Sprechen als Jude erschien.“ WR.

Mansfeld, Max, * Hamburg. G: 1883 New Yorker „Blattdtische Post“, bei Sjaal Goldmann gedruckt. Das Blatt erfreute sich anfänglich gewisser Beliebtheit, verlor aber alles Ansehen infolge der geschäftlichen Mischgeschäften seines Herausgebers, der sich auch in Berlin zusammen mit dem Leiter des dtisch-amerikanischen Theaters in der Köpenicker Straße Adolf ▼Philipp als Theaterdirektor und Cafewirt versuchte. O ▼Schauspielerin, die, geschieden, im Wiener Burstelprater ein Vergnügungslokal eröffnete.

Nächst ▼Wolfram hat Mansfeld, der auch Mitbesitzer des New Yorker „Figaro“ war, dem Ansehen des dtischen Schriftsteller- und Journalistenstandes und des ganzen Dtschtums in den Staaten die schwersten Wunden geschlagen. Auf das Wirken solcher Schandkerle ist es zurückzuführen, wenn sich bei der anglo-amerikanischen Bevölkerung die Ansicht festsetzt, die bereits zu einem geflügelten Wort geworden ist: „Wenn du ein Dtscher bist, bist du ein Jude.“ M. machte, wie das Rabel meldete, seinem Dasein vor der Zeit ein Ende.

Mansfield, berühmter, aber sehr mittelmäßiger Bühnenvirtuose in Amerika; †1909. Er hat Ibsens Peer Gynt auf sich zurechtgestuft, um in der Titelrolle in allen möglichen Lebensaltern und -lagen mit seiner „Kunst“ zu brillieren; er gab diese Bearbeitung als „Buch“ heraus.

Mannlein, Elisabeth und Grete, Opernsängerinnen, f. Hans Friedmann.

Manteau, gebor. Goldenberg, rumänischer Journalist. — DfW 19/9 1906.

Mantegazza, Laura Solera, 1813—73, wird im Handbuch der Frauenbewegung 1, 416 „die allberehrte, außergewöhnlich begabte Mutter des berühmten Physiologen Paolo M.“ genannt, der über sie ein Buch schrieb: „La mia mamma“, das „den wunderbaren Scharfsinn und merkwürdig praktischen Sinn dieser heldenmütigen und bis zur Berwegenheit lähnen Bürgerin“ zeigt. Sie galt aber auch als „Mutter der Armen“, gründete Arbeiterinnenvereinigungen, ein Säuglingsasyl und Gewerbeschulen: Die ersten Telegraphistinnen kamen aus ihrer Schule.“

So läuft „jüd. Frauenfürsorge“ letzten Endes immer auf die Ausbeutung und Anspannung aller Kräfte, d. h. auf die Beschleunigung des Volksunterganges und auf die Belieferung der Geschäfte und Triebe jüdischer Männchen mit immer neuem „Menschennmaterial“ aus Land und Stadt hinaus. Als „Sozialisten“ dienen Jüdin und Jude nur der Ausbreitung ihrer Klasse auf Kosten der übrigen Wirtschaftskräfte, die, einen guten Willen bei den anderen voraussetzend, diese Böde bisher noch immer zu ihren Gärtnern machten.

Mantegazza, Paolo, 1831 Monza —?, 54—58 Arzt in Argentinien, dann Geschlechtsprofessor, König der Vivisektoren und Senator des Königreichs Italien, Florenz. Verfasser küsterner Schriften: Physiologie der „Liebe“ (dtsh, 9. U. 96) und des „Genusses“, dtsh; Hygiene der Liebe (dtsh, 6. U. 92); Kunst zu heiraten. Ops: Sommer; ▼Neera. Ein Würzburger Flugblatt, 81, über die höllischen Qualen, die der berühmte Schönggeist M. Tieren bereitet: „Um den Einfluß des Schmerzes auf Atmung und tierische Wärme zu studieren — er wollte eine Lehre des Schmerzes verfassen, den Schmerz messen, und nach der Menge der ausgeatmeten Kohlensäure eine Stufenfolge der Schmerzengrade herstellen, erfand M. ein Instrument, das er den *Tormentatore* nennt, in welchem die mit Nägeln und Drähten „gespieten“ Tiere ad libitum gefoltert werden: „Auf diese Weise“, schreibt er, „kann ich ein Ohr, eine Pfote oder einen Teil der Haut zwischen den Zangen quetschen oder zermalmen; ich kann das Tier beim leidenden Teile emporheben und es von allen Seiten zerquetschen und zermalmen. — Diese meine Versuche wurden von mir mit großem Vergnügen und vieler Geduld während eines ganzen Jahres fortgesetzt.“ Von zwei Ratten, die 2 Stunden hindurch mit langen dünnen Nadeln gespiet wurden, heißt es: „Sie leiden fürchterlich und in den Tormentatore getan, fahren sie aufeinander los, haben aber nicht die Kraft zum Beißen, halten sich förmlich umarmt mit offenem Maule, wimmernd und stöhnend.“

Wie Montegazza die Tiere, haben dann die Sowjethbräer in ihrer Tschelka, die weiter nichts als ein solcher Tormentatore ist, die Menschen gespiet, gerädert, verbrannt und sie unter den entsetzlichsten Schmerzen zu ihrem eigenen Vergnügen gemordet.

Dr. Paul Förster: „Für eine Reihe von Experimenten brauchte M. 28 Tiere, die man zum Teil vom Säugen ihrer Jungen fortnahm; sie wurden ein oder zwei Stunden gemartert, dann ließ man sie eine Stunde ruhen und tat sie wieder in die Maschine, in der sie während 2 bis 6 Stunden von neuem zerrissen und zerquetscht wurden.“

Die erste Reihe seiner Experimente versuchte M. an 12 Tieren, Kaninchen und Meerschweinchen, von denen einige trächtig waren. Ein armes kleines Geschöpf, hochträchtig, wurde den „dolori atrocissimi“ (entsetzlichsten Schmerzen) ausgesetzt; es war unmöglich, weitere Beobachtungen daran zu machen, da es in starke Krämpfe verfiel.

Über seine greuelvolle Maschine schreibt Mantegazza selber: „Eine Maschine zu konstruieren, durch welche Nadelstiche mit großer Kraft und schnell nacheinander verteilt werden, ist nicht schwer. Z. B. wäre das Prinzip der Nähmaschine dazu leicht verwendbar. Auf einer kreisförmigen Messingplatte von 1 Zentimeter Durchmesser sind in gleichen Abständen 14 englische Nähnadeln festgelötet. — Dieses Instrument, das man Hirnschnäpper nennen könnte, habe ich in 2 verschiedenen Größen benutzt. Das größere besitzt eine Platte von 2 Zentimetern Durchmesser mit 40 Nadeln. Läßt man ein solches Instrument 30- bis 40-mal unter jedesmal veränderter Stellung der Nadeln auf eine und dieselbe Hirnsfläche einwirken, so kann man sicher sein, daß die durchbohrte Rindenschicht vollständig abgetötet ist.“

Die Empfindungslosigkeit des Juden gegenüber der Natur und allen Lebewesen überhaupt, somit auch alle von ihm jenen verursachten Schmerzen ist eine charakteristische Eigenschaft des Parasiten in Menschengestalt, den er darstellt. Durch den in ihm aufgeklimten Artinstinkt (Blutbewußtsein) als Abschluß des Rückbildungsvorganges seiner Entstehung von allem Natürlichen getrennt — wird sein Mitgefühl allein von der Zugehörigkeit zur Gegenrasse begrenzt. Infolgedessen ergibt sich neben der Feigheit und Angstlichkeit eines Parasiten notwendig auch dessen Grausam-

keit gegenüber allem umgebenden Leben. Ja, die Marterung von Lebewesen erzeugte im Gegenteil bei den Angehörigen eines von hemmungslosen Trieben beherrschten Schmarozertums eine sadistisch-sexuelle Befriedigung, wobei die pseudo-wissenschaftliche Forschung zur Herbeischaffung der Opfer als Deckmantel dient.

Ein Brief Mantegazzas an den Übersetzer seiner „Fisiologia dell amore“, Eduard Engel, — vgl. Vorwort der Übersetzung, Costenoble, Jena 1877 — lautete:

„Mein teurer Freund!

Ich verdanke Ihnen eine der höchsten Freuden meines Lebens und will Ihnen öffentlich dafür danken. Durch Ihre gelungene Übersetzung eines meiner Lieblingswerke öffnen Sie mir einen Horizont, der so weit reicht wie die Grenzen Ihres großen dtischen Vaterlandes. Von dem Tage, an dem ich von Ihrer Absicht hörte, fühle ich mich mit den innigsten Banden des Herzens an die Söhne und Töchter Ihrer Heimat gefesselt. Gelten doch besonders die weiblichen Nachkommen des Arminius (!) uns Italienern von Jugend auf als das Ideal jener hingebenden, zarten, blonden Innigkeit, von denen Dtschlands große Dichter zu singen und zu sagen wissen. . . .

Andererseits aber kann ich bei aller Freude doch nicht eine gewisse Besorgnis unterdrücken bei dem Gedanken, daß ich dank Ihren Bemühungen zum Richter über mein Buch ein Volk von Lesern haben werde, das über Liebe vielleicht anders denkt als wir (!) Italiener, und ein Heer von Kritikern, die den Worten „deutsche Kritik“ eine weit über die Grenzen germanischer Lande hinausgehende Bedeutung verschafft haben.

Mögen Ihre Landsleute (!), mit denen mich langjährige warme Neigung verbindet, Rücksicht haben mit der Arbeit eines Nichtdeutschen. Mögen sie auch daran denken, daß dieses Buch zu ihnen kommt aus dem „Land, wo die Zitronen blühen“, wo noch verschiedene Vulkane ihr Wesen treiben und wo ich, meiner Geburt und meiner Erziehung nach ein Italianissimo (!), die Liebe so geschildert habe, wie wir sie fühlen.

Mein Buch bildet nur eine Note in

dem Liebesweltkonzert, es schildert die Liebe, wie ein Italiener sie auffaßt, und der Verfasser hat nur den Wunsch, daß seine Auffassung sich harmonisch der anschließe, die die Deutschen haben.

Und wie wir Beide einander in die Hände arbeiten mußten, um dieses Buch in seiner deutschen Form entstehen zu lassen, so sind ja auch die beiden Völker, denen wir angehören, dazu berufen, sich zu verstehen, sich zu lieben und gemeinsam die heiligen Schlachten im Kampfe um die Freiheit des menschlichen Geistes (!) zu schlagen.

Addio, mein teurer Freund; über die Alpen, die uns trennen, wollen wir uns die Hände reichen und eingedenk bleiben des ewigen „Ergelstor!“

Ihr getreuer Paolo Mantegazza.

Florenz, im Mai 1877.“

Eine Schmach, daß so ein Jude sich herausnehmen darf, an einen anderen Juden in Deutschland über Angelegenheiten unseres Deutschtums zu schreiben, und daß ein Jude in Deutschland noch die bössartigen Schriften eines Juden in Italien ins Dtsche zu übersetzen wagen darf.

In den 1880er Jahren machte Mantegazza in der italienischen „Fanfulla“ rechts über Antisemitismus und schilderte die Juden als Wucherer und Geldtyrannen, als „schlimme und lästige Parasiten des europäischen Lebens“, „Knollen“, Auswüchse, Geschwüre am sozialen Körper, um den freien Umlauf unserer Säfte zu hindern; zu fester Kette religiöser, moralischer und sozialer Freimaurerei verbunden, haben sie keine Nationalität. Von ihrer Geburt an — durch die Beschneidung — und während ihres ganzen Lebens schließen sie sich von den Völkern aus, unter denen sie wohnen.

Und in den 1890er Jahren machte M. in der Wiener N. Fr. Presse links über Antisemitismus, wobei er Wendungen aus seinem alten Aufsatz entsprechend „modernisierte“: „Ich habe lange und betrübten Sinnes über diesen blutigen Schandfleck unserer Zeit nachgedacht. . . , ich habe dieses pathologische Phänomen in jeder Hinsicht genau untersucht, und es wollte mir scheinen, als genügte das Gehirn eines einzelnen

Mannes nicht, um die zahllosen Seitenflächen des gigantischen Polyheders zu sehen: ja, es will mir sogar scheinen, als wäre der Geist aller gelehrten Männer der Gegenwart (!?) unzulänglich für dieses mächtige Unternehmen. Es ist eine Frage, die uns zu nahe steht: wir sehen sie, wir fühlen sie, sie bedrückt uns und quält uns, und erst unsere Nachkommen werden imstande sein, ihr Urteil in der reinen, ruhigen Anschauung einer klaren Perspektive geben zu können.

Der Antisemitismus ist eine Bewegung, die durch Furcht und Neid hervorgerufen wird; Furcht vor allem, was stärker ist, als wir, Neid gegenüber allem, was reicher und mächtiger ist. Eine seit Jahrhunderten unterdrückte, verachtete und geschmähte Klasse hat die Beleidigungen und Schmähungen gelassen ertragen, hat die Wunden geheilt und sich nicht vernichten lassen. Vertrieben und verfolgt gleich einem Rudel Wölfe, hat sie auf ihrem Wege Verwundete und Tote zurückgelassen, aber sie hat jede Art von Krieg überlebt und jede Form von Tortur überstanden. Mit bewunderungswürdiger Widerstandsfähigkeit hat sie die eigene Solidarität aufrechterhalten, ihre Glieder gekräftigt und denselben eine staunenswerte Geschmeidigkeit gegeben, sich auf fast unerklärliche Weise überall akklimatisierend. (sic!)

... Der Handel wurde zur Nationalkunst der Israeliten, und als die Ersten in der Kunst, Geld zu finden und zu bewahren, haben sie in ihrer Mitte die größte aller Mächte der zivilisierten Völker aufgehäuft: das Gold. Auf gut gedüngtem Boden gedeiht gut jedwede Gabe Gottes, und auf dem israelitischen Felde, das durch Gold, Silber und Banknoten befruchtet wurde, wächst und gedeiht die köstlichste Pflanze unseres Planeten, die Wissenschaft.

Die Juden sind häufig Wucherer, häufig Tyrannen im Reiche des Goldes, oft unrein, fast immer nervös und zur Hypochondrie neigend, sehr für ihre Gesundheit besorgt und ängstlich. Das sind die großen Fehler, die man den Juden vorwirft. Die größte Beschuldigung aber, die man den Söhnen Moses ins Gesicht schleudert, ist, daß sie, mitein-

ander durch eine feste, unzerbrechliche Kette religiöser, moralischer und sozialer Freimaurerei verbunden, keine Nationalität hätten.

Der Vorwurf der mangelnden Nationalität ist nur zum geringsten Teile berechtigt und enthält nicht die ganze Wahrheit, denn wir finden in Italien sowohl als auch in anderen Ländern sehr viele Juden, die einen großen Patriotismus bewiesen und ihr Blut auf dem Felde der Unabhängigkeits- und Freiheitskämpfe vergossen haben."

Dr. Paul Δ Förster, der in Mantegazza den Juden nur erst vermutete, ergänzte UC 1/7 1888: das unerfreuliche Bild mit wesentlichen Zügen: „Mir ist der „berühmte“ Mantegazza immer als einer der widerlichsten Vertreter unserer modernen Bildung oder Verbildung erschienen. Es ist zu bedauern, daß seine Werke sich auch in Dtschld allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Das teilen sie mit dem französischen Sittenroman, mit der französischen Kokotten-Operette und so mancher anderen Einfuhr.

Ich habe auf ein Gespräch Mantegazzas mit dem verstorbenen Kaiser Wilhelm und dem damaligen Kronprinzen Friedrich hingewiesen, das er in der „Fanfulla della Domenica“ veröffentlicht hat. Er berichtet da von einem Abende, den er 84 gelegentlich der Kongo-Konferenz in Berlin mit anderen Größen der Künstler- und Gelehrtenwelt bei dem Kronprinzen verbracht hat. Sein ganzes Gebaren, wie er es selbst berichtet, offenbart — ich kann mir nicht helfen — jüd. Vordringlichkeit und das richtige Strebertum. Einige Sätze mögen genügen. M. zum Kronprinz: „Ganz besonders habe ich als Italiener mich gefreut, hier das Kunstgewerbe so entwickelt zu finden. Es scheint mir, als wollten Sie Frankreich auf diesem Gebiete bestiegen, wie Sie es schon im Kriege besiegt haben.“ Vielleicht war ich zu weit gegangen, vielleicht gestatte ich mir zu viel Vertraulichkeit gegenüber dem künftigen Kaiser; doch in mir ist plötzliche Begeisterung ungestüm und tyrannisch wie die Liebe. Se. Kaiserl. Hoheit jedoch schien sich nicht an meiner Überschwenglichkeit zu stoßen und erwiderte, eine ernste Miene

annehmend: „Das ist der einzige Krieg, den ich gegen Frankreich führen möchte.“ — Weiterhin preist M. gegen den Kronprinzen die Lebhaftigkeit der Familiengefühle in der germanischen Rasse: „Das ist eine große Tugend bei Ihnen, und nur zu sehr steht dagegen in der lateinischen Rasse dieses Gefühl an Tiefe zurück.“

„Als der Kronprinz sich von mir entfernte, drückte er mir freundlich die Hand, und ich erwiderte den Druck wohl allzu kräftig. Doch wenn ich in diesem Augenblicke die Gesetze der Etiquette verletzete, gehorchte ich jenem mächtigeren des Herzens, und der Kronprinz, bei dem das Herz mit dem Gedanken auf gleicher Höhe steht, muß mich verstanden und mir auch verziehen haben.“ M. berichtet auch, daß er zugegen gewesen sei, als Kaiser Wilhelm nach der Tafel sich mit einem belgischen Deputierten unterhalten habe. Der Kaiser sagte von der belgischen Regierung in bezug auf die Erforschung des Kongo: „Sie haben den Anfang gemacht, und der Anfang ist das Schwerste.“ Da bemerkte Mantegazza: „Um auch meinerseits an dem Gespräche teilzunehmen, versetzte ich: „Majestät, ich glaube, das ist in allen Dingen so.“

Zum Schlusse aber wünscht er, wahrscheinlich um den neuen Herrscher in echt jüdisch=deutsch=freisinniger Weise auf Kosten seines Vaters, den er soeben selbst noch gepriesen, zu erheben, derselbe möge den zweiten Nagel einschlagen und Dtschld wirtschaftliche, geistige und liberale Größe geben! Daran habe es nämlich bis jetzt gefehlt!

Mantino, Jacob, 1490—49, „italienischer“ Arzt, Rabballist, Übersetzer aus dem Hebräischen ins Lateinische. 1534—44 Leibmedicus des Papstes Paul III., der auf diese Weise für die einwandernden portugiesischen Maranen lebhaft interessiert wurde. Zu Tortosa in Spanien geboren, wanderte er nach Bologna und Venedig, wo er Erleichterungen genoß und z. B. den Judenhut nicht mehr zu tragen brauchte. 39 widmete Mantino dem Papste als patri beatissimo eine Übersetzung von Averroes' Paraphrase der Platonischen Republik und führte aus, daß der schönste und älteste Name für Fürsten „Hirt“ sei. Auch der Name von Pauls Geschlecht (Farnese) deute darauf hin, da Pharnes im Etruskischen und Hebräischen „Herr und Hirt“ sei. Der Heilige Vater machte diesen verdienstvollen Etymologen noch im selben Jahre zum Lehrer der praktischen Medizin an der römischen Universität (Sapienza di Roma), wo er Giacomo Ebreo (Jacomo, Jacopo, Giacobbe giudeo) hieß. „Trotz seiner hohen gesellschaftlichen Stellung ist er während seines römischen Aufenthaltes in innigem Zusammenhange mit seinen jüdischen Glaubensbrüdern geblieben“, bemerkt ▼Bogelstein. Die Gemeinde ehrte ihn als „Gaon“. M. starb im Orient. „Aber seine

Gelehrsamkeit wurde durch ein schlechtes Herz verbunzelt“, ▼G 3, 140. Mantino muß schon recht schlecht gewesen sein, wenn Graeb, der für alle irrenden Juden eine Entschuldigung hat, besonders darauf hinweist. Man müßte gern, worin im einzelnen diese außergewöhnliche Schlechtigkeit bestanden haben kann. BM.

Mantler, Lu., Hof-Opernsänger, Universitätslektor, Wien; früher an der Berl. Römischen Oper; Lehrer der Hofopernsängerin Lotte ▼Cassel. 1913.

Mantoux, P. J., Bälterbundsdozent, Unterhändler in Versailles 1919; für ihn müssen die englischen Steuerzahler jährlich 9000 Pf. St. aufbringen. 1922 (H).

Mantow, Theo, Schauspieler, 1915 Schauspielhaus Stuttgart.

Mannel, Esther, „Mlanenwachtmeisterin“, Heldenweib, 1785 Hanau —? Von ihren großen Taten in den Befreiungskriegen sangen die Zeitungen noch 1914. — s. Luise Grafemus.

Mannel, Eugen, 1823—01 Paris, einer der 6 Gründer der AZU; Enkel des Rabbi Jsräel Lohy; Prof., Dr.; Ehrenlegionskommandeur; Generalinspektor der Universität. E: Moses R. M., Arzt. — B: „Poèmes populaires“, patriotisch, 71; „Dubriers“, Dr.; Cain et Abel. Wie alle Juden über die Grenzen der Wirkländer einander kennen, so weiß auch Lu. Geiger (Mzi 1913) von dem Franzosen, daß er nämlich die „erste Familienpoesie“ in Frankreich einführte und ein hervorragender Beamter, ein trefflicher Mensch, ein herrlicher Dichter, ein ausgezeichnete Profaschriftsteller gewesen sei. — Schwager u. Ep: Lévi-Alvarès.

Manns, Börstianer, Petersburg, — auch „Glitz“ [russ. Spülwurm] genannt, war 1912—14 auf vielen AG-Generalsversammlungen tätig. „Es ist mir noch heute eine Genugtuung, als Leiter einer solchen Versammlung diesen jüd. Verbrecher aus dem Lokal verbannt zu haben, wodurch es dem Blutegele unmöglich wurde, ein gutes Unternehmen zu ruinieren“, Adalbert Bold. Hammer Nr. 644, 1929.

?Manussi, Ferdinand, v. Montefole (Fritz Mai), *1839. Bühnenschriftler; R: Wiener J. Rikert. G I, 448. Kl 16.

Manussi, Hans, 1855 Wien —02 Trier, Theaterdirektor.

Manz, Bertha, Mezzosopran. „Münchener Post“ 8/5 1913: „Die Musikalische „Modernistin“ stellte ihre sympathische Vortragskunst mit bestem Erfolg in den Dienst der Romantiker.“ — BM.

?Manz, Gust., Dr. phil., R: EM; Charlottenburg, Wghlebensstr. 41. *1868 Karlsruhe. B: Michael Beer, 92 [vermutlich Dissertation]. S: Mörike. In 1. Ehe: O▼.

Manzana-Pissaro, G., Maler, Paris. AZK 1907.

Mapu, Abraham, JE, Romancier, dessen Werke, wie die aller Juden, nach Ro. „nicht nur der jüdischen, sondern der Weltliteratur überhaupt zur Zierde gereichen.“ — 1808 Rowno —67 Königsberg i. Pr. Er war eine Zeitlang Lehrer der jüd. Religion und des Dtschen am Gymnasium in Rowno: Wieder mußte also das junge Ausland seine Kenntnisse über Deutschland aus jüdischer Hand beziehen, wie umgekehrt russisch sprechende Juden in Deutschland den Unterricht im Russischen verfaßen und die Deutschen ausklärten.

Mar-Samuel, 180—257, Lehrhäusler, Zivilrechtler, Kalendermann und Arzt in Babylonien. „Keiner seiner Aussprüche war von so großer Tragweite wie der, daß die Landesgesetze ebenso bindend für die Juden sein sollen, wie die eigenen. ... Das Gesetz des Staates ist göltiges Gesetz. — Auch eine Augen salbe, deren Erfinder er war, war gesucht.“ Graeb 2, 119. Uns scheint jener „Ausspruch“ ebenfalls nur als Augensalbe gemeint. Denn de facto haben Juden überall die betreffenden Staatsgesetze zu ihrem Vorteil verbogen, umgangen und mißachtet.

Maras, Oya, gebor. Gerlowitsch, O Friedrich Reinit, — Filmstar. BB 8/4 1929.

Mar[r]an[n]en, spanische Juden, die sich im 15., 16. und 17. Jh als Katho=

lifen ausgaben, heimlich aber ihren mo-
saischen Kult weitertrieben und dadurch
Verwirrung unter den Nichtjuden her-
vorriefen.

Gottfried, Chronik, 1600, S. 672:
„Es hatte König Johannes einen Predi-
ger Mönch bey sich / der Vincentius
hieß / und sich großer Heiligkeit an-
nahm. Er uberredet auch den König /
kein Fürst oder Herr köndte mit gutem
Gewissen Juden in seinem Lande ley-
den. Da gebote der König strengiglich:
Alle Juden solten sich entweder tauffen
lassen / oder zum Landt hinaus ziehen.
Es nahmen viel hundert Juden den
Tauff an / aber mit falschen Hertzen /
mit dem Mund gaben sie sich als Chri-
sten dar / aber heimlich hielten sie noch
Jüdische Ceremonien / unnd hatte diese
Art mächtig zugenommen / darum sie
endlich Maranen sind genandt wor-
den / unnd diß ist der Ursprung deß be-
kandten Namens Maranen. Es hat die-
ser König Johannes von Castilien 47
Jahr regieret / darumb wir von seinen
ubrigen Berrichtungen hernach sagen
wollen.“

Bender: „Unter christlichen Masken
schlichen sich diese ungebesserten Stod-
juden in Gerichte, Kirchen, Klöster und
Schulen ein; man machte unter anderen
die Entdeckung, daß solche als Rabbinen
am Sabbath in geheimster Versamm-
lung das Gesetz Moses erklärten und vor
der Thora und dem Talmud ihre
Ehrfurcht bezeigten, um am folgenden
Tag, am Sonntag, vor dem Altare als
christliche Priester das hl. Messopfer dar-
zubringen. Viele Christen fanden all-
mählich Geschmach an diesem wunderli-
chen Durcheinander von christlichen und
jüd. Ceremonien“.

Auch Leo, „Geschichte der Inquisi-
tion“, erzählt von den „jüd. Staatsbür-
gern christlichen Glaubens“ des 15. und
16. Jh.'s, die nach den Judenschlachten,
die das durch Wucher und Betrug erbit-
terte spanische Volk der fremden Rasse
lieferte, en masse zur katholischen Kon-
fession übertraten. Die meisten blieben
innerlich Juden, mochten sie auch äu-
ßerlich zur christlichen Kirche halten,
übten vor Dienern und Bekannten jüd.
Brauch, aßen Fleisch am Freitag und
ließen ihre Kinder nicht einmal taufen.

Nach den Stürmen fühlten sich die
„Neuchristen“ wieder bald sicher, ver-
schwägerten sich mit dem geldbedürfti-
gen Adel, stiegen in Kirche und Staat
zu hohem Rang empor... Wie viele
Priester mag es gegeben haben, ähnlich
jenem Pfarrer aus Toledo, der im Ver-
höre bekannte, er sei im geheimen Jude
gewesen, habe seit 14 Jahren ohne Wil-
lensmeinung Messe gelesen und Absolu-
tion erteilt! Als klassischer Fall wird
angeführt, daß ein Prior bei der Erhe-
bung der Hostie zu dieser zu sagen pfleg-
te: „Hoch, kleiner Mann, laß das Volk
zu dir hinausschauen!“ Die Spanier hiel-
ten damals eben noch an dem mittel-
alterlichen Vorurteil fest, daß das Jü-
dische durch Übertritt zum christlichen
Glauben gelöscht werde. Darum wurden
sie auch die Eindringlinge nicht los, die
für lange Zeiten das edle spanische Blut
verdorben haben. So rächt die Natur
die Sünden gegen das Evangelium der
Rasse. Die ganze gewaltige Erhebung
des Volkes gegen Juda mußte versan-
den, weil man den Juden erlaubte, sich
hinter dem Kreuz zu verstecken, statt sie
als Volks-, Land- und Rassenfremde un-
ter besondere Gast- und Ausnahmeges-
etze zu stellen“.

In dem Buche des katholischen Bi-
schofs Gesele von Rottenburg über Kar-
dinal Ximenes ist die Rede von der Be-
gegnung G. Borrow's, eines Agenten
der Londoner Bibel-Ges. bei Talavera
(Spanien), mit einem äußerlich-christ-
lichen Juden; dieser erzählte Borrow,
den er für einen heimlichen Juden hielt:
„er und sein Geschlecht seien trotz Taufe
dem Gesetz treu und mit einflußreichen
Personen in Beziehung; seinem jüd.
Großvater habe oft insgeheim ein Erz-
bischof, dessen Vater Jude gewesen, „das
Haupt geküßt“ und erklärt: er könne
nicht loskommen; der „Ruah“ (Geist) sei
immer auf ihm, und gegen die Gewis-
sensbisse müsse er sich Trost bei dem al-
ten Rabbi holen. — Es seien unter der
Geistlichkeit viele dem Judentum erge-
bene Abkömmlinge Israels: vier Wür-
denträger der Kirche kämen auch zu ihm,
setzten sich nach gehörigen Reinigungs-
zeremonien auf den Boden nieder und
verfluchten die Christen.“ (WB 2/10 28.)

Wie überall, wirkt auch hier der Bazillus der Auflösung. „Die Maranen in Spanien und Portugal nährten, in Mönchs- und Jesuitentalare gehüllt, die stille Flamme ihrer Überzeugung und unterwühlten den mächtigen katholischen Staat Philipp's I.“, rühmt ▼Graeg, — denn die Zerstörung der arischen Volksgebilde und der heimliche, heimtückische Triumph darüber, liegt in der Natur eines durch seinen Artinstinkt, gleich Blutbewußtsein, verbundenen Parasiten, dessen Leben auf Kosten aller übrigen Rassen und Völker allein schon die Zerstörung dieser ist.

Das Wort „Maranos“ wird von Gedalius S. 14 „von dem spanischen Ausdruck für S c h w e i n“ abgeleitet. Graeg 3,1 führt es auf „Maranatha verdammt, geächtet“ zurück, und nennt die Maranen auch N e u = oder J u d e n c h r i s t e n — denen man aber nicht trauen konnte. Denn „die meisten jüd. Zwangstäuflinge (Anusim) empfanden nach der Taufe mit gebrochenem Herzen noch mehr Abneigung gegen das Christentum und noch mehr Liebe für die angestammte Lehre als vorher. Andererseits empfanden die Juden für ihre unglücklichen Brüder, die mit Widerwillen die Maske des Christentums tragen mußten, ein inniges Mitleid und suchten sie in der Gemeinsamkeit zu erhalten. Sie unterrichteten die im Christentum geborenen Maranen in den Riten des Judentums, hielten heimlich mit ihnen religiöse Zusammenkünfte fürs Gebet, lieferten ihnen Religionschriften, zeigten ihnen das Eintreffen der Fast- und Festtage an, lieferten ihnen zum Passah ungesäuertes Brot und für das ganze Jahr ritualmäßig zubereitetes Fleisch und beschnitten deren neugeborene Knaben.“

Ja, selbst im Dtschld des 20. Jh.'s durfte noch L. ▼Stern, Vorschriften der Thora in der Zerstreuung, 1904, von „bewundernswerter Treue“ der Maranen reden: „sie wird erst dann völlig erkannt und gewürdigt werden können, wenn das überreiche Aktenmaterial, das in den Staatsarchiven zu Alcalá de Henares und Simancas sowie in mehreren Archiven Portugals aufgehäuft ist . . . gesichtet und bearbeitet sein wird.“

Hoffentlich kann diese Arbeit, die die wichtigsten Aufschlüsse über die Zerkleinerungstendenz einer parasitären Gengenrasse geben könnte, einmal von Nichtjuden besorgt werden. — Was sonst schon in den Archiven gefunden wurde, sieht nicht sehr nach „bewundernswerter Treue“ aus. So veröffentlichte der Julian von Medrana den von ihm in einem zu Paris 1609 erschienenen Buche, in Toledo entdeckten Brief zweier jüd. Fürsten. (Stbgr. 3. 21/2 1893): „Tamora, der Fürst der spanischen Juden, schreibt an Ussus, den Fürsten der Juden in der Türkei, weil seine Glaubensgenossen in Spanien verfolgt werden und bittet um Verhaltensmaßregeln. Ussus antwortete: „Wir haben eine große Versammlung aller Rabbis einberufen und sind zu folgendem Entschluß gekommen: „Wenn Euch der König von Spanien gebietet, Christen zu werden, nun gut, so werdet Christen. Wenn man Eurem Vermögen nachstellt, so raten wir Euch, daß Ihr Eure Söhne Kaufleute werden lasset, damit sie das Euch weggenommene Vermögen zurück nehmen können und das Vermögen der Christen dazu. Wenn man Euren Leben nachstellt, lasset Eure Söhne Ärzte und Apotheker werden, dadurch werdet Ihr das Leben der Christen in Eure Gewalt bringen, und wenn man Euch Eure Rabbischulen schließt, so laßt Eure Söhne christliche Geistliche werden, damit Ihr die Kirche in Eure Gewalt bekommt; und wenn man Euch sonst bedrückt und verfolgt, lasset Eure Söhne allerlei studieren, was man nennt Rechtswissenschaft, lasset sie studieren alle Händel und Spitzfindigkeiten, dann werdet Ihr das Volk in Eure Gewalt bekommen, und Ihr könnt machen, was Ihr wollt, Ihr werdet nicht die Verfolgten sein, sondern die Herren der Welt.“

AGJ. v. 1901, S. 23: Drobio über die geschmadderten in Spanien 15. Jh. „Canonici, episcopi, inquisitores in corde iudaizant“.

Graeg: „In Spanien und Portugal waren Mönchs- und Nonnenklöster voll von Juden. Viele Kanoniker, Inquisitionsrichter stammen von Juden. Nicht wenige bargen das Judentum im Herzen und heuchelten wegen weltlicher Gü-

ter den Christenglauben. Von diesen empfanden einige Gewissensbisse und entflohen, wenn sie konnten. In Amsterdam und in mehreren anderen Gegenden gab es Mönche, Augustiner, Franziskaner, Jesuiten, Dominikaner, die den katholischen Glauben abstreiften. Es gab in Spanien Bischöfe und feierlich ernste Mönche, deren Eltern, Brüder und Schwestern in Amsterdam und in anderen Städten wohnten, und das Judentum bekannnten.“

Die Maranerei war ein ganz halt- und zügelloser Zustand, der die Langmut der Spanier herausfordern und naturnotwendig zu der großen, aber immer noch genügenden, Auseinandersetzung 1492 führen mußte.

Die portugiesischen Maranen führten nach 1536 (S. 3, 219) in einer Denkschrift an den Papst Paul III. eine drohende, effektvolle Sprache, die kaum noch höher hinaus konnte: „Wenn Ihre Heiligkeit die Bitten und Tränen des hebräischen Geschlechtes verachten oder, was wir nicht hoffen, verweigern, dem Übel abzuhelpen, wie es doch dem Stellvertreter Christi geziemt, so protestieren wir vor Gott, und mit Klagen und Seufzern, die weithin ertönen, werden wir im Angesicht des Universums protestieren, daß wir verfolgt am Leben, an der Ehre, in den Kindern, die unser Blut sind, und bis an unsere Seligkeit, zwar versuchen werden, uns vom Judentum fernzuhalten, bis daß, wenn die Tyrannei nicht aufhören sollte, wir das tun werden, an welches keiner von uns sonst denken würde, d. h. wir werden zur Religion Moses zurückkehren und das Christentum verleugnen, das man uns gewaltsamerweise zwingt, anzunehmen. Wir rufen feierlich aus, daß wir Opfer sind, bei dem Rechte, das diese Tatsache uns gibt, ein Recht, von Eurer Heiligkeit anerkannt. Das Vaterland verlassend, werden wir Schutz suchen bei minder grausamen Völkern!“

Der Papst scheint sich dann haben erweichen lassen, denn der portugiesische Bischof Balthasar Vimpo rügte auf dem Konzil zu Trient Paul III. wegen seiner Teilnahme für die Maranen: „Als Christen und unter christlichen Namen

verlassen sie heimlich Portugal und nehmen ihre Kinder mit, die von ihnen selbst zur Taufe geführt sind. Kommen sie nach Italien, geben sie sich für Juden aus, leben nach jüd. Satzungen und lassen ihre Kinder beschneiden. Das geschieht unter den Augen des Papstes und der Kurie, in den Mauern Roms und Bologna.“

Leider haben mehrere Päpste die Judenfrage eher verkannt, als erkannt, und ihre Pflicht, die Menschheit vor den Parasiten zu behüten, vergessen.

In Spanien und Südamerika ist übrigens Marane noch als Schimpfwort gebräuchlich: „Chaucho marano“ (du bist ein Drecksack).

Im Jahre 1928 oder 29 ging die Nachricht durch verschiedene Zeitungen, daß viele tausend nordspanischer Maranen in den Schoß des Mosaismus auch äußerlich zurückgetreten seien. Wo stand die Nachricht? WM.

Marano (Maranne), ital. Doktor der neueren Sprachen, Leipzig 1914. — Juden können wohl an einer Universität als Lehrer für das ihnen angeborene „Jidisch“, aber nicht mal für das von ihnen entlehnte und nicht arteilene Hebräisch in Betracht kommen; und gar von ihnen eine andere nichtjüdische Sprache lernen zu sollen, dürfte deutschen Studenten nicht mehr zugemutet werden.

Marasse, Margarete (Morgan), Berlin W. B: Badfischbrütere aus Rairo 1899; Rdm. Sonntage 06..

Marat, Jean Paul, französischer Revolutionär, der Septembermörder von Paris, 1792. 1744 Doudry, Schweiz — 93 Paris. S: Pami du Peuple. Er stammte aus spanischer Judenfamilie, die nach Sardinien, später nach der Schweiz flüchtete, wo sie zum Protestantismus übertrat. — „Dieser Marane hat die Scheiterhaufen in Spanien mit der Guillotine in Frankreich vergolten“, sagt Drumont 293; 1, 345, der die Verfolgungs- und Mordsucht M.'s aus der den Juden eigenen Nervosität erklärt: „Die geistige Frechheit und ungeheure Unverschämtheit, mit der er nach der Hinrichtung des Königs zu sagen wagte, „in diesem Lande müssen erst 270 000 Köpfe abgeschlagen werden“, haben eine seit Jahrhunderten in das jüdische Gehirn eingeprägte Idee zur Ursache. Die Religion, die lehrt, daß der Jude höher stehe, als alle andern Menschen, daß er alles, was nicht wie er ist, vernichten müsse, daß alles auf Erden ihm gehöre, ist der Boden für solche Ideen und Theorien; aus diesen Anschauungen kommt die geheime und unsichtbare Logik der für oberflächliche Beobachter unbedeutsamen Verirrungen. . . .“

Drumont weist auch auf M.'s Bildnisse: „Jener Marat von Bajazet mit dem aus einem Taschentuch geformten Turban, dessen Knoten einem Federbusch gleicht, erinnert an eine alte echt orientalische Jüdin. Man betrachtete das Porträt im Museum Carnavalet aus der Sammlung Saint Albin und vor allem die Hüfte, und man glaubt ein in Nervenreiz und Halluzinationen befindliches Wesen vor sich zu haben; wie bei Robespierre und anderen an jenen fürchtbaren Vorgängen tätig Beteiligten macht sich eine Ungleichmäßigkeit beider Gesichtsseiten bemerkbar, die entschieden ein gestörtes geistiges Gleichgewicht andeutet.“

M. ist in London Freimaurer geworden und trat später in die Loge „La bien aimée“, Amsterdam, über, — Denel.

Die junge Charlotte Δ Corday, die das Ungeheuer 1793 erstach, schrieb in einem letzten Brief: „Gott sei Dank, daß er kein geborener Franzose war“, wahrscheinlich weil er in der Schweiz geboren, vielleicht aber, weil er Jude war, was auch Wichtl „Weltfreimaurerei“ und Theodor Fritsch „Handbuch der Judenfrage“ behaupten. M. wird in der „Illustrierten Weltgeschichte“ geschildert: „Kein von Gestalt und etwas schief; die Züge seines gelblich-schmutzigen Gesichts von abschreckender Häßlichkeit und Gemeinheit, die Lippen dick aufgeworfen, die Nase eingedrückt, der Blick giftig stehend.“ — **BB** 14/6 1930: „Marats Abstammung würde seinen Haß gegen das Christentum und die Anstiftung des Septembermordes erklären, deren Opfer sich amtlich auf 1086 belaufen.“

Maratschek, Bertha, Frau, 1837–17 Wien, jüdisches Siedenhäus. „Sie war in den 1860er Jahren Richard Wagners „Puhmacherin“, die ihm seidene Schlaftröde, Samtjoppen, seidene Hausschuhe usw. lieferte. Durch Feuilletons von Daniel ∇ Spitzer sind die Briefe R. Wagners an sie bekannt geworden.“ Hamburger Nachr., Nov. 17. — Die Briefe sind freilich unerquicklich. Etwas mehr Vorsicht würde unserm R. Wagner, der doch das Judentum wie keiner kannte, besser angestanden haben.

Marba, Max, RA, Dr., gebor. Abrahamssohn, erhielt Berlin 27/8 1908 vom Polizeipräs. den auffälligen Namen „Marba“, bei dem jeder Jude mit Recht die Ohren spitzt und dahinter durch Umkehrung [Abram] einen der Seinen wittert, während die harmlosen Nichtjuden sich bei den merkwürdigen Lauten nichts weiter denken.

marb'fer, marb(i)ffer, j: rühriger Geschäftsmann [h: marbitz, Jins, Gewinn]. — **Wischoff J.**

Marburg i. G. 1913, Universtität: Leonhard (gebor. Levisohn); Meyer; Cohen; M. Meyer; Hensel; Reibert (jüd. verheiratet: Levy); Martin Wolf (früher Gerichtsaffessor, Berlin, jetzt US).

Marburg, Jessie, Dr., 1860–30. **B:** Sozialökonomische Grundlagen der englischen Armenpolitik, 1912. **Aus** „Lübinger staatswissenschaftlichen Abhandlungen“. **Ma:** Jahrbuch der Frauenbewegung 1914.

Marburg, Otto, Ud, Wien 1914.

Marburg, Th., amerikanischer Gesandter in Belgien. **Woche** 28/2 1914. (W.)

Marburger, oder Morpurgo, Moses und Jacob, Gradiška; Wiener Hofjuden im 30jähr. Kriege. vgl. Kyffhäuser, Sept. 1890.

Marc, Dr. med., **SN**, Bildungen, **#**. — **E. O** Bankhäuser Dr. L. Δ Pfeiffer, Kassel. — 1915.

Marc, Charles Chretien Henry, **JE**, 1771 Amsterdam —41 Paris. Nach 1830 Leibarzt des armen Louis Philippe. — **#**.

Marc, Helene = **H. Marcus**.

Marc, Robert, *1876, Dr. phil., **US** (Phys.), Jena, Forstweg 80. Prof. Marc schrieb dem Semitforscher am 23/6 1914: „... Ich habe, wenn überhaupt, im äußersten Falle 5% jüd. Blut, da nachweislich keiner meiner Großeltern und Urgroßeltern Juden gewesen sind. Wenn Sie aber alle Deutschen mit diesem geringen Prozentsatz von Judenblut als Judenstämme rechnen wollen, dann täten Sie besser, die aufzuzählen, die kein jüd. Blut besitzen.“ — Der Vorschlag hinkt etwas hinternach, denn ihm ist längst in den bekannten bürgerlichen Geschlechtsbüchern von Bernh. Körner (Verlag Starke, Görlitz) und in den Sippenrollen der Herd- und Heimstätten blutsreiner Verbände und in der „Eda“ des deutschen Adels entsprochen.

Otto Δ Diethart, **PM** 1914, 207: „Die Schwächung unseres Rassebestandes durch Vermischung erfolgt dabei nicht in einfachem, sondern in gesteigertem Verhältnis, indem durch jede gemischte Heirat nicht nur eine gewisse Zahl Kinder deutschen Namens, aber unrein gebliebenen Teil der Bevölkerung die Heiratsmöglichkeiten auf diese Weise erheblich beschränkt werden, oder die ihm angehörigen in steigendem Maße gezwungen werden, sich gleichfalls mit Mischlingen zu verheiraten. Deshalb ist auch der Gegengrund, mit dem wir beruhigt werden sollen, wenig durchschlagend, daß nämlich die Zahl der Mischehen gar nicht so groß, und bei

ihrer Kinderarmut die Zahl der Mischlinge erst recht gering sei. Hiergegen ist zuerst geltend zu machen, daß die Mischlinge der oberen Klassen oft in sehr guten wirtschaftlichen Verhältnissen leben, in den untern vielfach eine gewisse wirtschaftliche Förderung erfahren und daher ihre Heiratsmöglichkeit entsprechend groß ist. Aber abgesehen hiervon. Bedenken wir, daß die Zahl der Ahnen eines Menschen im dritten Geschlecht aufsteigender Richtung bereits acht beträgt, so würde es, wenn die Zahl der Mischlinge nur auf ein Achtel der Bevölkerung angewachsen wäre und von da an keine Mischheiraten mehr einträten, bei völlig gleichmäßiger Verbreitung durch die Bevölkerung nach drei Geschlechtern bereits keinen einzigen nicht jüd. gemischten Deutschen mehr geben. Nun erfolgt die Verbreitung der entstehenden Mischlinge allerdings nicht gleichmäßig durch die ganze Bevölkerung, dafür sehen wir aber vorderhand auch nichts, was der unmittelbaren Vermischung irgendeinen Halt geböte, im Gegenteil, wir sehen sie in der Zunahme und also der Durchdringung mit jüd. Blute alle Türen geöffnet. Schon Chamberlain sagt, daß, wenn die Durchsetzung mit jüd. Blute in gleichem Maße fortschritte, von der europäischen Bevölkerung in etwa 100 Jahren nichts übrig sein werde, als eine Herde pseudo-hebräischer Mestizen, während sich das Volk Juda dank seiner strengen Rassenlehre in seinem Grundstode behauptet. Wir haben diese Befürchtung für unser deutsches Volk nur dahin zu verschärfen, daß es u. G. bei dem Schrittmache, mit dem die Rassenvermischung eingesetzt hat, nicht einmal dieses Zeitraumes bedürfen wird.“

Marc-Henry Δ , eigentlich Achille d'Alilly-Baucheret, katholisch, Literat, Paris. 1914 **O** ∇ . — **BF**, Nr. 177.

Marc-Moffe, Josef, gebor. Moses (L'ami; Le loheug de Saint Acre). — 1780 Carpentras —25 Paris, **JE**. — Schon mit 7 Jahren war er „Dichter“ und wurde vom Klerus in ein Kloster entführt, dem er 92 entran; er spielte in Paris den bewunderten „abbé galant“, à la ∇ Casanova (sd), lebte äppig, war viel krank und beging mit seiner englischen Gattin Selbstmord. — **B:** Eucharis, ou les Sensations de l'Amour. — Er schrieb für Frauen über die Art, ihre Schönheit zu bewahren, und für Männer, sich unwiderstehlich zu machen, und zuletzt natürlich eine „Verteidigung der Israeliten“.

Marcel, Pierre, Dr., **RA**, Chefadjunkt des Ministerpräsidenten Barthou, Paris. **JBo** 1913.

Marck, Hans v. der = Hans Schukowitz.

Δ **Marckesi**, Gesangsprofessorin in Wien, seit 1895 Schwiegermutter des ∇ Alexander Frhn. v. Popper. — **GG**.

Marchfeld, Rudi, Salzburg, **#**, „Schneider“, bei der Firma Koniger Direktor, auch Dir. eines Vergnügungslokals und zuletzt „Erfinder“ des Bodenbürstenapparates „Roma“, wofür ihm die Modelle ein deutscher Gewerbetreibender erzeugt hatte. Dieser, arm und krank, erhielt von M. aber kein Geld, verlor einen Prozeß gegen ihn, und mußte auch noch die Spesen tragen, die der Jude dadurch gerichtlich betrieb, daß er dem für ihn tätigen Anwalt die Werkstättenmotore pfänden und versteigern ließ. Zum Bettler gemacht, teilte der Handwerker das Los aller Erfinder, die mit den Juden gehen. Eiserner Besen, 27/9 1929.

Marchinsky, Albert [Rameses], 1876 Rußland —30 London; was meint Jew. Chron. 8/8 30 mit der Charakteristik des Verstorbenen: ein weltbekannter Verschwoerer und Phantast? **WM**.

Marchizer, j: ein geschickter Dieb. Der Jong wird a Marchizer wer'n, aus dem Jungen wird ein prächtiger Spitzbube werden. — **Thiele G.**

Marck, Stadtrat, Breslau, Tauenginstr. 11. — Frau M. ist Vorsitzerin: Jüd. Frauenbund.

Marck, Hugo = **H. Marcuse**.

Marck, Frederick William, Architekt, Kirchen und Synagogen, London, *? (Sidney). 19. jh. Ro.

Markwald, Familie in Berlin, hieß früher: **Martus**. **GG** 628.

Markwald, sozialdemokratischer Führer, entstammt einer noch lebenden ∇ Familie in Berlin. In Königsberg erhielt er vor dem Kriege ein Jahr, weil er das

Denkmal der Königin Luise „eine Schandsäule“ genannt hatte. Als er in einer Versammlung die Redaktion des „Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgießer“ angriff, antwortete das Blatt in einer Notiz: „Ein gewerksmäßiger Stänker. M., aus dem Stamm Israels, redet jahrein, jahraus stereotypen Blödsinn, den man in den Bach laufen lassen muß, wie den Wein des Sartorius, eines pfälzischen Weinplantzlers.“

Später war M. Redakteur in Kottbus, wo er aber mit Krach wieder abzog. Er hatte den Genossen „Idealismus ins Herz zu pflanzen“ und sich dabei als Redakteur für eigenes Geld einen verantwortlichen jungen Mann gehalten. Das ging selbst den Genossen über die Begriffe. — Bei einer Schweizer Reise wurde er in einem Luxushotel gesehen, was auch gerade nicht für die Ehrlichkeit seiner proletarischen Neigungen spricht. *DW*, 2. Sept.-Nr. 1928.

Marcwald, Willi, GfM, Prof., Uß (Chemie). *1864 Jacobskirch, i. Schles. E: Landwirt, später Kfm. Philipp M. // Selma Jaffe. — 90 O Margareta Salomon. K: Paul Friedr. 92; Joachim Ju. Günther 02. Liberal. Berlin W 50, Uchenbachstr. 6.

Mardg, André Maurice, Agl. Niederl. Bijeton-sul und Weingroßhändler. *1866 Rotterdam. E: Großkaufmann Maurice M. // Goldine Kaufmann. O 92 Charlotte Nathan. — Frankfurt a. M., Neue Mainzer Str. 16. Deg 6.

Marco, L. = Martha Cohn-Dasker.

Marconistandal, s. Herbert L. Samuel.

Marcosson, Isaac S., R. York, Deutschenspeker. Ma: „Saturday Evening Post“, wo er 1929 (WB) ausführte: „Dtschnd ist fähig, die Standard-Jahreszahlung von 625 000 000 Dollar zu bezahlen“ ... und heute bereits das Zentrum und die Operationsbasis des amerikanischen Kapitalismus ... die „Demokratische“ Partei in Dtschnd, deren Führer in der Hauptsache Juden sind und die für den Freihandel eintritt, ist die Partei, für welche der amerikanische Demokrat stimmen wird.“ Er lobte den Schacht, den „selfmade-man“, Jakob ▼ Goldschmidt, den „Finanzkönig“, und Otto ▼ Wolff, den „Barren des Stahltruffs“. Juden werden von M. überhaupt als Fürsten betrachtet. „Erst der amerikanische Sportstimmeln“, sagt M. weiter, „wird Dtschnd zu einer wahren Demokratie machen“, — die die amerikanischen Bankiers dann um so leichter ausplündern können.

Marcouffis, L., Maler, Plastiker, Kubist, Paris, JPB 2/8 1929; *Jew. Chron.* 5/7, 27/9 29. WM.

Marcus, vgl. Müller.

△ **Marcus**, rheinische Sippe, die ihres von Juden vielfach benutzten Namens wegen oft als jüdisch bezeichnet wurde. *UC* 15/7 1888: „Eindringen der Juden in die Justiz. Zum Amtsrichter in Ratingen ernannt ist Gerichtsassessor Dr. Marcus aus Düsseldorf.“ *UC* berichtete aber 5/5 89: „Die Familie Marcus in Köln, der auch der Senator Dr. M. in Bremen entstammt, ist urdeutsch und ebenso christlich. Die 3 Söhne könnten als Germanentypen gelten; die Familie ist evangelisch, M.'s Mutter eine Engländerin; M.'s können ihren gänzlich und unbeschnittenen Stammbaum bis ins 17. Jh. verfolgen.“ —

Trotzdem setzte das Jüd. Jahrbuch 1912, S. 139, unverfroren den inzwischen hingeschiedenen, allerdings über-liberalen Bremer Senator und Bürgermeister Marcus auf die jüd. Totenliste. — Aber auch die Allianzen der Familie sind arisch:

1. Senator M., †12; O △ Adami; 2 Adoptivkinder.

2. Landgerichtsrat M., †06, O △ Martha Brüllgelmann. E: Helene, O △ Oberleutnant Marschall von Bieberstein, Düsseldorf; 2 Kinder. — Die Witwe des Landgerichtsrats: 09 O △ Benno von Uchenbach, Berlin.

Marcus, Uß (med. Fakultät), München 1914.

Marcus, Ad. & Webers, E. Verlag, Bonn. 20. Jh.

Marcus, Bernard, Bankpräsident. Mitteld. B. 13/2 1931: „Niesenbetrugsstandal. Wagenladung von Aktien wurde heimlich verbrannt. Ein zur Untersuchung von Betrügereien bei der vor einigen Monaten geschlossenen (nicht staatlichen) „Bank der Vereinigten Staa-

ten“ eingesehter Ausschuß hat gegen acht leitende Persönlichkeiten der Bank schwere Beschuldigungen erhoben. Es handelt sich um insgesamt 30 Betrugsfälle. Die Beschuldigten sind der Präsident der Bank, Bernard Marcus, der RA und Dir. der Bank, Eidor Krefel, sowie die Direktoren Paul Singer, Henry Pollad, Simon Kugel, Stanley Mitchell, Alexander White und Herbert Singer. Die Beschuldigungen betreffen eine große Transaktion über nicht weniger als acht Millionen Dollar (etwa 34 Mill. M.). Die Angeklagten, mit Ausnahme Krefels, der zurzeit krank ist, werden bei der Polizei zum Fingerabdruck vorgeführt werden. Bei der Untersuchung über die Schließung der Bank stellte sich heraus, daß eine ganze Wagenladung von Aktien der Bank der Vereinigten Staaten im vergangenen November in dem Hause eines der Beschuldigten verbrannt worden ist. Insgesamt 1600 Bündel Aktien wurden dabei vernichtet.“ *WM*.

Insonderheit Mitteilung erbeten, welche Zeitungen etwas von dieser Sache gebracht haben. Wir vermuten, daß dieser Fall, wie Tausende ähnlicher Fälle, totgeschwiegen werden wird, so daß er später nicht mehr auffindbar ist und darum „überhaupt nicht geschehen“ ist.

Marcus, Brentgen, JG, die erste dtische Hof-sängerin, 1700. * Besele. Dort wurde sie 1690 von dem späteren preußischen König Friedr. I. entdeckt und samt ihrem Vater Isaac nach Berlin zur Ausbildung gesandt.

Marcus, C. D., Dr., Literat. *WZ a.M.* 7/11 1915: „Der in Berlin lebende schwedische Schriftsteller Dr. C. D. Marcus hat anlässlich des Gastspiels des Dtschen Theaters in Stockholm eine Unterredung mit Prof. Mag Reinhardt gehabt, die in der „Dagens Nyheter“ veröffentlicht wurde.“ — So leben in jeder großen Stadt neben den inländischen noch viele ausländische Juden.

Marcus, Dorothea, Dirne, Berlin — E: Marcus Samuel, Danzig — wollte sich am 13/11 1813 aus der Hurenliste streichen und taufen lassen. Weides wurde abgelehnt und sie selber, da sie kein Recht hatte, in Berlin zu sein, des Landes verwiesen mit dem Bemerk: „Mag sie sich in Danzig taufen lassen.“ — Lamm, Taufjuden.

Marcus, Eli (Nahohme), Dialektdichter und Kfm., Münster i. W., *1854. B: De graute Kumeet; Graf Tuds und seine Nachkommen; Schnippel vom Wege des Lebens. *Kü* 34. Bartels *DW* 3, 225.

Marcus, Emanuel, Bochum, 18. Jh. Wie unbefangen Friedrich d. Gr. die Juden beurteilte, geht aus seinem Schreiben an den Ingenieur Major von Enbers hervor, der den Marcus für ein Privileg empfahl und dabei dem König mitteilte, wie ihm „der Jud“ dafür ein „Douceur“ von 100 Dukaten versprochen hätte. Der König antwortete, daß er das Gesuch des Juden billige, aber der Ansicht sei, sein Major könne von dem Juden „wohl mehr als 100 Dukaten für die Vermittlung herauschlagen“.

Marcus, Ernst (Gustav Gotthelf), Dr., ao Uß (Zool.), Berlin, Invalidenstr. 43. *1893 Berlin. E: GfM GfM Dr. Georg M. (*1848 Posen) // Regina Schwarz. Vatersvater: Heymann M. // Therese Landsberg. — Deutsche Auktionsteil.

Marcus, S. (Helene Marc), * Goslar. Jugendschriftlerin. — Altona.

Marcus, Henry, Rentier, Berlin W 30, Schwäbische Str. 20. Bizpräses: B. f. Feuerbestattung. 1914.

Marcus, Hugo, Berlin W. *1880 Posen. B: Frühlingsglück, M.; Philosophie des Monopluralismus; Krifen, *Nov.* *Kü* 34.

Marcus, Hugo, Wien, Herrengasse 8. Dir: Wiener Bankverein. Präf. Verwalt.-R: Österr. = Amerikanische Gummi-fabrik, Wien; Ungarische Gummiwaren, Budapest. Bizpräf.: Teppich- und Möbelstoff-fabriken, vorm. Philipp Haas & Söhne. *WR*: Deutsch-Österr. Bergwerk, Dresden; Dresdner Maschinen und Schiffswerk Uebigau; Ber. Elbeschiffahrt, Dresden; Ber. Smyrna-Teppich, Berlin. Im Berw.-R: Banca Comm. Italiano, Mailand; Banca Comm. Trieste, Triest; Danubius Maschinen und Schiffsbau, Wien; Landesbank für Bosnien und Herzegowina, Serajewo; Österr. Dalmater-Motoren, Wien; Österr. Nordwest-Dampfschiffahrt,

Wien; Société d'Automobiles Commerciales, Paris; Société française d'Automobiles „Mercedes“, Paris; Société Mercedes Electrique, Paris. 1914.

Marcus, J. M., Tuchel, hieß bis 1812: Jzig Meier. — Df.

Marcus, Isaac, im Kleinen Wallenfiedt, machte doch 1914 (Wahrheit 28/3) eine Riesenpleite mit 1½ Millionen Passiven.

Marcus, Lewin Jakob, 1809 Rheda — 81 Manchester, „der Rieffer Medlenburgs, RA in Schwerin; der 1. jüd. Abgeordnete im medlenburgischen Landtage, dessen Vizepräsident er wurde. Ehrenbürger der Stadt Schwerin, in deren Kollegium er 17 Jahre stellvertretender Vorsitzender war. Als Vorkämpfer für Gleichberechtigung der Juden und als Mitglied des jüd. Oberrats erwarb er sich mannigfache Verdienste um seine Glaubensgenossen“, Kaiserling.

Marcus, Louis, Verlag, Berlin SW, Tempelhofufer 7.

Marcus, Lu., 1798 Dessau — 44 Paris. Er studierte 1820 mit Heine in Berlin, der ihn in den „Denkwürdigen“ beschrieb: „Ein kleiner schwächlicher Leib, wie der eines Jungen von 8 Jahren, und im Antlitz eine Greisenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. ... Diejenigen, die den verstorbenen Moses Mendelssohn persönlich gekannt, bemerkten mit Erstaunen die Ähnlichkeit der Gesichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweisen, der sonderbarerweise ebenfalls aus Dessau gebürtig war. Hätten sich die Chronologie und die Tugend nicht allzu bestimmt für den ehrwürdigen Moses verbürgt, so könnten wir auf einen trivialen Gedanken geraten.“

M. wurde Vielwisser, Geograph und Semitologe, schrieb über die Bandalen in Afrika und das delikate Thema der Beschneidung bei den Abessinierinnen (Zfchr. für Kultur und Wissenschaft des Judentums), erhielt eine Professur in Dijon, die er aber wieder verlor, und arbeitete dann in Paris, wo ihn, laut Heine, „die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs“, also Madame Rothschild, über Wasser hielt. Er starb im Wahnsinn. Seinen Nachlaß gab S. Munk heraus.

Marcus, M. und S., Verlag; Jnh: Max M., Breslau III, Kaiser-Wilhelm-Str. 8. (s. Marcus, Max.)

Marcus, Max, Buchhändler, Berlin. 1911 wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften und Bilder 6 Monate und 1000 M.

Marcus, Max, Jnh: M. & S. Marcus, Verlag, Breslau. *1862 Posen. O. L. des Kreisphysikus Dr. Paradies. Wreschen. Er begründete mit seinem Bruder den Verlag und den B. zur Förderung der Synagogengemeinde, in deren Vorstand er 1912 kam. „Blühende Liebe zum jüdischen Vaterlande und Begeisterung für seine Dichter und Denker vereinigte er harmonisch mit der Treue zu seinem Glauben, zu dessen Geschichte und Literatur“, Jüd. Volks-Z. 27/1 1922.

Marcus, Michael, RA, Sozialist, das „jüngste“ Mgl. d. Parlaments, London, *1897 Anichen b. Stahlyod; 99 nach Edinburgh. SW: „Selbstverständlich nahm ich im Unterhause eine ausgesprochene jüd. Haltung an, was meine Pflichten den Wählern gegenüber nicht hindert. Ich bedeutete neulich u. a. dem Parlament, daß es gar nicht das Recht hätte, in innerjüdischen Angelegenheiten, z. B. Schächten, etwas zu entscheiden. Als ich dann in die Debatte des Hauses über Palästina eingriff, war ich erstaunt, daß meine durchaus national-zionistische Rede so beifällig aufgenommen wurde.“ — M. M. braucht sich gar nicht zu wundern, denn die Engländer sind in der Judenfrage noch rückständiger als andere Völker, und lassen sich in ihrer Politik von den jüngsten, östlich zugewanderten Juden alles vormachen. — Jew. Chron. 28/6 1929 nennt ihn den ersten Dnebrith-Bruder im englischen Parlament.

Marcus, Otto, Maler, *1863 Malchin, gehörte zu denen, die nicht gern in „Kobuts Buch „Berühmter isr. Männer und Frauen“ wollten. Er schrieb (DWe 02, 9) bescheiden dem Verfasser: „In der Voraussetzung, daß mein Fehlen in Ihrer Sammlung auf keinen Fall eine merkbare Lücke verursachen würde, möchte ich Sie bitten, von einer Erwähnung meiner Person abzusehen.“

ohne meine jüd. Abstammung im geringsten verleugnen zu wollen, bin ich im Prinzip gegen jede Klassifizierung der modernen Kunstentwicklung vom konfessionellen oder nationalistischen Standpunkt aus“, — wo es doch dem verständigen Rohut weder auf Glauben, Nationalität und Kunstentwicklung, Dinge, die in der Tat bei den Juden ganz unwesentlich sind, sondern nur auf die Rasse ankam.

Marcus, Siegfried, 1881 Malchin i. Medl. — ? Wien. „Erfinder“ des Benzinautos und des Astralgases, DWe 13, 11. Aber schon 54 soll ein gewisser M. Davidsohn ein elektrisches Auto gebaut haben, wie Birnbaum behauptet. — S. M. ist wohl der Vater von Otto M. (1b).

Marcus, Sigismund/Philipp, Kurarzt, SM, Byrmond, Oberstabsarzt der Landwehr und Mgl. des „Zentralvereins dtischer Staatsbürger jüd. Glaubens“. Die Verbindung mit dem jüd. Kampfb. war in Deutschland in und vor dem Kriege # Offizieren des Heeres gestattet. *1864. 85 O Renate Jüdel, *56. R: Konrad Philipp, 78; Gustav Philipp, 86; Karoline, 87.

Marcuse, R: Dtsche Drogisten-Z. Eb 166.

Marcuse, Adolf (A. Verus), Dr. phil., UP, Lehrer beim königl. pr. Luftschifferbataillon, Doz. der Handelshochschule, Berlin. *1860 Magdeburg. E: Bankhausler Heinrich M. // Anna Hirsch, Schw. des Prof. Ad. Hirsch, †, Dir. d. Sternwarte, Neuchâtel. O 95 Elisabeth Voemherz, Berlin. R: Charlotte Esther, 95; Heinrich Alexander 97; Walter Wilhelm Max, 02; Edith Ruth, 03; Anna Ellen, 05. R: Geographisches Jahrbuch, Gotha. — Er nahm an vielen wissenschaftlichen Expeditionen teil. — Kaiser Aero-Club; Lichterfelde, Wila Wilhelmstr. 5.

Marcuse, Franz, Banddir., Berlin NW, Brückenallee Nr. 5. — Vorstand: Dresdner Bank. 1914.

Marcuse, S. (Hugo Ward), 1867—12, Dr., JN, Berlin. B: Kameraden, No. — Zeitungsmeldung Febr. 11: „Dem besonders in Theaterkreisen bekannten RA Dr. Hugo M. sind besondere Ehrungen zuteil geworden. Sowohl der deutsche Kaiser als auch der Kaiser von Österreich haben dem Genannten eine kostbare Busennadel zu verleihen geruht.“

Marcuse, Lu., Kritiker am Generalanzeiger, Frankfurt a. M., 1927 (WB 14/10).

Marcuse, Lu., Dr., Dozent der Humboldthochschule, Berlin; *1894 ebda; UWB; WB 5/1 1928.

Marcuse, Max, Dr. med., Geschlechtsarzt, Berlin W 35. *1877 ebda. E: Rfm. Karl M. // Johanna Labus. O 05 Frieda Kohls. B: Uneheliche Mütter; Hautkrankheiten und Sexualität; Gefahren der sexuellen Abstammung für die Gesundheit; Darf der Arzt zu außerehelichem Geschlechtsverkehr raten? Seine „Sexualprobleme“, Zfchr. f. Sexualwissenschaft und Sexualpolitik, zählt folgende VMa: G. Wschaffenburg; Eduard Bernstein; A. Blaschke; R. Broda, Paris; Ch. v. Ehrenfels, Prag; A. Eulenburg, Berlin; S. Freund, Wien; M. Fürst, Hamburg; L. Gurlitt, „Sexuelle Sittlichkeit u. Konfessionalismus“, Steglitz; Magnus Hirschfeld, Berlin; L. v. Liebermann, Budapest; Alpa Bey, Kairo; Hofrat Löwenfeld, München; Sellheim, Tübingen; Stier-Somlo, Bonn; Iwan Bloch, „Liebe u. Kultur“; Henriette Fürth; R. Ruben; Helene Simon; Max Thal; Siegfried Weinberg; Heinrich Meyer-Denck; M. Fleischmann; Grete Meisel-Hef; Ju. Sichel; Benno Chajes; Natalie Fuchs, „Jungfernschaft in Recht und Sitte“; Adolf Gerson; Max Hirsch; Dr. jur. J. Berta-hauer; Karl Birnbaum, „Sexualleben der Alkoholisten“; S. L. Eisenstadt, „Frauenfragen bei den Juden“; Dr. jur. Kurt Hiller; Paul Kompert; Alfred Laffon, „Prozeß Colander“; RA Dr. M. Usberg; „Fall Kiebel“, „Marquis de Bayros und Dr. Semerau“, von JN L. Fuld, Mainz; Otto Kahn, „Prozeß Larnonska“; Erich Illenthal, „Luise von Toskana“; L. Fraentel; B. Friedländer, „Liebe Platons“.

Am 15/11 1913 wurde in Berlin die „Internationale Gesellschaft für Sexualforschung“ gegründet. Vorsitz: GMA Ju. Wolf (Berlin); ferner gehören dem Vorstand an, u. a.: Groß (Graz); Moll (Berlin); Hofrat v. Liebermann (Ofenpest); SM Mugdan (Berlin). Anfragen und Beitritt an den Schrift-

führer Dr. Mag Marcuse, der zweifellos einer der Brennpunkte der über diese Welt verhängten Geschlechtsverwirrung ist.

Marcuse, Rudolf, *1875 Berlin, Bildhauer, ebda. — „Kunstkritiker“ ▼ Oscar Die schrieb 13 über einen deutschen Künstler: „Das ist traditionelle Familienkunst, ein bißchen dumm und voller Haltung“, fuhr dann aber über seinen jüd. Stammesgenossen fort: „Die netten Plastiken von Rudolf Marcuse erfreuen das Auge, das von diesem Rundgang verwirrt und müde ist“, (DSB*). Auch vom DWe 09 wird R. Marcuse „in den Vordergrund der Berliner Plastik“ gerückt. Interessant ist sein Werdegang: „Im Zoo modellerte er 97 ahnungslos einen bräunlichen Elefanten. Der berühmte Zoologe G. Moebius bekam die kleine Arbeit zu sehen und äußerte sich voller Entzücken über die frappante Plastik, die besonders in der Bewegung sehr glücklich und naturgemäß geraten war. Er eignete sich das Elefanten für das Naturhistorische Museum an, wo es als Vorbild für echt natürliche und wissenschaftlich exakte Auffassung beim Ausstopfen dienen sollte.“

03 erhielt M. mit einem „Urteil Salomons“ den Michel-Beer-Preis: „Jetzt aber beginnt das ewig-Weibliche oder der Dämon Weib im Schaffen des Künstlers eine Hauptrolle zu spielen, und nun verfeinert sich die plastische Empfindung, nun vibriert der nervus artis, und nun rollen sich die seelischen Probleme auf, indem sich Blüte um Blüte des genialen Talentes erschließt. Die tanzende Salome beginnt den Reigen 1906, es folgen weibliche Porträtbüsten, feine und wonnige Altfigürchen, ein tragisches Mädchen, das sich wahrscheinlich als eine Elektra entpuppen wird, und eine als Sphing postierte, berührend schöne, nervös erregte und faszinierende Sulbin. Ein Zimmerbrunnen, ein zierliches und anregendes Stülck Arbeit, fand 1907 auf der Ausstellung vielen Anklang und entzückte den König von Siam so, daß er das Brunnlein ankaufte. Eben dieser Potentat scheint überhaupt an Marcuse ganz besonderes Wohlgefallen zu haben, denn er kaufte auch ein Duzend Exemplare der „Atellerpause“ an und exportierte sie nach Siam. Das ist ein fedes und vergnügtes Modellmädcl, das auf einem hohen, schlanken Postament wie ein Afflein balanciert.“ DWe.

Marcuse, Siegbert, GSt, Dr., Millionär, 3 Häuser; Berlin NW 23, Wachsstr. 10. 1914.

Marcuse, Siegfried, Dr. med., Arzt, WIn.-Friedenau, Südwest-Korso 71. Inform.-Dr. 15/5 1930.

Marcusohn, Isaac, amerikanischer Journalist, sagte 1917 gelegentlich eines Banketts in London: „Der Weltkrieg ist ein riesenhaftes Geschäftsunternehmen, wobei nicht der Heroismus der Soldaten, sondern die Geschäftsorganisation das Schöne ist, und Amerika ist stolz auf die günstige Geschäftslage, die es erlebt.“ Heise, Entente-freimaurerei 1919, S. 162.

Marcusohn, Dr. med., Sozialdemokrat, wurde 1926 in Altenburg i. Sa. (Altenburger Landes-Z. 26/11) vom Oberbürgermeister und Genossen Schumacher als Schularzt angestellt, 1. obgleich der gesamte F a c h a u s s c h u ß des Ortsschulvorstandes, unter Vorsitz des Oberbürgermeisters selbst, sich einstimmig für 7 andere geeignete Herren entschieden und Dr. M. nicht mal in die engere Wahl gezogen hatte, 2. obgleich Dr. M. die Ausschreibebedingungen nicht erfüllte und weder sportärztliche Vorbildung noch schulärztliche Praxis oder organisatorische Fähigkeiten nachweisen konnte; 3. obgleich dem Dr. M. ärztliche Erfahrung überhaupt fehlt und er nicht mal den Nachweis seiner Approbation geführt hat; 4. obgleich Dr. M. monatelang in Davos sich aufgehalten, man weiß nicht, ob nur als Arzt oder als Patient und Arzt. — Diesem Muster von einem Schularzt ist von der Sozialdemokratie die deutschblütige Jugend Altenburgs ausgeliefert worden.

Marcus, Ernst, Bankhändler, Taubenstr. 8, Berlin; Präs. W: Ber. Kammerich, Belter & Schneevogelsche Werke. 1914.

March, Louis, *1865, berüchtigter Kunsthändler mit Falschachen (Heiligenstücke, Waffen aus dem spanischen Mittelalter und der Renaissance), Paris und 97 London,

wo er als „Italian or Spaniard“ empfunden wurde. Er assoziierte sich 03 mit der Fälscherin d'Escosura Bme. und wurde als Anarchist verhaftet. Seit 07 gibt er die Wochenschrift „Le connaisseur, revue critique des arts et curiosités“ heraus, worin er die Trues von Jacques Seligmänn (Sd) bloßzustellen suchte.

Marzali, Heinrich, gebor. Morgenstern, *1865 Marczali; Dr., Uß (ungar. Gesch.), Budapest. Einiges von ihm wurde ins Englische und Französische übersetzt. — Also ein Jude muß die Magyaren und die übrige Welt über magyarisches Geschichte aufklären! Es wäre lohnend, gerade bei den betreffenden Geschichtspraktoren aller Länder aus ihren Werken die gemeinsamen Grundsätze ihrer „Forschung“ festzustellen, die mit dem, was Nichtjuden unter Wissenschaft verstehen, nicht zu verwechseln sind und indirekt immer nur der eigenen Rasse und Klasse dienen.

Marder, gebräutlicher Judentame.

Marder, mustela martes L. — Deutsche Wacht 1880, S. 649: „Die Blutgier und Neigung zur Grausamkeit im jüd. Volke ist um so auffallender, als im allgemeinen dasselbe nie durch persönlichen Mut sich hervorhat; seine wenigen Helden sind an den Fingern abzuzählen. In der uns umgebenden Natur finden sich Beispiele hierfür nur in den Mardern und Wiesel, die, selbst äußerst furchtsam, heimtückisch ihre Opfer überfallen und vampyrhaft das Blut ausaugen.“

Mardochai, Vorsitzender des Zentralvereins persischer Staatsbürger jüd. Glaubens, vernichtete die völkische Auslese des alten Persien und machte die verbleibenden führerlosen Volksreste zu Tributsklaven. Wir folgen einem Aufsatz des Major Fleischhauer im leider eingegangenen „Sturm“ 1924(5):

„Aus uralten Zeiten. Jüdischer Kapitalismus und Staatsgewalt, genau wie heute, so auch im alten Persien.

Ein Märchen aus uralten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn. Ist es ein Märchen, wie manche behaupten, der Inhalt des Buches Esther, eine Sage vielleicht? — Oder ist es eine geschichtliche Tatsache? — Das bleibt sich gleich für den Geist, der aus der Erzählung weht. Es ist der alte Geist des Judentums, der derselbe geblieben ist, heute, wie vor tausenden von Jahren:

„Du sollst alle Völker fressen! Du sollst da wohnen, wo du nicht gebaut hast, ernten, wo du nicht gesät hast, Olbäume sollst du pflücken, die du nicht gepflanzt hast und Brunnen schöpfen, die du nicht gegraben hast!“

„Zerstöre den Glauben der Völker, dann wird die irdische Macht des Staates, die der Ausbeutung ihrer Untertanen durch den Kapitalismus hinderlich ist, desto leichter zerfallen und in unsere, der Juden Hände fallen!“

„Nimm des Feindes Rüstung an, verheimliche deine Herkunft, dann bekommst du Einfluß.“

*) DSB = Deutscher Schriftsteller-Verband.

„Lasset es zu und befördert es, daß einige unter euren Töchtern in die Familien der Goyim hineinheiraten. Sie werden das Blut der Herrschenden durchsetzen, ihre Söhne werden junge Juden werden. Sind diese Töchter außerdem schön und klug, so werden sie ihren Einfluß zum Wohle des Judentums ausüben können, besser jedenfalls, als wenn alle Juden im freiwilligen Ghetto verbleiben!“

Nehmen wir das Buch Esther zur Hand: „Es ist ein Volk, zerstreuet und teilet sich unter alle Völker in allen Ländern deines Königreiches, und ihr Gesetz ist anders, denn aller Völker, und tun nicht nach des Königs Gesetzen“ so sagt nach dem Buche „Esther“, Kap. 3,8 der Reichskanzler Haman zum Könige, und in dem Buche „Stücke in Esther“ hören wir noch mehr. Seit 1918 vor allem uns vertraute Dinge lesen wir da. Kap. 1, Vers 3 und 4 zeigt uns an, wieso die Juden nicht tun nach des Königs Gesetzen: „sonderliche Gesetze wider aller Lande und Leute Weise ... sie Frieden und Eintracht im Reiche verhindern.“

Ist es nicht genau dasselbe, wie jetzt nach tausenden von Jahren bei uns? Der noch immer beim Judentum gültige Talmud gebietet ja direkt, „gegen die Gesetze des Landes zu arbeiten.“

Wie sie auch bei uns „Friede und Eintracht störten“ darüber brauchen wir ja in diesem Blatte nicht zu sprechen. Jeder von uns hat ja am eigenen Leibe erfahren, wie das Großjudentum die sozialdemokr. Parteien als Parteien des Umsturzes förderte, ausbildete und bezahlte, wie überall, wo Umsturz gepredigt wurde, wo Revolutionen gemacht wurden, der Jude auftauchte, — wie in den jüd. Millionärsclubs die Revolutionen „gemacht“ wurden. (Die Bondung-Hefte 1 bis 4 und „das Große?“ bringen genug Material darüber.)

Haman muß mit dem Vorsitzenden des „persisch-völkischen Schutz- und Trugbundes“ und mit dem persischen Vorsitzenden des „Verbandes zur Abwehr der Übergriffe des Judentums“ Beziehungen gehabt haben, denn neben seinen Regierungsgeschäften kann er un-

möglich noch sich mit dem Studium der Judenfrage zu befassen die Zeit gehabt haben. Die Judenfrage ist ein Studium für sich, das alle Kräfte in Anspruch nimmt.

Haman erwirkt nun vom Könige eine Judenordnung. Die Abwehr des persischen Volkes ist nur noch möglich, durch Vernichtung der Juden.

In dem Einführungserlaß zeigt der König, wie „er sich Mühe gab, gnädig und sanft zum Wohle seiner Völker zu regieren, und den lieben Frieden, des sich jedermann freuet, zu halten, damit ein jeder ruhiglich leben und seinen Geschäften nachgehen könne, wie aber das Judentum alle Pläne des Königs zunichte gemacht habe.“

Er schließt: „Auf daß, die von Alters her bis jetzt ungehorsam gewesen sind, alle an einem Tage erschlagen werden sollen, damit ein beständiger Friede in unserm Reiche bleiben möge.“

Auf jüd. Seite sehen wir den Vorsitzenden des „Zentralvereins persischer Staatsbürger jüd. Glaubens“ Mardochai am Werke. Schon seit einiger Zeit hatte er seine schöne Nichte Esther an den Hof des Königs geschmuggelt: „Sage dem Könige nicht an dein Volk und deine Mischpoche!“ sind Mardochais Worte zu ihr in der biblischen Überlieferung.

Dem gutgläubigen König wurde also die Rassenzugehörigkeit des schönen Weibes verheimlicht. Nur in der Rüstung des zu vernichtenden Volkes, als Perserin sich ausgebend, kann sie den König umgarnen.

Von diesem Tage an saß Mardochai „am Tore des Königs“, d. h., er erfuhr alles, was dort vorging, und konnte durch Esther seine Intrigen spinnen.

Die erste Intrigue war die Verdächtigung der beiden Kämmerer Bigthan und Theress durch Mardochai. Er ließ dem Könige durch Esther einflüstern, sie trachteten dem gerechten Könige nach dem Leben (Esther Kap. 2; 21, 22).

Wie plump diese Lüge war, sieht man in den „Stücken in Esther“ (Kap. 5; Vers 8), wo die Mordanschläge der beiden Kämmerer gar nicht erwähnt werden, sondern wo Esther dem König einflüstert hat, Haman selbst trachte dem

Könige nach dem Leben. Was das Judentum also zusammengelogen hat, weiß es im Berichte selbst nicht mehr.

Mit welchen Mitteln der Verstellung das Judentum kämpft, wie wenig man den sogenannten „Assimilationsjuden“ trauen darf (das sind Juden, die scheinbar im Deutschtum aufgehen wollen, die unsere Rüstung annehmen, um uns besser bekämpfen zu können, die sich taufen lassen, um desto besser uns „ihr Volk und Verwandtschaft nicht anzusagen, die Priester mit Vorliebe werden, um „die reine Lehre Christi unter das Gesetz Moses zu beugen“) sehen wir an den Bekenntnissen einer edlen Seele, der schönen sinnbetörenden Esther, in Kap. 3 und 4 der Stücke in Esther.

In Kap. 3, 5 spricht sie davon, daß sie ihr Judentum nicht abgelegt habe, in Vers 11, daß es ihr ein Eckel sei, bei den Nichtjuden zu leben, daß sie den ihr vom König geschenkten Schmutz für unrein halte, daß sie nie mit Haman gegessen und nie Freude am Tische des Königs gehabt habe — — — in Kap. 4 geht sie gepußt zum Könige, rührt seine Sinne durch prächtigsten Schmutz und sein mitleidiges Herz durch Inohnmacht-fallen, packt seinen Stolz durch die Worte: „Da ich dich ansah, o Herr, deuchte mich, ich sähe einen Engel Gottes, darum erschrad ich vor deiner Majestät; denn du bist sehr furchtgebietend und deine Gestalt ist ganz herrlich.“ Bums! Zweite Ohnmacht — der gute König ist gerührt, küßt sie, erschrickt, tröstet sie, die arme ihn so anbetende Frau, die Frau, die auch den Namen Gottes anruft, den der König verehrt. Wenn sie ihn mit Engel Gottes vergleicht, hat sie ihn nicht etwa mit Engel Jahus verglichen, da sie ja noch immer dem Könige ihre Abstammung verheimlicht.

Bei Betrachtung dieses Ganges der Esther zum Könige stoßen dem mit offenen Augen durch die Zeitgeschichte gehenden Deutschen mancherlei Parallelen auf. Man setze nur einmal an die Stelle der Esther den „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ und an Stelle des Königs das deutsche Volk.

Das zum Schutze der Juden geschaffene Gesetz zum Schutze der Republik schließt uns leider den Mund, so daß

wir diese Parallelen nicht alle ziehen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, vor den Radi geschleppt zu werden, der Verfasser kann davon ein Liedchen singen. Man lese nur einmal die G.B.-Zeitung, wie sie jetzt den Namen unseres Gottes anrufen, wie gerade das Judentum sich als Hüter und Schützer des christlichen Glaubens neuerdings aufspielt, wie es uns zu verheimlichen sucht, daß jeder Jude nach dem Talmud verpflichtet ist, jeder nichtjüdischen Kirche nach Kräften zu schaden, sie zu vernichten und ihr mindestens einen Schimpfnamen anzuhängen, wie es bei jedem Angriffe sofort auf unser Mitleid spekuliert: „ach wir armen, überall stets so unschuldig verfolgten Juden!“ wie es solange jammert, bis der gutmütige Michel den armen unschuldig Leidenden gerührt wieder in seine Arme schließt.

Und nun gehen die Intriguen weiter: „Hütet euch vor Haman, Haman ist kein Perser, er ist Makedonier, der dem Könige Böses tun will.“

Ist hierbei nicht wieder die Parallele zur heutigen Zeit interessant: „Freytagh-Doringhoben ist Russe“, schreit das Judentum, wenn wir das Volk aufklären wollen über die uns ausplündernden Ostjuden Kutisker, Barmat, Michael, Holzmann, Staub, Rabbinowitsch und hunderttausend andere; „Hitler ist kein Deutscher, sondern ein Böhme“ schreit das Judentum, wenn wir dem Volke zeigen, wie die sozialdemokratischen Führer Heilmann, Bauer und viele andere, eng geschäftlich verbunden sind durch Aufsichtsratsposten mit diesen Ostjuden: „Hitler nimmt französisches Geld“, schreit das Judentum, „Achtung, er will Böses tun dem deutschen Volke.“ All das schreien sie, obwohl sie genau wissen, daß, wie zu jener Zeit Stammes- und Massengenossen auch außerhalb Persiens wohnten, so auch heute nicht die schlechtesten deutschen Stammesgenossen außerhalb der Reichsgrenzen wohnen, obwohl sie genau wissen, daß in der Tschechoslowakei so viel Deutsche wohnen, wie ganz Belgien Einwohner hat, daß reines deutsches Blut sich im Baltikum bewahrt hat.

Im Buche Esther Kap. 5 wird nun geschildert, wie Esther ihre Intriguen

zum Ende führt, wie sie den König und Haman zweimal zum Mahle einladet, hinterlistig freundlich, da sie doch an anderer Stelle (Stücke in Esther Kap. 3) ihren Stel schildert, der sie verhindert habe, mit einem Goi am Tische zu essen.

Bergeblich warnen Hamans Frau und Freunde diesen (Kap. 6); er geht trotzdem zur Einladung. Diese Vertrauensseligkeit Hamans ist der beste Beweis, daß er über die Judenfrage sich nur von anderen hat belehren lassen und nicht durch eingehendstes Selbststudium sich mit der Judenfrage beschäftigt hat, er hätte wissen müssen: „wer vom Juden ist, der muß daran sterben.“

Bei diesem Mahle nimmt nun das Verhängnis seinen Gang. Esther, ihrer Sache sicher, deckt ihre Karten auf, erhebt nun offen in Hamans Gegenwart ihre Anklagen gegen ihn vor dem Könige.

Was nun nach den Anklagen im Speiseraum geschehen ist, wird nicht ganz klar berichtet. Der König verläßt für kurze Frist das Zimmer. Als er zurückkommt, liegt Haman an der Bank, auf der Esther sitzt. Ob er tot ist, bewusstlos oder betäubt, wird nicht erzählt. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß Haman schon als Toter zu Füßen der Jüdin liegt und nachträglich an dem Galgen aufgehängt wird.

Der Widersacher ist beseitigt, Mardochai wird „der Nächste nach dem Könige,“ d. h. die Regierungsgewalt kommt in die Hände des Judentums, die Staatsgewalt wird, wie heute bei uns, die ausführende Gewalt des Börsenkapitals. Dies geht klar aus dem Schlusssatz des Buches Esther hervor (siehe unten). Mardochai in königlichen Kleidern, blauweiß mit güldener Krone, Leinen- und Purpurmantel genau wie Joseph seiner Zeit in Ägypten, als der erste Wirtschaftsdiktator. (1. Mos. Kap. 41, Vers 40—43.)

Ob nun die große Revolution, die alles sich gegen die jüd. Macht Wehrende abschlachtete, gleichzeitig war, oder der Erhöhung Mardochais vorherging, ist nicht klar aus der Urkunde zu ersehen, um so weniger, als die rätselhafte Schil-

derung des 6. Kapitels jeder Deutung sich widersezt.

Eine Art Reichsbanner, wie das heutige Banner schwarz-rot-gold, oder eine Organisation wie Rotfront, scheint bei der Abschachtung der sich Wehrenden jedenfalls mit in Tätigkeit getreten zu sein. In Kap. 5, Vers 14 der Stücke in Esther jedenfalls befiehlt die neue Staatsgewalt: „Da sollt ihr sie schützen“ „ihnen helfen“. Dieser Hilfe hat sich das Judentum bedient, das noch nie allein gewagt hat, mit dem Schwerte zu kämpfen und stets den betörten Pöbel vorgeschoben hat.

Die Revolution erweckte, beim Volke gut vorbereitet, große Freude; ebenso wie bei uns alles jubelte, als Scheidemann verkündigte, „das Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt, Friede, Freiheit, Brot!“ genau so heißt es in Esther: „Und die Stadt Susa jauchzte“.

Und nun werden alle völkischen Perser erschlagen. Man sieht ordentlich die uns aus Rußland jetzt so bekannt gewordene jüd. Wollust des Tötens, sogar die getöteten Führer der Gegner werden namentlich aufgezählt. Persandatha, Dalphon, Aspatha, Parotha, Adalja, Aridatha, Parmastha, Arisai, Aridai, Bajasatha. Die 10 Söhne Hamans werden, obwohl schon erschlagen, an den Baum gehängt, 75 800 Perser werden an einem Tage ermordet.

Und dann heißt es: „Und der König legte Zins auf das Land und die Inseln im Meer, Mardochai aber war der nächste nach dem König.“

Wie heute: die Staatsgewalt als Schildhalter des jüd. Zinskapitals, als Eintreiber der Steuern und Zinsen für das wucherische jüd. Zinskapital.

Und — zur — Feier — dieser — Ereignisse — das — höchste — jüdische Fest — das Purimfest.“

Mardochai. Namen, die hier nicht stehen, sind unter Mardochai, Mordechai, Mordche, Mordlo, Mordaco zu suchen.

Mardochai, *1589, „war in Leipzig auf eigenes emsige Bitten vom Ministerio im christlichen Glauben informiert“ und # worden, nachdem er den alten Glauben verdammt hatte; er nahm aber diesen nach kurzer Zeit wieder auf. Sidori 49.

Mardochai, 17. Jh., aus Eisenstadt, Prediger, „ein jüd. Vicente Ferrer (sb)“, sagt der in Blutsfragen sich gelegentlich dumm stellende Graeg 3, 45 — machte den Juden weis, „daß Sabbatai Zewi, der wahre Messias, aus mythischer Fügung notwendigerweise habe Tärke werden müssen. Er werde 3 Jahre nach seinem angeb-

lichen Tode — wirklich gestorben sei er gar nicht — sich offenbaren und die Erlösung vollbringen. Er gab sich dann selbst für den wahren Messias vom Hause David aus, als der auferstandene Sabbatai Zewi. Dieser habe das Erlösungswerk nicht vollbringen können, weil er reich gewesen, der Messias müsse aber arm sein. Italienische Juden luden den ungarischen Messias ein. Er faselte von seiner Aufgabe, nach Rom gehen zu müssen, um in der sündhaftesten Stadt messianische Vorbereitungen zu treffen. Er deutete auch verschämt an, er werde sich vielleicht äußerlich in christliche Vermummung kleiden müssen, wie sich Sabbatai Zewi in türkische Kleidung habe hüllen müssen, d. h. er werde sich im Notfalle zum Scheine der Taufe unterwerfen. ... Seit dieser Zeit bildete sich dort eine Sekte, die bis in den Beginn der neueren Zeit und noch darüber hinaus ihr heillosos Unwesen trieb.“ Graetz.

Marées, Hans von, 1837—87, Maler. **E: v. M. //** **▼** Friederike Sußmann, Banthäuserstochter aus Halberstadt, „Dichterin“. Nach Hausenstein's „Bildende Kunst der Gegenwart“ (Stuttgarter Verlagsanstalt), S. 222, hatte Marées „ein kosmopolitisches Wesen; in ihm war französisches, schwedisches, dtsches und in erster Linie jüd. Blut. Der Vater hatte eine Jüdin zur Frau“. Seine Jugendarbeiten sind einfache Bildnisse, Waldlandschaften, Jagd der Diana — bis dann in späteren Jahren, wie oft bei Mischlingen, das Jüdische in ihm Oberhand gewann. Er ging artistische Irrwege und „suchte in der Kunstformel, in der Abstraktion die Lösung der Aufgabe. Aber die Formel, das Verstandeschema, ist nicht die Form, die Charakterharmonie“, **△** Egger Pienz, Kunstwelt 1913, 168. — Ein dices Buch über Marées schrieb natürlich auch Mayer-Gräfe (Sd), und **▼** Brieger, Klinger, S. 261, nannte M. den „Vater unserer neuen Kunst“.

Die Wertschätzung des Marées ist eine wesentlich von Juden und Halbjuden beförderte Mode.

1917 wurde in München und Berlin für ein Marées-Museum eine Gesellschaft von Scheffler begründet. Ein großer Marées-Saal sollte in die neue Münchener Pinakothek, wo sonst für wichtigere Dinge kein Platz ist. Wer das Geringste gegen M. sagte, wurde lächerlich gemacht. Das Wollen des M. in allen Ehren: eine Größe war er nicht! Seine Gestalten sind keine Menschen, höchstens nur Symbole, aber ohne Leben; bage Phantome, die Menschenideale sein wollten; die Gesichter sind jüd. Idealtypen, ohne die Zielstrebigkeit und Betriebsamkeit der Juden: erstarrt, entseelt, Schatteten der Unterwelt. Alles Stoffliche, Fleisch, Haut, Steine, Blüten usw., verschmähte Marées aus Hochmut, d. h. weil er keine Liebe, keinen Sinn für das Wesen der Dinge und kein Können besaß.

Mischlinge pflegen in der Jugend, vielleicht aus Schmiegsamkeit an die Umgebung, sich anders zu geben wie im Alter, wo die jüd. Eigenschaften stärker, unverhüllter, herauskommen. Das zeigt sich besonders in der künstlerischen Betätigung bei Marées.

Maré **△**, Bsterr. Gesandter, Prag. **WB** 25/4 30. **○▼**

Maréll, Rud. [Kürzung] = Jeannot Martinelli.

Maremolam, j: (eigentlich Ortsanzeiger, Register) der falsche Nachweis des Alibi, wodurch die in Untersuchung geratenen Gauner gewöhnlich die dringendsten Beweise zu entkräften pflegen; das eigentlichsie Paladium ihrer Straflosigkeit. **M—machen**, oder: **M—geben**, falsches Zeugnis für das Alibi des Gauners ablegen. Auch die Leute selbst, die sich zum falschen Alibi-Zeugnis hergeben (gewöhnlich Christen, selten Juden) werden **Maremolam** genannt. Daher: **M—stellen**, falsche Zeugnisse zum Nachweis des Alibi stellen. — **Thiele G.**

? **Marešch** **△**, Rudolf, Ud, Wien 1914. — **○▼**

Marekel, Max, **JE**, 1821 Brünn — 97 New York; **○** Sängerin Vertulka. Als Impresario machte er mit der Überführung größerer Singkräfte (Patti; Kalisch u. a.) und italienischer wie Meyerbeer'scher Opern nach Amerika Geschäfte und Furore, komponierte mähelos selber einen „Hamlet“ und schrieb, vielseitig wie er war, „Crotchets and Quavers“, 57.

Marešky, Dr. med., **SN**, Berlin, Vertreter des jüd. Sonderausschusses auf dem „Internat. Kongress gegen Mädchenhandel“ in Frankfurt a. M. im März und auf der 2. Konferenz in Berlin 28/10 1903. Vorfisger der dtschen „Abteilung“ des Ordens Dne Witib.

M. erklärte (Stbgrz 28/3 03): „Galizien bildet eine Hauptquelle des Mädchenhandels, namentlich nach Südamerika. Eine Hauptschuld trägt daran das zunehmende geistige Elend der galizischen Juden. Das Komitee ist bestrebt, den Boden in sozialer Hinsicht vorzubereiten und damit den Händlern ihr Handwerk zu legen.“ — Nun mag sein, daß in Galizien die große Mehrzahl der Juden nicht allein von ihrer „Arbeit“, d. h. Wucher und Betrug leben kann, weil sie sich gegenseitig zu große Konkurrenz machen, obwohl auch dort fast der gesamte Grundbesitz, Schnapshandel usw. in ihren Händen liegt; es mag ferner sein, daß unter diesen „sozialen Verhältnissen“ die Juden lieber, statt ehrlich und körperlich zu arbeiten, ihre eigenen Kinder und Verwandten verkaufen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Mehrheit der internationalen Händler, die den Schauplatz ihrer verbrecherischen Tätigkeit in alle Kulturstaaten verlegen, aus reichen Juden und Jüdinnen besteht, wie überhaupt die ganze Art und Weise, wie dieser jüd. Mädchenhandel organisiert ist, riesige Kapitalanlagen voraussetzt. (f. Mädchenhandel.)

Marešky, Carl, Berleger und **S: Dtsche Uhren-J.** *1854. **○** 81 Hofmüller. **R: Eisa 82; Mag 84; Ernst 86.** — 2. Vorf. d. Bundes d. Bodenreform. Steglitz, Fichtestraße 28.

△ **Margaine**, Abgeordneter, Paris, sagte 1928 (Schweizerbanner 15/11) auf dem Kongress zu Angers: „... Die jüd. Hochfinanz hatte sich mit Erfolg darauf verlegt, die Aufmerksamkeit des französischen Volkes auf religiöse Streitigkeiten abzulenken. Einerseits der sie keineswegs beunruhigende Militarismus ..., andererseits der Kreuzzug gegen die Pfarrer ... bildeten die Grundlage der Politik, die die jüd. Hochfinanz dem Volk während 40 Jahren aufzuzwingen verstand. Die radikale Partei ist in dieser Zeit häufig und unbewußt ihr wirksames Werkzeug gewesen. Nicht geringer war ihre (der jüd. Hochfinanz) Tätigkeit in Deutschland. ... Schließlich war es die jüd. Hochfinanz, die, kraft ihres überragenden Einflusses auf die Staatsmänner unserer Zeit und, in Frankreich, auf eine gewisse allmächtige Geheimgesellschaft, uns, Franzosen und Deutschen den Krieg kostete.“ — Um solcher offenen Sprache willen wurde Margaine aus der radikalen Partei Frankreichs ausgeschlossen und seine glänzende, völkische Rede von der Presse totgeschwiegen.

Margalita, Arno, **JE**, *1883 Jolkiew; poln. Rabbi; unter **Rönig** Friedrich I. **UP** (Hebr.) in Frankfurt a. d. D.; 1712 wurde er in Hamburg lutherisch. Er starb in Kopenhagen, wo man ihn einsperrte, weil er wieder Jude werden wollte, — ein Drang, der sich bei den meisten Getauften nachweisen läßt: Sie schlüpfen gern aus der Rüstung des Heindes (f. Heine; Wörne) wieder heraus, sobald sie Verstellung nicht mehr nötig zu haben glauben.

Margaritha, Antonius, Antifemite mit, 1500 Regensburg —? Dr., **UP** (Hebr.), Wien. — **E: Oberster Rabbi Jacob Margoloth.** — Antonius, 22 **++** zu Wasserburg in Bayern, wurde Antifemite und schrieb 30 zu Augsburg: „Der Ganj Jüdisch Glauf mit Gampft einer Grändlichen und Wahrhafften Anzaghunge, Aller Sazungen, Ceremonien, Gebetten, Haymliche und Deffentliche Gebreuche, deren sich dye Juden halten, Durch das Ganj Jahr, Mit Schönen und Begründten Argumenten Wyder Ihren Glauben.“ M. beschuldigte seine Rassegenossen der **Chri st e n s e i n d s c h a f t** und des **W u c h e r s**; die Behörden aber seien mit Schuld, wenn sie das duldeten; sie sollten die Juden doch zur Handarbeit zwingen! Jüd. Ärzte wären frech und unwissend, und die Juden trotz aller Ritualien im Grunde weder fromm noch wohlthätig. — Luther soll dies Buch für sein kulturgehichtlich wichtiges Werk „Von den Juden und ihren Tügen“ benutzt haben. Rabbi Jossel von Rosheim (Sd) als „Hauptmann der Jüdischheit“ klagte wegen der Beschimpfung seiner Glaubensgenossen bei **R a r l V.**,

der gerade in Augsburg war, über M.'s Buch und bestritt u. a., daß die Juden die Christen verfluchten und deren Stifter lästerten; eine Kommission verurteilte deshalb den M. zu Gefängnis und später zur Ausweisung. Seit 37 lehrte er in Wien.

Margella, G. = Gustav Jacob.

? **Marghiloman**, rumänischer Ministerpräsident. Ein Jude in Wilna, Margolin, behauptete 1917, nach Mitteilung eines preuß. Offiziers, mit ihm verwandt zu sein — vielleicht nur, um sich ein Wir zu geben. WM.

Margittai, Ladislav, Schriftler, Ungarn. 1914.

Margoler, Jakob, Cellist, „junger Zürcher Künstler“, JPB 29/3 1929.

Margolin, Arnold, Advokat und Jzofst*, Kiew, war mit Samuel Barzi (fb) Delegierter der Ukraine auf der Konferenz von Versailles. Inform.-Nr. 184, 1930.

Margolin, Joseph, Berliner Dandy. Wahrheit 30/5 1914: „Margolin, der, als er noch „Gentleman“ war, jeden Tag eine neue Weste trug und jeden Tag andere Westknöpfe, büßt bekanntlich im Zuchthaus zu Rawitsch seines Herzens allzu starke Sehnsucht, den großen Mann zu spielen. Die Genossin seiner heiteren Stunden, die frühere Kabarettfängerin Erna Fröhlich, teilte als wahre Kameradin auch seine trüben Tage, soll aber, schon seit einiger Zeit wieder das Licht der Freiheit genießen. M. hat nun in Rawitsch hinreichend Gelegenheit, sein Dasein zu überdenken, und da mögen ihm Nachgelüste gekommen sein, die sich in einem Prozeß zu erkennen geben, den er durch einen Freund gegen eine Dame führen läßt, zu deren Hause er sich damals, als er noch „Gentleman“, Zugang zu verschaffen gewußt hatte. Er beansprucht von der Dame mehrere 100 Mark und motiviert das damit, daß er ihr einmal ein Caruso-Billet zum Preise von 75 M. geschenkt, und daß er ihr ferner im Laufe häuslicher Spielabende mehrfach verschiedene Beträge zur Verfügung gestellt habe. Die Geschenke fordert er zurück, das zur Verfügung gestellte Geld klagt er ein.“

Margolin, Leib, *1870 Minfl, gründete mit David Perfiz, *1874 Moskau, März 1921 (Wahrheit 24/9) in Hamburg die „Allg. Papierhandlung-Ges.“, die 14 Tage später die Druckerlei von Martens & Co. übernahm, und diese kaufte wieder nach 14 Tagen das demokratische 8-Uhr-Abendblatt, das durch seine französischen Angriffe auf die Oberschlesien-Hilfe unrühmlich von sich reden machte und zu seinen eifrigsten Mitarbeitern den General von Schönau zählte. Obwohl die deutsche Gesandtschaft gegen Margolin und Perfiz schwere Bedenken hatte (sie sollten Handelsespionage treiben), verfügte die Hamburger Polizei nicht die beantragte Ausweisung. Die Leute erfreuten sich dank der Demokraten und der Mitschöpe beim Senat hohen Ansehens. Es durfte also in Hamburg ein Demokratienblatt von Juden, ohne deutsche Reichsangehörigkeit, erscheinen, die zu Frankreich Beziehungen unterhielten, — dem Frankreich, dem das Streben der Engländer und der Amerikaner nach einem Freistaat Groß-Hamburg zu Preußens Bestrafung nicht fremd war und das sich Einfluß sichern wollte.

Margoliouth, =Iirt, =Iouth, =Iis; Margulies aus griech.: margarita=Perle, — polnischer Judennamen.

Margoliouth, D. G., Dr., Uß (Arab.) in Oxford und Angl. d. Dtsch-Nordengländischen Ges. in Berlin. *1858 London. Er bezeichnete sich, Deg 7, als „Sohn des evangelischen Missionars Ezeiel M.“ B: Cairo, Jerusalem und Damaskus. O Jessie Payne Smith, *1856, Suffragette, Verfasserin eines hebr. Legitons.

Margolis, Max, Leopold, JG, Dr., Uß (Semitica), Kalifornien, *1866 Wilna. G: Rabbi Jjaac M. Er besuchte das Leibniz-Gymnasium in Berlin und die Columbia University in N. York. Dtschlnd bleibt die Durchgangsstation für die unsern Erdball von Ost nach West überschwebenden Hebräer.

Margoliuth, Moses, JG, engl. Wikar; 1820 Suwalki —81 London. Er kam 37 über den Kanal, wurde 38 #, und war schon 44 Geistlicher. Er gab eine hebr.-engl.

Monatsschrift heraus: „Star of Jacob“, schrieb: Modern Judaism; Pilgrimage to the Land of my fathers, und revidierte das englische AT.

Margulies, Emil, Dr., RA, Zionistenführer, Leitmeritz (Deutschböhmen), 1920.

Margulies, Samuel Hirsch, Dr., Vorsteher des Collegio Rabbinnico, Florenz. *1858 Orzejan, Galiz. Bis 90 war er Oberrabbi in Hamburg und Weilburg. G: Rivista Israelitica. B: „Dichter und Patriot“, Erier 96. Er ist auch Präses der jüd. „Pro-Galatscha-Komitees“. Die Galatschas in Abessinien beklagten sich 13 bei ihm über „ihre Feinde, das sind die christlichen Missionare und Verführer“, und baten, wie Dr. ▼ Bloch's Wochen-schrift Nr. 24 berichtet, „Mitleid mit ihnen zu haben, damit sie sich nicht verflören vom Überreiß des jüd. Volkes und nicht zu verlassen brauchen die Thora, der sie seit Jahrhunderten auch unter schweren Leiden treu anhängen“.

Margurita, griech. Perle, im deutschen Namen Margarete; jüd.: Perels, Perles, Preis und Margoloth (fb).

Maria, Königin von Rumänien, belobhudeite in der Festnummer des American Hebrew 1930 (JPB 25/4) die Juden. Während des Weltkrieges war die bildschöne Kurtisane eine der Hauptschuldigen, die das arme rumänische Volk in den Vernichtungskrieg der Juden gegen Deutschland trieben. Bieneit und ob sie am Gifttode des friedfertigen Königs Karol, ihres Schwiegervaters, schuldig ist, konnten wir nicht feststellen. Die vorliegenden Nachrichten widersprechen sich derart, daß ein klares Urteil noch nicht abgegeben werden kann. WM.

Maria, Johannes, oder — Juan Maria de Medici, 16. Jh., wie sich dieser Musikus aus Dtschlnd in Rom zu Ehren seines Gönners, des Mediceers, Kardinals, Papstes Leo X., nannte. Er wurde zum Kastellan der Burg Berrochium und Herrn all ihrer Einkünfte ernannt und angeblich gefraßt. 1518 erhielt sein ebenfalls musikalischer Sohn Camillus von Leo 276 Golddukaten Jahresgehalt. Inzwischen war der Alte in Venedig „Pfeifer des Dogen“ geworden. Ab 20 weilte er wieder in Rom. 23 trug er bei einem päpstlichen Gastmahl, laut Bericht des venetianischen Gesandten, mit 3 andern ein wunderbares Quartett zur Gaute vor. Selbständig komponierte er z. B. Tänze und Preambeln.

? **Maria, Karl**, alias Fintelburg, *1865 Godesberg, schrieb „Berse“ und Bühnenstücke: „Weihnachtsabend“ und „Stidluft“. Bartels, DGB 3, 577.

Maria, Wilh. = Mich. Wilh. Maria Soutup.

Maria Stuart△, Königin von England, f. ▼ Riccio.

△ **Maria Theresia**, von 1740—80 Kaiserin von Österreich, Judenkennerin, Wien. Sie verjagte die Rasse aus Prag und schrieb 1777 an die Hofkanzlei eigenhändig: „Künftig soll keinem Juden, welchen Namen er haben möge, erlaubt sein, sich hier aufzuhalten ohne meine schriftliche Erlaubnis. Ich kenne keine ärgere Pest für den Staat als diese Nation, wegen (der Kunst, durch) Betrug, Bucher und Geldvertrag die Leute in den Bettelstand zu bringen, alle üble Handlung auszuüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheut. Mitthin (sind dieselben) so viel als sein kann, von hier abzuhalten und zu vermindern. (Es ist) mir eine Tabelle einzuhändigen, wie viel Juden hier sind und wo sie wohnen; (dies ist) alle Quatember zu wiederholen (und anzugeben) was zu- oder abgefallen.“

Ihre Tochter, die französische Königin Marie-Antoinette (fb) und ihren Enkel, den Dauphin, haben dann die Juden 1793 für die hohe staatsverhaltende Weisheit der österreichischen Kaiserin büßen lassen; die arme Marie-Antoinette war von der Alljudenheit gezeichnet, die mit Hilfe der Freimaurerei und des Pariser Bübels ihre Pläne denn auch wirklich durchsetzte. (f. Angelucci; Cagliostro; Schuster Simon usw.).

Mariassy v. Marus u. Batissalva△, Michael v., aus ung. Urabel (1230), 1870 Wien, O ▼ Morpurgo. SW.

△ **Marie Antoinette**, Königin von Frankreich, 1793 in Paris hingerichtet. f. Maria Theresia.

Marienbad. Über einen Kaiserbesuch 1904 schrieb die Wiener „N. Fr. Presse“ in schönem Dtsch (DWB 10/9): „Vor dem Hotel Weimar erwartete Stadtrat △ Hammer Schmidt, Besitzer des Hotels, den Kaiser und

*) Jto ist eine jüd. Gesellschaft.

geleitete ihn ins Festbül, wo 4 kleine Mädchen, die Töchter Hammer Schmidts, Paula und Ella, sowie die Töchter des Kurgastes Gottlieb ▼Kraus aus Wien, Mizi und Lilly, dem Monarchen zierliche Blumenbouquets mit Bändern in der österreichischen und englischen (!) Farben überreichten. Eine weiter rückwärts stehende Dame bemerkend, fragte der Monarch, indem er die Blumen nahm: „Das ist wohl die Mama?“ worauf Frau Mathilde ▼Kraus vortrat, der der Kaiser mit galanter Verbeugung die Hand reichte.

Dann überreichte Frau Fanny Radler, Gattin des Bürgermeisters, der zunächst Frau Kultusvorsteher ▼Baruch und die Frauen der Kurärzte ▼Schlesinger und ▲Ingrisch standen, dem Kaiser ein Bouquet aus Rosen und Maiglöckchen mit den Worten: „Gerühen Eure Majestät die Huldbigung der Bürgermeistersfrauen (!) von Marienbad entgegenzunehmen.“ Der Kaiser: „Ich danke Ihnen und den Damen, ich freue mich über den schönen Empfang und freue mich, daß Marienbad so emporsüßt.“

Den Vorsteher der isr. Kultusgemeinde Emil Baruch fragte der Monarch, wie groß die Gemeinde sei, und sagte: „Sie haben hier eine schöne Synagoge. Ich habe sie im Vorübergehen gesehen.“ Den Rabbi Dr. Goldberger, der noch ein junger Mann ist, fragte der Kaiser: „Sie sind wohl erst kurze Zeit hier?“ „8 Jahre, Majestät“, erwiderte der Rabbi. ...

Die gestern von uns hervorgehobenen Dekorationen, deren ausserlesener, vornehmer Geschmack allgemeine Aufmerksamkeit erregt, stammen aus dem bekannten Teppichhaus Samuel ▼Schein, dem offiziell die Aus schmückung zu Ehren der Monarchenbegegnung in Marienbad und in Karlsbad übertragen wurde.“

DfBl: „1913 wurden als internationale Fallschpieler verhaftet die Kaufleute Mag Walbed, Maier Aptsdorf, Simon Hirsch, Arnold Stern, Karl Engländer und Karl Himmel. 2, deren Namen aber bekannt, sind flüchtig. Daß die Wande in Marienbad gute Geschäfte machte, geht daraus hervor, daß bei sämtlichen große Summen und viele Quittungen über aufgegebene Beträge, die sie nach Hause schickten, vorgefunden wurden.

#: Kurärzte: Voewy, Emil; Martens, Leo (Bahn); Schueß, Ju. —

Aus der Kurliste 1927 (DfBl 18/8): Artur Grünspan, Rachel Liebes, Leib Gottdiener, David Dörsenhorn, Lea Hutschneider, Salomon Berständig, Lazar Lustgarten, Pintus Cadaver, Ignaz Löwenhaar, Felix Frohnknecht, Jsidor Trompetenschleim, Albert Italiener, Siegbert Schuldenfrei, Aron Käseleder, Jsidor Mar morstein, Sara Westreich, Josef Lieblisch, Odrich Halbrohr, Pintus Nasloch, Siddy Süßer, Amalie Schäppel, Bernhard Sinzig, Ephraimsohn Mittesser, Elias Herschtritt, Elias Borgenicht, Leda Kanarienvogel, Calman Charlachfieber, Rebeca Hauptvogel, David Weingeruch, Sanniel Pflaumensaft, Rastall Hirschbrunn, Esther Lichtschein usw.

Aus der Kurliste 1928 (DfBl 20/7): Felicia Gesundheit, Albert Himmelweit, Elsa Ziegenhorn, Fritz Handwerker, Anna Ullerhand, Richard Bierfreund, Franziska Bienenstock, Etera Krumholz, Heinrich Schmalstieg, Gustav Buchdämer, Hubes Erdäpel, Hugo Frauwein, Elisabeth Grundstein, Martha Nahrhaft, Margar. Pfotenhauer, Hildegard Rohleder, Karl Butzengeiger, Gisela Romkopf, Mag Heibelauf, Hermann Bieweger, Rosa Goldlust, Mag Christlauz, Kurt Eichentopf, Lucie Jungermann, Alice Schnauffer, Rache Seja Dangleben, Lucie Morgenschweiß, Richard Feistkorn, Oskar Steinchen, Pauline Atlas, Anna Bahnweg, Desider Delikat, Fanny Handfah, Hertha Hindfleisch, Rudolf Ungethüm, Siegfried Bauchwitz, David Bruchband, Rebekka Feuer, A. Braunspan, Johannes Feige, Arne Garn, Paul Freising, David Schneebaum, Basla Auster, Jsaak Blumenfrucht, Berta Gutwillig, Henne Klagsbald, Helene Kurzmantel, E. Seiden-

garn, Emilie Säßer, Gertrud Lannenzapf, Dora Storch, Dr. Rothdurft, S. Krumfuß, Felix Fhigsohn, Dora Pelikan, Gusti Knoblauch, Augustine Holzworm, Salomon Blasbald, Sabine Mondschein, Ellen Zimmereimer.

So geht es aber Jahr für Jahr in steigendem Ausmaß an allen Kur- und Lustplätzen der Welt!

Marienburg, Wpr. 1912. Amtsgerichtsrat Dr. Edwinsohn, aufsichtsführender Richter; RA Eohn.

DfBl 8/9 1898: „Bei Einweihung des neuen Judentempels in M., angesichts des alten Ordensschlosses, von dem die Bekehrung des Ostens zum Christentum ausging, trug der evang. Seminar-Chor einige geistliche Lieder vor.“

Marienrode, Graf v., gebor. Malchus, von König Jérôme 1813 nobilitiert, aber nachher in Württemberg nicht anerkannt. G.

Marienwerder, 1914: 13 080 Einwohner. Davon 245 Juden, also 2%. — 36 Stadtverordnete, darunter 3, die Judentaufleute Fabian, Flatauer, Landen. Bei der Regierung sind — und zwar alle 3 in der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen — DM Dr. Werner, Bertr. d. Reg.-Präf. u. Leiter der Abtlg. f. Inneres; RA Dr. Jaffe; Reg.-Assessor Dr. Janzen (jüd. Mutter). Seit 1919: Kuchn, Leiter der Kirchen- u. Schulabtlg., Wohlfahrt, Leiter der Steuerabtlg. Beim Oberlandesgericht 15 Herren, darunter: Oberlandesgerichtsrat Stein; Dr. Vandois (!). 10 RA: seit 1912 Alfred Berg, 1914 Dr. Siegfried Moses; für 1916 ist der dritte in Aussicht? 11 Ärzte: GSN Dr. Heidenhain und Sohn; Werner S.; Dr. med. Klatt, O. L. des GSN Heidenhain.

Marinkowitsch, gebor. Markus Klein, serbischer Kultusminister, 1900. Als König Alexander die nur wenig einwandfreie Draga Maschin zu seiner Frau Königin erhob, und das neue Paar schon bald nach der Hochzeit einem Familienereignis entgegensehen wollte, das sich dann als Bluff erwies — mußte sich der König, von dem sich alle ernstesten und anständigen Leute abwandten, schon mit „tächtigen“ Männern umgeben; darunter war Marinkowitsch, der seinem Herrn bald noch näherzutreten wünschte. Er „schmuggelte deshalb in diese Zeitungen die Nachricht, daß seine Verheiratung mit einer Nichte der Königin Draga geplant sei“. Damit gab er dem Könige zu verstehen, daß er gegen eine Verbindung mit der Familie der Königin nichts einzuwenden hätte. — AM (Nov. 1900) nennt dies Getue „jüdisch-byzantinisch“.

Marinowitsch, Wladimir, Sekretär der jugoslawischen Gesandtschaft, Mgl. der Loge „Le Général Peigné“, Paris. DfBl 28/2 1928.

Marion, George, geb. Meyer, Opernsänger und Regisseur der Spieloper am Stadttheater Leipzig. 1914.

Marion, Paul, aus Galizien, wurde Herbst 1919 von dem Musik-Operngenerallistimus Bruno Walter, gebor. Schlesinger, den Münchnern in der „Böhme“ als ein Wunderknahe vorgestellt. DfBl 1/11: „Ein glatter Durchfall. Mit einer einzigen, nicht verwunderlichen Ausnahme hat die Fachkritik diesen „Caruso“ (fd) abgelehnt. Auch das Publikum blieb kalt. Nichtsdestoweniger war die Gefolgschaft derer um Marion bestrebt, den Mißerfolg echt jüd. Nächstenliebe zu umhüllen und alle möglichen Entschuldigungsgründe den Theaterbesuchern einzubläsen.

Bei dem Fall Marion weiß man zunächst nicht, worüber man mehr empört sein soll, daß man sich erdreistet, einen solch blutigen Anfänger, der außer einer keineswegs hervorragenden Stimme nicht die geringste schauspielerische oder künstlerische Begabung besitzt, unter dem Aufwand einer widerlichen Reklame zu einer Größe stampeln zu wollen, die er nicht ist und sicher auch nie werden wird, oder darüber, daß gerade ein dtisches Nationaltheater sich verpflichtet fühlt, sich für einen Ausländer derart ins Zeug zu legen, wie es bisher noch nie für einen deutschen Anfänger geschehen ist, und ihn, der nicht einmal richtig deutsch sprechen kann, ohne vorheriges Gastspiel, wie sonst üblich, verpflichtet. Wenn es sich darum handelt, deutsche Säger und Schauspieler

zu verpflichten, zeigen die leitenden Stellen eine Zurückhaltung und peinliche Genauigkeit, lassen es nicht nur bei einem Gasfspiel bewenden und prüfen genauestens auf Herz und Nieren. Wäre es gar ein deutscher Anführer — solche, die einen Marion glatt in die Tasche stecken, gibt es mehrere —, den man verpflichten oder fördern sollte — dann fände man an maßgebender Stelle kein geneigtes Ohr. . . .“ WM.

Maritima Nazionale, Ia, Reederei- und Mordgesellschaft, Genua, 1928 (WB 5/7). **Abramo** (Abraham) **Monzeglio**, Bucherer und Millionär, dauernd in Konflikt mit dem Strafrichter, der ihm aber nichts nachweisen konnte, — hatte den Ankauf eines 7000-Tonnen-Doppelschraubendampfers, „**Biniclo**“, finanziert und die von ihm geleitete M. N. veranlaßt, das Schiff zu übernehmen. Die M. N. in Genua war von drei aus Smyrna eingewanderten Brüdern zur Abtastung alter Rästen gegründet worden; ihr gehörten ferner die in Marseille wohnenden „**Neapolitaner**“: **Armando Mastrocolla** und **Dino Dubini** an. Man rüstete nun den „**Biniclo**“ aus und versicherte ihn hoch. Als Sachverständiger diente Kapitän **Cavazani**, der bei früheren Fahrten sich soviel Unregelmäßigkeiten zuschulden hatte kommen lassen, daß ihn sonst kein Reeder mehr anstellte.

Der „**Biniclo**“ verließ am 15/3 28 Genua mit angeblich 48 Automobilen für Südamerika und übernahm in Marseille für angeblich 18 Millionen Franken Seide. Am 26/3 auf der Höhe von Sant Raphael „explodierte“ das Schiff. Von den 31 Mann Besatzung rettete sich der Kapitän und 4 Matrosen. Das Seegericht fand kein Verschulden; die Überlebenden sagten nur, daß sich in der Nacht bei den Kesseln was ereignet habe und ein paar Minuten darauf alles vorbeigewesen sei. Die Gesellschaft holte alsbald bei den italienischen und französischen Versicherungen ihre Summen herein, und wäre auch zum Ziel gelangt, wenn **Abramo Monzeglio** nicht sehr knauserig gewesen wäre. Als ihn eines Tages einer der Matrosen um Unterstützung bat, gab er ihm 5 Zwanziglirestücke, die der betreffende dem **Abramo** ins Gesicht so zurückschleuderte, daß er vor Schmerz aufbrüllte. Schußleute brachten den Attentäter zur Wache, wo die Wahrheit an den Tag kam: **Abramo M.** hatte mit Hilfe seiner Aufsichtsräte und des Kapitäns das Schiff, während die Mannschaft schlief, zu versenken geplant. Die Eingeweihten retteten sich dann in ein Boot; Hilfsrufe der Ertrinkenden verhallten in der Nacht. Die mobile waren Gerümpel und die Seidenballen Lumpen.

Sämtliche Mitglieder der M. N., der endlich erwischte **Abramo** an der Spitze, und Kapitän **Cavazani** erhielten lebenslängliches Zuchthaus, was für diese Mordjudengesellschaft noch viel zu wenig war.

Marig, Adolf, *1848 in Sachsen, von „russischen“ Eltern, amerikan. Admiral. Er kam als Junge nach Amerika, trat in die Marine, arbeitete auch juristisch und befehligte seit 93 die **Matine**, bis wenige Wochen vor ihrem unseligen Ende, 98. Dann hatte er die Untersuchung über die Explosion zu leiten, und es war sein Bericht, der mit zu dem von Wallstreet gewünschten Kriege gegen das an dem Maine-Verbrehen angeblich schuldige Spanien führte. Seit 10 lebt er in Ruhe in N. York.

Mark, Georg Hermann, Konfektionär, Berlin, Neue Friedrichstr. 78. Wahrheit 31/1 1914: „Es ist doch immer das alte Lied: eine gesunde Pleite bedeutet für gewisse Geschäftsleute im deutschen Vaterlande die allerbeste Rettung und Reinigung. Die Firma hatte schon lange Zeit schlecht reguliert, galt aber als sicher, so daß der Inhaber 110 000 M. Warenschulden kontrahieren konnte. Es kam die Pleite. Die Aussichten der Gläubiger sind „verlockend“. An die Deutsche Bank allein sind 50 000 Mark Forderungen abgetreten. Auch einem Kapitalgläubiger, der 70 000 M. zu fordern hat, sind für 20 000 Mark Außenstände und eine Lebensversicherungspolice zediert. Einem weiteren sind ca. 10 000 M. Außenstände für eine angeblich übernommene Bürgschaft überschrieben, obgleich diese gar nicht in Anspruch genommen worden ist. Daß im Mark'schen Konkurse manches einen

etwas ablen Antrieb hat, geht auch aus der Tatsache hervor, daß der Gemeinschuldner vor etwa 2 Monaten seine Tochter mit ca. 15 000 M. ausgestattet, diese Forderung bereits bezahlt und außerdem seinen Schwiegersohn mit 500 M. Monatsgehalt in seiner Firma angestellt hat. . . . Wenn Treu und Glauben im Kaufmannsstande nicht aufhören sollen, müssen mit allen Mitteln die „gesunden Pleiten“ aus der Welt geschafft werden. Die Unterbilanz bei **Mark** existiert schon seit Jahren. Seine Bücher lassen die nötige Übersicht durchaus vermissen. Momente, die stutzig machen und der Aufklärung bedürfen.“

Mark, Regina = K. Goldschmidt.

↓ **Mark Twain**, gebor. **Samuel Langhorne Clemens**, Nobellist; laut amerikanischen Blättern: jüd. Abstammung. Seine Tochter, die 1897 in Wien Musik studierte, sah schon so aus. Aus M. T.'s leidlich lustigen Schriften wird von dem Buche „**Juden im Heer**“ folgender dringend der Nachprüfung bedürftiger Satz, viel zitiert: „Als ich kürzlich die offiziellen Statistiken der Ber. St. durchblätterte, fand ich, daß die Juden zu dem Bürgerkriege, dem Feldzug von 1812 und dem mexikanischen Kriege viele Soldaten und hohe Offiziere gestellt haben!“

Die Tagespresse mußte den **Mark Twain** in der Erinnerung der Leser stets lebendig zu erhalten, was sie bei Nichtjuden nicht tut, auch gar nicht kann, weil es die „Korrespondenzen“ durchaus an nötigem Stoff dazu fehlen lassen. Z. B. Düss. Gen.-Anz. 8/5 1914: „Als **Mark Twain** in jungen Tagen ein Blättchen mit dem stolzen Titel „**Flagge des Westens**“ in einem Städtchen von Missouri redigierte, fragte ein abergläubischer Abonnent an, ob es Glück oder Unglück bedeute, daß er letztes Mal zwischen den Zeitungsblättern eine Spinne gefunden habe. **Mark Twain** im Briefkasten: „Aelter Abonnent — das Finden einer Spinne in der Zeitung bedeutet weder Glück noch Unglück für Sie. Die Spinne durchlas lediglich unsere Zeitung, um zu erkennen, welcher Kaufmann nicht inserriert, um dann zu dessen Laden zu gehen, ihr Netz über die Tür zu weben und fortan ein Leben ungestörten Friedens zu verbringen. . . .“ Ob dieser vorzügliche Bescheid die Geschäftsinhaber an ihre Pflicht erinnerte und der „**Flagge des Westens**“ die noch fehlenden großen Inseratenaufläge brachte, wird leider nicht gemeldet.

Ein lesender Freund schreibt: „Daß **Mark Twain** jüd. Abstammung sein soll,

kann ich nach dem größten Teil seiner Werke nicht glauben. Sein Humor wirkt im Gegensatz zu dem geisttrüchelnden ▼Saphir geradezu herzerfrischend, trocken, urgermanisch. In seinem Werke findet sich viel Lebensbeschreibung, doch ist mir nichts Verdächtiges erinnerlich. Das Erotische, was bei Juden im Vordergrund steht, tritt bei ihm vollkommen zurück, es findet sich oft keine Spur davon. Das ist ein, aber jedenfalls nicht der einzige Grund, weshalb er als Jugendschriftsteller geschätzt wird.“ — Die Frage, ob M. T. bloß Judengenosse oder Jude war, ist also noch nicht geklärt. In JG, wo man sich ihn als fetten Bissen kaum hätte entgehen lassen, fehlt er. Aber als er 1910 starb, widmete ihm doch ▼We einen Absatz als dem „siegreichsten unter den Humoristen des 19. Jh.'s, der auch manchen jüd. Typus mit glänzendem Humor geschildert. Mark Twain sprach einmal zu Gorki: „Ich hatte bis jetzt geglaubt, daß die russische Regierung bloß Judenfresserin ist. Ich sehe aber ein, daß ich mich geirrt habe: sie ist Menschenfresserin überhaupt.“ Er beteiligte sich auch an allen Kundgebungen gegen die Judenmassaker und die Massenhinrichtungen in Rußland. Sehr heiter gestaltete sich sein Zusammentreffen mit dem Jargonhumoristen Scholem Alechem, den man in N. York den „jüd. Mark Twain“ nennt. Als Scholem Alechem vor Jahren in den Ver. St. eintraf, brachten fast alle amerikanischen Zeitungen ausführliche Berichte über ihn, und allgemein wurde ihm jene Bezeichnung beigelegt. An einer Feier in N. York nahm auch Mark Twain teil. Der amerikanische Humorist ging auf seinen Kollegen zu und stellte sich ihm mit den Worten vor: „Glauben Sie, daß ich mich mit Ihnen bekannt mache: Ich bin der amerikanische Scholem Alechem.“

Es ist doch wohl nicht alles bei M. T. in Ordnung. In seinem letzten Buch „Der geheimnisvolle Fremde“ will er in Österreich in einem kleinen Dorfe geboren sein. In Galizien? — Literarisches Echo, 1/10 1920.

Markas, D. de, Dir: „Banque d'Anvers“, Brüssel. JBB 25/4 1930.

Markbreit, Ju., Dr., RA, früher Reichstagsabgeordneter, Budapest, kaufte 1916 Gattinger B.

20/1) „für 400 000 Kronen Goldgeld auf, wollte dies in Holland verwerten und reiste mit seiner Wittschafterin Frau Sokol über Dtschld. An der Grenze wurde der Koffer für verdächtig angesehen. Markbreit nahm seinen Weg über Berlin und wurde in Hannover samt Wittschafterin verhaftet“.

Markel, Mirjam, „Jungfrau, hebräische Schriftstellerin in Subolt, Rußl.“, Lippe 1881. Ue: Juden in England, von Dr. Francolin (Id), ins Hebr., Warschau, 69.

Markens, Isaac, JG, amerik. Literat und Eisenbahnschiedsgerichtssekretär, *1846 N. York. Ma: Commercial Advertiser; Mail & Express. B: The Hebrews in America.

Markensohn, Jakob, laut Leipziger Neuesten 1930 (D. Staat 9/3) „als Deutscher in Mexiko wegen Kaufschmittschmuggels verhaftet“! —

Maerker, Alfred, Berlin. — Ritut 1895, S. 11: „Von allen Spekulanten, die ich kennen gelernt habe, haben schließlich alle Geld verloren, mit Ausnahme des jetzigen Inhabers der Firma „Berliner Commerzbank“, Alfred Maerker, der damals noch Direktor der Rheinisch-Westfälischen Bank war. Er, dem hoffentlich nähere Bekanntschaft mit dem Buchhause nicht erspart bleiben wird, ist als armer Mann in die reiche Rheinbank gekommen und hat die arme Rheinbank als reicher Mann verlassen. Indes läßt es sich wohl leicht daraus erklären, daß früher öfter Engagements, welche für die Bank ausgeführt waren, nach einigen Tagen, wenn sich darauf Nutzen zeigte, einfach auf das Konto der Direktoren umgeschrieben worden sind. ... Man wußte überhaupt öfter nicht, welche Geschäfte für die Direktoren ausgeführt waren, und standen beispielsweise jahrelang eine Unmenge Tagesgeschäfte im Ultimo-Büchlein unter der Rubrik E. E., also scheinbar für die Bank ausgeführt, während ein beigefügtes M. oder P. andeuteten, daß die Differenzen den Direktoren Maerker oder Pinner gutgeschrieben worden waren. Man sagte mir allerdings, sie hätten das nur zu dem Zwecke so eintragen lassen, um die Steuerbehörde um die Stempel zu betrügen. Nebenbei haben sie das freilich auch getan, und es sind allein hier Stempelbefraudationen von Tausenden vorgekommen, während die Steuerbehörde solche im ganzen Reiche nur im Betrage von 238 Mark während eines Jahres entdeckt hat.“

Außerdem hatte man aber auch für Kassasachen eine Menge von Konsortialkonten eingerichtet, auf welchen mit den größten Summen in der denkbar wildesten Weise herumgewirtschaftet wurde. Vom Personal wußte niemand recht, wer eigentlich daran beteiligt war, und wurden dann später ev. Gewinne gewöhnlich unter die Aufsichtsräte Arendt und Friedmann und die Direktoren Maerker und Pinner geteilt, große Verluste aber einfach auf das Konto der Bank geschrieben. Diese Betrügereien wurden offen vor dem ganzen, stets wechselnden Personal verübt.“

Märker, Paul, Hofbanthäusler, Mgl. des Anhaltischen Landes- und des Lokalkomitees des Hilfsvereins der dtschen Juden, Dessau. Bis 1903 war er Prokurist der Fa: Baron J. S. Cohn; dann wurden ihm die Geschäfte der Privatchatulle des Herzogs von Anhalt übertragen.

Markiewicz, Banthäusler, Berlin, „der so zeitgemäß ist, daß er sogar für die Polen eine Anleihe emittierte, baut sich jetzt in der Markgrafenstraße eine Villa. 1914 versteuerte er 170 000 M., die Villa mit Innenausbau kostet über 5 Millionen. Wo mag er das Geld nur herhaben? Die Kriegsgewinne, seit 1914, sind unfers Wissens doch weggesteuert.“ Kumpelstübchen 1922, 37.

Markiewicz, Georg, Dir: „Gläubiger-Schutzverband“, Berlin, forderte von 300 Rechtsanwältin, gegen 5 M. ihre Aufnahme in sein Verzeichnis zu erwirken, das den Verbandsmitgliedern „energische“ Rechtsanwälte empfehlen sollte. Nichtzahlende würden eingeklammert, also als nicht „energisch“ gekennzeichnet werden. Wegen versuchter Erpressung wurde der „Direktor“ zu 6 Monaten verurteilt.“ DfBl 13/4 1892.

Markiewicz, Martin und Otto, Mitinhaber der Mäbelfabrik M. W., Berlin. — 3—0,21. 1914.

Markiewicz, Otto, M., Banthäusler, Berlin, 1876 —21; O Aurelia Weidner. K: Herbert; Margarete; Anta.

Markisch-Dikran. Kohlen-, Koks- und Eisenwerke im Besitz von Rothschild, Guttmann usw.

Markmann, Schmil, Mädchenhändler. s. Mädchenhandel.

Markovic, Lazar, K: Ia Serbie, Genf; dies Blatt wurde 1918 von der Schweizer Regierung verboten. M. ist auch politischer Schieber. Heiße, Entente-Freimaurerei, S. 185: „Einer der besonderen Schütlinge des M. wurde dank seiner „Leistungen“ Mitaché der serbischen Gesandtschaft in Kopenhagen, ein anderer nicht minder begabter „Jung-Serbe“ wurde für sein Wirken in der Schweiz Gesandtschaftsattaché in Rom“. Beide Herren werden, 100 gegen 1, desselben Blutes wie M., also Juden sein. Schon die Bezeichnung „Jung-Serbe“ wie „Jung-Türke“ sagt alles.

Markow, Alexis, gebor. Marko Schloim, Statistiker, Dr., Dozent, Humboldt-Prof. Berlin. *1864 Krim, Rußl. B: Der perfekte Russe, 3. A. 93; Aus- und Einwanderung in Preußen. U: Danilewski; Potjehin, Bselinski (Jassinsti); Remirowitsch-Dantschenko, Fürsten der Börse; Turgenjew; Tolstoi (Kreuzersonate); Katajew; Ostrowsky; Korolento. Cps: Su. Pfeiffer; K. Beyß; K. Löwenfeld. — Er sprach 1914 im Berliner Reichstagsgebäude über „Rußlands finanzielle und wirtschaftliche Lage im Hinblick auf die deutsch-russischen Handelsbeziehungen“. Er vertrat die Petersburger Telegraphen-Agentur, war wirtschaftlicher Mitarbeiter des „Petersburger Herald“, der „Petersburger Z.“ und anderer russischer Blätter, er war Vertrauensmann des Sibauer Börsekomitees, sowie Beamter im russischen Finanzministerium gewesen und machte Karriere dank der Unterstützung von der Frau des ehemaligen Ministerpräsidenten ▼ Witte. Er wirkte mit „vielen seiner dtischen Massengenossen in deutsch-russischer Annäherung“. In der Berliner Presse wurde er „Herr Hofrat von Markow“ tituliert. „Hofrat mag er sein, den „von“-Titel zu führen, hat er nicht das geringste Recht“, schrieb ein Gewährsmann. 1914.

Markowicz, Marietta von (Emil de la Tour; v. Lettow; v. Leitmann); Berliner Sängerin. C: Oper-Operette; Regisseur E. Richter. — *1853 Kostod. O. Rittmeister a. D. Demeter v. Markowicz; gesch. — B: Dolores, Ko; Der Sultana Lieblingsflavin; Glühlichter, Nov.; Roman einer Diva; Lieben und Hassen, Ko. Kd 18. Pa.

Markowicz, Artur, Maler, Krakau. B: Im Ayl. 1907.

Markowicz, Mottel, Bucherer und Bauernschlächter, Bukowina. — Reichsratsabgeordneter Graf Bellegarde, vgl. Wisner 1914, S. 53: „M. raubte schon seit einer Reihe von Jahren 3 ganze Dörfer systematisch mit der größten Seelenruhe aus; es verging kein Markttag, wo nicht Scharen von Bauern die Bezirkshauptmannschaft belagert und mich angefleht hätten, sie doch endlich einmal von diesem erbarmungslosen Vampyr zu befreien. Wie Hagel prasselten seine Klagen, Termine, Urteile, Kosten, Exekutionen und Delogierungen auf die arme Bevölkerung; alle Advokaten standen in dem Sold des Peinigers; alles terrorisierte, alles bewies, alles gewann er, bei Gericht war er Herr. Keine Beschwerde, keine Strafanzeige half; kaum verhaftet, wurde er von der Ratskammer in Suczawa sofort wieder auf freien Fuß gesetzt und war, kaum frei, natürlich auch sofort hoch oben. Das ganze Tal verzweifelte, stöhnte, weinte, ich selbst war schon der Verzweiflung nahe, da endlich, nach ungefähr 10 Jahren dieser Tätigkeit fand auch dieser Unmensch seinen Herrn, saß ungefähr 1 Jahr in Untersuchungshaft und wurde schließlich von den Geschworenen — glänzend freigesprochen! Inzwischen aber war man darauf gekommen, daß er rumänischer Untertan ist, und wies ihn aus. Und ähnliche Blutsauger haben wir genug!“

Markowicz & Sohn, Konfitürenverkauf in der Stala, Berlin, Fehler. s. Schokoladenfälscher.

Markowitsch, „Vertreter der dtischen AG für Osthandel, Belgrad, — * Ukraine. In Konstantinopel erwarb er für 50 Dollar die serbische Staatsangehörigkeit, um dann in Belgrad mit jährlich 36 000 M. + 10% Lantieme

vom Reingewinn als dtischer Vertreter aufzutreten. Er kaufte sich einen Buickwagen für 12 000 M., beherrscht aber weder dtisch noch serbisch.“ Deutscher Staat 1/1 31.

Marks, von: Markus.

Marks, Alex, japanischer Konsul, Melbourne, Australien, — wollte unterdrückte Juden in Nordaustralien ansiedeln, dessen Steppen sich unter ihrem Fleiß bald in ein Land von Milch und Honig wandeln würden. Jew. Chronicle 30/11 1906.

Marks, B. S., 1827 Cardiff —?, Maler; seit 67 in London. Er porträtierte: Prinzen von Wales für Kallutta; Lord Rothschild für den Ratsaal der United Synagogue; Oberrabbi Adler, u. a., und war Ausschußmitglied der jüd. Freischule. J. E. Er zeugte eine Reihe talentvoller Kinder: 1. Percy S. M., Architekt, B: Principles of Planning, 1901, London; 2. Constance Isabelle M., Mathematikerin, K: Educational Times, L.; 3. Anne, Stahnmalerin, L.; 4. Gertrude, Malerin; 5. Helena, Liederkomponistin.

Marks, David Woolf, J. E., Rabbi, Dr. Uß (Hebr.) London. 1811 L. —? „Water der anglo-jüdischen Reform.“ B: The Law is Light. K: Smith's „Dictionary of the Bible“.

S: Henry Hananel W. M., *55, G und H: Financial News. 95—00 Mgl. d. Parlaments; Mayor. 84 O Annie Estella Benjamin. — B: Small Changes or Leaves from a Reporter's Note-Book. M. wurde auch Friedensrichter von Kent und lebt in 6 Cavendish Square, London W.

Eine „Jugendselei“ 1889 scheint seine Karriere nicht weiter gestört zu haben. Das BT berichtete damals über einen sensationellen Prozeß in London (es verschwieg natürlich, daß Marks—Benjamin usw. ▼ waren):

„Nach 9tägiger Verhandlung ist der von Henry Marks, dem Gründer und Herausgeber der „Financial News“, gegen Herrn Butterfield angestregte Prozeß wegen Verleumdung und Ehrenbeleidigung zum Abschlusse gekommen. Bei der Stellung, die sich Marks hier errungen, und bei der Schwere der gegen ihn erhobenen Anklagen war es nur ein Gebot der Gerechtigkeit, zu schweigen, bis die „12 ehrlichen und wahrhaften Bürger“ ihren Wahrspruch gefällt, und dies um so mehr, als die Zeugen und „Beweise“ gegen Marks durchaus nicht über allem erhaben waren.

Den Grund zur Klage bildete eine im Februar v. J. veröffentlichte Broschüre, in der Marks u. a. beschuldigt wurde, eine Witwe in N.-York „verführt“, sie um ihr Hab und Gut betrogen und alsdann im Stiche und in der größten Not gelassen zu haben, nachdem er den Ver-

such gemacht, sie als Irresinnige in eine öffentliche Heilanstalt einsperren zu lassen. Diese Behauptung war für Marks sehr schädigend, da er sich in der Gesellschaft nicht nur eine angesehenere Stellung errungen, sondern auch in den Londoner neuen Stadtrat (Grafschaftsrat) gewählt und als Kandidat fürs Parlament in Aussicht genommen war. So interessant auch dieser Liebesroman mit der interessanten Witwe war, so interessierte das Publikum doch noch die 2. Anklage, die die total verkrachte Rae-Goldmine betraf, weit mehr. Es war eine notorisch schwindelhafte Gründung, bei der das Publikum seine 80 000 bis 100 000 Pfund verloren hatte, und die anonyme Broschüre behauptete, daß Marks die Seele des Ganzen gewesen, daß er das Publikum mit Hilfe seines Blattes geprellt und das Geld in seine Tasche gesteckt habe. Der anonyme Ankläger führte alles so ausführlich aus und verriet eine so genaue Kenntnis aller Details, daß man allgemein seinen Angaben Glauben schenkte. Die Gründung verlief, seinen Angaben nach, in der folgenden Weise: Ein Schwager von Henry Marks, Benjamin, reiste mit einem Brauerei-Ingenieur, der sich auf der Reise nach Kapstadt in einen „Ingenieur für Montan-Wesen“ umwandelte, nach der Kapkolonie. Dort wurde die erste beste wertlose Farm für den Spottpreis von 500 Pfund erworben. Der neugebaute „Sachverständige im Montanfach“ gab hierauf sein Gutachten ab, das die Farm als ein Eldorado schilderte, und mit dem Kaufbrief, dem Gutachten und einigen in Kapstadt gekauften goldführenden Quarzstücken bewaffnet, kehrte Benjamin nach London zurück. Er verkaufte die „Goldfarm“ sofort an „Mr. Smith“ für 50 000 Pfund, und dieser verkaufte sie an demselben Tage an ein Konsortium für 80 000 Pfund weiter, das das Publikum einlud, für diese „billig erworbene“, durch ihren Goldreichtum berührende Farm 100 000 Pfund zu subscribieren. Die „Financial News“ empfahlen die Rae-Goldmine als „eine sehr solide und vielversprechende Anlage“ in kleinen Artikeln und im Briefkasten der Redaktion. Nach einigen Monaten wurde laut Ra-

belmeldung auch ein Diamant auf der Rae-Farm aufgefunden, und die Aktien schossen so in die Höhe, daß die Gründer — sie alle mit Agio los wurden!

Als es aber zur Dividendenzahlung kam, fing es zu hapern an; aus Kapstadt kamen beunruhigende Nachrichten, und schließlich stellte sich das Ganze als kolossaler Schwindel heraus. Die Aktien fielen von 25 Schillingen und mehr auf 1½ Schillinge und — jemand kaufte sie auf. Eine Generalversammlung wurde einberufen, die Abtretung der Farm an eine benachbarte „Goldmine“ beschloß, und damit fiel das Ganze ins Wasser, und kein Hahn krächte mehr darnach.

Da schlug plötzlich die anonyme Broschüre drein, daß Benjamin, Smith und alle Direktoren und ursprünglichen Zeichner nur Strohmannen von Henry Marks gewesen seien. Er habe die Farm gekauft, an seinen Strohmann Smith weiter verkauft und dann an die Gesellschaft übergeben, alle Aktien durch Strohmannen gezeichnet, diese dann durch sein Blatt in die Höhe getrieben, dem Publikum angehängt, und als der „Gründungs-Schwindel“ ans Licht kam, wobei die „Financial News“ den entrüsteten Zensor spielten, habe er die Aktien als Makulatur aufgekauft und sich dann in der Generalversammlung selbst das Absolutorium erteilt. Die Broschüre führte die Namen der ursprünglichen Zeichner an, durchaus nahe Verwandte des Marks, dann die Gouvernante und die Diensthofen in seinem Hause und eine unauffindbare Miß Fanny Chamberlain, die zu 2000 bis 5000 Pfund Aktien genommen und glücklich verkauft hatten, ehe der Krach kam! „Es war Henry Marks unter 30 verschiedenen Namen“, sagt die Broschüre. Er kaufte die Farm, er hängte sie dem Publikum um 80 000 Pfund an und setzte für 100 000 Pfund wertlose Aktien mit Agio in Umlauf.

Die beschwindelten Aktionäre der Rae-Goldmine schlugen Lärm. Für Marks wurde die Sache unangenehm; er sah sich in seiner Stellung in der Gesellschaft, als Zeitungs-Herausgeber und als Stadtrat gefährdet. Er erklärte sich, wie Barnell, unschuldig und erstattete sofort die Kriminalanzeige gegen den

Drucker der Broschüre. Diesem Drucker wurde bange, und er nannte den Verfasser, Herrn Butterfield!

Marx atmete auf. Butterfield war ja ein Amerikaner, der nach London gekommen war, um ein „amerikanisches Goldfeld“ dem britischen Publikum für die Kleinigkeit von 1 Million aufzuhalten. Marx verdarb ihm die Gründung dieser amerikanischen Kae-Farm so gründlich, daß Butterfield nicht nur keinen Pfennig aus den Taschen des britischen Publikums zog, sondern auch sein ganzes Hab und Gut zusetzte. Er war ein armer Teufel geworden, und seine Broschüre war ein Racheakt! Marx hing dies an die große Glocke, ließ Butterfield, bei dem die Gefahr nahe lag, daß er sich der britischen Gerichtsbarkeit durch die Flucht entziehen könnte, verhaften, setzte die gerichtliche Verfolgung des „Verbrechers“ durch den größten Anwalt Londons, Sir Charles Russell, in Gang und sah, bei der Mittellosigkeit Butterfields, der weiteren Entwicklung der Dinge wahrscheinlich mit Ruhe entgegen.

AC: „Allein Marx hatte sich durch die Unverschämtheit seines Auftretens (BE sagt: „Unerfrodenheit“) unter den Gründern viele Feinde gemacht! Namentlich aus den Nitrat-Feldern wucherte eine für ihn verhängnisvolle Saat empor! Mit Königen, und wenn auch nur mit salpetersauren, ist schlecht Rirschen essen! Butterfield fand Kaution und Geld, heidenmässig viel Geld, um nicht nur den berühmten Advokaten Hill aufzunehmen, sondern auch Zeugen aus Amerika und Afrika herbeizuschaffen, darunter auch die „interessante“ Witib, eine Frau Koppel und den Strohmännchen „Smith“, der zugestand, von Marx für seine Rolle als Käufer und Verkäufer der Kae-Goldmine 200 Pfund Trinkgeld erhalten zu haben.

Ohne auf den langwierigen Prozeß einzugehen, sei nur gesagt, daß die Jury den Aussagen der Witwe und den Aussagen Butterfields über die Kae-Goldmine Glauben schenkte und Butterfield freisprach. Nicht genug, erklärten die Geschworenen, daß sie die gegen Marx erhobenen Anklagen für vollständig erwiesen erachteten, und daß Butterfield

mit der Veröffentlichung der Broschüre im öffentlichen Interesse gehandelt habe. Gegen den Buchdrucker wurde hierauf die Anklage zurückgezogen, und Marx in die Kosten beider Prozesse verurteilt, was ihm einige Tausend Pfund kosten dürfte.

Der Wahrspruch wurde im Gerichtssaale mit enthusiastischem Beifall aufgenommen — das Publikum bestand zum größten Teil aus Aktionären der Kae-Goldmine und den von den Financial-News abgeschlachteten Gründern. Der Richter aber war sehr entrüstet und erklärte sich mit dem Verdikt durchaus nicht einverstanden. Der Anwalt Hill bemerkte, dies ändere glücklicherweise an dem Verdikte nichts, und das Publikum werde zu entscheiden haben. Er freue sich, den „gefährlichsten Mann in London aufgedeckt zu haben!“ So endigte der sensationelle Prozeß, der nicht ohne Nachspiel bleiben wird und zu weiteren Prozessen führen dürfte.“ WM.

Marx, Harry Hananel, s. Vorigen.

Marx, Isidor, Schnapskönig, Transvaal (in Fa: Lewis and Marx?, Id). M. hatte vor Jahren von Krüger die Erlaubnis erhalten, Större, Simonaden usw. zu bereiten, wofür er keine Steuern zu entrichten hatte, während auswärtige Spirituallen schwer besteuert wurden, um die heimische Industrie zu heben. Ein Schildbürgerstückchen aus der Werbezeit der südafrikanischen Republik! Marx, inzwischen mehrfacher Millionär, bestellte aus Dankbarkeit eine Burenfigur, eine Statue Krügers, die während des Krieges in der Delagoa Bai ankam. Isidor M., der sich von der englischen Freundschaft nun aber mehr versprach, als von der Krügerschen, schenkte die Figur dem General Ritchener, und dieser schenkte sie wieder der City, deren Preise sie als „Eroberung“ aufbaufachte. — Deutsche Wochen-Z. in den Niederlanden 1902 (DW 14/8).

Marx, Jacob, Rabbi, N. York, stand 28/6 1905 wegen Buchmachereien in der Synagoge vor Gericht. Der Polizei war aufgefallen, daß der Dienst im Tempel sich sogar von selten Andersgläubiger, d. h. getaufter Juden eines stärkeren Zulaufs erfreute, als die rednerische und priesterliche Begabung des p. p. Marx erwarten ließ. Ein Detektiv entdeckte, daß die Gemeinde am Hochaltar mit dem Rabbi Wetten abschloß. Die Gläubigen wurden verhaftet, ihre Gelder konfisziert und der Gottesmann auch bestraft, — wie die Hbgr. Nachr. feststellten. Die Zustände im Tempel scheinen sich seit den Zeiten Christi, der die Wucherer und Wechslar daraus verjagen mußte, nicht gebessert zu haben.

Marx, Joseph, Oberbürgermeister, wurde Vord Mayor von Sidney. JPB 4/7 1930.

Marx, Markus M., JE, amerikan. Großkonfektionär, *1859 Shenectady N. Y.; Präses der mächtigsten Schneidereiverbände, Bankdirektor, Teilhaber der Fa: David M. & Sons; er schreibt auch über Kredit, Arbeit, Handel usw.

Marx, Percy L., Architekt, Literat, London B. B: Architectural design. R: Architect. Mgl. von Synagogenausführten. 20. Jh. JPB.

Marx, Samuel, Neustadt, Westrußl., JE. Er kam 1884 nach Transvaal, wo er als Haupt der Fa. „Levi & Marx“ durch Minen und Fabriken reich wurde. 99 (DW 31/3) stellte man ihn als den kommenden Prä-

identen von Transvaal auf. **W**o erklärte: unter den Kandidaten ist kaum ein anderer so wie M. geeignet, die Gegensätze zu versöhnen und den Handel des Landes in Blüte zu bringen. — **W**zi: „M. hat die meisten Aussichten.“ Als Freund Krügers, Vord Milners und Roberts spielte M. auch 02 im Burenkriege. — La guerre juive, la guerre d'or, wie die Franzosen sagten — beim Frieden mit, der auf seinem Grund und Boden in Vereinigung geschlossen werden mußte.

Marktbreit (Bayern). N.-Bayer. Landesj. 16/1 1913: „Die Stadtverwaltung hat bewilligt, daß 250 M. aus der protest. Schullasse an die isr. Kultusgemeinde zugesprochen werden. Es heißt hier allgemein, das Bezirksamt habe sich im Vorhinein mit dem Beschluß einverstanden erklärt.“ . . . „Geschäftliche Mitteilung. M. Rothschild und A. Goldbach von hier haben das Geschäft und Haus der Fa. Löwenberger & Schatzmann gekauft. Die Übernahme erfolgt am 1/4 1913. Rothschild und Goldbach sind langjährige Mitarbeiter der Fa. M. Benario-Marktbreit.“

Wo 15/8 13: „Im nahen Marktbreit wurden sämtliche jüd. Angehörigen der Wandervogel-Ortsgruppe, weil diese angeblich eigene Töpfe und rituelle Speisen bei ihren Exkursionen mitführten, aus der Mitgliedschaft gestrichen. Diese Ausschließung ging von der Leitung aus. Mehrere aktive und passive jüd. und christliche Mitglieder sind deshalb aus dem Wandervogel ausgestiegen.“

Marktbreiter, Dr., Wien, Advokat der Redakteure Moriz Scepß und Siegmund Hahn, gegen Schönner 1883. M. ging später wegen Betruges nach Amerika durch.

Markus, Charlottenburg, Joachimsthäler Straße 2. — 1913.

Markus, Abraham, Schuchjude; Hofagent, Berlin — erhielt von Friedrich dem Großen 4/2 1761, „samt seinen Erben die Freiheit eines christlichen Bankiers nebst der Erlaubnis zum Ankauf eines Hauses und zur Ansiedelung seiner Kinder“.

Markus, Adalbert Friedrich, 1753 Krollen — 16 Bamberg, wo er seit 78 Leibarzt des Fürstbischofs, später Direktor der „Schule für Leibärzte“ war. **W**: die Brown'sche Heilkunde, Weimar 99. M. war Adoptivvater von Karl Friedrich W., der 33 Nachfolger des berühmten Schönlein an der Klinik in Würzburg wurde. Landau 124.

Markus, Desider, Dr., Richter des höchsten Gerichtshofes, Generalsekretär des Landesvereins der Staatsanwälte und Richter. 1862—12 Budapest. Die Welt 12, 52: „Vor 3 Jahren ließen sich seine Frau und Kinder heimlich ohne sein Wissen taufen. Er nahm sich das so zu Herzen, daß er sich von den Seinigen trennte und nur nach geraumer Zeit auf Flehen der Kinder zum Haushalte zurückkehrte. Vor seinem Tode schrieb er, von Ahnungen geplagt, an das Sekretariat der Budapester Chebra Kadischa und forderte beim Eintritt seines Todes ein Leichenbegängnis auf dem jüd. Friedhofe und nach jüd. Ritus. Seine Ahnungen verwirklichten sich. Kurz nach seinem Tode wollte die Witwe das Begängnis katholisch besorgen. Da erschien das Sekretariat, wies die Verfügung vor, und erwirkte den Bescheid der Behörden in diesem Sinne. So wurden seine sterblichen Überreste seinem Wunsche gemäß auf dem jüd. Friedhofe bestattet.“ —

Markus, Josef v., Oberbürgermeister, Budapest, 19. Jh. **W**.

Markus, Ju., Schneidemühl, verfolgte abends 27/1 1892 ein deutsches Mädchen auf der Straße, warf sie kurz vor ihrem Elternhause zu Boden, hielt ihr mit der Hand den Mund zu und schleifte sie eine Strecke Weges fort. Das Hilfeschrei veranlaßte Markus, fortzulaufen. Der Vater stellte am selben Abend Strafantrag wegen Körperverletzung. Sofort gürte es in der Mischpote; alles wurde aufgegeben, um das sich über dem „Unschuldigen“ zusammenziehende Gewitter abzuwenden. Sally Rothkugel und Louis Schneider verabredeten mit dem Vater der Beleidigten „für ein beschädigtes Tuch und Schmerzensgeld“ 30 M. zu bieten, „da ja der „Marielle“ nichts passiert sei“; außerdem sollte er einen Bettel unterschreiben, „daß das Mädchen

von dem „Labbach“ 50 Pf. zum Geschenk angenommen hätte“. Der Vater nahm das Geld nicht und verweigerte die Unterschrift. Als man 50 M. bot, erklärte er sich zur Zurücknahme des Strafantrages bereit. „Sie können dem Polizeikommissar ja sagen“, meinte Rothkugel, „daß die jungen Leute nur Streit gehabt haben um 50 Pf., und die Sache mehr im Scherze wie im Ernste verlaufen sei“; „im übrigen“, fügte Rothkugel hinzu, „werde ich dem Kommissar die Hühneraugen schon abtreten“. Auch wurde dem Vater, als er Bedenken äußerte, dem Kommissar die Unwahrheit zu sagen, bedeutet, daß man für Geld schon lügen könne. Das Schöffengericht verurteilte den Jüngling wegen Körperverletzung zu 30 M.; Rothkugel wegen Begünstigung, daß er den M. von einer wegen eines Vergehens drohenden Strafe freizumachen suchte, zu 100 M.; Jud Schneider, der nur hinter den Kulissen gearbeitet hatte, war nicht unter Anklage gestellt worden.

Markus, Lu., Orientalist, 1798 Dessau — 43 Paris, JG. Vom Erbprinzen von Anhalt-Dessau am Gymnasium unterstützt, studierte er Medizin, Philosophie und Astronomie und arbeitete an einem Werke über Palästina und Aethypten. Er verfaß 1823 ff. die Btschr. des B.'s für Kultur und Wissenschaft der J. in Berlin „mit ziemlich obstrufen Dingen, wie mit dem Feldbau der alten Juden“. (Lu. ▼Geiger, J. in Berlin 1871, S. 179.) Cubier verschaffte ihm in Dijon einen Lehrposten für Dtsch. 38 war er in Paris, wo ihn Heine den „König von Aethyptien“ nannte. Er schrieb dtsch. franz. und italien. (Storia dei Bandali, 36) und starb im Zrennhaus.

Markus, Siegfried, Wien, angeblich Erfinder eines Automobils, sollte 1928 in Wien ein Denkmal erhalten.

Markus, Simon, ein „Zürcher — Jude“, sagte der in seinen Urteilen rückhaltlose Schweizer „Samstag“; unfre Leser mögen selber aus der Zoologie die von uns ausgelassenen Beiworte ergänzen. **W**: Die mit den Sinnen lieben, Nov. „Die Hälfte der „Alpen“ (Bsch.) ist fast Nummer für Nummer mit dem Literatur . . . der Juden Markus und Wendriner bebedt“, Samstag 6/4 12.

? **Markus**, Stefan, „Dramatiker“, *1884 Zürich. **W**: Doppelbild; Frauentausch; Tho. Hildebrachts Modell; Biblische Tragödien: Potiphar, Bathseba, Esther, Cäcilia, Lady Hamilton, Tragödie des Genius (Kleist), Semiramis, Casanova (Trilogie frecher Liebeskomödien), Zar Peter III., Brand von Rom. — „M. stellt die alttestamentlichen Stoffe in das Licht modern-physiologischer Betrachtung“, meinte die Straßburger Post. Diese „Stoffe“, die man in Zürich sogar aufführte, wurden 1917 zur Zeit der größten Papierknappheit in Stuttgart noch von dem Theaterverlag Heuleshoven so vornehm und verschwenderisch herausgegeben, daß auf einzelnen Seiten der Dramen (vgl. S. 56, 88, 166 ff.) nicht vielmehr als 60 Worte gedruckt kamen. Nach Inhalt, Aufmachung und Reklame glauben wir die Abstammung dieses „schweizerischen Dramatikers“ genealogisch wohl auf jene Juden zurückführen zu dürfen, die er in seinen Schöpfungen so standhaft verherrlicht.

M. schrieb auch Romane: Das verlorene Paradies; Don Quichottes Enkel. Bartels DLG 3, 797.

Markuse, stud. aus Breslau, wurde 1887 (UC /7) in Würzburg wegen Hochverrats und anar ch i s t i s c h e r Umtriebe verhaftet, aber gegen Kaution entlassen. „Er gehörte einem Geheimbunde, zumeist aus Studierenden (sogen. Polen, Russen, Franzosen und Wälfäßer, vermutlich meist Juden) an, der seinen Hauptsitz in Breslau hatte.“

Markuse, alias Farmer Egon v. Herßberg, Heirats-schwindler, Berlin; Wahrheit 21/3 1914.

Markuse, Julian, Dr. (Dr. Mag Wjlo; Wolf Butler). *1862 Posen. **W**: Hygienische Plaudereien 1902; Sexuelle Frage und Christentum, 06; Geschlechtliche Erziehung in der Arbeiterfamilie, 11. — **Ma**: Gold. Buch für Gesundheit, 04; Partenkirchen. — Redner des dtschen Forttragsverbandes: Suggestion und Hypnotismus; Erziehungsprobleme.

Markwald, Dr., dtscher Gesandter, La Paz, Bolivien. — Ein Marcus Hirsch Markwald war 1856 Kaufmann in Schneidemühl. DZBl 11/5 1929.

Markwald, Ju., Mitbegründer und Mitinhaber der Damenmäntelfabrik Markwald & Scheidemann, Handelsrichter, Spieler und Intimus des Fallschpielers Emil Herz, Säule des Theaterklubs Berlin, † 1914. — Seiner Wahre folgten u. a. K. K. Guttmann aus München; Wahl aus Barmen; Feldberg aus Hamburg; K. K. Dr. Arthur Wolff, Syndikus des Bühnenvereins; Hofopernsänger Sommer; Gustav Kadelburg. Kränze trafen ein von Dr. Paul Lindau, Oskar Blumenthal und M. Redner! Eine besondere Ehrung wurde dem Verstorbenen durch den „Konfektionär“ des Herrn Caro bereitet: Er druckte sein Konterfei, widmete ihm einen erweichenden Nachruf von einer Spalte und behauptete, daß man in Markwald mit der Wahl zum Handelsrichter den Berufenen getroffen habe.

„Unserer Auffassung nach taugt ein Spieler etwa gleichermaßen zum Handelsrichter, wie ein Bock zum Gärtner“, sagte aber die Wahrheit 17/1 1914. „Noch vor kurzem hat Caro auf das heftigste gegen die Unterstellung protestiert, daß Angehörige der Konfektion in Spielertreffen verkehrten oder gar selbst spielten. Jetzt widmet er dem Markwald einen Grabgesang, dem Damenmäntelkonfektionär, den er selbst zu den Prominenz der Konfektion zählt.“

Markward = Hans Korbon.

Marky, Maria Samuel Franziskus Wilhelm, †, Kfm., Maastricht, 1825—11. Er trat 48 nach „schwerer Krankheit zum Katholizismus über und hat als überzeugter und tatkräftiger Christ unendlich viel für seine Vaterstadt Maastricht, das katholische Niederland — und nicht zuletzt für das katholische Dtschld getan. Fast alle katholischen und philanthropischen Einrichtungen von Maastricht haben der Opferwilligkeit des Verstorbenen viel zu danken. Er war der Vertrauensmann, Ratgeber und allezeit hilfsbereite Freund und Gönner der zur Zeit des Kulturkampfes aus Dtschld vertriebenen Priester und Ordensleute. Ein großer Teil der Korrespondenz zwischen den damals aus Dtschld verbannten Bischöfen mit den ihnen unterstellten Geistlichen ging durch seine Hand. Und mehr wie einmal haben die Verfolgten die Gastfreundschaft des Marky in Anspruch nehmen müssen. Der Hl. Stuhl hat die Verdienste des Verbliebenen wiederholt anerkannt und ihn auszeichnet durch die Ernennung zum Geheimen Kammerherrn. Später wurde er Verwalter des israelitischen Kirchenvermögens und Präsident ihres Komitees zur Unterstützung der Armen. Seinem Wohltätigkeitsfinne, sowie dem eifrigen Gebete, welches fromme Katholiken, besonders Klosterfrauen, denen er einen Dienst erwies, für ihn verrichteten, schreibt man die Gnade seiner Befreiung zu. Bei der Choleraepidemie 66 besuchte und tröstete er persönlich die zahlreichen Kranken. Durch Schriften hat er die katholische Religion verteidigt. 87 verlieh ihm Papst Leo XIII. das Ritterkreuz des Ordens des heiligen Gregor d. G.“ N. Kitzsch, Die Juden 1920, S. 21.

Marle, Arnold, O Billy Freud, von den Münchener Kammerspielen. Die beiden trugen 1917 vereint im Bayerischen Hof zu München „3000 Jahre jüdischer Poesie“ vor. Eintritt zwischen M. 1.— und 5,10. Die Münch. N. Nachrichten Nr. 244 lobten das Unternehmen, das aber doch ebensogut auf „10 000 Jahre“ und mehr hätte ausgedehnt werden können, denn eine „jüdische“ Poesie ist weder vor, in, noch nach den Psalmen dagewesen; sie war immer nur die Poesie der andern, die von den Juden anekdotiert wurde; so sind auch die Teder Davids und die Propheten nicht jüdisch, sondern arisch, aber jüdisch überschleimt. Es ist deshalb ganz gleichgültig, ob man bei einer Sache, wie der jüd. Poesie, die es nie gab und die deshalb zeitlos ist, von 3000 oder von 100 000 Jahren redet. — Und mit dieser wesenlosen Geschichte wurde das deutsche Volk mitten im Weltkriege behelligt!

M. hat sich neuerdings in Prag ein é zugelegt. SFB 26/9 30.

Marlibrun [Meir le Brun?], englischer Maler; Newcourts Repertorium, S. 765, Jahr 1270: „König Edward I. von England hatte, im Begriff den Thron zu erlangen, die Bischof, der in der Nähe des Tower gelegenen Marienkapelle in All Hallows Church ein Bild

der heiligen Jungfrau zu stiften, was ihm Erfolg in allen Unternehmungen bringen werde. Edward forschte hierauf nach dem talentvollsten Maler seiner Zeit; es wurde ihm Marlibrun, der Jude von Billingsgate, als der größte aller Künstler bezeichnet, der auch den Auftrag erhielt und das Bild zu aller Zufriedenheit ausführte. Das Gemälde übte solche Anziehungskraft auf die Gläubigen aus, daß sie von allen Seiten herbeiströmten. Lange Zeit galt es als eine Sehenswürdigkeit Londons; noch zur Regierungszeit Heinrich VIII. schrieb Sir Thomas More: „Our citizens wifes of London imagine that our Lad's picture near the Tower does smile upon them as they pray before it.“

Marlott, Julius = Moriz Bermann.

Marmering, S. [Zusammensetzung aus dem richtigen Namen] = Sigmar Mehring.

Marmoret, Alexander, Dr., Arzt (Frauen), Zionist, Bakteriist am Pasteurinstitut, Paris. Mit seinen medizinischen Erfindungen beschäftigt sich die Weltpresse alle Augenblicke. *1865 Mielnica, Galiz. Dr: Architekt Ds = t a r M., Wien. B: Theorieversuch der septischen Krankheiten, 94. M. erfand ein wenig wirksames Mittel gegen Blutvergiftung (Marmoret'sches Anti-Streptocococcus Serum), 03 behauptete er sogar, das allein richtige Tuberkulin zu haben. Er gründete eine jüd. Volkshochschule in Paris und die Monatschrift: „Echo Zioniste“. August 1911 ließ sich der russ. Minister des Außern von ihm antituberculös behandeln.

Marmoret, Oskar, Architekt, *1863 Skirta, Galiz. G: Militärarzt Dr. Josef M. Dr: Alexander M. — Er machte in Ausstellungs-Architektur, „die der Künstler selber — der auch sachliterarisch tätig ist — sehr treffend als architektonische Journalistik bezeichnet: eine Tätigkeit, die nicht dauernde Werke schafft, wie die große Architektur, die aber trotzdem viel künstlerischen Geist und Phantasie fordert“. Ko. Er war Chefarchitekt der Wiener Theater- und Musikausstellung 92; „Alt-Wien“; „Benedig in Wien“; Vergnügungs-Etablissement, Nachbildung der Lagunenstadt, und führt die jung-jüdische zionistische Bewegung. Auf dem Baseler Kongreß 01 schlug er vor, diese Stadt durch ein Zionistenheim zu ehren, und legte auch Pläne dafür vor.

Marnac, gebor. Mayer, Jeanne, FrL., Schauspielerin am „théâtre Michel“, Paris. BZ 30/12 1920.

Marnay, G. Baruch de, Vorsitz der amerikanischen Hilfskomitees für Dtschld und Österreich, hatte für Darmstadt „viel“ getan, weshalb dort auch vor einem, von der Stadtverwaltung geladenen Publikum im Hess. Landestheater seine Judithlegende „Opfer“ uraufgeführt wurde. „Das Stück zeigt Judith als gottbegehrtes junges Mädchen, das ins feindliche Lager geht, um Stadt und Volk zu retten durch Mord an ihrem Bedränger. Sie erfährt und gibt Liebe und tötet schließlich doch aus Pflichtgefühl. Zurückgekehrt bekennt sie öffentlich ihre Liebe und wird verstoßen. Gegenüber der Sage und der Dichtung Hebbels ist die Fabel vermenslicht, oder ins rührend Einfache, Unproblematische gewendet. Sie hat damit nicht alle Wirkung eingebüßt und die durchaus dilettantische Bearbeitung Baruchs, seine Klingende aber hohle Sprache konnten sie auch nicht ganz darum bringen.“ DZ 7/12 1929.

Marner, Elias [Romanheld der George Eliot, fd] = J. M. Mag Bernstein.

Maro, Francis = Marie Franzos.

Maróczy, G., aus Ungarn, „Schach-Weltmeisterschafts-aspirant“. DWe 1910, 1: „Bismarck rollt er sich förmlich zusammen, wie eine Schlange, und wartet, bis sich der Gegner eine Blöße gibt, um dann rasch und mit tödlicher Sicherheit zuzupacken.“ Damit hat DWe mehr den Rassegenossen als den Spieler charakterisiert.

Maroffo, Raymond Recouly 1907 (DfBl 14/9): „Die Maroffaner nennen mit Verachtung die Judenstadt Mellah, d. h. einen schmutzigen, engen Ort. Und der Besucher, der zwischen diesen engen Mauern, diesem Gewirr mit kleinen

Gäßchen und schmalen Durchgängen sich hinwindet, muß ihnen Recht geben. Die Läden sind so weit auf die Straße vorgeschoben, daß sie den Weg versperren. Menschen hocken und stehen überall, in dunklen Gewändern; keine Luft, kein Wasser, nur ein penetranter betäubender Geruch. Inmitten dieser weiten Städte ist das Mellah der abgeschlossenste, der trübseligste Ort. Ein Hauch von scheuem Sichzurückziehen liegt über diesen Söhnen eines fremden Volkes in diesem abgetrennten Teil der Erde. Eine außerordentliche Erregbarkeit scheint in dieser trüben Schwüle aufgespeichert. Sie wissen nicht viel von dem, was um sie herum vorgeht; verständnislos und untätig erleben sie die Revolutionen und Kämpfe des Landes mit. Aber plötzlich dringt ein Gerücht über die Mauern des Mellah; Angst und Entsetzen malt sich auf den Gesichtern, die Läden werden geschlossen, mit verhülltem Haupt ziehen Männer und Frauen in langer Prozession zu den heiligen Gräbern des Kirchhofs, um hier ihre Gebete zu murmeln. Ebenso rasch kann freilich auch eine Nachricht Jubelgeschrei und Feste auslösen. Die marokkanischen Juden sind zum Teil Nachkömmlinge der von Ptolemäus nach der Zerstörung des Reiches Israel in Aegypten angesiedelten Juden, die sich später nach Tripolis wandten und von dort nach Marokko kamen. Hier fanden sie im 7. Jh die arabischen Eroberer bereits vor, und als Fez gegründet wurde, erhielt eine jüd. Gemeinde die Erlaubnis, in der Stadt zu wohnen. Im Anfang des 16. Jh strömte ein großer Teil der aus Spanien vertriebenen Juden nach Afrika, so daß eine Scheidung zwischen eingeborenen und spanischen Juden eintrat. Verfolgungen durch die Mauren blieben nicht aus. Mehrere Male wurden ihre Mellahs ausgeraubt; die Volkswut richtete sich gegen sie, und nur schwer gelang es den Sultanen, sie zu schützen. Die heutigen Juden stehen unter besonderem Schutze des Sultans und zahlen die jedem Nichtmuselmanne aufgelegte Kopfsteuer. In dem dem Sultan nicht unterworfenen Blad es Siba, sind die Juden gezwungen, sich unter den Schutz irgendeines Großen zu stellen, dem sie sich als

seine Diener zu eigen geben. Auch die Tracht der Juden, die in ihrem düstern Schwarz einen schwermütigen Eindruck macht, mahnt noch an jene Verfolgungen, denn die Juden waren gezwungen, sich schwarz zu tragen, mußten in den Straßen zu Fuß gehen und ihre Pantoffeln ausziehen, wenn sie an den Moscheen vorüberkamen. Auch heute noch wird nur an Festtagen diese dunkle Tracht von der farbigen Buntheit schwerer Seiden abgelöst, und dann kommt eine fröhlichere Stimmung in diese Umgebung, während die grelle Farbigkeit des Häuseranstrichs in manchen Mellahs nur einen rohen Eindruck erweckt. In den Sitten und Gebräuchen dieser Juden macht sich mohammedanischer Einschlag bemerkbar; besonders im Familienleben, wo sehr frühe Verheiratung, ja sogar Vielweiberei üblich ist. Mit 8 oder 9 Jahren muß ein junges Mädchen verheiratet sein, mit 12 gilt sie bereits für eine alte Jungfer und wird mit jener Verachtung behandelt, die einem Wesen gebührt, das keiner gemocht hat. Man begeht sogar die Noheit, ein Kind von 5 Jahren an einen Mann von 22 zu verheiraten. Der Einfluß orientalischer Sitten wirkt hier deutlich mit; hinzu kommt aber noch der Wunsch der Familienväter, die Töchter schnell los zu werden, denn er braucht sie dann nicht mehr zu ernähren, eine Mitgift wird nicht gefordert, vielmehr vom Bräutigam ein Geschenk gereicht. Zudem ist ja das jüd. Gesetz überhaupt für frühes Heiraten, weil dadurch Niederlichkeit und Ehebruch verhindert wird. Auch die Scheidung ist unter den marokkanischen Juden sehr häufig; es genügt schon als Grund anzugeben, daß einem die Frau nicht mehr gefalle, wenn man sie wegschickt. Man kann hier bartlosen Burschen begegnen von 16 oder 17 Jahren, die schon verheiratet waren, Kinder haben, geschieden sind und dann eine neue Ehe eingehen. Fortwährend begegnet man winzig kleinen Mädchen, deren mit Henna geschmückte Hände und Füße anzeigen, daß sie Bräute sind, oder deren Kopf schon mit dem Seidentuch der verheirateten Frauen geschmückt ist, und das alles in einem Alter, in dem sie bei uns nur an das Spielen mit der Puppe den-

ten würden. Die Macht aber, die den Juden aufs Strengste von dem Marokkaner scheidet, ist die strenge Befolgung des Talmud. Er wird ohne Aufhören gelesen und studiert; er wird in den armen Schulen gelehrt. Mit großer Hartnäckigkeit halten die marokkanischen Juden an ihren Traditionen fest und werden darin von ihren wenig gebildeten starrsinnigen Rabbis bestärkt. Die Synagogen sind denn auch der Mittelpunkt alles gemeinsamen Lebens. An den weißen Mauern ein paar hebräische Inschriften, ein paar schlechte Lampen aus Glas, die herabhängen und den bösen Blick abwenden sollen, ein paar Bänke, auf denen Andächtige sich hingekauert haben; um den Hals haben sie ein langes Stück weißen Stoffs mit schwarzen Streifen geschlungen, die Lippen bewegen sich eintönig singend im Gebet während der Körper zugleich hin und her schwankt. Die alljährlichen großen Festtage begehen sie mit besonderen Zeremonien; sie sind in ihrem mühseligen und ärmlichen Leben die einzigen Lichtpunkte.

Karl v. Foucauld, französischer Kolonialoffizier, Erforscher von Marokko, trat, da man ihm als Christen leicht den Prozeß gemacht hätte, seine Reise ins Innere in der Verkleidung eines Rabbinen an. Tagebuch (s. Weltmission, 13. Jahrgg., Heft 8; Eis. Bes. 28/2 30).

„Meine Verkleidung brachte mancherlei Unannehmlichkeiten mit. Barfuß, durch die Städte und manchmal auch durch die Gärten zu wandern, mit Beleidigungen überhäuft und mit Steinen beworfen zu werden, war das wenigste. Aber ständig unter marokkanischen Juden zu leben, die, mit wenigen Ausnahmen, eine verachtete und widerwärtige Sorte Menschen sind, war eine oft kaum erträgliche Qual. Man sprach zu mir wie zu einem Stammesbruder ganz offen; man rühmte sich allerhand verbrecherischer Großtaten und vertraute mir allerhand unsaubere Pläne an. Wie oft wurde ich der Verstellung leid! Doch alle diese Widerwärtigkeiten wurden aufgehoben durch die Erleichterungen, die mir meine Verkleidung für meine Forschungsarbeiten verschaffte. Als Mohammedaner verummumt, hätte

ich mich unter diese Leute mischen und an ihrem Leben teilnehmen müssen und keinen Augenblick für mich gehabt; die Augen aller wären immer auf mich gerichtet gewesen; ich hätte dann die Leute auch kaum ausfragen, etwas zu Papier bringen, und meine Vermessungsinstrumente gebrauchen können. Für mich in der Verkleidung eines Juden waren diese Dinge auch nicht ganz einfach, aber sie waren für gewöhnlich doch immerhin möglich.“ — F. wurde 1916 von Schwarzen ermordet.

„In Marokko gab es schon Juden, als die Phönizier hier ihre Häfen hatten... Seitdem man von Marokko weiß, hat es hier Juden gegeben... Nirgendwo in der Welt ist aber der Judenhaß größer als in Marokko.“ BT 19/6 1930.

DSBl 28/8 1907: Unter den 7 Millionen Bewohnern Marokkos sind 200 000 Juden. Auch in diesem Lande sind sie „ihrer Natur nach so sehr Städter“, daß außerhalb der Städte keine 100 Juden gezählt werden können. Sie bringen nicht nur als Bankiers und Händler, Wucherer und Schnapsvertreiber die Marokkaner um Hab und Gut, sondern halten es auch, wie üblich, nicht mit dem Volke, unter dem sie wohnen, sondern mit dessen Feinden, den Franzosen. Man braucht nicht gerade überrascht zu sein, wenn in Casablanca die erbitterten Marokkaner ihren Zorn an den Verrätern ausließen.

Die „Jüdische Presse“ meinte dazu: „Es ist heute nicht an der Zeit, den Gründen der auffallenden Tatsache nachzugehen, daß der Fanatismus der Moslemin sich gerade in Marokko mit so wütiger Raserei gegen die Juden wendet. Es ist sicherlich nicht Religionshaß allein; vielmehr büßen unsere Glaubensgenossen dafür, daß sie den Trägern des kulturellen Fortschritts zu-neigen.“

Der „Kulturfortschritt“, der Franzosen in Marokko sieht nach den „Münch. N. Nachr.“ so aus:

„Eine Menge eingeborener jüd. Geschäftsleute stehen unter französischem Schutz; sie glauben, sich ungestraft so frech wie möglich gegen die marokkanischen Behörden benehmen zu können.

... Da der Staatsbank — deren Beamte Franzosen sind — von den Eingeborenen große Einlagen anvertraut sind und sie außerdem, zur Deckung einer französischen Anleihe, 70 v. H. der Zolleinnahmen erhält, so hat sie natürlich einen großen Geldbestand, der sie nichts kostet, weil sie für marokkanische Münze keine Zinsen zahlt. Die Bank benutzt nun diesen Umstand zur Entwertung der Einlagen, indem sie Wechselprämien für europäische Werke in die Höhe treibt. Das ist natürlich ein politischer Kniff, und der Fehler ist eben der, daß die Staatsbank nicht international zusammengesetzt ist. Die Entwertung des marokkanischen Geldes ist um so ungerechtfertigter, als die Valuta des Landes, die diesjährige Ernte, vorzüglich war. Wenn die Franzosen nicht wären, so wäre Frieden im Lande, aber wenn man fortwährend schürt, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn irgendwo die Flammen ausschlagen. Zum Ausbruch kam es dadurch, daß die Bank sich nicht allein mit den 70 v. H. von den Zolleinnahmen begnügte, sondern diesen Prozentsatz auf sämtliche öffentlichen Einnahmen ausdehnte, u. a. auf die Kasse einer Kirchengemeinde. Herausfordernder kann man sich nichts denken. Der Sultan nimmt gezwungen eine französische Anleihe auf, kann nicht remittieren und verpfändet 70 v. H. der Zölle, die (französisch) = marokkanische Staatsbank entwertet die neugeschaffene Münze und verlangt, weil es ihr mit den Zöllen zu langsam geht, auch noch 70 v. H. eines Kirchenvermögens, des Stadtheiligen von Casablanca: Sidi Beliot. Wo in aller Welt läßt sich eine Kirchengemeinde gefallen, daß ihr Geld zu einem staatlichen Unternehmen verwendet wird? Daß die grüne Fahne des Propheten den heiligen Krieg noch nicht verkündet, ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daß der besonnenere Teil der Eingeborenen die Tat mißbilligt, die heute der Mob an 9 braven französischen Arbeitern ausübte.“

Ein „alter Afrikaner“, der lange in Marokko lebte, schrieb einer Berliner Zeitung: „Der Haß gegen Juden und Europäer, wie er in den verschiedenen Morden und Überfällen zum Ausdruck

gekommen ist, hat eine schwerwiegende materielle Ursache. Hüten wir uns, den Eingeborenen deswegen ohne mildernde Umstände zu verurteilen! Wo findet er Recht? — Nirgends. — So hilft er sich eben selbst! Wo finden seine Frauen und Mädchen Schutz vor Entehrung? Bei den Bureaux arabes? — Kuppelbüros nannte sie einmal ein seit über 40 Jahren in Algier ansässiger Deutscher. — Und wer schützt seinen Glauben? — Man spottet über ihn. Ich erinnere mich, wie ein Offizier des Bureau arabe zu Aflou, dessen Gast ich war, sich in Gegenwart des Araberfürsten Si Flamza über den Islam lustig machte und den, wie seine Untertanen, bis über die Ohren verschuldeten Fürsten fragte, welches sein feurigstes Weib sei, er möge es ihm für ein paar Tage zur Verfügung stellen! — In den 76 Jahren, seit denen Frankreich in Algerien Fuß faßte, hat es Unsummen von Haß aufgespeichert. Kann man es den Mauren verdenken, wenn sie sich wehren, aus ihrem Lande das machen zu lassen, was Algerien geworden ist, sich und alles, was ihnen etwas gilt, den Glauben ihrer Väter, die Ehre ihrer Frauen — in den Küstengegenden sind diese längst dem algerischen Systeme zum Opfer gefallen — der Nation preiszugeben, die als Träger in der Kultur sich in Nordafrika ein so seltsames Denkmal gesetzt hat?“

Wie die Juden in Marokko ihre Rolle „als Träger oder doch Vorboten der Kultur“ auffassen, sagt der zionistische „Gen.-Anz. f. d. Ges. Int. des Judentums“:

„Ein sehr großer Teil des Handels ruht in jüd. Händen, besonders Einfuhr und Ausfuhr. Viele Juden sind daher wohlhabend. Neben dem regelrechten Handel aber treibt der marokkanische Jude umfangreiche Wuchergeschäfte, was naturgemäß den Haß der arabischen Bevölkerung gegen ihn steigert. Denn diese lebt in sehr dürftigen Verhältnissen, und kommt jemand in der Bedrängnis zum Juden, so nützt dieser die Notlage in rücksichtsloser Weise aus. Auch Pfandleihanstalten werden vielfach von Juden gehalten; sie werden besonders von arabischen Frauen in Anspruch ge-

nommen, die ihren Schmutz versehen. Daneben geht der Jude dem Geldvermittlungsgeschäft großen Stils nach. Braucht der Gouverneur Geld, so beauftragt er „seine Juden“ mit der Beschaffung. — Nach dem Koran besteht in Marokko noch das Gesetz, das das Zinsnehmen verbietet. Um so größer ist, wie das auch im europäischen Mittelalter der Fall war, das Privilegium der Juden auf diesem Gebiete. Die Rücksichtslosigkeit bei ihren Handels- und Wuchergeschäften, ihr Zusammenhalt, ihr Familienleben, das trotz der engen, schmutzigen Viertel anscheinend glücklicher ist, als das der reichen Mauren mit ihren Harems, Sklaven und Eunuchen; all dies weckt Haß und Neid. Trotzdem genießt der Jude in ruhigen Zeiten eine relative Sicherheit von Person und Eigentum; was ihm die Mächtigeren nehmen, bringt der Wucher reichlich wieder ein, und selbst die Härten der Judensteuer, die von den Ältesten des Quartiers auf einzelne Familien umgelegt wird und für die die Mellah haftet, lassen sich durch die Geschenke an bestechliche Beamte mildern.“ —

Diese Mitteilungen sind einfach dem Werke des Marokko-Reisenden Benz entnommen, aber es ist kein Wort des Vorbehalts hinzugefügt; man hat also selbst beim Gen.-Anz. die Richtigkeit anerkannt. Es ist immer und überall die alte Geschichte: die Weltmission Israels besteht weder vor dem Auge der Moral noch vor den 10 Geboten Jahves; seine Existenz schon erscheint als „Sünde wider den heiligen Geist“, — schade, daß es allen Völkern so schwer wird, sich ihrer Plagegeister zu entledigen.

Bis zu welchem Grade der Wahn der Juden gestiegen ist, beweist das Jsr. Fam.-Bl. 22/8 1907: „Deutschland und Frankreich, England und Spanien nehmen diese von so edlen Absichten beseelten Kulturträger, die Juden offenbar von der Wohltat aus, den Nutzen der Humanitätsidee zu genießen. Selbst Frankreich, das hinsichtlich der Behandlung der Juden an der Spitze der Kultur marschiert, hat nach der Beschickung von Casablanca, als die Stadt verpestet war von dem Verwesungsgeruch tausender, die Straßen füllender Leichen, durch

die Befehlshaber der Kriegsschiffe den Juden, die sich in erbärmlichem Zustand hilfesuchend an Bord der Schiffe begeben hatten oder sich aus den Verstecken hervorwagten, die Wegschaffung der Leichen und ekelhafteste Arbeiten anbefohlen — gleichsam als wären die Juden schuldig an den grauenhaften Zuständen, die sich eingestellt haben, und nicht vielmehr deren Opfer... Wenn die französische Regierung Bedenken trug, durch die gefangenen, an Mord und Plünderung beteiligten Eingeborenen alle widerwärtige Aufräumung vornehmen zu lassen, so hätten die Marine-soldaten herangezogen werden müssen, aber nicht schwache, elende Juden, die nach Verlust von Hab und Gut, nach Ermordung ihrer Angehörigen am wenigsten geeignet waren, in der von tödlichen Miasmen geschwängerten Luft ein so schwieriges und trauriges Handwerk zu verrichten.

Die große Organisation A. J. U., die in erster Reihe das Ohr der französischen Regierung zu besitzen hoffen darf, wird, nachdem sie zur Linderung der ersten Not unter den marokkanischen Juden ihr Scherflein beigetragen hat, nicht zögern, Vorstellungen bei der Regierung zu erheben, um sie zu schleunigem Erlaß humaner Anweisungen an ihre dortigen Machthaber zu bewegen. Um seiner hohen, der ganzen Kulturwelt zugute kommenden Leistungen ist der Jude der Prügelknabe — auch in Marokko. Um so dringender sollten die vom wahren Kultursinn erfüllten Nationen es als ihre Pflicht erachten, die jüd. Bevölkerung überall, wo sie sie in bedrängten Verhältnissen, auf gefährdeten Posten sehen, durch ihre Konsuln und Kriegsschiffe in erforderlichem Maße zu schützen und zu stützen.“

Das Beerdigen umgekommener Juden durch „Glaubensgenossen“ ist aber gerade vom strengjüdischen Standpunkt aus das Gegenteil „eines schwierigen und traurigen Handwerks“; denn so konnten die Juden doch ihre Toten unter genauer Beachtung der rituellen Vorschriften begraben.

„Die Kulturvölker sind verpflichtet, durch Konsuln und Kriegsschiffe überall die Juden zu schützen und zu stützen“,

ist die moderne Überfetzung des alten Talmudfages: „Nur der Juden wegen ist die Welt erschaffen worden.“

Maron, 1. Alfred und 2. Ignaz Leopold, Bankhändler in Fa. Bondi & Maron, Prager Str. 27, Dresden. Nr. 1 ist Vizepräsident WK: Glashüttenwerke in Kamenz i. S. und Corona Fahrrad und Metallindustrie, Brandenburg; ferner WK: Mainkette Mainz; Societätsbrauerei Waldschlößchen, Dresden. Nr. 2 ist dagegen Präsident WK: Corona und Vizepräsident Waldschlößchen. Die Posten sind also nicht ungeschickt zwischen den beiden Brüdern ausgespielt. 1914.

Marqfroh, 1787—1882, der 1. jüdische Offizier im franzöf. Heer. Von Napoleon, der von M. père ein Schloß gekauft hatte, in die Militärschule aufgenommen, machte er noch die letzten Schlachten des 1. Kaiserreichs mit und brachte es bis zum Kapitän und zu 95 Jahren, während andere das Soldatenleben meist vor der Zeit wegnimmt. Drumont 324.

Marquardt & Co., Verlag, Berlin. 1914.

Marr, W., einer der bedeutendsten Judenkenner des 19. Jh.'s. Als er daraufhin 1886 von einem angeblich „antisemitischen“ Blatt in Oberösterreich als „Jude“ angesprochen, erklärte er im Österr. Wf. 10/10 1886: „Ich deute es als Geschäftsinteresse des in Rede stehenden Blattes, wenn es mich, nachdem alles andere nicht verfangen will, nach bewährtem jüd. Muster zum — Juden macht. ... Wem die „welterschütternde Frage“, ob ich Jude bin oder auch nur von väterlicher oder mütterlicher Seite von Sem abstamme, nicht schlafen läßt, den verweise ich einfach — weil ich mich unmöglich zur Spezies der Wiederkauer degradieren kann — auf die Vorrede zur elften (stereotypierten) Auflage meiner Schrift „Der Sieg des Judentums über das Germanentum“ (Bern, St. Costenoble 1880), welche abzudrucken ich hiermit jeder Zeitung die Erlaubnis erteile. Im übrigen bin ich zu höflich, um einen grob-hamburgischen Spruch anders als in einer allerdings freien, lateinischen Überfetzung wiederzugeben: „Leg mihi Mars!“ W. Marr.“

Aber das Dementieren hilft bekanntlich einem Arier nichts. Denn Rabbi Dr. Ad. Zellined, Wien, JWB 25/8 1893 bezeichnete Marr nach wie vor als „Sohn des jüd. Schauspielers Marr, der im Leipziger Theater mit großem Beifall in den 1840er Jahren spielte. Einmal trat er in Cumberlands „Juden“ auf, und ich schrieb in dem von mir in Leipzig redigierten „Sabbath-Blatt“ ein lobendes Referat. Hierauf besuchte er mich, um mir zu danken. Er hätte es für unmöglich gehalten, daß sein Sohn gegen die Juden auftreten werde!“

Uns hat Marr immer versichert, daß sein Großvater als ehrbarer Schweineschlachter in Hamburg eingewandert sei. Der verstorbene Otto Olagau behauptete allerdings auch, daß Marr Jude sei.“

Wir sind dem Stammbaum nachgegangen und haben folgendes festgestellt: Der Stammvater Johann Wilhelm Marr, *1770 Sachsen-Meiningen (E: Andreas M. // Eva Faber), Schlachter in Hamburg, wo 1808 sein Schauspiel „Schlächter auf Reisen“ aufgeführt wurde; 13 mußte er flüchten, weil er gegen die französische Okkupation tätig gewesen war. 19 erwarb er den Gasthof „Zum König von England“ und ward als Wirt volkstümlich, weswegen ihm, als er 1837 starb, die ganze Schlachterinnung die letzte Ehre erwies. O Margarethe Dorothea Schnadt, Jzehoe.

Deren Sohn: Martin Heinrich Gabriel M., 1797—71, 13—15 hanseatischer Kavallerist, 52 Schauspieler, artistischer Direktor des Hoftheaters in Weimar, 55 wegen gröblicher Beleidigung der Intendanz entlassen; 4 Wochen Gefängnis und 84 Thaler! O Katharina Henriette Sophie Becherer, Braunschweig. Deren Sohn: Friedrich Wilhelm Adolf Marr, 1819—??; O Calenbach, schrieb 62 einen „Judenpiegel“ und 1863 „Messias Bassalle und seine Hamburger Jünger“. Deutsches Schrifttum Nr. 6, 1930.

Ob der von Zellined erwähnte Marr personengleich ist mit Martin Heinrich Gabriel, war einwandfrei bisher nicht festzustellen. WM.

Mars, Mela, gebor. Melanie Mandelbaum, Schauspielerin in Dr. ▼Roberts Ensemble, Wien. 1914.

Marsal, Minister im Kabinett Millerand, Paris 1920 (Wf 29, 386).

Marschall v. Sachtenbrod△, Karl, aus bremischem Uradel, pr. Major, 1868 O▼. K: 1. Wilhelm, *69, pr. Major; 2. Karola, 91 O Engelbert v. d. Busch, pr. Obstlt. SA.

Marschall = Israel Bangwill.

Marschall?, Dr. Chem., Düsseldorf und Leberkufen. O▼ Jrl. Dr. Chem. aus Polen. — 1917.

Marschall△, Architekt, O▼#. Kassel. — 1915.

Marschall△, Friedrich v., †, aus thüringischem Uradel, 1896 O▼ Mautner v. Marthof. SA.

Marschall v. Sieberlein (Gotha Freih.-Kal. 1916, 515), 1. Peter, Freiherr, tgl. preuß. Landrat des U. Westerwaldkreises, 05 Charlottenburg, O▼ Wwe. Theresie Rosalie Staabs, geb. Bamberger, lebt zu Wiesbaden. 2. Adolf Hermann, 1842—?; WGM, Sotr. d. Ausw. Amtes; Bevollmächtigter zum Bundesrat, — fehlt im Gotha und Semigotha — O▼ Lessing, des Stammes Lazarus, geschiedene v. Rolden.

Marschallet, j: Schnorrer, Poffenreißer. Jew. Chron. 11/7 1930.

Marselle, Südfrankreich. Hammer 1905: „Hier sind ein Rumäne, Grimber, ein Österreicher, Lazar, ein Russe, Sachwas und ein als Franzose naturalisierter Russe Cohen unter der Anklage des Madchenhandels verhaftet, als sie „mit frischer Ware“ nach Südamerika wollten.“

Wf 5/8 1920: „Advokat Nathan verteidigte den Deserteur Margulies, Familie Gunzburg nimmt Anteil, Präsident des Gerichtshofes ist Balenski, Senator ist Abg. Schramel, Dir. der Revision: Salomon; dessen erster Hilfsarbeiter: Lévy; Erster Richter: Bidal Raquet. — Un ghetto! ça, la France?“ Dieses Bild ist nicht auf la belle France beschränkt, es gilt im Augenblick für die ganze Erde.

Marseillaise, judengegnerische, f. l'Union latine.

Marshall, James, „Sohn eines großen Dieners und Führers der Juden, bereit, mit Aufrichtigkeit und Ergebenheit die Sache weiterzuführen, der sein Vater bis zum letzten Atemzug diente.“ *1896; seit 21 MA in dem vom Vater Louis M. mitbegründeten Büro Guggenheimer, Untermeyer und Marshall; Trustee des „Jewish Board of Guardians“; und wie sein Vater, Louis M., Präsident des „American Jewish Committee“, leitet er noch die „Gesellschaft der Freunde der Hebräischen Bibliothek in Jerusalem“, JPB 24/4 1929, und wurde 1930 (JPB 7/3) zum „Solicitor general“ (Hauptrechtsberater der Regierung) vorgeschlagen. Über eine Reise nach Palästina schrieb er „die sehr viel beachtete Studie: In the Workshop of Israel“, JPB 22/11 1929.

••**Marshall**, Louis, MA, Zionist und einer der Judenkönige, Vorsitz der AJU, Vizepräsident der „N. York State Bar Association“; Präsident in allen jüd. Chabrussen, d. h. Chef des „Kahals der Ber. St.“, 1856 Syracuse, N. Y. — 29 Zürich. — E: Jakob M. // Zilli M. Ep: Samuel Untermeyer. — Ein Schwager des Louis M., der Rabbi Judah Magnes, Chef des „Jüd. theol. Seminars der Ber. St.“, wurde Professor in Jerusalem. — Louis M. galt, nebst Jacob Schiff, als „führender Mann von größtem Reichtum und außerordentlichem Einfluß“, siehe 10. Feldrundschriften des Kartells jüd. Studentenverbindungen, Berlin W., Sächsisch

Straße, 8/8 1917. Er gehört zu den Juden, deren Dtschland am allerunmittelbarsten sein Elend zu danken hat, und erklärte den Zionismus für eine Station auf dem Wege zum „höheren“ Ziel, d. h. der Vernichtung der Nichtjuden, durch Errichtung eines messianischen Reiches, wie in Rußland.

Er vertrat als Nachfolger des Simon Wolf (sd) das Judentum in Washington. In Versailles wurde er 1919 nebst Brandeis (sd) und Mac vom Präsidenten Wilson mit der Leitung der gesamten amerikanischen Orientpolitik betraut. Er war ein besonders eifriger Bekämpfer des Christentums seiner jüdischen Wirtsvölker. Ford JZ: „Verschiedene jüd. Staatsbeamte wurden im Kriege von L. M. gerüffelt, weil sie nicht das Wort „christlich“ in den von ihren Untergebenen veröffentlichten Aufrufen beanstandet hatten. Und weil in dem Instruktionbuch für amerikanische Offiziersanwärter stand: „Der ideale Offizier ist der christliche Gentleman“, setzte M. eine Veränderung durch „ist ein höflicher (courteous) Ehrenmann“. (HJ 1922.) Auch in einem Bericht des Kahals 1920 wird vergnügt erwähnt, wie mehrere große N. Yorker Zeitungen, die in Aufrufen kaufmännischer Firmen zu Diebeswerken das Wort „Christlich“ hatten stehen lassen, von L. M. verwarnt, sich entschuldigt und künftig eine sorgfältigere Zensur versprochen hätten. Das Wort „Jude“ in gleichen Fällen wurde nicht beanstandet!

Als ein Armeebefehl an die amerikanischen Militärärzte besagte: „Die Fremdbürtigen, besonders Juden, neigen mehr als Einheimische dazu, sich krank zu stellen, verbot M. telegraphisch dem Generalarzt die Anwendung dieses Satzes: er solle alle herausgegebenen Befehle telegraphisch zurückziehen und erklären, daß aus den Archiven der Ver. Staaten derartige unbegründete Vorwürfe gegen 3 Millionen Bürger entfernt würden. Auch Präsident Wilson unterstützte gehorsam den Befehl des Juden.

Den „Schiffsrat“, eine amtliche Behörde, die in einer Anzeige einen christlichen Bürogehilfen suchte, be-

schied M.: „Nicht der Bestrafung, sondern des Beispiels wegen und um einen notwendigen Vorgang zu schaffen, muß dieser Beleidigung die Entlassung des Schuldigen aus dem öffentlichen Dienst folgen und der Öffentlichkeit der Grund mitgeteilt werden.“ Man beachte die unerhörte, diese unverschämte Tonart, in der „amerikanische Staatsbürger jüdischer Rasse“ mit der Behörde verkehren; dabei benimmt sich diese aber noch viel ansehnlicher, wenn sie, ohne zu mühen, sich so was von jüd. Sümmeln bieten läßt und sich ihrem Diktate glatt unterwirft.

Das Jsr. Familienblatt triumphierte: „Louis M. tritt nicht besonders hervor und hat nie für das Repräsentantenhaus oder den Senat kandidiert. Sein Einfluß im Weißen Hause ist trotzdem groß. Seine außerordentliche Popularität wurde in jüngster Zeit durch die Waffenspredung Henry Fords, deren Bedingungen Louis Marshall diktiert hat, aufs höchste gesteigert.“

Sommer 1929 reiste M. nach Zürich zur großen Sitzung der „Jewish Agency“, er trat noch großmütig auf, zetzte gegen die Araber in Palästina, wurde dann krank und mußte am 26/8 von US Dr. Paul Clairmont an der Bauchspeicheldrüse operiert werden, „in Unwesenheit des bekannten Chirurgen Prof. Viktor Schmieden aus Frankfurt a. M., des international berühmten Internisten und Diagnostikers Prof. Dr. med. Emanuel Libmann, Columbia, N. York, sowie unter Assistenz von Prof. Dr. med. Köffler-Herzog, Dir. der Zürcher Poliklinik.

Während der Operation waren im Vorzimmer Marshalls Schwester Mrs. Abraham Rosenberg (Philadelphia), sein Schwiegersohn Dr. Jacob Billikopf, sein Schwager Dr. Judah L. Magnes, Kanzler der Hebr. Universität, nebst Gattin, wie Redakteur Oscar Grün von der JZJ. —

„Aus allen Teilen der Welt laufen Telegramme und Wünsche für baldige Genesung ein, so von Felix M. Warburg, Prof. Dr. Ch. Weizmann, Adolf S. Dohs, Herausgeber der New York Times, von David U. Brown, Samuel Untermyer, Richter Julian W. Mack, Rich-

ter Moscovitz, Mr. Henry Toch, Zion. Organisation of America, Dr. Lee K. Frankel, Rabbi Shulman und Rabbi Landman, Robert Bollack (Paris), Dr. Martin Bloch, Präsident der Jsr. Kultusgemeinde Zürich usw. Der Sohn James ist aus N. York unterwegs nach Zürich. Das Krankenzimmer ist in einen förmlichen Blumengarten verwandelt.

Als Marshall aus der Starke erwachte, war seine erste Frage: How are the affairs in Palestine!

Die amerikanischen Presseagenturen und die großen Tageszeitungen haben ihren europäischen Korrespondenten Ordre erteilt, täglich über das Befinden Marshalls, der zu den bedeutendsten Anwälten der Ver. St. zählt und als größte Autorität für konstitutionelles Recht gilt, nach N. York zu klabern."

Es half aber alles nichts; der Jude starb.

Louis M. hinterließ 3 Söhne: James, Robert und George und eine Tochter Ruth, Gattin von Dr. Jacob Billikopf, sowie 4 Enkel. Seine Frau, Florence Lowenstein, mit der er seit 6/5 1895 verheiratet war, starb schon 1916.

War es während der Krankheit M.'s vor lauter Nachfragen nach dem Befinden des Patienten in Kantons-Hospital zu Zürich wie in einem Taubenschlag zugegangen, so wurde die Welt nach seinem Tode förmlich wild. Als Erster telegraphierte der amerikanische Präsident Hoover. Das Beileid ergoß sich dann in Strömen nach Zürich. Die Zeitungen zergliederten den Abgeschiedenen: „ein großer Jurist; ein Verteidiger der Freiheit; der amerikanische Jude par excellence; der begeisterte Jude im Beruf; der Philanthrop“ usw. Die Großen in Israel wie Jul. Rosenwald, Marquis of Reading, Felix M. Warburg, Oskar Wassermann, Lord Melchett, Dr. Weizmann, Bialik, Dr. Bernhard Kahn erließen Trauerkundgebungen.

Wer aber Louis Marshall eigentlich war, welche höchsten Posten er in der Führung des Jdtns innegehabt und wie feindselig und erfolgreich dieser Gegenrassige wider die Menschheit gearbeitet hat, das geht für uns Laien mehr

als deutlich aus den Presseberichten zu M.'s Zürcher An- und Abtreten hervor: der Jubel erst und dann die Trauer kannte keine Grenzen. JBJ schlug 9/8 folgende Urforde an: „Wer ist der Mann, mit dem Namen, der schon wie ein Herrschertitel klingt und dessen Ruhm, mehr als ein anderer in alle vier Enden der Diaspora dringt?

Was verlieh ihm die seit Jahrtausenden brachliegende Autorität des Resch Galutha, was verlieh seinem Worte die Rechtskraft eines Schiedsspruches in allen den zahllosen Zwistigkeiten, Religions- und Meinungskämpfen, die in seinem Volke mehr als in jedem anderen wüten?

Was verleiht seinen machtvollen Apostrophen Eingang in alle Kabinette der Welt, was die magische Kraft, den großen Bileam unserer Zeit, Henry Ford, vom Fluchenden in den Segnenden zu wandeln? . . .

Sein eherner Gerechtigkeitsinn!

Jene göttliche Kraft, die alle Propheten als den Grundstein der sittlichen Weltordnung, als die einzige unüberwindliche, welterhaltende Macht verherrlichen!

Aus der großen Epopoe seines 74 Jahre langen tatenreichen Lebens blinkt ein Ruhmestitel leuchtender als alle anderen: Marshall ist der beste Interpret der Konstitution der Ver. St.

Konstitutionalismus heißt, den Geist der ewigen Gerechtigkeit durch das ganze Geäder des Staatskörpers treiben. Konstitutionalismus bedeutet beim Aufbau der Gesellschaft des Staates dasselbe, wie das Gleichgewichtsgesetz beim Aufbau des Hauses. Das verleiht ihm die bewunderte zyklopische Kraft, Riesengebäude von Gesellschaften übereinander zu sichten und sie zu Monumentalbauten der Philanthropie, des Menschenrechtes und des Gottesglaubens zu erhöhen!

Man hat in Zürich wohl selten einen Mann mit einem gewaltigern Pathos der Überzeugung sprechen hören, als Louis Marshall in seiner Begrüßungsrede. Und er, der eine ungeheure ethische und moralische Macht in sich verkörpert, sprach auch so, daß sie fühlbar, daß sie sichtbar wurde. Ein Volks-

tribun, ein Großer des Geistes und der Wahrheit. Wenn dieses eine Wort „Palestine“ aus seinem Mund rollte, förmlich donnerte, dann war es wie eine herrliche Beruhigung, wie eine Sicherung über die kleinen Stürme des Zweifels und der äußeren Anfechtung hinweg.“

Als M. eingegangen war, wimmert dieselbe JPB: „Richter in Israel im großen und antiken Stile! seine emstigen Gegner huldigen ihm freiwillig und unterwerfen sich seiner Führung.“

Sein Sieg über Ford ist der erste wirkliche entscheidende Erfolg im Kampfe gegen den Antisemitismus unserer Zeit, eine bleibende Legende im Buche der jüd. Geschichte.

Er kannte, wie Wenige, die Leiden und Freuden seiner Stammesbrüder in allen Enden der Diaspora, er fühlte und handelte wie der Vater seines Stammes.

Sein Aufstieg vom Kinde mittellosester deutscher Immigranten ist ein glänzendes Kapitel in der Geschichte der großen Karriere in Amerika. Mögen andere aber den blendenden, raketenartigen finanziellen Aufstieg der Rodefellers, Astors oder Fords preisen: Marshall ist von weit höherer Art. Sein Aufstieg war gleichzeitig der Aufstieg von Hunderttausenden seiner Brüder, sein Reichthum förderte die Wohlfahrt seines Stammes, seine Ehre war die Ehre Israels.

Er selbst war mächtig ergriffen von dem hohen, düstern Ernste der Mission seines Lebens: der Millionenreiche, er mied jede Lustbarkeit, jede Minute war ihm teuer als ein Wert für das Glück seines Volkes.

Sein Vaterland war ebenso stolz auf seinen großen Bürger, wie Israel auf seinen besten Sohn. Amerika ehrte ihn und durch ihn seinen Stamm.

Louis Marshall's Leben war ein „Kidusch haschem“.

Sein heiligstes Vermächtnis ist die Einheit Israels; wie wir ihn zuletzt sahen „als sich versammelten die Häupter des Volkes und einig waren die Stämme Israels“.

Wie er, gleich Faust, hinsank im schönsten Momente seines Lebens:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu seh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Berweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen,
Nicht in Aonen untergeh'n.“ —

Daß hier Goethes Verse über Deutschlands Zukunft von Juden auf Juden angewandt wurden, ist recht bezeichnend.

Das offizielle Organ des jüd. Staates aber, Jewish Chronicle (13/9) pries den M. als „jüdischen Staatsmann, mit dem brennenden Verlangen, die jüd. Sache weiter zu treiben und als das größte anerkannte profane Haupt der amerikanischen Judenheit, der den Antisemitismus durch verstärkten Juidismus geschlagen hätte.“

SB: „Während der verfloffenen 25 Jahre und länger habe ich Diskussionen über die verschiedenen „Smen“ gehört; der Zionismus war einer davon. Die Juden wurden in Zionisten, Nicht- und Antizionisten klassifiziert. Ich habe nur eine Klassifikation, die allgemein akzeptiert werden sollte: Wir sind alle Juden.“

Am 8/3 1930 stand die in Washington von etwa 600 Delegierten besuchte Konferenz der „Allied Jewish Campaign“, die 1930 mit 3½ Millionen Dollar das Züricher Aufbauprogramm der Jewish Agency verwirklichen will, im Zeichen des Andenkens an den Präsidenten der JA und des Führers der amerikanischen Judenheit, Louis Marshall.

Richter William Lewis (Philadelphia), Präsident des früheren United Palestine Appeal und einer der Vorsitzenden des Allied Jewish Campaign, schloß mit folgenden Worten: „Danket Gott für den lebenden Warburg und für den unsterblichen Marshall! Der Geist, der Marshall beseele, der Mut und die Überzeugung, die Warburg bei seiner Arbeit leitet, sind eine Forderung an uns alle, in diesen Werken fortzufahren.“ Und Richter Stone schloß: „Lasset uns vorwärts gehen, wie Marshall es getan haben würde. Wir wissen, daß Marshall sich weder durch die Verfolgungen in Rußland, noch durch die arabischen Aufstände hätte abschrecken lassen, in seinem Werke zum Wohle des Judentums fortzufahren.“ JPB 21/3 1930.

Der Gouverneur des Staates N. York Roosevelt, erklärte, das Andenken an den großen Amerikaner und jüd. Führer, der sich auch um die Forstwirtschaft Amerikas hoch verdient gemacht habe, ehren zu müssen: er beantragte deshalb im Parlament des Staates 600 000 Dollar für Errichtung eines „Louis Marshall“ College of Forestry“ an der Universität Syracuse. JBB 31/1 1930.

Bei der ersten Wiederkehr des Todestages am 11/9 1930 dachte JBB wieder mal ausführlich daran, wie M. 29 in der Tonhalle in Zürich mit den neuen Männern der Jewish Agency getagt hätte, — „jeder einzelne ein großer Zeitgenosse, dessen Erscheinen ein seltenes Ereignis war: Albert Einstein, der größte, der heute lebenden Menschen wie ihn ein anderes überragendes Mitglied der Jewish Agency nannte, der geistvolle Führer der Sozialisten in Frankreich Léon Blum [wie hier der eine den andern ungebührlich lobte!]; der Leader der englischen Liberalen Sir Herbert Samuel, dem Großbritannien die friedliche Beilegung des gewaltigen Kohlenarbeiterstreiks der letzten Jahre verdankt, gleichzeitig der erste High-Commissioner des neuen Palästina, der Finanzmagnat und großzügige Philanthrop Felix M. Warburg, sowie der Direktor der Deutschen Bank Oskar Wassermann, deren Einfluß bis tief in die internationale Politik [der nicht-jüdischen Staaten] reicht, der mächtige Pionier der Großindustrie [!] und einflußreiche konservative Politiker Lord Melchett, der mutige Anwalt von Weilis, Senator Gruenberg, der Volksdichter Schalom Asch, der edle Rabbi Lipschitz....

Und doch, im Brennpunkt dieser Tagung stand, neben dem großen jüdischen Staatsmann [es gibt also einen jüdischen Staat!] Chaim Weizmann, ein anderer, dessen Name schlicht klang, von keinem Titel geschmückt: Louis Marshall.

Eine unvergeßliche Erscheinung: ein kraftvoller Körper trägt einen mächtigen Cäsarenskopf. Die straffen Züge verstrahlen eiserne Energie, die kühn zurück-

liegende Stirn hohe Intelligenz. Hinter der goldumrahmten Brille blicken kritisch prüfende, unerschrockene Augen, aus denen im Feuer der Rede ungebrochene Jugendkraft aufblitzt. Ein gewaltiger Redner, dessen Worte wie Keulenschläge niederhauen, dessen gebieterisches Pathos echt klingt und mitreißt, weil es von einer unerhörten Intensität der Persönlichkeit getragen wird.... „Wir sind ebensowenig Geldsäcke wie Leute aus anderen Ländern, wir sind Fleisch und Blut, menschliche Wesen...“ Ein Mensch nur, wie andere, das war der beglückende Eindruck, der alle Scheu und Beklemmung vor Marshall hinwegfegte, ein Mensch aber, der seine Zeitgenossen durch die Macht seiner Persönlichkeit überragte. Nicht nur, weil sein jüdisches wie profanes [das Jdtm als Geheimorden] Wissen umfassend war, weil Marshall Kunst und Literatur pflegte, weil er tiefe Liebe zur Natur und allen ihren Schöpfungen empfand, sondern vor allem, weil er seine reichen Gaben fruchtbringend der Mitwelt mitteilte.

Marshall, nicht Vertreter nur fremder Interessen, nur Anwalt, war ein großer Führer im Judentum, weil er tatsächlich führte, weil die Massen Vertrauen in ihn setzten und ihn vorbehaltlos als ihren Repräsentanten anerkannten. Kein Diktator also, der seinen Willen aufzwingt.

Die große Aufgabe, die Marshall erfüllt hat, war, das sozial, kulturell und religiös auseinanderstrebende jüdische Element zu einer einheitlichen amerikanischen Judentum mit gemeinsamen Zielen zu verschmelzen, war insbesondere, die fremdartig scheinenden jüd. Einwanderermassen, frei von der Angst assimilierter Juden, um die eigene Position, organisch in das amerikanische Judentum einzugliedern. Für diese Aufgabe, die eine Sisyphusarbeit schien, hat Marshall mit Erfolg seine ganze Persönlichkeit eingesetzt.

Obwohl Marshall keinen politischen Ehrgeiz kannte, war sein politischer Einfluß selbst im Weißen Haus ein sehr starker. Als einer der glänzendsten Anwälte Amerikas und hervorragender

Kenner speziell des Verfassungsrechtes, wurde er dreimal in die Gesetzgebenden Versammlungen des Staates N. York gewählt und war Rechtskonsulent der amerikanischen Bundesregierung, die er vor allem in den großen Prozessen gegen die Trusts vertrat und Mgl. der Kommission für die Revision der N. Yorker Staatsverfassung. Neben juristischem Scharfsinn und ungewöhnlichem Rednertalent besaß er unbeugsamen Gerechtigkeitsinn und Unbestechlichkeit! So trat Marshall nicht nur gegen die Unterdrückung der Juden auf, sondern führte, ohne jedes Honorar, auch alle grundsätzlichen Prozesse der Farbigen. Kein Wunder, daß auch die Arbeiter und insbesondere die jüd., in entscheidenden Fragen hinter Marshall standen.

Seinen mächtigen politischen Einfluß hat Marshall als ein stolzer Jude im Interesse gerade der Juden eingesetzt. Als nach den berüchtigten Maigesetzen des Zarismus 1891 eine Massenauswanderung aus Rußland einsetzte, erwirkte es Marshall, nicht zuletzt in seiner Eigenschaft als Mitglied der Einwanderungskommission des Staates N. York mit Jakob H. Schiff, daß die Tore Amerikas den jüd. Einwanderern weit geöffnet wurden, bemühte sich darüber hinaus um die wirtschaftliche Verwurzelung der Ankömmlinge in ihrer neuen Heimat und warf — und hier offenbart sich sein Führergenie — das politische Gewicht des erstarkenden und durch ihn organisierten amerikanischen Judentums als solches in die Waagschale ... im Interesse der Juden in der ganzen Welt, insbesondere in Osteuropa [der alte Trieb der Juden im Kampfe gegen die Nichtjuden!].

Marshall, hinter dem die Juden Amerikas geschlossen stehen, wird zum Tribun des jüdischen Rechts überall dort, wo es mit Füßen getreten wird... Er geißelte die Judenpolitik der russischen Regierung, an einem großen Bankett greift er den anwesenden rumänischen Gesandten wegen der judenfeindlichen Haltung seiner Regierung schonungslos an [diese Unverschämtheit des Miteffers!], doch

er läßt es nicht beim bloßen Protest bewenden, sondern schreitet kühn zu Taten. Als die zaristische Regierung ein Anleihen bei den amerikanischen Banken nachsucht, stellt sich Marshall den Geldfürsten von Wall Street, die das gute Geschäft lockt, entschlossen in den Weg, er zwingt sie unter seine Parole: Kein Cent für die blutigen Herrscher Rußlands! —, und das Anleihegesuch wird abgelehnt. Die russische Regierung weigert sich, den amerikanischen Juden die gleichen Rechte einzuräumen wie den übrigen amerikanischen Bürgern. Marshall erreicht durch den Zusammenschluß aller Juden Amerikas zu einer mächtigen Front und durch seinen packenden Appell an die Selbstachtung jedes Amerikaners als wirksamsten Protest das Unerhörte, daß der Präsident der Ver. St. Taft (Fd), den seit 66 Jahren bestehenden Handelsvertrag mit Rußland kündigt. „Daß ein mächtiges Reich“, schreibt Dr. Bernhard Kahn, „wegen der Verfolgung der Juden eine so schwerwiegende politische Handlung vornahm, das hat den verzweifelten Juden in Rußland Würde gegeben und den Mut, auszuharren und weiterzukämpfen. Diese große Tat Marshalls wird unvergessen bleiben.“

Mit Jacob H. Schiff und Judge Mayer Sulzberger gründete Marshall das „American Jewish Committee“, dessen Präsident er war und das auf der Warte steht, wenn es gilt, die Rechte der Juden in allen Ländern zu schützen. Marshall diktierte dem Autokraten Ford die Bedingungen seiner Waffenstreckung. Marshall ist mit Felix M. Warburg, Mitbegründer und Leiter des Joint Distribution Committee, dessen gewaltige Leistungen für die Juden Osteuropas während des Krieges die Bewunderung der ganzen Welt erweckten. Nach Kriegsende eilt Marshall nach Paris, um sich mit Erfolg für die Verankerung der politischen und kulturellen Rechte der jüd. Minderheiten in den Friedensverträgen einzusetzen. Und der unerschrockene Freund des russischen Judentums erlahmt auch nicht, als der Bolschewismus die wirt-

schaftliche Existenz der Juden zu untergraben droht, und er fördert trotz seiner Abneigung gegen die Sowjets mit aller Kraft das jüdische Kolonisationswerk in der Krim.

Die religiöse Erziehung der Juden, auf die er besonderen Wert legte, hat Marshall mit persönlichen finanziellen Opfern gefördert.

Ein solcher Mann konnte an Palästina und dem großen jüd. Aufbauwerk nicht gleichgültig vorbeigehen: Ich brauche nicht nach Palästina zu gehen, um mir ein Bild davon zu machen. Ich habe das Bild Palästina seit meiner Kindheit in der Seele.

In der Jewish Agency hat Marshall das Höchste erreicht. Aus dem Führer eines, wenn auch noch so mächtigen Teiles, ist Marshall zu einem Führer des gesamten Judentums geworden. Als ein wahrhafter Marshall seines Volkes fiel er am Abend des Sieges. Marshall sah noch die dunklen Wolken der arabischen Unruhen am Horizonte, aber schied mit dem Bewußtsein, den Grundstein zu einem mächtigen Bau gelegt zu haben, der allen Stürmen trohen wird. In den jüdischen Generationen aber wird Marshall weiterleben als der Heros, der sein Leben für die Einigung des Judentums eingesetzt und seinem Volke den Weg zu einer glücklicheren Zukunft geebnet hat." *JBB* 12/9 1930.

▲ **Martel** [der Hammer], Karl, 714—741, Führer, Vater der Karolinger, bezwang er die entarteten Merowinger. — U. Allenspach rief in: „Erwacht“, Garfenlänge, S. 32, Ende des 19. Jh.'s, nach einem Manne seinesgleichen:

„Von Osten her sie bringen
Setzt langsam Hand in Hand,
Doch nicht im offenen Kampfe
Erobern sie das Land:

Der Talmud ist das Banner,
Die Waffe List und Trug,
Und Rothschild ist der Feldherr,
Der Truppen hat genug.

Der Stab ist an der Seine,
Als Alliance universelle
In Ost und West vertreten
Und überall zur Stell'.

Der Kampfplatz ist die Börse,
Sie dringen frech voran,
Die Christen unterliegen,
Es sinkt dort Mann für Mann!

Bedrückt sind nun die Völker
Und tief in Sklaverei,
Sie rütteln an den Fesseln,
Doch gehn sie nicht entzwei.

Doch gärt es tief im Herzen,
Das leise zuckt und bebt,
Und dessen tiefstes Denken
Nach Freiheit einzig strebt.

Zum Kampfe sind vorhanden
Die Scharen tief verstedt,
Es fehlt der Feldherr einzig,
Der sie zum Kampfe weckt.

Ist denn in unsren Landen,
Des Mutes erster Quell',
Kein Mann derart zu finden —
Kein zweiter Karl Martel?"

Martellus [Hammer!] = Carl Ed. Klopfer.

Martens △, Joh. Friedr. Theod., ev. Pfarrer, f. Friedrich Adolf Philipp.

Martensen = Leonie Meyerhof.

Martersteig, Mag. Intendant, Leipzig. Sein Vater soll „bekannter Historienmaler“ gewesen sein, der einen „Luther in Worms“ und einen „Auszug der Protestanten aus Salzburg“ gemalt hat. — Während seiner Rigaer Theaterleitung (1890 ff.) erschien eine nahe Verwandte von M. M. auf ihren Kunststreifen, namens „Martersteig“, wobei man statt an den Leidensweg zur Kalvarienstätte Martersteig vielmehr an die Schleichwege eines Raubtieres denkt. M.'s eigene erste Dichtung 1881 war eine Novelle aus den ersten Jahrhunderten des Christentums „Selta und Ruben“. In Riga war der stark verschuldete M. ganz in den Händen eines Hauptgläubigers, des ▼ Tenoristen Zobel. Seine nichtjüd. erste Gemahlin, von der er sich in Riga scheiden ließ, um eine jüd. Schauspielerin zu heiraten, — war trotz ihres ausgesprochenen ario-germanischen Typus merkwürdig judenfreundlich und erklärte auch mal, sie würde ihren Gatten nicht geheiratet haben, wenn sie nicht überzeugt gewesen wäre, daß er von jüd. Abstammung, mithin selbst Jude sei.

Nach „über Land und Meer“ 17, 744, O Gertrud Esholdt.

Martens, Erich = Heinrich Samter.

Martin △, v., preuß. General, gefallen 1915. O ▼ L. des Napoleon Meier, Berlin. S: Offiziere.

Martin, Georges, gebor. Israel, Literat, Paris, 1922 (*JBB* 16/3).

Martin, G. = Friedr. Gust. Triesch.

Martin, Josef, Berlin, Tiergartenstr. 21. 1913.

Martin △, Paul, † 1913, Oberbürgermeister, Mannheim; O ▼.

Martin, William, Dr., Auslandsredakteur: „Journal de Genève“, *JBB* 2/5 1930.

Martinelli, Franz, Buchhändler und Schauspieler aus Dünaburg, war 1916 Gehilfe in Münchener Buchhandlungen, wo er für 2000 M. Bücher und aus einem Geschäft allein 38 Registraturkästen stahl. Er mietete einen Laden, um die Beute zu verkaufen, wurde dabei von einem seiner früheren Chefs erwischt und zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Münch.-Augsb. Abend-Z. 17, Nr. 483. — Er hängt mit Jeannot M. (Sd) zusammen?

Martinelli, Jeannot (Rub. Marell), Buchhändler, Berlin. *1865 Dünaburg. B: Winkle für Radfahrer; Bündende Repertoire-Couplets; Theaterauffschlüsse; Dämon, Sch. (nach Vermontow); Geld liegt auf der Straße, Schw., 95. Rk 18, 20.

• **Martinez de Pasqualis**, „Portugiese“, gründete in der 2. Hälfte des 18. Jh.'s in Frankreich eine mystische Illuminationsloge und predigte die Wiederverkörperung. — Lambelin, Les Victoires, 1924.

Martini, gebor. David, Karl, #, Prof., Dr., OJ an der Oberrealschule am Fürstenwall, Düsseldorf. 1918.

Martins, M., Gr.-Poplow, hieß bis 1812: Mendel Moses. — OJ.

Martins △, Carl A. v., Dr. phil., *1838 München. O 72 ▼ Wilhelmine Friederike, L. des schmerreichen RN's Witt i. Ja. Warschauer & Co. R: 1. Elisabeth, 91 O △ Hans Adolf von Bülow, Igl. preuß. Kammerherr, Gesandter in Oldenburg; 2. Alexander, Oberleutnant d. R. des Drag.-Regts. Nr. 4; 3. Bal-

ter, Oberleutnant im Husarenregiment Nr. 9; Landrat in Darkehmen, Ostpr.; 4. Kurt Carl v. M., 03 geabelt, und in der Berl. Handelskammer wie im wirtschaftlichen Ausschuß im Reichsamt für chem. Industrie sitzend, ist Mgl. des Verwaltungsrates der Ditschostafrikanischen Ges. in Berlin. — 16,5—0,9.

Maru, Moses, f. Su. Plotte.

Marum, Dr., MA, M. d. R., Sozialdemokrat, Berlin (Fr 1930, 42), „wahrte im Prozeß gegen den nationalsozialistischen Stadtrat Pflaumer (f. Meerapfel) die Würde des Gerichts dadurch, daß er mit beiden Händen in der Hosentasche sein Plädoyer hielt“, BB 31/12 1930.

Marwick, Bruno, Dr., JM, MA, Berlin, *1870, langjähriger Sozialis von JM Erich Sello (fd) und Max Silberstein, schrieb über Urheberrecht und gewerblichen Rechtsschutz, Berl. Stadtblatt 15/6 1930.

Marwick, Friedrich v. d., Rittm. a. D., — Berlin 1902 O ▼Marie Ivanne Schiff, *1877 London, „anglikanischer“ Konfession. — R: Friedrich Alfred, *07, Frankfurt a. M. (Gotha Urabl. 1913, 395.)

Marx [aus Markus], gebräuchlicher Judentname.

Marx = Mary Brandes.

Marx, Theaterdirektor in Clumy, Paris. Ro.

Marx, Bankhändler in München, 19. Jh. Er hatte, schreibt Scharff-Scharffenstein (Juden in Bayern, S. 124 f.), seine Raubzüge vor allem auf den Adel angelegt. Die Grafen von H., die Freiherrn von P., die Familie von C. und W., die ihm ihr Vermögen anvertrauten, sind durch seinen Bankrott ruiniert worden. Viele ehrsame Münchener Bürgerfamilien gingen ebenfalls dabei zugrunde. Trotzdem hielt sein Sohn Lu. bald nachher seinen Kindern einen Hofmeister und seinem Eheeweibe, einer Jüdin, eine Equipage. Der 2. Sohn begab sich 50 nach England und wohnte später in München. Von Lu. Marx hieß es 1865:

„Im Landwehr-Regimente wurde der Major und Kommandant des 1. Füsilier-Bataillons Herr L. ▼Marx zum Oberstleutnant und der Oberstleutnant und Regimentsadjutant Herr August ▼Friedberg zum Major und Kommandanten des 2. Füsilier-Bataillons ernannt.“

April 66 wurde Marx sogar Oberst und Kommandant des ganzen Münchener Landw.-F.-R.'s. Am 8/4 schrieben Münchener Blätter: „Heute vormittag hatte von unserer Landwehr zu Ehren des neu ernannten Obersten und Kommandanten Herrn Marx im Glaspalaste eine Propädeut-Parade stattgefunden.“ Und am 25/4: „Der vortreffliche Geist, der die Landwehr Münchens beseelt, hat sich in der jüngsten Zeit bei mehrfachen Anlässen wieder kundgegeben. Gestern abend hatten die Unteroffiziere und Wehrmänner dem neu ernannten Herrn Marx in der äußerst geschmackvoll verzierten Westend-Halle ein glänzendes Fest veranstaltet, bei welchem in patriotischen Reden den Gesinnungen unerschütterlicher Treue und Hingebung für König und Vaterland, Geseß und Ordnung lebhafter Ausdruck gegeben wurde. Toaste auf Se. Majestät den König als den obersten Kriegsherrn, Se. I. Hoheit den Prinzen Adalbert als Kreis-Kommandanten, Herrn Generalmajor Stäber als Kommandanten der Landwehr-Brigade München und Herrn Obersten Marx, dessen Ernennung mit so allgemeiner Freude vom ganzen Regiment begrüßt wurde, dann auf das Regiment selbst, erhöhten die herrschende patriotische Stimmung. Das ganze Offizierkorps des Regiments wohnte dem herrlichen Feste bei, das durch meisterhafte Vorträge einer Reihe ausgewählter Tonstücke von seiten des Musikkorps des Regiments verschönert ward und bis zu später Stunde dauerte. Ähnliche Feste hatten kürzlich das Offizierkorps des 2. Füsilier-Bataillons, dann die Unteroffiziere und Wehrmänner der 8. Komp. desselben zu Ehren des nach ehrenvoll zurückgelegten 27 Dienstjahren aus dem aktiven Landwehrdienste und vom Kommando der genannten Kompagnie scheidenden Herrn Hauptmann ▼Würzburger veranstaltet, dem dabei geschmackvoll ausgestattete Urkunden überreicht wurden, in denen die Gefühle der Hochachtung und Liebe, welche seine sämtlichen Kameraden und Untergebenen auch stets ihm bewahren werden, ausgedrückt waren.“

Würzburger war 1841 als Landwehrmann eingetreten und nach Verlauf eines Vierteljahres Korporal und 48 Leutnant geworden. — Von Landwehr-Oberst Lu. Marx hieß es 68, daß er vorläufig einen mehrwöchentlichen Urlaub genommen und, wie man mittelte, ganz aus dem Landwehrdienste auszutreten gedente. — Paasch 3, 158.

Marx, ChR: „Tag“, früher: Boss. J. — Über ihn steht Wissenswertes in Harden's „Apostata“. 1914.

Marx, Adolf Bernhard, Dr. der Musiktheorie, 1795 (laut Tempelregister zu Halle a. d. S.) — 61 Berlin. G: Arzt M. B: Glud; Allgemeine Musiklehre; Malerei in der Tonkunst; Erinnerungen aus meinem Leben [sehr aufdringlich];

Laut — Ro gehört M. zu den wenigen Tonkünstlern, die sich ihrer isr. Abstammung auch dann nicht schämten, als sie bereits ihre Religion gewechselt hatten.

Er gründete 27 die „Berl. Allgem. Musikalische Z.“ und 50 die „Berl. Musikschule“, die später zu „Stern's Konservatorium“ wurde, und versuchte sich auch selber im Komponieren. Über über sein Oratorium „Mose“ sagt Rob. Schumann 2, 468 (1844):

„Es hat uns lange nichts so abgestoßen, als diese Musik, und es tut uns dies Geständnis leid um des Verfassers willen, dessen schriftstellerisches Talent von niemand höher gestellt werden kann, als von uns. Zum Komponisten fehlt ihm unserer Meinung nach fast alles. Welcher Fleiß, welcher starke Wille dazu gehören mag, ohne schöpferische Kraft dennoch ein so umfangreiches Stück zustande zu bringen, wir müssen es bewundern, aber es erfüllt uns auch mit Trauer, den Mann, der für andere so gut sehen kann, in seiner eigenen Sache für ganz verblendet erklären zu müssen. . .“

Fleiß konnte ihm also auch Schumann nicht absprechen —, eben jener hastige, unwesentliche und ganz unschöpferische talmudische Fleiß, dem man bei jüd. „Gelehrten“ begegnet.

Moriz Hauptmann, Briefe, 1876, S. 205:

„Der Moses (von Marx) erscheint jetzt bei Härtel in Partitur und wird bald ohne gefärbtes Glas zu beschauen sein. Vor solchen Künstlern, die von Haus aus „bahnbrechende“ genannt werden, habe ich ein wenig unbezwingliches Mißtrauen. Es kommt in der Geschichte nicht leicht vor, daß einer einen ganz neuen Weg zu brechen habe, um auf den rechten

zu kommen. Der erste ist allezeit ein rechter gewesen, und es bedarf nur zu Zeiten des Einlenkens vom Abwege, wie wir's z. B. bei Palestrina, bei Gluck und einigen anderen, die in dieser Bedeutung Epoche machen, anzuerkennen haben; das waren aber Künstler, die vorher auch auf dem an- und ausgefahrenen Wege glücklich hatten fortkommen können. Gluck hatte mit Gluck italienisch, Palestrina mit Gluck niederländisch geschrieben, wie Beethoven mit seinen früheren Sonaten, Quartetten usw. auch ganz gut in den Mozart'schen und Haydn'schen Formen sich zu bewegen wußte."

Auch diese von Reklame unbestochene Kritik sagt alles.

E. Hanslick (Sb) besuchte den Marx in Berlin 1855, „einen aufrechten 60er von vornehmer Haltung und feiner, geistreicher Konversation. Als ich über die unverändert jugendliche Wärme seines Stils eine Bemerkung machte, rief er: „Oh, ich werde immer jünger!“ In Wahrheit ist Marx in seinen späteren Büchern nur redseliger und phrasenhafter geworden; sein Buch über Gluck (für das ich ihm wertvolle Behelfe aus der Wiener Hofbibliothek verschaffen konnte) und das über Beethoven vergällen uns manche geistreiche Ausführung durch eine Schönrednerei, die nur im ungünstigen Sinne „jugendlich“ heißen kann. Marx war ein Mann von ungewöhnlicher, aber vielfach zersplitterter und durchkreuzter Begabung. Schon als Knabe hat er alles mögliche durcheinander gelesen und gelernt, auch gezeichnet und gemalt. Sein Klavierunterricht war ganz mangelhaft und geriet bald ins Stocken. Die erste Beethovensche Sonate, die ihm in die Hand fiel, fachte die Lust wieder an, und Marx half sich als Autodidakt weiter, so gut es eben ging. Musiker von Fach wollte er trotz seiner Liebe zur Tonkunst nicht werden; er wählte das Rechtsstudium. Als „Auskultator“ beim Kammergericht in Berlin lebt er anfangs in kümmerlichen Verhältnissen; ideale Träume und Bestrebungen helfen ihm, sich darüber zu erheben. Er experimentiert mit großen Kompositionen, bringt es aber in dieser Richtung nie-

mals zu einem Erfolg. Endlich gelingt es ihm, das Joch des Beamtentums abzuschütteln und in Berlin sich eine künstlerische Stellung zu gründen, durch Unterrichtsgeben, dann durch die „Berliner Allg. Musik-Z“. Er hat viel und intim mit Mendelssohn verkehrt. Zu dessen „Paulus“ hatte er gar kein Vertrauen, mußte es aber bald erleben, daß dieses Werk mit unerhörtem Erfolg die Kunde durch Europa machte, während sein eigenes Oratorium „Mose“ nur einen vorübergehenden Achtungserfolg errang. Darin ist wohl der tiefste, heimliche Grund von Marx' späterer Abneigung gegen Mendelssohn zu suchen. [!] In diese Verhältnisse nicht eingeweiht, erschrak ich beinahe, wie plötzlich Marx das Gespräch wendete, als ich auf Mendelssohns Oratorium zu sprechen kam. Marx hat sich erst später „mit bitteren Schmerzen“ entschlossen, seine Tätigkeit als Komponist vollständig mit der eines Musikschriftstellers und Lehrers zu vertauschen. Dtschld konnte dabei nur gewinnen, denn Marx' Lehrbücher (insbesondere der vortreffliche 3. Band seiner „Kompositionslehre“) haben überall großen Nutzen gestiftet und dem Verfasser selbst eine sichere und ehrenvolle Stellung in Berlin verschafft. — Das intime Mittagsmahl, zu dem mich Marx einlud, war durch den wetteifernden Geist dreier lebhafter Sprecher gewürzt: Marx, seine Frau und der junge Hans von Bülow."

Marx, Adrian, Historiograph und Geschichtsdichter, Frankreich unter Napoleon III.; „Racine der Neuzeit“. Drumont 2, 307.

Marx, Berthe, *1859 Paris, Klavieristin; Komponistin der „Rhapsodies Espagnoles“. Später hieß sie sich Marx-Goldschmidt. E: der 38 Jahre lang an der Oper und am Konservatorium von Paris tätige Violoncellist Fidor Marx // Singer. Sie ist „die Schwester des großen Malers und Porträtisten Alphonse M.“, wie sie Deg 6 rühmt; 94 O Otto Goldschmidt, langjähriger Impressario Pablo Sarasate's. Sie selber hat 600 Konzerte mit Sarasate gegeben, sammelt Gemälde und besitzt Ölbilder von Whistler, die einzigen in Paris, und die Verdienstmedaille „Bene merenti“, 1. Kl., von Rumänien. Im Winter: Paris; im Sommer: Biarritz.

Marx, Claude R., Poesienliterat, Paris 1928 (SB 20/6).

Marx, Erich, Dr. phil. et jur. (Meno-Silesia), Essen a. d. R. B: „Studien zur Entstehungsgeschichte des modernen Wirtschaftsgeistes.“ (Entgegnung auf Sombart.) 1913.

Marx [Marlus, Mardochai], Ernst Ritter von, *1869, Dr. jur. Igl. Landrat, Millionär, Kaiser-Friedrich-Promenade, Homburg v. d. S. Großvater war schon #. Sein Vater, Lu. H. F. M., der 66 die Mathilde Freilin von Haber, E. des Lu. Freih. Haber von Sinsberg,

Enkelin des Hofbankhüblers Salomon Haber, Karlsruhe, heiratete, erhielt 67 den österr. Ritterstand wegen „Bewilligung eines Anlehens bei der großen Wassersnot an Gallizien“ und starb 03, während die Gattin — 5—0,29 — in Frankfurt a. M., Guiolettstr. 54, lebt.

O Kelly Goldschmidt, Frankfurt a. M., Schw. der „Baronin“ Königswarter. R: 2 Söhne und 1 Tochter: Mathilde [nach der Großmutter genannt]. — Ein Br. von Ernst M. lebt in Benheim i. Hessen. —

Kaiser Wilhelm II. war bei seinen Besuchen in Homburg mindestens einmal beim Ritter Ernst v. M. zum Frühstück im Haus. Jüd. Pressevertreter nahmen es sich mal gelegentlich dieser Visiten heraus, das kaiserliche J. M. (Imperator Rex) als „Judaeorum Rex“ umzudeuten, als ob der deutsche Kaiser ihr Messias gewesen wäre, den sie dann auch zum Tode verurteilt hätten. — 1915 wurde v. Marx nach Posen kommandiert, um den Paßverkehr der „Ostjuden“ von und nach Rußland zu überwachen. Sein Frauenbruder Goldschmidt trat dafür kriegsfreiwillig in die englische Armee.

Marx, F., Brogen, Kr. Dt.-Krone — hieß bis 1812: Marcus Fald. — Dd.

Marx, Friedrich, 1830 Dtschlnd — 08 N. York. Er war Goldsucher in Kalifornien. „Dann lehrte er nach Europa, wo er die Zellulose erfand, zurüd. Die große Wichtigkeit seiner Erfindung erkennend, ging er abermals nach Amerika, wo er sich mit der fabrikmäßigen Erzeugung von Zellulose und -papier beschäftigte und sich großes Vermögen erwarb. In vorgerücktem Alter verkaufte er seine Fabriken an eine amerikanische Gesellschaft, zog sich vom Geschäftsleben zurüd, um sich ausschließlich großzügiger philanthropischer Arbeit zu widmen“, AA 1910, 375.

Auch DBe 13, 9 feiert den M. als „Erfinder“ der Zellulose. Wir sind bei Erfindungen kritisch, weil wir von zu vielen Fällen wissen, wo Juden etwas „erfunden“ haben wollten, was sie in Wirklichkeit bloß „nacherfunden“ hatten. Es bietet sich oft Gelegenheit, anderen was abzusehen, abzukaufen oder abzustehlen. Verdächtig ist im „Falle Marx“ der Gewinn, den ihm die „Erfindung in den Schoß warf“; gewöhnlich bekommen Erfinder selber nichts; aber die jüd. Ausbeuter machen immer Geschäfte. ▼ Hilmar, S. 26.

Marx, George, RR, Dir: Norddeutsche Kreditanstalt, vielfacher RR-Vorsitzer; Memel, Königsberg i. Pr. — 3—0,23. — 1914.

Marx, Gertrud, B: Jüdische Gedichte. „Im Auftrage der Familie der Dichterin herausgegeben und eingeleitet von Bertha Badt. Vornehmer Geschenkband.“ Jüdischer Verlag, Berlin, 1919.

Marx, Gustav, Lic. Dozent der Theologie, am Seminar der evangelischen Brüderkirche zu Gnadenfeld (Karlsruhe). B: „Jüdisches Frauenrecht, antimilitarische Polemik und jüdische Apologetik“, 1886. Er war sehr voreingenommen und gerade auf dem Gebiet wenig bewandert, über das er schrieb. Talmud und Schulchan haben nach Aussprüchen anderer Juden eine höhere Geltung, als M. annimmt. RR 143: „Verfasser ist wahrscheinlich selber jüd. Abkunft; er will partellos sein, nimmt aber sichtlich für Israel gegen die Antisemiten Partei. Nach ihm ist die Judentum Dtschlnds in verschiedene Lager zerfallen; „deren religiöser Standpunkt teilweise größere Differenzen aufweist, als zwischen den christlichen Konfessionen“. Die Vertreter des „idealen Mosaismus“ verwerfen ausgesprochenenmaßen“ sowohl den Talmud, als dessen Kodifikation im Schulchan Aruch. „Beide Werke haben für sie nur noch einen geschichtlichen Wert.“ Auch in der 2. Partei des „reinen Mosaismus“ hat der Schulchan Aruch keine rechtliche Geltung. Im dritten Lager, dem „fortschreitenden Rabbinismus“, sind Talmud und Schulchan Aruch noch „Autoritäten“, aber ihre Vorschriften werden für die Praxis modifiziert. Nur der 4. Partei, dem „reinen Rabbinismus“, gilt der Schulchan Aruch als wirkliches Gesetzbuch. Marx kann nicht leugnen, daß dieser jüdische Kodex das Leben, das Eigentum und die Ehre der sogenannten Akum oder Götzendiener in Frage stellt, „und daß in den noch heute von Rabbinen abgefaßten Rechts-

gutachten die Christen fast nie anders, als Akum genannt werden.“ — „So ist es erklärlich, daß das Wort Akum weiter gebraucht wird, zumal der Jude niemals zugeben wird, daß der Christ, der Jesu göttliche Verehrung erweist, nichts von Götzendienst habe. Sein Gottesdienst bleibt darum dem gefesteten Juden ein Gegenstand des Abscheus.“ — Daß nach jüd. Gesetz die Güter der Akum bedroht sind, und daß die internationale „Moral“ des Rabbinismus auf einer sehr niedrigen Stufe steht, bestätigte Prof. J. Gildemeister in Bonn in einem Gutachten, das das Gericht von ihm einforderte, und das auch im Druck erschienen ist: „Der Schulchan Aruch, und was daran hängt“ (Bonn, 1884). Gildemeister, einer der ersten deutschen Semitisten der Gegenwart, wurde wegen seines Gutachtens in verschiedenen Broschüren von Rabbinen und anderen Juden als Ignorant und antisemitischer Hehappostel hingestellt, erfuhr also dieselbe Mißhandlung, wie Kohling und de Lagarde.“

Marx, H., Leiter der Evening News, London, 1892; ▼, Böh 8. Er war vernünftigerweise gegen jüdische Einwanderung: „Unsere Zivilisation wird durch den Einfluß der Juden aufgehoben. Sie vergiften den Strom der politischen Denkart unserer Arbeiterklasse, sie sind Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten.“

Marx, Karl, gebor. Mordechai. 1818 Trier — 91 London. Kölnische Z., März 1908: „Er war Rheinländer und stammte aus einer Judentumfamilie, die 1826 vom Judentum zum Protestantismus übergetreten war.“ Und ein Ultramontaner, Hohoff, hielt im selben Jahre in seiner „Marxschen Kapitalkritik, Apologie des Christentums von der Volkswirtschaft und Rechtswissenschaft aus“, Baderborn — den „Bulldoggengefichtern der deutschen Reformatoren“ den „geistvollen, bedeutenden Kopf des Marx mit seiner prächtigen und hohen Denkerstirn“ entgegen. — Abgesehen von der eigenen Geldgier, war es der Glaubenshaß gegen die doch blutsverwandten Kezer, der das Zentrum in die Arme der Juden getrieben hat, in denen es heute noch liegt.

G: #Landgerichtsrat M. // Preßburg („Ungarin“ in Holland). Großv.: Levi, Markus, später Marx. DZw. 18/1928.

Karl Marx = Mordechai wurde der Führer der „internationalen, kosmopolitischen, d. h. vaterlandslosen Sozialdemokratie“. — Von Lujo Brentano (fd) „frecher Verlogenheit“ bezichtigt, behauptete Karl M. u. a.: „Die Religion ist das Opium des Volkes“ und drang in den von ihm mitbegründeten „dtsh-französischen Jahrbüchern“ auf Abschaffung der Religion, deren Vernichtung als das Ende des illusorischen Glückes des Volkes der Anfang seines wirklichen Glückes sein werde. — Im übrigen begann er als Jurist, „trieb“ Philosophie und Geschichte, redigierte die radikale

„Rheinische Z. für Politik, Handel und Gewerbe“, und lernte viel aus Friedrich Engels „Arbeitenden Klassen in England“. Die gesamte Volkswirtschaft betrachtete M. vom städtischen Industrialismus aus.

○43 Jenny, T: des Barons von Westphal. Er gab vorübergehend in Paris „Deutsch-französische Jahrbücher“ heraus, worin er über Hegel und über die Judenfrage schrieb, verband sich mit dem „Vorwärts“, ebenda — wurde auf Ersuchen der Preussischen Regierung aus Paris gewiesen und ging 45 nach Brüssel. Schon in Paris war er mit in dem dort 36 gegründeten „Bund der Gerechten“.

Treitschke V, 201: „Marx, ein kräftiger Mann von 24, dem die dichten schwarzen Haare aus Wangen, Armen, Nase und Ohren quollen; herrisch, ungestüm, leidenschaftlich, voll unermesslichen Selbstgefühls, aber tief ernst und gelehrt, ein rastloser Dialektiker, der mit seinem unerbittlichen jüd. Scharfsinn jeden Satz der junghegelschen Lehre bis zu den Folgerungen durchführte und jetzt schon durch strenge, volkswirtschaftliche Studien seinen Übergang zum Kommunismus vorbereitete. Unter Marxs Leitung begann die junge Rheinische Zeitung (1843) bald sehr rücksichtslos zu reden.“

Und dieses bössartige, bis in die entlegensten Orte den Aufruhr tragende Blatt war mit Schuld an der Ermordung des Fürsten Sichnowsky, dessen Leben es in einer Reihe von Feuilletons mit vielen Übertreibungen hämisch behandelt hatte.

In dieser Luft entstand bald nachher der „Kommunistenbund“. Die Brüsseler Bundesfiliale sandte 47 den Marx nach London zum Kongreß; wo er rief: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ Februar 48 wollte M. nach Paris zur Revolution, wurde arretiert und mußte nach Dtschld, wo er die „Neue Rheinische Z.“ herausgab, und im „Rheinischen Kreisauschuß der Demokraten“ den Umsturz proklamierte. Eingesperrt, entlassen, und endlich 49 nach Frankreich verbannt, ging er nach England, wo er 64 bis 72 mit ▼Mazzini die „International Working Men's Associa-

tion“ leitete und 71 in dem Buche „Bürgerkrieg in Frankreich“ die „Kommune“ verteidigte.

Er war ein höchst zweifelhafter Mensch, der u. a. den Agitator Bakunin der russischen Polizei für Sibirien ausgeliefert und in Spanien unter Verrat seiner eigenen Freunde 17 Arbeiter an den Galgen gebracht hat. Seine Tochter Eleanor, die Jahre hindurch mit an der sozialistischen Volksbeglückung gearbeitet hatte, war mit dem sozialdemokratischen Agitator Dr. Abeling, der Marxs Werke ins Englische übersetzte, wild und sozialistisch verheiratet gewesen. Als dann dem Abeling die Frau nicht mehr gefiel, hatte er sie verlassen und sich die hübschere 22jährige Alice ▼Nelson zugelegt.

Abeling ging dann, vom Zentralvorstande der englischen Arbeiterpartei ausgestoßen, gesundheits halber nach Neu-Seeland, während sich Eleanor ob seiner Untreue 1898 vergiftete.

Karl Schurz „Lebenserinnerungen“ urteilt über M.: „Niemand habe ich einen Menschen gesehen von so verletzender, unerträglichem Arroganz des Auftretens. ...“

Jeden, der ihm widersprach, behandelte er mit kaum verhüllter Verachtung. Jedes ihm mißliebige Argument beantwortete er mit beißendem Spott über die bemitleidenswerte Unwissenheit — oder mit ehrenrühriger Verdächtigung der Motive dessen, der es vorgebracht hatte. Ich erinnere mich noch sehr wohl des schneidend höhnischen, ich möchte sagen, des ausspuckenden Tones, mit welchem er das Wort „Bourgeois“ aussprach, und als „Bourgeois“, d. h. als ein unverkennbares Beispiel einer tiefen, geistigen und sittlichen Versumpfung denunzierte er jeden, der seinen Meinungen zu widersprechen wagte.“

M. sah aufgeplustert aus, trug später einen weißen Haarfranz um sein dickes Gesicht und wirkte im ganzen wie eine fürchterliche Karikatur auf die biederen deutschen 1848er in England und Amerika. Seine Handschrift war kloßartig, anspruchsvoll, roh.

Marx predigte wie Lassalle gegen das „Kapital“, um die Blide von den eigent-

lichen Besitzern des „Kapitals“, von der Judentum, abzulenken.

M., der in London, wie eine unheimliche Spinne saß, hatte Fühlung und Verbindung mit allen Häuptlingen der Roten Internationale. Frühjahr 1871 sandte er den Lemberger Juden, Leo Fränkel 2mal mit Briefen nach Paris an die Kommune. Fränkel wurde Mitglied der Kommune, in der noch verschiedene andere Juden saßen.

Bekannt ist, daß in den Pariser Aufständen 71 der Böbel keinen Besitz der Rothschilds zerstörte.

Mary erwartete die Lösung der sozialen Frage von der offenen Gewalt. Was er sich an blutrünstiger Schreibart geleistet hat, davon einige Proben. Am 7/2 48 meinte er in der „Neuen rheinischen Z.“: „Es gibt nur ein Mittel, die mörderischen Todeswehen der alten Gesellschaft, die blutigen Geburtswunden der neuen Gesellschaft abzukürzen, zu vereinfachen, — nur ein Mittel — den revolutionären Terrorismus.“ Den Gipfel erstieg 48 sein „Kommunistisches Manifest“. „Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern! Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten! Sie haben eine Welt zu gewinnen!“

Mary trieb dann von London weiter. So wahr sagte er 1850, daß eine europäische Revolution nahe bevorstehe, und rief in einer Schrift „Klassenkämpfe in Frankreich“: „Die Revolution ist tot, es lebe die Revolution!“ Der Revolutionsfrohe hatte sich geirrt, es passierte nichts. Trotzdem ließ er sich im Wahrsagen — die Juden sind alle falsche Propheten — nicht stören und schrieb 51 und 52 Zeitungsartikel für ein amerikanisches Blatt, daß der Ausbruch einer Revolution vor der Tür stehe. Dieselbe Hoffnung spricht aus Artikeln anlässlich des Krimkrieges.

Endlich, 71 schien ihm das Glück hold: „Das Paris der Arbeiter mit seiner Kommune wird ewig gefeiert werden als

der ruhmvolle Vorbote einer neuen Gesellschaft.“ Aber auch die Kommune nahm ein Ende mit Schrecken, und mit dem Maryschen Jubeljahr war es nichts. 75 schrieb er seine Kritik des Gothaer sozialdemokratischen Programms, die in der Forderung einer „Diktatur des Proletariats“ gipfelte.

Mary soll aber an seinen Prophezeiungen in den letzten Jahren seines Lebens irre geworden sein und über die „Revolutionspielerei“, die er so lange gepredigt, gespöttelt haben. —

Sehr klar äußerte sich Mary über die Judenfrage, die ihn wohl am meisten anging:

„Wenn der Jude vom christlichen Staat emanzipiert sein will, so verlangt er, daß der christliche Staat sein religiöses Vorurteil aufgeben. Gibt er, der Jude, sein religiöses Vorurteil auf? Hat er also das Recht, von einem andern diese Abdankung der Religion zu verlangen? ... Suchen wir das Geheimnis des Juden nicht in seiner Religion, sondern suchen wir das Geheimnis der Religion im wirklichen Juden. Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. — Welches ist der weltliche Kultus des Juden? Der Schacher. — Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld. ... Die Judenemanzipation in ihrer letzten Bedeutung ist die Emanzipation der Menschheit vom Judentum. ... Der Jude hat sich auf jüd. Weise emanzipiert, nicht nur indem er sich die Geldmacht angeeignet, sondern indem durch ihn und ohne ihn das Geld zur Weltmacht und der praktische Judengeist zum praktischen Geist der christlichen Völker geworden ist. Die Juden haben sich insoweit emanzipiert, als die Christen zu Juden geworden sind. ... Welches war an und für sich die Grundlage der jüd. Religion? Das praktische Bedürfnis, der Egoismus. ... Das Geld ist der eifrige Gott Israels, vor welchem kein anderer Gott bestehen darf.“

Deutlich ist die verschärfte Zerkleinerung des Urteils- und Denkvermögens der Wirtschaftsvölker durch den „Intellektualismus“ des Karl Mary in U. Berg's trefflichem, etwas schwierig geschriebenem Buch „Judentum und Sozialdemokratie“

erfaßt: „Die sozialistische Theorie des Marx war gewissermaßen bestellte Arbeit, um das Proletariat dafür zu gewinnen, daß demselben, bei Betrachtung der sich immer gleichmäßiger in ganz Europa entwickelnden allgemeinen ökonomischen Verhältnisse, das sich gleichfalls immer gleichförmiger gestaltende Treiben der internationalen Judenrasse im Rahmen dieser ökonomischen Verhältnisse als die Tätigkeit eines Faktors erscheinen sollte, der in wirksamster Weise daran arbeitet, den Zusammenbruch dieser Verhältnisse herbeizuführen und damit die gerade auf dem Proletariat mit furchtbarster Härte lastenden Wirkungen mit beschleunigter Geschwindigkeit aus der Welt zu schaffen. Folgerichtig mußte dann — in gleichem Maße, als es der jüd. Propaganda gelang, das Proletariat für die sozialistische Theorie ihres Stammesgenossen Marx und damit für jene Anschauungsweise zu gewinnen —, das an sich verbrecherische, zerstörende Treiben der Judenrasse alles Tadelnswerte verlieren; es erschien im Gegenteil als eine den Interessen des Proletariats höchst förderliche Leistung, um deretwillen das internationale Judentum nicht nur als werter Bundesgenosse mit allen proletarischen Sympathien angenommen und geehrt werden mußte, sondern auch mit Recht in den Augen des Proletariats Anspruch auf Gegenleistungen erheben durfte.“

Über die Verbindung des Marx mit der Hochfinanz: Siehe James Rothschild. — Auch Marx marschiert also mit gebundener Route, und muß „als ein hervorragender Staatsmann der jüd. Politik betrachtet werden, der in bewußter, wenn auch sorgfältig geheim gehaltener Arbeitsteilung mit den Stammesgenossen, die ihre Nation politisch leiteten, die Förderung oder vielmehr Sicherstellung der ehrgeizigen Bestrebungen derselben sich zur Aufgabe gemacht hat. Dem Auftreten des Marx lagen durchaus keine Rücksichten für das Wohl und Wehe der Proletarier zugrunde; es war ihm vielmehr um die Verfolgung von Zielen zu tun, die mit den wahren Interessen des Proletariats ganz und gar nichts gemein haben.“

Er ist nichts weiter als einer von den vielen jüd. Betrügern gewesen, die dem Michel überall einredeten: sie wollten nur sein Wohl und das der ganzen Welt, — während sie den verhüllten Zielen ihres Egoismus und ihrer nach Weltherrschaft strebenden Rasse alle Interessen der Wirtsvölker ungestört und hartherzig opfern. — Es ist kaum zu glauben, mit welchen Mitteln geistiger Unterschlagung Marx das arglose Volk zu fangen verstand. Er lehrte das Proletariat aller europäischen Länder —, daß man nicht eher hoffen dürfte, sich von der Notlage zu befreien, als bis, auf Grund eben der von ihm mit Nachdruck betonten und als das hervorstechendste Merkmal der kapitalistischen Produktionsweise bezeichneten Expropriationstendenz“, die Spaltung der Nationen in Besitzende und Besitzlose bis zu dem Punkte gelangt sei, daß auf der einen Seite die Besitzlosen zur ungeheuren Mehrheit angeschwollen, und auf der anderen die Anzahl der Besitzenden, der Kapitalmagnaten, der Usurpatoren, soweit wie möglich heruntergegangen wäre.

... Mit der unaufhaltsam zunehmenden numerischen Stärke der Proletariermassen mußte dann die revolutionäre Stoßkraft derselben sich in demselben Maße steigern, wie die Widerstandskraft der herrschenden und allein besitzenden „Usurpatoren und Kapitalmagnaten“ mit ihrer Anzahl mehr zusammenschmelzenden Anzahl abnahm. Kurz, „aus der kritischen Erkenntnis der geschichtlichen Bewegung“ (der kapitalistischen Produktionsweise) geht hervor, daß dieselbe „selbst die materiellen Bedingungen der Emanzipation produziere“ (vgl. Karl Marx in der Einleitung Friedrich Engels' zu „Elend der Philosophie“ von Karl Marx, S. 31). Oder, wie Marx sich anderswo ausdrückte:

„Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, die alle Vorteile des Umwälzungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses ge-

schulden, vereinigten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriert.“ (Vgl. Marx „Kapital“, 2. Aufl., Band 1, S. 792f.)

Oder, wie sich sein Schüler, Karl Rautsky, vernehmen ließ: „Nachdem uns Marx diese Ausblicke in die Zukunft eröffnet, dürfen wir wohl versöhnt dem System der Maschinerie und Großindustrie gegenüberstehen. So unermesslich auch die Leiden sind, die es auf die arbeitenden Klassen wälzt, so sind sie wenigstens nicht vergeblich. Wir wissen, daß auf dem Felde der Arbeit, das mit Millionen von Proletarierleichen gedüngt worden, eine neue Saat ersprießen wird, eine höhere Gesellschaftsform.“ („Karl Marx ökonomische Lehren“, S. 182.)

Man könnte diese Lehre auf eine Stufe stellen mit der Theorie jenes Arztes, der das beste und wirksamste Mittel einer verheerenden Seuche, etwa der Pest, darin sehen wollte, daß man möglichst alle Angehörigen des von derselben befallenen Volkes in ausgedehntestem Maße der Ansteckungsgefahr aussetzt, und zwar nach dem Grundsatz, daß die Widerstandskraft eines Organismus und in Summa aller Organismen dann sich am stärksten entfalten müsse, wenn ihre Gefährdung den höchsten Grad erreicht hat, und daß also auch der Augenblick der Befreiung von der Seuche um so sicherer eintritt, je intensiver und univ erseller die ganze Gesellschaft verseucht ist.

Nun mußten aber diejenigen, die sich zu Marx bekannten, auch glauben, daß alles, was jenen Tendenzen zur äußersten Entfaltung zu verhelfen irgend geeignet ist, im Interesse des Proletariats höchst willkommen zu heißen sei, und daß niemand sich den Haß der Proletarier zuziehen dürfe, dessen Tätigkeit

auf die beschleunigte Herbeiführung jenes an sich furchtbaren Spaltungsprozesses der Nationen hinauslaufe.

Denn natürlich, ein je längerer Zeitraum verläuft, bis der Entwicklungsprozeß der kapitalistischen Produktionsweise jenen Punkt erreicht, desto ungeheurer muß auch die Summe der Leiden sein, die sich über die Proletarier ergießen würde; je kürzer aber dieser an sich so schmerzliche Scheidungsprozeß zwischen Kapital und Arbeit, desto schneller müßte der Befreiungstag und mit ihm das Ende der proletarischen Leidenszeit herankommen. Lieber 25 Jahre „das Feld der Arbeit mit Millionen von Proletarierleichen düngen“ als 50!

Hatte Heine schon in den 40er Jahren gleichsam als ersten Vorstoß gegen das gesunde Urteilsvermögen der Proletarier in die Welt hinausposaunt, daß es „keine größeren Beförderer der Revolution gäbe, als eben die Rothschilds“, daß diese „die gewalttätigen Zerstörer des bevorrechteten Patriziertums“ und „Begründer der modernen Demokratie“ seien, so hat Marx in seinem „Kapital“ den nötigen Resonanzboden geschaffen, so daß der Ruf von der revolutionären Sendung der Rothschilds und überhaupt der jüd. Großfinanz und Masse sich über alle Kreise des europäischen Proletariats, bei denen der „Marxismus“ gläubige Aufnahme gefunden hat, verbreiten konnte.

Hier wird klar, was der Jude unter „Revolution“ versteht: nämlich 1. Beseitigung der herrschenden arischen Gewalten, Fürsten und Kirchen und 2. deren Ersatz durch jüd. Gewalten, Bankiers und Rabbis. Mit der Befreiung irgendeines unterdrückten Standes, der Bürger, Arbeiter und Proletarier usw., hat die Bewegung nie was zu tun gehabt: es handelt sich nur um einen Rollenwechsel der Herrschenden, zu ungunsten der beherrschten Arier, die statt blutsverwandter Könige hinfort eine blutsfremde, jüd. Regierung bekommen sollten, und um eine weitere Emanzipation der Juden, die aus Gleichberechtigten amtlich zu Bevorrechtigten, zur Herrschaft, erhoben, nun sollten tun und lassen können, was sie wollten.

Man wird jetzt auch die tiefere Bedeutung jenes Rufes eines sozialdemokratischen Arbeiters in Leipzig: „Wir Arbeiter wollen die Juden mit unsern Leibern schützen!“ richtig verstehen. Der eigentliche Freibrief, den Marx seiner Klasse gegenüber den Proletariern ausstellte, faßte Berg in folgende Sätze:

„Mögen die Juden verheerend wie die Pest im Schoße der Nationen wüten, mögen sie unter den Trümmern eines jeden ihrer furchtbaren Börsenraubzüge tausende und abertausende von Menschen begraben, und damit immer riesiger anschwellende Reichtümer in ihrer Hand ansammeln, so brauchen sie doch nicht zu befürchten, daß sie den Proletariern als die fluch- und schuldbeladenen Urheber des Unheils genannt und als ehrlose Gegenstände des Abscheus hingestellt werden. Denn sie arbeiten ja nur daran, das „zersplitterte Privateigentum“ zu kapitalisieren und zu konzentrieren, sie „häufeln“ gewissermaßen, um das Eintreten der „Negation der Negation“ möglichst zu erleichtern, sie erscheinen bei dieser ihrer vorbereitenden Tätigkeit, zum Heil und Vorteil des Proletariats als die wirksamsten Einpeitscher der „immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise“, und zu je wilderem Tempo sie dieselben antreiben, desto schneller muß ja die letzte Stunde des kapitalistischen Privateigentums herankommen.“

So erklärt sich auch Marx's zynisches Wort über den F r e i h a n d e l, den er in Brüssel 1849 seinen Zuhörern in einem Vortrag empfahl:

„Im allgemeinen ist heutzutage das Schutzzollsystem konservativ, während das Freihandelsystem zerstörend wirkt. Es zerlegt die früheren Nationalitäten und treibt den Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie auf die Spitze. Mit einem Wort, das System der Handelsfreiheit beschleunigt die soziale Revolution. Und nur in diesem revolutionären Sinne, meine Herren, stimme ich für den Freihandel.“

Man hört öfter sagen, die Juden förderten nur unbewußt manches, das uns schädlich ist; das ist falsch; sie arbeiten nicht instinktiv, sondern durchaus mit

dem Verstande, und wie sie klar erkennen und wollen, was ihnen Profit bringt, sehen und wollen sie auch eben so klar das, was uns Ariern Schaden bringt. Das eine ist die Voraussetzung des andern. — über die Wirkung des Freihandels insbesondere auf Deutschland, sagt Berg weiter:

„In den 60er und 70er Jahren haben an der Spitze der liberalen Majoritäten des norddeutschen bzw. deutschen Reichstages, von denen die wirtschaftliche Gesetzgebung des deutschen Reiches ausgegangen ist, Juden gestanden, die mit so gut wie absoluter Allmacht das gesetzgeberische Szepter schwangen; man denke ferner, daß gerade unter deren maß- und ausschlaggebender Leitung dieser Gesetzgebung das Prinzip des Freihandels, oder des manchesterlichen Liberalismus ausschließlich zugrunde gelegen hat, und zuletzt, welche unsehligen proletarisierenden Wirkungen im Gefolge dieses Liberalismus über die große Masse der deutschen Nation heraufbeschworen worden sind. Jahrzehntelang hat der norddeutsche bzw. deutsche Reichstag sich nicht von der Rücksicht auf die wahren Interessen des gesamten deutschen Volkes leiten lassen, sondern hat in seiner hochmütigen und einseitigen Verblendung zugunsten gänzlich fremder Interessen unter dem Zeichen des jüdisch-revolutionären, von den Lasker und Bamberger vermittelten Geistes des Karl Marx gehandelt.“

Als Mittel, das Geld der Nichtjuden in die Judentaschen zu leiten, empfahl Marx das Staatspapier- und Kredit-system: „Dieses von der jüd. Groß- und Kleinfinanz, vom „Banquier der Könige“ bis zum gewöhnlichen Güterschlächter und Bankrotteur meisterhaft und schonungslos gehandhabte Kredit-system mit seinen Kniffen, im Bunde mit seiner allgemeinen, künstlich erzeugten Verschuldung der einzelnen so gut, wie der Gemeinden und der ganzen europäischen Staatswesen ist es, das in letzter Linie den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf sowohl innerhalb der Nationen als der Nationen untereinander, bis zu jener Brutalität getrieben hat, daß ganz Europa in der düstern Beleuchtung eines allgemeinen Schlachtfeldes

zur gegenseitigen Vernichtung der Bevölkerungen erscheint.

Marx äußerte 1865 (5 Jahre nach der Gründung der Alliance israélite universelle) im „Sozialdemokraten“ über das Kreditwesen (vgl. die Engels'sche Einleitung zu: „Elend der Philosophie“ von Karl Marx S. XXXIV): „Daß das Kreditwesen, ganz wie es z. B. im Anfang des 18. und später wieder des 19. Jh in England dazu diente, das Vermögen von einer Klasse auf die andere zu übertragen, unter bestimmten Umständen zur Beschleunigung der Emanzipation der arbeitenden Klasse dienen kann, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, ist selbstverständlich.“

Durch Marx sind die internationale jüd. Politik und die internationale Revolution in vollkommene Symbiose, in Schutz- und Trutz- oder in Kompagniegeschäfte miteinander getreten — auf Kosten der Völker und ihrer Regierungen, „die kolossal verschuldet an die jüd. Großfinanz —, die noch dazu den größten Kalamitäten der europäischen Menschheit, den blutigen Kriegen unseres Jahrhunderts, ihren vornehmlichen Ursprung verdanken und außerdem mit den Merkmalen des blutigsten Wuchers ausgestattet sind —, beständig dem Zwange unterliegen, mit jedem Jahre steigende Beiträge von der Steuerkraft ihrer Bevölkerungen zu erheben, und als Zinsen an die jüd. Großfinanz — von ihren sonstigen Gläubigern bei weitem den bedeutendsten, abzuführen. Es ist oft genug mit einer das Selbstgefühl eines jeden nationalen Europäers demütigenden Berechtigung darauf hingewiesen, daß die europäischen Regierungen in einem Teil ihrer Funktionen zu bloßen Steuereintreibern der internationalen jüd. Großfinanz herabgesunken sind! Daß diese mit jedem Jahre höher geschraubten Anforderungen wie ein Stachel auf die steuernden Bevölkerungen wirken, daß sie die Anstrengungen derselben auf wirtschaftlichem Gebiete in der Richtung der Steigerung der Produktivität der Arbeit bis zur fieberhaftesten Hast anspornen und dadurch den Konkurrenzkampf bis zur äußersten Schonungslosigkeit treiben und als Folge eine ungeheure Beschleunigung

der Proletarisierungstendenz hervorrufen müssen, diesen kausalen Zusammenhang zu überblicken und einzusehen, dürfte jedem normalen Verstand und jeder gewöhnlichen Phantasie leicht fallen.“

Wie sehr Marx die Juden tatsächlich zu decken verstand, beweist die Tatsache, „daß das Proletariat einen so radikalen Unterschied in der Verteilung seiner Gefühle macht, daß es eigenen arischen Landsleuten mit der wildesten Erbitterung begegnet, die Juden aber gänzlich verschont. Die Eigenschaft, Kapitalist zu sein, wirkt auf den Proletarier, wenn sie sich bei seinem arischen Landsmann findet, wie das rote Tuch auf den Stier; teilt sie aber mit dem Arier der Jude, wenn auch in noch so abstoßender Ausbildung, so nimmt der Proletarier so wenig Anstoß daran, daß er sogar einen solchen jüd. kapitalistischen Ausbeuter als Führer (s. B. Singer) an seiner Spitze sehen kann. Zum augenfälligsten Vorteil der Judenrasse überhaupt ist also der jüd. Teil der Kapitalistenklasse außerhalb der Schutzlinie des proletarischen Hasses gebracht, und dieser Haß, gerade von Juden in der furchtbarsten Weise geschürt, kann sich so, gewissermaßen entlastet und damit gestärkt durch die Ausschaltung eines großen Teiles von ganz besonders verächtlichen und hervorstechenden kapitalistischen Zielobjekten, mit konzentrierter Kraft gegen den Rest wenden, gegen die arischen Kapitalisten und Unternehmer, die unmittelbar im Produktionsprozeß stehen und in direkter Berührung mit dem industriellen Proletariat, das das eigentliche Bearbeitungsfeld des Marx'schen Sozialismus ist und dem diese Kapitalisten geflissentlich als die wahren und einzigen Ausbeuter hingestellt werden. (Vgl. dazu E. Dühring: Die Judenfrage usw., 3. Aufl., S. 84.) Führwahr, einen glänzenderen Beweis für den vollständigen Sieg des Marx'schen Sozialismus über das Urteils- und Unterscheidungsvermögen des Proletariates und seiner Brauchbarkeit für die Judenrasse könnte man sich kaum denken.“

Das Evangelium, das Marx den Besitzlosen verkündigte, lautet also: „Mit jedem Tausend Menschen, das durch das

Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise in den ungeheueren Riesenkessel des modernen Elends versinkt, steigert sich die Aussicht der Besitzlosen, dem Elend zu ent-rinnen. Denn je voller der Kessel wird, je höher die Erbitterung der proletari-sierten Massen steigt, desto stärker müs-sen die Spannkraften werden, desto eher schlägt die Stunde, da der Kessel springt und das Proletariat in einen besseren gesellschaftlichen Zustand übertritt, den kommunistischen. Bei allen damit ver-bundenen Leiden muß also jeder als ein Wohltäter der Menschheit betrachtet werden, der durch möglichst ausgedehnte Vernichtung von Existenzen das Heran-nahen jener Befreiungstunde beschleu-nige. Darum müssen die Proletarier nur mit Zufriedenheit auf die Juden se-hen, denn es gibt auf dem europäischen Boden keinen Faktor, der es sich trotz des von der gepeinigten Menschheit zu gewärtigenden Hasses so angelegen sein lasse, im Dienst der besseren Zukunft tä-tig zu sein, wie gerade die interna-tionale Judenrasse. Darum, Prole-tarier der ganzen Welt, vereinigt euch — mit dem Judentum in Liebe und Dank-barkeit!“

„Diesem Marx war, außer seiner jü-dischen Überlieferung, insbesondere die Hegelei zu Kopfe gestiegen, mit deren Ja-Mein-erei und allergemeinsten Wi-dersprüchen er zuerst vermeinte und spä-ter sich wenigstens anstellte, die Welt-geschichte jüden-materiell schmachhaft zu machen, jedenfalls aber gedachte, ein Jüdenzukunftsgeschäft in Gang zu brin-gen.“ Personalist 2835.

Seinem Eifer für die jüd., rote und goldene Internationale entsprang dann der Haß gegen das deutsche Reich, gegen die Männer, die es aufrichteten und ge-gen alle Deutschen, die an der Bekämp-fung unheilvoller nationaler Schwäche tätig waren.

Berg faßt zusammen: „Die Lehre, daß „durch den Entwicklungsprozeß der kapitalistischen Produktionsweise selbst, die materiellen Bedingungen der pro-letarischen Emanzipation produziert“ würden, sichert dem Judentum den Fortbestand der Grundlage seiner Poli-tik, den Fortbestand der kapitalistischen

Produktionsweise, indem das gewon-nene Proletariat alles als „Utopie“ von sich weist, was geeignet sein könnte, die-sem Entwicklungsprozeß selbst ein vor-zeitiges Halt zu gebieten.

Die Lehre, daß das Proletariat seine kommunistischen Forderungen auf den notwendigen Zusammenbruch der kapi-talistischen Produktionsweise begründen müsse, sichert das Judentum vor dem Haß des Proletariates: Die furchtbare, gerade von ihm verübte Proletarisie-rung der Nationen hat in den Augen des marxistischen Proletariats alles Tadelnswerte verloren; es arbeitet ja mit an der Herbeiführung dieses Zusam-menbruchs.

Soweit eine Verstärkung dieser Pro-letarisierung auf das gerade von der in-ternationalen jüd. Großfinanz in der schonungslosesten Weise gehandhabte „Kreditsystem der modernen Mißwirt-schaft“ zurückgeführt werden kann, dient die Lehre des Marx über das Kreditwe-sen, daß dasselbe zur Beschleunigung der Emanzipation der arbeitenden Klasse beiträgt, noch als weitere wirk-same Deckung. — So mußte die inter-nationale Judenrasse innerhalb der ka-pitalistischen Produktionsweise durch den Sieg der sozialistischen Lehren ih-res Stammesgenossen Marx in den Ge-nuß einer Sonderstellung geraten, die mit unübersehbaren Vorteilen für die Verfolgung ihrer ganz besonderen Be-strebungen notwendig verbunden war. Aber wenn die Selbsttäuschung, die jetzt in dem Proletariat so geflissentlich von ruchloser Judenliteratur und Demago-gie genährt wird, einmal verfliegen ist, wird sich dem Proletariat deutlichst zei-gen, daß es auf jener Bahn einem Bür-gerkriege entgegengetrieben wird, dem an Furchtbarkeit nichts aus dem bisher-igen Verlaufe der Geschichte des mensch-lichen Geschlechtes wird an die Seite ge-stellt werden können, und dessen entsez-licher Ausgang dem Proletariat in Un-betracht der seinen Gegnern tatsächlich zu Gebote stehenden Verteidigungsmi-tel nicht ungewiß sein könnte.“ Statt des von Berg geahnten Bürgerkriegs haben wir den Völkerkrieg gehabt. Dieses Rin-gen auf Leben und Tod zwischen dem Adel des Ariertums unter Führung

Deutschlands auf der einen und der durch die „Demokratie“ verpöbelten Völker unter der Fuchtel des Judentums auf der anderen Seite — war aber seit Jahrzehnten durch Juden aller Länder beabsichtigt und vorausgesehen, die Deutschlands Kraft durch Gründung und Förderung der Sozialdemokratie schwächen und zersplittern wollten. Natürlich durfte Marx bei der Vorbereitung nicht fehlen.

Über einen 14 Tage nach Sedan, am 16/9 1870 im „Vorwärts“ veröffentlichten Brief von Marx an den Londoner Professor S. Beesly schrieb später die „Konservative Korr.“:

„Der „Deutsche“ Karl Marx schreibt an einen Engländer in der nichtswürdigsten Weise über deutsche Verhältnisse. Zu der Zeit, da sich das deutsche Volk der herrlichsten Siege des deutschen Heeres freute, wagt der Begründer der deutschen Sozialdemokratie zu schreiben: „Aus halbamtlichen Blättern, wie die „Kölnische Z“, sehe ich, daß der alte ... König Wilhelm, treu den Traditionen der Hohenzollern, sich bereits vor dem Zaren auf den Bauch wirft und ihn anfleht, so großmütig zu sein und ihn als Diener gegen die Türkei benutzen zu wollen.“ Marx klagt in seinem schmähsichen Briefe weiter über „die Reaktion, die in Dtschld schon eingesetzt habe“, — während sich damals allerwärts der glühendste Patriotismus befandete und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs auf der Grundlage des allgemeinen direkten Wahlrechts vorbereitet wurde. Er beschwert sich darüber, daß die englische Presse die von ihm und den übrigen Mitgliedern des Generalrats der internationalen Arbeiter=Assoziation erlassene Adresse über den deutsch=französischen Krieg totschweige, — jene Adresse, in welcher er mit seinen Genossen „gegen die Annexion von Elsaß=Lothringen, die von den deutschen Arbeitern nicht geduldig ertragen werde, protestiert hatte im Interesse der westlichen Zivilisation gegen orientalische Barbarei“, und es wirft K. Marx in jenem Brief an Beesly den Redakteuren der englischen Presse vor, daß „diese Burischen der preuß. Polizei noch sklavischer dienten, als die Berliner Blätter“, —

dies alles, als die englische Presse gegen Deutschland beständig hezte und die Staatsregierung den Franzosen durch Lieferung von Kohlen usw. jeglichen Vorschub leistete. Nicht mit Unrecht behauptet der „Vorwärts“, daß dieser Marxsche Brief „ein hervorragendes Interesse habe“, — aber nur, um die geistige Blindheit eines Fanatikers und seinen Mangel an historischem Blick zu bekunden. Charakteristisch und bemerkenswert ist auch der Zweck des Marxschen Briefes: Er bettelte damals den englischen Professor Beesly an, daß dieser seinen Einfluß auf die englische Presse benutzen solle, um die erwähnte Adresse des „Generalrats der Internationale“ zum Ausdruck zu bringen. Ganz in diesem Sinne operiert auch heute noch die Sozialdemokratie. Sie liebbedient vor dem Auslande und schmähst dort das eigene deutsche Vaterland.“

Eine auch von Lassalle beliebte Bauernfängerei ist der Ersatz Christi durch den neuen Messias und uneigennütigen, jüd. Volksbeglucker, oder eine Neben= einanderstellung beider Namen.

Sogar Naumann kommt bei dem gedankenlosen Spiel mit dem Feuerzeug sozialistischer Redensarten zu der üblen Wendung „von Marx zu Christus“. (Nf. 1897, 24; 98, 164.)

Die Stellung M.'s zum Christentum, der in seiner Kritik des Gothaer Programms „die Gewissen vom religiösen Spuk zu befreien strebte“ deutete Stöcker in einer Berliner Rede an:

„Die revolutionären, unchristlichen Dinge und Reden, die wir bei der Sozialdemokratie verabscheuen, wem haben wir sie zu verdanken? (Stürmische Zurufe: Den Juden!) Ja, meine Herren, den Juden! Schon Marx war ein Jude, zwar getauft, aber er hat davon wenig Gebrauch gemacht, die Taufe war ihm nur ein Mittel, gewisse Unannehmlichkeiten zu vermeiden. (Zuruf: Wie immer!) Lassalle hat einmal gesagt: Wenn das Königtum sozial wird, so mögen sich die Arbeiter vom Liberalismus abwenden und sich zum Königtum halten! Dies aber hat man nicht beachtet; im Gegenteil, die Arbeiter haben sich leider von den Juden im wahrsten Sinne des Wortes anführen lassen.“

Um, wie in vielen andern Fällen, auch diesem Klassegenossen einen Rang zu geben, der ihm gar nicht zukam, sprachen seine Anhänger vom „Marxischen Jahrhundert“. „Der Humor würde aber erst vollständig“, meint E. Dühring, „wenn man lieber gleich von einem Judenjahrhundert redete.“

Als Marx 83 starb, wurde seiner „Bedeutung“ vor allem die (460) Frankfurter Z. gerecht, wie es die „Geschichte“ dieses Weltblattes rühmt: „Er hatte erst die wissenschaftlichen Waffen geschmiedet, mit denen der Sozialismus der herrschenden Gesellschaftsordnung zu Leibe ging!“

Wir bringen 3 typische Stellen aus Jew. Chron. 1930: 1. „M. blieb Jude bis zu 6 Jahren, als sein Vater sich mit der ganzen Familie taufen ließ; der Vater stammte aus einer jahrhundertlangen Rabbi-Reihe, war aber mit der Philosophie des 18. Jh.'s mehr als mit dem Talmud getränkt, und wenn er eine Religion hatte, so war es eine Art rationalistischer Deismus. Er kannte die Schriften von Leibniz und Locke auswendig, war von Beruf RA und gehörte zu den Juden, die zuerst europäische Bildung aufgenommen hatten.“

2. „Obgleich M. alle geistige Verwandtschaft mit der Judentum ablehnte, blieb er doch mit der Gemeinde in Trier verbunden und nahm an der jüd. Frage wirtschaftlich und politisch regen Anteil; davon zeugt sein gleichnamiger Aufsatz in der „Rheinischen Zeitung“ und daß 1842 sich seine Verwandten mit Mitgliedern der Trierer Gemeinde seiner Kenntnisse und Fähigkeiten bedienten, um bei der preussischen Regierung betreffs jüd. Unterdrückung zu klagen.“ [Also blieb er doch Jude.]

3. „Wenn M. als Jude angesprochen wird, so machte man sich klar, daß das nur seine Klasse betrifft. Zweifellos haben die rabbinischen Vorfahren seine außerordentliche Begabung beeinflusst. Andererseits fällt es auf, daß diese lange Reihe von Rabbis einen so bedeutenden Mann hervorbrachte, der dann von seinem Volk abfiel [hier liegt bewußte Täuschung vor!], und das ist kein Einzelfall. Es findet sich gleiches in der Familiengeschichte mancher ausgezeich-

neten Rabbis des 19. Jh.'s. Es fragt sich nur, ist das zufällig oder gehört das mit zu den Ursachen der feindlichen Bewegung, die das Judentum in allen Ländern befallen hat. Wir haben in Marx den Sproß einer ausgezeichneten Rabbischaft, den der Europäische Gedanke, vom jüd. Standpunkt aus betrachtet, geradezu verwüstet hat.“

Zum Schlusse ein Urteil des „Nat.-Soz.“ Okt. 1929, über den Monokeltragenden.

Wir haben das Urteil des Revolutionärs Karl Schurz über M.'s Charakter bereits angeführt, zur Abrundung des unsympathischen Charakterbildes des monokeltragenden „Arbeiterführers“ noch auszugsweise folgendes: „In ewigen Sorgen und Geldnöten und nie bemüht, sich aus eigener Kraft zu helfen, war Marx stets geneigt, an die Freigebigkeit von Freunden und Gesinnungsgenossen zu appellieren. Was ihn nicht hinderte, sich mit allen, die ihm je nahestanden, zu zerstreiten und zu zerschlagen. Der größte der Sozialisten war der ungeselligste, unverträglichste, unsozialste aller Menschen. Nur untergeordnete Köpfe, die ihn unbedingt lobten und bewunderten, vertrug er in seiner Nähe. Er litt keinen neben sich, geschweige denn über sich. Eine selbstlose Empfindung, eine wahre Freundschaft lag diesem kalten Zyniker unerreichbar fern. Mit allen namhaften sozialistischen Schriftstellern seiner Zeit stand er auf Kriegsfuß. Über Proudhon goß er die Schale seiner Bosheit aus, mit dem edlen Utopisten Weitling geriet er in erbitterte persönliche Feindschaft, den alten Revolutionär Bakunin, der von der ersten Begegnung an in Marx einen „finsternen, treulosen und eitlen Menschen“ erkannt hatte, verfolgte er mit tödlichem Haß bis ans Grab, seine Londoner Exil- und Gesinnungsgenossen machte er sich einen nach dem anderen zu Feinden, gegen Lassalle wie gegen dessen Nachfolger in der Führung des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ v. Schweizer war Marx von einer Abneigung erfüllt, die sich zum Haß steigerte — kurz, jeder war in Acht und Bann getan, der sich unterstand, neben M. ein Sozialist von Namen sein zu

wollen. Seine Rechthaberei und Anmaßung waren so groß wie seine Mißgunst, Gehässigkeit und Rachsucht. „M. verdirbt die Arbeiter“, schrieb Bakunin aus Brüssel, „indem er Räsonneur aus ihnen macht: dieselbe theoretische Verrücktheit und unbefriedigte Selbstzufriedenheit.“

Einen einzigen wirklichen Freund besaß und bewahrte sich Karl Marx zeit lebens: Friedrich Engels. Engels wurde von Marx in einer Weise ausgenutzt und ausgebeutet, die geradezu beispiellos zu nennen ist. Er hat den in seinen Geldforderungen ebenso ungenügsamen wie unermüdlischen Freund durch Jahrzehnte über Wasser gehalten, obwohl er selbst nicht viel überflüssiges hatte, er legte sich Entbehrungen auf, um in die irreparable Unordnung von Margens Haushalt immer wieder eine Atempause von Ordnung zu bringen. Die Korrespondenz zwischen den beiden ist ein ewiges lautes Bitten und Fordern des einen, ein ewiges stilles Geben des anderen. Wenn Marx seine Periode der Trägheit und Schreibunfähigkeit hat, muß Engels nicht nur Geld senden, sondern auch Artikel für ihn schreiben — und das ging jahrelang fort und geschah mit solcher Einfühlung in Margens Denk- und Schreibweise, daß selbst ein Kenner wie Rautsky 40 Jahre später die gesammelten Artikel von Engels als Arbeit von Marx herausgeben konnte.

Immer steckte Marx „bis an die Wirbelspitze seines Schädels im kleinbürgerlichen Dred“, d. h. in Schulden, und immer half ihm Engels heraus. „Es ist wahrhaft niederschmetternd“, schrieb ihm einmal Marx, „sein halbes Leben abhängig zu bleiben.“ Aber er blieb nicht nur sein halbes, er blieb sein ganzes Leben lang abhängig von der Großmut anderer, er hat stets vom Gelde anderer gelebt, der Mann, der den Kapitalisten und Unternehmer nur als Schmarozer am Leibe der Gesellschaft gelten lassen wollte, führte selbst eine ausgesprochene Schmarozerexistenz. Entfremdet vom deutschen Vaterland — in England, wo er unter dem Schutze bürgerlicher Asylfreiheit 30 Jahre lang Zerstörungswaffen schmieden konnte, von niemandem gestört, aber auch von

niemandem beachtet —, so lebte und starb Karl Marx, ein isolierter Eigenbrödlar, ein Genie des Hasses und der Zerfegung, verständnislos für die zusammenfassenden und aufbauenden Kräfte der Tradition, des Nationalgefühls. Ein unökonomischer Ökonom, ein unsozialer Sozialist, ein gewaltfamer Geist, dem man angesichts seiner Fähigkeiten und Leistungen vieles verzeihen könnte, wenn er selber nicht brutal, skrupellos, eitel bis zur Selbstvergötterung und verfolgungsfüchtig bis zum Seelenmord gewesen wäre.“

Marg, Karl von, Dr., Uß, Stuttgart, 1877 nobilitiert. GG.

Marg, Leo, „psychopathischer“ Bilderhändler, *1893 Wiesbaden, vorbestraft; 1924 hatte er ein Liebesverhältnis mit der Tochter einer Witwe aus den feinsten Kreisen Frankfurts a. M. Marg wohnte bei den beiden. Eines schönen Tages war er mit wertvollen Konfiguren und dem Bilde Metfu's, „Trinker“, aus dem Besitz des Kunstmalers Westenburger nach München entchwunden. W. hatte ihm das Bild kommissionärsweise überlassen, wenn er 17 000 M. dafür einlöse. Marg verkaufte es nun in München für 15 000 M., schickte 10 000 dem Kunstmalers und behielt 5000 M. Von einem Hauptmann erhielt er 3 Gemälde: Courbet, Stud und Edout; er sollte 12 500 M. dafür einlösen. Er verpfändete zwei Bilder in der städtischen Leihanstalt für 150 M., das andere und die Verpfändschein gab er dem Direktor seines Hotels, dem er 1000 M. schuldete, und ermächtigte ihn, die 3 Bilder zu verkaufen oder zu versteigern. Der Hoteller gab sie dann in sein Bankdepot.

Die Luft in München wurde Leo schon Mai 29 recht heiß, er zog deshalb nach Salzburg. Sein Vater telephonierte ihn darauf aus Wiesbaden an, daß er von der Staatsanwaltschaft gesucht werde, und der Familienrat seine Rückkehr beschlossen habe. War der Gedanke der, daß man in der Heimat näher der französischen Grenze sei? Leo löste also in Salzburg eine Karte über München, wo er abgefangen und vor Gericht geführt wurde. Ein von ihm, als Angeklagter, bestellter Arzt begutachtete ihn: „Er ist erblich belastet. Mit 17 Jahren hat er schon Kunstgegenstände gesammelt. Mit 18 trat er bei Tisch ein. Dann war er selbständiger Einkäufer. Anno 15 wurde er eingezogen, lag er wegen Lungenlebens immer im Lazarett (!). Er hat eine Scheu vor Frauen, weil er nicht so werden will, wie sein Vater (ein eifriger Schürzenjäger). Nach dem Krieg ist die Familie zusammengebrochen. Leo hat sich verantwortllich gefühlt, die Familie wieder in die Höhe zu bringen. Er hat Dinge versucht, die mißlungen sind. Wie weit das Reich mitspielte, kann ich nicht beurteilen. Er hat auch ein Variété gegründet. Nach einiger Zeit erlitt er einen Nervenzusammenbruch und machte einen Selbstmordversuch. 28 hat er sich auf den Kunsthandel geworfen. § 51 liegt nicht vor, aber bei solchen psychopathischen (!) Naturen besteht immer eine gewisse Neigung zur Katastrophenreaktion (!!). Wenn die Verhältnisse so werden, daß sie sich der Situation nicht mehr gewachsen fühlen, beginnen sie eine Reihe von sinnlosen Dingen, vielleicht nur mit einem Teil von Bewußtsein dessen, was sie damit tun. So erfolgte seine Abreise nach Salzburg. Er sagte, er werde jetzt eine Erholungsreise nehmen. Das ist eine typische Reaktion. Bei seinen phantastischen Neigungen hat er übersehen, was mit seinen Geschäften vorging. Er ist jedenfalls alles andere als ein guter Geschäftsmann (?!), er hat die Übersicht verloren. Er hat Gäste eingeladen und dann diese angepumpt. Das ist ein krankhafter Depressionszustand. Sein Bruder sagte, er ist eine Art Idealist,

er bildet sich ein, eine Frau auf den rechten Weg bringen zu müssen. Ein anderer Bruder ist an Hirntumor gestorben."

Das Strafgericht verurteilte Leo Marg wegen Untreue und Unterschlagung zu 9 Monaten, zog 3½ Monate Untersuchungshaft ab und übernahm auch, nachdem im Urteil das von dem Angeklagten bestellte Gutachten verwendet worden war, die Kosten für den vom Angeklagten bestellten Sachverständigen aus Staatskosten. *WB* 14/7 1929.

Marg, Louis, Stadtrat, Bruchsal. † 1913. Mgl. des „Demokratischen W.'s Bruchsal“, der „Fortschrittlichen Volkspartei“, und der Karl-Friedrich-Voge in Karlsruhe. **Marg, M. & Co.**, Foreign Bankers, London & C. Gresham House. Old Broad Street. — Frankf. *B.* 25/9 1910.

Marg, M. J., Dr., Arzt, † 1789. 52 hatte der Herzog von Mecklenburg die übliche frühe Beerdigung der jüd. Toten verboten. Marg verfaßte hierauf eine Schrift, „in der er für das alte Herkommen, allerdings mit gewissen Beschränkungen und bei Anwendung bestimmter Vorsichtsmaßregeln eintrat, indem er darauf hinwies, daß auch ein zu langes Verweilen der Leichen auf der Erde mit Gefahren für die Lebenden verbunden sei“, Gronemann, 194.

Marg, Madeleine, Literatin, 20. Jh., Paris, arbeitet für „sexuellen Kommunismus“. Lambelin, *L'Impérialisme*, 1929.

Marg, Max, gebor. Baer? — Stuttgarter Neues Tageblatt, 1913:

„Erstens: ich bin, wie jeder dtsche Schauspieler, in Wien geboren. Auf Ehrenwort in Wien, und nicht etwa in Czernowitz oder Brünn, wie alle anderen „Wiener“...“

Zweitens: ich bin, wie jeder Schauspieler, jüd. Ursprungs, und habe es bis heute — dank einer „merkwürdigen“ Hoftheaterleitung — nicht nötig gehabt, diesen Ursprung zu verleugnen oder gar den Ursprung ins „Christliche“ zu tun. Ich halte diesen Sprung übrigens für sehr gefährlich. Gewöhnlich geht der Charakter in die Brüche. Und alles, was an „Bruch“ erinnert, soll der Schauspieler vermeiden. Von wegen der Konventionalstrafe!

Drittens: meine Lieblingsrollen: Antise mit n. (Ebenwald — in Prof. Bernhardt) — die Gegenätze berühren sich — auf dtsch oder französisch: — na das kennen ja alle. ...

Viertens: ich hasse den Kintopp und liebe das Ballett. Das heißt, ich habe es geliebt. Jetzt bin ich verheiratet, und zwar mit meiner Frau, die auch mal beim Ballett war, bevor sie Schauspielerin wurde. Sie soll vorzüglich getanzt haben. Der Tanz, den sie in unserem Heim aufführt, ist weniger schön. Nee, nee, ich mach ja bloß Spaß. Felicitä ist wirklich die beste Frau, bildschön und Mutter meines Bubens! Dieser „Bube“ ist ein Kapitel für sich. Ein Wunderkind. Wie alle Kinder! Sein Name: Bernhard. Er liebt den *GR* Stephany. Er schwärmt von ihm. Ohne ihn eigentlich zu kennen. Ich halte ihn für einen Streber. Weil er gar so sehr auf die Titel schießt. Von mir hat Bernhard das nicht geerbt. Ich hab' keine Titel (nicht mal 'ne Titelrolle).

Fünftens: meine Frau kocht auch — meistens aus But.

Sechstens: ich habe mich von der Intendanz auf weitere 8 Jahre „binden“ lassen. ... Was sind die stärksten Stride gegen einen Theatervertrag. Meiner ist mir ein Rätsel, von dem ich nur wünsche, daß es nie gelöst werden möge.

Siebtens: meine Lieblingsstadt: Tübingen am Neckar. Große Universität — sehr große Diäten.

Achtens: ich bin das einzige lebende, männliche Hoftheatermitglied, das noch immer im „glücklichen“ Besitz eines *W i n d a r m* ist. Interessenten stehe ich „täglich“ zwischen 2—3 Uhr „nachts“ zur Verfügung. Besichtigung ohne Kaufzwang.

Neuntens: ich liebe die Presse: ich lese sämtliche Kritiken, nur nicht die schlechten; die lesen die anderen. Das Schimpfen über die Kritik besorge ich rein innerlich. Opposition hat ja doch keinen Zweck, Großmacht! Ich wer mir hüten!

Zehntens: Das Stuttgarter Publikum ist das aufnahmefähigste und dankbarste der Welt. Ähnliches — ja fast das wörtlich, habe ich seinerzeit von den Publikumern Berlins, Wiens und Breslaus usw. gesagt. Anders aber nichts an der Tatsache der eben geduckerten Meinung.

Elfens: ich bin auch Regisseur. Ohne Überhebung kann ich sogar sagen: ein „seltenere“ Regisseur.

Nun, mein liebes Tagblatt, hast du wohl genug! Weil Kürze denn des *W i g e s* Seele.

Ich grüße Dich, den Berlag, die Redakteure, und im besonderen immer und immer wieder die Kritiker!

Dein Dich Liebender **Max Marg.**

Dieses *SB* in seiner Geistreichheit, Widrigkeit und Lobdrigkeit überhebt uns aller Nachforschungen. — 14 zierte *M.* die Münchner Kammerspiele.

Marg, Otto, Finanzmann, N. York, Besitzer eines Rembrandt. *F&B* 15/2 1929.

Marg, Paul, Dr., † 1921, Berlin, redigierte 1887—91 die *Boss, J.*, wurde aber von deren Eigentümer, *GM* Lessing, einem Nachkommen des Nathan-Poeten, entlassen. Er schrieb dem *WT* (*WC* 91), daß ihm *GM* Stephany zuletzt gesagt hätte: „Ein Jude kann die *Boss, J.* ebensowenig als verantwortlicher *R* zeichnen, wie etwa ein Christ die *B.* des Judentums (*N*zi) zeichnen könnte, denn die *Boss, J.* ist immer ein christliches Blatt gewesen. Außerdem habe ich mich auch überzeugt, daß Sie für die Vertretung doch noch nicht recht geeignet sind; so leid es mir tut, bester Herr Marg, Sie müssen gehen.“

Als die freisinnige *B.* dann in ihrem Briefkasten versicherte, *M.* wäre wegen „Unfähigkeit“ entlassen, kam es darüber vor Gericht zu vielen Widersprüchen: Lessing meinte nämlich, es sei „gleichgültig, ob ein Mitglied der Redaktion Türke, Heide oder Jude sei“, Stephany sagte dagegen, daß die *Boss, J.* auch kirchliche Dinge (im protestanten-vereinlichen Sinne) behandle, auch sei Marg „unfähig“, während Feuilleton-Redakteur Dr. Schlenker den Marg für einen „begabten Menschen“ hielt.

Die freisinnige *B.* wurde freigesprochen usw., aber in 2. Instanz (*DSBl* 12/6) doch zu Geld verurteilt: „Es mag dem Zeugen Stephany geglaubt werden, daß, wenn der Privatkläger fähiger gewesen wäre, er ihn auf einen anderen Posten gesetzt hätte. Jedenfalls ist der unmittelbare Grund seiner Entlassung nicht seine Unfähigkeit, sondern sein jüd. Glaube gewesen. Darauf, daß die Unfähigkeit nicht der richtige Grund der Entlassung gewesen ist, deutet übrigens auch der Umstand hin, daß sich der Zeuge Stephany doch geschämt hat, diesen Grund bekannt werden zu lassen; denn er hat den Privatkläger darum er sucht, er solle doch lieber überall verbreiten, daß er seinerseits gekündigt habe.“

Später wurde Marg Vorsteher des „Verbandes der deutschen Presse“ und *GR* des roten „Tags“, Berlin. „Mit Recht als ausgezeichnete Stilist, der sich vielfach an seine geschult hatte, erkannt“, *Vit. Echo*, Ernte, 1921, S. 204.

Marg, Reinhard, * Österreich, sammelte 1927 (*WB* 1/11) in Bergen (Norm.) unter vorgegedruckten Formularen viel Geld für notleidende österr. Studenten, das er dann für sich verwendete.

Marg, Roger, JE, * 1859 Nancy. Kunstreferent der franzöf. Regierung. *B*: *Dimanches de Paris*, Nov.; *J. R.* ▼? *Huymans*; *Handbuch für Leihbibliotheken*; *Franzöf. Medailleure* unsrer Zeit.

Marg, Salomon, Konsul von Oldenburg, Berlin-Grunewald, Herzenstr. 3. Präf. *WR*: *Beta Melord*, Berlin; *Portlandzement Schwanebeck*; *Portlandzement Berching*; *Brauerei Engelhardt, Pantow*; *Carl Lindstrom*. *WR*: *Friesen-Brauerei Hamburg*; *Tschöpelner Werke*; *Preß- und Hammer, Dahlhausen-Bielefeld*. *Dir*: *Korbb. Elektr.- und Stahlw.* — 1914.

Dr. Heinrich *△* Budor, Internationale verwandtschaftliche Beziehungen der jüd. Hochfinanz: „Konsul *S.* Marg, einst und vermutlich wieder Mgl. des *Central-W.'s*, Jnh. des früheren Banthauses *S.* Marg & Co., jetzt persönlich haftender Teilhaber der Kommanditgesellschaft *S.* Marg & Co., in deren *WR* übrigens auch Herr von Rheinbaben und Minister a. D. von Böbel, Präses des Reichsbürgerrats, ist, durfte an den Ausschüßberatungen

der Deutschnationalen Volkspartei über die Judenfrage teilnehmen und erhielt von Bergt jenen berücksichtigten Brief, der den Herren jüd. Abstammung riet, „durch die Opfer, die sie der Partei bringen, die von ihnen erstrebte Stellung in der Partei und die Sicherung ihrer Interessen in der Partei zu erkämpfen“. Konful Marg trat im Kapp-Prozess als Beteiligter auf.

Marg konnte schon früh die Annahme des Dawes-planes (sb) durch die Deutschnationalen (sb) prophezeien.

Graf v. Niesfeldt-Gschelsmark (86. Jäh.), nicht Gschelsmark, wie einige Zeitungen druckfehlerten, hat Marg, Salomon zum Schwiegervater. (20. Jh.) WM dringend.

Marg, Siegfried, Literat, 20. Jh., „schrieb ein morgenländisches Drama, das in seiner kurzatmigen Brutalität auch von Oskar Wilde kommen könnte. Das erweist die starke Unempfindungsfähigkeit des Autors“, Geißler. — WM.

Marg, Sigismund, Dr., MA, Frankfurt a. M., hatte 1 Million unterschlagen. „M. sprang am 18/10 1900 aus seinem Büro im 4. Stock in den Hof und blieb sofort tot, nachdem er vorher vergeblich versucht hatte, sich das Leben durch Öffnen der Pulsadern zu nehmen. Betrügereien in ihm anvertrauten Konkursverwaltungen und Verluste bei leichtsinnigen Spekulationen an der Börse haben ihn in den Tod getrieben.“

Dieser Mann hinterließ einen Brief, man möge sein Gehirn untersuchen, das nicht normal wäre. Hofrat Dr. ▼Weigert zu Frankfurt a. M., der ihm den Gefallen tat, fand in der Tat Anzeichen für die von dem Selbstmörder vermutete Anomalie. Nun ist es ein bester Kniff verbrecherischer Juden, zu behaupten, daß sie ihre Verbrechen in geistiger Verwirrung begangen hätten, oder überhaupt nicht normal gewesen wären. Natürlich war auch M. bis kurz vor seinem Abgang ein normaler, sogar übernormaler, hochgeachteter Mann, ein „anständiger Jude“, 2. Kassierer im Anwaltsverein und Inhaber anderer Ehrenämter. NSJ 01, 136; 03, 89.

Marg, Tereze. S: Adolf Bernh. ▼Marg' Verhältnis zu Felix ▼Mendelssohn-Bartholdy in bezug auf Ed. ▼Devrients Darstellung berichtet, 1869. Leipzig.

↓Marg, Wilhelm, Dr. theol. h. c., Reichskanzler a. D., Zentrums-
mann, Berlin. *1863 Köln. 1881—84
Universität Bonn, 1884 Referendar,
1888 Gerichtsassessor, 1889 in Sim-
mern (Hunsrück) zur Anlegung des
Grundbuches, 1894 Landrat in Ober-
feld, 1904 OGA in Köln, 1906 OGA
in Köln, 1907—21 in Düsseldorf; 1921
OGPräs. Limburg a. d. Lahn, dann Se-
natspräsident beim Kammergericht in
Berlin, 1/12 1923 Ernennung zum
Reichskanzler. Bis 15/1 1925 und vom
17/5 1926 an Reichskanzler. 18/2—4/4
1925 Preuß. Ministerpräsident. 20/1—
16/7 1926 Reichsjustizminister. Seit
1911 Leiter der kath. Schulorganisa-
tion. Mgl. des preußischen Abgeord-
netenhauses 1899—1918. 1910—1918
Mgl. des Reichstages. 1919/20 Mgl.
der Nationalvers. und der Preuß. Lan-
desvers. Seit 1920 Mgl. des Reichs-
tages. (Kürschners Deutscher Reichstag
1928). — M. erhielt 1927 (Nat.-Soz.
Oktober) von Paul △Bischorlich einen
„Offenen Brief“: „Zusammen mit 2
preußischen Ministern haben Sie der

Erstaufführung der angeblichen Oper
„Sonny spielt auf!“ von Ernst
▼Krenek beigezogen auf Einladung
des veranstaltenden „W. Berliner Pres-
se“. Ihre Anwesenheit hatte einen offi-
ziellen Charakter. Bei einer Repräsen-
tation durch hohe Staatsbeamte kommen
2 Gesichtspunkte in Frage: entweder soll
der Macht und Würde des Staats weit-
hin sichtbar Ausdruck gegeben werden
oder die persönliche Anwesenheit des
Staates soll eine freundliche Geste ge-
gen einen andern Staat bekunden. Im
einen wie im anderen Fall gilt als
selbstverständliche Voraussetzung, daß
die repräsentierenden Persönlichkeiten
die Veranstaltung billigen, zum minde-
sten keinerlei Bedenken haben und daß
sie ihnen kulturell politisch und mora-
lisch einwandfrei erscheint.

In bezug „Sonny spielt auf“ gestat-
ten Sie mir, folgendes sachlich festzustel-
len: es handelt sich um das Werk eines
in Wien geborenen, von tschechischen El-
tern stammenden Künstlers. Bei seiner
Kantate „Zwingburg“, von der Ber-
liner Staatsoper bereits am 21/10 25
uraufgeführt, hat damals eine Gruppe
von Tschechen in Berlin den Gefühlen
ihrer vaterländischen Verbundenheit
mit dem Komponisten so lärmenden
Ausdruck verliehen, daß man von einer
tschechischen Demonstration in der preu-
ßischen Staatsoper sprechen kann. Daß
die tschechische Kolonie Kreneks Sache
auch diesmal zu ihrer eigenen machen
werde, war unschwer vorauszu sehen.

Im Mittelpunkt der Handlung steht
ein Meger. Kaum ist er auf der Bühne
erschieden, so vergreift er sich an einer
Weißen, einer Dame der Gesellschaft.
Er versucht Notzucht. Er wird durch
einen berühmten Violinvirtuosen mit
einer hohen Geldsumme abgedankt, der
Verzicht auf Besitzergreifung wird ihm
also abgekauft. Unmittelbar darauf
tritt der Geldspender selber in das Be-
sitzrecht der Dame ein und das Paar
verschwindet unter nicht mißzuversteh-
enden Gesten hinter einer Tapetentür.
Obwohl für seinen Verzicht belohnt und
bezahlt, nimmt der Meger Rache an dem
erfolgreicheren Nebenbuhler, indem er
ihm seine kostbare Geige stiehlt, ihn also
künstlerisch und wirtschaftlich aufs

schwerste schädigt. Der Neger rühmt sich dieses Diebstahls in einem besonderen Couplet, preist seinen Erfolg vor dem Publikum an. Da es denkbar ist, daß Sie den Text nicht durchweg verstanden haben, teile ich einen Satz wörtlich mit: „Jetzt ist die Geige mein, und ich will drauf spielen, wie old David einst die Harfe schlug, und preisen Jehova, der die Menschen schwarz erschuf!“ Nach dieser Stelle setzte in der Erstaufführung in der Städtischen Oper unter Führung einer Klaque, der bei weitem stärkster Beifall während des ganzen Abends ein; die Stelle wurde wiederholt. Nachdem der Neger einen anderen Herrn bewußt in den Verdacht des Diebstahls der Geige gebracht, so daß dieser verhaftet wird, schließt die Handlung mit einer Verherrlichung des Negers, der als „Herr jeder Situation und Sieger auf der ganzen Linie“ und als „Repräsentant der neuen Welt und Zeit“ gefeiert wird.

Dieser Handlung haben Sie beige-wohnt, unter solchen Umständen haben Sie das deutsche Reich repräsentiert. Ich weiß nicht, ob Sie noch im Hause waren, als eine tschechische Gruppe in den oberen Rängen lärmte, trampelte und dem Komponisten mit Taschentüchern zuwinkte. Nur nebenher zu erwähnen ist, daß mir am anderen Morgen ein Herr, der empört gepfiffen hatte, mitteilte, ein Tscheche habe ihm ins Gesicht gespien! Jeder glaubens-treue Katholik wird sich von einer Bühnenhandlung wie der beschriebenen mit Abscheu wenden. Ich wende mich an den Vertreter des Deutschen Reiches. Es ist mir bei angestrengtestem Nachdenken nicht gelungen, zu ermitteln, wo hier auch nur der geringfügigste Anlaß zu finden sei, der eine Repräsentation von Reichs wegen erforderte oder auch nur zuließe.

Sie werden vorher wohl nicht einmal geahnt haben, was ihrer wartete. . . . Das würde also besagen, daß sich in der personenreichen Umgebung des Reichskanzlers nicht eine Persönlichkeit befand, die das in der Presse schon viel besprochene Werk nicht seinem Inhalt und seiner Tendenz nach kann-

te, oder die, wenn sie es kannten, es sich nicht zur Pflicht gemacht hätten, den Reichskanzler zu unterrichten. . . .

Wenn auch die urteilslose, auf Sensation und Verblüffung erpichte Masse sich über Inhalt und Tendenz des Werkes keine Gedanken weiter macht, so gebe ich Ihnen doch die Versicherung, daß meine Reise die Verherrlichung eines „Negers von tierhafter Ungehemtheit“, wie er in den „Blättern der Städtischen Oper“ genannt war, die öffentliche Lobpreisung des Diebstahls, den mißlungenen und darum durch eine Geldentschädigung wettgemachten Notzuchtversuch vor den Augen des Publikums, sowie die Anpreisung eines solchen Negers als eines „Repräsentanten der neuen Welt und Zeit“, also unserer Welt und unserer Zeit, als ein widernatürliches Schauspiel, als eine Verhöhnung unserer Rasse und als eine Kulturschande empfinden. . . .

Sollten Sie nach dem Verlassen der Städtischen Oper nicht etwa schon selber die Empfindung gehabt haben, Zeuge eines etwas eigenartigen Bühnenschauspiels gewesen zu sein, so seien Sie dringend gebeten, in Zukunft Ihre als öffentlich gegebenes Beispiel wirkende Anwesenheit im Sinne einer staatlichen Repräsentation nur solchen Veranstaltungen zukommen zu lassen, die als in jeder Hinsicht einwandfrei bezeichnet werden dürfen. Diese Bitte findet ihre Rechtfertigung in der Besorgnis, daß im andern Falle Ihr Name und Ihre Stellung Zielen und Zwecken dienstbar gemacht werden, die dem Kulturbewußtsein des deutschen Volkes abträglich sind. . . .“

Diese Tätigkeit des Marx (Besuch der Judenoper) und die Beurteilung durch einen Deutschen spricht Bände.

Marx & Co., Bank; Zeitblatt 56, Rotterdam, Kneuterdyk 13, Haag, Kapital und Reserve nach eigener Angabe 12 Millionen. 1920.

Marx & Goldschmidt, Bankhaus, Mannheim. Die p. p. Inhaber beschreibt Stern „Neue Bad. Landes-Z.“ 1930 (Nr 380): „Marx Goldschmidt gehörte zu den seltenen Naturen, die elementar gut waren. Innerlich wie äußerlich das ideale Vorbild des vornehmen Privatbankiers. Kaufmann und Kulturmensch zugleich. Selten verstand es jemand, wie er, sei es im Börsenvorstand oder an der Börse selbst, neue Ideen zu propagieren, oder bei Verschiedenheiten, durch seine glänzende Argumentation Gegensätze zu überbrücken. Er war seinem großen, vornehmen Kundenkreis ein sachgemäßer, lie-

benswürdiger Berater. Seine Beziehungen zur Haute Finance, den führenden Persönlichkeiten der Industrie, und dem deutschen Hochadel, dessen große Vermögen er teilweise verwaltete, waren viel größer und bedeutungsvoller als irgend jemand ahnte. Nur wenn man ihm persönlich nahe stand und sein Vertrauen genoß, konnte man die Fäden erkennen, die in diesem Bankhaus, das doch eigentlich nicht zu den größten zählte, zusammenliefen. Er besaß ein umfangreiches Wissen, wohl auch die kleinen Eitelkeiten des Lebens ... ein gütiger und grundgescheiter Mensch, der leider viel zu früh von uns ging. Ein Satz, den ich einmal auf einem Grabstein las, paßte auf ihn: „Nichts war ihm fremd, und alles war ihm heilig.“

„Wer kannte nicht Vadenburgs Einzelprokuristen Wilhelm Lindel mit dem interessanten, schmalen Apostelkopf. Wenn er nach Geschäftsfluß allabendlich im Café Français Stat oder Pikett spielte, dazwischen aus seiner silbernen Tabatière Zigaretten drehte; es war direkt ästhetischer Genuß, ihn zu beobachten, ihm zuzuhören.“

Wilhelm Zeiler und Sidor Haas von der Rheinischen Kreditbank, äußerlich Gegensätze. Zeiler, der stattliche Mann mit dem weißen Vollbart und dem eingefakten Monotel, das er zum Lesen trug. Haas, geschäftlich etwas an Lord Beaconsfield erinnernd, klein und lebhaft. Er vergaß über der wirklich dominierenden Stellung, die er lange bekleidete, nie das rein Menschliche. Er war immer und für jeden zu sprechen. R. Zeiler, der sich mehr dem inneren Betrieb seiner Bank widmete, trat nach außen eigentlich nur bei offiziellen Gelegenheiten hervor. Er war der Repräsentant einer vornehmen zurückhaltenden Zeit, in der das Sein mehr als der Schein galt. Rheinische Kreditbank und Wilhelm Zeiler war fast ein identischer Begriff.

Speziell die jüngere Generation wird sich noch gern und dankbar Jakob Kottows, Vorstand der Süddeutschen Diskonto, erinnern. Die schicksalsschwere Zeit von Weltkrieg, Inflation und Stabilisierung, ein Elementarereignis, dem die meisten machtlos gegenüberstanden, überwand er durch seinen beschwingten Geist, seine rasche Auffassung und sein bankgeschäftliches Wissen. Sein früher Tod war ein großer Verlust für sein Institut, für Mannheim, vielleicht für die ganze deutsche Bankwelt.

Auch Hermann Horch, der frühere Prokurist von Salomon Maas, soll nicht vergessen werden. Mehr als Journalist oder Theatermann wirkend, mit den fein ausgedrehten Schnurrbartspitzen, war er dauernd unterwegs, um große und größte Finanztransaktionen zu vermitteln, von denen ihm auch manches gelang. Sowohl bei der Gründung der Benz-Motoren, als auch bei der Süddeutschen Kabel AG und dem Nassauer Hof in Wiesbaden spielte er eine gewisse Rolle.

Einen interessanten Typ stellte auch Albert Böb dar, genauer Kenner aller Auslandsbörsen und deren Nuancen, ein durchaus versierter Bankier, mehr Spetulant als Vermittler. Spezialist für Rio Tinto und Debeers. Man konnte viel von ihm lernen. Kein schlackenloser Bankier, aber ein Kerl.“

Margismus ist die Lehre von Karl Marx (18), die Dr. Schmidt-Gibichensfels: „Was will der M.“ (Michel 8/7 1928) knapp und allgemein verständlich erklärte: „... staats-, gesellschafts- und kulturzerstörend ... gegen jeden Staat, jede Gesellschaft, jede Kultur ... ist Margismus ein Aufruhr der Eigenjucht gegen das Gemeinwohl, also das Gegenteil jedes wahren Sozialismus, denn Sozialismus muß stets das Wohl des Ganzen dem des Teiles voranstellen ... seine „Vorjucht“ oder Vorstufe ist der „Liberalismus“, der den einzelnen, alleinstehenden Menschen an die Stelle vom Ganzen, Familie, Berufsstand, Gesellschaft, Staat, setzt, indem er scheinbar großzügig „Freiheit“ und „Gleichheit für alles, was Menschenantlitz trägt“, verkündet. Die hinterlistige, sorgfältig verschwiegene Absicht ist, daß von jetzt ab jeder ohne Rücksicht auf, aber auch ohne Schutz durch das Ganze — seine Belange wahrnehmen kann. Die

sozial und wirtschaftlich Schwächsten, die einfachen, besitzlosen Lohnarbeiter oder „Proletarier“, kommen gegenüber den wirtschaftlich Stärkeren, den besitzenden Unternehmern, ins Gedränge. Wollen sie sich wehren, so müssen sie sich nach dem „liberalen Grundsatz“ der Eigensucht zu eigensüchtigen Teilgemeinschaften — wieder ohne Rücksicht auf das Ganze — zusammenschließen. Solche, aus dem Ganzen herausgeriffene Teilgemeinschaften sind auch die politischen Parteien und wirtschaftlichen Gewerkschaften. Sehen die Arbeiter und Angestellten sich mittelst der Zahl und des „demokratischen“ Grundsatzes der Gleichheit durch oder werden sie stärker als ihre früheren Bedränger, dann schließen sich auch diese zu eigensüchtigen Teilgemeinschaften — Syndikaten — zusammen. Damit sind an die Stelle der früheren einträchtigen ganzen Berufsstände jetzt die einander auf Tod und Leben bekämpfenden Parteien getreten. Dieses Gegenteil vom wahren Sozialismus und echter Demokratie nennen die Margisten „Sozialdemokratie“: Sie ist das Ergebnis der partei- und klassenmäßig verstärkten Eigensucht eines Teiles, des Proletariats, also ein im Vergleich mit der liberalistischen Zeit noch schärfer zugespitzter Mißstand des Ganzen.

Bei diesem zweiten Zustand des Aufruhrs der Eigensucht gegen das Gemeinwohl bleibt es nicht — immer maßloser werden die Forderungen. Jedes Gewaltmittel — Streit, Zusammenrottungen, Revolution — ist recht, gleichviel, ob dadurch zuletzt das Ganze an den Rand des Verderbens gelangt. Die Not aller Werteschaffenden, auch der einfachen Arbeiter, wird größer, die Sozialdemokratie ist mit ihrer demokratisch-parlamentarischen Herrschaftsform des Proletariats bald am Ende ihrer Weisheit. Die Scharfmacher drängen weiter und so tritt der Margismus in den dritten Zustand: den Bolschewismus oder die „Diktatur des Proletariats“, die nur eine Diktatur für die Bonzen und für alle übrigen die schlimmste, blutigste, niederträchtigste Gewaltherrschaft ist. Von „Freiheit“, „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“, mit denen der Schwindel begann, ist wie im heutigen bolschewisierten Rußland nicht mehr die geringste Spur vorhanden.

Ein solcher Aufruhr der Eigensucht gegen das Gemeinwohl, den die margistische Bewegung — ob gewollt oder ungewollt — vorstellt, ist das genaue Gegenteil von dem, was zur dauernden Erhaltung und Fortentwicklung der Staaten und Völker dient; es handelt sich bei dieser Bewegung um ein Verbrechen, das nur dadurch „legalisiert“ wird, daß es sich als „politische Partei“ aufzieht. Im Grunde gilt das schon von den ersten liberalistischen Anfängen an. Der Verbrecher ist ein Wesen, das sich vom Ganzen abtrennt und ohne Rücksicht auf das Ganze seine eigensüchtigen Bestrebungen durchzusetzen versucht. Der Unterschied vom gemeinen Verbrecher besteht einzig und allein darin, daß dieser sich unmittelbar gegen Leben und Eigentum seiner Mitmenschen vergeht, während der Margist das mittelbar, durch Vermittlung von Partei- und Klassenkämpfen, Streiks, Straßendemonstrationen, Revolutionen, tut. Der Schaden am Gemeinwohl, der dadurch angerichtet wird, wird durch diese Vermittlung aber nicht kleiner, sondern größer. Der Margist ist also noch gemeingefährlicher als der gewöhnliche Verbrecher.

Der Margismus ist nicht arbeiterfreundlich, sondern der schlimmste Feind aller Werteschaffenden, insbesondere des einfachen Arbeiters, dem durch die stufenweise Enteignung des schaffenden Kapitals die Grundlage seiner Lebensmöglichkeit weggezogen wird. Die „Verstaatlichung“ der Erzeugungsmittel ist die letzte Stufe dieser Enteignung, zugunsten nicht der Arbeiter, sondern der letzten Drahtzieher des Margismus. Für die Arbeiter kommt dabei nur eine hoffnungslose Verflawung an diese letzten Drahtzieher heraus.“

Margani△, Guido Gf. v., 1895 Trient O ▼ v. Genitstein. SA.

Märzroth [der Rote März, 1848!], Moriz, Dr., gebor. Barach, Literat, Wien. Sp: M. G. Saphir. — S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 275.

•• Masaryk, Thomas G., UP (Pathologie), Weltrevolutionär. *1850 Wien. Wir hören von Freunden aus Böhmen, daß M. der natürliche Sohn des Fritz Redlich in Göding und eines bei diesem bediensteten Mädchens sei, die während ihrer Umstände von dem Juden an einen Knecht verheiratet wurde. Er selber heiratete eine Erzieherin, die bei ▼Gomperz in Brünn arbeitete, und hat mit jüd. Mitteln studiert. Viechtenstein'sche Beamten sollen darüber näheres aussagen können. — T: Mice, 1920 (Jew. Chron. 24/9) O ▼Millionär, Dr. Boršky, tschechoslow. Gesandter in Italien. B: Selbstmord; Marxismus; Soziologie des russischen Volkes; Weltrevolution. — M. war der Verteidiger des wegen Blutmordes angeklagten Juden Silsner, ist hoher Bruder in der Freimaurerei, langjähriger Landesverräter. Während des Weltkrieges Organisator der tschechischen Legionen in Rußland! Zur Belohnung für die Mitarbeit an der Zertrümmerung Österreichs wurde er Präsident der tschechoslowakischen Republik, in deren Regierung er 400 Juden nach Prag berief; er trennte Kirche und Staat auf Logenbefehl.

Rabbi Dr. A. Stern, in der „Slovenska Narodni Jednota“ 1923 I. II unter der Überschrift „Die Juden an der Wiege der Tschechoslowakischen Republik“: „Einige mögen glauben, daß die Republik eine Art überraschendes Produkt der Versailler Friedenskonferenz war. Es muß demgegenüber auf die geschichtlichen Verdienste des tschechischen Juden Freund aus Brandeis a. d. Elbe um unsere Selbständigkeit hingewiesen werden. Die Pariser „Alliance der Freunde Frankreichs“ hatte einen Juden als Präsidenten, und gerade diese Alliance hatte den Tschechoslowakischen Staat geschaffen. Der Senator Freund-Deschamps, der Jude Bedeles und Erbel, waren die Bankiers für die tschechische Bewegung. Auch der Presseagent Köpel, sowie Kudernac, der erste Sekretär des Ministers Benesch, war Mitglied der Alliance, die vor der Öffentlichkeit ihre Sympathien zu Frankreich geäußert hat. Die bewegende Kraft war Dr. Benesch, der Beziehungen zur fran-

zösischen Republik anzuknüpfen suchte, wobei Freund ihm bei den ersten finanziellen Schwierigkeiten den Weg vorbereitete. Freund und Bedeles haben je hundert Franks für die Freiheitsbewegung geopfert. Durch ihre Vermittlung gelang es, Masaryk zum Dozenten an der Universität in Oxford zu machen. Diese kleinen Gaben, an denen sich auch Erbel beteiligte, genügten aber nur für die erste Zeit. Bald war ein Millionenbudget notwendig. Und da wurden in Frankreich und England Kredite aufgetrieben, über deren Höhe bis heute noch keine genauen Informationen vorliegen. Vielleicht könnte Bedeles in Paris und Rothschild in London darüber mehr mitteilen. Mögen diese Erinnerungen nicht als indiscrete Enthüllungen aufgefaßt werden, sondern als sichere unabstreitbare Beweise dafür, daß wir jüd. Staatsbürger unserer, systematisch und aus den kleinsten Steinchen, bei manch günstigen Umständen aufgeführten Republik, ein Unrecht auf die uns gewährten vollen Rechte haben, und es freut mich, daß mir die Gelegenheit gegeben ist, dies mit meiner Feder feststellen zu können: bei der Grundsteinlegung der Republik hat sich auch der jüd. Bauführer unbergängliche Dienste erworben.“

In seinen Erinnerungen gesteht M.: „Wie überall unterstützten mich auch die Juden. Und gerade in Amerika „rentierte“ sich mir, wenn ich so sagen darf die Silsneriade.“

Eugen Diederichs sagt von dem bei ihm verlegten M—:

„Von den Büchern vor Kriegsbeginn ist in Rußland Masaryk „Rußland und Europa“ zum Repräsentanten europäischen Denkens geworden. Sein Verfasser gilt als der bedeutendste Kopf der österreichischen Slawen, und seine persönlichen Beziehungen zu den geistig führenden Kreisen Rußlands während mehrerer Jahrzehnte ermöglichten ihm, das erste zusammenfassende Werk über das geistige Rußland zu schreiben. Die Russen selbst besitzen noch kein derartig zusammenfassendes Werk... M. schildert Rußland als das mittelalterlich gebliebene Reich, das uns erst den richtigen Standpunkt für unser eigenes neuzeitli-

ches Wesen gibt. Rußland ist rein theokratisch, autokratisch, konservativ; die Geschichte des russischen Geistes ist der Kampf für oder gegen die Überwindung des russischen Mittelalters durch die europäischen Ideen. Seit Peter dem Großen führt namentlich der dtische Geist, erst in den Ideen der Reformation, jetzt in denen der dtischen Philosophie, seinen inneren Kampf gegen die alten Mächte Rußlands. Die Rettung Rußlands liegt im Abstoßen seiner kirchlichen Vergangenheit, Überwindung des Passivismus durch Selbstarbeit, des Glaubenwollens durch das Denkenwollen. Mit umfassender Kenntnis der fast unübersehbaren Quellen hat M. die führenden Persönlichkeiten des neuzeitlichen Rußlands, die Politiker, die Revolutionäre, die Reaktionäre, die Orthodoxen und Mystiker dargestellt. Noch sind alle Russen, die aus dem Russentum herauswollten, mehr oder weniger gescheitert; innerhalb zerrissen, haltlos bald dem Radikalismus, bald der Reaktion verfallen. Nur so konnte der Panflawismus, den wir bei Masaryk als eine leichtfertige und oberflächliche Nachahmung des germanischen Nationalgedankens kennenlernen, seine furchtbare Bedeutung erlangen. . .“

„Das heilige Rußland, über dessen geistige und politische Geschichte ich mich eben aus der tief eindringlichen Studie des Prager Philosophen und Politikers Th. G. Masaryk unterrichte (Rußland und Europa, II, Diederichs, Jena) — ich war glücklich, als ich Masaryk zu lesen begann, der, selbst Slave, ein wundervoll gereifter Europäer geworden ist“, ▼Junius, Nr 1914, 1023.

„Ein Mann, in welchem das tschechische Nationalgefühl Sinn und Gefühl für das Recht anderer nicht ersäuft hat; sicherlich wäre Masaryk nie imstande gewesen, eines vermeintlichen politischen Vorurteils wegen, die Juden an die Antisemiten seiner eigenen Partei zu verkaufen, wie wir es im anderen Lager erlebt haben“, Mayer 355.

Zum 80. Geburtstag M.'s bedankte sich SPB 7/3 1930 bei M. „für sein ehrliches Auftreten in der Judenfrage, und daß er sich mit der ganzen Wucht seiner geistigen Persönlichkeit dem welt-

politischen Antisemitismus mutig und unerschrocken entgegengestemmt hätte. Von den 1890er Jahren, da er als furchtloser Enthüller der Fälschungen und Lügen des Polnaer Ritualmordes auftrat, bis zu einer Sympathie- Kundgebung für die jungjüdische Bewegung, anlässlich seiner Palästina-reise 1927, ist ein grader Weg. Er war während seines ganzen Lebens ein unentwegter Verteidiger des Judentums und ließ sich weder durch die Schmähungen des alten Regimes noch durch Verfolgungen der Antisemiten beirren. Man kann Masaryk nicht eigentlich als „Philosemiten“ bezeichnen; er ist nur immer gerecht und um jeden Preis ein Befürworter der Wahrheit. Und darum hat er als Professor, wie als führender europäischer Staatsmann Verständnis und Sympathie für das Judentum im allgemeinen und die zionistische Bewegung im besonderen bekundet.

Aus ärmlichen Verhältnissen wurde er Professor der Philologie in der Leopoldstadt, dem stark von Juden bewohnten Quartier Wiens. Von dort stammen seine Beziehungen zu hervorragenden Wiener Familien: der + Philosophie-Professor Harry Gomperz war sein Schüler. . . . Auf dem ersten Lehrstuhl für Philosophie in Prag hat er sich intensiv politisch beschäftigt, setzte sich für Prof. Juda ein, der vom Klerus als Freidenker denunziert wurde, und 1899 für Hilsker in Polna; 1907 trat er im Reichsrat an der Seite des jüdischnationalen Mahler gegen den Antisemitismus, besonders den Hochschulausbauvinismus, auf. Immer und überall kämpfte er geschickt gegen Verfolgungen des Judentums und bezeichnete sie als Zeichen des sittlichen Zerfalls; er betonte ihren Anspruch auf ein volles Leben, weil das Judentum die Kraft habe, ein eigenes Volks- und Staatsleben zu führen. Masaryk erkannte schon 1899 (s. Kronsbergers Buch über Zionisten und Christen), daß der Zionismus einen neuen jüd. Typ, einen regenerierten jüd. Menschen erzeuge, eine Erkenntnis, die er im Verkehr mit hohen jüd. Führern, Theodor Herzl, Nahum Sokolow, Oberrichter Brandeis, Ste-

phen Weise, stets vertieft. „Ich begreife den Zionismus vor allem von der moralischen Seite. Ich sehe in ihm einen Tropfen vom Salböl der Prophetie.“ Er ist nicht durch den Antisemitismus erzeugt — er strömt aus der Tiefe des Volkes und seiner Sehnsucht nach Freiheit!“

„Der denkende Jude will neu geboren werden, da handelt es sich um eine Wiedergeburt von innen heraus, an der allerdings auch wir Christen mitarbeiten müssen, als Mitschuldige. Die Zionisten selbst erklären, daß die Kolonisation Palästinas nur für einen gewissen Teil der Juden als Hilfsmittel bestimmt ist — für die nicht auswandernden bleibe eben die schwierigere Aufgabe. Der klerikale Antisemitismus und chauvinistische Nationalismus ist soziologisch und politisch blind und vermag in seiner engherzigen Simplizität nicht zu begreifen, daß die wachsende Komplikation der gesellschaftlichen Organisation ein selbständiges, bewußtes Judentum nicht ausschließt, im Gegenteil befördert.“

Auf der Friedenskonferenz zu Versailles setzte M. sich für die Rechte der Minderheiten und für die zionistischen Forderungen, speziell bei Wilson, ein und nahm an den Beratungen im englischen Foreign Office teil.

Als Staatspräsident sorgte er, daß die schwer erkämpften Minoritätenrechte nicht auf dem Papier blieben. Man darf heute ohne Übertreibung aussprechen, daß die Tschechoslowakei neben Jugoslawien eigentlich zur Zeit das einzige Land Mitteleuropas ist, in dem die Regierung dem Antisemitismus entgegentritt. Dank dieser Haltung verliert die Judenhege täglich an Boden, trotzdem sie in sämtlichen die Tschechoslowakei umgebenden Staaten noch sehr tätig ist.

Telegramm M.'s an die amerif. „Zionistische Federation“: „Ich drücke dem Zionismus und der jüdisch-nationalen Bewegung wegen des ihnen innewohnenden großen moralischen Wertes meine Sympathien aus. Meine Kenntnis der jüdisch-nationalen Bewegung in Europa und Amerika überzeugte mich, daß es sich nicht um eine chauvinistische,

sondern geistige Bewegung handelt, welche eine Renaissance des jüd. Volkes anstrebt. Nur freie Völker können die richtige Menschheit schaffen.“

Wir feiern in ihm nicht nur den weisen, über allen engherzigen Parteiinteressen stehenden Staatsmann, sondern auch den edel denkenden und tatkräftigen Förderer des Judentums.

Zum 80. Geburtstag empfahl ferner der Oberste Rat der jüd. Kultusgemeinden-Verbände in Böhmen, Mähren und Schlesien zu einheitlicher Ehrung der gesamten Judentum ein humanes Werk: „Errichtung eines Handelslehrlingsheims“, das 50 Lehrlingen und Waisen für die Zeit der Lehre das Elternhaus ersetzen soll. — Ferner hielt die Prager Gemeinde eine Festigung und Feier im Tempel ab. Das böhmische zionistische Distriktskomitee veranstaltete einen Abend, wo Abg. Dr. Lu. Singer sagte, daß die Masaryk-Wald-Aktion statt 100 000 schon 600 000 tschech. Kr. erbracht habe. Sämtliche jüd. Zeitungen und Zeitschriften begingen den Geburtstag. Jüd. Führer des Auslandes, besonders Amerikas schickten Telegramme. Prof. Weizmann veröffentlichte im „New Judaea“ eine Würdigung. JBJ 14/3 1930.

Im Staatsverlag Prag erschien eine dtische Biographie Masaryks vom Redakteur des „Prager Tageblatts“, Ernst Rychnowsky. Sie behandelt ausführlich M.'s Kampf gegen die Öffentlichkeit in der Polnaer Affaire und im Beiliszprozeß gegen den Antisemitismus. — Die Prager pazifistische „Wahrheit“ wandte sich in einer Sondernummer an die bedeutendsten Persönlichkeiten des literar. und wissenschaftlichen Lebens, um Urteile über Masaryk. Albert Einstein: M. ist ein wunderbares Beispiel dafür, daß Liebe zum eigenen Volke mit weltbürgerlicher Gesinnung und Denkweise sehr wohl in Einklang zu bringen sind.“ Stefan Großmann: „Ich finde einen Weg zu M. in dem Gedanken, daß auch sein übernationales Verantwortungsgefühl dann und wann einen Seitenweg zu den Besiegten einschlagen möchte.“ Ähnlich antworteten Jakob Wassermann und Stefan Zweig. JBJ 7/3 1930.

Wenig hübsch ist, was der WB 2/6 und 3/6 1929 aus M.'s bewegtem Leben aufdeckt; danach hat M. mit Benesch zusammen den seinerzeitigen Mitbegründer der Tschechoslowakei den slowakischen General Stefanik, als dritten im Bunde, vom Flugzeug herunterschließen lassen. „Seit 10 Jahren umgibt ein tiefes Geheimnis den Tod des St. ... Es blieb aber nicht verborgen, daß er das Opfer eines Meuchelmordes war, nur vermutet keiner, daß er auf Befehl der „Humanisten“ Masaryk und Benesch hatte sterben müssen. Mutter und Bruder des Generals forschten aber weiter nach den Ursachen. Der tschechische Staat glaubte der Mutter durch eine Ehrenpension den Mund zu stopfen und setzte dem Ermordeten ein Denkmal. Die Frau sammelte Stoff gegen die Mörder. — Stefanik diente während des Krieges als Oberst in der französischen Armee, wo er großes Ansehen genoß. Er organisierte die tschechoslowakischen Legionen, und ihm verdankte Benesch Verbindung mit Kreisen, welche dem tschechischen Plan Gehör schenkten. Später wurde Stefanik nach Rußland gesandt, um die tschechischen Überläufer und slowakischen Kriegsgefangenen zu organisieren. Beim Zusammenbruch der Monarchie war Stefanik in Italien. Als der neue „Staat“ gegründet war, flog er in einem italienischen Flugzeug nach Preßburg. Als das Flugzeug über der Stadt erschien, wurde es von tschechischen Soldaten heruntergeschossen. Stefanik und seine tschechischen Begleiter sanken tot nieder. Es hieß, daß das Flugzeug irrtümlich als ungarisches angesehen worden war, die Soldaten hätten die ital. Farben mit den ungarischen verwechselt.

Heute lüftet der Führer der Slowaken, UB Pater Fehlicska, das Geheimnis. Als zwischen Minister Hodza und Benesch der Kampf um den Posten des Außenministers ausbrach, erschien der Vertrauensmann Dr. Hodzas, Joseph Hanzalik, bei Pater Dr. Fehlicska und stellte diesem die geheimen Daten über den Tod des Generals zur Verfügung. Die Daten sammelte Igor Stefanik, der Bruder des Ermordeten; aus ihnen geht hervor, daß die Ermordung auf höheren Befehl erfolgte. Die Photographien der

authentischen Beweise befinden sich in den Händen des früheren Unterrichtsministers Hodza, der diese von Igor Stefanik gegen ein Landgut in Köpfleny in Jugoslawien erhielt. Das Material wird im Auslande aufbewahrt.

1. In der römischen Wohnung Stefaniks fand sofort nach dessen Flug eine Hausdurchsuchung statt, alle Dokumente wurden vernichtet, denn man wußte, daß Stefanik in einigen Stunden sterben werde.

2. Als man in Rom Begleiter für Stefanik suchte, hielten die Tschechen an der Forderung fest, daß nur unberühmte Militärs den General begleiten mögen, die keine Angehörigen hätten; dies geschah im Bewußtsein, daß die Begleiter ebenfalls den Tod finden würden!

3. Hanzalik teilte Dr. Fehlicska den Inhalt zweier Briefe, die der General seiner Mutter geschrieben hatte, mit: „Glaube nicht, liebe Mutter, daß in der Tschechoslowakischen Republik alles so sein wird, wie Masaryk und Benesch dies planten.“ Im zweiten Brief aus Sibirien: „Man sandte mich hierher, obwohl sie wußten, daß ich Blut spucke. Sie dachten, daß ich umkommen werde in diesem Klima. Als sich diese Hoffnung nicht erfüllte, versuchten sie, mich 2mal mit Anschlägen zu vernichten. In beiden Fällen rettete der französische General Jeannin mein Leben.“

General Stefanik war Slowake und glaubte, seinem Volke zu dienen, als er seine Brüder an die Tschechen verkaufte, doch glaubte er, als Führer der ganzen Aktion und als Soldat, den neuen Staat nach seinen Plänen einrichten zu können. Im tschechoslowakischen Triumvirat war Stefanik der einzige Nichtlogenbruder. Die beiden Logenbrüder Masaryk und Benesch fürchteten, daß dieser begabte Soldat ihr „Werk“ vernichten könnte, deshalb wurde beschloffen, den gefährlichen Rivalen zu vernichten. Die beste Gelegenheit bot sich, als Stefanik, der Gründer des Staates und Organisator der tschechischen Legionen, in das neue Reich fliegen wollte. In Rom gab man dem General todgeweihte Begleiter, in Preßburg kom-

mandierte man Legionäre hinaus, die das Flugzeug abzuschließen hatten.

Eine Verwechslung der Farben war schon deshalb ausgeschlossen, weil damals in Ungarn Bela Kun herrschte, der die ungarischen Farben nicht benutzte, sondern auch die Flugzeuge rot hatte anstreichen lassen.

Benesch ließ also seinen Rivalen ermorden. Er wurde jetzt Mitglied der französischen Akademie.

Die neue demokratische Republik an der Moldau entstand also nicht nur durch Betrug, sondern wurde auch mit Meuchelmord am Mitkämpfer besiegelt.

Wir glaubten, an dieser Veröffentlichung nicht vorbeigehen zu dürfen, um so mehr, als uns von glaubwürdiger Seite mitgeteilt wird, daß das Flugzeug beschossen wurde, als es schon ganz niedrig flog. Weitere Nachforschungen sind eingeleitet. WM.

Masaryk-Genesungsheim für jüd. Tuberkulöse in der hohen Tatra, „auf modernen Prinzipien, aber unter Beachtung der Religionsgesetze errichtet“, JPB 7/3 1930.

Mascarenhas, Joao Rodrigo, „am glühendsten gehalten“ Oberpräsident aller Steuern, Lissabon, Anfang des 16. Jh's. — Graeg 3, 199 läßt sich natürlich auf eine Begründung jenes Hasses nicht weiter ein. Jüd. Steuer-einnehmer hat man, wie viele es deren auch gab, nirgends geliebt. (s. Jud Süß Oppenheim.)

Maschinen. Das 20. Jh., 1891, S. 199: „Deshalb ist es verständlich, wenn aus der wohlgestimmten und in ihrer Weise die Weltlage durchdenkenden Weberbevölkerung heraus der Ruf ertönt: „Hinweg mit den Maschinen! Unsere Väter waren glücklich, als diese noch nicht existierten; die Maschinen sind unser Unglück.“ In diesem Sinne haben die Leute auch die naive alleruntertänigste Bitte an den Kaiser gerichtet: „Nieber Kaiser, schlag' all diese Maschinen entzwei, wirf sie zum alten Eisen, das ist die einzige und die gründliche Hilfe für unser Elend.“ Der Vorschlag ist sehr erklärlich. Bei den Pontinischen Sümpfen ist es nur während der Winterszeit auszuhalten, der Sommer zieht aus ihnen die Miasmen hervor. Ist da nicht der Mensch berechtigt, wenn er klagt: Ach, daß wir doch den Sommer abschaffen könnten, diesen Krankheits- und Todeserzeuger! Und doch ist der Sommer nicht der schuldige Teil, er, der Leben weit und breit weckt; es kommt alles auf den Boden an, den er vorfindet. Trocknet die pontinischen Sümpfe aus, und an derselben Stelle, aus welcher jetzt die Fieberdünste aufsteigen, wird fröhliches Leben in der üppigen Galle italienischer Natur erblühen. Der Sommer, den uns die Maschinen und alle Erfindungen der Neuzeit gebracht haben, ist nicht schuld an eurem Elend, ihr lieben Weber, sondern die grundverkehrte, auf Ungerechtigkeit gegen die Gesellschaft erbaute Wirtschaftsordnung der Menschen, welche die heiße Sonne der Erfindungen bescheint. Sie ist der Sumpfboden, der schuldige Teil.“

Masche, Joseph, Berlin. In dem christlichen Erholungsheim Wilhelmshöhe in Budow, Frankfurt a. d. O., suchte und fand 1903 eine alte Jüdin Aufnahme, ohne sich der Oberin als solche zu offenbaren; sie erzählte den besuchungsweise versammelten Damen, daß sie in Budow eine kleine Villa besitze und den Kauf einer andern abgelehnt habe, weil diese dem Kirchhofe gegenüberliegt. Auf die Einwendung, daß man im höheren Alter sich mit dem Gedanken, auch mal dorthin zu kommen, ver-

traut machen müßte und der Kirchhof doch nichts Abscheuliches böte, antwortete sie: „Was ich hier habe, weiß ich, was darüber hinausliegt, nicht.“ Diese Bemerkung in einem christlichen Hause veranlaßte die Ehefrau eines Geistlichen zu der Antwort: „Gewiß haben wir Gewißheit über das Jenseits, durch das Neue Testament, es ist freilich bei Ihrem Standpunkt etwas anderes, da Sie nur das Alte Testament haben; Sie warten auf den Messias und wir haben ihn!“

Über diesen Vorgang im Budower Erholungsheim brachte die Familie der Alten folgenden Tatbericht in die Presse, um sich ins Recht und die Christen ins Unrecht zu setzen und die Pastorenfrau gewissermaßen an den Pranger zu stellen. Der Budower Lokalanzeiger brachte nämlich die Anzeige:

„Christenliebe! Folgendes ist meiner Mutter, die sehr leidend ist, im hiesigen christlichen Erholungsheim passiert: Zu der Oberin, die meine Mutter aufgenommen und mit der Aufnahme sehr zufrieden war, kam eine Pfarrfrau, deren Namen ich vorläufig noch nicht nenne, zum Besuch und wunderte sich darüber, daß eine Jüdin es gewagt hatte, sich dort einzuschleichen. Hat Jesus Christus oder der liebe Gott gesagt, daß einer auf des andern Glauben ohne Grund schimpfen soll oder soll jeder in seinem Glauben selig werden? — Meine Eltern und ich sind viel zu tolerant, um zu glauben, daß man in einem derartigen Erholungsheim einen anderen Glauben beschmutzt oder befleckt. Geschieht dies aber im Sinne des christlichen Erholungsheims, so muß man diesem die Bezeichnung „Antisemitenheim“ geben, und dann würden wir Juden uns natürlich hüten, diese Schwelle zu betreten. Ich habe gegen die betr. Pfarrfrau selbstredend Strafantrag wegen Beleidigung gestellt und werde das Resultat an dieser Stelle veröffentlichen. Joseph Masche, Berlin, Kurstr. 17.“

Wer dieses „Eingefandt“ las, mußte annehmen, der Jüdin wäre himmelschreiendes Unrecht geschehen, während „dieser Notschrei eines gekränkten Gemüts“ in Wirklichkeit der Gipfel jüd. Verdrehungskunst war. — Stbgr 3/2. — WM.

Maschlou-keim, j: Pfandjude. — Thiele G.

Maschlowski, Felix, *1868 Samotshin, Kr. Kolmar i. Pof. Sohn eines Rfm's zu Rahmel, Kr. Reustadt i. Wpr. — Dr. jur.; RA zu Karthaus.

Masel, f. massel.

Masestopf, Kapellmeister in einem Berliner Café der Friedrichstraße, der mit albernen Gliederverrenkungen, Grimassen, tanzend, hüpfend, schreiend den Kaffeepöbel der Hauptstadt anlockte. (s. massel we tob.)

masematten, j: 1. Handel und Wandel (h: ma'asch u-mathan); 2. (schlimmes) Geschäft, Schwindel, Gaunerei, Diebstahl, Diebesbeute. — Bischoff J.

Masken, Halbmonatsschrift des Düsseldorf (fd)er Schauspielhauses, (s. Louise Dumont). Das im allgemeinen durchaus deutschgefährliche Heft wird bei den Vorstellungen jedem Theaterbesucher für ein paar Groschen an den Türen aufgedrängt. Am XI. Jahrgang 1915—16 waren Ma: Bab, Ju. [über die Frau als Schauspielerin]; Huber, Martin; Dehmel, Richard; Epstein, Max; Feuchtwanger, Lion; Fontana, Ds. Maur.; Greiner, Leo; Gundolf, Friedrich; Hauptmann, Gerh.; Heymann, Walter; Politischer, Arthur; Klabund; Kraishelmer, Hans; Lindemann, Gustav; Weininger, Otto; Wersfel, Franz; Wittkowski, Georg; Wolfenstein, Alfred. — Im Völkerkriege brachten die M. nach dem Treubruch Italiens eine Verherrlichung des berücktigten d'Annunzio (fd).

Masken, Drei-M.-Verlag, Berlin, laut Almanach 1930 Ma: Literatur: Aidanow (Dandau), M. A.; Teufelsbrüde; Auernheimer, Raoul; Casanova in Wien; Balazs, Bela; Baum, Oskar; Bud, Elsa Maria; Caldero-Feuchtwanger: Frauenverkäufer; Feuchtwanger, Lion; Jud Süß; Hatvany, Ludwig; Bondy jr. Ro.; Hecht, Franz E.; Hirschfeld, Lu.; Tennis, Bridge und Eheglück; Lazar, Maria; Henker; Lemisohn, Lu.; Fall Herbert Crump; Mann, Thomas; Mosse, Erich; Tod und Maske; Pulver, Max; Rada Rada; Rosenbahn, Paul; Mitt in die Sonne; Saubel, Robert; Scheff,

Werner; Sternheim, Carl: Der Rebbich; Susmann, Margarete; Tolstoi, L.; Wassermann, Jakob; Wedekind, Frank; Zinn, Alexander: Fegefeuer.

Kultur: Brentano, Lupo; Cassel, Gustav: Geldproblem der Welt; Goethein, Marie-Luise; Gutmann, Franz: Das Rätesystem; Hurwicz, Elias; Piepmann, M.: Kommunistenprozesse; Lothar, Rudolph; Loewenstein, Karl: Volk und Parlament; Neustätter, Hanna: Schwedische Währung während des Weltkrieges; Rubinstein, Sigmund: Romantischer Sozialismus; Simmel, Georg (herausgegeben und eingeleitet von G. Kantorowicz); Smilg-Benario, Michael: Von der Demokratie zur Diktatur; Der deutsche Staatsgedanke, herausgegeben von Paul Joachimsen; Suarez, Andre; Sueß, Georg: Geldwesen im besetzten Frankreich; Zuder, Paul.

Bühne: Auernheimer, Raoul; Bernard, Tristan; Diei, Franz; Brod, Max; Coolus, Romain; Zinner, Paul; Eger, Paul; Engel, Alexander; Etklinger, Karl; Feuchtwanger, Lion; Fiers, Robert de; Friedmann-Frederich, Fritz; Kempner-Hochstaedt, Max; Kesser, Hermann; Landsberger, Arthur; Lenghel, Melchior; Lothar, Rudolf; Maugham, William Somerset; Molo, Walter von; Pirandello, Luigi; Roda Roda; Röbler, Carl; Sadheim, Arthur; Saint-Georges de Bouheller, M.; Stein-Vandesmann, Alice; Tagore, Rabindranath; Wedekind, Frank; Werfel, Franz; Zudmayer; Zweig, Stefan.

Musik: Adler, Guido; Beer-Walbrunn, Anton; Selles, Bernhard; Waghalter, Ignaz; Wenachy, Ralph; Fall, Leo; Gilbert, Jean; Kalman, Emmerich; Kollo, Walter; Nelson, Rudolf; Strauß, Oskar; Mendelssohn-Bartholdy, Felix; Oppenheim, Hans; Abraham, D.; Unger, Hermann.

Maskenball. „Ich beobachtete in meiner Jugendzeit in Rußland auf Maskenbällen, daß das militärischste Element — die Juden — als Offiziere und mit Vorliebe, vielleicht weil sie vor dem Reiten so viel Angst wie vor dem Kämpfen haben, auch als Kavalleristen verkleidet, zu erscheinen liebten“, Gregor Postunitsch, Wk, Nov. 1929.

Masliansky, Zebi Hirsch B. Hayim, JG, *1856 Minst, jiddischer Rhetor, N. York. Graeg 02: „Yiddische Welt“, Tagesz.

Masoch, sozialdemokr. Pressejüngling des Vorwärts, f. Sacher-Masoch.

Masoch, Ritter von, f. Sacher-Masoch, Ritter von.

Masochismus (abgeleitet von Sacher-Masoch, Ritter von) geht im Gegensatz zum Sadismus darauf aus, Schmerzen zu leiden und sich der Gewalt unterworfen fühlen, durchläuft die ganze Stufenreihe von geistiger Demütigung bis zur schmerzhaftesten körperlichen Peinigung durch das Weib, führt sogar bis zu ekelhaftesten Handlungen zum Zwecke sexueller Erregung.

▼Heine (Sd):

„Frau Venus, meine schöne Frau,
von süßem Wein und Küßsen
ist meine Seele worden krank,
ich schmachte nach Bitternissen.“

Welche furchtbaren Geißelungen, Verletzungen, Beschmutzungen mit Fäkalien u. a. wollüstig erduldet werden, möge man in der einschlägigen Literatur nachlesen. Einer der tollsten Fälle war der Prozeß des ▼Bankiers Sternberg (Sd). Einen Hauptteil der Masochisten stellen die Juden, ebenso wie die bekanntesten sadistischen Weiber Jüdinnen sind. Den Sadismus tobten sie besonders in revolutionären Zeiten, zuletzt im armen Rußland, aus.

Masora, h: Bibelgrammatik.

Maß, Samuel, Dtschld, O Schwester von Jacques Offenbach, — siedelte sich in den 1830er Jahren in Texas an. W.

Maß und Gewicht, Zweierlei. — Weil der Jude auf 2 Schultern trägt, und doppelter Moral, doppelten Wudens zugleich ja und nein redet, wie er zweierlei Volkszugehörigkeit, neben der alljüdisch-nationalen die seines Wirtsvolkes, vordrückt, und rechts und links

schreiben kann, warnt ihn Moses 5., 25, 13: „Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deinem Sad, groß und klein, haben. Und in deinem Hause soll nicht zweierlei Scheffel, groß und klein, sein.“ 3., 19, 35: „Ihr sollt nicht ungleich handeln am Gericht mit der Elle, mit Gewicht, mit Maß.“ Auch Hesekiel stimmt ein, 45, 10: „Ihr sollt recht Gewicht und rechte Scheffel und recht Maß haben.“

Massarie = Napoleon Gambetta.

Massagesalon, Deckname für die „Freudenhäuser“ des 1929 (Michel 17/2) nach langem Suchen verhafteten Jfidor ▼Großmann in Wien, der seine armen „Assistentinnen“ zwang, sich zu seinen Gunsten seinen Kunden hinzugeben. Auch die andern in Wiener und Berliner Tageblättern anzeigenden Massagesalons dienen sehr oft unsittlichen jüdischen Zwecken.

Massarani, Renzo, Mantua. „Sein „Chad Gadja“ wurde bei den Internationalen Festspielen zeitgenössischer Musik in Venedig beifällig aufgenommen. Er schrieb auch Dpern“, JPB 2/1 1931.

Massarani [Stadt in Piemont], Tullio, 1826 Mantua —05. Ein reicher Mann, der sich politisch zunächst als Mazzinist, dann als Vermittler zwischen Dtschld und Italien und als Maler und Kunstschriftler betätigte. Er brach in Italien der Kenntnis ▼Heines eine Gasse, mußte 48 als Revolutionär nach Dtschld, wurde aber später Stadtrat in Mailand. Er schrieb französisch, dtsh und italienisch. JG.

Maffary, Fritzi, gebor. Masarik, Soubrette, Berlin erzielte vorm Schöffengericht W.-Mitte (TM 28/5 1914) die Beurteilung des Redakteurs der „Standarte“ in Wilmerdsdorf, Ernst ▼Redarfulmer, z. 100 M. Dieser Kavaller hatte sie in seinem Blatte „eine stimmlose Soubrette“ nennen lassen; „die trotz alledem immer noch zahlreiche Bewunderer ihres Außern findet, obwohl ihre einzige Ähnlichkeit mit der Venus von Milo darin besteht, daß sie ebenfalls schon ziemlich alt ist“ und hatte außerdem „in ihren harten und scharfen Zügen die Spuren einstiger Schönheit“ verleugnet. Wk ▼Wert-hauer legte daraufhin die von der isr. Kultusgemeinde in Wien ausgestellte Geburtsurkunde vor, wonach „Friederike Masarik“ am 21/3 82 als „eheliche T. des Jacob Leopold Masarik, Kfm. aus Budschowitz (Mähren) und seiner Gattin, Hermine, geb. Herzfeld in der Maria-Theresien-Gasse 34 in Wien geboren“ ist. —

Als Meyers Konversationslexikon 1929 (Vol.-Anz. 5/10) das Alter der Maffary mit 55 angab, projizierte die Bejahrte dagegen, weil sie, durch die unrichtige Angabe beruflich geschädigt, sich von der Operette habe abmenden müssen, und ließ sich durch Graf Soltkow, der dafür 3000 M. beanspruchte, für viel jünger erklären. Ihr geschäftstüchtiger Gatte, Max Ballenberg, bot vollends jedem Ohrfeigen an, der sie nicht für eine mittlere Bierzigerin ansah, besaß auch ein amtliches Papier und pochte auf seinen Schein. Das Gericht aber hielt die Möglichkeit für durchaus gegeben, daß das Geburtszeugnis, wonach die Maffary erst 47 sein sollte, sich auf jemand anders bezüge. Der von Soltkow zwischen dem Lexikon und der Maffary angebahnte Vergleich zog sich hin, da P.'s treue Gattin nicht eidesstattlich erklärte, daß der in Wien am 10/9 1929 ausgestellte Geburtschein wirklich der ihre sei.

TEBl 22/3 1929: „Die Maffary erhält pro Abend 2000 M., Nebeneinnahmen nicht einbegriffen.“ — Als sie 1929 zur Sprechbühne im Theater in der Königgräzer Straße als „Cleopatra“ in Shakespeares „Antonius“ übergang, schrieb der „Angriff“ 26/8: „Maffary ist ein Stück jüd. Kunstgeschichte; schon im alten Metropol glänzte ihr Stern mit Joseph Giampietro und Guido Thielscher. Fritzi's Ruhm strahlt hell wie eine Blendlaterne. ... Sie beherrscht tausend Künste des Theaters — ihre Kunst ist aber jüdisch, ein Effekt, glänzend gearbeitete Aufmachung, hervorragende Gehirnarbeit. Und die Braven im Parkett flüstern sich das legendäre Alter dieser Frau zu, die da oben Gardas tanzt, als hätte sie von dem berühmten Wasser des ungarischen Grafen Hunyady Janos getrunken. ...“

1930 gab sie die „Mrs. Selby“ in der Komödie des Londoner Theaterkritikers St. John Erwine, wo ein 50er, nachdem er sich an ein blutjunges Mädchen verlor, zur ersten alten Gattin zurückfindet. „Früher, diese Künstlerin, die so bewundernswert auf der Höhe des Lebens verharrt, bringt ihr bezauberndes Lächeln mit, aber dieses ihr Lächeln hat alle Schwelungen eines Lächelns. Manchmal ist es nur eine Andeutung, Überfang, wie der Glanz auf einem farbigen Glase; mitunter lächelt sie nur mit den Augenwinkeln, mitunter zuckt der Mund, und sie lächelt nach innen. Sie lächelt sehr höhnvoll mit filtrierendem Blick, und sie lächelt spitzbübisch, sie lächelt verzeihend aus erkennenden Augen und sehr überlegen mit strenggezogener Braue. Selbstverständlich ist sie immer Dame. Mrs. Selby befestigt ihre Umgebung und das Haus, wie sie will. Es ist der Triumph der unvergleichlichen Frau.“ JPB 21/3 1930.

Auf eine Rundfrage des 8-Uhr-Abendblatts 19/4 30, wo man am liebsten leben möchte, sagte die M.: „Wenn ich könnte, wie ich wollte, nur im Süden.“

Maffel [h: mazzal = Glück]. — Drumont 1, 93: „Das ist weder das Fatum der Alten, noch die christliche Vorkehrung, sondern es ist das blinde Glück, der Wechselfall, der Stern. Jedes jüd. Leben scheint wie ein verwirklichter Roman.“

Maffel, Joseph, *1850 Wilna, seit 82 in Manchester. Ue: Milton's Samson, Longfellow's Maccabäus, ins Hebr. B: Songs of Zion; Gallery of Hebrew poets. JPB.

maffel we tob (maffeltob), j: Glück und Segen.

..? Masséna, André, Herzog von Rivoli, Feldmarsch., 1758 Nizza — 17 Paris; von Napoleon I. 1810 zum Fürsten von Eßling erhoben. Mit unbestreitbaren Feldherrneigenschaften verband er eine unkriegerische, asiatisch-läppige Lebensweise und eine so strupellose Habgucht und Geldgier, daß er schon 1844 in D'Israels Roman „Coningsby“ als Jude angesprochen wurde. Auch Marmont leitete ihn aus Ägypten ab, s. S. 112. Kurz vor dem Beltrikriege suchte noch Paul Harms unter der Überschrift „Auch eine Magenfrage“ im *WZ* darzulegen, daß den Juden keine der Eigenschaften, die zum kriegerischen Berufe notwendig sind, fehle: „Dafür, daß auch der Jude den Marschallstab im Tornister trägt, ist der französische Marschall Masséna, der in jungen Jahren Masse geheißen hat, ein Beweis.“ — Aber fast genau an demselben Tage, an dem Paul Harms erschien, machte die Pariser Gelehrtenzeitschrift „L'Intermédiaire“ auf die kurz zuvor in einem Blatte der Stadt Nizza, der Geburtsstadt Massénas, erschienenen unansehnlichen Untersuchungen von Georges Maurevert aufmerksam, daß Masséna rein romanischer und christlicher Herkunft war. Auf Grund beglaubigter Urkunden ist also die oft behauptete jüd. Herkunft des Marschalls Masséna, Herzogs von Rivoli, eine Fabel: „Seine Vorfahren hießen niemals „Manasse“, sondern der noch jetzt in der Gegend von Nizza sehr häufige Name Masséna hatte sich aus dem Worte „Malausséna“ herausgebildet: das ist bis in die Römerzeit zu verfolgen.“ — Dieses Beispiel zeigt die oft ungeahnten Schwierigkeiten unseres Werkes.

M. war „Mgl. des Großorientes von Frankreich und seit 14 einer der beiden „Grand Conserveurs généraux“.

Maffentaufe. 1818 wollten sich in Berlin eine Anzahl Juden heimlich taufen lassen. Adelheid v. Rappard geb. Freilin v. Massenbach schrieb 9/9 1918 von Berlin aus an ihre Schwester (vgl.: „Unsre Tante Rappard, ein Lebensbild mit Anhang ihrer eigenen Briefe“ von Dorothee von Hopfengärtner, Stuttgart): „Die Juden haben eine Deputation ihrer Ältesten an den Superintendenten Nicolai hier geschickt, der ihr Gesuch dem König vorlegen soll; sie bitten nämlich, da sie erkennen, daß die Zeit gekommen sei, wo nur ein Herr und eine Herde sein soll, wollten sie Christen werden, aber der König möchte es befehlen, das würde die Sache erleichtern. Das hat der König wie billig nicht gewollt, darauf haben sie sich in ein neues Handeln begeben und gebeten, die Taufe möchte ihnen erlassen werden wegen des großen Aufsehens. Das ist doch nun noch un-

möglicher, und nun bedenken sie sich von neuem. Pfuel bietet seine Schwimmanstalt zur Taufe an und meint, ein Tag der Anwesenheit des Königs könnte sogleich dazu bestimmt werden, so gebe es doch ein Schauspiel, das der König nicht in Petersburg gehabt (denn daran wird beständig gedacht), und dann könnten die Neugetauften den Schluß beim Vorbeimarsch der Truppen machen.“ ... In einem Briefe vom 11/9 heißt es: „Mit dem Taufen der Juden verhält es sich wirklich so, Pfuel ist der Sache auf den Grund gegangen; eine Spaltung unter ihnen hat den ersten Stoß gegeben, die Vornehmen wollen viele Neuerungen einführen, die das Alte Testament umstoßen und durch nichts ersetzen. Das wollen sich die Ältesten nicht gefallen lassen, und darüber sind sie alle zu dem Entschluß gekommen, Christen zu werden.“

1818/19 ging es stark antisemitisch zu. So trieb sie wohl die Angst zur Maffentaufe.

Masserano, 1. Bezalel, aus Ferrara, reiste 1589, „mit 2000 Studi versehen“, bemerkt Graeg 3, 309 (zu Bestechungszwecken?), nach Rom, um Papst Sixtus V. für den christenfeindlichen Calmus günstig zu stimmen, dessen Neudruck unter Zensur denn auch in einer Bulle alsbald gestattet werde.

2. Francesco Leonharbo aus Mantua, #, Rom, 17. Jh. Die römische Gemeinde hatte, laut Breve des Papstes Urban VIII. vom 7/8 1629, diesem Konvertiten jährlich 1200 Studi zu zahlen, weil er nämlich — „ein Buch gegen das Judentum“ verfaßt hatte. Der Gemeinde erschien die Summe zu hoch, und so befreite sie der Papst von der einen Hälfte durch einmalige Zahlung von 5000 Studi. Die anderen 600 Studi hatte die Gemeinde dem Neophyten weiter zu zahlen. Nach Masseranos Tod, den man [wohl nicht ohne Grund] der Gemeinde zur Last legte, hatte die Judentum die Pension bis 1634 an die Casa dei Catecumeni zu zahlen.

? Mafficaunt (? Mafficot=Weißgelb), französischer Gesandter, Tunis, verschaffte dem Juden Calo, der — wegen Abtreibens antisemitischer Plakate in der Stadt — eingesperrt worden war, eine „glänzende Genugtuung“. *DW* 28/9 1890 vermuten in ihm einen Juden. — Farbbennamen kommen übrigens öfter bei der Maffe vor, z. B. gab es „Berlinerblau“ in Berlin.

Maffimi, s. Colonna.

Maffimim, Finanzminister, Italien. 1906.

Maffon, Ma: Temps, Paris, 1920. — Eberle, Großmacht, 225.

Maff, Hugo, Dr., *NI*, Hamburg, hatte 1900 (*DW* 29/9) in 96 nachgewiesenen Fällen arme deutsche Knaben aus seiner Vormundschaft geschändet. Er erhielt dafür nur 2½ Jahre Gefängnis und reichte dann noch ein Gnadengesuch ein. *WM*.

Maffai-Feretti, ital. Grafen, s. Papst Pius IX. — *EG*.

Mafa, Sari, s. Meller, Raquel.

Mafaja, Abraham ben, Literat. — *Ro*.

Mafalon, Zia Beh. Mai 1913 zum Generalinspektor in Bafforah ernannt. — *DW*.

Mafaraffio, Albert, R: Unabhängiger, eine auf französisch erscheinende Zeitung in Saloniki. *JWo* 4/4 13.

? Mafejko, Maler, * Polen, verfertigte 1930 für das Zentrum in Osnabrück Wahlplakate. Deutscher Staat 5/10 1930. — Nach der beschlagnahmten Aprilnummer 1931 des „Stahlhelm“ ist M. Arier. *WM*.

Mafestti, Abgeordneter, Italien; ermordet 1926; Schwager des Dr. Emmerich Steiner (*fd*).

Mafeterkind, hatte seinerzeit dem Figaro 6000 Franken für den (ihn als größten Dichter preisenden) historischen Leitartikel gezahlt, wovon dessen Verfasser, Dc-tave Mirbeau 1000 Franken erhielt. Hinter den Kulissen, 1925, S. 12.

Mathias, 2 Brüder, Direktoren der Warenhäuser Althoff in Essen a. d. R. und Dortmund. — Das Kapital für die Häuser kommt von Δ Seite (Freiherr v. Twidell); aber die besseren männlichen Angestellten der Häuser sind meist jüdisch, und viele Verkäuferinnen sind arische Blondinen, — gerade als ob hier bewußte Massenpolitik mit dem Untergang der Richten getrieben würde, denen die Luft der Warenhäuser und Rayonchefs

ebenso schädlich ist, wie Fischen ein Aufenthalt auf dem Sande.

Matthias, s. auch Matthias.

Matthiasohn, Lehrer, gen. Leopold, mof., RV, Charlottenburg, Kantstr. 129. Inf.-Br. 1930, 177.

Matoušjian, Alfred Georg, Hamburg, identisch mit Selim Sednoavi Beh, Dresden, und Josef Hadab aus Kairo in Wien, Preller und Schwindler, 1913 Aufenthalt unbekannt. Hamburger Fremdenblatt: „Er ist 35 bis 40 Jahre alt, 1.70 Meter groß, schlank, mit Glage, graumeliertem Schnurrbart und breiter jüdischer Nase.“ Die „jüdische Nase“ behauptet allen Anfeindungen des Denunziantenvereins zum Trost ihren Raum in der Zeitliteratur. — Aber von ihr grade im Hamburger Fremdenblatt lesen zu müssen, ist zum mindesten befremdlich.

Matrai, Gabriel, Rufos am ungar. Nationalmuseum, 19. Jh. — „Pulszky, früher Dir. des Museums, erzählt: „Als Mommsen (s) an seinem „Corpus Inscriptionum Latinarum“ arbeitete, besuchte er Pest, um die römischen Grenzsteine im Museum zu studieren. Er hatte mit den unhandlichen Dingen seine liebe Mühe. Die Rustoden Gabriel Matrai und Johann Erbi bewiesen keinen Eifer und ärgerten sich über den „Schwaben“ deutlicher als nötig. Mommsen äußerte dann beim Abschied Baron Eötvös gegenüber, daß die Magyaren bloß äußerlich europäisch, innerlich aber unverfälschte asiatische Barbaren seien. Auch Matrai und Erbi — zwei Gelehrte — hätten diesen Aftatismus nicht abstreiten können. Da erhielt er die Antwort: „Allerdings, nur hießen die Herren früher Morgenstern und Ehrenfeld.“ — Kreuz-J.

Matteis, italien. Noblinge, GG.

Matthäi, Adam Rudolf Georg, gebor. Simeon, 1716 Fürth — 79 Nürnberg. Er studierte den Talmud in Prag, wurde Lehrer in der Fürther Judenschule und nach der Taufe in Nürnberg (48) Küster an der Dominikanerkirche. Seine Schriften sind antisemitisch, z. B.: Verderbnis des Judentums, 52; Beschreibung des Jüdischen Purimfestes; Abhandlung von der Verleumdung, 65.

Matthes, Johann, Rm.?, Berlin (s. Widinger).

Matthias△, Adolf, Dr., BGDNR, Berlin W, Prager Str. 5. 1847 Hannover — 17. O ▼ Adele, † 28/1 1917. Der Geburtsname der geschätzten Frau wurde sonderbarerweise nicht einmal in ihrer Todesanzeige vermerkt. R: 1. Dr. jur. Mag M., blond, beigeordneter der Stadt Düsseldorf; O △Margarethe, L. des RM's Wille aus Fferlohn (3 R.); 2. Wilhelm M., O ▼Else Freund, Schilbzuda; 3. Fritz M., Kapitänleutnant.

H: Monatschrift für höhere Schulen. W: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin; Kriegserinnerungen 70—71. — M. soll Krach mit seiner Behörde gehabt haben und verirrte sich dann ins Lager seiner Frau und des Berliner Tageblattes.

BE 1911: „Es gereicht uns zur besonderen Freude, GDMR Herrn Prof. Dr. Matthias als unsern gelegentlichen Mitarbeiter begrüßen zu können.“

DIW 1911: „Dische Frömmigkeit. In seinen „Kriegserinnerungen“ berichtet Adolf Matthias von einem Feldgottesdienst: „Ein kathol. Pfarrer hielt die Predigt, ein protestantisches Lied rahmte die Predigt ein, und das Wort eines Propheten des alten Bundes bildete den Ausgangspunkt der Predigt, der Evangelische, Katholiken und Juden mit gleicher Anbacht lauschten. Ein schönes Bild einheitlicher discher Frömmigkeit, wie wir es heute nicht mehr zu sehen bekommen.“ Adolf Matthias hätte dieses Bild lieber im BE drucken sollen, als in einem für uns anderen Leute, gar für die Jugend, bestimmten Buche. Es ist genug, wenn Juden selber immer wieder die Rassendegriffe zu verwirren suchen. Aber ein Germane wie Matthias sollte so was nicht machen und die in mehr als homöopathischer Verdünnung damals in unsern Heereskörper geratenen Juden nicht ihrem Glauben und ihrer Rasse entziehen. Denn ein Jude bleibt auch mit Austritt aus der Synagoge, ob er nun katholisch, evangelisch oder muhammedanisch wird, ebenso im Judentum, wie seine Rassegenossen mosaischer „Konfession“ ohne Austritt aus der Synagoge.“

Der Geburtsname der Frau — wir hörten es nur, lasen es nirgends — ist Doeser oder Doeser aus Hannover.

Matthias, Wolfgang = Hans Rau.

Mattl v. Ewenzkreuz, Emanuela, Wien, — schreibt Hegromane gegen die altadelige Gesellschaft; 1908 O Hofrat Otto v. Dürfeld-Hentlstein. Sie entstammt der 1773 nobilitierten Familie Schmattl; im „Ewenzkreuz“ ist die Vereinnahmung der Synagoge und des Rabbinen Juba mit der Kirche, dem Kreuze Christi, ausgedrückt. GG.

? **Mattner**, Max, Dr., Gründer von Residenz Baubank; Nordend; Immobilienbank, 1872 ff., Berlin, nannte sich Baron Mattner von Bibra und residierte auf Villa Marietta in Pantom. Slagau W 138.

Matuschla△, Guido Gf. v., pr. Polizeipräsident, 1892 O ▼ v. Oppenheim, aus Rln. SW.

Matvano, Giacomo, Ministerpräsident, Leiter der auswärtigen Politik, Rom, 1914. Jew. Chron. 30/8 29.

Mahdorf, Stadtbauinspektor, Berlin; Stbgr-J 28/4 1902.

Mahenan, Victor v., gebor. Mandelbläh, Oberst, 1899 in Osterreich nobilitiert. — GG.

? **Mahenauer**, Margarete, * Ungarn, O einen Italiener, frühere Kammerfängerin in München, — riß vor dem Kriege nach Amerika aus, nachdem sie der Prinzregent, um Weiterungen auszuschalten, ihres Vertrages entbunden hatte; drüber wurde sie unverfälscht deutsch feindlich. — 1929 trat sie wieder in Deutschland auf, was die Hoff. J. 9/5 begeisterte, BB 17/5 lehnte ab: „Ob die Mahenauer sich als Ungarin, Italienerin, Amerikanerin oder Jüdin fühlt, ist in dem Falle höchst gleichgültig: Wer aber im Weltkriege gegen uns Deutsche gekte, hat nichts mehr auf deutschem Boden zu suchen, darum fort mit der Mahenauer!“

Mahner, zweimal wegen Betruges bestraft, trotzdem Ma: Welt am Abend, Berlin, — ließ sich 1928 (BB 17/8) dafür, daß er in seinen Presseberichten die wegen schwerer Kuppelerei erhaltene Zuchthausstrafe des Weinhändlers G. B. ?Hart, Berlin, Kagbachstr. 9, und Freundin, Ottilie ?Schulze, verschwieg, von besagtem Hart stiel schönen Wein und 200 M. Ickern; er führte ihn auch im Café „Fürstenhof“ mit dem Pressereferenten des Berliner Kriminalgerichts, Landgerichtsrat ?Weber, zusammen, damit man auch bei weiteren Standaugeschichten den Mund hielte. Ein Landgerichtsdirektor Bodenheimer, der in der ersten Instanz Hart's Gerichtsvorsitzender war, während sein Bruder von Hart als Sozius mit 45% Beteiligung in die Weinhandlung aufgenommen wurde, lief unterdes von Richter zu Richter, bis das preuß. Justizministerium endlich den Hart begnadigte, für den sich auch der Gefängnisgehilfe und Zentrumsstadtverordnete Pater ?Salzberger einsetzte. Dieser hatte nämlich die Schulze im Gefängnis kennengelernt und sich für sie erwärmt. Landgerichtsdirektor Bodenheimer wurde durch den Disziplinarssenat des Kammergerichts wegen Verhaltens in Sachen Hart verurteilt. BW.

maucher, j: Kaufmann. — Bischoff J.

Mauern, Erich von = Moritz von Luffenberg.

Mauert [rückwärts lesen!] = Abraham/Albrecht Tren.

Maugham, William Somerset, Literat, London, bis 1920 sozialistischer Agent in China, wo ihn Europäer wenig schätzten, entwickelte er sich in England zum Bahnschriftsteller über sexuelle Themata. Seine „Heilige Flamme“ (ob Arzt und Angehörige einem tödlich Kranken den Weg abkürzen dürfen, wird selbstverständlich von M. bejaht) ging auch über die Berliner Bühne; sein „Aufspiel“ — Eheirungen eines Arztes — wurde ebenso nirgends abgelehnt. 8-Uhr-Abendblatt 8/5; WJ a. M. 16/3 1929. Sein tristes Stück: „Finden Sie, daß Constanze sich richtig verhält“ — von einer Jüdin ins Deutsche übersetzt und von einer ▼ Theateragentur auf dem Festland verbreitet — wurde 1928 im klassischen Weimar auf dem Nationaltheater aufgeführt!

Rat.-Soz. 5/10: „Sehr bald hört man heraus, daß kein Engländer sondern ein jüd. Skribent am Werke ist, der mit etwas Wildescher Technik und englischem Firnis zu arbeiten versteht. . . . Das Ganze ist eine äußerlich bezente, nicht zotige, innerlich hundsverlogene Spielerei mit eindeutigen und zweideutigen bon mots von einer

Dünne und Dürftigkeit sondergleichen. So wie diese Constanze denkt, fühlt und handelt nie und nimmer eine nordisch bestimmte, sondern nur eine jüd. infizierte Engländerin, ein abgefeimtes, durchtriebenees Frauenzimmer, das auch nicht ein Stüd Gatten- und Mutternatur im Leibe hat und von der Verlogen- und Verlumptheit seiner „liebsten Freundin“ keineswegs unangenehm berührt ist.“

Mauhel, j: (sprich: Maul) der Beschneider. — Thiele G.; f. Mohel.

Maul, j: Betrüger (h: mä'ül, von mä'al, betrügen).

Maulwurf. Bb. 3, 1892: „Die alte Fabel vom M., der erst dem Fgel aus Gutmütigkeit ein Näßchen in seinem Bau einräumt und dann zum Loch hinausgeschwindelt wird, ist aus den Berliner Volksschul-Beschüßern gestrichen worden, damit nicht die kleinen Juden durch unzarte Anspielungen [auf den Haus- und Bodenwucher] „verlezt würden.““

△**Maurach**, J., seit 1912 Dir: Stadttheater, Essen a. d. R., vorher Stadttheater Regensburg.

△**Maurerbrecher**, Mag, Pastor in Thüringen, war 1921—24 in Berlin, ChM: D3, als Nachfolger H. △Wulle's. — M. schrieb ein leidliches Buch über „Goethe und die Juden“, schlug auch (Fudor M, neue Folge 8) „zu den preuß. Wähltagen reinste altpreußische Töne an“, aber hatte kurz vorher doch geäußert: „Der Jude und Sozialdemokrat Daffalle bietet uns echte dtische Art.“ — In seiner Predigt vom 11/4 20 auf dem deutsch-nationalen Jugendtag steht neben vielen Böllischen und Nationalen wieder das ganz merkwürdige Bekenntnis: „Gegenüber dem jüd. Blut, das in früheren Jahrzehnten in uns eingedrungen ist, werden wir nicht mehr viel machen können. Wir müssen die Mischung als geschichtliche Tatsache hinnehmen und zu verarbeiten suchen. Ein kleiner Zuschuß jüd. Willenskraft (f. Diebig), die auf eine Züchtung von 2½ Jahrtausenden zurückblickt, kann uns an sich durchaus günstig sein.“ Sollte Maurerbrecher selber einen solchen Zuschuß haben? Er fährt fort: „Karl Marx und Ferdinand Lassalle haben das politische Denken der Arbeiterklassen geweckt. Vost einmal Lassalle's Vortrag über Verfassungswesen. Es ist einer der klarsten und sichersten Leitfäden staatlichen Denkens, den wir in Deutschland besitzen.“ Weniger klar und sicher glaubt man bei Maurerbrecher selber zu gehen. Er war in der Jugend theoretischer Sozialdemokrat, was so viel wie Judengenosse heißt, und mauferte sich zum Deutschnationalen, ohne die entschlossenen völkischen Bestrebungen und das Blutbekenntnis würdigen zu können.

1922 hatte er endlich das Judentum genauer erkannt, wovon sein Aufsatz (D3 1/6): „Die jüdische Fälschung“ Zeugnis ablegt. M. wurde deshalb vor Gericht gezogen. Der Prozeß machte großes Aufsehen, weil man eine Beleidigung darin sah, daß M. von der „Schuld der Juden am Zusammenbruch des deutschen Volkes“ geschrieben hatte, und weil man eine Bedrohung des Judentums mit öffentlichen Gewalttätigkeiten darin sah, daß M. von einer zukünftigen nationalen Regierung gefordert hatte, „die Rechtsgrundlage, auf der heute das jüd. Volk als gleichberechtigt mit dem deutschen in Deutschland leben kann, zu ändern, die staatsbürgerliche Gemeinschaft zwischen Deutschen und Juden aufzuheben und diejenigen Teile des Judentums, die sich an unserer Befreiung schuldig gemacht haben, als lästige Ausländer auszuweisen“.

Die Sätze, die M. vor Gericht im einzelnen beweisen wollte, waren: 1. Bei der Entwicklung der Sozialdemokratie hat von Anfang an das jüd. Element vorgeherrscht, und dieses ist es gewesen, das insonderheit die Richtung auf das Internationale und Antimonarchische bestimmt hat. 2. Die republikanische Gesinnung im deutschen Bürgertum ist vorwiegend durch die vollständig mit Juden besetzten Schriftleitungen des BZ und der Frankf. B. gepflegt worden, damit wurde der Revolution Vorschub geleistet. 3. Die jüd. Freunde des Kaisers, Ballin und Rathenau, haben nachträglich ihre wahre Gesinnung enthüllt. Beweis: Die Lebensbeschreibung Ballins von Huldermann und das Buch Rathenaus „Der Kaiser“. 4. Bei der Ausartung der Kriegswirtschaft,

deren erste Grundlagen militärisch ganz richtig gedacht waren (belagerte Festung), in ein Meer von Sumpf, Schiebertum und Unredlichkeit sind Juden die Führer gewesen. Dadurch ist der Notstand und die Verzweiflung der Bevölkerung in der Heimat, die den Nährboden für die revolutionäre Stimmung abgaben, erst geschaffen worden. 5. Bei der Revolution selbst und ihrer Verbreitung haben vom Anfang bis zum Ende Juden eine führende Rolle gespielt. Auch ist die ganze Revolution nur durch die Unterstützung mit Sowjetgebern möglich geworden, die von dem jüdisch-russischen Gesandten Zoffe in die Hände des jüd. Rechtsanwaltes und Reichstagsabgeordneten Haase gelegt worden waren. 6. Eisners Tat gehört in diese Reihe und wird nur als deren Gipfelpunkt geschichtlich und menschlich restlos verständlich.

Die Beweisführung wurde nicht zugelassen, M. wurde wider Erwarten freigesprochen. — Bgl. D3 1/12 und 8/12 1922.

Maurer, Ernst = Alphonse Levy.

Maurice, 1. Charles Schwarzenberger, gen. Chéri M., Theaterdirektor; 1805 Agen, Garonne — 94 Hamburg. 26 stiebelten die Eltern nach Hamburg; Chéri konnte damals zwar kein Wort dtisch, lebte sich aber bald dermaßen ein, daß Ortman, darüber ganz verwirrt, S. 6 behauptet: „Die Bezeichnung eines guten Dtschen darf man Maurice ungeachtet seiner französischen Abstammung mit volstem Rechte beilegen. ... Seine Gesinnung war stets eine echt dtische; und diejenigen männlichen Tugenden, die sich der Germane — ob mit Recht oder Unrecht, kann hier nicht entschieden werden — gern in höherem Grade beimißt als anderen Nationen: Rechtlichkeit, Wiederkeit und unverbrüchliche Heiligkeit des gegebenen Wortes, zeichneten ihn in jeder, auch der mißlichsten Situation seines Lebens in seltener Weise aus. Er gehört Dtschlnb seit langem mit Leib und Seele an, und was ihm etwa noch von seinem Vaterlande geblieben ist, die eigentümliche Akzentuierung der Sprache, die Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit des Temperaments und der scharfe treffende Humor, sind Eigenschaften, die zum größten Teil der schönen Sache, an welcher er treulich 50 Jahre lang mitgearbeitet hat, von wesentlichem Nutzen gewesen sind.“

Die Eltern übernahmen alsbald in Hamburg eine Fabrik und dann das Vergnügungsetablisement „Eisbock“ zu St. Georg, worin bald Vorstellungen gegeben wurden, für die der Sohn französische Werke verhambergerte. 31 übertrug ihm Casmann, der bald starb, die Mitleitung des „Zweiten Theaters“ in der Steinstraße, woraus nach dem Brande 43 das „Thalia-Theater“ wurde, das M. bis 85 inne hatte. 46—54 dirigierte er auch gleich das Stadttheater mit. —

32 O Emilie Möller, Frauung in der Petrikirche. S: Emil; Gustav. — Insympathisch wirkt auf Bildern M.'s hastiges, quibbeliges, drängelndes Gesicht, als ob das Geschäft immer noch nicht rasch genug ginge. — E. ▼Thomas [Erinnerungen 1, 123] besuchte den 90jährigen und war ganz angetan von dem „kleinen Mann mit dem schwarzen, gelockt gedrehten Haar, seinem festen, sicheren Blick, seinem schwarzen Schnurrbart unter der etwas starken Nase. ... Bruder Alphonse (gestorben in Hamburg), der die Kassengäfte leitete, lud mich auf das historisch gewordene, lederne Sopha, welches noch heute im Büro figuriert, und wir plauderten wohl über eine Stunde.“ Historisch geworden, wodurch? (f. Theateragenturen.)

2. Charles, gebor. Karl Moritz, Neffe von 1., Dir: Belle-Alliance-Theater, Berlin; er ging, wegen Schwindsels 1898 (DZVI 14/4) städtisch verfolgt, nach Paris, wo ihn fin de siècle Friß ▼Friedmann 2, 186 traf, „den kleinen, possierlichen Exdirektor. Mit das mehr oder weniger bereitwillig von Onkel Chéri (Maurice) in Hamburg dem leichtsinnigen, geschäftsunkundigen Neffen nach Berlin gesendete Geld hatte den Strich nicht zu hindern vermocht. Nun war es aus mit der heißgeliebten Direktorenherrlichkeit, mit all den lustigen Abenden in Gesellschaft hübscher Frauen. Schon auf der Reise nach der Seine hatte der kleine Dide beherzt mit der Vergangenheit abgeschlossen und hatte, nicht

nur in Gedanken, eine alte Fertigkeit und Fähigkeit hervorgeholt, mit der er sich in Paris sein Brot erwerben wollte, die der Heilgymnastik oder besser des Masseur. Mit seiner überzeugendsten Suada hatte er einem Rheumatismus-behafteten Reisegefährten klar gemacht, es gäbe nur einen wahrhaft genialen Masseur auf der Welt: Charles Maurice. Natürlich arbeite solch ein Mann nicht für ein Butterbrot! Jede Massage bei ihm koste 50 Franken. Und siehe da! Mein Dider fand nicht nur diesen Gläubigen, sondern bald deren mehrere unter den reichen Fremden in Paris. Sein gutes Englisch kam ihm dabei zu statten. Er hatte jahrelang als Buchmacher auf den Rennplätzen in Südastralien ein glänzendes Brot verdient. Dort lebten auch seine Frau und seine Kinder, deren er sich allerdings in seinen übermütigen Tagen in Paris nicht allzu sehr erinnerte. Einige Monate lang verdiente er ein hübsches Geld; dann „stach ihn der Hafer“, wie der Berliner sagt. Den großen Weiberfreund machten die hübschen Pariserinnen toll. Er stürzte sich, so weit es ihm möglich war, in Schulden und wußte bald nicht mehr aus und ein. Eines Tages kam er zu mir und spielte mir eine prachtvolle Komödie vor. Die Sehnsucht riefte ihn zu den Seinen nach Sidney zurück. ...“ — Nachher ist dieser Charles Maurice II. verschollen.

Maurice, S. = Marcus oder Moritz Levy.

Maurice, Martin, Literat, Paris. Sein Ro: „Liebe“ wurde, wie die Voss. Z. 23/6 1929 schrieb, uns von Paul Hohnay, Wien-Berlin, „bescheri“: „Ein junger Mann, Wissenschaftler, will das Mädchen, das er heiratet, nicht in die von ihm als Sumpf empfundene Wirklichkeit einer erotischen Technik herabziehen. Die junge Frau glaubt erst, der Beischlaf müsse etwas Abruptes, ein dazugehöriges Übel sein. Bis eines Tages ein Liebhaber sie erweckt und von dem Selbstzweck des Orgasmus (und alles dessen, was zu ihm führt) überzeugt. In dem Ehe-Interim sucht auch der Ehemann die Technikerin, die seine Verdrängungen löst. Schließlich finden sich die beiden Ehegatten, technisch erfahren, und bauen ein neues Dasein auf. Das diffizile Thema, das den Autor den ganzen Roman sozusagen im Bett verbringen läßt, ist mit großer Delikatesse angefaßt. Selten wohl sind Umarmungen bei aller Ausführlichkeit und Intimität derart distinguiert und vornehm beschrieben und dargestellt. Das schlechte Schlagwort „sachlich“ paßt nicht; denn der Stil Maurices ist oft sehr „poetisch“. Nirgends hat man das Gefühl von etwas Peinlichem, Übersüßigem, Überschaubtem, immer die Nebenvorstellung, daß ein Mann, der viel, was nicht gesehen wird, emsig gesehen hat, Klarstellen will, um anderen zu helfen. Was von der Selbe als Arzt wollte, hat Maurice als Künstler fertig bekommen.“

Sein „Nacht und Tag, No. mit Henriette und Therese, Paul Hohnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig — führt die Gedankengänge des Buches „Liebe“, des unentdeckten Landes [!] fort, das den Dichter in Ditschland durch die Kühnheit des Stoffes schnell berühmt gemacht hat. Auch hier stößt M. wieder in Abgründe der Sinne vor. Er verheimlicht nichts, er erspart uns nichts: Ein subtiles Gehirn legt mit mathematischer Aufrichtigkeit seine Liebeserlebnisse bloß, den Taumel des Geschlechts, die Verzückungen, aber auch die Gewissensbisse, in die den Liebhaber die mancherlei erotischen Konflikte verstricken. In der Schilderung der Unerfülltheit der Begierden, wird die Grenze zum Lächerlichen und Peinlichen trotz aller psychologischen Bergliederung und Zergrübelung zuweilen überschritten.“ NZ 13/7 1930.

Wir haben M.'s „Tag und Nacht“ nicht gelesen, aber es scheint damit ganz offen einer der vielen Gipfel jüd. Sexualität erklimmen zu sein. Die Gegenrasse will eben ihre Schweinereien nicht im Stillen, sondern vor aller Welt begehen, die dadurch verführt und entnernt werden soll.

Maurich = Marcus oder Moritz Levy.

Maurier, G. du, gebor. ?, franzöf.-amerikan. Jude, New York. B: Trilby, No 1894, dtisch von Marc. Jacobi! Held des Werkes ist der dtisch-poln. Jude Svengali, der die Trilby hypnotisiert; auch Fußfetischismus spielt mit. „Ihrem Svengali gleich, redeten die Juden auch auf

die arme nichtjüdische Böller-Trilby so unaufhörlich ein, bis sie, in der Hypnose, nicht mehr imstande, die gewaltige weltumspannende Interessenspolitik der fremden Rasse klar zu übersehen, mit Leib und Seele ihnen zu eigen ward“, Israel als Erzieher, DfBl 1910. — Trilby ist beleuchtet in „Vorträgen und Kritiken“ von S. Kraeger (Dibenburg, Schwarz), S. 288 ff. Maurier hat die Juden als das nobelste Blut Europas bezeichnet, von dem wir alle einen Tropfen in uns hätten.

Maurogonato, Isacco Pesaro, italienischer G e s e h e r. 1817 Benedig — 92 Rom. — G: Israel Pesaro. — Isacco annektierte den Zusatznamen M. von einem mütterlichen Verwandten, den er auch beerbte; er beteiligte sich an der Revolution in Benedig 48, ward in der Republik von S. Marco Finanzminister und später zusammen mit Manin verbannt. Heimgekehrt, wurde er Geschäftsmann, Mgl. der Kammer und von Viktor Emanuel mehrere Male vergeblich gebeten, als Finanzminister bei ihm einzutreten, etwa wie von Wilhelm II. dem Oberbürgermeister Rich. Wittling (Sd) in Posen auch hohe Staatsämter ohne Erfolg angetragen und aus persönlichen Gründen abgelehnt worden sind. — M. endete als Senator, wobei König Humbert den Hinterbliebenen kondolierte. — „Sein ganzes Leben durch war er auf die Interessen seiner Glaubensgenossen bedacht“, schließt JE den interessanten Bericht über diesen, wie Vaster in Ditschland, Gesehe schmiedenden Staatsmann des armen Italiens.

Maurois, André, Literat, „1/2▼“, BB 17/1 1929, Paris. B: Disraeli; Shelley; Byron; Climats, No. Er sprach am 8/5 1930 im Ditschen Kulturbund (Ditsche Gesellschaft, Shadowstr. 7), Berlin, über „La poésie de la vie moderne“. Über seine „Gespräche des Doktors D'Grady“ und „Schweigen des Obersten Bramble“ (M. Piper, Verlag, München) Voss. Z. 23/3 1930: „Gewissermaßen Aukriegsbücher, sie handeln während des Krieges in der Offiziersmesse, beim Stabe einer schottischen Division, der André Maurois als franz. Verbindungs-offizier zugeteilt war ... eine fröhliche Wissenschaft von der Psychologie des englischen Gentleman und die selbstbewußte Liebeserklärung eines Franzosen an ihn.“

Maus. Bb. 30: „Ein Schriftsteller des Mittelalters schrieb: Die Juden sind einem Volk so viel nütz, wie die Mäus dem Kornboden.“

Mauschel, j: der Gewaltige, jemand, der Gewalt hat; der peinliche Richter, Inquirent; G r o ß m a u s c h e l = der viel Gewalt hat. Schopenhauer nennt die Juden die „Rasse Mauschel“, Gröner, Schopenhauer und die Juden, S. 39.

Mauschelhofen. „Es war ein gesegnetes Dorf; aber Juden, man sagte mir nicht, ob getaufte oder ungetaufte, missteten sich ein, wurden reich und das Dorf arm. Jetzt stehen die Kinder seiner ehemals gesegneten Häuser täglich als Bettler vor den harten Ären der Juden, und die armen Leute müssen in allem tun, was die Judengasse will. Neulich wollte sich ein reicher, unabhängiger Herr im Dorfe einkaufen. Das behagte der Judengasse nicht, und der Mann hatte in der Gemeinde, die aus 83 Bürgern bestand, nicht 7 Stimmen. So ist es jederzeit, und solange es so ist, werden die Juden Mauschelhofens gesegnet und die alten Einwohner Bettler bleiben, bis sie endlich vom Gefühl ihres Elends und ihres Rechts dahin gebracht werden, mit der Judengasse nicht mehr als Schuldner, sondern als Gemeinde zu reden.“ Joh. Heinrich Δ Pestalozzi, „Die 142 Fabeln der Schriftfiguren zu meinem A-B-C-Buche“.

mauscheln, j: jüdisch(=deutsch) sprechen, Jargon sprechen, reden wie Mausche [Moses]; (h: möschel, erzählend, von: mäscha'l). — Bischoff J.

Schon Schudt bemerkte in seinen im 18. Jh. viel gelesenen „Jüdischen Merkwürdigkeiten“ 2,360, „den sonderlichen Akzent oder Prononziation und Aussprache der Rede, daß ein Jüd, sobald

er nur den Mund aufzutut, verraten ist, denn seine Sprache verrät ihn.“ Diese Eigentümlichkeit scheint sich aber nicht bloß auf die in Dtschld wohnenden Juden zu beziehen, sondern zum Nationale ihrer aller, selbst in Nordafrika zu gehören. Kohep, „Premier séjour au Maroc“ (Lilles, S. 40): „Die Juden können nie die Sprache eines Landes, das sie bewohnen, ganz erlernen. Den dtschen Juden erkennt man sofort an seiner karikierten Aussprache, ebenso den Juden Mittelafrikas. Unter 100 Arabern ist der Jude am Akzent erkennbar, obschon er von ihnen weder durch Gesichtsbildung noch durch Kleidung abweicht. Nichts ist lächerlicher als einen Juden arabisch, oder die Sprache der Berberei sprechen zu hören.“

Richard Andree „Volkskunde der Juden“ S. 116, (19. Jh.): „So gewandt auch überall der Jude die Landessprache annimmt und sie schließlich als seine Muttersprache ansieht, es bleibt bei den meisten doch etwas übrig, was ihn in der Aussprache unterscheidet. Selbst der größte Teil unserer „gebildeten“ Juden hat eine eigentümliche lispelnde oder anstoßende Sprache, die auch, wenn man die Augen schließt und ohne daß man die Physiognomie sieht, sofort den Juden erkennen läßt. . . .“

Richard Wagner „Judentum in der Musik“: „Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserem Ohre zunächst ein zischender, schrillender, summender und murksender Lautausdruck der jüd. Sprechweise auf. Der Jude spricht die Sprache der Nation, unter der er von Geschlecht zu Geschlecht lebt, aber er spricht sie immer als Ausländer.“

Die „Wiener Allgemeine Z.“ 22/2 1886 versuchte willkürlich und verschämt das „Mauscheln“ als Entartung hinzustellen, die auch bei Nichtjuden zuträfe: „Es ist überhaupt nicht eine Gepflogenheit gebildeter Juden, sondern ein Privilegium der Hefe des Judentums und des christlichen Böbels. . . .“

Else ▼Croner, die zur Erklärung des Mauschelns in ihrem Buche „Die Jüdin“, 1906, noch die bis zum Überdruß vorgebrachten Verfolgungen aus dem Mittelalter heranzieht, die keine waren, vermag bei den Massegenossen in

Dtschld beim besten Willen kein Mauscheln mehr wahrzunehmen: „Der Kehlkopf der Juden ist jahrtausendlang in den härtesten Gutturallauten geübt worden. Nur ein Spanier könnte höchstens das „Che“ einigermaßen klangähnlich hervorbringen. Die hebräischen Kehlkopflaute übertragen sich unwillkürlich auch auf das Dtsche. Bei Juden aus dem Bosenschen, und noch mehr bei denen aus Russisch-Polen merkt man bei scharfem Zinhören die härtere Klangwelle deutlich heraus; die Klanggrenzen, die im Westen sich mehr vermischen, sind hier noch merklich wahrnehmbar. — Den schlechtweg als „Mauscheln“ bezeichneten Jargon findet man heute in Dtschld kaum noch. . . Das im Durchschnitt lautere Sprechen, als in den analogen christlichen Bildungsschichten ist ebenfalls psychologisch erklärbar aus der langen Zeit der Unterdrückung.“

Das auffallende Sprechen hat übrigens bei den Juden rassenoekonomisch noch besondere Zwecke und Gründe: sie wollen sich bemerkbar machen und sich auch denen betäubend aufdrängen, die sonst gar nichts von ihnen wissen und ihren klaren Kopf behalten möchten. R. Wagner hat das Ablenkende, Trügerische des „Gemauschels“ wohl erkannt, bei „dessen Anhörung unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich mehr bei diesem widerlichen Wie, als bei dem darin enthaltenen Was der jüd. Rede verweilt.“ Denn „da es sich bei diesen Produktionen immer nur darum handelt, daß überhaupt geredet werden soll, nicht aber um den Gegenstand, der sich des Redens erst verlohnte, so kann dieses Geplapper eben auch nur dadurch irgendwie für das Gehör anregend gemacht werden, daß es durch den Wechsel der äußerlichen Ausdrucksweise jeden Augenblick eine neue Reizung zur Aufmerksamkeit darbietet.“

Das Mauscheln des Juden wird mit seiner sekundären Entstehungsweise aufs engste zusammenhängen und auf die zur Vererbung gelangten regressiven Mutationen des Keimplasmas zurückzuführen sein. Der Gedanke Richard Wagners dürfte den Kern treffen. Da eine parasitäre Gegenrasse nur durch Täuschung und Betrug ihrer menschl-

chen Mitwelt überhaupt zu existieren vermag, so hat ihr die Natur die Ausübung jener Mittel erleichtert. Wie der Blick der Schlange das Opfer bannt und die mögliche Flucht verhindert, so lenkt das Mauscheln des Parasiten die Aufmerksamkeit des zu betrogenden Angehörigen eines anderen Volkes durch seine Außerlichkeit vom Inhalt der zu treffenden Vereinbarung ab und erleichtert die Täuschung. Deswegen hatten mauschelnde Parasiten seiner Zeit größere Chancen zum Gedeihen und zur Vererbung, als nichtmauschelnde Parasiten; und jetzt mauscheln alle.

„Mit de Hände mauscheln“ ist neuerdings ein Ausdruck für starkes Gestikulieren geworden.

Mauscheln, ein Hasardspiel.

Mausetot — aus einem hebräischen und einem deutschen Wort. Moß, h: tot. Wahrscheinlich hat es ursprünglich gelautet: „er ist moß, er ist tot“, woraus dann maustot entstand. — Auch „moßstill“ bedeutet: totenstill, woraus mauststill, mäuschenstill, wurde, ein Wort, das sonst einen Widerspruch enthielte, da dort, wo Mäuse haufen, allerlei Geräusch ist. Denz, Wörter- und Zitatenfah, 1894, S. 9.

Mauthner, Leiter: Literarisches Institut „Die Brücke“, Spezialvertrieb minderwertiger Bühnenliteratur, Wien XIV. 1914.

Mauthner v. I. u. II., 1884 und 87 in Osterreich nobilitiert, ÖG.

Mauthner, Fritz, 1849 Horzik/Rösiggrätz — 23. G: reicher Fabrikant M. — Fritz M. besuchte in Prag das Piaristengymnasium, studierte dort die Rechte und schrieb als Student 71 den Sonettenzyklus „Große Revolution“, der ihm „fast eine Anklage auf Hochverrat und Beleidigung gesetzlich anerkannter Konfessionen eingetragen hätte“. Er ließ Komödien („Anna“ u. a.) folgen und ging 76 nach Berlin, wo er besonders für das **BT** und Schorer's Familienblatt arbeitete: 78 veröffentlichte er Parodien: „Nachberühmten Mustern“, die zwar keineswegs seine Erfindung (schon Ludwig △ Eichrodt hat „Christliche Karikaturen“ gegeben), immerhin ein Beweis für das den Juden angeborene Nachmachetalent sind. Ebenso viel Beifall fand sein „Dilettantenspiegel“, eine Travestie nach Horazens *Urs poetica*. Später schrieb er Satiren, Romane und Parodistisches, wie die „Hypatia“, zuerst durch die den Juden gegenüber geradezu wehrlose **Köln. Z.** veröffentlicht. — Von 95 an Theaterkritiker u. **N** des **BT**, trat er eines Tages von dieser War-

te ab, um sich zu Meersburg am Bodensee der Sprache und Philosophie zu widmen in den „Beiträgen zu einer Kritik der Sprachen“ und dem „Wörterbuch der Philosophie“, Bücher, über deren Bedeutung die Gelehrten nicht einig sind.

Eduard ▼ Engel nennt das Wörterbuch ein Riesenbuch. Über **N. M.** ▼ Meyer meint, daß „diesem hyperkritischen Geiste eine einheitliche Gesamtauffassung versagt bleibt“. Bartels, **DZG.** 3, 159.

H: Wochenschrift für Kunst und Literatur; **Dtsch Ind.** Magazin für Lit. des In- und Auslandes. **B:** Sonntag der Baronin; Neue Hasber; Credo; letzte Dtsche von Blatna; Tote Symbole; **Spinoza**, 06; Schmod oder: liter. Karriere der Gegenwart, Sat.; Parodistische Studien; Aus dem Märchenbuch der Wahrheit; Quartett Fanfare; Kantippe; Pegasus, eine Tragi-Romische Geschichte; Billenhof; Berlin **B;** Bekennnis einer Spiritistin, Hildegard Nilson; Geisterseher; Bunte Reihe; Der steinerne Riese; Von Keller zu Zola.

„Es ist etwas Patriarchalisches in seiner Schreibweise“ und „die kritische Begabung ist ja an sich schon eine spezifisch jüdische“; man rühmt ferner den „**U r i s t o t e l e s - K o p f**“ dieses kritischen Philosophen, den Dr. Max Adler (**DWe** 06, 4) zu den sympathischsten Persönlichkeiten unserer Tage zählt.

SB: „In den allermeisten Fällen wird der erwachsene Täufing aus feineren oder gemeinern Nützlichkeitsgründen dazu gebracht, ein Glaubensbekenntnis abzulegen, das er nicht glaubt. Also eigentlich die Todsünde gegen den heiligen Geist zu begehen.“

Mauthner ist Begründer des „**S o m i n i s m u s**“: „Ich habe gelehrt, daß es nicht eine einzige Philosophie gebe, sondern nur Philosophen. Und jetzt erfahren wir, daß alle Philosophen in Menschensprache hoministische, menschheitliche Weltbilder sein müssen. — So durfte ich in einer Stunde lachender Resignation meine ganze freie Erkenntnislehre doch unter die Fessel eines — **i s m u s** bringen.“ — vgl. **Nich. U.** ▼ Hermann. „**M.'s** Abschied“, **BT** 1/12 1913.

Emil Ludwig (fd) stellte im BT 20/2, 1914 den Schäfer und Schwäher Mauthner über alle anderen Geister: „Wir denken nicht in erster Linie an Chamberlain, der mit etwas verdächtiger Gebärde sich selber stolz einen Autodidakten, ja einen Dilettanten nennt, der aber doch, ohne die spezielle Arbeit des Gelehrten, ein ungewöhnliches Maß sehr verschiedenen Wissens sich rasch erworben und für seine persönlichsten Überzeugungen verarbeitet hat. Viel tiefer und bedeutamer hat sich in unserer Epoche der starke Geist Friß Mauthners selbst gebildet und ist auf seinem autodidaktischen Wege zu den bedeutenderen Resultaten gelangt.“

Zum 70. Geburtstage wurde Mauthner Ehrenbürger von Meersburg am Bodensee, Lit. Echo, Ernte, 1921. S. 237.

Sehr richtig wurde dieser Jude, an dem im Grunde gar nichts war, schon 1891 in Bauers Briefen (Feilchenfeld an Teiteles) erkannt: „Es haben versucht viele von uns und haben gemeint, sie seien berufen, aber es ist doch nur geworden erwählt der eine von uns — der lange Friß, der Mauthner! Siehst Du, was 'n Mann ist, Teiteles! Nachdem er sich geschaffen durch 'nen guten Einfall 'nen Boden „Nach berühmten Mustern“ und sich erworben 'nen bekannten Namen und erlangt 'ne gewisse Berühmtheit als der „Parodien-Friße“ der zeitgenössischen deutschen Literatur, ist er gewandert ruhelos und erfolglos mehrere Jahre wie Uhasver durch die Berge von Papier, dem er hatte inzwischen selbst geraubt mit Tinte die weiße Unschuld, und das er hat verdorben zu Makulatur, und durch die gewaltigen Lager der Remittenden seiner Werke, die waren zu gut und zu geistvoll und zu tiefsinnig für diese Welt; und er hat gezehrt von dem ersten Einfall und gelitten unter ihm und unter seinen Folgen, weil niemand hat geglaubt an den Ernst seines Mühsens und weil alle haben genommen alles von ihm für 'ne Parodie und gesucht in der Trockenheit und in der Ode seiner Romane und Novellen vergeblich nach 'nem Witz, wie der Derwisch sucht nach 'ner Perle in der Wüste Sahara;

und er hat zermartert sich's Gehirn nach 'nem neuen Einfall, um zu frischen auf den sinkenden, den verblaffenden, den ersterbenden Ruhm, aber er hat nicht gehabt diesen Einfall und ist geblieben trotz der vielen Werke, die er gegeben von sich in dieser Zeit des rastlosen Suchens nach 'nem neuen Gedanken, immer und ewig nur der „Parodien-Friße“. Da ist er ergrimmt im Innern und hat aufgegeben die Absicht, zu befehlen die Welt zu der Meinung, daß er wäre nicht nur 'n temporärer Witzbold, der sich erschöpft rasch und gegeben aus bald und radikal, sondern 'n richtiger und 'n waschechter und 'n bedeutender Dichter, und er hat beschlossen zu üben 'ne furchtbare, 'ne blutige, 'ne welterschütternde Rache, und hat ausgeheckt kürzlich den Plan, zu gründen 'ne Parodie auf 'ne Zeitschrift und zu machen dabei ein ernstes Gesicht und zu uzen die ganze Mischpoke in Berlin und die gesamte Literatur im Deutschen Reiche. Aber er hat verpaßt seine Zeit und geführt aus den Plan der Rache gerade in dem Moment, als man hat endlich begonnen, ihn zu nehmen ernst. So ist denn geworden aus der blutigen Uzerei ein furchtbarer Meinfall des langen Mauthner, und es hat sich begonnen zu spielen ab ein grausames Stück von Ironie der literarischen Zeitgeschichte! Denn als er ist getreten vor einiger Zeit heraus mit der neuen Wochenschrift „Deutschland“, da hat gemerkt keine Seele die Parodie und alle Welt hat genommen das Blatt ernst und hat erwartet von ihm endlich das erlösende Wort auf allen Gebieten für die ersehnte, für die kommende, für die neue Zeit, und da nicht ist gefallen das Wort, und die Zeitschrift sich hat bewegt in den alten, den öden, den ausgefahrenen Geleisen, so ist entstanden alsbald 'ne furchtbare Enttäuschung, und es sind gefallen die Abonnenten vor Langeweile, wie die Fliegen vom Gift, und es läßt sich berechnen schon heute der Tag, an welchem wird werden getragen zu Grabe ohne Sang und ohne Klang der neueste Witz des langen Mauthner! Das ist traurig, Skigleben, und betrübt mich tief, aber ich muß doch gestehen offenherzig, daß er hat verdient dies Schicksal, der

Mauthner, der Friz. Denn warum hat er sich gebildet ein, er könne riskieren so 'nen grausamen Scherz und machen für 'nen Moment glauben die Welt, er sei der Messias der modernen Literatur und hätte die Fähigkeit, zu treffen den Nerv der Zeit und zu schaffen das Organ der Zukunft?!

Hätte er genannt seine Zeitschrift statt „Deutschland“ einfach „Mesopotamien“ und hätte er erklärt offen, er wolle nichts weiter, als schaffen ein neues Blatt für uns und die Mischpoke, in welchem er wolle lassen leuchten sein Licht, so hätte niemand etwas erwartet, und es wäre nicht getreten ein die Enttäuschung und sein Blatt würde fristen heute bereits das Leben und haben vielleicht Aussicht auf 'ne gute und 'ne gedeihliche und 'ne einträgliche Zukunft. So aber — — „requiescat in pace“ wird es heißen bald — wahrhaftigen Gott, Du kannst mir's glauben auf mein Wort, Fzigleben, — denn ich hab 'ne feine Nase, und sie ist lang genug, um zu riechen voraus die Zukunft! Deshalb aber kannst Du empfehlen immerhin das Blatt von unserem Mauthner, denn es ist natürlich ein „Blatt von und für uns“, als würd' es geschrieben in Jerusalem und nicht in Berlin, und es vertritt unsere Interessen und macht Reclame für uns und unsere Freunde.“

In einem Antiquariatskatalog 1929 wurde von M. ein „eigenhändiges Manuskript an Vili Lehmann mit eigenhändiger Unterschrift, Meersburg 16/10 1918, 2 S., 53 Zeilen“, zu 50 M. angeboten: „Der berühmte Verfasser des Wörterbuches der Philosophie erörtert charakteristisch den Begriff *Eniglich*. Außerdem enthält das Schreiben intime persönliche Mitteilungen“.

Mauthner, Isaa, ein erwachsener Säugling. — DfBl 14/12 1899: „Wie die „Sibové Sisty“ zu Prag erfährt, hält sich Fabrikant und Gemeinderat Isaa Mauthner zu Nachod 2 Ammen, um sich ... von ihrer Milch zu nähren.“

Mauthner, Jsidor, Dr., t. t. Ministerialrat im Eisenbahnministerium, Martinstr. 4, Wien XVIII. Landesfürstlicher Kommissär: Ostrau-Friedlander Eisenbahn. 1914.

Mauthner, Joseph, 1830 Prag — 90. G: Rfm. M. O 56. — Geförbert von Moriz Hartmann und Siegf. Kapper; 48 in der Wiener akadem. Legion; dann Rfm. B: Gedichte (hrsg. von seinem Sohne Jsidor M. 91).

Mauthner, Ju., JG, t. t. RR, Uß (med. Chemie), Dr., *1852 Wien IX/3, Frankgasse 10.

Mauthner, Klara, Anti-Heldin, Ma: Zeit, Wien, 1914. Sie schrieb dort z. B. über den „Mut der In-

tellectuellen“: „Es ist Beschränktheit, ja gerade heraus der Mangel an Intelligenz, die der Mannesmut erfordert. ... Logisch und moralisch läßt sich das Fersengeißel rechtfertigen. ... Die meisten Männer werden sehr tapfer, wenn sie unmöglich davonlaufen können.“
Es ist nur recht, daß eine Jüdin Verständnis für die Feigheit ihrer Juden hat. Im Grunde aber folgt sie dem ausgegebenen Stichwort, bei Nichtjuden alles Helldische in Mißkredit zu bringen. [f. Kulturbolschewismus.]

Mauthner, Lu., 1840 Prag — 94. Dr., Uß (Auge), Wien. Sein Denkmal wurde in der Akademie der Universität bei einer Rede von Schnabel enthüllt. JG.

Mauthner, Malwine (Malea-Byne). * Komotau, Böhm. B: Kleine Gottheit, No 09. Wien.

Mauthner, Margarethe, Frau, Berlin. — 3 — 0,19. — 1914.

Mauthner, Max Frhr. v., 1837—04 Wien, Mgl. des österr. Herrenhauses; SG.

Mauthner, Moriz Eugen, *1855 Brünn. G: Fabrikdirektor. Schauspieler und Theaterdirektor, längere Zeit Dir. des „Neuen Theaters“, Halle a. d. S. — Er bereiste mit dem „Mauthner-Ensemble“ Westamerika und Ostind. O Helene, F. des Theaterdir.'s Bensberg, Raibe und Salondame.

Mauthner, Robert, Dr., Wien. Dir: Dug-Bodenbacher Eisenbahn. 1914.

Mauthner v. Mauthstein, Lu. Wilh., 1806 Raab — 58 Wien, Dr., Uß (Kinder). 50 nobilitiert. SG.

Mautner, A., Wien, hat ein Verlagsgeschäft, mit dem Aushängeschild „Deutschböhmischer Verlag Waldur“. 1914.

Mautner, Eduard, 1824 Budapest — 99 Wien. Er studierte zunächst Medizin, Jus und Philosophie. Während der Revolution arbeitete er an Frankl's Sonntagsblatt, an der Ostdeutschen Post und am „Wanderer“ mit; dann besorgte er in Wien das Feuilleton des Lloyd. In „Gesammelten Gedichten“, 45, brachte er „den Schmerz über die krankhaften Erscheinungen in Staat und Kirche“ in Verse, wurde 51 mit einem Preislustspiel vom Hofburgtheater gekrönt, 55 in Paris in der Generaldirektion der französischen Staatsbahngesellschaft und 56 in Wien im literarischen Büro des Ministeriums des Äußeren angestellt und war zuletzt ungeheuer dick, was Oskar Blumenthal zu einer seiner geistvollen Grabschriften veranlaßte. Er gab auch Stücke wie: Eglantine; Eine Frau, die an der Börse spielt; Während der Börse; und Erzählungen und Gedichte: In Catilnam, Kranz geharnischter Sonette (vgl. Rückert) gegen Napoleon, heraus und übersezte französische Bühnensachen.

M. kommt mehrfach in S. Vorn's Briefen vor, S. 62 f.: „Mautner wäre bloß belustigend, wenn er nicht widerlich wäre. ... „Eglantine“ ist ein in gewisser Art merkwürdiges Produkt. Armselig im Stil, kindisch in der Führung der Aktion, gänzlich impotent in der Charakteristik, — aber unwiderstehlich durch 2 Elemente: 1. das hübsche Arrangement, — der bengalische Gesang am Schlusse ist besonders glücklich; 2. durch den Geruch wirklichen, wenn auch ganz rohen Fleisches statt der Theaterbraten aus Pappe, die dem armen Publikum in den erkünstelsten und unmöglichen Aktionen Mosenthals, Schlestingers und der übersezten Franzosen vorgeführt werden.“

S. 75: „M. hat auch mich diese Woche heimgesucht. Er paßt fürs dtische Theater, er ist ganz ohne Inhalt und Esprit. Der Mann ist sich dabei zur fixen Idee geworden. Es gibt Gemütskrante, die sich einbilden, der Kaiser aller Russen oder der Papst zu sein. Das lohnt sich doch. Der M. aber bildet sich ein, der M. zu sein. Dafür ist es nicht der Mühe wert, wahnsinnig zu sein.“

Mautner, Jsidor, Löwelstr. 8, Wien. Dir: Kaschau-Dorberger Eisenbahn, Budapest. 1914.

Mautner v. Markhof, Viktor, Ritter, Kanzlei- und Börsenrat für landwirtschaftliche Produkte, Chef: Ad. Jg. Mautner & Sohn. *1865 Wien. G: R. Karl Rr. M. v. M. // Johanna Kleinofteg. O Helene Kosnappfel. Er ist Präses des Brauherrenvereins, Rennstallbesitzer

der Trainieranstalt Schönfeld-Lassen. Wien, Palais Ungargasse. Die Familie wurde 1872 nobilitiert. SG.

Mag, Charlie, gebor. Mag van Embden, Clown und Partner des berühmten „Grod“, — erhält 2000 M. für den Abend! 12-Uhr-Bl. 6/11 1930, Berlin.

Mag, Ed. Alexandre, *1869 Jassy, Schauspieler, Paris. Schüler von Worms. 91 erhielt er den 1. Preis am Konservatorium. Qui est 1908.

Mag, Prinz von Baden, Deutschlands letzter Kanzler, Oktober 1918. — Der von Semi-Imperator 1919, S. 53, angenommene Blutanschlag soll nach gleicher Quelle ihm, dem Freund der jüdischen Bankierfamilie von Gutmann, als ausgesprochenem judenliberalen Prinzen, zum Reichskanzlerposten verholfen haben. DfBl 31/3 1898: „Lilli Gutmann, älteste Tochter des Direktors der Dresdener Bank, des Konsuls Gutmann, wird sich am 1. Mai mit Leutnant Freiherrn von Holzing verheiratet. Der Großherzog von Baden hat vor einigen Tagen der Braut einen Blumenkorb geschickt, und Prinz Mag von Baden, Leutnant im Garde-Kürassier-Regiment, wird den Brautführer spielen.“ —

Es ist die angeborene Triebkraft des Schariotismus, die diesen Mann 20 Jahre später zum 2. Male zum „Brautführer Judas“, d. h. zum Verräter an Wilhelm II. machte, indem er, ohne Amt, aber im Auftrage der überstaatlichen, weltrevolutionären Mächte, am Freitag, 9/11 1918, mit allen Mitteln des modernen Verkehrs bekannt gab, daß S. M., der deutsche Kaiser, dem Thron entsagt habe: Ein Betrug, gegen den die Felonie Bülow's 1908 (vgl. Vorposten 1918, 4. Heft) ein Kinder-spiel gewesen ist.

Mag hielt (Df 9/11 1927) von Beginn seiner Kanzlerschaft an die Abdankung des Kaisers für notwendig und fand dazu verständnisvolle Unterstützung. So berichtet er in seinen Erinnerungen von einer Geheimberatung am 31/10 1918: mit Payer, Wahnschaffe, Friedberg, Drews, Simons und Kriegsminister Scheuch, der noch wegen der Armee abriet: „Aber der preußische Minister Drews hatte sich zu unerbittlicher Klarheit durchgequält und die Wahrheit ausgesprochen, die mir seit Tagen auf der Seele brannte: entweder der Kaiser geht, oder wir verzichten auf die nationale Verteidigung.“

Als am 9. November Prinz Mag seinen Staatsstreik beging, hatte er in dem späteren Reichsgerichtspräsidenten Simons eine Stütze. Nur mit ihm hatte er über die Bekanntgabe der tatsächlich nicht erfolgten Abdankung des Kaisers gesprochen, und Simons drängte, „sich über formale Bedenken hinwegzusetzen“.

Würden aber die militärischen Stellen in der Heimat sich fügen? Tatsächlich ist Widerstand der Heimattruppen nur an wenigen Orten erfolgt, man berief sich auf ein „Schießverbot“ aus Berlin, dessen Entstehung auch heute noch nicht geklärt ist. Gegen 12 Uhr mittags am 9/11 empfing Prinz Mag die Führer der Sozialdemokratie, in deren Namen Ebert sprach. „Als ich meinen Entschluß mitteilte, Ebert das Amt des Reichskanzlers zu übertragen, erfolgte von keiner Seite Einspruch.“ Scheuch meldete im Auftrage des Oberkommandierenden in den Marken an den Kriegsminister: „Auf Grund Meldung des Gardekorps, daß die größte Zahl der vorhandenen Truppen nicht mehr schießen wird und Soldaten- und Arbeiterräte gebildet hat, fragt General v. Sinsingen, ob unter diesen Verhältnissen noch von der Schußwaffe Gebrauch gemacht werden soll. Entscheidung sofort erbeten, da bis 2 Uhr ein Heranströmen von großer Masse (30 000 Mann) zu erwarten ist.“

Scheidemann meinte, die neue Regierung brauche nicht geschützt zu werden. Die Partei hätte Beauftragte zu den Menschenansammlungen entsandt, um diese von der Abdankung des Kaisers und von der Neubildung der Regierung zu unterrichten. Scheuch hielt daran fest, daß für die Truppe eine Borschrift über den Waffengebrauch bestehe, und sie zum Schutz von Leben, Eigentum und Gebäuden schießen müsse.

Keiner der Anwesenden erhob Widerspruch gegen seine Antwort an das Oberkommando: „Es handelt sich

lediglich um Schutz für Leben und Eigentum der Bürger und unmittelbaren Schutz der Regierungsgebäude. Im übrigen soll von der Schußwaffe kein Gebrauch gemacht werden.“

Sinsingen ließ dann melden, „daß die Soldaten vermutlich auch nicht mehr zum Schutz von Regierungsgebäuden schießen würden“. Er hatte aber, ohne die Entscheidung des Kriegsministers abzuwarten, auch schon ein allgemeines Schießverbot erlassen: „Truppen haben nicht von der Waffe Gebrauch zu machen, auch bei Verteidigung von Gebäuden.“

Prinz Mag bemerkt dazu: „Die anwesenden Staatssekretäre und ich waren nur insofern an dem Vorgang beteiligt, als wir keinen Widerspruch erhoben.“ Scheidemann habe sich offenbar eingebildet, an der Entscheidung mitgewirkt zu haben. Ein „Schießverbot der Regierung des Prinzen Mag“ gebe es nicht.

General v. Sinsingen hatte ursprünglich alle Vorbereitungen getroffen, um die Reichshauptstadt vom Berlehr mit den Mittelpunkten der Aufrührerbewegung, insbesondere Kiel, abzuschließen, auch mit Waffengewalt. Das wurde nicht ausgeführt, es kamen Matrosen nach Berlin, mit denen man gleichwohl noch fertig werden konnte. Aber Sinsingen glaubte, keine zuverlässigen Truppen mehr zu haben, und erließ von sich aus das Schießverbot. Für Berlin ist diese Sachlage geklärt.

„Wie aber steht es im Reich? Auch dort wurde fast nirgends dem Aufruhr entgegengetreten, auch wo die Truppen zuverlässig waren. Man berief sich auf ein Schießverbot. Ein solches ist vom Preussischen Kriegsminister nicht ergangen. Bereits Juli 1919 wurde einwandfrei festgestellt, daß Scheuch das Schießen mit Maschinengewehren gegen Eisenbahnzüge ausdrücklich gebilligt hat. Das erste Schießverbot des Kriegsministers stammt dennoch vom 9/11 gegen 12 Uhr mittags. Und dieses Verbot war die Antwort auf eine Anfrage des Oberkommandos in den Marken.“

Ist dieses Schießverbot denn an alle militärischen Kommandobehörden in Preußen oder im Reich weitergegeben als Befehl des Kriegsministers oder der Regierung des Prinzen Mag? Wer hat die Wettergabe veranlaßt? Hat Scheidemann sich vielleicht doch nicht nur „eingebildet“, dabei mitgewirkt zu haben, sondern haben er oder seine Kreaturen ihre Stellung als Staatssekretäre mißbraucht, um der Revolution alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen? Oder hatte ein Massenwahn der Selbstaufgabe in Blitzzugstempo von allen Köpfen Besitz ergriffen, daß jeder Widerstand nutzlos sei?“ —

Die schnelle Verbreitung des Schießverbotes, sagen wir, war Logen- und Synagogenarbeit.

Über die verbrecherische Rolle des Prinzen in der deutschen Revolution Okt./Nov. 1918 liegt so viel ungeheuerliches Material vor, namentlich auch über seinen jüd. Privatsekretär, daß es erst einer genauesten Prüfung bedarf.

Mag und Moriz, 1. Hauptpersonen der bekannten Schnurre von Wilhelm Δ Busch; 2. Spitz- und Decknamen für die beiden tschechischen Staatsmänner \downarrow Masaryk und \downarrow Benesch, die geheim die Pazifisten in Dtschld bestachen, der „Moriz-Fonds“ z. B. waren Summen von Benesch (Fr 29, 1930) und „Mag-Effekten“ solche von Masaryk.

Maximilian I., 1493—19, deutscher Kaiser. — F. E. v. Mering, Gesch. Kölns, 1838: „Als der Kaiser in Aachen seine Krönung feierte, verehrten ihm die Juden einen Korb goldener Eier. Er ließ sie sogleich festnehmen, und wiewohl sie aufs beste gehalten wurden, waren sie darum nicht wenig erschrocken. Auf ihr Erkunden sagte er: „Hühner, die so kostbare Eier legen, muß man nicht sobald fliegen lassen, sondern sorgfältig einsperren und wohl halten.“ Doch nachdem sie nun gut gepflegt und gefüttert worden waren, machte der Kaiser dem Spaß ein Ende und ließ sie ziehen.“ — Man soll mit und über Juden nicht scherzen. Die Sache ist zu ernst, und der Jude ist viel zu gefährlich, als daß man sich noch ein Lachen gestatten dürfte. Es stände um Deutschland besser, wenn der Kaiser M. ein Weiser und nicht ein „Spaßmacher“ gewesen wäre.

? **Maximus**, römischer Kaiser, 383—88. — „Als die Christen in Rom eine Synagoge verbrannt hatten, und der Eintagskaiser Maximus dem Senat befahl, sie auf Kosten der Stadt herzustellen, gebrauchte Bischof Ambrosius von Mailand das entehrendste Schimpfwort, er nannte ihn Jude“, ▼Graef 2, 158. Bei der auf den Thronen und in den Hütten des untergehenden Roms betriebenen, vollendeten Massenmorde, sollte jene Äußerung am Ende gar keine Beschimpfung für den Kaiser, sondern nur die objektive Feststellung eines Tatbestandes sein. Dann wäre auch unser Fragezeichen hinfällig. — Leider gehen die zünftigen Historiker der römischen Geschichte, die meist selber Juden sind, auf den rassistischen Bestand und Verfall des Reiches kaum ein.

△ **Maximus**. Der hl. M., Bischof von Turin, † 465 (Sermo 6, Sammlung latein. Kirchenväter von Migne, 57, S. 544). WB 27/9 1929: „Über nicht nur mit den Heiden, sondern auch mit den Juden müssen wir den Umgang vermeiden. Ist doch schon eine Unterhaltung mit ihnen eine große Befleckung. Diese verstehen es, sich bei den Menschen einzuführen, in die Häuser einzubringen, in die Gerichtssäle zu gelangen, den Richtern in den Ohren zu liegen, und ihr Einfluß ist um so größer, je frecher sie sind. Das ist aber bei ihnen kein neuer, sondern ein veralteter und angeborener Fehler. Im Gerichtssaal wird so von den Juden die Unschuld unterdrückt, das Heilige verraten, die Religion verurteilt.“

▼ **May**, Gefreiter, Revolutionär und Soldatenrat, Warschau 1918 (s. ▼Domke und Himmelreich). Willehelm: „Wer war es?“, S. 15: „Die Zwischenzeit bis zur Abfahrt des Zuges wurde dazu benutzt, die Kammer zu plündern. Was nicht für die eigene Ausrüstung brauchbar war, wurde an die Juden verkauft. Die Kantine wurde geplündert, ebenso das Soldatenheim; besonders beteiligte sich hieran der Vorsitzende des Soldatenrats, Gefreiter May, der ständig betrunken war. Die Kasse des Soldatenheims wurde trotz des Einspruchs der leitenden Schwester von dem Kanonier ▼Glaser im Namen des Soldatenrats beschlagnahmt (9263 M.). Auf der Fahrt wurde den Schwestern sodann noch von diesen Soldaten das Handgepäck gestohlen. Der Vorsitzende des Soldatenrats ... verschwand an der Grenze unter Mitnahme der beschlagnahmten Gelder.“

May, M., Reform-Sittlichkeitsverbrecher, Hamburg. Diesem Juden, der schon in den besten Jahren senil war, wurden bis Ende April 1900 93 Untaten an Kindern nachgewiesen. Er wurde natürlich nicht rechtzeitig verhaftet und entkam. Seinen aus Budapest gemeldeten Selbstmord zweifeln wir an. Auch ▼Gapon und viele andere mehrfach totgesagte Juden leben wahrscheinlich heute noch. WM.

May, B., Dr. — laut Dr. ▼Marz, „Juden als Träger dtischer Kultur“, „Straßburger Post“ 15/6 1915 — „ein in jüd. Kreisen bekannter junger Pädagoge und Elsässer. An der Wiege wurde ihm gewiß nicht gesungen, daß er als dtischer Patriot einst hervortreten würde. Wer ihn kennt, weiß auch, daß er aus seinem Herzen keine Mördergrube macht und erst recht nicht fähig ist, das Gegenteil von dem, was er fühlt und denkt, zu sagen. Dieser Elsässer schließt seinen Artikel in der Zeitschrift des Zentralb.'s „JdM“: „Ja, es ist eine innere Seelengemeinschaft, die uns dtische Juden an den heiligen Ernst, an den frommen Idealismus des Dichtums bindet, wir haben es empfunden und empfinden es täglich, daß die Gedanken dtischer Dichter und dtischer Philosophen sich „um uns gar oft redlich verdient und uns aus manchen großen Nöten geholfen“, und darum hat Deutschlands Kultur auch stets „unser“ gebelhen und soll ihre Förderung, ihr Blühen auch ferner unser Streben und Bemühen, unseres Lebens Leben sein!“ — So denkt und spricht nicht das jüd. Jung-Elsäß, das dtische Bildung empfangen und dtisches Wesen wirklich kennen gelernt hat und sich darum nicht mehr von hohlen Phrasen blenden läßt.“

May, Edgar, Dir: Französl.-ägypt. Bank, Paris, in den 1880er Jahren. Drumont 2, 392.

May, Edmund, 1859—14 ChN: Theatercourier, Berlin. Er zeichnete sich schon 93, wo ihn unsere Gewährs-

männer kennen lernten, durch jenes Komiker-Rundgesicht aus, das man in Lingeltangeln öfter findet, mit leicht verlebten und überschminkten Zügen. O Clara Förster, Düsseldorf. K: 1. Sohn, in England während des Weltkriegs gefangen. 2. Claire, Operettensängerin, Düsseldorf.

May, Henriette, Schriftföhrerin des jüd. Frauenbundes, Berlin, Königgröher Str. 97. Vorstij: Jsr. Frauen-Unterstützungs-B. Ma: BT. 1914.

May, Jsaak, der 1. jüd. Arzt in Königsberg, 1538. — Als die Frau eines Dieners des Herzogs Albrecht krank wurde, wollte man den „beröhmten“ J. May (StbgrZ 22/9 1892) aus dem polnischen Preußen kommen lassen. Aber der Herzog versagte seine Genehmigung, weil er vermutete, der jüd. Arzt wolle sich mit wucherischen und unreinen Absichten in Königsberg anstledeln. Erst als die Bitte um Erlaubnis erneuert wurde, erließ er am 23/10 1538 folgendes Schreiben: „An Jsaak May den Juden. Uns hat des ehrsamens unsers Dieners und lieben Getreuen Gallen Haden Hausfrau unterthänig und mit bestümmertem Gemüt anzeigen lassen, daß sie aus Schöpfung Gottes in beschwerliche, fährliche Schwachheit ihres Gesichts und sonst gefallen sey und verhofft nächst göttlicher Hilfe durch Deine Geschicklichkeit, Rat, Mühe und Fleiß, wie Du Dich gegen ihr trößlich sollst haben vernehmen lassen, zu genesen und beständige Gesundheit zu erlangen. Sie hat uns darauf in aller Unterthänigkeit angelegt, Dir, allher zu kommen, gnädigst zu vergönnen. Wiewohl wir Dir auf Dein Ansuchen dasselbe jüngst aus diesem Bedenken, daß wir niemand fremdes Glaubens denselben in unserm Fürstentum auszubreiten und andere damit zu verlippen, desgleichen Wucherei zu treiben, in keinem Wege zu gestatten gesinnt, abgeschlagen, dieweil wir aber um eines anderen und dess berichtet sind, daß Deine Meinung und Intention ist, tranken, schwachen Leuten um gebürliche, leidliche, vermögliche Belohnung mit Verleibung göttlicher Gnade und Deiner Kunst rechtschaffen und ohne einigen Betrug zu helfen, wo dem also, so magst Du im Namen des Herrn Dich allher begeben (welches wir Dir hiermit gnädiglich zulassen) und darfst Du Dich keines Überlastes, dafür wir Dich dann schützen und schirmen wollen, befahren, berührtes unseres lieben Getreuen Gallen Haden Hausfrau neben andern, die Deines Rats und Hilfe begehren, in Deine Curam nehmen und Deinen möglichen Fleiß ihnen zu helfen, verwenden, versehenlich ein jeder Patient werde sich mit Dir um Deine gehabte Mühe nach seinem Vermögen gebürlich und unabweislich erzeigen und vertragen, doch daß Du Dich allwege, wie oben vermeldet, Deines Glaubens halten, niemand damit beschmihen, auch keinen Wucher treiben und sonst rechtschaffen halten thust. Solches wollen wir Dir, Dich danach zu richten, nicht verhalten.“

May, Joe, gebor. Josef Mandl aus Wien, Registföhr, Eif. Bef. 5/8 1930.

? **May**, Mia, gebor. Marie Mandl, Kinostar. Ihre E: Erna M., heißt standesamtlich: Eva Mendes. DZ 6/12 1920.

Nach Eif. Bef. 15/8 1930, WB 8/4 1929, ist sie gebor. Hermine Pflüger O Joe May, gebor. Josef Mandl. — Durch solchen Namenswust sich herauszufinden, ist oft eine Unmöglichkeit, da oft noch falsche Papiere und Auskünfte unsere Arbeit erschweren. Manche Juden haben sich so verstedt, daß wir, um nicht zu viele Fehler zu bringen, sie unbearbeitet lassen mußten.

May, Michel, Hofjude, in der Kurpfalz — erhielt 1719 eine Forderung der Kurfürsten an den Kaiser zu 2½ Millionen Gulden zediert. Ep: Lemte Mofjes. — Sombart 58.

May, Mitchell, *1871, Republikaner, Mgl. des Kongresses der B. St. 99—01, für N. York. DZ.

May, Paul und Jsidor, Großindustrielle, Millionäre, Olmütz — vom Grafen Rinsky April 1914 wegen Wuchers verklagt — „Besitzer der großen Zuckerrabrike Hatzscheim bei Olmütz, Ung.-Kradsch und Ung.-Ostra. Das Vermögen, vom Vater ererbt, ist mehr als 30 Millionen Kronen. Der alte Jude M. hat dies zum allergrößten Teile durch Ausbeutung der Bauern und Gutsbesitzer zusammenge—rafft, zu jener Zeit, als die Landwirte

den enormen Gewinn nicht kannten, den die Zuckerrübenfabriken und -händler bei den geringen Preisen, die damals den Landwirten für die Rüben gezahlt wurden, einheimsten. Mays Spezialität war es, Güter und Bauernfelder zu pachten, wo er während der Pachtzeit den Zuckerrübenbau derart forcierte, daß die Felder nach Ablauf der Pachtzeit ausgefogen und entkräftet waren und erst durch jahrelange rationelle Wirtschaft wieder zur normalen Ertragsfähigkeit gebracht werden konnten.

Eine andere Geschäftspezialität Mays war die Devastierung der Wälder adeliger Gutsbesitzer in der Otmüger Gegend. Mit Hilfe bestochener Gutsbeamten wurden wirtschaftlich wenig erfahrene Kavaliere zu ruinösen Holzlieferungsverträgen verleitet. ... Ausgefogene Felder, verwüstete Wälder, verarmte Bauern, verschuldete und um ihren Familienbesitz gebrachte Adelige kennzeichnen die „Kulturarbeit“ der Juden May in Mähren.“ (Sieg [Wiener Zeitung] 1914, Nr. 16.

May, R. Ernst, Statistiker, Hamburg, Hansstr. 23, *1858 ebda. — E: Rfm. und Vorsitz der jüd. Gemeinde Simon M. // Julie Meyerhof. Vaters Urgroßvater, der 1743 geborene Mendel Frankfurter, war in Hamburg 1806–32 Gerichtsvorsitzer und Rabbi der verj. Gemeinden Hamburg-Altona-Wandsbek. Er gründete 05 eine Talmud-Tora-Schule auf modern pädagogischer Grundlage. — 91 O Blanche, L. des Altuars der Alliance C. M. R. Adler, London, Entelin des Chief-Rabbin. R: Fanny, 92; Simon Ernst, 98. S: Wochen- und Jahresberichte allg. wirtschaftlichen und sozialpolitischen Charakters in der Tagespresse. May schreibt etwas hochtönend über sich im Deg. 6: „Internationales Aufsehen erregte: Die wirtschaftliche Entwicklung, 96. Er wurde bekannt durch eine Arbeit gegen Marg: der Konsum der Massen übertrifft den der Reichen. Er gründete den „Konsum-, Dank- und Spar-B.: Produktion“, Hamburg, dessen Statuten und Kommentar den Massen ein hohes, wirtschaftliches Ziel steckten.“ Er verfaßte ferner: die Kanone als Industriehebel und national-soziales Rezept; Grundgesetz der Wirtschaftskrisen; Reichserbschaftsteuer; Überschuß deutscher Frauen und ihre Heiratsaussichten. Ma: Plutus; März; Hilfe; Schmollers Jahrb.; Finanzarchiv. Ges. für Völkerverständigung.

May, Raphael, schrieb ein dickes Buch über die „Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (1901, John Edelman, Berlin) und gründete und leitete den sozialdemokratischen Konsum-B. „Produktion“ in Hamburg. DfBl 04, S. 301.

Wir lassen ihn — obwohl er mit Vorigem personengleich ist — stehen, um am Vornamen, bald R. Ernst, bald Raphael, wieder einmal die Schwierigkeit der Nachforschungen zu zeigen. (s. Mia May).

May, Simon, Dr., RA, Berlin, versuchte zuerst, eine antisemitische Wochenschrift herauszugeben, wurde wegen Unterschlagung eines, wie er selber sagte, „wertlosen“ Schriftstückes bestraft und dann, trotzdem laut Freisinniger Z., juristischer Ratgeber und Mitarbeiter des Pastors Engel am „Reichsboten“. UC, Dez. 1885.

Mays Schriften wurden von Paasch im Prozeß gegen v. Brandt (ib) dem Gericht vorgelegt. — M. soll # sein. Wir konnten bisher uns die Urkunde nicht verschaffen.

May, Wolf, Handelsmann, Mädchenhäuser, Horchheim. DfBl 26/10 1893 über eine Verhandlung vor der Strafkammer in Mainz: „Ein 17jähriges Mädchen, das seit 1½ Jahren bei May diente, hatte seit dieser Zeit allwöchentlich Geld aus einem Kulte genommen, insgesamt 250–300 M. Als M. mit Anzeige drohte, boten die ehrenwerten Eltern des Mädchens 800 M. zur Abfindung; May verlangte 2500 M. Da die Eltern das nicht zahlen konnten, kam es zur Anzeige. Vor Gericht erklärte das Mädchen, ihr Herr habe schon seit der ersten Woche ihres Antritts Dienste von ihr verlangt, die nicht zu nennen sind. Diese Dienste habe sie ihm wöchentlich leisten müssen und es für ihr Recht gehalten, sich selbst dafür bezahlt zu machen. Unter Annahme mildernder Umstände erhielt sie 2 Monate Gefängnis.“ Der Jude aber wurde nicht wegen Erpressung verurteilt.

May & Ring, JE, Banthausler, R. Dorf. 1869 von Sewis May gegründet, 1823 Worms —97, der 33 Jahre lang Präses des „Temple Emanu-El“ war.

May-Hartung, Gustav, S: Dtsche Theaterzeitfchr., Berlin. 1912.

May-Polak Daniels, M., Frau, 1846–19, Amsterdam. News van den Dag, 17/11 19: „Sie hat, wie früher ihr Gatte, A. May, auf philanthropischem Gebiete viel in der Hauptstadt zustandegebracht und jahrelang zum „Damentomitee der Niederl. Jsr. Armenverwaltung“ gehört. Bei ihrer Feuerbestattung zu Westerveld wurde unter großer Beteiligung gesungen: „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, von F. Mendelssohn-Bartholdy und 2 Choräle („Wenn ich einmal soll scheiden“ und „Was Gott will“) von Bach; dazu ein Quartett zur Orgel.“ — Es ist in allen Ländern dasselbe: Erst wird den Christen das Geld geraubt, und dieses zum Teil dann in hebräischer Wohltätigkeit untergebracht, und endlich fährt man unter den Chorälen der Christen oder mit Liedern der Maranen zur Grube.

Maha [aus Meyer]; kath. Juden in Brasilien. RA 39.

Maybach, Judenchristen der 1830er Jahre, Königsberg i. Pr., Königsb. Allg. Z. 28/3 1929.

Maybaum, Sigmund, Rabbi, Dr., Prof., seit 81 an der Lehranstalt des Judentums, Berlin. *1844 Miskolcz. B: Entwicklung des altisr. Prophetentums. In Anerkennung seiner Verdienste um Bibelkritik und Geschichte der Propheten wurde ihm vom Kultusminister der Professortitel verliehen. „Es ist das erste Mal“, fügte das BT hinzu, daß ein preußischer Rabbi in dieser Weise ausgezeichnet wird.“ — StbrgrZ 22/12 03: „Auch uns kommt diese Auszeichnung etwas ungewöhnlich vor. In einem jüd. Staate würden wir es begreiflich finden, wenn er seine Professoren wegen ihrer Verdienste auf dem Gebiete der Bibelkritik auszeichnete; welche Verdienste sich der Rabbi aber mit seiner Bibelkritik und Geschichte des Prophetentums, die vom jüd. Standpunkte geschrieben ist, um den preußischen Staat, der noch kein Judenstaat ist, erworben haben sollte, ist uns nicht recht ersichtlich.“

SB bei Sombart, 70 ff.: „Ich bin ein dtscher Staatsbürger jüd. Glaubens [also Mgl. des Zentralvereins], und wie ich diese beiden Qualitäten in mir harmonisch verbinde, — hierin folge ich dem Vorgange zahlreicher jüd. Männer, wie Lazarus, Steintal, Bernays, Traube, Senator, Goldschmidt, Rakower, um nur einige von den Toten zu nennen, — so hoffe ich, daß die gesunde Kraft des dtschen Volkes den Antisemitismus völlig überwinden und damit auch uns befreien wird von der widerlichsten Erscheinung, von dem Antisemitismus in unserer eigenen Mitte.“ — Ein paar Seiten später redet M. über „das Berächtliche und Lächerliche antisemitischer Juden, welche letztere sich neuerdings sogar, feig genug, unter Pseudonymen mit antisemitischen Romanen in die Literatur drängen“. — s. Eugen Schiffer.

Maybaum, W., Rentner, Millionär und Hausbesitzer, Berlin, Alt-Moabit 37. 1914.

Mayer & Co. (Znh: ▼Schlesinger), Silberwaren, Hoflieferanten des Kaisers, Berlin. 1914.

Mayer, Dr. med., Arzt in Kimpas bei Würzburg. StbrgrZ 17/11 1903: „Gelobt sei Jesus Christus! Grüß Gott! — In der N. bayr. Landes-Z. war in der humoristischen Beilage „Marktbärbel“ erzählt, daß „ein jüd. Doktor in der Nähe von Würzburg, mit kurzen Weinen aber umso größerem Kopfe, beim Betreten der Bauernhäuser in den Weihwasserteßel langte, sich bespritzte und dann mit: „Gelobt sei Jesus Christus!“ die Patienten grüßte. Diesen Artitel bezog Dr. Mayer auf sich; er klagte gegen den Redakteur Dr. August Memminger, den das Schöffengericht 2/10 03 wegen „verleumderischer Beleidigung“ zu 300 M. und sämtlichen Kosten verurteilte. Bei der Berufung wurde aber durch Zeugen festgestellt, daß christliche Bauern aus Estenfeld und Umgegend in der Tat dem Redakteur mitgeteilt hatten, daß „der Kimparer Judendoktor“ bei ärztlichen Besuchen den christlichen Gruß gebrauchte, und daß sowohl hinsichtlich des Besprengens mit Weihwasser, wie auch wegen des Grußes die Behauptung erweisbar sei. Dr. Mayer und sein Vertreter, RA Miß, suchten einen

Zeugen, der mit aller Bestimmtheit die Worte aus dem Munde des Arztes vernommen haben wollte, durch Querfragen einzuschüchtern; Dr. Mayer glaubte, daß der Zeuge ihn mißverstanden habe, er habe nur „Grüß Gott“ gesagt. Der Zeuge entgegnete jedoch, daß er gute Ohren und die Worte „Jesus Christus“ genau verstanden habe. Der Vertreter des klagten Δ Memminger beantragte Aufhebung, weil die Strafe im Verhältnis zum Vergehen viel zu hoch und von einer Verleumdung keine Rede sein könne. Der Redakteur habe im guten Glauben und in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt. Ein Mißverständnis hinsichtlich des Grußes „Gelobt sei Jesus Christus“ und „Grüß Gott“ sei ziemlich ausgeschlossen. Im übrigen falle auf, daß Dr. Mayer verschiedene Deute in Güntersleben, die, nach Mayers eigener Angabe, auf sein „Grüß Gott“ mit „In Ewigkeit Amen“ geantwortet hätten, — nicht auf ihren Irrtum aufmerksam gemacht habe. — Das Gericht erkannte wegen einfacher Beleidigung (§ 185) auf 150 M. und übertrug die sämtlichen Kosten des Verfahrens der 2. Instanz dem Kläger Dr. Mayer.“

Mayer, Hauptmann, Paris, wurde 1892 vom Marquis Morès im Duell erstochen. „Dresdn. Nachr.“ 30/6 92: „Die ganze Hauptstadt und mit ihr ganz Frankreich und die ganze Judenstadt der Welt stand tief ergriffen an der Bahre. Die französische Presse feierte den Hauptmann als Helden voll persönlicher und militärischer Tugenden. Als bemerkenswert glauben die Zeitungen in Nachrufen hervorheben zu müssen, daß Mayer in verhältnismäßig jungen Jahren zu seiner Charge keineswegs durch Protektion emporgekommen, sondern durch Ernst und hohe militärische Begabung. Die gesamte europäische Judenpresse bringt unaufhörlich telegraphische und briefliche Mitteilungen über den unerhörten Fall, daß der Jude mit dem Degen in der Hand im Duell durchbohrt ist. Auf Befehl des Kriegsministers hat die Compagnie der polytechnischen Schule in Paris, deren Lehrer Mayer war, stägige Trauer angelegt. Kein Mensch hatte bisher eine Ahnung von Mayer — jetzt ist er auf einmal ein jüd. Nationalheros geworden. Die französische Nation jammert, daß es Mayer nicht vergönnt gewesen ist, zur großen Revanche hinauszuziehen, um seine Heimat, Elsaß-Lothringen, von der Tyrannenherrschaft zu befreien. Hunderttausende, wie es in dem Berichte eines Wiener Judenblattes heißt, gaben dem Hauptmann auf seinem letzten Wege die Ehre. Vertreter der Regierung folgten dem Leichenwagen. Die Pariser isr. Notabeln, von Baron Rothschild angefangen, waren vollzählig anwesend. An mehreren Stellen der Straßen, welche

der Leichenzug passierte, rief die Menge: „Vive l'armée!“ Am Grabe, welches sich unmittelbar neben demjenigen des jüd. Ministers Crémieux befindet, hielt der Großrabbi Frankreichs eine große Leichenrede: „Wir haben wenigstens einen Trost in unserem unsagbaren Kummer. Die grausame Lehre, die sich aus dem von allen Seiten klagten Ereignis ergibt, ist verstanden worden; ich brauche nur als Beweis an die Einstimmigkeit zu erinnern, mit welcher man den Tod des jungen Offiziers beklagt hat. Die Seele Frankreichs hat sich hier wieder offenbart in ihrer ganzen Großherzigkeit, ihrer leidenschaftlichen Liebe zu der Gerechtigkeit und den Mitgliedern des Heeres, welche ihre Stärke, Ehre und Hoffnung ist. Niemals hat sich das Volksgewissen mit größerer Kraft gezeigt, niemals hat sich die Einigkeit des Vaterlandes, welches alle, die die Fahne verteidigen, als seine Kinder anerkennt, mächtiger offenbart.“

Man fragt verwundert, warum in diesem Falle der Gegner des Gefallenen, der lediglich einer herkömmlichen ritterlichen Pflicht Genüge getan hat, samt seinen Zeugen verhaftet ist, obwohl dies sonst niemals in Frankreich stattfindet. Wäre Marquis Morès gefallen, so hätte kein Hahn danach gekräht; aber — und dies ist die richtige Antwort — der Gefallene ist Semit, ein Antisemit jedoch sein Gegner. Dabei hatte die Judenfrage so gut wie nichts mit dem Duell zu tun, welchem der Hauptmann Mayer zum Opfer gefallen war.

Der Fall Mayer ist Gegenstand einer Interpellation in der Deputiertenkammer geworden. Die Anregung ging von dem elsässischen Abgeordneten Dreyfus aus. In der „Frff. Z.“ heißt es: „Endlich hat man wieder einmal gesehen, daß Frankreich nach wie vor das Land der Freiheit, der Toleranz und der Humanität ist. Nirgends, wo der Antisemitismus bisher sein scheelblütendes Intronanten-Haupt erhoben hat, ist so rasch und so wuchtig der rächende Hieb darauf herniedergefahren, ein Hieb, der nicht etwa von den unmittelbar Angegriffenen geführt wurde, sondern von der Gesamtheit der Vertretung des Volkes und, mit aller offiziell-

len Autorität, von der Regierung des Landes. Darum war die Sitzung der Kammer wahrhaft erbaulich; und aus-
 gesöhnt mit Vielem verließ man sie, weil in ihr ein Hauch des Geistes jener längst vergangenen Zeit lebendig geworden ist, wo Frankreich auf dem Wege zur Kultur allen Völkern voraneilte. Drehfus, der Einbringer der Interpellation, war kurz und würdig und unterzog sich mit vielem Takt der schwierigen Aufgabe, als Jude über den Antisemitismus zu sprechen. Freycinet aber, der Kriegsminister, war gar nicht wiederzuerkennen. Während er sonst eiskalt und unbeweglich auf der Tribüne steht, brachte er diesmal eine wahrhafte Erregung auf den Rednerplatz mit, die sich in einem vibrierenden Ton der Stimme und in großen, beinahe leidenschaftlichen Gesten kundgab. Er machte einen tiefen Eindruck; und als er das Hineintragen der antisemitischen Hezereien in die Armee als ein nationales Verbrechen bezeichnete, da brach ein Beifallssturm los, wie er selbst in dieser in Gefühlsausdrücken nicht eben kargen Versammlung zu den Seltenheiten gehört. In dieser von tausend Parteien, von tausend Zwistigkeiten gespaltenen Kammer erhoben sich mit einmütiger Bewegung von rechts und von links alle Arme, um zu bezeugen, daß die Worte des Kriegsministers aus aller Herzen gesprochen waren, die Worte, welche dem Antisemitismus das Brandmal eines nationalen Verbrechens aufgedrückt hatten. Wäre nicht der Gedanke an den unglücklichen Mann der mit durchlöcherter Brust in ein allzufrühes Grab getragen wird, — man müßte es beinahe mit Befriedigung begrüßen, daß die antisemitischen Hezer in ihrer Verblendung sich an der französischen Armee vergriffen haben. Denn dadurch sind sie der Nemesis, der sie ohnehin nicht entgangen wären, mit besonderer Raschheit anheimgefallen.

Vielleicht geben auch anderswo diese Vorfälle zu denken, aus denen man sieht, daß es in Frankreich nicht nur für keine Beeinträchtigung der Ehre der Armee gilt, wenn man die Offizierspau-
 letten einem Juden an die Schulter heftet, sondern daß die französische Armee

selbst in der Person ihres höchsten Repräsentanten für die Ehre des jüd. Kameraden gegen die eintritt, welche Niedrigkeit und Verleumdung zur Zielscheibe gewählt haben.“ — Die Rehrseite des Bildes zeigte das Urteil der „Germania“: „Die Anfrage, die der ehrenwerte Deputierte Drehfus an die Regierung zu richten gedenkt, erfolgt im Interesse des jüd. Bekenntnisses, nicht des christlichen. Infolge der ganz ungeheuerlichen Anmaßung und Übermacht der Juden auch in Frankreich ist nunmehr auch dort die Reaktion gekommen in Gestalt einer antisemitischen Bewegung, die mit jedem Tage zunimmt und sich zur Aufgabe gestellt hat, dem Volke zu zeigen, wie es von verhältnismäßig wenigen Juden — ganz Frankreich zählt nicht mehr Juden, als das eine Berlin — maltrahiert und beherrscht wird, und wie dieselben namentlich immer mehr in die Armee eindringen. Das Duell Mayer hat dem Deputierten Drehfus Anlaß zu seiner Anfrage gegeben. Dieser selbe Jude Drehfus aber gehört zu den grimmigsten Katholikenhassern, den fanatischsten Kulturkämpfern, und wiederholt hat er sich durch wütende Brandreden gegen die katholische Kirche, die er am liebsten unterdrücken möchte, und den Klerus bemerkbar gemacht. Und jetzt, da dieser Jude merkt, daß die Nemesis auch seine Glaubensgenossen zu ereilen beginnt, da tritt er für Freiheit des Bekenntnisses im Heere ein, für die Freiheit des Judentums nämlich, denn die Freiheit des Katholizismus ist in der Armee längst unterdrückt: die Soldaten dürfen kaum wagen, ihre religiösen Pflichten öffentlich zu erfüllen, das Institut der Militärgeistlichen ist abgeschafft, kein Geistlicher darf eine Kaserne betreten oder irgendwie Einwirkung auf die Soldaten zu nehmen versuchen — und keine Stimme erhebt sich in der Kammer gegen diesen unerhörten Terrorismus, gegen diese Gewissensthranei. Kaum aber zeigen sich die ersten Anfänge einer antisemitischen Bewegung, da erhebt sich sofort ein Jude und tritt für „Freiheit des Bekenntnisses“ ein!“

Mayer, Freiherrn v., Gebrüder. 1. Adolf Frhr. v., — 8 — 0,42 —. *1844 Vibra; 89 mit seinen Brüdern in Koburg nobilitiert, GAK, Vorsther des AK: Frank-

furter Bierbrauerei, vorm. H. Henninger. Frankfurt a. M. ○ 1. Betty Tuchmann, Dessau; †. R: a) Gertrud, *72, ○ 92 Ernst Fiersheim, Frankfurt a. M.; b) Martin, *75; ○ 03 Jordan aus Frankfurt. Martin ist neben seinem Vater Teilhaber der Getreidegroßhandlung Jacob Mayer, Mainzer Landstr. 167. ○ 2. 87 Flora Eleonore Böhm, San Franzisko; S: Ernst, *90. —

2. Hugo, Frhr. v., RN, — 7—0,4 —. *1858; Preuß. Mittm. der Landwehr; ○ 87 Mathilde Fiersheim (wohl eine Verwandte des Brudertochtermannes Ernst F.), Frankfurt, Zimmerweg 10.

3. Jacob v., 1832 Wibra — 01 Koburg, GRN, Getreidespekulant. Als er starb, tat das „Jsr. Familienbl.“ so, als ob ein besonderes Verhältnis zwischen ihm und dem Herzog von Koburg-Gotha bestanden habe. Es sprach von einer „freundschaftlichen Annäherung des Herzogs“, von dem „ihm (Mayer) freundschaftlich zugegebenen Landesherren“ und von einem „eigenartigen freundschaftlichen Verhältnis“. M., „ein Mann freier politischer Denkart“, habe es ausgezeichnet verstanden, „mit dem Herzog zu verkehren, ihn für neue Gesichtspunkte zu gewinnen, zu orientieren, zu überzeugen, zu belehren“. Sein Verlust sei für das ganze Land schier unerseßlich, denn „in Jakob von Mayer verloren nicht nur Stadt und Herzogtum Koburg ... einen unerseßlichen Freund und Förderer“, so „daß Ihre Hoheit die Frau Herzoginwitwe Alexandrine ihrem Schmerz um den dahingegangenen Freund des herzogl. Hauses in einem ergreifenden eigenhändigen Schreiben an die trauernde Gattin des Verbliebenen Ausdruck verliehen hat“.

M. trug auch das Komturkreuz II. des Herz. Sachsen-Ernestinischen Hausordens, die Herzog-Ernst-Medaille in Gold, den fürstlich-bulgarischen Zivil-Verdienstorden II. und das Ritterkreuz des belgischen Leopold-Ordens.

DWJ: „Sonst wird ihm als Juden das Kreuz ein Argernis gewesen sein. Er ist nämlich — und das verdient Anerkennung — dem Glauben seiner Väter bis ans Lebensende treu geblieben. Auch seine beiden Söhne, die Freiherrn Hugo v. Mayer und Stegwart v. Mayer-Retschendorf, sind Juden geblieben: „Beide sitzen Schiemo, versammeln allabendlich und morgens ein Minjan und verrichten ihr Kaddischgebet, wie es unsre heilige Religion vorschreibt.“

Mayer, Dr., GRN, Karlsruhe. Nzi 2/1 1914.

Mayer, Dr., #, UP (Chemie), Prag. JbN 1913, 180.

Mayer, Stadtverordneter, Darmstadt, hatte 1899 die Abänderung des Stadtbauplans sehr zu seinen Gunsten beeinflusst. Schneidermeister Willmer, der dies veröffentlichte, wurde dafür am 28/11 zu 30 M. verurteilt. Deutsche Volksmacht 3/2 00: „Das Gericht erachtete es als erwiesen, daß Mayer bei Abänderung sein Stadtverordnetenmandat in Förderung eigener Interessen mißbraucht habe. Gegen dieses Urteil hatten sowohl der Berurteilte als M. Berufung eingelegt. Jetzt nehmen beide ihre Berufung zurück, unter Verzicht auf die ihm durch das schöffengerichtliche Urteil zugestandene Publikationsbefugnis. Das Urteil des Schöffengerichts ist somit rechtskräftig geworden, und Stadtverordneter und Revisor M. ist durch diese rechtskräftige Entscheidung als ein Mann bezeichnet, der nachweislich in einem Falle sein ihm anvertrautes Mandat in Förderung eigener Interessen mißbraucht hat.“

Mayer, Abraham, Rfm., Millionär, 2 Häuser; Berlin, Martin-Luther-Str. 87. 1914.

Mayer, Abraham, „belgischer“ Arzt, JG. 1816 Düsseldorf — 99 Antwerpen. Er kam 48 nach Belgien, wo er sich an die Spitze aller Jünger Askulaps setzte, Präses verschiedener medizinischen Gesellschaften wurde und sachaußsahelte.

Mayer, Adolf, Dr., UP, Leipzig. *1839 Leipzig. DJL. —

Mayer, Alfred, Speditteur und Großkaufmann, Mülhausen i. E.; er hatte das Vaterland an Frankreich verraten und wurde vom Kriegsgericht der Etappenkommandantur Mülhausen zum Tode verurteilt und heute erschossen. Armeehauptquartier 13/9 1915 (Post 15/9). Der Oberbefehlshaber.

Mayer, Aron, Colmar i. E. Vorstand: Banque de Mulhouse, Mülhausen. E.

Mayer, Arthur, Literat, Berlin, Ma: Nzi. Er schrieb dort 1896 u. a. über die „Unart“ der Juden, ihre Gebetbücher einzuwideln, wenn sie zur Synagoge gingen: „Denkt Ihr denn, die Ihr eure Gebetbücher in Papier hält, man sieht Euch nicht den Juden an, Ihr könnt mit dem Buche eure Physiognomie verdecken?“ DWJ 8/10. — Heute tragen die Juden auf den Straßen von Berlin W beim Gang zum Tempel am Sonnabend offen den schiefen Schabbesbedel auf dem Schädel und die Gefeßbücher in den Händen. Sie fühlen sich viel zu mächtig und zahlreich, um sich noch zu verdecken.

Mayer, August und Wilhelm, Gebrüder, Sacharinschmuggler. WZ 12/1 1914: „Der Ältere, August, hielt sich meist bei Konstanz auf, wo er das von gewerbmäßigen Schmugglern über die schweizerische Grenze geschaffte Sacharin in Empfang nahm und von dort aus an seinen Bruder, den Schneider Wilhelm M. in Schönberg versandte. Gestern wurde August, der eben aus Konstanz zurückgekehrt war, von Kriminalbeamten überrascht, als er seinen Bruder besuchte.“

Mayer, August. „Der Untersuchungsrichter in Köln sucht den Generalagenten Abraham genannt August M., um ihn in Untersuchungshaft wegen Unterschlagung und Betrugs zu nehmen“, DWJ 28/9 1904. — Wir bitten um Mitteilung, ob Abraham M. sich inzwischen hat finden lassen.

Wieder sehen wir das Verstedspielen, bald heißt er Abraham, bald August. (f. Mia May und May, Raphael.)

Mayer, August L., Literat, Ma: Thieme's Künstlerlexikon, München 1914.

Mayer, Bonaventura, 19. Jh., * Galizien; wurde in Dtschld # und dann Jesuit und Judenmissionar. In seinem Buche „Juden unserer Zeit“, Regensburg 1842, „wies er, wohl im Anschluß an den Blutmord am Vater Thomas in Damaskus, viele aus Haß den Juden angedichtete Verbrechen (wie das Kinderschächten behufs der Vermischung mit den Osterbrot) und Torheiten gründlich in ihrer Grundlosigkeit nach“, JN. Trotzdem mochten ihn die Juden nicht, weil er, wenn auch nicht Antisemit, doch Antireformer war. 43 schrieb er über „Gebote, Gebräuche, Geseze und Zeremonien des Jdms.“

Mayer, Constant, Paris, 1832 Besançon — ?, Porträt- und Sentimentsmaler à la Düsseldorf. Er ging 1865 nach Amerika, lebte eine Zeitlang in N. York und wurde berühmt und wohlhabend. Dies dankte er seinem Bilde: Trost. „Es stellt einen Kranken dar; der Kranken Schwester lauschend, den verbundenen Kopf ans Kissen gelehnt, hört er, wie sie mit leiser Eindringlichkeit, die Hand bekräftigend erhoben, die Worte der Bibel liest, während der Raum in einsamer Stille daliegt und draußen die Höhen den Himmel umsäumen. Bald nach seinem ersten Erfolg fand M. auch in der Heimat Anerkennung: Er wurde 69 für sein „Rencontre“ Ritter der Ehrenlegion. Es stellte ein Zusammentreffen zweier Brüder dar, die einander im amerikanischen Krieg 63 als Gegner entgegentraten. Heute lebt M. in seinem schönen Atelier in Paris.“

Mayer, Edmund, R: Wiener Sonn- und Montagsg. *1842 Wien IX, Kolingasse 20. Deg 6. Wz 45.

Mayer, Edmund, juristischer Literat, Beamter der österr. Kreditanstalt, Wien IX, Zimmerg. 9. *1852 Wien. E: Rfm. S. M. M. // Mathilde, F. des ersten in Österreich 1809 „landesbefugten“ Spritfabrikanten R. Friedmann. M. schreibt über Handels- und Wechselrecht. — Deg 7.

Mayer, Emil, Mannheim. Sein Sohn macht in Tabak und ist Reserveoffizier, ○ ΔStoßberg.

Mayer, Emil D., Dr., UP, Ruprechtsau. *1854 Rhon. DJL.

Mayer, Eugen, Fabrikbes., RN, Vorf. d. Handelskammer, Nürnberg, Birkheimerstr. 9. 4—0,26. 1914.

Mayer, Eugène Benjamin, Journalist, Drumont, Gr: Vanterne, Paris. „Ein Onkel M.'s hatte militärische Lieferungen für Krim und Mexiko und gewann dabei ein Vermögen, er verspekulierte es, machte später in

Speck und kam nach Brüssel. Ein zweiter Onkel M.'s, 1860—62 Direktor der Pfandleihe in Köln, erhielt wegen Unterschleife lebenslängliche Zuchthausstrafe. Wagnadigt, heiratete er in London eine berühmte Kupplerin, die in Piccadilly einen Laden hatte; jetzt lebt er in Paris. Bei einer Kusine M.'s, Frau P., starb einer der Marschälle des 2. Kaiserreichs.“ Drumont.

Mayer redigierte zunächst die „Réforme Financière, die nicht recht ging. Wie ein Gericht zu Valenciennes, 20/8 79 feststellte, arbeitete er dabei mit unlauteren Mitteln, wenn er z. B. die verdächtige „Société céramique du Nord“ als schulden- und hypothekensfrei zu einer Zeit bezeichnete, wo noch gar keine Zahlungen geleistet worden waren; „Die hierdurch verursachte Schädigung des Publikums ist durch die in einer eigennützigen und deshalb sträflichen Absicht geschehene Veröffentlichung geschehen und von dem Bankier und Schriftsteller Mayer in Paris in dem Journal „R. f.“ veranlaßt worden.“

M. erpreßte auch schamlos Gelder zur Gründung der „Cantierne“, was von Christoph in der Kammer 1879 — Journal officiel, 2/7 — beleuchtet wurde: „An der Sache“, sagt Drumont, „ist also gar nicht zu zweifeln; tausendmal wichtiger als sie ist jedoch von unserm Standpunkt aus der Abscheu, den ein solcher Mensch erregt. Eine ehrenhafte Gesichtsperson als Fälscher und Dieb zu bezeichnen, ist für Mayer eine Kleinigkeit. ... Selbst unsere Offiziere werden von diesem Juden wie dumme Jungen behandelt.“ —

Welche Wut Israel erfaßte über Drumonts „La France Juive“, geht daraus hervor, daß mehrere Journalisten ihr Naturell vergaßen und den Verfasser forderten. Überaus tapfer gebärdete sich Mayer. Gleich beim ersten Gange griff er mit der Linken nach dem Säbel des Gegners, um diesen am Gebrauch der Waffe zu hindern. Trotz ernstster Verwarnung seitens der Sekundanten packte er sofort wieder Drumonts Säbel und stieß nun dem Wehrlosen den seinigen tief in den Unterschenkel. „Nervosität“ schob er vor; der Strafrichter bewilligte mildernde Umstände und verurteilte den Mayer nur zu 200 Fr. und Kosten. — Nach solchem Verhalten versteht man erst folgende Szene: Als nämlich 82 zum Begräbnis Gambettas auch Eugène M. im Palast Bourbon erschien, um zu trauern und zu weinen, verabschiedete ihm Devoulède, angesichts der ganzen Versammlung, ein paar Ohrenspeigen. „Nur nicht immer auf dieselbe Wade“, schrieb Mayer, „wechseln Sie doch wenigstens ab!“ — R. 135.

Mayer, Gina, Wilmersdorf, Trautenaustr. 16, brannte 1913 mit Felix Holländer durch und ging dann in ein Sanatorium. „Ein mächtig begabtes Bühnengeschöpfchen sezessionistischer Aufmachung, das vor rund 2 Jahren von Wien herüber ans Deutsche Theater gekommen ist, ohne sonderliches Aufsehen zu erregen“, Wahrheit 20/9.

Mayer, Godefroy, Kunstantiquar, Paris, 1914.

Mayer, Gustav, Dr., *1871 Prenzlau, studierte Nationalökonomie und Philosophie und war zuerst in einem Buchhändlerantiquariat, dann in der Redaktion der Frankfurter Z. tätig, G. F. H. v. Böhse's Süddeutsche Fürstenthöhe. 1920.

Später war M. av u. P. (Sozialismus), Berlin-Lankwitz, Lessingstr. 18. G: Rfm. M. // Gottschalk. — O Flora Wolff. R: Peter; Ulrich. — Deutsche Kunstzei.

Mayer, Helene, 1911, Weltmeisterin im Florett, Offenbach. G: Dr. med. Lu. G. Mayer // △. Bei der Verkündung ihres Sieges auf der Amsterdamer Olympiade 1928 (WB 23/10) schwang sie, weil nichts Besseres zur Hand war, ein schwarz-weiß-rotes Fähnchen, was Mißdeutungen hervorrief. — „Sie hat nur um Mund und Nase jüd. Züge. Augen und blonde Haare sind das Erbtell der niederdeutschen Mutter.“ WK, Sept. 1928.

Warnemünder Lokalfresse 1929 (Zr 35): „Fr. und Frau W. Wertheim und Prinz Neuß, der in der Villa der Wertheim'schen Damen wohnte, empfangen Fr. Mayer am Bahnhof. Prinzessin Sigismund und Prinz Schaumburg-Dippe kamen aus Heiligendamm, um sie bei Wertheim's zu begrüßen.“ — Sie machte weiter von sich reden, socht sich überall durch und hatte die beste Presse; nur in Berlin wurde sie 1929 (Vol.-Anz.

12/6) trotz des Meistertitels von Deutschland und der Europameisterschaft von Amsterdam am Gesecht im Strolltheater durch den später berücktigten, sonst so galanten, diesmal überheiklen demokratischen Oberbürgermeister Böß gehindert: „Sie ist eine Gegnerin der Republik und schwante im Stadion zu Amsterdam gelegentlich eines dtischen Sieges bei den Olympischen Spielen schwarz-weiß-rot.“ — Dabei hatte der Vater der Fächterin längst erklärt, daß er Jude und Republikaner sei und seine Tochter in der Gesinnung der Eltern als treue Anhängerin der Republik erzogen habe, wie Helene 1929 auch vorsichtshalber schon mal im „Bund jüd. Frontsoldaten“ in Frankfurt a. M. auftrat. Reichspr. von Hindenburg hatte ihr bei dem Empfang in Berlin die Hand geschüttelt. „Ich bin“, bekannte sie auf seinem Tee den Presseleuten, „treue Republikanerin, und wenn ich meinem dtischen Vaterlande bei der Olympiade in Amsterdam mit dem Regen in der Hand einen Sieg errang, so hat das wenig mit Politik zu tun. Daß die schwarz-weiß-rote Fahne, die man mir, ohne daß ich in der Freude über meinen Sieg darauf achtete, in die Hand drückte, nachher so viel Aufsehen erregt hat, bebauere ich von ganzem Herzen — und ich möchte nicht daran erinnert werden.“ —

Die Geschichte Böß-Mayer wurde in der Berliner Stadtverordnetenversammlung noch breiter getreten. v. Jedlin (Dn.) erklärte, die ganze Welt mache sich über Böß lustig, und das Ansehen Berlins sei schwer geschädigt. Böß suchte sich zu rechtfertigen: „Er allein habe die Turn- und Sportwoche organisiert und trage allein die Verantwortung.“ v. Dalwigk-Bichtenfels (Dn.) warf dem Böß vor, aus einer Bagatelle eine große politische Aktion gemacht, und als vermittelt werden sollte, gar das politische Glaubensbekenntnis der Mayer verlangt zu haben! — Mit solchem tödlich-törichtem, jüdischen und judengedissigen Kram wurde 1929 durch unsere Verantwortlichen die deutsche Öffentlichkeit von den eigentlichen, schweren Lebensfragen des Volkes abgelenkt. (Vol.-Anz. 13/9.)

Mayer, Henry, JG, amerikan. Karikaturist und internationaler Komiker, Chicago, *1868 Worms. G: Rfm. M., London. B: Autobiography of a monkey; Fantasies in Hal Hal; Dreyfus affair. — Ma: Flieg. Blätter, München; Aire, Paris; Bud, N. York; Blad & White, London.

Mayer, Hirschel, Judenrichter im Ghetto zu Wien, wurde 1667 gefangen, weil er den Staat in 23 Jahren um 2 000 000 Gulden Steuergelder der Glaubensgenossen betrogen hatte. Da erging am 20/7 1669 der kaiserliche Befehl, „daß eine Anzahl Juden von Wien wegziehen solle“. Am 28/7 1670 haben dann 1400 Mann Niederösterreich verlassen. Bergani, Antisem. Blätter, 20/11 1889; v. Scherb 69.

Mayer, Jac. Dr., Fabrikbes., Millionär, Joh. Fa. Lederfabrik Bonames, und Jac. D. Mayer & Co., farbige Leder, Frankfurt a. M., Schumannstr. 27. 1914.

Mayer, Jacob, Fabrikant in Bochum, „stellte als erster große Gegenstände aus Gußstahl her (1851)“, Birnbaum.

Mayer, Ju., R: Börsenwächter 1873, oder wie die Börse das Blatt taufte: „Nachtwächter.“ Glagau G. 485.

Mayer, Karl, Konzertsänger, Rippendorf Schw. *1852 Sondershausen. D. 32.

Mayer, Karl, 1790 Königsberg — 62 Dresden, Komponist und Klavierspieler, J. U. Sein Vater Klarinettierte 4 Jahre lang in Petersburg bei der Kapelle des Grafen Scheremetiew. Die Mutter, T. des beliebten Holzwirtuosen Lévéque, ließ sich später in Moskau als Gesangs- und Klavierslehrerin nieder. Schon mit 5 Jahren spielte M. ohne Notenkenntnis, wurde der Liebling des berühmten Joh. B. Field, und gab schon im 9. Jahr Konzerte. Mit seinem Vater machte er, ab 14, Kunstreisen nach Dtschlnd, Frankreich und Holland, wo er seine ersten großen Variationen über „God save the King“ (f. Frd. v. Hiller) schrieb. 1843 bildete er in Petersburg als Virtuoso und Lehrer gegen 800 Schüler aus. 45 feierte er von Stockholm bis Leipzig und Wien die größten Triumphe. Da ihm aber inzwischen in Petersburg in Adolf Henselt ein Nebenbuhler erwachsen war, ließ er

sich 46 in Dresden nieder. Seine Klaviertkompositionen, ansprechend, routiniert und für den Spieler dankbar, sind ohne Bedeutung.

Mayer, Karl, Apfelsinenhändler, Führer der faschistischen Legion, Oslo, 1927 (WB 18/10). E: Advokat M., Sozialist. — Karl mußte 1903 in das Gefängnis Sing-Sing bei N. York, weil er befreundete „amerikanische“ Familien bestohlen hatte, und wurde dann, vom Vater ausgelöst, gegen Kaution und Schadenersatz auf ewig des Landes verwiesen. Er verstand es später in Skandinavien, statt bloß befreundete jüd. Familien, gleich die ganze nichtjüd. Freiheitsbewegung des Landes zu täuschen, indem er sich als „Faschist“ aufspielte.

Mayer, Karl, Wien. „In einem kleinen Laden in der Seitenstettengasse betreibt er seit den 1830er Jahren ein minimales Geschäft in sogenannten Zigeunertücheln für die ungarische Kundschaft. Dasselbe wird später durch seinen zum Teilhaber gewordenen Angestellten Bernhard Steinhof zu einem der bedeutendsten der Manufakturbranche“, S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 242.

Mayer, Karl Leopold, * 1880 Berlin, Dr., Amtsrichter, RA, Dichter. W: Von Helden, Bettlern und Christus, Balladen und Bilder, 10. S: Dismard in der deutschen Dichtung. „Doch wohl Jude“, Bartels DDG 647. „In dubio pro Judaeo“ — fügen wir hinzu.

Mayer, L., N: Bombe, Wien 1880. — Marr, Judenkrieg.

Mayer, Rife Maria, O Gabel; Kapellmeisterin, und laut DJ 23/4 1930 immer noch „junge Wienerin“. W: Kolain, symphonische Dichtung. — Januar 1929 wollte sie durchaus in Berlin dirigieren. Ihr Wiener Mann versicherte der Philharmonischen Konzertdirektion Wolff & Sachs, „meine Frau werde eine Sensation für Berlin sein“ und brachte es von Wien aus durch eine „Kuppel-Annonce“ fertig, daß wirklich die teuersten Plätze des Konzertsaals der Mayer mit einigen hundert Leuten besetzt waren. Die ehemännliche Anzeige lautete: „Wienerin, intelligent, jung, hübsch, mit sehr guter Kinderstube, Witwe eines Berliner Großindustriellen, mit schönem eigenem Berliner Heim, finanziell vollkommen gesichert und gänzlich unabhängig, sucht, des Alleinlebens müde, die Bekanntschaft eines lieben und guten Kameraden; Konfession und Vermögen Nebensache. Herzessgüte Bedingung. Nicht anonyme Zuschriften unter W. P. 4501 Scherlhaus, Zimmerstraße.“

Jedem, der sich daraufhin meldete, wurde brieflich beschieden, daß die Witwe sich gerade ihm, als demjenigen welchen, ausgerechnet im Konzert der L. Mayer durch einen weißen Rosenstrauß zu erkennen geben werde. Die vielen „herzenguten“ Herren im Saal merkten aber bald, daß sie betrogen waren und machten zur Musik der Dirigentin, die eine kleine Ohnmacht vorstufte, einen Mordschreie; sie wollten jedenfalls ihr Geld und eine gerichtliche Untersuchung haben.

Die Morgenpost 13/1 1929, der die Möglichkeit der kriminellen Ahndung der Mayer und ihres Gatten peinlich war, nahm das Paar in Schutz, belehrte die hereinfallenden Rosenkavaliere und suchte das Ganze als Bagatelle hinzustellen: „Übrigens hat die Philharmonie von diesem Konzert nur eine Einnahme von 310 M. gehabt. Die meisten der 1000 ausgegebenen Karten sind an Freunde und Bekannte der Dirigentin verschenkt. ... Inwiefern die Herren ihrerseits dabei den Takt vermissen ließen, der sich in einem durch 50 Jahre edler Kunstübung sozusagen geheiligten Konzertsaal und gegenüber einem klassischen Werk wie Webers Curyanthen-Duvertüre von selbst versteht, mag dahingestellt bleiben. Nach dem nackten Tatbestand sind die 80 oder 100 Jünglinge einfach „versezt“ worden, und wenn ihnen das in einer Konditorei oder, zu wärmerer Jahreszeit, an einer Normaluhr widerfahren wäre, so würden sie sich wahrscheinlich mit weniger Krach und mehr Takt, jedenfalls aber, um eine Erfahrung reicher, ohne Takt Aufhebens gedrückt haben. Wir haben jedenfalls noch nicht gehört, daß ein „Versezter“ dann zur Polizei gelaufen ist, um wegen Betruges, begangen durch die Verleitung zur Ausgabe an Fahrgeld, einer weißen Rose und einer Tasse Schokolade mit Schlaghahne, Strafantrag zu stellen.“

Die Sache war aber kein „Versezen“, wie die Morgenpost meint, sondern ein böser Betrug zur Aneignung widerrechtlicher Vorteile. Das Strafverfahren gegen das Ehepaar wurde trotzdem eingestellt. (DZbl. 1/3 1929.) — Am Ende genierten sich auch die Betrogenen, die ihre Werbebriefe mit Namen hatten unterzeichnen müssen.

Mayer, Louis B., Filmmagnat, N. York, persönlicher Freund des Präsidenten Herbert Hoover, wurde 1929 (JPB 8/2) der 4. Botschafter der Ver. St. in der Türkei. Seine Vorgänger waren: Abram Elkus, Henri Morgenthau und der Handelsminister † Oskar S. Straus.

* 1885 Rußland, kam M. in jungen Jahren mit den Eltern Jakob und Sarah (Melzer) Mayer nach Amerika. Als 14jähriger betätigte er sich im väterlichen Unternehmen zur Bergung gescheiterter Schiffe und ihrer Warenüberbleibsel sowie deren Verwertung, erwarb dann ein Theater in Haverhill, Mass., wo er die Kontrolle über sämtliche Filmtheater dieser Stadt erhielt, eröffnete in Boston einen Film-Verleih, wurde Vizepräsident der Metro-Pictures, und gründete mit Nathan S. Gordon die Gordon-Mayer Film, die er 1924 in dem Metro-Goldwyn-Mayer zusammenfaßte und als Vizepräsident leitete. Er brachte: „Die lustige Witwe“, die „Große Parade“, „Ben-Hur“, „Böhème“ heraus. Während der Wahlkampagne hat er eine große Filmpropaganda für Hoover gemacht, mit dem ihn lange Freundschaft verbindet!

Mayer, Lu., Kurzmaler, 2. Bors. d. Malerkammer, Frankfurt a. M., Cronberger Str. 40. † 1913; — JbR 13, 332: „Die eingesandte Todesanzeige gibt zu denken, aber weniger uns, als den Eltern, die durch das Mittel der Tausche den Kindern die Wege ebnen wollen. Lu. Mayer war Jude. Die Söhne, Amtsgerichtsrat Dr. Ernst Mayer und Privatdozent Dr. Fritz Mayer, die Christen sind, setzen der Anzeige hinzu: Teilnahme an der Bestattung, Blumen Spenden und Trauerbesuche, dankend verbeten.“ — Auch wir halten es für ganz richtig, bei Begräbnissen Getaufte die Massenbräute, Massenansammlungen und Klagenweiber usw. aufzuheben. Es glaubt dem Juden im Leben und im Tode doch keiner, daß es sich bei ihm je um einen waschechten Christen gehandelt haben könnte; also wozu dann noch die alte Mimik am Sarge?

Mayer, Ludo, Fabrikbes., GKN, Frankfurt a. M., Reuterweg 60. — 3—0,18. — 1914.

Mayer, Mag, Neuendorf, lieferte 1897 (Sachsenschau 21/7) für die Garnison in Koblenz, Ehrenbreitstein und für Eisenborn Fleisch und Waren. Als ein preussischer Sergeant schlechte Kartoffeln zurückwies, suchte Mayer ihm ein Goldstück in die Hand zu drücken, wofür er 2 Monate zurückerhielt. Heil dem Sergeanten!

* **Mayer, Moritz**, Rabbi, JG, 1821 Dürckheim — 67 N. York. Er begann als RA, mußte 48 flüchten, wurde Rabbi in Amerika und Sekretär des One Britth, und übertrug Werte ausländischer Kaffeegenossen ins Englische, z. B.: Samuel ▼ Adler; ▼ Geiger; ▼ Philipson; Fanny ▼ Neuba.

Mayer, Ottile, s. Ottile Bibus.

Mayer, Otto, Dr. jur., UB, Leipzig. * 1846 Fürth. DJL.

Mayer, Otto, Ud, Wien 1914.

Mayer, Otto, der „Kreuzigungsjude“, Amtsrichter, Syndikus eines Aktienunternehmens, Nürnberg, Spittlertorgraben Nr. 39; 1927.

Eines Abends ging der Amtsrichter D. Mayer — laut „Stürmer“, Nürnberg, national-sozialistische Zeitung — in der Stadt spazieren und sprach unter anderen ein junges Mädchen, Fräulein J. B., an. Er begleitete sie, machte ihr was vor und kam in der Unterhaltung auf die verschiedenen Hinrichtungsmethoden zu sprechen, die im Wandel der Zeiten

von den Völkern angewandt wurden. Um meisten imponiert ihm die Methode der Kreuzigung und er bedauert lebhaft, „daß die „schönen“ Zeiten vorüber seien, in denen man die erhabene Gepflogenheit des Kreuzigens noch kannte!“ Nur zu gern möchte er so etwas, wenn auch nur andeutungsweise, erleben. Wenn sie, J. B., einverstanden sei, würde er sie zugleich mit seiner Freundin einladen, in seiner Wohnung die Kreuzigung zu markieren. — Die Aussicht auf klingenden Lohn veranlaßt das Mädchen, zu folgen. Am vereinbarten Abend kommen sie zusammen am Spittlertorgraben Nr. 39: Otto Mayer, seine Freundin, Joe Fiedler, noch eine Freundin und Frä. J. B., die jüngste Bekanntschaft des Juden. Dieser läßt diverse Schnäpse auffahren, Zigaretten werden gedampft, Mokka geschlürft und dabei Gespräche geführt, die immer näher auf den eigentlichen Zweck des Abends hinleiten. In gehobener Stimmung vertauscht man die Kleider mit bereitgehaltenen Bademänteln („Otto“ hat deren etwa $\frac{1}{2}$ Duzend im Besitz) und geht dann an die Ausführung des Vorhabens. Rechts und links oben am Türrahmen befindet sich je ein Kleiderhaken, an die Frä. J. B. ihre Handgelenke durch Joe Fiedler binden läßt. Endlich werden noch die beiden Füße zusammengebunden, und nachdem auch die zweite Freundin des „Gastgebers“ in ähnlicher Stellung an eine Zimmerleiter gebunden ist, geht es an die eigentliche Prozedur. Während dem Juden die Augen schier übergehen vor Gier (man hat vorher noch die Türe geöffnet, so daß die Gestalt des Schlachtopfers mit den aufgelösten Haaren auch in einem gegenüberstehenden Spiegelschrank des Nebenzimmers sichtbar wurde!), macht die Freundin Joe Fiedler mit einem Messer kräftige Schnitte in Brust und Füße der Angebundenen!! In seinen Bademantel gehüllt, „genießt“ der Jude mit Entzücken das blutige Schauspiel. Schnell färben sich die zum Schutze des Teppichs untergelegten Zeitungen mit dem Blut der Geschnitzten, und in höchster Et-

stase verschwindet der Arrangeur mit seiner getreuen Gehilfin auf einige Minuten im Badezimmer. Bis in die frühen Morgenstunden hinein geht die Orgie weiter. Mit einem halben Duzend blutdurchtränkter Zeitungen kommt Frä. J. B. nach Hause. Es dauert 14 Tage bis 3 Wochen, bis die Wundmale geheilt und bis sie wieder in die Schuhe schlüpfen und ausgehen kann. . .

Nach der ersten Kreuzigung äußerte der Jude dem geschnitzten Mädchen gegenüber: „Wenn er ein weibliches Wesen dazu brächte, sich goldene Nägel durch Füße und Hände bohren zu lassen, so wäre ihm dies das Höchste, was er erleben könnte. Sein ganzes Vermögen würde er dem Mädchen hingeben und dann sich eine Kugel durch den Kopf schießen. . .“

Einem anderen Mädchen gegenüber äußerte er: „Ich liebe vor allem blonde Mädchen, besonders entzückende Bubi-köpfe. Ich möchte einmal etwas ganz Berberfes durchmachen. Haben Sie schon etwas von Geißelung gehört? Es gibt Verschiedenes auf dem Gebiete der geschlechtlichen Verirrungen. Ich bin auf eine ganz feine Art eingestellt. Es paßt Ihnen gar nichts. Sie brauchen nichts zu bereuen. Ich habe viele Freundinnen, die immer wieder zu mir kommen. Haben Sie schon so etwas mitgemacht? Vielleicht lassen Sie sich auch einmal schneiden. Es braucht nur ganz wenig Blut zu fließen.“

Der Jude sann bereits darüber nach, seine Kreuzigungsmethode noch raffinierter auszugestalten. Er ließ sich ein schweres Kreuz zimmern, das, mit einem kreuzförmigen Sockel versehen, im Zimmer aufgestellt werden kann. Die einzelnen Teile des massiven Kreuzes sind vermittels eingefügter Eisenstangen und dazugehöriger Öffnungen zusammenfügbar. Durch seine Freundin Hanni Harrer ließ er sich an einem Sonntag nachmittag ein ahnungsloses, unschuldiges Mädchen von 16 Jahren zutreiben, das durch Vorspiegelung falscher Tatsachen sich bewegen ließ, mit zu dem alten Otto Mayer zu gehen. Der Jude empfing den „Zuwachs“ wieder in seinen Bademantel gehüllt. Er führte es

in seiner Wohnung herum, zeigte ihm seine Hausschätze, gab Erklärungen zu den Bildern und führte dabei unsittliche Redensarten. Es kam nun wieder der Mokka an die Reihe, ebenso Kuchen und Süßigkeiten, Zigaretten und Likör. Unterdessen brachte der Jude seinen Schmus von der historischen Bedeutung des „Kreuzigens“ an.

Inzwischen war es der Sechzehnjährigen (!) immer unheimlicher geworden, und sie drängte in ihre „Freundin“, Hanni, wieder heimzugehen. Als gar der Jude das Unsinnen an sie stellte, sie solle sich entkleiden und sich ans Kreuz binden lassen, da wollte sie sich nicht mehr halten lassen und drängte zum Aufbruch. Otto Mayer, dessen „Nervosität“ bereits auf den Höhepunkt gestiegen war, sah ein, daß er diesmal kein Glück hatte; er schob daher das Kreuz unwillig beiseite und ließ die Kleine gehen. . . .

Am 25/1 1927 begann der Prozeß gegen Mayer. Die Anklage war bereits im Frühjahr 26 erhoben. Kurze Zeit war Mayer auch verhaftet gewesen. Inzwischen verschwanden einige Hauptzeugen: Mia Scherzer zum Beispiel ist nach Prag geflüchtet, wo sie schon seit längerer Zeit von Nürnberg aus Geld erhält.

Das Gericht umgibt sich mit einem geheimnisvollen Dunkel. Es wurden Maßnahmen ergriffen, die in der deutschen Prozeßgeschichte einzig dastehen. Für die Dauer der Verhandlung wurden nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch die gesamte Presse, die diensttuende Polizei und die nicht beamteten Richter ausgeschlossen!!!

Der Gerichtsvorsitzende, Amtsgerichtsdirektor Parst, nahm Veranlassung, vor der Verkündung des Urteils und seiner Begründung eine langatmige Erklärung abzugeben, scheinbar zur Beruhigung des Volkes. „Gefährdung der Sittlichkeit durch eingehende Besprechung von Abnormitäten und Verwerflichkeiten hätten zu dem radikalen Ausschluß geführt“, wurde gesagt. Der Richter wies darauf hin, daß es sich in diesem Fall nicht um Sittlichkeitsverbrechen gehandelt habe. Es hätten sich keinerlei Unhaltspunkte dazu ergeben, und auch

die Anklage hätte lediglich auf „Körperverletzung“ und „Kuppelei“ gelautet.

Wie in allen Prozessen, mußten die Gegenstände, mit deren Hilfe die Untaten begangen worden waren, in den Gerichtssaal. Hier handelte es sich um ein etwa 2 Meter großes, schwarzes, zusammenlegbares und um ein noch größeres, braunes Holzkreuz, um einen Strick, mit dessen Hilfe die Mädchen angeknüpft wurden, um eine Hundepeitsche, womit die Gekreuzigten geschlagen wurden, und um ein Messer, womit der Jude und seine Helfershelferin, die Halbjüdin (!!) Joe Fiedler, in Hände und Füße und Brust der Gekreuzigten die Wundmale schnitten.

Diese Gegenstände wurden erst dann in den Saal gebracht, als die Öffentlichkeit bereits ausgeschlossen war! Und als das Urteil verlesen und begründet wurde, waren die blutbefleckten Kreuze, Stricke usw. schon wieder verschwunden!

Diese Maßnahme geschah doch sicherlich nicht, weil die Sittlichkeit bei dem Unbild der Gegenstände gefährdet worden wäre.

Endlich verlas der Richter das Urteil. Otto Mayer, früherer Amtsrichter, Syndikus einer großen Fabrik, wurde wegen gefährlicher (!) Körperverletzung in fünf (!) Fällen und wegen gewohnheitsmäßiger Kuppelei (überführt in 2 Fällen), zu einer Gefängnisstrafe von 5 Monaten verurteilt. Die gesamte Presse Nürnbergs hatte mit Übereinstimmung von nur 3 Fällen, und zwar einfacher Körperverletzung berichtet.

Joe Fiedler, berufslos, wegen Gewerbsunzucht wiederholt vorbestraft, bekam Gefängnis von 16 Tagen, die sie nicht abzusitzen braucht. Ihr wurde Bewährungsfrist zugebilligt. Das Gericht nimmt an, daß sich die Joe Fiedler bessern (!!) werde. — Die Gegenstände (Kreuze, Peitsche, Messer usw.) verfielen der Beschlagnahme.

Die Urteilsbegründung war voller Rätsel. Immer wieder betonte der Richter, daß die Mädchen „mit allem einverstanden waren“, daß sie „durch Geld entschädigt“ wurden, daß sie „eigentlich schon verborben“ waren. Sogar eine Anerkennung wurde dem Angeklagten von seiten des Vorsitzenden ausgespro-

chen. Er habe in „aner kennenswerter Offenheit“ seine Verfehlungen bezüglich der Kuppelerei zugegeben. Wir wissen das allerdings anders.

Als straferschwerend käme in Betracht, daß Otto Mayer die Mädchen mit Alkohol „angeregt“ habe, hieß es dann weiter. Wohlverstanden! Nur angeregt! Höchstens „angeheitert“. Die beiden Ausdrücke wurden immer und immer wieder krampfhaft wiederholt. Beileibe wurden die Mädchen nicht betrunken gemacht, oder gar sinnlos betrunken. Wenn man den Mädchen, die hergeholt wurden, wo sie eben aufzutreiben waren, wenn man denen Schnaps und Likör und Wein hinstellt, soviel sie haben wollen, dann werden sie nicht betrunken. Höchstens „angeregt“, oder allerhöchstens „angeheitert“. Wenn sie betrunken gemacht worden wären, vielleicht sinnlos betrunken gemacht, und wenn man sie dann erst ans Kreuz gebunden und gepeitscht und geschnitten hätte, dann wären das ja Verbrechen gewesen. Verbrechen, die mit Zuchthaus hätten bestraft werden müssen. Und solche Verbrechen hat ja Otto Mayer nicht begangen. Amtsgerichtsdirektor Parst hat das ja ausdrücklich und lang und breit erwähnt.

Das alles ergab ein Urteil von 5 Monaten Gefängnis für Otto Mayer, von 16 Tagen mit Bewährungsfrist für die Joe Fiedler. Mayer machte den Eindruck, als ob er dieses Urteil schon vorausgewußt hätte, und seine Helferin Joe Fiedler lachte. Der Vorsitzende glaubte die „Härte“ und „Strenge“ der Bestrafung begründen zu müssen. Zunächst seien die Vergehen deshalb so abstoßend, meinte er, weil die Mädchen dazu gekauft wurden. Dann sei das jugendliche Alter der Mädchen beim Strafausmaß zu berücksichtigen, und schließlich seien dadurch die Mädchen in die Abnormität geradezu hineingetrieben. Daß durch das Kreuzigen der religiöse Glaube aller Nichtjuden in frivoller, echt jüd. Weise verhöhnt wurde, das zu erwähnen, unterließ der Gerichtsvorsitzende. Das war für ihn scheinbar nicht von Belang für das Strafausmaß. Selbstverständlich sprachen weder Staatsanwalt noch Richter davon, daß Otto

Mayer hier nach dem jüd. Gesetzbuch, dem Talmud, gehandelt hatte, als er das Kreuz schändete.

Die Zuhörer waren über dieses unglaubliche Urteil empört. Als die Angeklagten mit ihren jüd. Rechtsanwälten aus dem Saal traten, mußten sie vor den drohenden Mienen in die oberen Stockwerke flüchten.

Verständlicher wird dies Urteil allerdings dann, wenn man erfährt, daß selbst der Staatsanwalt nur 6 Monate Gefängnis für D. Mayer und 100 M. (!) für die Joe Fiedler beantragt hatte. Einer der Schöffen war Rassejude. Daß das Gericht hier nicht schon aus rein taktischen Erwägungen heraus 2 deutschblütige Schöffen fand, ist unbegreiflich.

Der Prozeß gegen den Kreuzigungsjuden Otto Mayer ging nun durch die zweite Instanz. Diesmal war die Presse zugelassen. Somit ist also durch das Landgericht erkannt worden, daß der Ausschluß der Presse in erster Instanz eine Maßnahme war, zu der eine wirkliche Veranlassung nicht bestanden hatte. Nicht der Tatbestand also, sondern die Richter haben gewechselt. In erster Instanz hatte den Vorsitz Amtsgerichtsdirektor Parst. Er war schon wiederholt von den Nationalsozialisten als befangen abgelehnt, weil er mit einer Jüdin verheiratet sei. Die beiden Rechtsanwälte waren ebenfalls Juden. Einer der Schöffen war Jude und der Staatsanwalt ist Jude. — Daß nun mit der Erhebung der Beweisanträge, mit der Vertretung der Anklage in dieser Sache ausgerechnet ein Angehöriger der jüd. Rasse betraut wurde, berührt eigenartig. So konnte man das kuriose Bild sehen, daß vor einem deutschen Gericht ein Jude den andern anklagte. Es wäre höchste Zeit, daß endlich auch einmal in Kreisen der deutschen Justizbeamten die Erkenntnis Platz greift, daß die Juden sich zunächst nach ihren Talmudgesetzen richten.

In diesen Talmudgesetzen wird der Verrat eines Juden an einem seiner Rassegenossen mit dem Tode bestraft. Das heißt, es wird zum Meuchelmord an dem Verräter aufgefordert. (Schulchan-Aruch, Coschen-Hamischna, das ist „Rechtsschild“, § 389.)

Der Staatsanwalt untersuchte die Joe Fiedler nicht auf ihre Glaubwürdigkeit. Er frug auch nicht, ob und von wem sie beeinflusst sei. Er kümmerte sich nicht darum, von wem sie, die doch schon seit Jahren beruflos ist, das Geld zur Kur usw. habe, und er las nicht ihre bedenkliche Strafliste vor.

Die tatsächlich erschienenen Zeugen legten größtenteils ein sonderbares Verhalten an den Tag. Ihre Aussagen waren ein Wirrsal von Ausflüchten, von Ablenkungen und Abschwächungen. Das gilt besonders für solche Punkte, die für den Angeklagten belastend waren. Alle Umstände aber, die für Mayer entlastend wirken sollten, wurden mit stauenswerter Gedächtnisschärfe vorgetragen. — Am dritten Verhandlungstage erschien die Zeugin G., die für den ersten Tag geladen war. Von ihr wurde festgestellt: Mayer hatte sie, als er sie auf der Straße traf, aufgefordert, von ihm nichts Belastendes auszusagen. Die Zeugin hatte tatsächlich auch verschwiegen, daß sie ans Kreuz gebunden und in die Füße geschnitten wurde. Zur ersten Verhandlung erschien sie nicht. Zur zweiten mußte sie vorgeführt werden. In der Zwischenzeit war sie von eingeweihter (nationalsozialistischer) Seite aus gewarnt worden, sie solle keinen Meineid schwören, es sei alles bekannt. Darauf gab sie vor Gericht die Kreuzigung zu. — Auch bei dieser Zeugin unterließ es der Staatsanwalt, ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen und sie zu befragen, ob und von wem sie sonst noch beeinflusst sei. Auch ihren Leumund prüfte er nicht weiter nach.

Als jedoch nach ihr ein Nürnberger Geschäftsmann als Zeuge aufgerufen wurde, von dessen Aussagen eine schwere Belastung Mayers und seiner Genossen zu befürchten war, hielt der Staatsanwalt es für nötig, den Zeugen schon vor seinem Erscheinen dem Gericht als unglaubwürdig schildern zu müssen.

Die Anklagerede des Staatsanwalts war ein Meisterstück. Es hatte den Anschein, als ob er seinen Rassegenossen in keiner Weise schone. Den kläglichen Tatbestand, der aus den verschwommenen Zeugenaussagen mühselig genug herausgeholt war, verarbeitete er muster-

gültig. Wenn man aber die gerade durch ihre Klug berechnete Objektivität einfach vernichtend wirkende Anklagerede des Staatsanwalts mit dem Strafantrag vergleicht, so ist man erschüttert, ob des klaffenden Gegensatzes, der sich da zeigt.

Für gefährliche Körperverletzung in sechs Fällen und für gewohnheitsmäßige Kuppelerei beantragte der Staatsanwalt unter Zubilligung mildernder Umstände ein Gesamtgefängnis von 9 Monaten. Noch erschreckender ist das Urteil. Trotzdem ein neuer Fall der gefährlichen Körperverletzung erwiesen war, wurde Otto Mayer verurteilt zu 5 Monaten Gefängnis, abzüglich (!) 4 Wochen Untersuchungshaft. Damit ist Otto Mayer noch gelinder davongekommen als das erstemal!!

Mayer's Schandtaten wurden alsbald vom Rassegenossen Em. Taufsig in Wien verfilmt, und als Stück 17, „Delirium“ in einer „Nachtrevue“ z. B. im Oktober 1927 in Bremen (BB 27/10) ab 11 Uhr abends, vorgeführt. Mayer, der darin als europäisierter Buddhist auftritt, wurde von den orgiastisch erregten Zuschauern völlig widerstandslos hingenommen. Der Text zum Film lautete: „Da sitzt eine schöne Dame der besten Gesellschaft. Man sieht . . ., wie sie den zudringlichen „Orientalen“ (!) . . . abzuweisen versucht. — — Die Brutalität seiner Rasse Frauen gegenüber bricht durch.“

Sie will fliehen, aber er packt sie und reißt ihr das Kleid in Fetzen. Er zwingt sie zum Tanz, zu einem schwülen, lüsternen Tanz!“ „— — Während sie in Todesangst schwebt, greift der Mann zum Kofain, seine Nerven weiter aufzupeitschen.“ — — „Dämonische Wut packt den Orientalen — —.“ „— — Die weiße Tochter der Christen soll für seinen Gott büßen.“

Er faßt sie, die vor Schreden Gelähmte, und bindet sie in symbolischer Kreuzigung. . . .“ „— — reißt ihr die Kleider vom Leibe.“ „Er wirft die Messer nach der Frau. . . .“ „Schneller fliegen die Messer, und eins trifft ins Herz. Blutend sinkt sie zusammen, die Fesseln geben nach, sie rollt die Treppe hinunter. Das Tier, der Vampyr, in ihm ist

erwacht. Er stürzt sich auf sie, er trinkt ihr Blut!" „Sein Gott ist gerächt.“ (vgl. Kulturbolschewismus.)

Mayer, Paul, Hoftistoriograph Napoleons III., „Jude von Geburt, Dtscher von Namen und Franzos aus Olonomie“, sagt der schneidige J. Scherr, Tragikomödie 3, 324. B: Histoire du 2. Décembre. Darin: „In Staatsstrecksachen diskutiert man nicht, sondern man schlägt zu (on frappe), ... man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé).“ — Luther sagte bekanntlich: „Mit Juden disputiert man nicht.“ Im Kampfe mit ihnen muß man zuschlagen, um nicht selber zererschlagen zu werden. Die Russen haben zu lange gezögert und gingen darüber mit Mann und Maus zugrunde — woraus sich andere Völker eine Lehre ziehen sollten.

Mayer, R., machte eine Operette mit Feltz ▼Dörmann. 1913.

Mayer, Salomon, erst Advokat, dann UP (Strafrecht), Wien. — Waldhausen: „Unter dem hochliberalen Ministerium Stremayr genügte ein jüd. Wunsch, daß ein Frankfurter Jude, Salomon Mayer, von der Advokatur weg als außerordentlicher Professor des Strafrechts nach Wien berufen wurde. Wiener Blätter kündigten diesen frischgebadeenen Professor als Talent ersten Ranges, als halbes Weltwunder an. Auch Prof. Wahlberg, aus einer getauften Judenfamilie, gab ein lobpreisendes Gutachten ab. Salomon kam, und es zeigte sich, daß er regelmäßig vor leeren Bänken zu lesen hatte. Mit Prof. Wahlberg verlor er aus unbekanntem Gründen Fühlung und verscherzte dessen Gunst. Da überlam in unglücklicher Stunde den ao Prof. M. der Wunsch nach einer ordentlichen Professur. Was nun folgte, erzählt das „Deutsche Volksblatt“ also: „Prof. Wahlberg hatte wieder das Referat über den Vorschlag. Die würdigen Kollegen mögen beim Anhören des Referates die Köpfe geschüttelt haben, wie weiland ihre Kollegen bei der Rede des Kandidaten Jobes; denn das Referat sagte gerade das Gegenteil von dem, was sie vor Jahren von dem nämlichen Manne über den nämlichen Kollegen gehört zu haben glaubten, und was das Merkwürdigste war, mit Berufung auf das einst abgegebene Referat. Man sah nach in den Akten der Fakultät, und richtig lautete schon damals das Urteil des Prof. Wahlberg über Salomon M. nicht günstig. Das war nun ganz unverständlich, aber es gab doch noch ein Mittel, um dahinterzukommen, da beim Unterrichtsministerium ja das Original des Referats liegen mußte. Man verglich nun die beiden Referate, und siehe da, eins war gefälscht. Das konnte nur Prof. Wahlberg getan haben; denn das abgeänderte Referat im Universitätsarchiv war ebenso wie das ursprüngliche von der Hand Wahlbergs geschrieben. Tableaug! Das war nun für einen Rechtslehrer ein merkwürdiges Vorgehen, nein, es war auch sehr unflug ...! Prof. Wahlberg erkrankte, die Pensionierung wurde angenommen.“ Doch auch von Salomon las man unlängst, daß das Unterrichtsministerium auf die weiteren Dienste nicht mehr zu reflektieren gedenke. Darob großer Jammer in den Judenblättern! Wir könnten mit mehreren solchen Charakterproben jüd. Professoren dienen. Auch mit Prof. Kapossi soll es einen Anstaltsstandal gegeben haben. WM.

Mayer, Samuel, 1807 Hechingen — 75, wirkte in seiner Heimat 45 Jahre als Rabbi, davon 25 Jahre außerdem noch als RA: Eine Verbindung, die bei Geistlichen der hebräischen „Konfession“ öfter in die Erscheinung tritt (s. Moritz Mayer). Dagegen kennen wir keine christlichen Theologen, der heute zugleich Rechtsverbreher wäre, wie die Stimme des Volkes — „Gottes Stimme“ — die Advokaten nennt, keinen, der je beides gewesen wäre. B: Geschichte der Israeliten in Hohenzollern-Hechingen. S: Jsr. Musenalmanach. 12 Jahre arbeitete er an den Bänden „Rechte der Israeliten, Athener und Römer“ um nachzuweisen, „wie die oft verkanteten Talmudisten auf Grund des mosaischen Gesetzes ein Rechtssystem mit „bewundernswürdiger Schärfe und Konsequenz aufstellten“, Kayserling. WM.

Mayer, Samuel, Steindamm 36, Hamburg, annoncierte: „Gesucht eine Blusenverkäuferin, auf der Verlaß ist.“ Hamb. Nachr. 1/3 1903. — Die deutsche Sprache bereitet denen, die in keiner einzigen zu Hause sind — was auf alle Juden als die Parasiten in Menschengestalt zutrifft — Schwierigkeiten, die nur das BZ als bloße Druck- oder Sprechfehler zu entschuldigen vermag.

Mayer, Sigmund, Konfektionär, Agent und im Vorstand der UZU, 1831 Preßburg — 11 Wien. G: Salomon=Antonie M. — 1880 wurde Sigmund von der Leopoldstadt, die er in ihrem Streit gegen die Nordbahn literarisch unterstützt hatte, in den Wiener Gemeinderat geschickt. 20 Jahre lang Präses der öster.=israel. Union und wütender Anti=anti. B: Lebenserinnerungen, Mit Bildnis, Anhang: „Die Juden als Handelsvolk.“ 400 S. Preis 7,20 M., Dunder & Humblot, Leipzig. —

In der „Neuen freien Presse“ mutete Mayer 1889 Wiens ario=christlichen Einwohnern zu, einfach auszuwandern, falls es ihnen in ihrer Vaterstadt, die immer mehr den Juden anheimfiel, nicht mehr paßte. Wenn Wilhelm II. seiner Zeit den „Mörglern“ riet, den Staub von ihren Füßen zu schütteln, war es um die Mörgler, meist judaisierte Internationale, die so wie so nach außerhalb gehörten, nicht gerade schade; dagegen will der Jude, wenn in der Macht, die Nationalen, die Völkischen, Bodenständigen, die nach innerhalb gehören, hinaushaben, um desto ungestörter selber sein „messianisches Reich“ auf der geraubten Flur auszubauen.

Im Gemeinderat, in dem auch Judenkennner saßen, fühlte sich M. nicht immer wohl: „da ich diese Herren denn doch als Kollegen betrachten und respektieren mußte, obwohl sie nicht um einen Grad höher standen, als ihre Kampfgenossen auf der Straße, und man dadurch unwillkürlich den dort gebräuchlichen Kampf=Jargon auch im Rate zu gebrauchen verleitet wurde. In der Rechts=Sektion des Gemeinderates, deren Mitglied ich war, saß einer der antisemitischen Kollegen S., ein eingewanderter Norddeutscher, Eigentümer eines durch Umfang und Leistung hervorragenden kunstgewerblichen Etablissements....

In der Sektion gelangt zur Verhandlung eine Subvention an die israelitische Kinderbewahranstalt, ihrer Zeit die

erste in ganz Österreich gegründete und durchaus eine Wohltat für die ärmere Bevölkerung; Protektorin war Kaiserin Karolina Auguste, nach deren Tode die Kaiserin Elisabeth. Mein Kollege opponiert: „Wien sei eine deutsche Stadt, und die Juden seien keine Deutsche.“ „Jedenfalls — erwidere ich — seien sie Wiener, und das sei hier allein entscheidend: übrigens müsse der Herr Vorredner zugestehen, daß es keine Schicht in Österreich gebe, die so rasch, so ganz und voll die deutsche Kultur aufgenommen hätte, als die jüdische.“ Da meinte der Gegner: „Das Deutschtum sei viel zu gut, um als Kulturdünger für die Juden zu dienen.“ Entrüstet erwidere ich ihm: „Der deutsche Antisemitismus ist nichts anderes als Dünger ohne Kultur! — Das ist er, das bleibt er, Punktum!“

Später ging M. im Gemeinderat gegen die städtischen Mittelschullehrer, die sich bei ihrer Tätigkeit von politischen (d. h. gegenjüdischen) Ansichten hatten beeinflussen lassen, vor. In der „Neuen freien Presse“ 1889 (NG 13/10) trat er für Verstaatlichung der Gymnasien ein, weil unter Staatsverwaltung alle Professoren antisemitischer Gesinnung entlassen und gemäßregelt werden könnten, während die städtische Verwaltung unter Sueger hierzu nicht genügende Tatkraft befandete. Die Professoren der Wiener Gymnasien hätten verlernt, „Erzieher der Jugend zu sein“. Infolgedessen erschienen die Direktoren sämtlicher Gymnasien Wiens beim Bürgermeister, um sich über den unverschämten S. Maier zu beschweren.

S. M.'s „Erinnerungen“, anmaßend, plauderhaft, ungeschickt, kleinlich, weit-schweifig und langweilig — mit dieser Menge von Beiwörtern ist ihr Unwert noch längst nicht erschöpft, sie werden auch durch die Zitate (Goethe's „Vom Vater hab' ich die Statur“ fehlt natürlich nicht!) kaum geistvoller; haben nur Geschichtswert wegen der darin auftretenden und beschriebenen Herrschaften. Im ganzen Buch dreht sich alles um Antisemitismus, den S. M. so heftig bekämpfte, daß er schließlich glaubte, der böse Feind müßte doch endlich tot und erledigt sein.

M. hatte seine Jugend im Preßburger Ghetto verlebt, starr und gedrückt — bis das Tor eingerissen wurde und Juda sich lebendig auf die Menschheit ergoß. Man denkt dabei an abgekapselte Parasiten- oder Bakterienester im Körper, deren Inhalt, wenn die Wände mal nachgeben, in's Blut übergeht, um dort, z. B. bei der Malaria, seine maßlos bewegliche, räuberische Natur recht zu entfalten. — M. studierte Jus in Wien, wurde Großkonfektionär dort und in Cairo, sehr reich, und auch noch Journalist, Wiener Lokalpolitiker, Vorstand der Österr.-Jsr.-Union und des „Hilfs-Berein für notleidende Galizier“. Er zeugte viele Kinder, darunter: Sidonie, die von ihrer Großmutter „ein vorzeitlich Weib“ oder „ein geborenes Weib“ genannt wurde.

Einige Stellen der „Erinnerungen“ sind wichtig: Vorwort: „Als Graf Belcredi sich im Herrenhause 1885 auf meine Schrift: „Soziale Frage in Wien 1870“ berief, fragte Josef Unger (sd) in seiner Replik humorvoll: „Wer ist Sigmund Maier? Maier ist ein Gattungsname. Ist Herr Maier wenigstens Jurist?“ —

S. 33 über „Konkurrenz“: „Im Evangelium heißt es: „Es ist schwer, daß der Kaufmann sich vor Unrecht hütet.“ Nun diesen Satz möchte ich selbst, wenn ich Christ wäre, nicht unterschreiben. . . . Der Satz trifft nicht ins Schwarze, sondern daneben. Der Kaufmann steht viel mehr unter einem bestimmten Drucke, wird von ihm viel mehr bedrängt als die anderen ökonomischen Hauptberufe. Ich meine damit die „Konkurrenz“.

Die Konkurrenz erweckt neben der höchsten Anstrengung des Geistes die häßlichsten Eigenschaften des Charakters und der Seele. Sie ist ein Krieg, in welchem auf die vollständige Vernichtung des Gegners hingezielt, nie Pardon gegeben wird. . . . Der Kaufmann kommt nur vorwärts, wenn er den andern verdrängt, ihn und seine Ware aus dem Wege räumt. Er führt einen Kampf Person gegen Person, Leib gegen Leib, und da dieser Krieg nicht etwa um die höchsten Güter der Menschheit, sondern um Geld und Gewinn geführt wird, so

erzeugt er eine Atmosphäre, die in der Tat nicht immer vornehm ist."

S. 48: „Ich bitte den christlichen Leser, wenn ich deren finden sollte, um Entschuldigung, aber ich kann nicht umhin, hier über den Unterschied zwischen Christen und Juden ein aufrichtiges Wort zu sagen. Berthold Auerbach meint in einer seiner „Dorfgeschichten“: „Wo es auf reines Menschentum ankäme, steht der Jude höher.“ Ich muß ihm bei aller Unbefangtheit zustimmen.“

S. 35: „Zum Schlusse stelle ich an jeden Denkenden die einfache Frage: „Kann der moderne Jude wirklich nichts anderes als Jude sein? Ist er tatsächlich imstande, sich nicht als Tscheche oder Deutscher, nicht als Franzose oder Italiener, sondern nur als Jude zu fühlen?“

Das ist ja ganz und gar unmöglich. Der moderne Jude, wie er sich seit Jahrhunderten entwickelt hat, ist eben in unserer Kulturgeschichte eine neue, aber durchaus konkrete Erscheinung, er ist „sui generis“. Der Tscheche kann sich nicht anders als Tscheche, der Deutsche nur als Deutscher, aber der Jude der Jetztzeit kann nicht bloß, sondern muß sich auch als ein Mitglied einer der bestehenden Kulturnationen und kann sich gleichwohl doch als Jude fühlen.

In welchem Grade und Maße er dies tun wird, ist Sache der Empfindung jedes einzelnen. Für den einen ist das Judentum eine pièce souvenir de famille, für den andern die Tatsache gemeinsamer Abstammung „Blut ist kein Wasser“. — Eine Parallele zu diesem Verhältnis bietet die Tatsache, daß sich in der Schweiz Dtsche, Franzosen und Italiener als Schweizer, in Nordamerika alle die verschiedenen Nationalen sich ausnahmslos als Amerikaner fühlen.“

SB: „Die ganze Woche fühlte sich der Jude niedrig, allen Beschimpfungen ausgesetzt; in der „Schul“ (Synagoge) stand er unmittelbar unter und dicht unter dem Herrgott und sah auf jene, die ihn verfolgten und beschimpften, tief herab.“

Mayer, Sigmund, *1842, Wechtheim, Rheinhausen, Dr. med., UB, Prag. B: Histologisches Taschenbuch. JG.

Mayer, Simon, Hauptmann, Communard, Paris, gab am 16/5 1871 das Signal zum Sturze der Kaiser-

säule auf dem Vendômeplatz. „Grâce à Dieu, ce n'est pas un Français, c'est un Juif“, ruft Drumont bei Schilderung der Szene, vgl. *Convulsions de Paris*, II, 287: „Plötzlich erschien ein Mann auf der Krönung, schwang die farbbige Fahne und warf sie in die Luft, als Zeichen, daß alles Bisherige, die erste Revolution, das erste Kaiserreich, hiermit aus der Geschichte verschwände und dem neuen Zeitalter Platz zu machen habe, das sich durch einen blutigen Regen, welchen man die rote Fahne nennt, ankündigte.“

Der Mann, der die alten Farben Frankreichs so in die Tiefe schleuderte, war dieser Tat würdig, der Jude Simon Mayer. Am 18/3 hatte er sich am Montmartre ähnlich ausgezeichnet. Kapitän im 169. Bataillon, hat Simon Mayer heldenmütig bei Ermordung der Generale Decornet und Clement Thomas mitgeholfen. Seine kühne Tat fand hier in dieser Stunde, in Gegenwart der Mitglieder der Kommune, die von diesem Anblicke entzückt waren, eine würdige Belohnung. Lauflöse Stille — wie Gustav Flaubert es bezeichnete — herrschte in den Straßen. Jeder hatte unverwandt die Augen auf jene Säule gerichtet, um die man die immer straffer werdenden Seile geschlungen hatte. Es hatte eben 5 Uhr geschlagen, und von Zeit zu Zeit hörte man fern am Horizont den Widerhall von Geschüßsalben, wie bei einer Leichenfeier ...

Einmal verriet ein Mensch den göttlichen Propheten, der die Liebe und die Barmherzigkeit in die Welt gebracht; dieser Mensch war ein Jude und hieß Judas. Ein anderer verkaufte das Weib, das sich ihm liebend anvertraut hatte, es war auch ein Jude, er hieß Simon Deuz (sb). Ein dritter gab in Gegenwart unserer Feinde das Zeichen, an Stelle des Denkmals unseres Ruhmes einen Misthaufen zu errichten, es war wieder ein Jude, er hieß Simon Mayer. Das dreifache Ideal des Ariers: das Göttliche, das Schöne und den Ruhm, hat der Jude in Geld umgeseht. ...“

Mayer, Simon, „etwa 30- bis 40jährig, mittelgroß, stark, mit vollem Gesicht, braunem Haar, jüd. Aussehen und elegant gekleidet, hat einen Kreditbrief der Bankiers Trust Cie in N. Yort, Nr. 67277 von 2000 Dollar auf 200 000 Dollar gefälscht, bei zwei ägyptischen Banken 50 394 Dollar herausgelobt und das Weite gesucht. Mayer, der sich als Teppichhändler ausgibt, französisch, dtisch und englisch spricht, weist sich mit einem amerikanischen Reisepaß aus. Als sein Helfer wird Max Bruter verfolgt und ein noch unbekannter dritter Mann.“ Funktspruch der Polizei in Kairo; Gf. Wesen 29/8 1930.

? Mayer, Sophie (May), Berlin 1788—1827. B: Das rote Haus der Sture“, Bartels, DQ 2, 182.

••Mayer, Teodoro, *1854 Gallizien, berüchtigter irredentischer Hezer in Triest, Piazza Goldoni. 1. Dir: Agenzia Stefani. S: Piccolo, 3. Cp: Felice Venezian (sb). 1914.

△Mayer, Theodor, Grünwinkel b. Karlsruhe, deutscher Märtyrer, wurde 1879 von dem Handelsmann Jacob ▼Mayer beliefert mit 100 Säcken Mehl von fast ungenießbarer Beschaffenheit. Prof. Birnbaum am Polytechnikum in Karlsruhe begutachtete es als „Weizenmehl, das durch Bestandteile des Roggenfornes und kleinere Mengen von Mehl aus Hülsenfrüchten verunreinigt, durch Schimmelreaktionen verdorben ist und zum Brotbacken in der hier üblichen Weise nicht verwendet werden kann.“

Dies Gutachten wurde vom Gericht, bei dem Herr Mayer auf Zurücknahme des Mehls geklagt hatte, als Privatgutachten zurückgewiesen. Nunmehr suchte er eine amtliche Untersuchung des Mehles zu veranlassen. Aber der amtliche Sachverständige, Dr. Kefler, weigerte sich. Außerdem wurde der bisherige dem Kläger wohlgefälligte Amtsrichter urplötzlich versetzt. Die Energie Mayers brachte es aber schließlich doch zu Wege, daß der Prof. Birnbaum mit einem amtlichen Gutachten betraut wurde. Dies, vom 6/7 80 datiert, fiel wiederum zu Ungunsten des Beklagten aus. Trotzdem verlor Herr Mayer am 12/8 80 seinen Prozeß. — Nunmehr ließ sich Herr Mayer, überdies gestützt auf die Enthüllungen eines später leider nicht Farbe bekennenden Bekannten, zu

einer Äußerung verleiten, die sich auf die Beeinflussung des Beamtentums durch die Judenchaft bezog, und die ihm 3 Monate Gefängnis eintrug. — Mayer schrieb über seinen Fall eine Broschüre: „Rotschrei eines Unterdrückten und Verbannten um sein Recht“, die er als offenen Brief an den Großherzog von Baden richtete. Ob ihm sein Recht dennoch geworden ist?“ WM.

Baden schritt nach dem Kriege von 1870 unter seinem arisch arglosen Großherzog bekanntlich allen Ländern in der Verjudung voran.

△Mayer, Theod. Heinrich, Dr., Schriftsteller, Wien, *1884, von Bartels DZ 3, 956 als „vielleicht ▼“ angeführt, sandte an Bartels (Deutsches Schrifttum 3/5 1929) die Erklärung, „daß er aus sudetendeutscher Bauernfamilie stamme, die keinen Tropfen jüd. Blut in ihren Adern habe.“

Mayer, William, 19. Jh., amerikan. General, für dessen Dienste Präsident Lincoln in einem persönlichen Briefe dankte. Nachher gab der tapfere General verschiedene dtische Zeitungen heraus. W.

Mayer & Cie., Bank, Leipzig, vermittelt die Zeichnungen für die „Deutsche Festspiel-Stiftung Bayreuth“, 1922 (NA 5/1).

Mayer & Müller, Berlin NW 7, Prinz-Louis-Ferdinand-Str. 2. Verlag, Antiquariat. Inh: Rudolf Mayer und Eduard Müller, Hofbuch. S. M. des Königs von Schweden. Vertreter W. Dawson & Sons, London; Le Soudier, Paris.

Mayer v. Alfó-Ruszbach, 1825; Mayer v. Csenger, 1876; Mayer v. Gunthof, 1890 in Österreich nobilitiert. ©.

Mayer v. Löwenschwerdt, #, österr. Freiherrn, 18. bis 20. Jh. ©.

Mayer-Brandus, Arthur, Dr., B: Das gelobte Land, Schp., Uraufführung: Dtsches Schauspielhaus, Berlin 1913. Held des Dramas: „ein ebenso jüd. wie dtischer Universitäts- und Philosophie-Prof. Dr. Karl Lohntein“ (Tag 20/3 13), der mit Hilfe des Pastors einen Staatsposten erreicht, auf Wunsch seiner Braut aber die Weltaufklärung wiederum vornimmt, gleichzeitig von den Studiosen befadelt wird und sich dabei in seelischer Erregung erschließt.

Lu. ▼Geiger, Uzi 25/4 13: „Das Theaterpublikum ging gern in dieses Stück, das einige Wochen lang im Dtschen Schauspielhause aufgeführt wurde. Die Herren Rezensenten, von denen ja gar manche Juden oder getaufte Juden sind, machten sich lustig über die Leitartikel und die vielen Reden, an denen das Drama freilich reich ist, und wiesen mit aufdringlicher Gelehrsamkeit nach, daß das Stück nicht auf die Bühne paßt. Daß es aber mit dem Herzblut eines waderen Mannes geschrieben ist, daß es das große Sehnen und den furchtbaren Schmerz ausdrückt, unter dem außer dem Verfasser auch noch viele andere leiden, das ahnen sie nicht. ... Wir schätzen es höher als Schnitzlers Bernharbi, weil es nicht mit überlegener Ruhe, zugleich mit einem Stich ins Frivole, eine halb objektive, halb ironische bloße Zeichnung der Zustände gibt. Wir freuen uns feiner, weil es in dem gelobten Lande nicht etwa Zion oder Palästina erblickt, weil es nicht die bequeme Mahnung ausspricht — bequem, denn die Ratgeber denken ja gar nicht an sich, sondern nur an andere — in jenen fernen Gegenden ein neues Vaterland zu gründen, sondern weil es unter „Gelobtes Land“ das versprochene Vaterland versteht, das Land, dem die Dtschen von Herzen angehören, in dem ihnen das rechtmäßige Verbleiben, die ebenbürtige Stellung mit anderen versprochen ist. Der Verfasser gibt die Hoffnung nicht auf, daß dieses Gelöbnis eingelöst werde, und ermahnt die Juden, nach Erreichung dieses Ziels in der Heimat zu streben. So ist das Werk, ohne freilich eine Dichtung oder ein Bühnenträftiges Drama zu sein, ein tapferes Bekenntnis, dem wir gern unsere Zustimmung geben.“

Mayer-Dinkel, Albert, Hopfenhändler und RN, Nürnberg, Bahnhofstr. 19/1. — 4—0,30. — 1914.

Mayer-Reischendorf, Siegwart, Frhr. von, Millionär, Koburg, O Irma von Gutmann aus Wien, 4 Kinder. Br: Hugo v. M. — f. Freiherrn v. Mayer. 1914.

Mayer-Reinach, Uß (Philos.), Kiel, 1914.

Mayer-Samuel, franzöf. Oberst, Vincennes, 1899, in dessen Regiment der freigemachte Dreifuß verfest werden sollte.

Mayerhoff, Kurt, Bürgermeister, Oldenburg (Holstein). — Vater: # ▼M., Generalkommissionspräsident in Münster i. W. E: Leutn. M. // △v. Sfling. Stammtisch: Gut Bogelsang, Hamwinkeln b. Wesel. 1917.

Mayer-Obermayer, Rosa, Wien, *1858 Wien; O 81 Prof. Karl M., Chef d. Regulierungsbüros. B: Text des „Corregidor“ von Hugo Wolf; Ma: Freie Bühne; Wiener Jtchr.: Neue Revue. Vizepräsident des Allg. österr. Frauen-Vereins. Kabital.

Sie ließ 2 Novellenbände, die Romane „Jdole“ und „Pipin“, die Sonette „Zwischen Himmel und Erde“ und Sammlungen Essays zur Frauenfrage drucken. Bartels, DZ 3, 458.

Mazdaznan, eine vegetarisch-religiöse, von David Amman (Sd) aus Schaffhausen begründete Sekte, deren Mitglieder, ohne gerade Juden sein zu brauchen, sich beschneiden lassen: „Die Beschneidung ist eine hygienische Maßregel, die in gewissen Fällen gute Wirkung hat. Sie ist nicht mosaischen, sondern iranischen Ursprungs, was durch die isr. Dokumente allein schon nachgewiesen wird. Hatte doch schon Abraham die Beschneidung aus Mesopotamien (Iran, Ur in Chaldäa) in Kanaan eingeführt. Moses hatte diese uralte Verordnung nur aufgesfrischt. Auch bei dieser Wiedereinführung haben iranische Einflüsse durch seinen Schwiegervater Jethro, einen iranischen Priester, mitgewirkt, welcher ihn in das iranische Weistum eingeführt hatte.“ Vgl. Hammer 1914, 287. — Mit den bekannten Zürcher Ammans, deren Geschichte Aug. F. Amman in 2 prachtvollen Bänden beschrieb, haben der Gründer A. nebst Sekretär — einer Rusine oder Nichts, früheren Künstlerin — nichts zu tun.

Die Mazdaznaner „versprechen das Paradies auf Erden, das Sich-Ausleben, die Erreichung von 12 Sinnen, unterbinden aber jedes tiefere Fühlen und treiben — als in das feindliche christliche Lager vorgestoßene Söldner Aljudas — allerlei Mätzchen mit ihren Leuten.“ Schweizerbanner 13/4 1929.

Mazliach, Nissim Effendi, türk. Abgeordneter, Smyrna, 1912. W.

mazze, j: ungesäuertes Brot, Osterfladen. — Bischoff J.

Sally Guggenheim, rituelier Großjude, Berlin, schrieb Uzi 12/2 1915 in dem entsehlischen Dtsch von Berlin B: „Zunächst ist es allerdings nur Verpflichtung, an den beiden Sederabenden das vorgeschriebene minimale Quantum Mazzot zu genießen. Es genügt eine „Kefais“. An den übrigen Tagen des Festes ist der Genuß von Mazzot ein freiwilliger, das Genießen von Brot oder anderen gesäuerten Speisen jedoch ein absolutes Verbot, das durch keine Zeitverhältnisse umgestoßen werden kann.“

Der Minister des Innern zu Berlin ordnete 1916 (DZ 16/3) an, daß die Verfügungen über Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl auf Herstellung und Vertrieb der vom jüd. Religionsgesetz vorgeschriebenen ungesäuerten Brote, der Mazzos, keine Anwendung finden soll.“ — Das war zu der Zeit, als die Deutschen ihr Brot und Mehl kärglich auf Brotkarte zugewiesen erhielten. (f. Ostermazzen.)

Mazzini, Cardinal, aus der Familie des Verschwörers M. 19. Jh. © 976.

Mazzini, Andrea, Better des Giuseppe M. Er flüchtete nach Paris. B: „De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne“, II. Paris 1847 und Leipzig.

*Mazzini, Giuseppe, Hochgradmaurer 3ter, Italien, gestand selbst, einmal einem Verschworenen einen Dolch gegeben zu haben, um den „Tyranen“ König Karl Albert von Piemont aus dem Wege zu räumen. Er ließ 1853 durch Mitverschworene in Mailand österreichische Soldaten erschießen, um einen Aufbruch hervorzurufen. 54 wurde von denselben Verbrechern der Herzog von Parma ermordet, und die Richter, welche die Verschwörer verurteilt hatten, starben der Reihe nach gewaltsam. Das mazzinische Komitee hatte damals den König Ferdinand II. von Neapel zum Tode ver-

urteilt, und in ganz Italien stellten Flugblätter den politischen Mord als erlaubt hin. 100 000 Dukaten wurden dem zugesichert, der den „Thronen“ umbrächte. Soldat Agellao Milano verübte einen Anschlag 1858, wurde ergriffen und hingerichtet. Als 4 Jahre später Dr. Garibaldi in Neapel einzog, verschaffte er der Mutter Milanos eine Pension aus Staatsmitteln, und der spätere Ministerpräsident Dr. Francesco Crispi billigte Milanos Tat sogar öffentlich. Das politische Vorgehen Italiens ist gekennzeichnet durch acht „Giuseppe-Mazzini-Logen“ in Rom, Messina, Livorno (unter Giovanni Gigliucci), in Partanna, San Terenzo, Trapani, Kairo und Tunis. Mittels des von ihm begründeten revolutionären „Jungitalien“, das später von dem umfassenderen „Jungeuropa“ ergänzt wurde, wollte M. die europäische Demokratie in einen föderativen Verband unter ein Zentralkomitee bringen, so daß die Erhebung jeder Nation seitens der anderen tatkräftig unterstützt und dadurch eine Feindseligkeit der Regierungen verhindert würde. M. blieb auch nach seinem Tode der geistige Führer des Großorientals von Italien. Freymann, Internat. Maurerei, 1919, S. 6, 14; Heise, Ententefreimaurerei, 1919, S. 106; Wichtl, Morde, 1921, S. 32.

M. ist nach **EW 975** jüd. Herkunft. „Ein Fanatiker und zugleich ein gewaltiger Organisator, hatte er ganz Italien mit einem Netz von geheimen Gesellschaften bedeckt, die alle miteinander in Verbindung standen und auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiteten. Diese Gesellschaften verzweigten sich in Tausende von geheimen Aretorien, differenzierten sich in kleinere Gruppen und verschwanden in den Apenninen und Alpen, den Palazzos der Fürsten und den dunklen Gassen der italienischen Städte, wo die Polizei niemals hindringen konnte. Dorfgeistliche, Postkassener, lombardische Prinzipales, Schmuggeler, Kneipwirte, Weiber, Banditen, — alles nahm am gemeinsamen Werke teil, sie alle waren Glieder einer großen Kette, die an seiner Person hing und sich ihm unterordnete.“ Herzen 2, 7.

Mechanisierte Bürger — nannte Maxim **↓Gorki** Russen, die in ihrem Lande die jüd. Hölle überstanden hatten. Was „m. B.“ im einzelnen bedeutet, erklärt die „Wostroschdenie“: „Russische Leute, von der Sowjetherrschaft gezwungen, deren Staatsform zu dienen, ihre Presse zu lesen, mit Mördern und Räubern zu verkehren und die Verderber ihrer Frauen und Kinder zu ertragen. Diese Russen leben schon 10 Jahre unter der Tscheka, die ihnen jede Verbindung nach außen sperrt.“ — **↓Gorki** selber konnte sich aber diesen Entsetzlichkeiten durch einen dauernden Aufenthalt an der schönen Riviera entziehen.

↓Mehtersheimer, Pfarrer, ließ 1898 (**DfWl 30/6**) zu seiner Empfehlung für die Wahl im Kreise Speyer-Grantsenthal im „Anzeiger für Obermoschel und Rodenhäusen“ mitteilen: „Wer unsern Kandidaten kennt, weiß, daß er kein Antisemit ist, sondern sehr liberal und tolerant ist, daß er mit Israeliten in Kasinos von jeher verkehrt hat und den größten Teil seiner Bedürfnisse an Kleidung usw. gerade von Israeliten bezogen hat.“ **WM.**

mechütten, j: 1. Schwiegervater; 2. sauberer Verwandter, Freund, Bekannter oder Mensch überhaupt. — **Wischhoff 3.**

Medauer, Walter, *1889 Breslau. B: Novellen „Bergschmiede“, „Höllenfahrer“, „Begegnungen mit einem Faun“, dann auch Gedichte „Der heimliche Sinn“, und Dramen „Genosse Fichte“ (Austspiel), „Krieg den Frauen“ (desgl.), „Der Mann ohne Kopf“ (Schauspiel), vorher ein Werk über Henri **▼Bergson** und eine „Wesenhafte Kunst“. **Wartels, DW 3, 955.**

Medlenburg, Eugen, in Fa: J. A. Stargardt (sb), Antiquar, Berlin, — „entstammt einer Berliner Buchhändlerfamilie, ich traf mit ihm bei Friedländer & Sohn zusammen, wo unsere Plätze nebeneinander waren, allerdings nur auf Monate, denn M. stand am Schluß seiner Lehrzeit und rüstete sich, nach England zu gehen. Dann sah ich ihn erst wieder, nachdem er die Firma J. A. Stargardt erworben und das Geschäft nach der Dessauer Straße verlegt hatte, wo er die schöne Wiltsche Bibliothek versteigerte, die so reich an Inkunabeln und alten Druck-

len der dtischen Literatur war. Später brachte er manche schöne Autographen-Auktion in der Bülowstraße heraus, so die große Versteigerung der Cohnschen Autographensammlung, die von M. und seinem früh dahingegangenen Bruder geleitet wurde. M. pflegt, getreu der durch die Fa. Stargardt gegebenen Richtung, die Fächer Genealogie, Heraldik, Autographien, ist aber als Verleger auf diesen Gebieten über seinen Vorgänger hinausgegangen. Ich erinnere nur an die Werke von Sattler, das Nibelungenlied usw. M., von mittlerer Gestalt, mit soldatisch strammer Haltung, hat einen aristokratisch preußischen Zug in seinem Wesen. Er läßt die Dinge mehr an sich herantommen, als daß er sie auffucht. Er treibt sein Geschäft mit gründlicher Sachkenntnis, ohne sich von ihm treiben zu lassen“, schreibt ein Kassengenosse M.'s im Buchhändler-Börsenblatt, 1916.

Medlenburg, Jacob, Bizerabbi, Königsberg i. Pr. 1838 ff. „Er war nie Oberrabbi, und wenn er sich unter diesem Titel (dem er noch den „Pascha von Palästina“ Nasl erez Israel hätte hinzufügen können, denn die Betteljuden Jerusalems haben ihn dazu ernannt) der Wannbulle anschloß, die von 76 ungarischen und galizischen Rabbis gegen die Braunschweiger Rabbi-Versammlung 1844 geschleudert wurde, so war dies eine Ungehörigkeit, die geschichtlich festgestellt werden muß“, **▼Jolowicz, 140.**

Medler, Siegfried, Ud, Wien 1914.

Medem, Vladimir, Führer der Jüdischsozialistischen Partei in Warschau. 1914 von den Russen eingesperrt und von den Deutschen befreit — schrieb er „Briefe eines Auferstandenen“ in Paul Nic. Cosmann's (sb) „Süddeutschen Monatsheften“ zu München. **WM.**

Medici, Paolo Sebastiano, Grabbi, #, Antisemit und Antilibertätsmörder, redete 1695 ff. in Italien gegen die Juden, die dann beim Uffizio in Rom gegen sein Buch „Riten und Bräuche der Juden“ so wirksam einsprachen, daß dies erst 1736 erscheinen konnte. Es standen allerlei ungehörige Sachen darin, z. B. c. 26: „Daß man am Purimfeste einen Christen zu töten sucht zum Gedächtnis des Haman, daß man aber in Ermangelung eines Christen auch einen Türken oder Heiden, und zwar Männer oder Weiber nehmen kann.“

Medicis, Juan Maria de, s. Johannes Maria.

Medigo, I. Elia del, oder Elia Cretenfis, 1463—98, aus dtischer, nach Kreta gewanderter Familie, „eine bedeutende Erscheinung, die erste Größe, welche die italienische Judenheit erzeugt hat. Er war ein klar denkender Kopf, der aus dem Nebel seiner Zeit lichtvoll hervortragt“, und Freund und Lehrer des Gio. Pico di Mirandola. Er trug in Padua und Florenz über Philosophie vor. „Wunderbar genug! Unter den Augen des P a p s t u m s, welches an der Demütigung und Knechtung der Juden arbeitete, sogen christliche Jünglinge Weisheit von den Lippen des jüd. Lehrers.“ **▼Graeh.**

2. **Josef Samuel del**, Urentel von 1., Arzt und Mathematiker aus Kreta, 1591—55, Verfasser der philosophischen Encyclopädie: **Wald Libanon**, reiste viel, freigeisterte und wurde Leibarzt des Fürsten **Radziwill** bei **Wilna**.

Graeh: „Gehen mit den Edelleuten, die er ärztlich behandelte, durfte er nicht aus Furcht vor den Juden, und Geld zu verdienen gab es in diesem geldarmen Lande nicht. So begab er sich nach Hamburg in die damals kurz vorher geduldet portugiesische Gemeinde. Seine Arzneykunde scheint aber wenig Beachtung gefunden zu haben. So mußte er sich entschließen, eine Art rabbinischer Funktion zu übernehmen, sei es auch nur als Prediger. Er war daher um des Brotes willen gezwungen, zu heucheln, und dem rabbinischen Judentum das Wort reden. Ja, um das Gerücht, welches aus Polen über ihn als ganzen oder halben Kezer herübertrönte, zu zerstreuen, entblödete er sich nicht, die Kabbala, die er kurz vorher verdammt hatte, als höchste Weisheit anzupreisen. Zu diesem Zwecke arbeitete er seine Schlußrede für die Geheimlehre aus, um die vernichtende Beweiskführung seines Ahnen, **Elia Delmedigo**, gegen sie zu widerlegen. . . Freilich war er zu geschick, um lange die Schafsmiene platter Dummheit beizubehalten, ohne

eine grinsende Satyrgrinasse zu machen. — Von Hamburg und Glückstadt begab er sich nach Amsterdam, als die Gemeinde gerade durch das rücksichtslose Auftreten Da Costas voller Argwohn gegen die philosophisch Gebildeten war. Darum hielt es Delmedigo für geraten, sich in den Ruf strengster Gläubigkeit zu bringen. Aber Prediger und halb und halb Rabbi, konnte er sich doch nur wenige Jahre in Holland behaupten. Unvermögend und unstat kam er nach Frankfurt a. M. Hier in einer dtischen Gemeinde, wo rabbinische Gelehrsamkeit verbreitet war, konnte er nicht ein rabbinisches Amt erlangen und mußte den Predigertalar mit dem Doktormantel vertauschen. Günstig muß seine Stellung nicht gewesen sein, denn er wanderte nach Prag (1640—1650); in dieser verwahrlosten Gemeinde ließ er sich dauernd nieder.“

Medina, Salomon de, Sir, „the Jew Medina“, 36, London. Begründer der Fondsspekulationen in England und Nachrichtenlieferant im spanischen Erbfolgekrieg 1702—14, wo er durch Agenten alles früher wußte als die Regierung. Graeg: „Er war der stete Begleiter des Feldherrn Churchill, Herzogs von Marlborough; von der Königin Anna zum Ritter geschlagen, hatte er einen Geschäftsumsatz von 80 000 Pfund jährlich, und es wurde glaublich befunden, daß der große Feldherr von ihm 5000 Pfund jährlich bezogen habe“, und ehrbergessen dem Juden alle Feldzugsnachrichten aus erster Hand zukommen ließ. —

Sombart 106: „Die Siegestage des englischen Heeres waren für ihn ebenso gewinnabwerfend, als für Englands Waffen ruhmreich.“

Schlösser: „Marlborough brachte im span. Successionskriege das Verderben der neueren Zivilisation, den Papierhandel, über Europa, wodurch jene jüdische Geldmacht unserer Zeit gegründet ward, die mit den niedrigsten Triebfedern alles Hohe bekämpft und die neuere Menschheit in unauf löbliche Fesseln schlägt. Marlborough gebrauchte den Juden Medina wie Bonaparte Duvrard und Konforten, nur daß Napoleon nicht schmutzig genug war, sich wie Marlborough mit den Wucherern förmlich zu verbinden, um seinen eigenen Leuten die Werpflegung zu verkürzen. Medina war nicht nur das Werkzeug der schmählichen Abzüge und Verkürzungen der Truppen im englischen Solde, sondern er spekulierte zugleich in Staatspapieren und ward dadurch Urheber eines neuen Handels, der Stockjobberei und der neuen Wörse (stock-exchange), wo jetzt täglich in allen großen Städten das Schicksal Europas gekauft und verkauft wird.“

Medine, j: das Land, besonders das platte Land, im Gegensatz von Molum = Stadt. Er is uf der Medine jung geworden = er ist auf den Gaunerzügen seiner Eltern, in einem Wirtshause, oder sonstwo (hintern Baun) geboren. — Thiele G.

Mediz - Pelikan, Emilie, Kunstmalerin, Neu-Ostra, *1861 Böcklabrud. O 91 Karl Mediz. DBL.

Medizin. „In allen Kulturländern, wohin sie in einer einzigartigen, wie von einer unsichtbaren Hand gelenkten Weise verstreut wurden, z. T. noch bevor das Christentum in die betreffenden Erdstriche eingedrungen war, haben sich die Juden in einem zu ihrer Zahl unverhältnismäßig hohem Grade im Dienste der Heilkunde bewährt, sowohl als Praktiker, wie als hervorragende Forscher und Meister bis heute.“ Heinrich ▼Kosin, Juden in der Medizin, Berlin 1926.

„Es hängt mit dem Einflusse jüd. Geistes auch sicherlich zusammen, daß die Medizin, welcher die Juden so scharen-

weise sich zuwenden, ihre heutige Entwicklung genommen hat. Stets, von den Wilden bis zur heutigen Naturheil-Bewegung, von der sich die Juden bezeichnend gänzlich fernhalten, hatte alle Heilkunst etwas Religiöses, war der Medizinmann der Priester. Die bloß chemische Richtung in der Heilkunde, das ist das Judentum.“ Dr. D. ▼Weininger.

„Legen wir uns die Frage vor, warum die Juden geradezu die Medizin überschwemmt und die Erzeugung der chemischen Gifte veranlaßt und gefördert haben. Denksaule Menschen werden das mit dem „Fortschritt“ begründen. Für den Tieferblickenden ist der Grund ein anderer. Wenn man „Die Geheimnisse der Weisen von Zion“, die berühmten „Protokolle“ liest, worin alle Pläne enthalten sind, die Nichtjuden zu verdummen, zu entfittlichen, rassistisch zu verfeuchten und körperlich zu schwächen, damit sie beherrscht werden können, so ist die Ursache der Überschwemmung der Medizin durch Juden und deren führende Stellung bloßgelegt.“

Und im 10. Sitzungsbericht der Weisen von Zion: „Wir müssen in allen Ländern die Beziehungen der Völker und Staaten zueinander vergiften; alle Völker durch Neid und Haß, durch Streit und Krieg, ja selbst durch Entbehrungen, Hunger und Verbreitung von Seuchen derart zermürben, daß die Nichtjuden keinen anderen Ausweg finden, als sich unserer Herrschaft vollkommen zu beugen.“

Wer hat es in der Hand, Seuchen zu verbreiten, z. B. durch das Bodenimpfen, Syphilis, Tripper, Skrofulose und Diphtherie? Die Mediziner. Die Juden haben es erreicht, durch ihr Eintreten für chemische Gifte, z. B. Salvarsan, die Menschen fast unheilbar zu vergiften und zu schwächen. Und da gerade der germanische nordrassistische Deutsche dem Judentum am gefährlichsten ist, haben die Juden seine Unterwerfung mit allen Mitteln, durch Krieg, Revolution, Seuchen und Gift beschlossen.

Deshalb sind meist Juden die Erfinder und Verkünder neuer Gifte. Ehrlich hat uns das Salvarsan „beschert“, seit dessen Anwendung die Geschlechtskrankheiten furchtbar zugenommen haben,

weil sich die Männer durch dieses „Mittel“ gesichert glauben bei einer Anstellung und deshalb ohne Gewissensbisse dem Laster frönen.

Man versuchte sogar, Salvarsan, dieses furchtbare Gift, durch gefegliche Vorschriften gegen Syphilis vorzuschreiben, damit die Aktien der chemischen Fabriken nicht notleiden. Erst kommen sie und dann der Kranke.

Von derselben Betriebsamkeit zeugen die medizinischen „Aufklärungs“-Filme, von jüd. und verjudeten Ärzten entworfen und zusammengestellt, z. B.: „Geschlechtskrankheiten und deren Folgen“, „Hygiene der Ehe“, die doch nur dazu dienen, die schwindende Achtung vor der Medizin aufzufrischen und die Kranken dem Arzte als ihrem Retter zuzuführen.

Der ganze Betrieb ist reklamehaft-großzügig angelegt, Blendwerk ohne Untergrund, von Wissenschaft keine Spur. Die gesamte offizielle Medizin ist Judenmache.

Da mit dem Umsturze, der dem deutschen Volke die „Freiheit“ bringen sollte, die Juden an die Spitze des Staates und der Behörden kamen, so war es kein Wunder, wenn die frühere Staatsmedizin die Medizinerherrschaft aufrichtete, der sich jeder Deutsche beugen soll — wenn er dumm genug dazu ist.“ Dr. H. Δngewitter, Juden in der Medizin.

Auf einem Konzil 1338 wurde untersagt, jüdische Ärzte zu konsultieren. Papst Gregor hat 1581 dieses Verbot verschärft, daß er jüd. Medicis, die kranke Christen besuchen, die schwerste Strafe diktiert und „den unter der Hand jüd. Ärzte dahinsterbenden Christen die Sacramente und Begräbnisse abschlug“. Geiler von Kellersberg: „Das ist, daß du nit meinst, daß Juden zum Arzt zu nehmen, daß du mögest gesund werden, nit Sünd sey“. „Desgleichen sehn etliche, die laufend zu den henkmäßigen Jüden und bringen ihnen den Harn und fragen sie um Rat. Welches doch hoch verboten ist, daß man kein Arznei soll von den Juden gebrauchen, es sei denn Ur-sach, daß man sonst keinen Arzt mag haben“. 1564 kam es in Thorn bei der Ernennung eines Juden zum Chefarzt

zum Streit, „ob man einen solchen Gotteslästerer und Kunstreicher zu solchem Amt mit gutem Gewissen bestellen könne“. JFZ 29/8 1930.

Medizin-Studium. Die „Medizinische Wochenschrift“ gliedert die Studenten nach der Religion:

| Religion | W.-S. 1926/27 | | S.-S. 1927 | | W.-S. 1927/28 | |
|---|-------------------|-----|------------|-----|---------------|-----|
| | m. | w. | m. | w. | m. | w. |
| 1. evangelisch | 1812 | 313 | 2067 | 391 | 2120 | 413 |
| 2. katholisch | 1076 | 168 | 1178 | 215 | 1188 | 211 |
| 3. altkatholisch | 1 | 1 | 8 | 2 | 9 | 2 |
| 4. sonstiger Christ | 63 | 12 | 29 | 4 | 47 | 7 |
| 5. jüdisch | 297 | 119 | 304 | 98 | 354 | 141 |
| 6. einer sonstig. Religions- und Weltanschauungs-gemeinschaft angehörig | 62 | 4 | 42 | 5 | 46 | 7 |
| 7. keiner Gemeinsh. angeh. | 61 | 12 | 57 | 17 | 73 | 21 |
| 8. unbekannt | 239 | 42 | 233 | 45 | 177 | 36 |
| | zusammen 3611 871 | | 3918 777 | | 4014 838 | |

Die Gesamtzahl der Medizinstudierenden des W.-S.'s 1927/28 ist gegen S.-S. 1926 bei den evangelischen um 513 = 25,4%, bei den katholischen um 148 = 11,8%, bei den jüdischen um 101 = 25,6 % gestiegen. Auffällig ist bei den weiblichen Studierenden der Anteil der jüd. Frauen. Während W.-S. 1927/28 die jüd. Studierenden unter den Männern nur 8,8% ausmachen, beanspruchten die weiblichen Studierenden 16,8%. Bei den jüd. Studierenden ist auch der Anteil der Ausländer groß: 25,4% bei den männlichen und 21,2 bei den weiblichen.

Weiter, sagt JFZ 29/9 1928, werden die Juden in den Fachzeitschriften nur nach dem „Glauben“ und nicht nach der Rasse gerechnet. So sind in den Rubriken 6—8 viele Juden und Mischlinge versteckt, auch unter 1—4 dürfte sich Judenstämmiges befinden. Der Hundertsatz ist außerordentlich hoch. Die Menge der Medizin studierenden Jüdinnen läßt sich dadurch erklären, daß unsere Frauen und Mädchen immer mehr die weiblichen Ärzte aufsuchen. Es wird nun manches deutsche Kind ungeboren bleiben, wenn die Deutsche sich zu der fremden Ärztin begibt! Denn an der Spitze der Abtreibungsbewegung steht das Judentum! Es ist unbedingt notwendig, den numerus clausus einzuführen, der die Ausländer, auch Juden, nur in beschränktem Maße an unseren Hochschulen zuläßt.

Medvig v. Davidházy [Davidshaus], Michael, Senatspräsident, Nagyvarad, 1910 in Ungarn nobilitiert, SÖ.

Medweh, Dr. med., Lemberg, verführte die Frau des Gutsbesizers Brodzt und tötete diesen April 1892 (DfW 25/9) im Duell bei Bordenjany in Rumänien. „Der Jude feuerte im 3. Gange auf sein Opfer, das sich nach erfolgloser Abgabe des 3. Schusses mit über der Brust gekreuzten Armen dem tödlichen Geschloß preisgab, erst nach einer 35 Sekunden langen Zielpause.“ W. wurde vom Schwurgericht in Lemberg natürlich freigesprochen.

Meelwiedeß, russ. Operntenor, E: Rabbi. 19. Jh. DfW 1902, 9.

Meerapfel, Millionär, Mannheim, mit dem der als Proletariatsführer hochgekommene Minister Kemme freundschaftlich umging. Polizeioberleutnant a. D. Stadtrat ΔPflaumer, Heidelberg, hatte in einer Wahlrede Oktober 1929 erklärt: „Das ist für einen proletarischen Minister um so weniger angemessen, als Meerapfel in seiner Gemeinde dafür bekannt ist, daß sein Vermögen im Ausland angelegt und die Gemeinde Untergronbach dadurch steuerlich benachteiligt ist.“ Die Gerichte verurteilten den Frontsoldaten Herrn Pflaumer dafür zu 200 M. JFZ 31/12 1930; f. Marum.

Meffert, Friedrich, Patentanwalt, Lichterselde. Sein Vater war ein Schüler des alten Jahn; O. R. 1. Friedrich Lu.; 2. Anna, O. V. 1914.

Megas, G. [griechisch: groß] = Heinr. Groß.

Megede, Maria zur = Marie Hartog.

megille, j: Buchrolle, Buch Esther. — Bischoff J.

Megheri de Megher, Jidder, gebor. Strauß, *1845, Dr. jur., Großindustrieller, Budapest, SÖ. 82 als

„Krauß de Megyer“ nobilitiert, durfte Sidor 09 das anrüchigere „Krauß“ ablegen und sich M. d. M. nennen. Solche Operationen, um die Rasse im Namensbilde zum Verschwinden zu bringen, kommen bei Nobilitierten öfter vor.

△Méhely, L. von, Dr., Uß (Zoologie), Budapest. B: Mein Antisemitismus. Erwiderung an den Pester Lloyd, Stephaneum-Druckerei 1930. Darin „macht M. maßvoll, aber überzeugend durch die Wucht der Tatsachen, seine Landsleute auf die furchtbare Gefahr des Judentums aufmerksam“, Uß L. Plate-Jena, Hammer, Sept. 1930.

△? Mehring, Franz, Dr., Steglitz, hängt mit Sigmar M. wohl nicht zusammen. Franz M. hat sich Verdienste um die Klärung der Berliner Preßkorruption der 1890er Jahre erworben. Sein „Fall Paul Lindau“ ist lesenswert; als Sozialdemokrat hat er sich nicht von den Vassalle und Marg losgesagt, deren Nachlässe er herausgab.

Mehring, Sigmar (S. Marmering), R., 1856 Breslau — 16 Berlin. E: Grabsteinverfertiger Stegfried M. // Bertha Schumann. O 95 dramatische Sängerin Hedwig Stein, gebor. Doewenstein. R: Walter, *96. — Er begann im Getreidegeschäft eines vermögenden Onkels in Berlin, wurde Buchhändler und Dramaturg und ist freistänig. R: Wespens; Kleines Journal; Ull; Polite, humor. Wochenschrift, 00. B: Ich bitt ums Wort; Champagnergeist; Psychologie der Ehe (Parodie auf Mantegazza); Pfennigsonate; Dtsche Verslehre (3 Bd.); Nichts; Französische Lyrik des 19. Jh.'s; Herbst auf Festung; Leute von Berlin; Dreimillionenhäufen; Lorbeerkränze für dtsche und fremde Dichter. Am 3/1 00 erhielt Sigmar M. in Berlin 6 Monate wegen seines Gedichtes: „Alfred Drehsfuß (Sd)“ im Ull 15/9 99: „Die feige Tat in Rennes“, durch die das sonst so stolze Frankreich sich selbst bedauerlich degradiert hätte. In kürzeren Strophen wird das Niveau der Bewohner und die Bekundung ihrer Religiosität in der Messe, Beichte, im Kreuzzeichen usw. und der Einfluß der Jesuiten verhöhnt. Das Gedicht hat in katholischen und evangelischen Kreisen Unwillen erregt, namentlich wegen der 2 Strophen auf die Leute, die in Rennes zur Messe gehen, und auf die Bauern, die ihr Kreuz vor Christus und seinen Jüngern machen. Eine Strafanzeige hatte ursprünglich bei dem Staatsanwalt keinen Erfolg, auf Beschwerde wurde aber die Strafverfolgung von der Oberstaatsanwaltschaft angeordnet.

Der Angeklagte, „Dissident“, wollte ganz unter dem „aufregenden“ Eindruck des Urteils gedichtet haben, sein Hauptgedanke sei zunächst „Mitleid mit Frankreich“ gewesen, das durch den „Fall“ in der Welt an Ansehen einbüßen würde. Um das Urteil zu erklären, habe er das „Milieu“ geschildert, in dem der Prozeß gespielt hätte. In Träger führte aus, daß — abgesehen vom Geschmach — man selbst bei feinstem religiösen Gefühl und der größten Hochachtung vor der katholischen Kirche nicht zur Überzeugung kommen könne, daß sich der Angeklagte strafbar gemacht habe. Ohne zu erwägen, ob er nicht seine Gedanken geschmackvoller hätte ausdrücken können, beantragte er dessen Freisprechung. R. U. ▼ Mofse schloß sich den Ausführungen natürlich durchaus an.

Es sollte aber mal einer wagen, „in der Aufregung“ jüd. Kultgebräuche, die Anschnallung der Gebetsriemen, die Umstände beim Baden und das Würzen mit pulverisiertem Staub der Mazzen, die Feter des Purim usw. ähnlich gebührend zu besprechen!

Bgl. Bartels, DSG 3, 443.

Mehring, Urias, Elst, 1914. Filial-Dire: Ostbank für Handel und Gewerbe, Posen.

Mehring, Walther, Berlin, *1896 ebda. R. 42. —, der jüd. „Anarchist“, Angriff, 16/9, 1929. — B: Kaufmann von Berlin, Schauspiel, 29 von Piscator-Berlin uraufgeführt. „M. hat einen guten, alten ererbten jüd. Haß gegen

alles, was gewachsene Form ist. Von diesem Haß lebt der Mann, denn da er Schriftsteller ist, versucht er ihn zu gestalten. Aber mit jüd. Schöpfungskraft ist es nichts.“ — In dem Stück erscheint Ostjude Simon Chaim, in Kasan, mit Vermögen während der Inflation in Berlin, um seine Tochter gesundpflegen zu lassen. Wie Kutisker und der zu Bewährungsfrist begnadigte Barmat, ist auch Kasan ein sehr edler Mensch, der aus Liebe zur Tochter gleich das ganze Berlin in seine Briefftasche verschwinden läßt. Bei der Stabilisierung wird er — der Feind steht rechts! — von einem arischen Rechtsanwalt um Tochter und Vermögen gebracht. Mit abgefemter tal-mudistischer Dialektik verkörpert Kasan das „Märtyrertum“ seiner Rassegenossen, die von ruchlosen Potsdamer Militaristen um ihre mühselige Habe gebracht werden. Die hinlänglich bekannte nachnovemberliche Entwicklung wird dabei auf den Kopf gestellt. Denn, wo ist ein von Ariern um sein Vermögen gebrachter Ostjude? Wo die von einem Arier verführte Jüdin? Die widerliche „tragische“ Komödie, die in die Reportage über die Palästina-Ereignisse paßt, wird durch einen Hegenabbat von lauter äußerst verblödeten Vertretern der Kaiserzeit „historischer“ gemacht. Unter dem Bildnis Friedrichs des Großen, der als rüpelhafter Hanswurst auf der Leinwand erscheint, und unter den Klängen des zum Cancan verballhornten Deutschlandliedes läßt man bluttriefende Feinmemörder, vertierte Hakenkreuzler, mannstolle Kote-Kreuz-Schwester, kottenhafte Offiziersfrauen und idiotische „Putzgeneräle“ über die Bühne taumeln. „Kasan hat einen herrlichen Haß“ — applaudiert das bürgerliche B.

Und nun das Denkmal, das dieses Theater für den „Unbekannten Soldaten“ errichtet: Straßenkehrer stoßen im Kehricht auf einen Stahlhelm: „Mensch! Das war mal die Macht gewesen! Das hat mal auf einem Kopf gefessen! Und dafür gab man dem Kopf was zu fressen! Kommt alles untern Besen! Dred! Weg damit!“ Sie entdecken auch die Leiche eines Feldgrauen: „Das hat mal einen Stahlhelm besessen! Das lebte mal — das hat ausgefressen! Kommt alles

unter den Besen! Dred! Weg damit!“ Stahlhelm und Leiche fliegen auf die Mistfuhre — ein Bild, das, laut ▼Vorwärts, zu den Szenen gehört, die „gewaltig zünden und unabhängig vom Schauspiel und dem Regisseur ihren Wert behalten“. Der letzte Rest von Ehrgefühl und Anstand ist aber denen vor der Bühne abhanden, die sich das bieten ließen, ohne mit der Wimper zu zucken. Alfred Kerr nannte die Stelle im BT eine „Taktlosigkeit“, wohl in der von leisem Schreck begleiteten Erkenntnis, daß hier die jüd. Attade gegen die — schon stark geborstenen Mauern völkischen Empfindens etwas zu scharf geritten sei. Sonst quittierte er M.'s „große Begabung“. Und M.'s Verleger, Samuel Fischer, erklärt, es habe sich nur um ein bedauerliches Mißverständnis gehandelt: „Der Dichter hat eigentlich etwas ganz anderes gemeint.“ So macht man gute Miene zum eigenen bösen Spiel und läßt die Leichenschändung in Zukunft freiwillig noch fort.

Die Entrüstungsrufe und Pfiffe von der Galerie wurden aber übertönt von dem geilen und schamlosen Beifall der mit Smokings nach letztem Schnitt bekleideten Parkett- und Logenbesucher, deren Autos in langen Reihen vor dem Theater warteten, um ihre Besitzer an den Kurfürstendamm zurückzubringen. Der deutsche Staat 15/9; Nat.=soz., 4. Sept.=Nr., 1929.

„Im Mittelpunkt aller Saustandale,
In Neu-Germantens Kapitale,
Im judensurrenden Berlin
Nimmt man als Kunst selbst Fauche hin!
... Zwei Millionen sind gefallen ...
Frontheer, schmelgst du zu diesem allen?“

Illustrierter Beobachter 39, 1929.

Meidner, Lu., Maler, Berlin W., Mohstr. 55, *1884 Bernstadt i. Schles., „hat so ziemlich alle jungen Dichtergößen gezeichnet. Als hymnischer Dichter gab er „Im Raden das Sternenmeer“ (1918) und „Septembergeschrei“ (1920), dann eine „Autobiographische Plauderei“ heraus“, Bartels, DZ 3, 934. —

„Ehoro-treu“ nennt ihn der Angriff 1/10 1929. — M. war aber in seinem Feuilleton „Trennungsstrich“ auch Antifemite wegen „jener entwurzelten Juden, die manchmal eine routinierte Feder besitzen und stets ein gewissenloses Draußgängertum. Von ihrem eigenen Glauben abgefallen, für den sie nur ein höhnisches Achselzucken haben, setzten sie sich die Aufgabe, die Heiligtümer der Nichtjuden anzubeflern, zu verpöhlen und schlecht zu machen. Sie sind auf seiten alles Ablehnenden und Lebensfeindlichen, der Entwertung aller positiven, menschlichen Werte, der Geringschätzung der Metaphysik, der Gemütskräfte und der sittlichen Tugenden. Sie wollen so sehr human sein und sind doch die reinen Teufel. Ihre hegerische Bössartigkeit wird keineswegs übertroffen von der Grobschlächtigkeit ihres Empfindens in allem,

was nicht den Intellekt betrifft, sondern die Bosheit und der Hohn sind das Schlimmste an ihnen. ...“

Cohn-Wiener, Die jüd. Kunst: „Seine Themen sind selten direkt jüdisch. Aber sein Geist ist es, die Art seiner Entfassen. Was er schreibt, ist wie Fegen von Gedanken. Leidenschaftlich stürzt er sich über Menschen und Dinge und entreißt ihnen den Ausdruck mit einer Gewaltigkeit, die außerordentlich ist. Seine Werke sind wie im Fieber entstanden. Erstaunliche Drehungen, Verkürzungen, Verbiegungen, anatomisch fast unmöglich, stammen aus einer Sphäre der Prophetie.“ BB 26/9 1930.

Meier, Meir, Maier, Mayer, Meher, ursprünglich alter deutscher Name, von dem Meierelberuf und von dem Begriff des major domus (Hausmeister) abgeleitet. Da im Hebr. meir = der Leuchtende ist, hat der Jude diesen guten Namen sich besonders gerne angeeignet. — Weiteres s. Maier.

Meier, August, Dr. phil., ein Orthodoxer aus Berlin, Kgl. Kustos an der alten Pinakothek, Ud, München, schrieb 1912 ein Greco (sb) verhimmelndes Buch, t. U. des v. Nemes.

Meier, David, Leibarzt des polnischen Königs Stefan Batory, 16. Jh.; vgl. S. Sternberg, Juden in Polen, 1878, S. 149.

Meier, Moriz Herm. Ed., JE, Dr., US (alte Sprachen), Halle. 1796 Glogau — 55. R: Allg. Literatur-Z.; Ersch und Gruber's allg. Encyclopädie.

Meier, Siegfried. Höhnische Bezeichnung der Juden für Kaiser Wilhelm II. (s. Levi).

Meier, Siegmund, Reisender, Mädchenhändler, „versuchte Febr. 1906 in Sterkrade die ledige Magd Gertrud Köhler, unter dem Versprechen, er wolle sie heiraten, nach Belgien in ein öffentliches Haus zu bringen. Das Urteil, 30/6 in Duisburg: 3 Monate Gefängnis“, DSI 7/7.

↓Meier-Graefe, Ju. U., Berlin W. *1867 Resiza, Ungarn. Vater: Gen.-Dir. M.; Vatersvater: Philologe Prof. M., Halle a. d. S.; Mutter: gebor. Graefe, T. eines Bruders des Großvaters des deutschvölkischen M. d. R., Herrn U. v. Graefe-Goldebee. — Von den Meiers ist vielfach ein jüd. Ursprung behauptet worden. Über der deutsch-nationale M. d. R., FN Dietrich-Brenz-lau, durch Heirat mit Meiers verschwägert, will nach genauen Nachforschungen festgestellt haben, daß nichts vorliege. — O 95 Anna M.-Gr.; der Geburtsname dieser Frau wird von ihrem Julius im Deg. 7 nicht genannt. Was für eine geborene? — B: Nach Norden, 93; Fürst Dichtenarm; Munch; Ballotton; Manet; Impressionismus, Moderne Kunst, neue Ästhetik; Germinal; Weltausstellung in Paris; Fall Bödlin; Corot und Courbet; Delacroix; Der junge Menzel; Die großen Engländer; Spanische Reise; Cézanne. 93 R: „Pan“. Ma, BT; NA.

Im „Fall Bödlin“ und „jungen Menzel“, werden unsere großen Meister förmlich geschächet: „Franzosen 4. Ranges stehen über den Bildern von Menzel. Bödlin ist der gesteigerte Ausdruck

einer kulturfeindlichen Macht.“ Die „Spanische Reise“ tritt für den zeichnerisch und malerisch unfähigen jüdenblütigen Greco, gebor. Domenico Theotocopuli *1614, ein, der besonders in der Wander-Galerie des judäomagyarischen Edlen Marcell von Nemecz, gebor. Deutsch, vertreten war. M.-G. verfaßte ferner ein detailliertes Lob-Buch über den Halbjuden „Hans von Mares“.

Über seine eigene Rasse schreibt M.-G.: Frankfurter Z., 26/7 05: „Ich benutze gern die Gelegenheit, um das Gegenteil (daß ich Jude oder jüdischer Abstammung bin) festzustellen, nicht weil ich mich nicht mit Vergnügen mit Liebermann einer Stammesgenossenschaft wüßte, sondern weil ich wenigstens dieses verwirrende Moment persönlicher Art aus der Diskussion ausscheiden möchte.“

DIJ 7/4 1916: „Sie haben vor einigen Jahren einmal die irrtümliche Behauptung gebracht, ich sei Jude oder jüdischer Herkunft. Ich habe Ihnen damals ausführlich meine Familienverhältnisse klargelegt, und Sie verpflichteten sich, auf Grund dieser Darlegung Ihren Irrtum zu berichtigen. In meinem Interesse rieten Sie mir, nicht auf einer umgehenden Zurücknahme Ihrer Behauptung zu bestehen. Sie wollten gelegentlich das Notwendige bringen. Ich ging darauf ein. Es ist mir nicht bekannt, daß Sie diese Gelegenheit gesucht haben. Dagegen werde ich heute von einem Aufsatz des Herrn Dr. Pudor unterrichtet, in dem wiederum die Behauptung, ich sei Jude, aufgestellt wird, und zwar im Zusammenhang mit Ihrer Zeitung. Auf Grund unseres früheren Briefaustausches darf ich Sie wohl bitten, die von Ihnen zugesagte und schuldige Richtigstellung vorzunehmen.“ — Wir haben nicht den mindesten Anlaß, Herrn Meier-Graefes so dringend geäußerten Wunsch unerfüllt zu lassen, sagte dazu DIJ.

Wir geben einigen Kritikern über diesen Kritiker das Wort: Der „feinsinnige“ Ästhet Lu. Rubiner sagte in der Berliner „Gegenwart“ über — Meier-Graefes „spanische Reise“: „Ein moralisch aufwühlendes Buch in einer nicht

genug zu schätzenden demagogischen Form. Die Reiseerlebnisse eines unverantwortlich Genießenden (Mystifikation eines Globetrotter-Tagebuches: Moderne Form der Lettres persanes) zeigen an den Bildern Grecos die Verantwortlichkeit des Künstlers gegen seine Kunst als Angelegenheit der Moral. Herrlich das Gegenspiel zwischen strengsten Forderungen künstlerischer Reinheit und den Eindrücken des Tages. Eine ästhetische Wahrscheinlichkeitsrechnung, die aufs Seelische geht, als positive Seite gegenüber der negativen im Kühnen — und überall glänzend mißverstandenen Fall Böcklin.“ „Im Gegensatz zu unserer Bewertung des fatalösen Buches nennt es Rubiner die eine wertvollste Publikation des Jahres 1910“, Samstag 11.

„In dem sonst so sanften „Wissen und Leben“ hat der treffliche Maler Albert Welti lezthin auf Vincenz van Gogh und seinen Ausschlächter Meier-Graefe recht kräftig losgedroschen. Was er über van Gogh sagte, möchte ich nicht unterschreiben, wohl aber ist mir aus dem Herzen gesprochen, was gegen Meier-Graefe geht, diesen „Forscher mit dem Kunsthändlerherzen“: „Ein solches Wiegen und Verfälschen der Wahrheit wie neuerdings ist noch nie dagewesen in der Kunstgeschichte. Es handelt sich da nicht mehr um Wissenschaft, sondern um Sensationslust und geldmacherische Interessen. Von denjenigen, die wirklich ein offenes Auge für Natur und Kunst haben, ist Meier-Graefe niemals ernst genommen worden.“ „Im letzten Sommer saß ich einmal unter spanischen Künstlern in einem Madrider Café. Diese Künstler waren weitherzig genug, Velasquez neben ihrem großen Toledaner Maler, dem Greco, zu verehren, und un-menschlich schien es ihnen, den einen auf Kosten des andern in den Himmel zu erheben. Mich, den „Meman“ zu schonen, zögernd, aber dann mit schlecht verhohlenen Entrüstung erzählten sie mir, daß vor einiger Zeit ein kleiner französisch sprechender Berliner an ihrem Tische gesessen sei, der Velasquez „un petit cochon“ geschimpft habe. Meier nennt sich der Mann mit noch einem Namen hinterdrein, Graffe oder Affe oder so ähnlich, und ein Buch über den Greco habe

er geschrieben. — Gerade wie der Bosenjobber die fremden Papiere herunterdrückt, damit die, die er gerade pouffieren will, im Werte emporzuschellen, so hat es Meier-Graefe in der Tat fertig gebracht, Velasquez (und nebenher auch Goya) als verächtliche Stümper hinzustellen und den staunenden Zeitgenossen freischend das von ihm entdeckte Grecomunder zu verkünden. Und es ist ein Buch daraus geworden voll Geist und gräßlich unsympathisch. Ein Amalgam von moderner Großtat, Hysterie, Berliner Schnodderigkeit, preußischem Schneid („In einer halben Stunde analysiere ich ganz Toledo zu Brei“) und jüd. Phantasie. — Meier weilt im Parke der Alhambra, und hier erinnert ihn das Plätschern des Brunnens „an höchst unpoetische Ergüsse, denen nicht unähnlich, die des Morgens durch die dünne Wand aus einem Nebenzimmer, wo 2 Bügelbrett-Engländerinnen haufen, in das unsere dringen“. Er weilt im Prado-Museum, und mitten in seinen Greco-Ekstasen sagt er vom „Böcklin-Menschen“, den er bekanntlich nicht ausstehen kann: „Physiologische Vorstellungen im Zusammenhang mit der Kunst erscheinen ihm schlechterdings unanständig, wie der deutschen Hausfrau die Benutzung eines gewissen Möbels der intimen Toilette“. Er weilt im Escorial, und gleichfalls inmitten abgründiger Greco-Barocksmen stattet er dem Pantheon der spanischen Könige seinen hochwichtigen Besuch ab. In diesem Pantheon ruhen von schwarzem Marmor, Jaspis und Porphyr erstickt, in prunkvollen Särgen, ein Karl der Fünfte und ein Philipp der Zweite. Neben an sind die weißen Marmorgrüfte der Infanten und Infantinnen, unter ihnen Don Carlos mit seiner Mutter. Bisher erschien mir, nicht ohne Ergriffenheit könne man den dunkel funkelnden Marmortreppengang betreten, der zu jener düster poetischen Todesstätte hinabführt. Unseres hellen „Berliners“ Intellekt aber hat das „Sefühl“, „eine Beerdigungsanstalt“ zu betreten, und „unten müßte sich ein elegantes Lavabo auf tun“. Und an den Marmorjürgen sucht er „unwillkürlich nach dem automatisch beweglichen Schildchen: „Libre“. Ich denke, nach

solchen Leistungen haben wenigstens wir biederen Schweizer genug von — —, der bekanntlich seiner Zeit im Göttinger Lesezirkel einen Bombenerfolg gehabt hat, und so wollen wir Albert Welti Dank dafür wissen, daß er es als erster gewagt hat, diesem — — — die Tür zu weisen“, Samstag 25/3 11. Einige Schweizer Kraftausdrücke haben wir unterdrückt.

Harden 1913, 294: „Meier-Graefe's Bücher haben den Ton und den Duft anmutig gährender Persönlichkeit.“

M.-G. ist ein Genie der Aktivität, rühmt Müller-Kaboth in ▼ „Nord und Süd“: „Er stellt eine in Dtschld ganz einzige Kombination von geistigem Aristokratismus und praktischem Unternehmertum dar, deren Aktionsanstoß aus einem sehr positiven Idealismus stammt. Alles, was er gibt, sind Explosionen eines gespannten Ichs, Selbstbefreiungen, die aus der Not ihres expansiven Dranges ihre Resonanz und ihr Pathos gewinnen.“

WB sagt von August Bienings vortrefflicher Gegenschrift: „Kunstapostel Meier-Graefe und der Bremer Kunststreit“. Verlag Otto Melchers 1913: „Der Bremer Galeriedirektor Dr. Pauli war ja auch einer von den Bezauberten des ungarischen Meier-Graefe, der durch all die Jahre als die größte Tranlampe des Kunstverständnisses am deutschen Himmel funzelte. Es ist unglaublich, was sich dieser Held der Feder für Stücken geleistet hat, wie er systematisch den Überwitz zur höchsten Kunst erhob und entdeckte, entdeckte! Aus allen seinen Urteilen und Äußerungen geht klar hervor, daß ihm die Möglichkeit zu sachlicher Beurteilung eines Bildwerkes durchaus fehlt; aber er wurde von der rassenverwandten Presse gepriesen, die deutschen Zeitungsleser fielen wie immer darauf herein, und dann zog er einen ganzen Kometenschwanz jüd. und halbjudischer und verlorener deutscher Kritiker und Kritiker und Stadtoberhäupter und Galeriedirektoren hinter sich her.“

Nun hat sich die Erscheinung verzogen, ist zerplatzt, und nur ein ordentlicher Haufen übelriechenden Unrats ist zurückgeblieben, Biening deckt die Vorgänge, namentlich soweit sie sich mit

Bremen berühren, in streng sachlich-tatsächlicher Weise auf, und es wird wohl für viele kunstbegeisterte Bürger der alten Hansestadt eine eigenartige Überraschung sein, was sie aus dieser Schrift erfahren. Wie da Direktor Pauli den Mannheimer Privatgelehrten Dr. Alt behandelt hat, einen um unser Erwachen aus dem Franzosenrausch und auch um andere Dinge sehr verdienten Mann, wird vielen zu denken geben. Der Prozeß, der sich an die Sache knüpfte, und dessen für Dr. Pauli recht bittere Ergebnisse hier auch sachlich dargelegt werden, hat seinerzeit ohnehin nicht die Beachtung in der Öffentlichkeit gefunden, die ihm gebührt hätte.

Mit einer Schilderung des Satyrspiels, das der Einfluß Meier-Graefes auf die deutsche Kunst bedeutet, schließt das verdienstvolle Bändchen. Wir möchten es in die Hände aller wünschen, die überhaupt an Wesen und Entwicklung deutscher Kunst Anteil nehmen."

Was M.-G. von andern „Kunsthistorikern“ behauptete, trifft allereigentlichst auf ihn selber zu: „Man kann in Dtschld über die elementarsten Grundsätze der Kunst den unerschrockensten Unsinn veröffentlichen, ohne in die geringsten Fährnisse zu geraten.“ Ihn lesen zu müssen, ist qualvoll; so verdreht und verbohrt sind Sätze und Mißgedanken dieses ganz auf dem Niveau der Bab, Buber u. a. stehenden M.-G., der deshalb auch so leicht mit Juden verwechselt werden konnte. Während des Krieges hatte dieser zum Blöd- und Unsinn verstiegene Kunstsnob das Malheur, eine Zeitlang nach Rußland verschleppt zu werden: leider behielt ihn die Entente nicht, sondern ließ ihn schon bald mit ihren besten Wünschen zur weiteren Zerstörung deutschen Geisteslebens wieder über die Grenze schaffen.

Als M.-G. 60 Jahre alt werden sollte, erschien bei Piper in München eine Schrift über ihn, den „Impresario des Impressionismus“ mit „Widmungen“ verwandter Geister, die man nicht immer so schön beisammen findet: Hauptmann, Hofmannsthal, Bahr, Wassermann, Zweig, Moll, Leo König, van de Velde, Pauli, Worringer, Osborn. Die Verdienste des Geburts-

tagskundes um Marées (aus holländisch-jüdischer Familie), um Cézanne, Gogh, Greco und andere Nichtdeutsche in Dtschld, und um die Niederknüpfung großer deutscher Künstler, wie Menzel, Böcklin, Thoma und Klinger ließen es allerdings angezeigt erscheinen, daß einem europäischen Geist von so gigantischem Ausmaß seitens der „geistig führenden Kreise“ Dtschlds ein Ehrenfeuerwerk abgebrannt wurde. BGC.

Sein Hauptverdienst um das Judentum ist der von Wilhelm Meister in „Judas Schuldbuch“ (5. Aufl. 1921, S. 49) zitierte Ausspruch: „Sie alle, Böcklin, Klinger, Thoma usw. mit ihrem billigen, barbarischen Anthropomorphismus zeigen uns, daß der Fall Böcklin der Fall Deutschlands ist. Was diesen Männern völlig fehlt, das heißt Kultur. Kultur fehlt auch den Deutschen.“

Mag M.-G.'s Abstammung nicht nachzuweisen sein, dieser Ausspruch genügt.

Me[i][y]erowicz, Mädchenhändler (sb).

Meijers, J. M., Dr., USP, RN, Leiden, JPB 19/9 30.

Meilech-motum, j: Frankfurt a. M. (weil dort früher der dtische Kaiser [Meilech] gekrönt wurde). — Ziele G.

Meineid. „Die Juden haben immer, wenn es zum Klappen kommt, ein unglaublich schlechtes Gedächtnis. Wenn aber ein Goi einmal an dem Mangel eines phänomenalen Gedächtnisses leidet, dann rufen alle Juden sofort „Meineid“; cf. die Stöckeraffaire.“

D. Esserz 1894, S. 51; f. Judeheid. In unserem Werke sind unzählige Falscheide angeführt, vgl. Heilmann, Wertheimer, Bauer, Wittrock und viele andere. Hier sei nur ein typischer neudeutscher Fall angeführt: Fr. Nr. 52, 1927. „Im März 1927 schrieb ich über einen Vorfall, der sich zu Grünners Amtszeit in Düsseldorf ereignete:

Der Mittelschullehrer Krüger in Düsseldorf war vom Regierungspräsidenten Grünner zum Kreisschulrat vorgeschlagen worden.

Am 11/5 1922 zog der Regierungspräsident diesen Vorschlag zurück und berichtete dienstlich:

„Meine Stellungnahme kann ich nicht mehr aufrecht erhalten, nachdem mir bekannt geworden ist, daß Krüger der

Wahrheit zuwider zwei Lehrer des hiesigen Regierungsbezirks beschuldigt, Verfasser des vor einiger Zeit in der „Elsfelder Volkstribüne“ erschienenen Artikels „Hinter den Kulissen der Düsseldorfener Regierung“ zu sein. Erschwerend kommt noch hinzu, daß Krüger diese Beschuldigung erhoben hat, weil er wußte, daß die beiden Lehrer die Ursache des Widerstandes waren, der sich gegen seine Ernennung zum Kreisschulrat in Vennepe geltend gemacht hatte.“

Zu Deutsch: Der Mittelschullehrer Krüger ist ein lügnerischer Denunziant. Und zwar denunziert er aus egoistischen Gründen 2 Lehrer, die gegen seine Berufung zum Kreisschulrat aufgetreten sind. Einen solchen Menschen halte ich, der Regierungspräsident Grünner, nicht zum Schulrat geeignet. Und aus diesem Grunde ziehe ich meinen Vorschlag zurück.

Sehr hübsch, Herr Grünner, wenn nicht alles, was Sie dort berichten, unwahr und zum großen Teil bewußt unwahr wäre.

Am 22/3 1922 schrieb Ihnen der Mittelschullehrer Krüger, nicht etwa, die beiden Kollegen hätten den Artikel verfaßt, sondern sie hätten ihn mit Veranlaß und verbreitet. Die Wahrheit dieser Behauptung ist zum Teil durch Zeugenaussagen, zum Teil durch die Aussagen der angeschuldigten Lehrer selbst erwiesen.

Am 27/3 1922 haben Sie, Herr Grünner, die beiden Lehrer dienstlich zu sich bestellt und über die Angelegenheit befragt.

3 Tage später, am 30. März, haben Sie den angeblichen verleumderischen Denunzianten zum Kreisschulrat vorgeschlagen. Sie sagen also die Unwahrheit, wenn Sie in Ihrem Bericht vom 11/5 1922 behaupten, die angebliche Denunziation Krügers sei der Grund, weswegen Sie ihn für den Posten des Schulrats nicht mehr für geeignet erachten.

Der Grund Ihrer Sinnesänderung ist ein ganz anderer. Lange nach dem 30. März, an welchem Tage Sie den Mittelschullehrer Krüger zum Schulrat vorschlugen, hatten Sie mit Mitgliedern der Leitung der Sozialdemokratischen Partei im Gasthof Weidenhof zu Düsseldorf

eine Unterredung. Hierbei wurde der Vorschlag, Krüger zum Kreisschulrat zu machen, besprochen. Auf die Einwirkung von Mitgliedern der sozialdemokratischen Parteileitung haben Sie dann Ihren Bericht vom 11/5 1922 erstattet, in dem Sie wahrheitswidrig behaupten, die Denunziation Krügers (von der Sie vor Ihrem Beförderungsvorschlag wußten) sei der Grund zur Änderung Ihrer Stellungnahme gewesen. Ist es schon nicht hübsch, wenn ein Regierungspräsident, der auf Druck seiner Partei handelt, sich hinter Ausflüchten versteckt, die einen unterstellten Lehrer ungerecht belasten, so ist Ihr weiteres Verhalten geradezu skandalös.

Der Brief des Lehrers Krüger, der den Anlaß zu der ganzen Angelegenheit gegeben haben soll, ein amtliches wichtiges Schriftstück also, dessen Inhalt Sie widerrechtlich Privatpersonen, nämlich Parteifreunden, zur Kenntnis gaben, ist aus den Akten verschwunden. Niemand weiß, wo er geblieben ist. Nur gut, daß Krüger einen Entwurf dieses Schreibens besitzt.

Seit dem 24/7 1922 kämpft der von Ihnen zu Unrecht als ein verächtlicher Mensch hingestellte Lehrer Krüger um sein Recht. Seit dem 24/7 1922 hat der zu Unrecht beschimpfte Mann eine Eingabe nach der anderen an das Ministerium gerichtet. Diese Eingaben sind Ihnen zur Erledigung zugeschrieben, des öfteren hat das Ministerium Sie an die Erledigung erinnert. Aber erst nach einem Zeitraum von fast 2 Jahren, nämlich 1/3 1924, haben Sie sich herbeigelassen, den ersten Bericht über die Angelegenheit zu erstatten.

Warum Herr Grünner, diese Verzögerung? Ist vielleicht das der Grund, Herr Regierungspräsident, daß Sie bei den bisherigen Untersuchungen und auch bei der ersten Zeugenvernehmung stets angegeben haben, die glaubhafte Versicherung der beiden Lehrer, sie seien an der Abfassung des Artikels in der „Elsfelder Volkstribüne“ nicht beteiligt, habe Sie in der Beurteilung des Lehrers Krüger so erschüttert, daß Sie daraufhin sofort den Vorschlag Krügers zum Kreisschulrat zurückgezogen hätten? — Ist das der Grund Ihres Zö-

gerns, daß diese Behauptung, die falsch ist, wie ich Ihnen eben klargelegt habe und wie es auch die Untersuchung ergeben hat, von Ihnen mit dem Zeugeneid beschworen worden ist? Daß Sie also, da Sie wissen mußten, daß Sie Krüger nach der Besprechung mit den beiden Lehrern am 30/3 1922 vorschlugen und nach der Besprechung mit Ihren Parteigenossen am 11/5 1922 ablehnten, im dringenden Verdacht stehen, einen Meineid geschworen zu haben.

Wo der wichtige Brief geblieben ist, Herr Grünner, wollen wir Sie nicht fragen. Krüger hat behauptet, daß Sie ihn zwecks Verschleierung des Sachverhaltes vernichtet hätten. Diese Behauptung läßt sich nicht beweisen, und so sieht der Regierungspräsident Bergemann in Düsseldorf, der am 24/9 1925 gegen den Mittelschullehrer Krüger ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel der Dienstentlassung eingeleitet hat, diese Behauptung als eine schwere Dienstverfehlung an.

Ein Disziplinargericht kann in diesem Falle gar nicht auf Dienstentlassung erkennen. Das sieht auch Herr Regierungspräsident Bergemann in Düsseldorf ein. Zugleich aber erkennt er, welche traurige Rolle Sie, Herr Grünner, in diesem Disziplinarverfahren spielen würden. — Vor diesen Peinlichkeiten möchte Genosse Bergemann Sie bewahren. Deshalb schlägt er dem preussischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung am 24/12 1926 folgendes vor:

„Ich halte es daher für ausgeschlossen, daß das Disziplinargericht auf Dienstentlassung gegen ihn (Krüger) erkennen würde. Die Versetzung in ein anderes Amt kommt als Disziplinarstrafe des Angeschuldigten nach § 16, Ziff. 1, letzter Satz, des Disziplinargesetzes nicht in Frage. Vielmehr würde voraussichtlich der Angeschuldigte nur mit einer Ordnungsstrafe bestraft werden. Bei dieser Sachlage erscheint es mir aber ratsamer im Interesse des Dienstes liegend, daß von einer mündlichen Verhandlung vor dem Disziplinargericht mit den unvermeidbar weiterschweifenden und unerfreulichen Erörterungen über längst zurückliegende Dinge abgesehen

wird. Es würde meines Erachtens nicht zu verhindern sein, daß der Angeschuldigte und sein etwaiger Rechtsbeistand nachdrücklich und breit die nicht zu leugnenden sachlichen Fehler des Regierungspräsidenten Grünner betonen, was zu neuen Mißlichkeiten und dem Eifer der Beteiligung zu bedenklichen Autoritätsverletzungen führen könnte. Auch scheint es mir nicht zweckmäßig, das Disziplinargericht durch Herbeiführung einer mündlichen Verhandlung gleichsam zu zwingen, mit der vollen Autorität einer Spruchbehörde die vorgekommenen Fehler des Regierungspräsidenten Grünner bei der Urteilsbegründung festzulegen. Daher schlage ich vor, das Disziplinarverfahren mit einem in der Begründung zurückhaltenden Bescheid einzustellen und den Angeschuldigten wegen der übrigbleibenden Verfehlung mit einem Verweis zu bestrafen. Diese sonst geringe Strafe ist für den Angeschuldigten bei seiner Veranlagung und bei der ganzen Sachlage ausreichend. Formelle rechtliche Bedenken gegen diese Regelung bestehen nicht, da nach dem dortigen Erlaß vom 1/5 1924 — U III D 372 623 — die Mittelschullehrer nicht als Kommunalbeamte anzusehen sind.

Durch die vorgeschlagene Regelung könnte die sich nun seit fast 5 Jahren hinziehende Angelegenheit eine zwar dem Wunsche des Angeschuldigten nicht ganz entsprechende, aber im übrigen durchaus im Interesse der Sache und aller Mitbeteiligten liegende Erledigung finden. Ich bitte um baldige Entscheidung und um Rückgabe der hierher gehörenden Akten.“

So also wird's gemacht. Um Herrn Grünner zu schonen, soll das Disziplinarverfahren gegen den Mittelschullehrer Krüger, das ihn rehabilitieren würde, abgewürgt werden.

Und der Eid des Herrn Grünner? Wird er den Herrn Minister nicht interessieren? Oder den Staatsanwalt? Wie sagt doch der „Vorwärts“? „Frei erfundener Schmutz.“ Jawohl, ja: Siehe die Akten des Regierungspräsidenten Düsseldorf IIb 8676!

Das schrieb ich vor 9 Monaten. Herr Grünner hat sich nicht gegen den „Fri-

dericus“ gerührt, der Staatsanwalt ebenfalls nicht. Aber der von Herrn Grünner ungerecht behandelte Mittelschullehrer Krüger ist nach dem Vorschlag des Regierungspräsidenten Bergemann mit einem Verweis bestraft. Seine durch die unwahren Berichte Grünners angegriffene Ehre hat man nicht wieder hergestellt. 's ist ja nur ein kleiner Beamter!

Gegen Herrn Grünner erstattete ein „Fridericus“-Leser Anzeige wegen Verdachts des Meineids. Nach Monaten stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren ein. Auf Beschwerde des Anzeigenden wurde das Verfahren wieder aufgenommen. Es ist noch nicht beendet. Dem neuengierigen Abgeordneten aber, der sich im Parlament nach dem Stande der Angelegenheit erkundigte, wurde bisher keine Aufklärung.

Meinert, Erna, Kinolustspieldichterin, f. Kino.

Meinert, Rudolf, gebor. Burslein, Eis. Wes. 15/8 30.

Meinhard, Gust. = Wilhelm Herzberg.

Meinhardt, Adalbert = Marie Hirsch.

Meinhardt, Karl = Drenstein.

Meininger, die, f. Chronog.

Meir, Leibarzt König Heinrichs von Kastilien, 14. Jh., „geriet, als sein Herr nach 10jähriger Regierung starb, in den Verdacht, den König vergiftet zu haben, was er auch auf der Folter bekannte. Die Folge waren „Verfolgungen“ der Juden, die sämtlich vertrieben werden sollten, sich aber durch Bezahlung loszukaufen wußten“, AGS 01.

Bei Todesfällen der von Juden in jener Zeit behandelten Monarchen denkt um so eher an was Schlimmes, wer selber Jude ist. So berichtet Graetz von König Alfonso XI., daß er an der Pest starb, aber „auch nicht eine leise Stimme klagte die Juden als Urheber dieses Todes an!“ — Weshalb konstatiert G. hier etwas, was kein Mensch behauptet hat? — Aber auch den Behandelten kamen, solange sie noch am Leben waren und wenn die Hypnose mal nachließ, öfter schwere Bedenken gegen die jüd. Praxis, z. B. befohl König Alfonso X. (1252—84) — trotzdem er selbst einen jüd. Leibarzt hatte — seinen Untertanen, daß kein Christ ein von Juden bereitetes Heilmittel nehmen dürfe.

Meir, Rabbi, gebor. Moses, 2. Jh. n. Chr., „die originellste Persönlichkeit dieses Zeitalters“, Graetz 2, 85 — aus Kappadocien. „Seine Erwerbsmittel gewann er vom Schönschreiben und Kopieren der Heiligen Schrift, das für ihn gewinnreich wurde, weil er eine Neuerung, Kupfervitriol in die Tinte zu mischen und sie dadurch dauerhaft und glänzend zu machen, eingeführt hatte. ... Die Zeitgenossen sagten, man könne nie auf die wahre Meinung R. Meirs kommen, weil er in scharfsinniger Dialektik Beweise für und gegen eine Gesetzesbestimmung heranzubringen mußte, und er sei imstande, durch Vergleichen und Folgerungen ein ausdrücklich in der Schrift angeordnetes Gesetz in das Entgegengesetzte umzukehren.“ Dieser Vater t a l m u d i s c h e r Dialektik legte eine umfassende Sammlung der Gesetzesbestimmungen unter dem Titel „Mischna“ (sb) an.

Meir de Malea, Don, Schahmeister Alfonsos X. von Kastilien (1252—84). Dasselbe Amt hatte Meirs Sohn, Don Sag [Isaac], unter dessen Amtsführung es zu Unannehmlichkeiten kam. „Der Infant Don Sancho, feindselig gegen seinen Vater, zwang den jüd. Schahmeister, ihm die öffentlichen Gelder einzuhändigen. R d -

nig Alfonso, aufs äußerste erzürnt, ließ, um dem Sohne einen Denkwort zu geben, Don Sag plötzlich verhaften, in Ketten schlagen und gefesselt gerade durch die Stadt führen, in der sich der Infant damals befand. Vergebens bemühte sich Sancho den jüd. Almogaren, der seinetwegen unschuldig litt, zu befreien; Alfonso ließ ihn gerade deswegen hinrichten (1280). Seinen Unmut ließ er sämtliche Juden Kastiliens für die Tat eines ihrer Stammesgenossen büßen, die kaum als ein Versehen betrachtet werden kann. Der „weise“ König Alfonso erteilte Befehl, sie an einem Sabbat einzukerkern, und legte ihnen Strafgehalte auf. Indessen bekam ihm diese Gewalttat sehr übel. Sein Sohn war darüber so erbittert, indem er in Don Sags Mißhandlung und Hinrichtung eine persönliche Verletzung erblickte, daß er sich offen empörte und den größten Teil des Adels, des Volkes und der Geistlichkeit auf seine Seite zog. — Die Lage der Juden unter Sancho, nach seines Vaters vor Gram erfolgtem Tode war leidlich und hing von seinen Launen ab.“ Graetz. — Was da in Wirklichkeit sich abgespielt hat, läßt sich nur ahnen. Graetz schreibt übrigens 1452, statt 1252.

Meisowitz, Max, Millionär, seßhaft in einer von Peter Behrens ausgestatteten Villa in Köln-Rindenthal. 1913.

Meißel, Dr., Oberrabbi, Pest. — Das Gedicht „An der Kaiserstafel. Nach der Melodie: Auf dem Schloß zu Grabeslo“ aus „Seiteles teutonicus, Harfenlänge aus dem vermauschten Deutschland, von Marr dem Zweiten, 1879“, schildert einen Vorgang aus dem Leben dieses Rabbis, der nach Wien aufs Schloß geladen, dort gegen den Ritus, von den aufgetischten Speisen genossen haben sollte. Die Untersuchung ergab aber, daß der Rabbi sich zwar die Teller vollgeladen, auch mit Messer und Gabel hantiert, aber nicht wirklich gegessen hatte. Hierauf entsetzte die Gemeinde den Ankläger des Rabbis, den Vorbeter Schor.

... Schor, der Chafen der Gemeinde,
Schreit es vor den Gläub'gen laut,
Daß am Mahl der Glaubensfeinde
Rabbi Meißel sich erbaut,

Daß, von wilder Gier gestachelt,
An des Kaisers Gasterei
Er geschaskenet, geachtet
Ungeachtet für ihrer Zwei ...

Auf den Chafen selbst zurück
Ziel der Klage volle Wucht;
War auch Schor voll list'ger Tücke,
Meißel war noch mehr betucht.

Ja, betucht war Rabbi Meißel
Und er sprach mit kaltem Blut:
„Schmal Der Schor ist aus dem Häusel,
Daß er solch' Geschmuße tut! ...

Nichts, was Christenhand beschmuget,
Über meine Lipp' sich stahl;
Dennoch hab' ich wohl benuzet
Speiß' und Trank vom Malachmahl.

Im Talar verborgen hab' ich's
(Vorgesorget hatt' ich klug!);
Armen Christenkindern gab ich's
Ehr' und Dank mir's reichlich trug!“

Reichlich Dank und Ehre trugen
Rabbi's Worte ihm auch jetzt;
Doch den eifernd-superklugen
Chafen hat man abgesetzt. ...

Diese Leute glaubten sich also zu verunreinigen, wenn sie an einem nichtjüdischen Mahle teilnahmen, zu dem sie der Kaiser ihres Vorkommens geladen hatte. — Ghillany, Europäische Chronik 3, 120.

B: Die Jüdische Synagoge.

Meißel, Frau, Frauenrechtlerin, Thorn, Bäderstraße. Vorst: Rechtschutz Frauenwohl. 1914.

Meißel, Ferdinand, Dr., ISG-Prof. (Astronomie), Darmstadt. Ma an Lamprecht und Helmoltz „Weltbild der Gegenwart“. — Seine 5 Kinder sind evangelisch; eine Tochter O. A. Reg.-Baumeister Ulrich, Bremen.

Meißel, Mordechai Markus, gebor. Mordechai Bemnach ben Gerschon, 1528—01, laut Ro „der reichste, freigebigste und wohlthätigste Mann der Prager Gemeinde, einer jener Kaufleute im 16. Jh., die trotz aller finanziellen Beschränkungen und der Ghettolust, die sie atmeten, sich durch Fleiß, Tugenden und Genie eine glänzende und hochgeschätzte Stellung in der Gesellschaft errangen; ein Mann von außerordentlich entwickeltem Wohlthätigkeitsinn, dabei besaß er einen feinsinnigen Geschmack; er stammte aus der berühmten Druderfamilie der Soncinos. Er erbaute aus einer kleinen eine große prachtvolle Synagoge, die noch heute in Prag den Namen Meißel-Synagoge führt“, die zu betreten Kaiser Rudolf I. 1591 den Gerichten für alle Zeit verbot. Die Juden waren also vor jeder Untersuchung sicher und hätten in ihrem Tempel ungestraft Mord und Totschlag verüben können, so lange sie nach draußen kein Argerniß gaben.

M. reiste nach Rom und erreichte bei Pius IV., daß die aus Prag und Böhmen ausgewiesenen Juden wieder zurück durften. Er ließ — dem Kaiser und dem Staate Gelder, aber Rudolf II. ließ doch nach Meißels Tod sein ganzes Vermögen, dessen gemeine Herkunft er wohl erkannt hatte, einziehen, — ein kaiserlicher Akt, den Ro eine „draßliche Illustration des Grundsatzes: Macht geht vor Recht“ zu nennen magt. M.'s Frau, Fromet, war berühmte Philanthropin. „Nuch nach seinem Tode hörte sie nicht auf, Wohlthaten zu üben.“ Sie starb 1625.

Meißel, Salomon, #1688 in Leipzig, — blieb dem christlichen Glauben treu, zu dem er sich bekannte, kurz nachdem er wegen Diebstahl zum Strang verurteilt war, weshalb er nur den Tod durch das Schwert erlitt und auf dem Gottesacker seine Ruhe fand. — Heidenreich, Leipz. Chronik, S. 263.

Meißel, Wolf Alois, *1815 R.-Zannowitz — 67 Budapest. „Ein gewandter Prediger, voll inniger Gemütsstärke und warmer Begeisterung. Neben der treuen Erfüllung seiner Berufspflichten wirkte er durch Wort und Schrift für Gleichstellung seiner Glaubensgenossen und rief als Rabbi in Stettin, wie in Budapest, humanitäre Anstalten ins Leben. Poetisch begabt, übertrug er mittelalterliche Dichtungen aus dem Hebräischen ins Dtsche. Er verschied nach einer Predigt, stammelnd mit bebenden Lippen das Wort: heilig.“ B: Prinz und Derwisch; Prüßstein 78. — Kaiserling.

Meißel-Hefß, Grete, oder: Frau Gellert, Frauenrechtlerin. Ma: BZ, Berlin. 1879 Prag — 22. B: Generationen und ihre Widner, 2. A. 1905; Moderne Weltanschauung; Fanny Roth, Jung-Frauengeschichte; Suchende Seelen; Annie-Wanka, Reisegesch.; Weiberhaß und Weiberverachtung, Erwiderung an Weininger, 04; Sonderbare Hochzeitsreise, Novellen, 05; Sexuelle Krise, 5. A., 09; Intellektuelle, Ro. In „Novellen“ 1912 findet sich eine „Deutsche Mittergeschichte“, die das „Deutschtum“ bespöttelt (Verlag Dr. Sallh Rabinowitz).

Für ihre „Geister“ (auch bei Rabinowitz, Leipzig) legte ein Verehrer im BZ 15/5 1913 mannhaft eine ganze ein: „Mit derselben Siegeszuversicht und Unerschrockenheit, mit der sie seit Jahren für die Rechte ihrer Geschlechtsgenossinnen eintritt und tief eingewurzelte Vorurteile der Gesellschaft aus dem versandeten Boden der Herkömmlichkeit ausrodet, bemüht sie sich, die künstlichen Blüten jener oft gefährlichen Gefühlszüchter auszumerzen, die oft selbstverständliche und schmutzige Vorgänge der Seele mit der Rankenfülle von „Wundern“ umspinnen, und die uns gekliffentlich unter dem Vorwand wissenschaftlich-künstlerischer Ausdeutungen in den Regendenbau des Übernatürlichen, überfinnlichen hineinziehen und hier verstricken wollen. . . In rein sinnlicher, d. h. künstlerischer Hinsicht ist das Buch nicht minder erfreulich.“

In der „literarischen Rundschau“ des BZ 6/8 1913 empfiehlt hingegen Grete M.-H. als Reizektüre die „Richtstrahlen aus dem Talmud“, von Stern: so heiße „eines der neuen Hefchen“ von Reclam, das aber bekanntlich schon recht alt ist. Wir besitzen die Nummer seit unsrer Jugend 1885.

Sie schreibt: „Es repräsentiert sich als eine sehr sorgfältige Auswahl. Das Krause, Verwirrende, Abstoßende,

Groteske des ältesten Kulturbuches der Menschheit wird sorgfältig gemieden und das Licht gewissenhaft konzentriert. Die kleine Auswahl erweist sich als ein Handbuch edlen Anstandes, edel deshalb, weil äußere Formengesetze darin innerlich begründet werden. Das Gebot der Achtung vor dem Weib klingt fast aus jeder Seite wider. Werttätige Hilfe und Nächstenliebe wird hier so streng empfohlen, daß das Christentum aus vollem Vorrat greifen konnte. Gerechtigkeit wird mit Leidenschaft gefordert.“

Über ihren „Intellektuellen“-Roman, 1911, schreibt Victor Roach in der „Neuen Generation“ 11, 487: „Das Lächeln, das gütige und sorgenvolle einer vornehmen Frau, auf jeder Seite beglückt es. . . Wie volles Korn im Sonnenglanz neigen sich die Gedanken dem Leser zu. . . Die Dialoge bewegen sich auf Höhen, wohin der Blick des Durchschnittslesers nur aus der Froschperspektive folgen kann. Ein Frauenbuch im besonderen Sinne. Die Basis der Gedankenpyramide bildet das Sexualproblem. . . Ein reines Buch. Im „Bunde“, der „auf eine Veränderung der moralischen Wertungen des Sexuallebens hinarbeitete“, der sich die Aufgabe gestellt, „die Gesetze der geschlechtlichen Sitten, aus deren Übung das menschliche Leben sich erneuert“, zu revidieren, — in dem „Bunde“ findet Olga — die Leitfigur des Buches — die Anregungen und Kampfgenossen, deren sie bedarf. Olga ist der problematischste Charakter unter den geschilderten. Olga war berufen, „eine Wegebahnerin der Kommenden“ zu werden, „jener Frauen, die mit instinktivem Willen ein ganzes Menschtum fordern, die nicht mehr satt werden in generativer Beschränkung, die es aber auch nicht ertragen, aus dem Zauberkreise der Gattung ausgeschlossen zu bleiben.“

Wenn man jüd. Kritiken über Juden liest, kommt man aus dem Staunen gar nicht heraus, daß so prominente Gestalten überhaupt noch in diesem Jammer-tale weilen und nicht schon längst wo anders hinversezt oder „geflogen“ sind. Die Meißel-Hefß gehörte in die Gebiete des Morgen- oder des Hundsterns.

Aus dem Wäschzettel über Grete M.-H.'s „Wesen der Geschlechtlichkeit“, 1916, Eugen Diederichs, Jena: „Dieses bedeutsame neue Werk der bekannten Schriftstellerin, Fortsetzung der vor 7 Jahren im gleichen Verlage von derselben Verfasserin erschienenen „Sexuelle Krise“, ist berufen, auf moralischem Gebiete sittliche Richtlinien von bleibender Bedeutung zu geben. . . Grete Meißel-Hefß ist eine der Führerinnen im Mutterschutzbunde. . . Der innere Gewinn des Krieges, neuer moralischer Aufbau, ist in diesem Werk geboten.“

In einem Aufsatz „Frauentkultur im neuen Dtschland“ ruft sie den Frauen zu: „Die Kultur der Frau muß sich dahin entwickeln, daß sie ihren Söhnen von Kindheit an den Abscheu gegen den Krieg einprägen und sie „Speere werfen“ lehren gegen diejenigen, die ihnen zumuten, Menschen zu töten.“ BZ, Febr. 1930.

Meißels, Dow Ber, 1798 Szekelocin — 70 Warschau, poln. Oberrabbi. — DWe 1913, 5: „Der junge Meißels galt schon in seinem 13. Lebensjahre als bedeutender Talmudkennner. Als Knabe noch wurde ihm die Tochter des reichen Kaufmanns Salomon Bornstein aus Wieliczka als Frau angetraut. Einige Jahre lebte er bei seinem Schwiegervater in Krakau, ganz dem Studium ergeben. Hierauf assoziierte er sich mit dem Schwiegervater, trieb Export mit Dtschland, lernte Welt und Menschen kennen, eignete sich auch Kenntnisse in der polnischen Sprache an und hatte öfters Gelegenheit, mit polnischen Adelligen, die zu jener Zeit zahlreich in Krakau lebten, zusammenzukommen. Nach dem Tode seines Schwiegervaters wurde er Bankier. Inzwischen änderten sich die politischen Verhältnisse, und Meißels wurde Rabbi in Krakau für den ruheliebenden Teil der Gemeinde, während die anderen den Saul Landau als Gegenrabbi wählten. Nebenbei betätigte er sich polenfreundlich: „Mit der Nationalmühe auf dem Haupte besuchte er die Synagogen und predigte überzeugend den Juden, daß sie als „Polen“ die Pflicht haben, die Freiheitsbewegung aus allen Kräften zu unterstützen. Seine Reden wirkten stark auf die Juden Krakaus, die unter Jubel sich als Polen erklärten und mit Geldspenden zu

den Vorbereitungen der Revolution beizutragen. Meißels wurde eine gefeierte Persönlichkeit. Die polnischen Revolutionäre begrüßten ihn mit Jubel, und in Anerkennung seiner Verdienste wählten sie ihn als Vertreter der Juden in den 12gliedrigen Senat. . . . Einer der hervorragendsten polnischen Politiker dieser Zeit, Florian Ziemiałowski, nennt Meißels einen stolzen Polen, auf dessen Wangen eine Kröte trete, wenn er von Krakau, dem alten Sitze polnischer Könige, spricht."

Er kam noch in allerlei andre Deputationen und 48 mit Hilfe der Katholiken auch als Mgl. der radikalen Linken in den Hsterr. Reichstag, wurde 56 Oberrabbi in Warschau, wo er lebhaft den Aufstand von 61 schürte und eine Adresse an den Zaren mit ausarbeitete. Die Regierung nahm diesen geistlichen Agitator auf einige Zeit in Haft.

Meißels, Paul, Dr., Advokaturskandidat, Wien, wurde „von Johanna Freiwald, mit der er 8 Jahre lang Beziehungen unterhalten, die er lösen wollte, erschossen; dann brachte sich das Mädchen selbst eine tödliche Verletzung bei. 2 Tage später erhielt Vater Benjamin M. einen Brief, als Söhne für Johanna Freiwald, die sein Sohn zugrundegerichtet habe, einem Abgesandten des Schreibers bei der Station Praterstern 2000 K. zu übergeben: „Sollten Sie nicht kommen oder den Brief der Polizei übergeben, sind Sie bis Samstag mittags eine Leiche. Das Todesurteil bleibt aufrecht. Die „schwarze Hand.“ Meißels antwortete nicht, worauf am 15/5 ein 2. Brief kam, in dem ein anderer Ort der Zusammenkunft bestimmt war und dem alten Herrn aufgetragen wurde, mit den 2000 K. zu erscheinen, widrigenfalls bis zum Abend das Urteil vollstreckt werde.“

Der Expresseur, vorbestrafter Agent Leopold ? Bayer, verteidigt von Dr. Gustav Morgenstern, erhielt (Deutsches Volksblatt 26/7 1914) 10 Monate schweren Kerkers.

Meißels, Samuel, Hamburg. *1877 Przemysl. B: Friedensgedanke im Judentum; Westfäl. Missionen; Jiddische Bühne. Ue: Gottesgericht, Dr; Kuchele, R. — SB: „Das ist ein persönliches Bekenntnis, und Bekenntnisse soll man nicht kritisieren, weil sie Überzeugungen ausdrücken, und einem seine Überzeugung verübeln, heißt in das geistige Privateigentum seines Nächsten schmähtlichen Einbruch verüben.“ (Jsr. Fam.-Bl. 6/3 1913.)

Danach dürften eigentlich auch wir Nichtjuden sagen, was wir denken, — aber wohl nur, wenn wir uns wieder unter uns, und uns nicht, wie heute noch, unter Sondergesetzen befinden.

Meißenberg, Sammy, Chicago. — Bei dem „Sturm“ auf Veracruz, Frühjahr 1914, hatten nach amerikanischer Darstellung 17 Otrustfreiwillige des Otrustgegners Wilson das Leben verloren. BE 23/5 meldete, daß laut Zuschrift aus Chicago unter den Toten auch 3 Hebräer gewesen seien.

„Einer von ihnen war ein Bürger Chicagos, Sammy Meißenberg. Auf die Nachricht von dessen Tode bot der Bruder des Gefallenen, Meyer Meißenberg, seine Dienste als Kriegsfreiwilliger an. Darauf hat er vom Präsidenten Wilson folgendes Schreiben erhalten:

Weißes Haus, Washington, 4. Mai 1914. Lieber Freund! Ihr Brief vom 29. April hat mich tief bewegt. Ich beglückwünsche unsere Nation, daß genug Leute im Lande sind, die wie Sie und wie Ihr Bruder Samuel über den Dienst für die Nation denken, wenn der Ruf an sie ergeht, selbst ihr Leben hinzugeben. Ich danke Ihnen aufs aufrichtigste und sende Ihnen nicht nur mein herzlichstes Beileid zum Tode Ihres Bruders, sondern auch die warmsten Ausdrücke meiner Freundschaft. Ihr aufrichtig ergebener Woodrow Wilson.“

„Für den gefallenen Bruder“, meinten die DSW 24/6, „zieht der Überlebende sofort das Honorar ein, und das Organ der Juden in Dtschland teilt dem staunenden Europa mit, wie hoch sich dieses beläuft. Vielleicht stiftet Wilson, der zur Präsidentenwahl sein philosemitisches Herz entdeckt und seitdem nicht wieder verloren hat, dem tapferen Meyer M. sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift und der Widmung: dem verhinderten Helden von Veracruz.“

Meißenheim, Bez. Koblenz. — Als 1635 der kaiserliche Generalissimus Wallas die Pfalz verheerte und dabei

auch das zweibrückische Meisenheim am Glan bedrückte, verriet ein Jude der feindlichen Soldateska die Stadt. Nikolaus Lorch, „Ruina Palatinatus Bipontini“, herausgegeben, übersetzt und erläutert von Rudolf Buttman (Mitteilg. d. Hist. Vereines der Mediomatiker für die Westpfalz II, 1901): „Mit seinem Volk besetzt jetzt Gall das trauernde Städtchen; Und er verlangt sofort die Waffen, welche die Bürger hätten; in der nun ganz dem Verderben verfallenen Stadt weint, wen mit der Schar der Gesellen bedrängt der grausame Räuber. Bürger ernährten sechs den Oberst: sie zahlten, so oft als für die zitternde Stadt der siebente Morgen erschienen, Dreizehn Taler, man hieß sie wohl auch verdoppeln die Summe. Täglich verbrauchte die Zahl der schnellen Kenner an Hafer zweimal der Scheffel fünf, bis man nicht weiteren finden konnte; als Spelz man gab, da verriet ein unseliger Sprosse von der Beschnittenen Stamm einen riesigen Haufen von Hafer, daß man kaufe davon; man mußte ihn kaufen — er reichte nicht.“ — WB 6/1 1931.

Meißel, Dr., Vertreter der Hoff. J., wurde 1929 (WB 24/8) in Jerusalem verhaftet, als er in einer Rede bei der Beerdigung eines Juden gegen die Polizei Vorwürfe erhoben hatte.

Meißner, A. G., Großvater von Alfred Meißner (Sd), 1753 Baugen — 07, Archivar in Dresden, dann UP (Lit.) in Prag, wo er über wichtige Ereignisse ein Tagebuch führte, das auch Mozart und Casanova erwähnt; zuletzt nassauischer Konistorialrat in Fulda. Er schrieb Romane und Bühnensachen u. a. „Spartakus, Seitenstück zu Masaniello“, 1792, und bearbeitete fremde Dramen. Brü; Hoff. J. 14/9 1929.

Meißner, Alfred, Dr. med., Schriftsteller, „aus Teplich, ein Enkel des A. G. Meißner, vielleicht entfernterer jüd. Herkunft, 1822—1885, hat aber nicht gehalten, was er versprochen, ja durch eigene Schuld ein sehr trauriges Ende genommen. Er veröffentlichte 1845 talentvolle Gedichte im Stil der Zeit, 1846 den epischen „Ziska“, der leider auch dem Eschewentum zugute gekommen ist, aber energische Bildkraft und Farbenreichtum erwies. Auch er hat viel im Ausland gelebt, und in Paris mit Heine verkehrt. Im Anfang der 1850er Jahre warf er sich auf das Drama und gab im „Weib des Urias“, das von Hebbels „Herodes und Marianne“ beeinflusst scheint, „Reginald Armstrong oder die Macht des Geldes“ (53), „Präsident von York“ (58) immerhin beachtenswerte Versuche. Fernerhin wandte er sich dem Zeitroman zu und ließ den „Pfarrer von Grafenried“ (55), später „Zwischen Fürst und Volk“, betitelt „Sanfara“ (zuerst als „Freiherr von Hofstwin“ 1855, dann erweitert 1858), „Schwarzgelb“ (1862—64) und noch manche anderen Werke unter seinem Namen erscheinen, die in Wirklichkeit von seinem Jugendfreunde Franz Hedrich (Podskal bei Prag 1823—95, Mitglied des Frankfurter Parlaments, dann aus Osterreich verwiesen), verfaßt, wenn auch von Meißner überarbeitet waren. Die Aufdeckung des Verhältnisses trieb M. zu einem Selbstmordversuch. Wenn man ihm auch die etwas sensationellen, von Sue bestimmten, aber nicht uninteressanten Romane abspricht, so bleibt er doch immer der Dichter einer guten Anzahl von Novellen und der kleinen epischen Dichtung „Merinherus“ (72) und „König Sada“ „Dramatische Werke“ erschienen 59, „Dichtungen“ 62, „Sämtliche Werke“ 72 ff., zuletzt noch, 84, eine „Geschichte meines Lebens“. Wartels, DW II, 594/95.

Nach der Gr. ▼Nat. Biogr., IV, ist Dr. med. A. Meißner Wolljude.

Meißner, Bruno, Dr., oUP (orient. Sprache), Berlin; *1868 Graudenz. G: Kfm. David M. //△Ernestine Butterforth. — Deutsche Auskunftszt.

Meißner, Franz, Herrmann, B: „Moderne Menschen“, Berliner Roman 1909, Verlag Bong. Das widerliche Werk tritt für Rassenmischung ein.

Meißner, Paul, UP (Architekt), LGSch, Darmstadt. 1914.

Meißner, Judenmeister — hieß im deutschen Mittelalter der Rabbi; „Hochmeister“ war der „Obernabbi über alle Juden“, Dr. Grünfeld, Bingen 1905, S. 6.

Meister, Hulda = Hulda v. Sacher-Masoch, geb. Meister.

Mejuckeff, j: 1. Geschlecht; 2. nobilitierte Judenfamilie, s. Nobiliting.

Metta, Ju., Hohenzollernstr. 8, Kassel. 1907.

Melamed, j: Schulmeister, jüdischer und christlicher. Thiele G.

Melamed, S. M., London. B: „Psychologie des jüd. Geistes“, — 1913, 366, als „Judenbuch eines Buchjuden“ [sehr geistreich!] in der „Zukunft“ gelobt. Melamed sagt S. 10: „Der Moralist Kant zeigt den jüd. Geist des Amoralismus“ (sic! von griech. a und lat. mores). Der Pessimist und Idealist Schopenhauer wirkt dem jüd. Geist Realismus und Optimismus vor; Renan zieht ihn der Simplizität, Hartmann des Realismus, Chamberlain des Formalismus, Combart des Teleologismus und des Nationalismus, Marx und Sombart der Reigung zum Kapitalismus. Nach Richard Wagner ist er unmusikalisch im höheren Sinne, nach Bartels unkünstlerisch; nach Dühring und Sombart wieder unruhig, beweglich, nomadisch und nach Weiniger sogar weiblich.“

Melbourn, Jos. = Jos. Feigl.

Melchior, George, Dr., Bellebuestr. 30, Hamburg. O Elsa Warburg. — T: Olga, 1920 O Adolf Meyer, Budapest Str. 15, Berlin.

Melchior, Karl, Dr., Bankier, Hamburg. ▼ Gemeindeflatt, Berlin, S. 417, 1930: „Dem Melchior, Vertrauensmann der Regierung bei allen internationalen Verhandlungen im Zusammenhange mit dem Versailler Vertrag, wurde die Bürgermeister-Stolten-Medaille, die bisher nur wenigen hervorragenden Hamburgern zuteil ward, verliehen.“ (WB 21/10 1930.)

M. ist Mgl. des Finanzausschusses des Völkerbundes, „dtischer Dames-Sachverständiger“, der in Versailles mit den Feinden, den „Amerikanern“ Paul und Felix Warburg, verhandelte, während er selber Geschäftskompagnon ihres Hamburger Bruders Maxe war; dieser bestätigte nachher, daß Melchior in Versailles „alle auf ihn gesetzten Hoffnungen voll und ganz gerechtfertigt hätte.“ WB 15/1 1929; Angriff 25/2 1928. — Zuletzt trat Melchior noch in das Direktorium der „Tributbank“.

Das über M. vorliegende Material ist so umfangreich, daß wir zur Sichtung und Prüfung noch längere Zeit nötig haben. Wir verweisen auf den Nachtrag.

Melchior, Karl H., Großfkm., Kopenhagen. DBe 1905, Nr. 10.

? **Melchior, Lauritz,** Sänger des Tristan in Bayreuth, 1930.

Melchior, Moritz, JG, 1816—84 Kopenhagen, trat 40 in die großväterliche Exportfirma Moses & Son G. Melchior, die er und sein Br. Moses dann über alle Erdteile ausdehnten. Er war Alderman, Mgl. des Landsting, G und Dir. der Freihandelsgesellschaft, Führer der Handelskammer und der jüd. Gemeinde, G: Privatbank und Freund von S. Chr. Andersen.

Br: Nathan, 11—72, Dr., Uß (Augen). Wurde vom König 56 studienhalber nach Ägypten geschickt.

△ **Melchisedek,** König und Priester des einzigen Gottes. Daß ein reiner, arischem Empfinden entsprechender Monotheismus in Palästina herrschte, lange bevor die Hebräer dort sich einschlichen, einnisteten, raubten, plünderten, stahlen, siehe Sig. II., 787 ff.

• **Melchisedeklogen** — enthielten nur Israeliten. Eine solche gab es 1707 in Hamburg, sie mußte aber noch im selben Jahre eingehen. Auch als „Toleranzlogen“ (sb) waren M.-Logen bekannt, eine solche bestand Ende des 18. Jh.'s in Berlin. An ihre Stelle traten später die Logen des U. D. One Brith, in den nur Jeschnittene hineinkönnen.

Melchisedec, Léon, Gesangsprof. am Konservatorium, Paris. *1843 Clermont-ferrand. O Eva Hecht. Lui est 1908.

Meldola, Raphael, aus alter span. Judenfamilie, JG; *1849, London. G: Rabbi R. — Uß (Chem.), Dr. h. c., Finsbury Technical College. Präses des großbrit.-ir.-ländischen Chemischen Instituts.

Mele, David, Strohmann seines Schwiegeraters „Graf“ Materasso; Besitzer des „Giornale d'Italia“, Rom, 1922 (WB 20/4).

Melik, Leo Leop., Intendant: Stadttheater; Basel, Sternengasse 17. *1855 Halle a. d. S. G: Rfm. Jos. M. // Marianne Daniel. O 89 S. Schalko, Strovittca (Stow.); R: Leo 90, Hilda 98. B: Schein und Wahrheit, Asp.; Knidebein, B.; König Drosselbart, Dr.; Sündenbod, Asp.; Theaterstücke der Weltliteratur; Opernführer; Schauspielführer; Operettenführer; Spiele der Liebe, mus. Asp.; Stille Tante, Nov.; Mein Mann — meine Frau, Hum.; Wallfahrt nach Metka, Operette.

Melle, v., Berner, Dr. jur., RA, Senator, Hamburg. *1853 S. — G: △▼. Er war Synodus, saß von 86—91 in der Redaktion der „Hamburger Nachrichten“, — ist seit 04 Präses der Oberschulbehörde mit der Abt. 1, für die wissenschaftlichen Anstalten (s. Boigk), wurde Dez. 13 durch den Senat zum 2. Bürgermeister gewählt und war bestrebt, in Hamburg eine Universtität zu errichten (à la americaine), — was endlich auch gelang. Melle trat offiziell auf großen Judentagungen auf.

Jsr. Familienblatt 13/11 10: „Dann erhob sich die feine Diplomaten-gestalt des Senators Dr. von Melle, um im Namen der Hamburgischen Staatsregierung die Begrüßung zu begrüßen, eine Höflichkeit, die bekanntlich auf dem vorigen Verbandstage in Berlin die preußische Regierung unterlassen hatte.“

Mellenthin, S. v., O▼, politischer R der „Staats-Z.“, New York. 1920.

? **Meller, Raquel,** Mata Hari, Tänzerin und Spionin, „ ihr Leben war immer in mysteriöses Dunkel gehüllt. War sie eine deutsche Agentin? Wurde sie von einer Kollegin und Rivalin, einer noch berühmteren genialen Volkskängerin, der Spanierin Raquel Meller ver-raten?“ Welt am Abend 24/9 1930.

Melli, Ello, Präses des Provinzialrates von Ferrara, Parma. 1912. WB; DBe 13, 8; 14, 5.

Melli, Rina, Frauenrechtlerin, Ferrara, R: „Eva“, volkstümliche Frauenzeitschrift. Hbbch. d. Frauenbewegung 1901; 1, 420.

Mels, U., gebor. Martin Cohn (Erich Samber; Don Spavento). 1829 Berlin — 84 Chicago. Seit 1/8 69 durfte er den Namen Mels führen. Er „machte“ den schleswig-holsteinischen Feldzug mit und abenteuerete in Spanien, Frankreich, Italien, wollte 48 in Algier verwundet gewesen sein und 50 bei Jdstedt gegen Dänemark gesochten haben. — 60 R: „Das Novedades“, Madrid. 64 in Dtschld, Na: Gartenlaube; Über Sand und Meer; Daheim. — 66 schrieb er „den Feldzug der Main-Armee“ und 67 in Paris: Berichte über die Weltausstellung. 70 war er Kriegsberichterstatter der „Times“; 71 Gesellschafter des 1/2▼ Napoleon III. auf Wilhelmshöhe, „der besonders Wohlgefallen an ihm gefunden hatte“ (Hinrichsen). 74 veröffentlichte er in Wien bössartige „Typen von Wiener Schriftstellern“. Dann reiste er wieder hin und her. Seine Komödie „Heines junge Leiden“ (72) wurde über 2000mal aufgeführt, was nicht verwunderlich ist, denn „sie ist ganz jüdisch, jeder Charakter darin ist ein Jude; sie hatte großen Erfolg“, „besonders wegen des sympathischen, jugendlich-humoristischen wandernden Bühnenaugenoperators und Lotterteagenten Hirsch. Dies Stück war wohl das erste überhaupt, das den Juden von heute so zeigte, wie er wirklich ist“, JG, 4, 653.

Auch B. ▼ Muerbach schrieb am 17/2 74 in heller Be-geisterung aus Berlin: „Ich muß sagen, so etwas Voll-endetes habe ich in meinem Leben nicht gesehen, und ich habe auch seit Jahren nicht so gelacht. Das Stück an sich ist nicht viel wert, aber dieser Hirsch von dem Schauspieler Pander ist ein klassischer Typus. Er reprä-sentiert in sich eine ganze jüd. Dorfgemeinde: Maske, Bewegung, Ton, Haltung, das ist alles von einer Treue und einer Bestimmtheit, über die hinaus gar nichts ge-dacht werden kann. Und schließlich hat es etwas be-sonders Amütendes, daß der alte Theaterjude, der ent-weder etwas Kriechendes oder etwas sublimierte Humanes haben soll, nun einmal der leidhaftigen realistischen Er-scheinung Platz gemacht hat. Der Schauspieler ist aller-dings, wie ich höre, auch ein Jude.“

Ähnliche Vorbeeren erblühten dem „Neuen Frühling“ von Mels, der ferner verfaßte: Herzenskämpfe; Unsichtbare Mächte; Ferne Horizonte; Der Staatsanwalt; Wilhelmshöhe (80) usw.

Mels, Francis, oder Francisco Melo, Millionär, Amsterdam. *Sombart*, 54: „Die Pintos, Delmonte's, Bueno de Mesquita, Francis Mels und andere darf man geradezu als die leitenden Finanzleute des nördlichen Europa in jener Zeit [17./18. Jh.] betrachten.“ *Bgl. Graeg.*

Melza, „berühmter Violinist“, England; *Jew. Chron.* 26/12 1930.

△Melzer, Moritz, Berlin; wegen seiner „modernen“ Schmiermalerei wurde M. eine Zeitlang vielfach für einen Juden gehalten, was er aber nicht sein soll. *Schw:* Frau Siebel, Düsseldorf. *WM.*

Melville, Lewis, gebor. Lewis S. Benjamin, *1874, „engl.“ Literat. *B:* Thaderay. *Ma:* Fortnightly Review; Temple Bar; Bookman u. a. *JG.* —

Melzer, Wilhelm, österr. Major, 1844 Tuchorschütz — 10 Mödling. — *F.*

memmerna [lat. memor], *j:* der jüdischen Märtyrer im Gottesdienst gedenken. — *Bischoff J.*

Memmingen. 1344 erste Nachricht von Juden in M. 1909 waren an isr. Familien in M. seßhaft: Bacharach, Bähr, Einstein, Feibelmann, Gerstle, Guggenheimer, Günzburger, Gutmann, Heilbronner, Heymann, Kitzinger, Kohn, Sammfromm, Laupheimer, Lion, Löwensteiner, Liebschütz, Nathan, Neumann, Ohwald, Rosenbaum, Rosenblatt, Schnaier, Schwabacher, Seligmann, Sommer, Steiner, Toller, Walter, Weiß.

JW klagte im Sommer 1913, daß Staatsanwalt Maximilian ▼Moritz in Memmingen nicht in die „Harmonie-Gesellschaft“ aufgenommen worden sei, weil bloß erhebliche Minderheiten, unter Führung desjenigen Nichtjuden, der den Moritz vorgeschlagen, dafür waren. Die „Harmonie“, die meist aus Akademikern und nicht-engerzigen Bürgern besteht, wollte eben kein judenrassistisches Mitglied. Nun drohten die Juden den Liberalen, daß sie es bei den nächsten politischen Wahlen zu spüren bekommen. Einem Augenarzt, der im Verdacht stand, im Falle Moritz in der Harmonie „anti“ gewählt zu haben, wurde die Wohnung gekündigt; ferner zeigten eine Menge Jüdinnen in gemeinsamer Erklärung ihren Austritt aus dem „Verein für Fraueninteressen“ an, wo auch Damen der „Harmonie“ Mitglieder sind, die Jüdinnen waren: Rosa Guggenheimer, Frau des Pferdehändlers Mag G.; Sofie Guggenheimer, Frau des Rfm.'s Mag G.; Anna Steiner, Frau des Getreide- und Güterhändlers Moritz St.; Henriette Schneider, Frau des Güter-, Leder- und Hopfenhändlers Raphael Sch.; Ida Gutmann, Frau des Rfm.'s Julius G.; S. Sommer, Frau des Haberhändlers Simon G.; Theresie Heilbronner, Frau des Mehrgers H.; Rite Heilbronner, Frau des Rfm.'s Leo H., Tuchgroßhandlung und Maßgeschäft; die Frau des Bernhard Seligmann, Rfm.; Rosa Seligmann, Frau des David S., Rfm.; F. Feibelmann, Frau des Güterhändlers und Viehhändlers Emanuel F.; Laura Eisfeld, Frau des Schuhhändlers Moses E.; Bertha Bähr, Frau des Rfm.'s Mag B.; Frau S. Gerstle, deren Mann eine Bank mit seinem Dr. Heinrich G. hatte, die an die Bayerische Handelsbank verkauft wurde, — Heinrich G.'s Sohn wurde Direktor der Bayerischen Handelsfiliale Memmingen —; endlich Frä. Rosa Gutmann, E. des Rfm.'s Jakob G. (Wazar); und Frau S. Ratan, deren Mann ein Spirituosengeschäft hat. — Zu diesem Massenaustritt sei bemerkt, daß doch 3 jüd. Frauen bei dem Verein der Fühlung wegen zurückblieben. Der „Frauen-Verein“, der für arme Wöchnerinnen gesorgt, Kochkurse u. a. eingerichtet und sich für Bodenreform interessiert hatte, war auch sonst wohl nicht ganz nach dem Sinn der wohl mehr frauenrechtlerischen Jüdinnen. Nun hat er sich von Juda und Juda von ihm emanzipiert.

1913. Richter: Dr. Ernst Billmann III, Staatsanwalt am R. Landgericht, #, ○△. — Dr. Max Toller, prakt. Arzt, nun in München bei der Energos-Gesellschaft. — Landgerichtsrat Dr. Josef Haymann, 1912 verfehlt. ▼*NA* sind nicht in M., aber die Memminger Juden

werden gern von Münchener Anwälten vertreten, die natürlich wieder Juden sind.

Menabrea, ital. Parlamentarier, 1888; ▼, Osman Bey, 88, S. 34.

Menachem, Man, *B:* „Scheerit Israel“ (Überbleibsel Israels), Amsterdam 1743, eine Geschichte der Vorfahrungen, denen die nach Fortführung der 10 Stämme in unbekannte Gegend zurückgebliebenen Stämme Juda und Benjamin nebst einem Teil des Stammes Levi in den verschiedenen Ländern ausgeföhrt waren, — mit Anekdoten, Berichten über Disputation im Mittelalter u. dgl. „Das Urteil des Verfassers erreicht nicht seinen guten Willen; historische Wahrheit und Legende vermischen sich“, *Bl* 27.

Menachem-owel sein, *j:* Die Trauernden trösten. Darunter werden insbesondere die Besuche verstanden, welche die Juden den Hinterbliebenen während der sieben Trauertage täglich abstaten müssen. — *Thiele G.*

Menasse, v., Freiherrn in Ägypten — *Dant:* L. M. & Co. in Alexandrien — und Österreich. 19./20. Jh. *SG.*

Menchau, M. R., Kr. Dt.-Krone, hieß bis 1812: Moses Nachmann. *DH.*

▼Menden, Henry Louis, satirischer Journalist, Washington D. C. Ver. St. v. Am. — *1885; M. ist ein geleiteter Deutscher niedersächsischer Herkunft, der über Juden nichts zu wissen scheint, denn er gibt mit George Jean ▼*Rath* an in *N. York* den „American Mercury“ heraus, wurde von Franz ▼*Bei*, Berlin, verdröhrt und von Karl ▼*Federn* im *WZ* 17/1 1930 vor einer Reise nach Ditschlnb warm begrüßt.

Menzel, Philipp, Dr. „Als Geisel verschleppt“, *Ullstein*, Berlin, 1917. M., *MA* und Herausgeber der *Ullgemeinen Z.* in Czernowit, wurde Sept. 1914 beim Russeneinfall nach Sibirien transportiert; er war aber Ende 15 schon wieder daheim, wo er das uninteressante und leblose Buch schrieb: „Als Geisel verschleppt“. Wenn der „Kote Flieger“ von Nichtshofen noch so sachlich erzählt, so schimmert überall das Geheimnis und die Poesie der Natur durch, ein großer gewaltiger Hintergrund, der es überhaupt erst rechtfertigt, Persönliches den vielen zum Nacherleben mitzuteilen. M. bleibt nüchtern und angestrengt, wie ein technisch schlecht beratener, gequälter Sänger, ohne Wunder und Schicksal, oberflächlich, und bei allem Traurigen, das ihm widerfährt, unfähig, Anteilnahme zu erwecken. Von Natur ohne jede künstlerische Ader, ist er im Grunde ein Langweiler, und wohl auch nicht ganz offen: denn weshalb es ihm im hohen Norden verhältnismäßig so leidlich ging, wo ganz im stillen für ihn die besseren „Russen“ und „Ketten“ gesorgt haben mögen, denen er durch seine „russische“ Frau noch besonders nahe stand —, das hat er nur zart angedeutet. Er scheint stets genug Geld gehabt zu haben. So hatet den Räten, die über diesen Journalisten und Juristen hereinbrachen, immer etwas Unwirkliches und lange nicht das Handgreifliche an, das uns bei andern, die ganz auf sich allein angewiesen waren, rührt. Selbstverständlich und unwillkürlich erzählt M. auch viel von Leiden der Stammesgenossen. Der Zeitung in Berlin, die vor dem Kriegsbruch von Nichtshofen warnte — uns ist der Wortlaut der Kritik nicht gegenwärtig —, wird dies seibene Stück von Menzel um so besser gefallen. Denn was uns Ariern zuwiderläuft, ist nach innerem Gesetz den andern grade recht und umgekehrt.

Mende, Leopold v., Abgeordneter des Reichsrats, 1861 in Wien nobilitiert. *SG.*

Mendel, aus: Emanuel.

Mendel, Dr., Berlin, wurde 1880 (Deutsche Wacht, S. 645) von Dr. ▼*Marcuse* für die von Dr. ▼*Strafmann* geleitete Stadtverordnetenversammlung vorgeschlagen. Ein einziger, Lehrer △*Schulz*, Turnwart an der königlichen Realschule, wehrte sich gegen die Schiebung: „Meine Herren! Dr. Marcuse hat die guten Eigenschaften des Dr. Mendel geschilbert; ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß Dr. Mendel eine Eigenschaft abgeht, die ein Abgeordneter zunächst haben muß. Dr. Mendel ist bekanntlich kein deutscher Mann.“ (Stärkische Aulse der Entrückung!) Vorsitzender Dr. *Strafmann*: „Herr Schulz, Sie haben soeben Dr. Mendel be-

leidigt, ich rufe Sie deshalb zur Ordnung.“ (Lebhafte Beifall.) — Lehrer Schulz: „Ich erlaube mir zu bemerken, daß ...“ Vorsitzender: „Herr Schulz, ich habe Sie wegen Ihrer Rede zur Ordnung rufen müssen und kann Ihnen das Wort nun nicht weiter gestatten.“ Schulz: „Dann protestiere ich gegen diesen Ordnungsruf und verlange erst recht gehört zu werden.“ (Heftiger Tumult. Rufe: Raus! raus, Unverschämtheit.) — Str. fragte die anwesenden Juden und Judengenossen (d. h. „Liberale“), ob er nach ihrer Ansicht und Absicht gehandelt. Die Majorität stimmte dafür, Herr Schulz wurde mundtot gemacht, und Dr. Mendel natürlich gewählt.

Mendel, Dr. jur., RA, Berlin, 1900 Verteidiger des flüchtigen Bergwerksdirektors Δ Lippa, eines der vielen Mitangeklagten im August- \blacktriangledown Sternberg-Prozesse, Leiters aller verbrecherischen Maschinenfabriken und Unternehmungen zu Sternbergs Gunsten. Gegen M. wurde hinterher Disziplinar-Untersuchung vor der Anwaltskammer eingeleitet, weil er für den Angeklagten einen (angeblich objektiven) Aufsatz in die „Welt am Montag“ zu bringen versucht hatte.

Mendel, Adolf, Viehjude, Arnstadt, verkaufte dem Bauer Wilh. Δ Lippe, Nymmannsdorf (Kr. Erfurt), 6/9 1928, für 465 M. eine Kuh nebst Kalb. M. sagte, daß er noch eine Kuh im Stalle habe, die gut zu der anderen passe, und schleppte den widerstrebenden L. in den Stall: „Was würden Sie geben für die Kuh?“ L.: „Das interessiert mich gar nicht, ich habe ja meine Kuh“; aber um den Juden los zu werden, sagte Lippe: „450 Mark.“ — M. sofort: „Sollst sie haben.“ Der Bauer betonte, daß er die Kuh gar nicht kaufen wollte, aber M. mauschelte: „Sollst sie haben, sollst sie haben. ... Du hast sie gekauft.“ — L. wurde das zu dumm, er wollte mit der gekauften Kuh und dem Kalb den Hof verlassen. Plötzlich suchte M. ihm Kalb und Kuh wegzunehmen: L. hätte beide noch nicht bezahlt. Den Bauer übermannte der Zorn, er nahm seinen Spazierstock und prügelte den Juden windelweich, der noch die Freiheit besaß, die Polizei zu rufen: Kuh und Kalb seien nicht bezahlt. Die Polizei erklärte, hier nichts tun zu können, da das eine Zivilsache sei, und so zog der Bauersmann mit Kuh und Kalb von dannen.

Nat.-Soz. 15/9 1928: „Bauern! Meidet jüd. Händler und wer mit M. einmal gezwungen ist, Geschäfte zu machen, sei vorsichtig und lasse sich sofort Quittung über den Betrag geben, sicher ist sicher!“ — und das gilt für jedes Geschäft mit Juden!

Mendel, Andreas Karl Johann/Jsaak, Arzt, Literat, 1779 Göttingen — 41 Hamburg. De.

Mendel, Emanuel, Dr., UP (Zren), 1839 Bunzlau — 07 Berlin. Erst Besitzer einer Privatirrenanstalt in Pantow, dann Dir. der Universitäts-Nervenklinik. 77—81 saß er auf der Linken im Reichstag, „auf der Seite, auf der, wie er in seiner Vorlesung scherzte, auch im Gehirn das — Sprachzentrum liegt“, DWe. \S : Neurologisches Zentralblatt; Jahresberichte der Psychiatrie.

\S : Geisteskrante im Entwurf zum BGB.

NA 10, 51: „Es gibt wohl kaum ein Land in Europa, wohin er nicht berufen worden wäre“. Über diesen Psychiater schrieb Dr. \blacktriangledown de Jonge (Id), dessen Fall seinerzeit großes Aufsehen erregte, in der Kreuz-Z.: „Prof. M. ist derselbe Prof., der mich Oktober 89 bereits, ohne mich überhaupt gesehen zu haben, auf Grund von Briefen für gemeingefährlich geisteskrank und meine Internierung für notwendig erklärt hat.“

M. war auch ein beliebter und vorbildlicher Bivisektor (s. C. Lombroso), worüber Δ Förster mitteilt: „Nach dem Vorgange von Mendel wurde an Hundes Blödsinn durch rasend schnelles Herumwirbeln auf einer Drehscheibe künstlich erzeugt. — In der ersten Zeit wurden die Hunde 1—2 Minuten pro Tag gedreht, bei 60—80 Drehungen in der Minute; ganz allmählich wurde die Zeit und die Zahl der Drehungen erhöht; erschienen die Tiere besonders angegriffen, wurde pausiert.“

Der Bericht sagt dann, daß dabei den Tieren die Augen aus dem Kopfe treten. — Mendel, ein großer, dider, träger, wohlgenährter Herr, wie Paul Singer, litt selber auch an vorquellenden Augen. Ep: Jacobsohn.

Seine Vorlesungen, mit Irrenvorstellungen, wurden in Berlin von Studenten aller Fakultäten viel besucht.

DfW 29/7 05: „So führte er auch am Schluß des vorigen Semesters eine ältere jüd. Dame vor, deren Erkrankung in der ständigen Verwechslung von Personen bestehen sollte. Um dieses zu zeigen, fragte sie Prof. M.: „Nicht wahr, liebe Frau, Sie kennen mich doch ganz genau, sagen Sie doch mal den Herren, wer ich bin!“ Nach kurzem, scharfem Anschauen sagte sie: „Kann ich alle Juden kennen?“

Dr. med. Th. \blacktriangledown Blochfi, DWe, meldet von M.'s Erdenfahrt viel Rühmliches: „Ein bezidierter Heide in seiner Weltanschauung — und ein gottgesegnetes Lebenswerk! Er lehnte Gott auf allen Wegen ab und „er wandelte in den Wegen Gottes“. Mit welcher Ergriffenheit haben die russischen Juden von ihm gesprochen! In seiner Poliklinik behandelte er Tausende. Der die Menschenliebe in sich trug — die seit Jahrtausenden Lebendige, in ewigen Leiden betätigte, im Ausgeben sich verjüngende und steigende jüd. Nächstenliebe — suchte armer Juden frante Nerven zu heilen, die seit Jahrtausenden zudenden, in ewigem Leiden zermarterten, alternden und gesteigert reizbaren jüd. Nerven! Mendel fühlte sich, wie so viele jüd. Ärzte, schon früh zur Seelenheilkunde hingezogen. ... Zum Ordinarius hat er es freilich nicht gebracht. Ihm fehlte nicht der Segen seiner Kranken, nicht der Segen seiner großen Schar von Schülern. Nur der Segen des Kultusministeriums. Freilich, ganz war Mendel nicht zu umgehen. ... Seine ausgebreitete Lehrtätigkeit brachte ihm schon nach 11 Jahren („schon“ — für einen Juden!) eine außerordentliche Professur ein. ... Gegen den Rassenhaß kämpfte er als Mitglied des Komitees zur Abwehr antijüdischer Angriffe mit der Entrüstung des freiheitlichen Mannes. Eine geschlossene, aufrechte, reiche Persönlichkeit ging von uns: Ein „bezidierter Heide“, der in Gottes Wegen wandelte. ...“

Das ist der übliche Bericht der Juden über einen ihrer Professoren, sie bringen immer dasselbe vor, als ob es gar keine Abwechslung und nichts anderes auf dieser Welt gäbe: ein Lob der Menschen- (d. h. Juden-) Liebe, Klage über die aus Konfessionschwierigkeiten nicht erreichte ordentliche Professur, Hinweis auf den verbrecherischen Antisemitismus usw.

Δ Mendel, Gregor (Johann), Abt, Begründer der modernen Erblichkeitslehre, 1822 Heinzendorf, Osterr.-Schles. — 84 Brünn, — zweites Kind des Landwirts Mendel // Rosina Schwirlich. „Seine Ahnen waren Bauern aus Westböhmen in Schlesien, wo sie seit 1611 lüdenlos als getauft nachzuweisen sind, was den des Namens wegen gelegentlich auftauchenden Gedanken an eine jüd. Abstammung Mendels ausschließt, da die Juden feste Familiennamen erst unter Kaiser Joseph II. erhielten. Auf ein stilles, wissenschaftlicher Forschung förderliches Klosterleben wurde er durch seinen Lehrer, den Augustiner Ferd. Schaumann gelenkt. Weniger aus innerem Bedürfnis als aus praktischen Gründen dazu hingezogen, entschieden, wie er in seiner Selbstbiographie schreibt, 1846 „seine Verhältnisse die Ständewahl“. 1865 legte M. dem „Naturforschenden Verein“ in Brünn seine Ergebnisse vor, fand aber wenig Anteil, sie getreten in Vergessenheit und erst 1900 wurde die Aufmerksamkeit durch neue Versuche anderer Gelehrter in Leipzig, Wien und Amsterdam, auf die Bedeutung Mendels gelenkt.“ BB 5/8 1930.

Mendel, Heinrich, Enkel des Braunschweiger Landrabbinen Herz Samson, und einer Hildesheimer Landrabbinentochter; O Kreolin. R: 1 Z. Archiv für Massenbiologie 1912, 212.

Mendel, Henriette, f. Freifrau v. Wallersee.

Mendel, Hermann, JG, 1834 Halle — 76 Berlin, Musikverleger. R: Dtsche Musiker-Z.; B: Musik-Konversationslexikon, von Dr. Reichmann beendet; Meyerbeer. \S : Mode's Opernbibliothek.

Mendel, Hugo, Dr., JN, 1867—18 Wilmersdorf; O Elisabeth Münch. Sozjus: JN Adolf Sandau, Nassauische Str. 24. M. muß ganz was Hervorragendes gewesen sein, denn in der Boss. Z. bekundeten außer der

Familie und dem Büro noch 38 M und JM, daß sie dem allezeit hilfsbereiten und liebenswürdigen Kollegen ein getreues Andenken bewahren wollen, darunter: M Alcher; JM Beder; M Berendt; JM Berent; M Blumenfeld; M Dr. Cohn; JM S. Cohn; M Dr. Eger; JM Dr. Eisenmann; JM Feig; M Glas; JM Hirschfeldt; JM Jonas; M Kühne; M Dr. Langenbach; JM Levy; M Lewinsky; JM Markwald; M Mattersdorff; M Dr. Meyer; JM Neumann; M Dr. Paechter; M Pinner; JM Plonster; JM Posner; M Dr. Rosenber; M Schmulewiz; M Selten; M Dr. Siegmann; M S. Stern; M Dr. L. Stern; JM Stillischweig; M Dr. Tarnowski; M Westmann; JM Dr. Wrede; M von Wrese; M Wittenberg; M Zippert. — Es ist anzunehmen, daß die Herren alle Mitglieder von Logen oder dgl. sind.

Mendel, Ju., KM, Hohenzollernstr. 43, Hannover. M: Continental-Caoutchouc- und Guttapercha. 1914.

Mendel, M. und S. Kohn, Neuwied, „Juden 1930 zwei blonde Mädchen auf der Straße in ihren Kraftwagen, sorgten dafür, daß die Fahrt bis ins Dunkle dauerte und verlangten dann von den Mädchen, sich ihnen im Walde hinzugeben. Als diese ablehnten, setzten in der Nacht die Juden, während sie selber heimfuhren, die Mädchen im Walde aus, die erst am nächsten Tage müde und erschöpft zu Fuß zu Hause anlangten. — Unseren Töchtern möge das eine Lehre sein. Nur Dirnengeist gibt sich dem Juden hin, denn was der Jude im Weibe sieht und sucht, ist immer nur die Dirne“, Eif. Wesen 30/5.

Mendel, Moses/Moh, * Lohsens 2/4 1884, E: Arbeiter und Analphabet Joel M. // Esther Israel; Dentist in Biegenhals (Schles.), vordem in Loslau, wurde 1920 vom Landgericht Ratibor wegen tätlicher Beleidigung einer Patientin zu 8 Monaten Gefängnis verurteilt. WM.

Mendelsburg, Leon, JG, 1819 Hodava — 97 Warschau, „russ.“ Literat. Na: Mj. B: Dichtung und Wahrheit, aus dem russ.-jüd. Leben, 62 Leipzig.

Mendelsburg, Lu., Banthäusler in Warschau, Haupt einer Bande, die Wertpapiere, Rubelnoten, Aktien und Prioritäten, Brief- und Stempelmarken u. dgl. fälschte und in den Verkehr brachte, und damit seit Jahren Millionen von Rubel erwarb. Auf der Anklagebank befanden sich Abraham Glas, Kalman Herz, Ignaz Ellenband und Lazar Pinczewski, die durchweg zur sogenannten „haute finance“ der Warschauer Judenschaft gehörten. Mendelsburg hat sich im Untersuchungsgefängnis erhängt. Auch einige christliche Angeklagte, nämlich ein Chemiker, ein Photograph und 2 Lithographen, die an der technischen Herstellung des Fälschfälschats mitgearbeitet haben und die Opfer der Verführer waren, waren in den Prozeß verwickelt. StbgrZ 6/12 1903.

Mendelsohn, Haupt einer Anarchistenbande, die 1890 (M 8/6) in Paris ausgehoben wurde. Er wohnte mit Frau Jantowka zusammen. Unter den Verhafteten befanden sich Bromberg, Reinstein, Labowitsch, Altschinnazi (Altschinnazi) usw. Bei Brombergs entdeckte man 15 Dynamitbomben und 3 weitere bei Ehepaar Reinstein. Bromberg betrieb nämlich den Anarchismus wissenschaftlich und hatte Sprengstoffkurse eingerichtet. Nachdem die Stammesangehörigkeit der Verhafteten festgestellt war, schrieb die Presse sofort, daß bei der An Gelegenheit nichts herauskäme und das Beweismaterial sehr dürftig sei usw. Die Bomben sollten wahrscheinlich für ein Luft-Feuerwerk bestimmt sein. Mendelsohn war ein naher Verwandter des Literaten Karpeles in Berlin, der seit Jahren für ein Heine-Denkmal in Düsseldorf wirkte.

Die Mohrenwäsche wurde noch „wissenschaftlich“ fortgesetzt, denn „wie das gerichtliche chemische Laboratorium festgestellt hat, ist von den in Paris bei den angeblichen Nihilisten-Verhaftungen beschlagnahmten 23 Bomben nur eine geladen, und bei dieser fehlte die Schlagröhre; es wird immer wahrscheinlicher, daß die russischen Terroristen ihre Hüllenmaschinen nicht für unmittelbaren Gebrauch anfertigten, sondern nur bemüht waren, Systeme mit größter Explosivkraft bei möglichst kleinem Wurf-

winkel zu entdecken: von einem Komplott kann keine Rede sein.“ — Damit war die Angelegenheit erledigt.

Mendelsohn, Abraham, Danzig, erhielt — DBZ 12/7 1882 — 2 Jahre Zuchthaus wegen fahrlässig geleisteten Eides in 2 Fällen, Wechsel- resp. Urkundenfälschung und Wucher. „Die beiden „fahrlässig geleisteten“ Eide betrachten wir als „Meineid“, da erfahrene Staatsanwälte bekanntlich lieber Anklage auf fahrlässigen Eid, denn auf „Meineid“ erheben. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß der Läden im Gesetze bei einer Anklage auf „Meineid“ so zahlreiche und so gangbare sind, daß bei einigermaßen geschickter Verteilung Angeklagte fast regelmäßig freigesprochen werden, während bei Anklage auf „fahrlässigen Eid“ fast ebenso regelmäßig die Verurteilung erfolgt. — Wie schamlos M. die Opfer, die ihm in die „Raubtiertrassen“ geraten waren, ausfog, ergab besonders der nur nebenbei behandelte Fall eines Schutzmannes, für den M. nicht belangt werden konnte, weil er sich vor dem neuen Wuchergesetz abgespielt hatte. Der Schutzmann hatte Geld gebraucht und dem Juden einen Wechsel auf 90 M. ausstellen müssen, 76 M. erhalten, denn 14 hatte der Jude gleich als Zinsen abgezogen. Sodann mußte der Beamte sich verpflichten, bis zur Tilgung des Wechsels monatlich 7 M. abzuführen. Als nun die volle Summe für den Wechsel erlegt war, gab der Jude den Wechsel nicht heraus, und da der Schutzmann von einer Klage nachteile für seine Stelle befürchtete, zahlte er weiter, so daß es schließlich 134 M. wurden, also 58 M. mehr, als er überhaupt empfangen hatte. Jetzt weigerte er sich, weil noch immer nicht der Jude den Wechsel herausgab. Dieser verklagte den Schutzmann, und der arme Teufel wurde auf Grund des Wechsels nach formellem Rechte verurteilt, die 90 M. zu zahlen und hat sie auch zahlen müssen, trotzdem er bereits 134 M. darauf entrichtet hatte. So hatte der Wuchersjude einem Beamten, den sein Gehalt gerade ernährte, auf ein Darlehen von 76 M. 148 M. darüber abgepreßt; für diesen offenbaren Raub konnte er nach dem Gesetze damals nicht mal bestraft werden. Als dann unsere Regierung das Gesetz einbrachte, nach dem eine solche ökonomische Hinschlachtung eines deutschen Staatsbürgers nicht länger ungestraft sein sollte, erhoben die Manchestermänner als die echten und rechten Verfechter „der Rechte und Freiheiten“ des Volkes, Laster, Bamberger, Richter und Genossen, ein gewaltiges Geschrei und allen voran war namentlich Laster bemüht, als er sah, daß das Gesetz unabwendbar sei, für die Wucherer wenigstens noch so ein kleines Hintertürchen in das Gesetz hineinzubringen.“ — Es gelang ihm das nicht, dank der Energie unserer „rückständigen“ Vor-Notemberregierung.

Mendelsohn, Anja von, B: Maja, Roman einer Schauspielerin. Verlag Georg Müller, München. — „Hat nur ein trübes Frauenchicksal im Rahmen des Bühnenlebens geschildert, aber sie hat es mit so viel innerer Anteilnahme getan, daß diese Erzählung zu den besten Erscheinungen neuerer Erzählerkunst gehört und vor allem denen eine Feierstunde bereiten wird, die an tieferen, ernstern Dingen auch während ihrer Ruhezeit Gefallen finden“, Neue dtische Frauen-Z., 1913, Nr. 26.

Mendelsohn, Alcher, Agudaführer aus Lodz, Mgl. des polnischen Senats. JPBZ 28/11 1930.

Mendelsohn, Benno, Dr., Posen. Bgl.: Btbl. Schöpfung im Licht moderner Wissenschaft 1913.

Mendelsohn, David, im Hauptauschuß des „Deutschen Tages“ in Allenstein, 27. und 28/6 1914. „Mehr als 50 deutsche Vereine und Innungen haben sich in Allenstein zu einer machtvollen Kundgebung nationalen Geistes in Gestalt eines „Deutschen Tages“ zusammengefunden. ... Was hat aber bei einer machtvollen Kundgebung nationalen Geistes, bei einem „Deutschen Tage“ im Hauptauschuß David Mendelsohn zu tun?“ fragt die „Wahrheit“, 25/7. Die Antwort gab der 9/11 18, als Deutschland unter den David-Juden zusammengebrochen war.

Mendelsohn, Erich, „der herbortragende Berliner Architekt, Schöpfer einer Anzahl von Monumentalbauten in Palästina, wurde von der amerikanischen „Contem-

pora“ zu einer Ausstellung in N. York geladen“, JPB 8/2 1929.

„Er hat schon im Beginn seines Schaffens mit dem Impuls eines Entdeckers die Grenzen überlieferter Form übersprungen und durch Raum- und Materialgestaltung einen neuen Stil, einen durchaus gegenwärtigen Ausdruck der Baukunst, in Dtschld geschaffen. Schon in den frühesten Entwürfen und Skizzen, „hingestürzten“ Phantasten in Eisen und -beton, versuchte der ringende Anfänger das Problem zu fassen, das später der gereifte Baumeister in beruhigteren Formen behandelte; das Problem: für das elastische Baumaterial des Eisensbetons, das ganz andere, mannigfaltigere Bewegungen gestattet als der einseitig tragende Stein, Konstruktionen zu finden, die gleichzeitig dem Wesen der wirtschaftlichen Arbeit, dem kräftigsten Akt unferes Daseins, Ausdruck verleihen. Warenhäuser in vielen Städten des Reiches, eine gewaltige Fabrik in Leningrad, der geschlossene Komplex am Lehniner Platz mit dem Univerfium und dem Hintergrund eines Hotels, ein stattliches Verwaltungsgebäude für den Deutschen Metallarbeiterverband in der Alten Jakobstraße, sind Zeugen eines energischen Stilwillens, der klar und bewußt an der architektonischen Revolution unferes Zeitalters mitfchafft und innerlich erregt wird durch den Dämon einer Phantasie, die ihren Flug nach dem Bekenntnis des Künstlers oft beim Genuß religiöser Musik beginnt. Architektur ist gefrorene Musik, hat Goethe einmal gesagt“, lobt die Hoff. J. 26/1 1930.

Mendelsohn, Georg Benjamin, JG, Dr., UP (Geographie), Bonn. 1794 Berlin —74 Koblenz. — G: Joseph M., Bankhändler. — Er gab seines Großvaters Moses M.'s „Gef. Schriften“ heraus und machte in Germanentum und Monarchie. — B: Germanisches Europa, 36; Ständische Institutionen im monarchischen Staat, 40.

Mendelsohn, Georg (Pasquino), Literat, N. York. *1878 Berlin. Er „war zuerst in Köln Lehrling bei einem Volkalblatt, wurde in Paris Weltausstellungskorrespondent und S: der „Deutschen Korrespondenz“, später in Brüssel S und CHN der „Russisch-Japanischen Kriegskorrespondenz“; seit einigen Jahren leitet er in N. York die „Korrespondenz Amerika“ und schreibt für große dtische Zeitungen Feuilletons, politische und volkswirtschaftliche Aufsätze.“

„**Mendelsohn, Jsaak Noallah**, stud. med., Heidelberg“, Pseudojude; dahinter steckte nämlich Nelson Esaka Muango, ein Dualaneger, der Kais. Deutscher Reichspostgehilfe in Kamerun gewesen war. Einmal sollte dieser 250 M. an die Atraleute, einen armen Negerstamm, auszahlen, fälschte die Unterschriften des Häuptlings und behielt das Geld. Wegen Betruges und Urkundenfälschung, ferner wegen Diebstahls eines Jacketts, wurde M. in Kamerun zu 2 Jahren Gefängnis mit Zwangsarbeit und 5 Jahren Kettenhaft verurteilt. Eines Tages war er aber auf und davon, wurde in Berlin verhaftet und wieder nach Kamerun gebracht, nachdem er in Berlin wegen falschen Namens 3 Tage gefessen hatte. Einige Monate später war Muango zum 2. Male in Berlin, wo ihn wegen Logisfchwindeleien das Schöffengericht Charlottenburg zu 4 Monaten verurteilte. Wieder frei, beging er neue Straftaten, Urkundenfälschung usw. und verwandelte sich dementsprechend in einen jüdischen stud. med., — gleichsam, als ob sich in diesem Negerjungen das Erberinnern uralter Verwandtschaft mit den negroiden Juden geregt hätte. Er behauptete dann auch, wie alle straffälligen Juden, — die Betrügereien seien von jemand anders verübt. **MA** Halpert verteidigte den Glaubensgenossen, der trotzdem abermals (DB 29/7 14) 4 Monate erhielt.

Mendelsohn, Jacob, Juwelier und Geher, 1 Jahr Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust, Landgericht Berlin I. Er hatte die Juwelen übernommen, die der weggejagte Leutnant Herbert Kolberg (2½ Jahre, 5 Jahre Ehrverlust) und Frau Pfeffer, geb. Levy (1 Jahr und 4 Monate!) einer russischen Gräfin 1913 gestohlen hatten. Als Verteidiger wirkten in dem Streit die **MA** Alsberg, Werthauer, Jaffé, Löwenstein, Selten und **JR** Bronker. „Daß auch zur Begutachtung des Geisteszustandes, worin sich der strafenreiche Mendelsohn befand, als er mit

längerem hin und her die 2 kostbaren Ohrringe für ein billiges an sich brachte, ein Medizinalrat bestellt war [welcher?], wirkt noch bei der Verbrauchtheit des Motivs als tabellose Humoreste“, Ed. S. „Lärmer“ 1913, 576.

Mendelsohn, Philipp, Kaufhändler, München, Widenmayerstr. 37. 2 — 0,36. 1914.

Mendelsohn, Berline, geb. Wolfenstein, Rentnerwitwe, Millionärin und Hausbesitzerin; Berlin, Biktoriastraße 28. 1914.

Mendelson, M., Dr., Dir: Statist. Amt, Aachen, 1913.

Mendelson, Moriz Emanuelovich, JG, *1855 Warschau, Dr., UP (Physiologie), St. Petersburg.

Mendelson, Ru. Ernst, 1842 Rowawes —18 Seehausen b. Wangleben; 70 Diatonus zu Ranis, 74 Pfarrer zu Wegendorf, 84 Oberpfarrer und Superintendent zu Mansfeld, 91 Pfarrer zu Seehausen, Wangleben. G: Fabrikant Albert Wilhelm Mendelson, bis zu seiner 1839 in der Nikolaitirche zu Potsdam erfolgten Taufe den Namen Arndt Mendel führend und Sohn des Baruch Mandel, der 1823 oder 25 in Rowawes Händler war und dort im Taufregister als Konvertit Friedrich Mendelson eingetragen sehen soll.

R: 1. Paul, *73, seit 10 evang. Erster Geistlicher des Stadtvereins für innere Mission, Magdeburg, dann an der Dankeskirche, Berlin; 2. Eugen, *74, seit 13 evang. Flußschiffer-Seelsorger der Provinz Sachsen zu Magdeburg, jetzt Pastor in Ristedt bei Sandau (Altmark); 3. Ernst, *77, seit 15 evang. Pfarrer zu Niederstedt bei Bixenburg a. d. Unstrut; wie Paul war auch er Fribericianer (Sänger) in Halle. Er hat eine blonde Pastorentochter Schmidt geheiratet, aber die 4 Kinder des Ehepaars tragen unverkennbar jüdisches an sich. Mendelons geben sich alle als „treudeutsch“ und „antisemitisch“. Hängt diese Pastorenfamilie Mendelson mit der Bankhändlerfamilie Mendelsohn zusammen, die von Moses M. abstammt? Deutscher Roland 1929, 2; Deutsches Schrifttum 1928. **WM**.

Mendelsohn, fehlende Namen siehe auch unter Mendelsohn und Mendelson.

Mendelsohn, Dr., Philosemit, freisinnig, erklärte in den 1880er Jahren im Zentralverein dtischer Staatsbürger jüd. Glaubens in Berlin, daß nicht nur alle Dtschen jüd. Glaubens zusammenhalten, sondern alle in Dtschld lebenden Juden, ob gläubig oder nicht, also auch diejenigen, die den jüd. Glauben abgetan haben, aber jüd. Herkunft sind, sich vereinigen müßten. Derselbe maßnte, unter höhnißchem Hinblick auf die mächtig gewordene antisemitische Strömung, seine Landsleute, doppelt artig und bescheiden zu sein, denn „nem es beliebt, dem ist es völlig unbenommen, feuerrote Kleider zu tragen; aber wer seinen Weg durch ein Feld nehmen muß, mitten hindurch durch Herden, die durch Hezerien aufgestachelt und gereizt sind, wird freiwillig auf sein gutes Recht verzichten, und einen roten Schmutz ablegen.“ Also dieser auf dtischem Boden lebende, alle Rechte eines dtischen Staatsbürgers genießende Jude hatte die Stirn, das dtische Volk mit Viehherden zu vergleichen, die durch antisemitische „Hezerien aufgestachelt und gereizt sind“, — freilich nach dem Muster des Palmud, der alle nichtjüd. Völker mit dem Vieh auf eine Linie stellt.

Mendelsohn, wurde wegen Mitschuld an der Ermordung eines russischen Generals Dez. 1890 (AC 11/1 91) aus Frankreich verwiesen. Die sozialdemokratische „Bataille“ in Paris tat empört: „Frankreich ist nicht mehr Herr seiner Geschide. Der Zar herrscht bei uns. Er spielt hier die Polizei, befehlt, was ihm beliebt, denen, die uns vertreten. Warum nicht gleich sagen, daß Frankreich eine Bestizung des Zaren, und daß unsere Minister seine Leibgardisten sind!“

Mendelsohn, Reichsbannermann, Vertreter und Kunde der Gebr. Klarck, Allenstein. — DB 16/10 1929.

Mendelsohn, Antisemit, Berlin, ließ Herbst 1878 nach dem Attentat Höbels und Robilings (Sb) auf den 81jährigen Kaiser Unter den Linden zu Berlin eine Broschüre drucken: „Aus dem Sittenverfall des Judentums, bearbeitet von Mendelsohn. Nach dem vorhandenen Material der Gebete und Klagebücher für den neunten Ab von R. J. Fürstenthal, Jost und Goldschmidt.“

— Der Verfasser, bemittelt und spendabel, machte bei jeder Gelegenheit auf die Gemeingefährlichkeit seiner Stammesgenossen aufmerksam und scheute in Bierlokalvorträgen weder den La m u d noch die Schriftgelehrten und Berühmtheiten Israels. Seinen „Sittenverfall“ wollte er zur Bekämpfung des Judentums verbreiten. Während des Druckes erhielt er Warnungen, an die er sich nicht kehrte. Da liehen ihn seine Verwandten kurzerhand in eine Irrenanstalt bringen, wo er starb.

In seinem Buche erhebt M. in noch viel schärferer Form die Klagen und Beschuldigungen, welche sonst die Deutschböllischen gegen das Judentum vorbringen. Wir geben einige Auszüge, unter Ausmerzung besonders anstößiger Stellen und jüd. Schimpfworte, denn ob auch M. gar kein Blatt vor den Mund nahm, trägt die gleiche Offenheit oft Nichtjuden gerichtliche Verfolgungen ein. Wenn zwei dasselbe tun, ist es darum doch nicht dasselbe. —

„Aus Ägypten kam hervor ein, der sich über alle Enden der Erde verbreitete und Schaden und Verderben anrichtete, indem er Blut saugte. Man vertrieb den von Land zu Land, von Ort zu Ort, wo er weder nisten noch brüten konnte, und seine Brut wurde nicht reif.

1816 schlich sich der . . . bei uns ein und stach uns in die Ferse, bis wir in Schmerzen lagen; und nach 30 Jahren, 1848, stand er auf und baute, in Gemeinschaft mit Robert Blum und dessen Genossen, Barrikaden. Der . . . saugt uns das Blut und Mark aus, wie eine Trichine, und freut sich noch darüber, wenn es uns schlecht geht. Er spottet noch und macht Gedichte und Schriften, wenn wir in den letzten Jügen liegen. Eine Ausflut von Juden strömt nach Berlin, um hier auf Beute zu lauern, und schießt aus Häusern, Höhlen und Bersteden gierig auf, wie ein Raubtier. Die Juden-Gesellschaft hat Vertreter bis zur höchsten Behörde, und greift ohne Unterschied geheiligte, hochgeehrte und ehrwürdige Persönlichkeiten an.

Vom Arbeiten ist der Jude kein Freund, auch nicht von Reinlichkeit, und hat auch die schmutzigen Frauenzimmer gern, . . . er hat endlich den größten Teil unseres Industrievermögens an sich gebracht, . . . kauft und baut Paläste, er ist äppig und fett und sinn, wie er soll zur Herrschaft gelangen mit seinen vielen Milliarden. Da gibt er Geld zu Redaktionen, macht Zeitungen fort und fort, mehr und mehr. Sie beschmutzen alles mit Gift und Galle, sie verschleiern und unterdrücken das Recht ohne Scheu. Dadurch ist er direkt und indirekt Revolutionär und hat auch die Sozialdemokratie großgezogen, die er vertritt und befördert, indem er von ihr Gegendienste fordert. Sie beide bilden die Unterwähler der staatlichen Ordnung, unterstützen sich gegenseitig und suchen einen jeden Menschen mit der Regierungsform zu verfeinden. Das arme Christenvolk leuchtet unter dem Judenbrud, und der Jude spottet. Er hat seine Vertreter überall, und beherrscht Kirche, Schule, Reichsämtler, Justiz und Magistrat. In ein paar Jahren wird das Manchesterjudentum alles verschlungen haben; es gibt alsdann keine Rettung mehr. . . Die Religion des Judentums ist die französische Revolution; sie wollen, anstatt gerechte und christliche Sittlichkeit, den Jüdismus, Fanatismus, Anarchie, Blinde, die ihnen unbedingt folgen. . .

Der Jude ist ein bequemer, aber höchst raffiniert denkender und handelnder Charakter, der sich über das Weltall verbreitet hat, und mit allen nur möglichen Manipulationen Vermögen zusammenscharrt, sei es direkt oder indirekt. . . Die größten industriellen Unternehmungen, Paläste, Kapitalien usw. usw. hat er verstanden, sich durch gerade nicht immer löbliche Handlungen anzueignen, und ist es demselben gelungen, sich immer fester und fester bei uns einzunisten. Sein politischer Charakter ist für die menschliche Gesellschaft kein Segen, denn mit Recht wird angenommen, daß er der Erzeuger der Sozialdemokratie ist, wenigstens doch die pekuniäre Quelle zur steten und steten Agitation derselben. Zu diesem Zweck eignete er sich auch literarische Unternehmungen, Zeitungen usw. an, um die Presse für sich und seine Handlungsweise zu

gewinnen. Aus alledem ist gewiß ersichtlich, daß von dem Druck des Judentums die gesamte zivilisierte Gesellschaft nicht nur zu leiden hat, sondern Schritt für Schritt Eigentum, Rechtlichkeitsgefühl und gesellschaftlichen Anstand dahingibt. Deshalb ist und muß es die Aufgabe eines jeden einzelnen sein, für die Bekämpfung des Judentums einzutreten.“ WM.

Mendelssohn, Abraham, 1776—35, der 2. Sohn des Moses M. und Vater des Musiker Felix, war 1803 in Paris Kassierer der ▼Fould'schen Bank und hatte seit 04 mit seinem Br. Joseph in Hamburg ein Geschäft. Abraham hatte zuerst durchhaus mit seiner Frau Lea, geb. Salomon, Daniel Jhigs reicher Erkelin, in Paris leben und lieber dort „du pain sec“ essen als in Berlin sein wollen, das er nicht leiden konnte; er besann sich aber auf Bureben seiner Schwester Henriette. Vom älteren Bruder seiner Frau, geb. Salomon, überredet, der sich nach der Taufe Rangvoll „Bartholdy“ nannte, — hängte Abraham nach „französischem“ ehelichen Brauch den Namen der Gattin, den „diese aber selber nie getragen, sondern nur bei ihrem Bruder neuerdings gehört hatte, seinem eigenen Namen an und hieß fortan: „Mendelssohn-Bartholdy“. Richtiger ist: „Mendelssohn-Salomon“. — Auf Rat Bartholdys ließ Abraham auch seine Kinder taufen und schrieb seiner Tochter Fanny zur Konfirmation (20): „Du hast durch Ablegung Deines Glaubensbekenntnisses erfüllt, was die Gesellschaft von Dir fordert, und heißt eine Christin. Jetzt aber sei, was Deine Menschenpflicht [Judenpflicht] von Dir fordert, sei wahr, treu, gut.“

Während der Franzosenzeit mußten die miteinander assoziierten Abraham und Joseph (sb) unter nicht geklärten Umständen bei Nacht und Nebel und in Verkleidung aus Hamburg nach Berlin, wo sie die Bank „M. & Co.“ gründeten, aus der Abraham später ausschied. Er stattete 13 auf seine Kosten Freiwillige aus, wurde Stadtvorordneter wegen seiner Sorge um das öffentliche Wohl und zog 25 in die Leipziger Str. 3. R: 1. Fanny, 1805—47, O B. Hensel (sb); 2. Felix (sb), 09—47, O Jeanrenaud; 3. Rebekka, 11—?, O Uß Dirichlet (sb); 4. Paul (sb), 13—74, GRM, O ▼Heine.

„M. M. war eine harmonische, in sich ausgebildete, markige Natur. Er hatte nichts Epigonenhaftes. Aber er war nicht sonderlich produktiv, seine Vorzüge traten nur wenig an die Öffentlichkeit, und er charakterisierte sich selbst als das bescheidene Mittelglied zwischen dem festen Judentum seines Vaters und dem innigen Christentum seiner Kinder, als das Bindemittel zwischen der philosophischen Weltanschauung von Moses und der künstlerischen von Felix und Fanny. Sagte er doch von sich: Früher war ich der Sohn meines Vaters, nun bin ich der Vater meines Sohns [oder: „ich bin der unberühmte Sohn eines berühmten Vaters und der unberühmte Vater eines berühmten Sohnes“, ▼De. 4, 7]. Er genoß das Vertrauen der preussischen Regierung und machte mit ihr umfangreiche Geschäfte. So hielt er sich Spätsommer 19 bis Herbst 20 in Paris auf, um die Kriegsschädigung der Franzosen an Preußen mit großem pekuniären Erfolg einzutreiben“, Friedegg.

Abraham engagierte als Hauslehrer den Philologen H. △Hesse, der auch von der Familie 22 mit in die Schweiz genommen wurde. Auf der Station in Frankfurt a. M. verstärkten Abrahams Nichten, Marianne und Julie Saaling, gebor. Salomon, den Reisetrip. Auf der Fahrt mögen dann die Fäden zwischen Julie und H. Hesse gesponnen sein, deren Verbindung dann Paul Hesse (sb), der Dichter, entsprang.

Abrahams Wohnung in der Leipziger Straße wurde Mitte der 1830er Jahre verkauft; auf dem Grundstück wurde das „Herrenhaus“ errichtet.

Mendelssohn, Alex, Potsdam, preuß. Staatsanwalt, Landgericht, dann 1. Staatsanwalt und Geh. Vortr. Rat der Oberrechnungskammer, Potsdam. O Jenny v. Leyden. M. ist eine Sportgröße, wie ▼Huldshinsly, ▼Arons usw., führte den Wimpel des Kais. Nacht-Clubs und nannte seine Schiffe nach seiner Frau stets: Jenny.

Mendelssohn, Arnold, Prof., Gymnas.-Musiklehrer, Kirchenmusikmeister, Frankfurt a. M. *1855 Ratibor. Vorf.: Felix M.-Bartholdy. — 86 O Maria, T.

d. Bildhauers Carl Cauer. B: Elfi, Barenhäuter [vor Siegfried Wagner], Opern; Weiden des Herrn, Auferstehung, Oratorien. Frühreif, ohne Entwicklung, leicht und überschätzt, sieht er von außen weniger rassenjüdisch aus als seine Geschwister. Im Zentralanz., Magdeburg 5/6 1910, schwärmte Ernst Δ ? Föler, Zürich, von dem 46. Tonkünstlerfest in Zürich: „Die Prachtfigur Arnold M.'s leitete das Fest mit den Klängen seiner Overtüre „Pandora“ ein. Das Stück ist etwas allzulang geraten, auch geht es kaum über die Zeit seines größeren Namensvetters hinaus, doch birgt es viel schöne, edle Musik, die starken Anklang fand.“

Mendelssohn, Arnold, Dr. med., Sohn von Moses M.'s jüngstem Sohne, dem Techniker Nathan; 1817 Lissa — 54 Bojazid. Zu seinem 100. Geburtstag wurde er im „Tag“ 27/9 17 als „unglücklicher Verführer“ gefeiert. 35 war er mit seinem Vater in Berlin, doktorigierte 41 in Bonn und veranstaltete dann mit seinem „schlesischen Landsmann“ Lu. Traube außerordentliche, „aufsehenerregende“ medizinische Forschungen. Unter dem „dämonischen Einfluß“ Bassalle's (Sb), nahm er, nebst Professor Oppenheim, an dem Kassettendiebstahl der Gräfin Haffeldt teil; während aber Opp. nachher vor Gericht frei kam, mußte Arnold M. mehrere Jahre ins Gefängnis, wurde jedoch auf Fürsprache des viel mit den Juden zusammenstehenden Alex. v. Humboldt unter der Bedingung begnadigt, daß er auswandern sollte. Daraufhin zog er nach der Türkei, beteiligte sich als Arzt am Krimkrieg und starb auf einem Parforcemarsch. Natürlich waren an dem Verbrechen nicht Mendelssohn selber, sondern wie bei allen Juden nur die Umstände schuld gewesen, denen er dann unglückseligerweise zum Opfer fiel.

Mendelssohn, Dorothea/Brendel, Erstgeborene des Moses M., 1764 Berlin — 39 Frankfurt a. M. O 83 Bantthausler Simon Witt. Humboldt an Caroline, 26/6 1790: „Dorothea ist unendlich unglücklich. Wenn Du den Mann kennst, es gibt dafür keinen Ausdruck, für diese Plathheit und Hohlheit und Härte und Weiblichkeit.“

R: Die Maler Philipp und Jonas/Johannes Witt. Dorothea M. war eine der schädlichsten Schlinggewächse bei der deutschen Literatur und zugleich die richtige Tochter ihres Vaters. Das Wirken der gesamten Familie Mendelssohn in und gegen Deutschland, von Moses M. an bis auf unsere Tage, bedürfte eingehender Darstellung. Es würde ein Buch von ungeheurer Vielseitigkeit ergeben, wie diese einzige Familie in allen ihren Gliedern zielbewußt bei der Arbeit war.

Die 34jährige wurde 97 bei Henriette Herz mit dem 25jähr. Friedrich von Schlegel bekannt, den ∇ Rohut einen „Wüstling“ nennt. Er war Hausfreund bei der Herz und der Rachel (s. Jugendbund). Dorothea ließ sich Ende 98 durch Vermittlung der Herz und Schleiermachers von ihrem Beit scheiden, der sich nachher aber weiter als ihr „edler Freund“ erwies, wie Hensel 1, 148, sagt; sie verließ auch die Kinder und führte eigene Menage. Schlegel, fast immer ihr nahe, arbeitete unter ihren Augen und mit ihrem Beirat an der unvollendet gebliebenen Lucinde, worin Frechheit, Müßiggang und Wollust gefeiert, Tugend, Sittlichkeit und öffentliche Meinung verspottet werden. Lucinde war Dorothea selber, während Schlegel hinter dem Helden Julius stat. Sie hatte dann Gründe, sich von Berlin zu entfernen. Schlegels älterer Bruder lud sie 99 nach Jena, wo sie die „Seele der Romantik“ — und „Dichterin“ wurde. Für Karoline Δ Paulus, Gattin des Kirchenrats P., empfand sie eine Schwärmerei bis zur Anbetung; sie sagte oft, sie sei in Karoline verliebter als in Schlegel; das dauerte aber nicht lange. 01, mit Schlegel in Paris, legte sie in der schwedischen Gefandtschaftskapelle öffentlich ihren Mosaismus ab. Vorläufig wandte sie sich dem Protestantismus zu. Achim von Arnim, Graf Hardenberg, Schweighäuser, Reventlow, Charles Willers, Sulpiß Voisserée standen in Beziehung zu ihr. Friedrich Schlegel wurde, wie Helmina von Chézy sich ausdrückte, nun gewissermaßen ihre Schöpfung. Er trat 08 in Köln mit Kind und Regel zum Katholizismus über. Dorothea wurde weiterhin sogar bigott. Durch

ihre Eöhne blieb sie mit ihrem ersten Mann, dem alten Beit, in Verbindung. Friedrich Schlegel erhielt das Hofsekretariat im Hauptquartier des Erzherzogs Karl. Dorothea besiedelte Wien. 18/19 war sie in Rom bei ihren Eöhnen und verkehrte bei Humboldt's. Als Schlegel 29 als Österreich. Legationsrat starb, lebte Dorothea bei ihrem Sohne Philipp in Frankfurt a. M. von einer kleinen Österreich. Pension. B: Florentin, No (der von Schleiermacher belobt und torrigiert wurde, denn die Verfasserin stand mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fuße; sie schrieb auch einen 2. Teil, der aber nicht erschien); Aufsätze in der „Europa“; Bearbeitung altdeutscher Rittergeschichten; Luther. Ue: „Corinne“ von Frau Stael; „Zauberer Merlin“, aus dem Altfranzösischen.

SB: „... Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen.“ Merkwürdig klingt aus dem Kreise der von dieser Jüdin beeinflussten Gebr. Schlegel die Anmerkung zur Übersetzung des Chateaufeuere'schen Ehyloos, Akt 1, 3: „In Norwegen durfte früher der Gläubiger dem Schuldner Fleisch aus dem Leibe schneiden, ebenso auch sonst im germanischen und römischen Recht“. Sollen die Leser von dem Gedanken an jüd. Blutsbräuche abgelenkt werden? Unser Fichte, der sonst Juden radikal entfernen wollte, soll vor Dorothea doch kapituliert und — aliquando dormitat Homerus — gesagt haben (Frau und Staat 1/10 1915): „Sie hat mir den Glauben, daß aus der jüdischen Nation nichts Gutes kommen könne, benommen Sie hat ungemein viel Geist und Kenntnisse, bei wenig oder eigentlich keinem äußeren Glanze, völliger Präzisionslosigkeit und viel Gutherzigkeit. Man gewinnt sie allmählich lieb, aber dann von Herzen.“ — Hensel 1, 40 ff.

Mendelssohn, Erich von, 1886—13. * Dorpat, als „Mischung aus feudalem und jüd. Blut“; in Dtschland auf der Schule. Reise nach Island, „dessen Natur den abigen Instinkt seines Blutes weckt und zur Dominante macht.“ — O. — Sport. Ue: aus dem Dänischen. B: Romane. ... „Da wurde alles durch den Tod unterbrochen, sinnlos, wie wir es gewohnt sind“, schließt RR 1913, 1182. — Für Eugen Diederich's Thule-Bücherei übertrug M. die „Grönländer und Färinger Geschichten“, ohne eine Spur von der herben Kraft der Ursage.

Ferner wird für eine Jugenderzählung Mendelssohn's (Berlag der „Weißen Bücher“ in Leipzig) Melame gemacht. Tageszeitungen erzählten, M.'s Vater, ein Didenburger, sei US für klassische Philologie in Dorpat und seine Mutter, eine von Cramer, estländische Gutbesitzerstochter, gewesen. Thomas Mann, O ∇ , zeichnet im Vorwort den Verfasser: „Ein großer, dunkler, hagerer, fast schöner Mann mit Adlernase, von einer gewissen bedrängten Leidenschaftlichkeit des Wesens; der knabenhaft von Zusammenstößen mit Apachen prahlte. ... Ich übersehe nicht das persönliche Problem des jungen M., das ein Problem des Blutes — seines halb jüdischen, halb junkerlichen Blutes — war.“ Im Anhang wird ein Fragment „Juliana“ mit starker, fast krankhafter Sexualität gegeben.

Mendelssohn, Felix, Robert, verfaßte eine zweite Musik zu dem Passionspiel „Christus“ von Georg Fuchs, die auch aufgeführt wurde. ER, März 1919: „Die Nachricht berührt eigentümlich; hat doch der Verfasser dieses Passionsspiels den bekannten Kirchenmusiker und Komponisten Martin Δ Grabert seinerzeit gebeten, eine entsprechende Musik zu schreiben. Den ausdrücklichen Auftrag hat Martin Grabert zur vollsten Zufriedenheit von Fuchs ausgeführt. Jetzt, wo ein Syndikat zur geschäftlichen Ausnützung des Passionsspiels sich unter der Leitung der ∇ Bryl und Böhm gebildet hat, wird die Musik Grabert's angeblich deshalb ausgeschaltet, weil sie für katholische Länder zu protestantisch sei. (Nun, ob der junge, talentvolle Cellist und manchmal auch komponierende Mendelssohn a conto des Auftrags, eine Passionsmusik zu schreiben, katholisch geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis; ich möchte es aber bezweifeln.) Martin Grabert ist, wie die meisten unserer deutschen Komponisten, Mitglied der Genossenschaft deutscher Tonsetzer. Der Geschäftsführer des Syndikats, Bryl, ist gleichzeitig Generalagent der Gesellschaft der Autoren,

Mendelssohn, Franz

Komponisten und Musikverleger in Wien, einer Konkurrenz der Genossenschaft deutscher Tonsetzer. Daß das umfangreiche und inhaltlich wertvolle Werk Graberts dem Geschäftsneid eines Generalagenten und Syndikatsleiters zum Opfer fallen durfte, ist um so bedauerlicher, als auch der Verfasser des Spiels es nicht der Mühe wert hielt, seinen Komponisten zu schützen.“

Mendelssohn, Franz von, sen., 1829–89 Berlin. **GM.** — Großvater: Joseph M. (Sd). — Mat 88 von Kaiser Friedrich nobilitiert, angeblich wegen 250 000 M., die er der Gedächtniskirche gespendet hatte. **O** Enole Diarnez. **R:** Robert; Franz jun..

Mendelssohn, Franz von, jun. — 25 — 2,6 — Mitinh. des Bankhauses M. & Co., Berlin, 1. Vizepräsident der Handelskammer, belgischer Generalkonsul, Rittmeister der Landwehr-Kavallerie I. Schachmeister des Jungdt sch l n d = b u n d e s, und Gegner des „D. S. B.“ — **G:** Franz von M. — Teilhaber und Br. Robert M.; beide Brüder o h n e den Zusatz Bartholdy, trotzdem Franz „anerkannter Cellovirtuose zu wohlthätigem Zweck“ (Bielefeld, B.) ist; beide sind Bettern des Ernst von M.=B. — Franz jun., **O** Westphal, Cousine! **R:** 1. Emma, *90, **O** Dr. ing. Felix Herbert W i t t e; 2. Enole, *91, **O** Frhr. v. S a i m b e r g e r; 3. Margarete, *94, 18 **O** Referendar Paul Kempner, Hilfsarbeiter beim Verwaltungschef in Flandern; 4. Billi, *97; 5. Robert, 02. — Franz jun. ist Kaiser-Wilhelm-Senator und hat den Orden vom hl. Michael II. — Paul von Mendelssohn=B. ist dänischer, Robert schwedischer, Franz belgischer G e n e r a l k o n s u l. Eine Familie vertritt in Berlin 3 Reiche.

Bei Franzens und Roberts Wohnung im Grunewald fungierte K a i s e r W i l h e l m persönlich mit als Berater „indem er bei der Errichtung der Häuser, insbesondere aber bei der Wahl der Innendekoration treffliche Ratschläge erteilte — ganz anders als sein Ahnherr Friedrich der Große, der nur dafür sorgen ließ, daß es im Hause Moses Mendelssohns nicht an Affen fehlte...“, ▼Friedegg; Franz und Robert schenkten dem Kaiser die schöne Villa Falkonieri in Rom.

Franz telegrafierte dem Kaiser 1917 (DZ 15/1) seine ganz besondere Ergebenheit: „Euerer Kaiserlichen und Königl. Majestät den ehrerbietigsten Dank für die Kundgebung an das deutsche Volk vom 12. Januar darzubringen, ist unserer Kammer ein tiefempfun-

denes Bedürfnis. So freudigen Wiederhall bei der Kaufmannschaft der Reichshauptstadt vor Monatsfrist der hochherzige Versuch Euerer Majestät gefunden hat, durch ein großzügiges Friedensangebot der furchtbaren Vergeudung von Menschenleben und wirtschaftlichen Gütern Einhalt zu tun, so gewaltig ist heute ihre Empörung über die schändliche Abweisung dieses Angebots, so unbeugsam ihre Entschlossenheit, der feindlichen Machtgier und Vernichtungsmut den festen Willen zum Durchhalten bis zum guten Ende entgegenzustellen, so unerschütterlich ihr Vertrauen, daß Deutschland und seine Verbündeten den vollen Sieg erringen werden. Um das Erreichen zu helfen, wird Handel und Industrie keine Anstrengung zu schwer, kein Opfer zu groß sein.“

In der Inflation machte Franz glänzende Geschäfte.

Auch die Eleonora Duse hatte ihm ihre in langer Arbeit erworbenen Gelder anvertraut. Stef. Großmann, „Lit. Welt“, Nr. 27, 1928: „In der Inflation ging das alles verloren, immerhin hatte sie so viel erarbeitet, daß sie in Florenz oder Ajolo sorglos hätte leben können. Diese Basis ihrer Altersjahre war mit einem Male futsch, und die weißhaarige Greisin mußte wieder auf die Komödiantenwanderschaft; in Amerika, furchtbar verlassen, erlöste sie der Tod... Kein Zweifel, daß jeder Schein einer Anklage unberechtigt wäre. Hunderttausende Bankklienten haben in der Inflation ihr Vermögen in Luft aufgehen gesehen, auch die Duse.“

Dem Bankhause Mendelssohn selbst hat die Inflation glücklicherweise nicht den Hals gebrochen, es gilt heute als reicher wie vor dem Kriege. Die Frage, ob besondere Fürsorge, wie die besondere Klientin in ihrer Naivität wahrscheinlich gehofft hatte, nicht wenigstens Bruchstücke ihrer Altersbasis hätte retten können, ist müßig. Klient ist Klient.“

WR, Nr. 56: „Die Duse, früher von der Giuletta von Mendelssohn „beschwärmt“, starb also verlassen in einer armseligen Bude. — „Sollte sich Franz, der die Vorgänge hinter den Kulissen doch kannte, nicht auch vom

Geld der Duse rechtzeitig Dollars gekauft haben? Er ist ein Edelmann aus Israel, daran ist nicht zu tippen. Und Vorsigender bei allen Handelstagen usw. in Dtschld.

Die größte Errungenschaft der Demokratie: das deutsche Volk ist aller seiner Spargroschen beraubt, die Bankiers aber „reicher als vor dem Kriege.“

Franz „veranstaltete 1929 (Woff. 3. 5/11) in seiner Villa ein Wohlthätigkeitskonzert zum Besten des jüd. Aufbaus in Palästina unter illustrier Mitwirkung: Prof. Albert Einstein saß am Geigenpult. Der kindlich hingebende Ausdruck, mit dem Einstein Bach spielt, wird allen, die es sahen, unvergeßlich sein. Ihm vereinte sich in einem Doppelkonzert von Bach Franz von Mendelssohn, des Hausherrn, Geige in sicherer Führung, Olga Eisner, mit ihrer warmen, weichen, noch größer gewordenen Stimme, die den Charme ihres Wesens so deutlich spiegelt, baute von Prof. Einstein begleitet, eine Bach-Urie in prachtvoller Steigerung auf. Und Bruno Eisner zeigte im Vortrag Chopinscher Musik wieder, wie ausgleichlich in ihm Musiker und Pianist sind.“

▼Vorwärts 1929 (Nat.-Soz. 24/8): „Von allen Bankiers im Deutschen Reich dürfte Franz von Mendelssohn, der Seniorchef des Bankhauses Mendelssohn & Co., Berlin W. 56, Jägerstraße 49/52, der reichste sein, und zwar aus dem Grunde, weil schon während des Krieges und nach dem Kriege das Reich in erheblichem Umfange durch das Haus Mendelssohn & Co. und insbesondere durch die während des Krieges gegründete Filiale dieses Bankhauses in Amsterdam unter Leitung von Fritz Mannheimer finanziert worden ist. Krieg und Inflation, die der Gesamtheit zum Verderben wurden, wurden für Mendelssohn & Co. eine Quelle steigenden Reichtums, und der Teilhaber, Dr. Fritz Mannheimer, zählt heute zu den reichsten Männern von Amsterdam und Holland. Der am 29/7 1865 geborene Franz von Mendelssohn ist der jüngere Br des am 21/8 1917 gestorbenen Robert und wurde bereits am 5/5 1888

von Kaiser Friedrich geädelt, während sein am 25/12 09 verstorbener Vetter Ernst von Mendelssohn = Bartholdy, Wirklicher Geheimer Rat, Erzellenz, erst am 17/2 1896 von Wilhelm II. in den erblichen Adelsstand erhoben wurde.

Dank der Filiale in Amsterdam ist heute die Stellung von Mendelssohn & Co. bereits weit stärker als vor dem Kriege, wo die Finanzminister des russischen Weltreiches auf die Verbindung mit Mendelssohn & Co. den größten Wert legten.“

Nat.-Soz. 18/5 1929 schätzt unsern Franz auf 40 Millionen Goldmark —, was aber nach anderen Mitteilungen noch viel zu wenig ist. Eis. Bes. 20/12 29 nimmt 120 Millionen an.

Mendelssohn, Georg, Dr., Arzt, Stolp, wurde Dez. 1913 unter Ausschluß der Öffentlichkeit wegen vollendeter und versuchter Mordtötung in je einem Falle und gewalttätiger Bornahe unzuchtiger Handlungen in einem weiteren Falle zu 4 Jahren verurteilt; ein medizinischer Sachverständiger erklärte seine angeblich als Untersuchung vorgenommene Manipulation als ärztlich unsachmännlich. Außer den drei zur Anklage stehenden wurden noch von anderen Zeugen Fälle vorgebracht, von denen einer tief in ein Familienleben griff. ... Die in diese Geschichte verwickelte Ehefrau soll später zweimal versucht haben, aus dem Leben zu scheiden. Ja, der Ehemann behauptete, er sei fest überzeugt gewesen, der Angeklagte selbst hätte, indem er Pulver verschrieb, seine Hand dabei im Spiel gehabt. Außerdem bestätigten Patientinnen, daß der Angeklagte sie überaus liebenswürdig empfangen habe; einige hatten sich auch gemweigert, allein zur Sprechstunde zu gehen. ... Verfolgt man die Aussagen der Zeugen, so weiß man nicht, soll man die Beteiligten bewundern, daß sie nicht schon früher Anzeige gemacht hätten oder den Angeklagten, der, trotz vorhergegangener Warnungen, seine Handlungsweise nicht einstellte. ... Die Frau des Angeklagten konnte nicht bestreiten, daß sie die jungen Mädchen in jeder Weise, auch durch Anbieten von Geld, von der Anzeige abzubringen versucht habe. WM.

Mendelssohn, Henriette/Sorel [Sarachen], Berlin, Saronlondame, 1768—31. „Wie ihr Vater Moses M., unansehnlich, auch etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und doch so sicher, so bescheiden und doch zuverlässig.“ 99 lehrte sie in Paris die Tochter des Bankhäuslers ▼Gould. Später leitete sie ebda eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Ihre Wohnung wurde ein Sammelplatz für Gelehrte und Künstler: Spontini ▼de Stael, Talleyrand, Constant, die Humboldt's, Ritter von ▼Eskeles. Sie selber war, laut Mabel, „das Tiefste und Feinste, was sie gekannt“. 12 erzog sie die Kinder des katholischen Generals Grafen Sebastiani in Paris, der seit seiner Rücklosigkeit in Spanien 1810 „der Nordbrenner von Granada“ hieß. „Mit dem Eintritt in dieses Haus tat Henriette, was sie ihrer Schwester Dorothea lange nicht verzeihen konnte: sie verleugnete ihren Vater und ihren Glauben“, sagt ▼Kaiserling bedauernd; sie wurde nämlich Katholikin. Barnhagen von Ense, der sie 1814 in Paris traf, fand sie „nicht eigentlich schon im Besitz eines festen Glaubens, aber voll Hoffnung, ihn zu erlangen“. (Memoiren 4, 187).

Sebastiani's Tochter aber, Fanny, die bis zu ihrer Verheiratung 24 Henriettens Schülerin war, wurde später von ihrem Gatten, dem Herzog von Praslin, 47 im Bade ermordet. Der Verbrecher „entzog sich der Beurteilung zum Tode durch Selbstmord. Der Pro-

jeß machte seinerzeit ungeheures Aufsehen und trug nicht wenig dazu bei, die Regierung Louis Philipp's des letzten Restes von Popularität zu berauben, da der Herzog Persona grata bei Hof gewesen war, und man die Regierung beschuldigte, dem Selbstmord Vorschub geleistet zu haben." — Wb 24 lebte Henriette wieder in Berlin. — Köln. J. 22/3 1917; Hensel 1, 56 ff. WM.

Mendelssohn, Hermann, Verlag, Leipzig, Königsstr. 6. 1914.

Mendelssohn, Joseph, Banthäusler, 1770—48 Berlin; der Älteste des Moses M. Von Engel, dem Erzieher der Humboldts, unterrichtet, wurde er intimer Freund Alexander v. Humboldts. Da liegt einer der wichtigsten Anknüpfungspunkte zwischen den Humboldts und den Juden. — Er tat sich 04 in Hamburg, später in Berlin, mit seinem Bruder Abraham (Id) zu einem Banthaus zusammen. Josef beschäftigte sich „wissenschaftlich“. 1830 erzählte ihm A. v. Humboldt, er müsse umziehen, sein Wirt habe gekündigt, was ihm wegen des Ein- und Auspackens der naturwissenschaftlichen Sammlung unangenehm wäre. „Josef sprach kein Wort, am Nachmittag schrieb er aber an Humboldt: Bleiben Sie so lange, wie Sie wollen, in Ihrem Hause wohnen. Sie sollen nie mehr gestört werden! Ihr Wirt bin ich jetzt; ich habe das Haus soeben gekauft.“

Die dem Hofe nahestehenden Humboldt's waren diesem Juden schon was wert. B: Rossotti's Ideen zur Erläuterung Dantes, 40; Bettelbanken und die preussische Landesbank. R: 1. Georg Benjamin/Benny, Geograph, †74; 2. Alexander [Pate: A. v. Humboldt?], GKR, Philanthrop, 98—71, O Marianne Seligmann, S: Franz von Mendelssohn (Id). — Hensel 1, 41.

Mendelssohn, Joseph, 1817 Jever—56 Hamburg, Drucker und Literat. Er war Lehrling bei Bieweg in Braunschweig und studierte 2 Jahre in Paris auf Salomon Heines Kosten. B: Pariser Briefe; Etne Ede Dschinds (Oldenburger Bilder); Überall Jesuiten, Schw.; Der Arztemdokter, Charakterbild; Weihnachtsgabe, 56. Er schrieb ferner „Blüten, Gedächtnisse eines Schriftsetzers, mit Vorrede von K. S. v. Strombed“, bearbeitete französische Dramen („Weib aus dem Volke“, „Er muß aufs Land“), und war eine Art jüdischer Naturbursche von anti-ultramontaner Gesinnung.

Mendelssohn, Martin, A., Dr., UP (Herz), Mgl. d. Kais. Akademie der Naturforscher zu Halle a. d. S., Berlin W, Mohstr. 53. *1860 Posen. S: Rfm. Lu. W. // Wanda Gall. O 91 Joh. Bach. R: Peter Sebastian, *96. B: Krankenpflege; Herzkrankheit; Ärztliche Kunst und medizinische Wissenschaft, 2. A. 93. R: Zeitschrift für Krankenpflege. In der Allg. Medizin. Zentral-Z. erregte M. durch einen Aufsatz über „Herzkrankheiten und Wein“ mit Beziehung auf den St.-Raphael-Wein Aufsehen. „Wollte man dem Verfasser glauben, so wäre es für die armen Herzkranken, die „Kaffee und alle übrigen die Herztätigkeit aufregenden Getränke meiden müssen, denen brausende und gärende Flüssigkeiten, ja selbst das Wasser wegen der starken Anfüllung der Blutgefäße schädlich ist“, ein Glück, daß der St.-Raphael-Wein existiert. Von dem werden zur Löschung des Durstes wie zu der „für den Herzkranken kaum entbehrlichen Anregung, die jedermann aus einem maßvollen Alkoholgenuß schöpft“, 2—3 kleine Weingläser am Tage erlaubt. Von allen Weinen „ist er am wirksamsten und bestmündlichsten, schmeckt sehr angenehm, ist süß, ziemlich feurig und wird auch von Damen gern genommen“. StbgrZ 4/1 13.

„Die Art“, sagt die Münch. Medizin. Wochenschrift, „wie hier dürftig verhüllt mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen aufdringliche Weinreklame getrieben wird, fordert den schärfsten Protest heraus.“

Von einem Mendelssohn, Dr. med. (Herz), UP, Berlin, schreibt die StbgrZ 22/11 1903, ohne den Vornamen zu nennen: „Übrigens möchten wir bei dieser Gelegenheit fragen, warum es so merkwürdig still geworden ist über die Angelegenheit des Prof. M., dessen Kinderfreundschaft im Frühjahr Gegenstand des lebhaftesten Interesses der Kriminalpolizei gewesen ist und der ja auch vom Amt eines Universitätslehrers suspendiert

wurde. Es sind damals die haarsträubendsten Vertuschungsversuche gemacht worden. Daß sie Erfolg hatten, können wir nach dem Stande der Dinge, wie er im Sommer bekannt wurde, nicht glauben. Also wie steht der Fall Mendelssohn?“ — M. soll nur 1/2 Jahr Gefängnis wegen Verführung eines minderjährigen Kindes in seiner Sprechstunde bekommen haben. WM.

Mendelssohn, Moses, laut Sidor Singer, Juden=Christen, 1884, S. 46: „der jüdische Luther“, 1729 Dessau—86 Berlin. S: Mendel Dessau. Moses, der den einnächtigen König von Polen, Rabbi Saul, zu seinen Vorfahren (Hensel 1, 380) zählte, ist als Philosoph, nach Versicherungen von Stammesgenossen, „einer der glänzendsten Geister der Weltgeschichte“ und war dabei eine der bewußt arierfeindlichsten Erscheinungen, und zwar eine besonders gefährliche deshalb, weil viele Nichtjuden den Vorwurf der Unbildung scheuten, wenn sie sich nicht sofort das Vorurteil über M.'s große intellektuelle und humanitäre Bedeutung in Poesie und Prosa zu eigen machten.

Schon Hamler, der preussische Dichter, feierte vor 170 Jahren den Zeitgenossen als

„Einen Weisen wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er.“

1787 (DWe 1907, 8) gab der 24jährige Carl Phil. Conz in Stuttgart ein dilettantisches Gedicht in 4 Gesängen auf den „Weisen und Menschen“ heraus.

„Und so, wie wenn der Tag in schönem Lauf,
Ein schöner Jüngling, die Welt herauf
Sich hebt und wächst im Gehen,
So blühte Mendel auf,
Ein Wunder anzusehen!“

In Lessings „Nathan“ und in dem wiederholt aufgeführten einaktigen Charakterbild „Onkel Moses“ von Hugo Müller schritt M. auch über die deutschen Bühnen. Berthold Auerbach wollte noch 1841 mit Joseph Mendelssohn in Koblenz, einem Sohn Moses, die Werke des alten „Philosophen“ herausgeben. Meyers oft sehr maurerisches Konvers.-Lexikon, 1865, rechnet Mendelssohn zu den „Jungen, denen die Menschheit, schwer läßt sich sagen wieviel, aber jedenfalls großes von dem zu danken hat, was von der Wegstrecke zum Ziel echter Humanität hinter ihr liegt“.

Prof. Dr. M. Lazarus, 1887, S. 83, Treu und Frei: „Erwägt man die Um-

stände, unter denen M. aufgewachsen, gelebt und gedacht hat, so erscheint er fast ein psychologisches Wunder; aber Mendelssohn ist kein Wunder, sondern nur ein deutscher Jude der edelsten Art."

Die Jugend des „Philosophen“ beschreiben die „Vorposten“, Dez. 13: „Dieser unscheinbare Jude hat einen nachhaltigeren Einfluß auf das Geschick unseres Vaterlandes ausgeübt, als der „Alte Dessauer“, denn er hat zusammen mit Ephraim Lessing die Emanzipation seiner Stammesgenossen vorbereitet, für die wir jetzt büßen.

Dessau ist zwar eine alte Hochburg des Judentums, Vater S. Moses war jedoch nur Thora- und Tephillin-Schreiber. Diese Stellung brachte ihn in Verbindung mit Rabbi David Fränkel, der den Jerusalemer Talmud wieder zu Ehren erhob. Moses, durch diesen Lehrer früh in die Weisheit des Talmud geweiht, war ein gelehriger Bachur. Da wurde sein Lehrer nach Berlin berufen!

Der kleine Mendel besaß die Zähigkeit seiner Klasse. Entschlossen schnürte der Bierzehnjährige sein Bündel und schnorrte nach Berlin. Am Rosenthaler Tor, dem einzigen, wo Juden damals durchgelassen wurden — die Gegend bevorzugen sie noch heute —, wies der Torzuschreiber den Mittellosen zurück, doch Moses ließ sich nicht verblüffen und erklärte, er müsse beim Rabbi Fränkel lernen... Fränkel nahm ihn freundlich auf, beschäftigte ihn als Abschreiber des Jerusalemer Talmud und gab ihm trockenes Brot, denn wenn auch Berlin schon damals reiche Juden barg, so war die jüd. Gemeinde noch arm. Synagogen-Paläste konnte sie nicht bauen! Ohne Sprachlehrer, ohne Grammatik, nur mit Moses' Wörterbüchern wurde englischen und griechischen Philosophen zu Leibe gerückt, ohne die talmudischen Studien zu vernachlässigen. Er machte die Bekanntschaft des wohlhabenden Dr. Aron Salomon Gumperz, eines Enkels jenes Gumperz aus Emmerich, der unter dem Großen Kurfürsten durch Lieferungen für das Heer Reichtümer erworben hatte. Und Gumperz vermittelte später die Bekanntschaft mit Lessing.

Ein reicher Fabrikherr, Jsaak Bernhard, nahm den Jüngling 1750 als Lehrer und Erzieher für seine Kinder an, beschäftigte ihn auch als Buchhalter in seiner Seidenspinnerei. Später wurde Mendel Fabrik-aufseher und schließlich Teilhaber der Firma Bernhard. Damit waren die Nahrungsvorgen beseitigt und der Grund zum Reichtume seiner Nachfahren gelegt.

51 erwarb Mendel in Frankfurt a. d. O. die Würde eines Doktors der Medizinischen Fakultät!

Handelsgeist und Neigung zu wissenschaftlicher Betätigung finden sich beim Talmudjuden häufig vereint, selten jedoch in so hohem Maße, wie bei Moses Mendel, der ohne sein Geschäft zu vernachlässigen, sich auf verschiedene Gebiete der Wissenschaft wagte und mit Vorliebe philosophische Studien trieb.

Nach dem Gebrauche seines Volkes hängte Mendel seinen väterlichen Namen an und nannte sich Moses Mendel S. Sohn. So sind noch seine Bilder gezeichnet, auch jenes, auf welchem in echt jüd. Überhebung sein Kopf neben dem eines Sokrates gezeichnet war!...

Moses Mendel hat wohl selbst niemals klar empfunden, daß er Führer des aufgeklärten Judentums war, denn ein Anführer wollte er nicht sein. Er besaß sogar eine gewisse Schüchternheit, die ihn freilich nicht hinderte, gelegentlich unverschämt zu werden, besonders gegen seinen Wohltäter, den großen König, dessen „Poésies Diverses“ er heruntermachte.

Nach dem Generalprivileg vom 17/4 55 gehörte Mendel zur 6. Judenklasse: Privatdienstboten. Sobald er von Jsaak Bernhard entlassen wurde, konnte er über die Grenze abgeschoben werden.

Mendel erbat daher 63 in einem Throngesuch seine Aufnahme als Schutzjude, erhielt aber keine Antwort. Er hatte jedoch einen warmen Fürsprecher in dem Marquis d'Argens, einem Franzosen, der, bei Friedrich gut angeschrieben, im Stile eines Montesquieu jüdische Briefe und anderes, was man damals Philosophie und Aufklärung nannte, verfaßt hatte."

Budlig und kränklich, wie er war, hatte Moses — wir folgen dem jüdischen

„Familienblatt“ 1898 (DfBl 11/8) — auch einen Bankier Guggenheim in Hamburg und dessen Tochter kennenlernt. Nun hielt nicht etwa M. um die Hand der Tochter an, sondern der Vater sagte ihm, es sei sein sehnlichster Wunsch, ihn durch innige Bande an seine Familie zu fesseln: „Über unglücklicherweise haben Sie eine Mißgestaltung, die der Verwirklichung meines Wunsches Hindernisse in den Weg legt, und die, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, auf meine Tochter einen sehr üblen Eindruck gemacht hat.“ Diese wenig zartfühlenden Worte schreckten Moses nicht. Vor seiner Abreise bat er den Bankier, von der Tochter Abschied nehmen zu dürfen, Fräulein Guggenheim ging in ihrem Zimmer dem Philosophen entgegen und fragte gleich etwas schnippisch: „Glauben Sie, daß die Ehen zum voraus im Himmel geschlossen werden?“ — „Gewiß, Fräulein!“ entgegnete dieser sofort, „jedermal, wenn ein Knabe geboren werden soll, so wird ihm zuvor im Himmel die ihm bestimmte Gattin gezeigt, so lehrt Hafis, der weise Perser. Und wollen Sie wissen, welche Gattin mir vor meiner Geburt gezeigt wurde? Sie, mein Fräulein. Jedoch waren sie damals nicht so schön, als ich Sie nunmehr vor mir sehe. O nein! Sie waren durch einen Höcker verunstaltet, welcher trauriger Anblick mich zu dem Ausspruche veranlaßte: Großer Gott, die schöne Guggenheim mit einem Höcker — wie wird sie dies ertragen? O, himmlischer Vater, hat ich sodann, nimm ihr den häßlichen Höcker weg und belaste mich damit! Und der Herr gewährte mir meine Bitte. Sie sehen nun, mein Fräulein, weshalb ich mit diesem Höcker belastet bin, weshalb ich Ihnen so sehr mißfalle.“ — Fräulein Guggenheim hatte ihm mit Erstaunen und Rührung zugehört und bot ihm darauf freundlich und versöhnt lächelnd ihre Hand. Kurze Zeit nachher wurde sie Mendelssohns Gattin. — „Originell“ nennt das jüd. Blatt diese Geschichte.

Friedrich der Große hatte, um die Vermehrung der Juden zu begrenzen, bestimmt, daß nur eine kleine Anzahl jährlich heiraten durfte, die dabei aus der lgl. Porzellanfabrik Gegen-

stände (s. Judenporzellan), wie man sie ihnen zuteilte, kaufen mußten. M. erhielt [auf besondere königliche Anregung?] bei seiner Verheiratung 20 Porzellan-Affen in Lebensgröße zugewiesen. Das Paar bekam Kinder: Abraham, Josef[ph], Nathan, Dorothea, Recha, Mayer, Henriette (SG). Die älteste Tochter Dorothea (sd), O Friedr. Schlegel; Abraham wurde als Mendelssohn-Bartholdy Chef der Berliner Bank und Vater von Felix M.=B.

Moses erhielt noch im 19. Jh ein Denkmal in Dessau und eine ruhmredige Hausinschrift in Berlin. In der Allg. Illustr. Ztschr. 1890, 310, schreibt Adolf Rohut: „Wie durchaus verschieden auch die Individualitäten Mendelssohns und Friedrich des Großen [erst der Jude und dann der König!] waren, so hatten beide doch einige Berührungspunkte...“ Man rührte Deutschtum und Judentum überall durcheinander und bereitete auch an scheinbar so unwichtigen Stellen das Paneuropa von heute vor.

Die Glaubensverhältnisse unter M.'s Nachkommen wurden von jüd. Seite oft erbittert beurteilt. Graeg schreibt: „M. starb zur rechten Zeit und erlebte nicht die Herzenspein, wie eine seiner Töchter Mann und Kind verließ, um einem Buhlen nachzulaufen, die andere als fromme Katholikin dem Papst den Fuß küßte und einer seiner Söhne in gedankenloser Verachtung des Judentums, in dem sein Vater lebte und webte, seine Kinder zur Kirche führte.“

▼DfBl 1912, 11: „Mendelssohn, den die Aufgeklärten wie einen Gott verehrten, war ein treuer Jude, aber er verstand es nicht, auch den Herzen seiner Kinder Liebe zum Judentum einzupflanzen. Henriette Herz meint, die Freigeister, die in seinem Hause verkehrten, hätten die religiöse Denkweise der Kinder nicht günstig beeinflusst. Von den Nachkommen lebt kein einziger mehr als Jude, und zwar hat die männliche Linie den Protestantismus, die weibliche den Katholizismus bevorzugt. Die Söhne Joseph und Abraham scheuten noch vor der Taufe, der letztere legte aber seinem Namen ein

Bartholdy zu, vermutlich weil das nicht so jüdisch klingt. Sein Schwager Jacob Salomon Bartholdy (sb) war Christ geworden, wie er selbst gesteht, ohne Glauben und ohne Rücksicht auf seine strenggläubige Mutter, die ihm fluchte. Seine Entschuldigung war: der Protestantismus sei für den Fortschritt (sollte heißen: für das Fortkommen) am förderlichsten. Er redete nun seinem Schwager zu, seine Kinder taufen zu lassen. Die Taufe sei eine Huldigung, die er dem Andenken seines Vaters (Moses Mendelssohns!) zolle, der, wenn er noch lebte, ebenso handeln würde.“

Noch einiges über M.'s Art, Auftreten und über seine Schriften, die, fade genug, doch eine Zeitlang allzu humane Geister nachdrücklich blendeten.

Lenz, S. 39—42: „... M. handelte auch in der Religion vollkommen als prononzierter Talmudjude, d. h. die Christen, die er in seinen Freundeskreis aufnahm, mußten dem positiven Christentum entsagen; und darauf wird merkwürdigerweise der Toleranzbeweis für Mendelssohn gestützt. Daß aber er dem positiven Judentum entsagt hätte, davon ist keine Rede. ... Als Juden ihm ihre Zweifel aussprachen, ob er denn auch ein echter Jude sei, erklärte er sich als orthodoxen Talmudjuden. Die Toleranz bestand bei ihm im Fordern, nicht im Gewähren: wie auch sonst der Jude im sozialen Leben tolerant zu sein vorgibt, wie er die gleichen Rechte fordert, aber nie von gleichen Pflichten etwas wissen will! ... Wir können die Kurzsichtigkeit Lavaters und des Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel nur bedauern, als beide an M., der nur mit den giftigsten Feinden des Christentums verkehrte, das Ansinnen stellten, sich taufen zu lassen.“

Hensel, 12—14: „Lavater, der auf einer Reise 1763 M. kennenlernte und der, wie alle, vom Zauber seiner Persönlichkeit aufs mächtigste berührt war, gibt in seinem berühmten Werk der „Physiognomik“ folgende Schilderung von M.: „Vermutlich kennst Du diese Silhouette? Ich kann dir's kaum verhehlen, sie ist mir gar zu lieb, gar zu sprechend! Kannst Du sagen — kannst

Du einen Augenblick anstehen, ob Du sagen wolltest: „Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe geschmacklose Seele!“ Der so was sagen könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es sagte, der schließe mein Buch zu, werfe es von sich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwehren, daß ich nicht über ihn urteile! Ich weide mich an diesen Umrissen! Mein Blick wälzt sich von diesem herrlichen Bogen der Stirn auf den scharfen Knochen des Auges herab. — In dieser Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! Die Bestimmtheit der Nase, der herrliche Übergang von der Nase zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt! O wie alles dies zusammenstimmt, um die göttliche Wahrheit der Physiognomik fühlbar und anschaulich zu machen.“ —

Die „göttliche Wahrheit der Physiognomik“ hinderte aber ihren begeisterten Propheten nicht, sich in Mendelssohn ganz gründlich zu täuschen. Er gab 1769 eine Übersetzung von Bonnet's „Beweisen für das Christentum heraus, eignete sie M. zu und forderte ihn öffentlich auf, das Buch zu widerlegen oder — zum Christentum überzutreten. — Die Lage Mendelssohn's war sehr übel. Er hatte nicht Lessing's Athletennatur ... und antwortete, daß er Jude aus innerster Überzeugung sei, daß die Bonnet'schen Lehrsätze ihn durchaus nicht irre gemacht, ja, daß er sich getraue, mit solchen Beweisen jede geoffenbarte Religion zu verteidigen; er stürmte nicht vernichtend, wie Lessing getan haben würde; aber er ließ so siegreich, so milde, so überzeugend die Sonne seiner klaren Vernunft strahlen, daß seinem Gegner der Mantel der christlichen Liebe von den Schultern sank, — der Triumph der Mendelssohn'schen Sache war entschieden. Lavater sah zu seinem Schrecken, welches Unrecht er begangen, und bat auf das Reumütigste ab; die Gegner blieben von nun an gute Freunde“.

Lenz: „Dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel schrieb Mendelssohn: „Wenn ich diese Lehre (des Neuen Testaments) im Alten Testamente fände, so würde ich auch das Alte Testament verwerfen müssen; und wenn ein

Wundertäter, sie zu bewähren, vor meinen Augen alle Toten erweckte, die seit Jahrhunderten begraben worden, so würde ich sagen: Der Wundertäter hat Tote erweckt, aber seine Lehre kann ich nicht annehmen.“ Und diesen Mendelssohn nennt B o ß in seiner „Quise“ den „edlen“ und behauptet von ihm: „Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt“! Das Gerücht, M. werde am Ende noch Christ, drang bis Wien, wo man über jene, denen die Bekehrung dieses Ahnherrn des deutschen Reformjudentums zum Christentume erwünscht war, spottete. So erschien dort bei Joseph Kulm eine Broschüre: „Dienstfreundliches Pro memoria an die, welche Moses Mendelssohn durchaus zum Christen machen wollen oder sich doch wenigstens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden ist.“

„Mendelssohn benutzte die „Aufklärung“ nur, um einen Keil ins Christentum hineinzutreiben.“ Seinem Haß gegen die kath. Kirche hat er 83 im „Deutschen Museum“ Ausdruck verliehen. „Ich applaudiere von Herzen dem Sturz der römischen Hierarchie, von deren Vorteilen ... mich [Johannes v.] Müller durch seine musterhafte Schilderung des Guten, das sie ehemals gestiftet, nicht überzeugt hat“. —

Als man 71 M. als jüdisch-preussischen „Aristoteles“ in die Akademie zu Berlin bringen wollte, hat Friedrich der Große von seinen Instinkten richtig beraten, ihn gestrichen: „Der Name gefalle ihm nicht.“ — „Diesen schlechten Streich konnte M. sein Leben lang nicht verwürgen; und er hat dem Großen Friedrich, wo und wie es nur ohne Gefahr geschehen konnte, eine kleine Klampfe angehängt. Die Juden sagen, der König habe dies getan, weil M. ein Jude war, und die Philosophen sagen, der König habe es getan, weil M. kein Philosoph war. Und am Ende haben alle Recht, Juden und Philosophen und der König — und M. auch! Denn das Recht, sich selber für einen Philosophen zu halten, darf man niemand streitig machen ...“

Rästner aber schrieb gegen unsern Friedrich den Großen für Moses:

„Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her, für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinen Banden
Und diesen kennt er nicht.“

Das hätte noch gefehlt, den Juden in die Tafelrunde aufzunehmen!

Lenz: „M. konnte nur in einer so flachen, verwaschenen Zeit und durch die Mittel der sich gegenseitig verhimmelnden Freunde und Judengenossen zum Rufe eines Philosophen gelangen. Ein System Mendelssohn gibt es nicht; wo ist der logische Kopf, der aus dem platten Gewäsche M.'s ein philosophisches System zusammenschweißen könnte? Die Gespräche in „Phädon“ oder über die Unsterblichkeit der Seele sind so langweilig und nichtsbeweisend, und es ist soviel hohles Geschmuse darin, daß nur durch die Lärmtrommel der damaligen Juden und Aufklärer soviel Ruhmes über dieses philosophische Weltwunder verbreitet werden konnte, und dieser Lärm noch bis in unsere Tage herüber tönt, obwohl den „Phädon“ selbst Juden so wenig zu Ende lesen wie Deutsche. „Jerusalem“ ist die giftigste Schrift M.'s, vom Standpunkte des aufgeklärten Kulturjuden (der noch nach eigenem Geständnis am talmudischen Kern festhält) gegen das Christentum. ...

M.'s „Jerusalem“ oder „Religiöse Macht und Judentum“ ist statt einer philosophischen Arbeit, eine Tendenzschrift voll Unklarheit und Dunkel, die das Judentum verherrlicht, das Christentum herabsetzt und in wichtigen Punkten nicht nur sokratischer, sondern jeglicher Logik bar ist. M. erkennt keine anderen ewigen Wahrheiten an, als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich sind, sondern durch menschliche Kräfte dargetan und bewährt werden können. Deshalb sagt er, brauche er von der mosaischen Religion nicht abzuweichen; denn das Judentum wisse von keiner geoffenbarten Religion in dem Sinne, wie dies von den Christen angenommen werde; es hätte eine Gesetzgebung, und diese sei dem jüd. Volke durch Moses wunderbar und übernatürlich geoffenbart.

II., S. 114: „Die Wahrheiten der jüdischen Geschichte sind der „geweihten Nation“ durch Wunder bestätigt.“ Von dem Christentum weiß er nur zu

sagen, daß es „auf dem Judentum gebauet sei, also wenn dieses falle, notwendigerweise mit über den Haufen stürzen müsse,“ und daß „er wenigstens nichts Neues wider den Glauben der Christen vorzubringen habe.“ Aber die mosaische Gesetzgebung — je näher Ihr hinzudringet, je reiner, unschuldiger, liebe- und sehnsuchtsvoller der Blick ist, mit welchem ihr auf sie hinschaut, desto mehr entfaltet sie euch von ihrer göttlichen Schönheit, die sie mit leichtem Flor verhüllt, um nicht von gemeinen unheiligen Augen entweiht zu werden. — Die Kirche sollte auch nicht strafen, sondern nur lehren und trösten! — Der Pferdefuß ist dabei leicht zu erkennen. —

Überall, wohin M. in Berlin und auf Reisen kam, stellte er sich schlau und stellten die anderen sich z. T. merkwürdig töricht an. So hielt er sich auf einer Geschäftsreise nach Memel auch in Königsberg auf, wo er „durch seine geselligen Gaben dazu beitrug, in den maß- und tonangebenden Kreisen der Gesellschaft das gegen seine Glaubensgenossen lange genährte Vorurteil zu entwurzeln“, wie ▼Solowicz, S. 97, sagt. Die Presse jubelte, selbst Hamann u. Kant sahen die jüd. Mikrobe durch ein Riesengrößerglas. August ▼Dewald (Ein Menschenleben, 1. 99; 1844) schildert M.'s charakteristischen Aufenthalt in einer Vorlesung Kants:

„Ein kleiner verwachsener Jude mit Spitzbart und starkem Hader trat, ohne viel sich um die Anwesenden zu bekümmern, doch mit ängstlich leisen Schritten in den Hörsaal und blieb unfern der Eingangstür stehen. Wie gewöhnlich begannen Hohn und Spott, die zuletzt in Schnalzen, Pfeifen und Stampfen übergingen; aber zum allgemeinen Erstauen blieb der Fremde auf seinem Platze wie festgebannt, mit eisiger Ruhe hatte er sogar, um seinen Willen, den Professor zu erwarten, deutlich an den Tag zu legen, auf einem leerstehenden Stuhle Platz genommen. Man näherte sich ihm, man fragte, er antwortete kurz und artig; er wolle dableiben, um Kants Bekanntschaft zu machen. Nur sein Erscheinen konnte endlich den Lärm beschwichtigen. Sein Vortrag lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf andere

Dinge, und man ward so hingerissen, so versenkt in das Meer von neuen Ideen, daß man der Erscheinung des Juden längst nicht mehr gedachte, als dieser nach beendigtem Kollegium sich mit einer Heftigkeit, die mit seinem frühern Gleichmuth seltsam kontrastirte, durch die Menge zum Katheder drängte. Wieder erschallte das höhnißche Gelächter, das aber sogleich einer stummen Bewunderung wich, da Kant, nachdem er einen Augenblick den Fremden bedeutend betrachtet, und dieser einige Worte gesagt hatte, ihm mit Herzlichkeit die Hand drückte und dann in seine Arme schloß. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Menge: „Moses Mendelssohn! es ist der jüd. Philosoph aus Berlin!“ und ehrerbietig bildeten die Schüler eine Gasse, als die beiden Weltweisen Hand in Hand den Hörsaal verließen.“

Mendelssohn war das Zentrum der Judenthums seiner Zeit. Lu. ▼Geiger berichtet: „In der Schweiz wollte man für die wenigen dort wohnenden Juden das Heiraten beschränken, er verwendete sich bei Lavater erfolgreich für die Unglücklichen. — Nach einer neuen Judenordnung sollte aus Sachsen eine Anzahl verarmter Familien ausgewiesen werden —, er wußte durch ein Schreiben an einen ihm befreundeten Beamten, worin er hervorhob, wie schrecklich die Ausweisung für Unverschuldete sei, die Strafe abzuwenden. — Ein böhmischer Talmudist war in Sachsen gefangen worden: ein offenes Schreiben M.'s machte ihn frei. An ihn wandten sich die Juden im Elsaß, als sie ihre bedrückte Lage dem französischen Könige vorstellen wollten, nur ihm klagten die polnischen Juden ihr Leid, als sie sich durch eine neue Unschuldigung in ihrer Existenz bedroht sahen.“

Und auch da, wo man etwas zugunsten der Juden zu tun beabsichtigte, wurde M. befragt. Der Reichsfreiherr v. Monster wandte sich an ihn, als er ein unabhängiges Gebiet ankaufen und zu gleichen Teilen mit Christen und Juden bewohnen lassen wollte, die dieselben Rechte und Freiheiten genießen und nur von dem Besitzer, mit dem sie einen Vertrag zu schließen hätten, abhängig

sein sollten. M. wollte den Plan einer Gesellschaft aufgeklärter Freunde und besonders dem Kriegsrat Dohm mitteilen, aber der Freiherr wünschte vollständiges Geheimhalten, und so scheint aus dem gutgemeinten Plane nichts geworden zu sein.“

▼Graez leitet mit Recht den letzten Abschnitt seiner „Geschichte der Juden“, nämlich „die Epoche der Wiedergeburt“ mit Mendelssohn ein. „Ebenso unscheinbar und elend, wie fast alle ärmlichen jüd. Kinder — die Knechtsgestalt trugen damals meistens schon die jüd. Neugeborenen in der Wiege — war M. aus kleinen Anfängen zum Leiter des jüd. Weltgeschehens aufgestiegen“, — eine politische Position, — in der auch wir ihn uns gar nicht deutlich genug vor Augen halten können. „Man fing an, selbst am Hofe Friedrichs des Großen auf „diesen Juden“ neugierig zu werden. Der unerschrockene Lessing flößte auch ihm so viel Beherztheit ein, daß er es wagte, die poetischen Erzeugnisse des preussischen Königs in einer Zeitschrift zu beurteilen und einen Tadel einfließen zu lassen (1760). M. fühlte sich von dem Deutschenhaß des Königs ebenso verletzt wie von dessen Flitterweisheit. Da man aber den Königen nicht die Wahrheit sagen darf, so wußte er sehr geschickt aus der Posaune des Lobes einen leisen Ton des Tadels nachhallen zu lassen.

Ein boshafter Höfling (Prediger Justi) entdeckte den Tadel, denunzierte ihn, daß er als „Jude die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste geheiligte Person im frechen Urteil über dessen Poesie aus den Augen gesetzt hat“. M. kam plötzlich der barsche Befehl zu, sich an einem Sonnabende in Sanssouci zu stellen. Angsterfüllt begab er sich nach Potsdam in das Schloß, gestand seine Untat ein und entschuldigte sich mit der feinen Bemerkung: „Wer Berse macht, schiebt Regel, und wer Regel schiebt, sei er König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Regelfunge sagt, wie er schiebt.“

Das Glück war diesem Manne, der unbewußt der Träger der [jüdischen] Zukunft war, außerordentlich günstig.“

Denn, einer der zielbewußtesten, gerissensten Juden, hat Mendelssohn, auf dem Umwege über Frankreich, für seine Glaubensgenossen in Dtschld gewirkt, indem er die Wucherer im Elsaß verteidigte und die große Revolution von 1789 vorbereiten half. Dabei verstand er, dank seiner misrathenen Gestalt und einer besonders gut gespielten, ausdrucksvollen Bescheidenheit, immer sehr harmlos zu erscheinen, so daß kein arischer Zeitgenosse ihm Heimlichkeiten zugetraut hätte.

Im Elsaß hatte ein Landrichter Hell, von Graez als Scheusal hingestellt, wuchernden Juden sehr kräftig auf die Behen getreten: „Ein Gerichtsschreiber, nicht ohne Kopf und literarische Bildung, namens Hell, von Hause aus arm und nach einer hohen Stellung lüftern, bekannt mit den Schlichen der jüd. Wucherer, lernte eigens die hebräische Sprache, um die Juden ohne Furcht vor Entdeckung brandschazen zu können. Er ließ ihnen Drohbrieife in hebräischer Sprache zukommen, daß sie wegen Wuchers und Betruges angeklagt würden, wenn sie ihm nicht eine bestimmte Summe zukommen ließen. Als er gar zum Landrichter für einige elsässische Edelleute ernannt wurde, waren ihm die Juden vollends preisgegeben. Diejenigen, die seine immer gesteigerten Wünsche nicht befriedigten, wurden angeklagt und verurteilt. Da seine Ungerechtigkeiten zum Teil ans Licht kamen und er beargwohnt wurde, reizte dieses seinen Haß zu noch viel größeren Untaten. Er wies den Schuldner den Weg, wie sie sich der drückenden Schulden an die jüd. Geldmänner entledigen könnten, wenn sie sich falscher Quittungen über bereits geleistete Zahlung bedienten. Einige seiner Kreaturen durchzogen Elsaß und schrieben solche Quittungen. Die gewissenhaften Schuldner wurden durch Geistliche beschwichtigt, die ihnen die Beraubung der Juden als gottgefällige Handlung empfahlen. Die Angstlichen wurden durch einen eigens dazu abgerichteten Betrüger beruhigt, der Orden und Kreuze, angeblich im Namen des Königs, an diejenigen austeilte, die falsche Quittungen annehmen, vorzeigen und gegen die Juden wegen

Bedrückung und Betruges klagbar auftreten wollten. Die unglücklichen Schuldner vereinigten sich mit Schurken und Geistlichen, um den schwachköpfigen König Ludwig XVI. zu bestürmen, allen Wirren durch Vertreibung der Juden aus dem Elsaß ein Ende zu machen. Um sein Werk zu krönen, versuchte der gewissenlose Hell die bösen Geister gegen die Juden von Elsaß noch mehr zu entfesseln. Er verfaßte eine giftige Schrift gegen sie (1779) „Bemerkungen eines Elsässers über die gegenwärtigen Händel der Juden von Elsaß“, worin er ein grauenhaftes Bild von ihnen entwarf, um sie dem Hass und der Vertilgung zu weihen... Seine gemeinen Schliche wurden aufgedeckt, und er wurde auf Befehl des Königs verhaftet und später aus dem Elsaß entfernt. Ein Dekret des Königs befahl (Mai 1780), daß Prozesse wegen Wuchers nicht mehr von dem Landgerichte der Edelleute, sondern von dem Staatsrat von Elsaß entschieden werden sollten.

Eine Folge dieser Vorgänge war, daß die elsässischen Juden sich endlich auszusprechen wagten, daß ihre Lage unerträglich sei, und vor dem Thron des milden Königs Ludwig XVI. eine Abhilfe erfluchten. Ihre Vertreter (C e r f B e e r ?) arbeiteten eine Denkschrift für den Staatsrat über die gegen sie bestehenden unmenschlichen Gesetze aus und machten Vorschläge zur Verbesserung. Sie fühlen aber, daß diese Denkschrift auch auf die öffentliche Meinung wirken müsse, die damals kurz vor der Revolution schon ebenso mächtig, wie der König war. Aber in ihrer Mitte befand sich kein Mann von Geist und Fähigkeit, eine anziehende Darstellung auszuarbeiten.

An wen konnten sie sich anders wenden, als an Mendelssohn, auf den damals bereits die europäischen Juden, als auf ihren starken Vorkämpfer, blickten? Ihm sandten daher die Elsässer Juden das nötige Material zu und baten ihn, ihrer Schutzschrift die rechte Feile und eine eindringliche Form zu geben. M. hatte zwar keine Muße und vielleicht auch keine Geschicklichkeit dazu. Aber er hatte glücklicherweise zur selben Zeit einen neuen Freund und

Bewunderer gefunden, der vermöge seiner Kenntnisse und seines Amtes am besten dazu imstande war, Christ. Wilhelm D o h m (s. d.), dessen Schrift auch in Osterreich für die Juden unter Kaiser Joseph günstig wirkte.

„Der giftige Elsässer Landrichter Hell wollte die Juden im Elsaß vertilgt wissen und hat durch seine Bosheit die Befreiung der Juden in Frankreich anbahnen helfen.“

Mendelssohn hatte sich auch bei dieser Bewegung wohlweislich im Hintergrund gehalten; er wollte nicht den Schein auf sich laden, ein parteiischer Sachwalter seiner Religions- und Stammgenossen zu sein. Er segnete aber das Hervorbereiten der Teilnahme an seinen unglücklichen Stammgenossen: „Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in dem die Rechte der Menschlichkeit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen.“ Indessen regten ihn doch zwei Punkte an, sein Schweigen zu brechen. Er fand, daß Dohm noch nicht genug Harpunen gegen das dickhäutige Ungetüm des Judenhasses geschleudert hatte. Um von der falschen Fährte abzulenken, in die Dohms gutgemeinte Schutzschrift hineinzuführen drohte, und zugleich der hartnäckigen Verkennung der Juden so viel als möglich zu steuern, ließ er von seinem jungen Freunde, dem Arzte Marcus Herz, eine Übersetzung aus dem englischen Original von M a n a s s e B e n - J s r a e l s Verteidigungsschrift für die Juden gegen die vielfachen lügenhaften Anschuldigungen veranstalten und setzte ihr ein Vorwort voran, mit lichtvollen, erwärmenden Gedanken (März 1782), „Rettung der Juden“, ein Anhang zu Dohms Schrift.“

Dohm's von M. eingegebene Broschüre, beeinflusste dann den Grafen Mirabeau (s. d.), der also eine Art geistiger Enkel des „Berliner Philosophen“, in der französischen Revolution das Interesse der Juden, — die sich ihn auch sonst vielfach verpflichtet hatten, über die Belange seiner Landsleute, der Franzosen, stellte. M.'s weitschauende Diplo-

matie hat immer den günstigsten Punkt gefunden, um sich für die Juden einzusetzen. Weil in Preußen und Deutschland damals der arische Widerstand an und in sich noch zu stark war, mußte er eben von außen gebrochen werden; und über die wegen Buchers verfolgten Juden im Elsaß ging der Weg zur allgemeinen Emanzipation der Rasse, erst in Frankreich und dann in den benachbarten Ländern, in Deutschland. —

Arm in Arm mit Moses Mendelssohn drängte sich ein Jahrhundert später Kohut (fd) in Berlin an Deutschlands totgeweihte, judenverfehmte Fürsten: „Als mein Buch „Moses Mendelssohn und seine Familie“ (1886) erschienen war, nahm ich Veranlassung, dem Kronprinzen zu schreiben und ihm eine Reihe meiner Schriften, die ich namhaft machte, mit der Bitte anzubieten, dieselben als kleines Zeichen meiner großen Ehrerbietung hochgeneigtest annehmen zu wollen. Unter diesen war auch das genannte Werk verzeichnet. Der Kronprinz ließ mir eine sehr liebenswürdige Zuschrift durch seinen Adjutanten von Kessel, wenn ich nicht irre, jetzt Generaloberst der Infanterie, Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II., zukommen, worin ich ersucht wurde, nur mein Buch „Moses Mendelssohn und seine Familie“ dem hohen Herrn zu übersenden, was dann auch geschah und mir ein sehr freundliches Dankschreiben eintrug.“

OWe 1909, 138: „Am 15/2 1909 wurde das Denkmal Moses M.'s von einem privaten Komitee unter dem edlen Philanthropen Moritz Mannheimer im Vorgarten der Berliner Gemeinde-Knaben- und Lehrer-Vorbildungsschule errichtet. In der Aula hielt die Weiherede Prof. Lu. ▼Geiger.“

Uzi: 1913: „Von der an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums begründeten „Moses-Mendelssohn-Toleranzstiftung“ werden alle 2 Jahre 2 Preise von 2000 M. bzw. 1000 M. für Schriften über ein Thema ausgesetzt, dessen Bearbeitung Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit zu fördern geeignet ist. Der Wettbewerb steht Angehörigen aller (!) Völkern offen. Für 13 wurde folgende

Preis Aufgabe gestellt: „Der Toleranzgedanke in der dtischen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns“. Einlieferung bis zum 30/9 13.“

Und auf den dtischen Bühnen wurden Jahr für Jahr die blöden Werke aus Lessing's Nathan wiederholt:

... Wie frei von Vorurteilen
Sein Geist, sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.
... welch' ein Jude!
Und der so ganz ein Jude scheinen will.“

Der 200. Geburtstag M.'s, am 6/9 1929, war ein Ereignis, das von den kleinen und großen Plätzen der Welt, wo Juden sitzen, unter einem ungeheuren Aufwand von Geld und Lungenkraft geradezu aufreizend begangen wurde. Wir heben einiges aus dem Wust heraus:

„Moses Mendelssohn, der Deutsche“ hieß Dr. Otto Conrad's Geburtstagsartikel im „Nationaldtischen Juden“, 1929, 9: „Das Dtschtum M.'s zeigte sich zunächst im Verhältnis zu seinen Glaubensgenossen. Ihnen gegenüber war sein Streben darauf gerichtet, die Juden mit der dtischen Kultur vertraut zu machen, eine harmonische Verbindung zwischen religiösem Judentum und nationalem Dtschtum herbeizuführen... — Jedoch nicht nur der Sprache nach, sondern auch in der Gesinnung war M. ein Dtscher. Die Freundschaft des Philosophen mit Lessing ward das symbolische Vorbild für jene herzliche, geistige Vereinigung des dtischen und jüd. Wesens, die dem Dtschtum wie dem dtischen Judentum zum Heil gereichte!... — Als Schriftsteller lag ihm die dtische „Muttersprache“ sehr am Herzen. Als ihm ein Bekannter eine Schrift zur Beurteilung schickt, mahnt er ihn, besseres Dtsch zu schreiben: „Ihre Schrift soll die Ehre der dtischen Prosa retten, soll großen Herren beweisen, daß auch Dtsche, die gründlich denken, mit Geschmack schreiben können... — Es kann nach dem Angeführten keine Frage sein, daß sich Moses Mendelssohn große Verdienste um die dtische Nation erworben hat. Er gehört zu den großen Erziehern nicht nur der Juden, sondern auch der Dtschen.“

In Dessau, der Geburtsstadt, traten Staatsministerium und Stadt mit

der ▼ Gemeinde, dem Berliner Handelskammerpräsidenten Franz v. M. und Paul v. M.-Bartholdy zu einer Ausstellung von Werken, Briefen und sonstigen Dokumenten des Philosophen zusammen. Alle Konfessionen wirkten dabei mit; der Bericht der Voss. 10/9 sah befriedigt „den katholischen Priester vor der Bundeslade in der Synagoge mitaufstehen“. Bürgermeister Hesse, der vom Moses M. sicher nicht mehr kannte, als den Namen und ein paar Lebensdaten (WB 9/10), betonte in seinem Hymnus, der, wie WB 9/10 29 meinte, gar nicht auf seinem Wiste gewachsen, sondern nur von Hesse, wie von einem wohlgezogenen Papagei, vorgebracht war, „M.'s Geist müsse neu lebendig werden“. Die Vossische vermischte aber, daß man nicht die aus der israelitischen Kultusgemeinde der Stadt hervorgegangenen jungen Kräfte für die Feier angespannt hätte: „Wäre es nicht sinnvoller gewesen für Alfred Wolfsteins, ganz im Geiste M.'s für Aufklärung und Menschenliebe kämpfendes Drama „Nacht vor dem Weil“, und für Kurt Weill um Musik zu bitten?“

Über wie immer in dieser Welt, war auch das Dessauer M.-Jubiläum für die Judenheit kein ganz ungetrübter Genuss. Es muß noch ein paar echte alte Dessauer gegeben haben, die nicht mitmachten, ja, ihre gesunde Abneigung offen äußerten, so daß der Vossische Reporter giftig „von den Straßen“ schreiben mußte, „wo eben noch die Nachkommenschaft dieser Stadt mit Campions und knallenden Fröschen Sedan feierte, und man, abends vor den bescheinwerterten Brunnen, sehr häßliche Unmerkungen erlauschen konnte, die so wenig nach Toleranz und Menschenliebe schmeckten, daß man sich schämt, sie in die Sekmaschine zu bringen...“

Schade, daß der Jude diese unverfälschten Äußerungen der lochenden deutschen Volksseele der Nachwelt unterschlagen hat! Trotzdem stifteten die Nachkommen des Moses 250 000 M. für die Geisteswissenschaft in jungen, aufstrebenden Begabungen, unter einem Kuratorium von großen Namen — ▼Einstein, Harnack, Spranger, Junkers, Schmitt-Ott, Arnold ▼Zweig und an-

dere. WB 9/10 1929: „Eine viertel Million Mark! Für ausgesprochen jüdische Zwecke — allerdings unter dem faden-scheinigen Mäntelchen „Deutscher Geisteswissenschaft“!! Damit der dumme Spießer wieder einmal am Stammtisch sagen kann: „Warum schimpft ihr denn immer auf die Juden? Gibt ein Christ eine viertel Million für deutsche Geisteswissenschaft her? He?“ — Er weiß natürlich in seiner heillosen Verblöbung nicht, daß sich auf einem Moses Mendelssohn ebenso wenig deutsche Geisteswissenschaft aufbauen läßt wie etwa auf einem Freudenhaus ein Tempel sittlicher Reinheit!

Es versteht sich von selbst, daß das Bankaus Mendelssohn & Co. die 250 000 M. nicht zur Mumifizierung jenes seiner Ahnherrn gab, der an der Philosophasterei Gefallen fand und dessen Schriften heute nicht einmal mehr von den Juden gelesen werden, sondern zur Förderung der jüd. Wühlarbeit auf dem Gebiete deutscher Geisteswissenschaft, was zum Schlusse noch einmal festgestellt sei.“

In Berlin wurde zunächst mächtig in der Presse (Voss. 6/9) getrommelt, wo Artur Loesser den M. „eine der schönsten, ehrwürdigsten, reinsten Erscheinungen zugleich in der dtischen Geistesgeschichte und in der des modernen Judentums“ nannte. Bertha Badt-Strauß beleuchtete den toten Juden in seiner Beziehung zu Berlin: man fand aber noch hundert andere Möglichkeiten zu Aufsätzen, die im Grunde alle mehr oder minder deutlich auf den einen, alten, von M. vor 150 Jahren verstärkten Ton unauslöschlicher Feindschaft der Juden gegen uns Nichtjuden gestimmt waren. Man lobte M.'s „dtisch“, das bekanntlich an Langeweile seines Gleichen sucht und darin nur noch von der Öde des Inhalts übertroffen wird, aber: „in einer Zeit, in der die dtische Sprache sich in gärender Entwicklung befand, in der sie von den Künsten und Wissenschaften, die hierin dem Vorbild Friedrich II. folgen, peinlich gemieden wurde, schrieb er ein klares, durchsichtiges, reines und bei aller Schlichtheit mitunter groß und erhaben klingendes Dtsch“....

Dann kamen die großen Veranstaltungen: „An der Feier, die gestern Mittag der Vorstand der ▼ Gemeinde zu Berlin, die Akademie für die Wissenschaft des Jdums und die Ges. zur Förderung der Wissenschaft des Jdums zum 200. Geburtstag des Berliner Philosophen in der Singakademie veranstalteten... überbrachte Minister ↓ Sebering die Grüße der Reichs- und der preußischen Staatsregierung und wünschte, daß die Taten des Geistesheroen nicht mehr durch Vorkämpfer und Reitpferde in den Hintergrund gedrängt werden. Es solle die Aufgabe dieser Stunde sein, mehr Toleranz, mehr Menschlichkeit, mehr Mendelssohn in der Welt zu verbreiten.“ (Berl. Montagspost 9/9 1929.)

„Soweit wäre die 200. Geburtstagsfeier eine reine Synagogenangelegenheit gewesen. Vielleicht auch Grund genug für einen Börsenfeiertag. Aber: der Gojim denkt, und der Oberbürgermeister lenkt. Doktor ↓ Böß, dieser Falstaff von Neu-Jerusalem, veranstaltet eine Feier. Hält auch dazu eine Rede. Schildert ergriffen, wie der arme Moses durch das Rosenthaler Tor seinen Einzug gehalten habe. Das einzige Tor, durch das Juden Eintritt erhielten. (Damals regierte Dr. Böß noch nicht.) Moses M. war es, der in Berlin bewußt den Kampf für das geistige Leben des Judentums aufnahm. Denn der Geist des Berliner Bürgertums verdankt seine Eigenart nicht nur der Bevölkerung der Mark, ... nicht nur den Franzosen, die in Berlin ihre zweite Heimat fanden, sondern ganz besonders dem geistigen Aufstieg des Berliner Judentums. Wenn deshalb Berlin heute seines großen Mitbürgers gedenkt, wünscht es sich, daß unserer Stadt noch recht viele Moses M. beschieden sein mögen.“ Angriff 16/9 1929.

Nebenbei: Man begreift nur schwer, wie Böß, nach einer so glänzenden ↓ Leistung, später in Berlin wegen seiner pelzigen Verbindungen mit den ▼ Sklarek's (sd) überhaupt noch angegriffen werden durfte. Wer Juden so würdigt, wie Böß, der war eigentlich für alle Zeit gefeit und tabu, selbst wenn er dem Reiche Millionen entwendet und ein Duzend

Bölkische totgeschlagen hätte. Stattdessen stand Böß wegen lumpiger kleiner Verfehlungen schon 1930 auf der Pensionsliste mit allerdings höchstem Ruhegehalt. —

Uns interessiert besonders die Mendelssohn=Rederei des preußischen Innenministers Sebering. Denn sein mannhaftes Eintreten für den Judenkrüppel hallte weit wider. Jew. Chron. 13/9, London, sprach in Verkennung der Schulbildung des S., der gemiß vor 1929 kaum viel von dem alten Schwäzer M. gehört, geschweige denn verstanden hatte, von dem „tiefen Eindruck“ des Redners, „der gründlich das Zeitalter von Mendelssohn und die Bedeutung seines Schaffens von M. für Deutschland kenne, und in Anspielung auf die arabischen Wirren in Palästina hofft, daß Mendelssohn'sche Toleranz auch im Osten, in Palästina, ein friedliches Zusammengehen der Völker ermögliche“.

Dieser Bericht des jüd. Staatsorgans war das Signal an die Presse der Welt, ein allgemeines Geseire über den Genossen der Juden zu erheben und sein Lob zu verbreiten, während bölkische Blätter und Korrespondenzen stattdessen aus der Deutschbund=Korrespondenz den „Toleranz=Minister“ abdruckten:

„Am Tage, da Moses Mendelssohn
Zum Segen des dtischen Volkes geboren,
War auch Herr Minister Sebering
Zum Zweihundertjahresredner erkoren.

„Mehr Nathan!“ fordert Herr Sebering,
„Und mehr Toleranz im politischen Leben!“
Drum will auch zum Schutze der Republik
Er schleunigst uns neue Geseze geben.

Wir wissen ja, was mit Toleranz
Das Judentum gestern meinte und heute:
Ehrenjulius Barmat, der ist schon frei;
Das Gesez geht gegen andere Leute.“

In London hatte sich schon im Juli 1929 (Jew. Chron. 19/7) Rabbi S a l i s D a i c h e s über den „dtischen“ Philosophen verbreitet, dessen „Gedankenwelt mit der jüd. Lehre und mit dem Engländer Locke zusammengeht: In der Hauptsache aber ist M. Jude“.

Andererseits boten die Feiereien deutschen Schriftstellern, wie wir schon sahen, Gelegenheit, die aufgeblasenen alten jüd. Größen wieder einmal zu berichtigen. WB 9/10: „M. war nichts anderes, als ein am Talmud und Schulchan Aruch geschulter Philosophaster, der nur jüd. denken und handeln konnte.“

te und mit deutscher Geisteswissenschaft ungefähr in derselben Verbindung steht wie ein Schornsteinfeger mit der Astro-
nomie."

Angriff 16/9 1929: „Mendelssohn war der erste Prophet des Kurfürstendamms, der große jüd. Eroberer von Berlin. Blut vom Blute der Harden und Tucholsky, Mosse und Ullstein. Von ihm aus datiert der Einbruch der jüd. Literaten in die deutsche Kultur. Ein jüd. Literaturgeschichtsschreiber sagt, daß M. für seine „Glaubensgenossen einen 2. Moses bedeute, der sie aus geistiger Barbarei in das gelobte Land europäischer, besonders dtischer Kultur geführt habe“. In seinem „Jerusalem“ erkennt man — trotz aller Mimikry nach außen — den reinen Talmudjuden mit seinem abgrundtiefen Haß, den schon der Philosoph J. G. Hamann aus Königsberg entlarvte („Golgatha und Scheblimini“).

Ausgezeichnet wurde „Der wahre Moses Mendelssohn“ von Heinz Hendel (WB 5/9 1929) beleuchtet: „Wenn man M. nur als Philosophen betrachtete, so käme eine Polemik gegen ihn der Schändung eines jüd. Friedhofes gleich; denn als Philosoph ist er wirklich tot, „hundertprozentig“. Die Zeit, die stets gerecht urteilt, hat dem „deutschen Sokrates“ die Unsterblichkeit aberkannt. M.'s Hauptwerk „Phädon“ beweist, wie wenig „Eklektizismus“ und Plagiat voneinander entfernt sind. Während der erste Teil eine fast wortgetreue Übersetzung des platonischen Dialogs darstellt, ist der zweite ein Konglomerat von Lehrmeinungen verschiedenster Philosophen. M. hütet sich wohlweislich — vor genauen Quellenangaben: „Wenn ich hätte Schriftsteller anführen mögen, so wären die Namen Plotinus, Descartes, Leibniz, Wolf, Baumgarten, Reimarus u. a. oft vorgekommen... Allein dem bloßen Liebhaber ist es einerlei, ob er einen Beweisgrund diesem oder jenem zu verdanken hat.“ Man vergleiche mit dieser „Larheit in Fragen geistigen Eigentums“ (um mit Bert Brecht zu sprechen) die peinliche Genauigkeit, mit der Lessing seine Quellschriften angibt. M. hat keine eigenen großen Gedanken geboren, er hat nur das, „was ich bei

anderen Brauchbares und Nützliches fand, mit dankbarem Herzen angenommen“ und daraus mit Geschick eine leichte, allgemeinverständliche Aufklärungsphilosophie zurechtgemacht. Seine Zugehörigkeit zum Judentum umgab ihn im freien Kampf der Geister gewissermaßen mit Schutzzollmauern, die jede ernsthafte Kritik an seinem Schaffen hinderten. Er wurde von der Clique (David Friedländer) über Gebühr großgelobt. Zu den wenigen, die von Anfang an nicht auf diesen Schwindel hereinfielen, gehörte Friedrich der Große, trotz seiner grundsätzlichen Toleranz.

Der Philosoph M. sei hiermit abgetan. Wichtiger und lohnender ist es, sich mit dem jüd. Politiker und Vorkämpfer zu beschäftigen, weil er am Anfang einer Entwicklung steht, die mit der endgültigen jüd. Herrschaft enden wird, wenn nicht vorher das deutsche Volk erwacht.

Der allgemein anerkannte M. konnte damit rechnen, gehört zu werden, wenn er für seine Stammesgenossen die Stimme erhob. Die erste Schrift, im Sinne des Judentums und seiner Emanzipation war „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum“. Der Belehrungsversuch des jugendlich-schwärmerischen Davater an M. mag vielleicht der äußere Anlaß zu ihrer Abfassung gewesen sein, in ihrem Kern wurzelt sie in den Talmudstudien M.'s. Er beschränkt sich nicht darauf, die mosaische Religion vom Standpunkt des gläubigen Juden aus zu verteidigen, sondern greift das Christentum nichts weniger als tolerant an, wobei er scheinbar äußerlich persönliche Objektivität wahrt. Mit der Aufdringlichkeit der Talmudphilosophen stellt er die Offenbarungen des Alten Testaments als einwandfrei beglaubigte Wahrheiten hin, während er den christlichen Offenbarungen jede historische Wahrscheinlichkeit abspricht. Außerdem tritt er in dieser Schrift, als erster für eine Trennung von Staat und Kirche ein. Er nimmt dem Staat jeden höheren ethischen Sinn, indem er ihn als besseres Strafinstitut hinstellt.

Bei M. zeigt es sich zum ersten Male, wie der Jude für sich streng am Gesetz seiner Väter festhält, aber den Anders-

gläubigen die Religion und damit den moralischen Rückhalt nehmen will. Dieser Philosoph der Aufklärung, der angeblich gegen die übertriebene Orthodogie der Juden kämpfte, hielt mit der Starrköpfigkeit eines Rabbinen aus Polen an den geringfügigsten und unwichtigsten Zeremonialgesetzen fest. Bei seiner Überetzung des Pentateuchs hütete sich M. peinlich, von der Überlieferung der rabbinischen Kommentatoren abzuweichen. Hier ließ er die Vernunft, die ihm sonst so viel galt, nicht zu Worte kommen. — Durch M.'s Überetzung der 5 Bücher Moses wurde allmählich unter den Juden das vorherrschende Jiddisch durch die deutsche Sprache verdrängt und damit die stärkste Wand zwischen Juden und Deutschen niedergerissen! Der Weg für die Assimilierung, deren Endprodukt der westliche Zivilisationsjude ist, war frei!

Die ganze Sophisterei und Verlogenheit des Talmudjägers offenbarte sich in seinem Streit mit Δ Jacobi.

Jacobi, dem Mystizismus ergeben, hatte M. in einem Brief mitgeteilt, daß Lessing sich in einem Gespräch mit ihm zu Spinoza, also zum Pantheismus, bekannt habe. Der Äußerung legte man damals größeres Gewicht bei, weil Pantheismus gleichbedeutend mit Atheismus galt. . . . M. erwiderte Jacobi, daß er in dem Werk, das er über Lessing schreibe, diese Tatsache nicht unerwähnt lassen wolle: „Der Name unseres Freundes soll bei der Nachwelt nicht mehr glänzen, als er es verdient.“ Jacobi bemerkte später mit Recht: „Es hat den Schein, als ob es M. nicht unangenehm wäre . . . durch die öffentliche Bekanntmachung dieses Umstandes den Glanz des Namens Lessing bei der Nachwelt schwächen zu können.“

Kurz darauf änderte M. plötzlich seinen Sinn und hielt es für geraten, gegen Jacobi für Lessing einzutreten. Um also das Andenken Lessings, das Jacobi geschmälert haben sollte, zu retten und um zugleich seine Anschauungen darzulegen, schrieb M. die „Morgenstunde“, „Vorlesungen über das Dasein Gottes“.

„Daß M. eine ungerechte Sache verfolgte, erhellt daraus, daß Herder und Goethe, die es sonst dem jüd. Philoso-

phen gegenüber an Wohlwollen nicht fehlen ließen, ehrlich entrüstet über das falsche Spiel mit Jacobi offen auf dessen Seite traten. Herder zu Hamann: „M. ist ein zu pfißiger Erbräuer, als daß ein ehrlicher Christ mit ihm austäme“. Und Goethe an Jacobi: „Was hast du zu den Morgenstunden gesagt? Und zu den jüd. Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? . . . O, Du armer Christe, wie schlimm wird es Dir ergehen, wenn er Deine schnurrenden Flügelein nach und nach umspinnen haben wird!“

Um M.'s Hinterhältigkeit ganz aufzudecken, veröffentlichte Jacobi den Briefwechsel, den er mit M. über den Lessing'schen Spinozismus geführt hatte. M. konnte nichts Peinlicheres passieren. Der Streit wäre zu seinen Ungunsten ausgegangen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, unmittelbar nach der Abfassung seiner Erwiderung „An Lessings Freunde“ zu sterben. Sofort erklärten M.'s jüd. Freunde: „er sei im Kampf für Lessing gefallen“. Alles bemitleidete Mendelssohn, der noch „sterbend den schützenden Schild über seinen Freund gehalten hatte“. Jacobi's überzeugende Schrift „Der entlarvte Mendelssohn“ wurde wenig beachtet, und bis heute hat sich die falsche Beurteilung M.'s in Geschichtswerken und Literaturgeschichten erhalten, so daß es uns schwer fällt, ihn als das zu erkennen, was er wirklich war: Ein leichter Popularphilosoph, ein orthodoxer Jude, ein rabulistischer Talmudjäger, ein Feind des Christentums und ein Wegbereiter der jüd. Machtbestrebungen!“

Der erste Herausgeber von Mendelssohns Schriften, Prof. Dr. G. B. Mendelssohn, erzählt: „Kurz vor seinem Tode fand ihn ein Freund vor seinem Hause: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn, Sie sehen so besorgt aus!“ „Ja“, antwortete M. „Ich denke daran, wie es meinen Kindern nach meinem Tode ergehen wird, da ich ihnen nur wenig Vermögen hinterlasse.“ Und seltsam, von einer ganz leisen Komik umwittert, klingen die Worte, die der Herausgeber und Enkel hinzufügt: „Wenn du, verkürter Geist, auf uns Erdenkinder herabsiehst, so wirst du dich überzeu-

gen, daß Gott sich aller deiner Nachkommen angenommen hat, daß alle ein anständiges Auskommen haben und ein ehrbares Leben führen.“ 8-Uhr-Abendblatt 6/9 1929.

Nachkommen der

Moses Mendelssohn // Fromet Eugenheim:

1. Dorothea, O Beit (später Schlegel):
 - a) Moses,
 - b) Johann,
 - c) Abraham,
 - d) Philipp, O Caroline Pulni, R: Dorothea, Therese, Franziska, Benedicta, Friedrich;
2. Joseph, O Henriette Meyer:
 - a) Benjamin, O Rosamunde Richter,
 - b) Alexander, O Marianne Seeligmann, R: Marie, Margarethe, Herrmann, Adolph, Franz, Wilhelm, Alexandrine, Clara;
3. Abraham (Mendelssohn-Bartholdy), O Lea Salomon:
 - a) Fanny, O Wilhelm Hensel, R: Sebastian,
 - b) Felix, O Cecile Jeanrenaud, R: Carl, Marie, Paul, Felix, Billi,
 - c) Rebeca, O Lejeune-Dirichlet, R: Walter, Felix, Ernst, Flora,
 - d) Paul, O Albertine Heine, R: Pauline, Katherine, Ernst, Gotthold, Fanny;
4. Henriette;
5. Recha, O Meyer;
6. Nathan, O Henriette Fzig:
 - a) Arnold,
 - b) Dittlie, O Eduard Kummer, R: Marie, Ernst;
 - c) Wilhelm, O Louise Cauer, R: Arnold, Bertha, Dittlie, Marie, Luise.

Mendelssohn, Nathan, 1782—52, Berlin, jüngster Sohn des Moses M.; O Henriette, jüngste T. des Daniel Fzig. R: Arnold; Dittlie; Wilhelm. Er war Mechaniker, Offizier, Fabrikant, Steuer- und schließlich Hauptinspektor der kgl. Münze in Berlin, und gründete eine kurzlebige Zeitschrift, sowie die polytechnische Ges. in Berlin, in der er Vorträge hielt. 10 erhielt er durch den stets opfer- und verwendungsbereiten Leg. von Sumboldt für seine Erfindung der Divisionsmaschine eine staatliche Unterstützung. Seine Nachkommen waren zum Teil musikalisch.

Mendelssohn, Recha/Reitel, 1766 — ? Berlin, O Hofagent Mendel, S. des ihrem Vater Moses M. befreundeten Hofbankhändlers Nathan Meyer in Mecklenburg-Str. Ebenso wie ihre Schwester Dorothea ließ sie sich scheiden, gründete eine Töchterschule in Altona und lebte später bei ihrem Br. Abraham in Berlin. „Geistvoll, klug, aber tränklich“, Hensel 1, 55.

Mendelssohn, Robert von, — 25—2, Schwedischer Generalkonsul, Berlin, Jägerstraße. — G: Franz v. M. — *1857 Berlin. Senator der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Er ist ein Vetter des GKR Ernst v. M. und mit seinem Br. Franz Inh. der 1805 gegründeten Bank M. & Co., Berlin; Mitm. d. Res.; M. d. Dtsch-Asiatischen Bank, Shanghai; Hagel Affekuranz-Ges.; Bank des Berl. Kassen-V. S. O Gordigniani, Florenz. R: Leonora 00; Franz 01; Angelika 02. Er bewohnt eine Villa im Grunewald.

Franz Mehring in der sozialdemokrat. „Freien Dtschen Presse“ 1905 (Stbgr 27/8): „Väterchen dekoriert seine Leib-

juden. Mit russ. Orden bedacht wurden 3 Angehörige des Berliner Bankhauses Mendelssohn, das mit der russ. Regierung finanziell in Verbindung steht. Dem Bankier, GKR von M. ist der Weiße Adler, dem Bankier Robert von M. zu Berlin der St. Stanislaus 1. Kl., dem Bankier Franz von M. der St. Stanislaus 2. Kl. mit Stern verliehen worden.“

Als die Steuerdeputation des Magistrats Berlin, Abt. III, gez. Cauffe, auf roten gedruckten Zetteln den Wehrbeitrag 1914 durch Vermittlung der Bank des Berliner Kassen-V. S. vom Bankkonto abheben zu lassen empfahl, warnten die Vorposten: „Achtung, Fang-eisen. Die Anpreisung einer jüd. Bank in dieser aufdringlichen Weise durch eine städtische Behörde ist unstatthaft. Jede Werbetätigkeit von städtischen oder staatlichen Beamten zugunsten einzelner Staatsbürger sollte auch dann verboten werden, wenn diese Staatsbürger „zufällig“ Juden sind. Hinter dem Kassenvereine steht Robert von M., der auch das anstößige „Mirakel“ [von Bollmüller] finanzierte, und nach der Saglund in Christiania schwedische Zeitungen aufkaufte, weil sie den Versuch gemacht hatten, der Überhebung des Judentums entgegenzutreten! Die Juden wissen, was sie wollen, und lassen sich den Ausbau der Burg Zion Millionen kosten. Das ist ihr gutes Recht; die Deutschen haben aber keine Veranlassung, sie dabei zu unterstützen.“

Ihre Verbindung mit dem Rußland der Pogrome ist der M.'schen Bank, die doch genau wußte, was sie tat, öfter bedacht worden, selbst vom stammverwandten „Neuen Wiener Journal“, das auf die „Renegaten“ schalt: „Noch heute sitzen in den Bureaus der Bank, so heißt es da, die Enkel der Begründer Josef und Abraham M., Urenkel des berühmten Philosophen Moses M. Sie hätten den Glauben ihres Ahnen verlassen, aber sie könnten nicht die Zusammenhänge zerreißen, die sie ethisch mit dessen Fühlen und Empfinden verbanden. Die Nachfahren jenes freien jüd. Denkers seien es, die das Reich der Pogrome und systematischen Judenentrechtung, das Reich unerhörten Frebels gegen alle

Begriffe unserer Kultur und seinen völkerrfriedlichen Bestand festigten, die der bedrückenden Klasse die Möglichkeit böte, ihre Herrschaft auf eine gediegene Basis zu stellen, sie mit einem Schutz zu umgeben, den keine Empörung erschüttern könnte. Das täte das Haus M. & Co., das aus den Erträgnissen des Seidenhändlers Bernhard und dessen Geschäftsteilnehmers, Moses M., begründet worden sei. Aber wenn diese Erkenntnis abstoße, viel ärger noch sei eine zweite. In Dtschld würden indirekt die Waffen geschmiedet, die gegen Dtschld gerichtet werden sollten. Aus Dtschld sollten auch künftig wieder die Kapitalien gezogen werden, die es ermöglichen sollten, ein ausländisches zerrüttetes Reich wieder kriegsmäßig zu machen. Rußland müßte seine Rüstungen zu mindest verlangsamen, wenn es in Dtschld selbst nicht einen so hilfsbereiten Bankier hätte. Die Chefs des Hauses M. hätten vom Dtschen Reiche alle Ehren erhalten, worauf die Führer des internationalen Staates nun einmal Anspruch erhöben. Nicht nur der Staat habe ihnen Titel und Würden gegeben, auch die freien Körperschaften hätten ihnen ihren Respekt erwiesen, und der Präses der Berliner Handelskammer heiße: Dr. Franz v. M. Diese höchste Ehrenstelle, die Deutschlands Industrie und Handel zu vergeben hätte, sei einem Manne zugekommen, der das Interesse Deutschlands im Augenblick nicht wahre. In Frankreich wäre es nicht mal einem anonymen Bankier, dessen Name und Stellung ihm keine höhere Pflicht als die des Geschäfts zuweise, möglich, eine so antinationale finanzielle Politik zu machen. Österreich hätte seinen Geldbedarf nicht mehr in Frankreich decken können, weil es der Bundesgenosse des Dtschen Reiches sei. Keine Bank dürfte sich für ein solches Geschäft hergeben, das, wie die öffentliche Meinung in Frankreich immer wieder hervorgehoben habe, in einem Kriegsfalle Hilfswaffen für Deutschland schaffe. Wozu aber dienten die Millionen, die Rußland dank dem Vermittlerdienste des Hauses M. erhielt, anders als dazu, Waffen gegen den Dreibund zu bezahlen, den Dreibund im Rüstungsfieber

festzubannen und die Völker des Dreibunds wirtschaftlich zu erschöpfen. Es sei das erstemal, daß ein dtscher Kapitalist gegen seine Nation und gegen die Politik der befreundeten Staaten tätig sei, und das geschehe gerade in einem kritischen Moment und in einer Sache, in der kein Deuteln gestattet werden dürfte."

Die sonst immer sehr einsichtige Wahrheit, 27/6 1914 verteidigte ganz unbegreiflich die angegriffenen Herren, weil sie „doch in den Bahnen der Bismarckischen Rußlandspolitik“ wandelten: „Es handelt sich also nicht um eine dtschfeindliche, sondern geradezu um eine dtschfreundliche Tat, wenn das Haus M. die Gelegenheit ergreift, um die alten traditionellen Beziehungen mit Nachdruck wieder aufzunehmen.“

Für eine rußlandfreundliche Politik waren vor dem Kriege auch wir; aber daß bei den guten Geschäften der jüd. Gebr. M. je Rücksichten auf unsern Bismarck usw. hätten maßgebend sein können, ist nicht anzunehmen. Man kann doch auch bei Enkeln des Moses M., die aus uns Millionen in ihre Taschen einwirtschaften, nur von einem j u d e nfreundlichen, nie von einem dtschfreundlichen Tun sprechen. Bei Geldsachen hört die „Gemütlichkeit“ auf; und es ist klein- und lächerlich, Juden bei Füllung ihres Portemonnaies Rücksichten auf das Wirtsvolk, unter dem sie wohnen, zu unterstellen.

Mendelssohn, Stanislaus (Sigma, Meta, Zalesti), ChM: Przegłond Codzienny", polnisches Organ der jüd. Nationalisten; 1858—13 Warschau. „M. war Hauptschöpfer der polnischen Sozialistenpartei. Wegen seiner politischen Tätigkeit mußte er 1878 ins Ausland. Der Reihe nach wurde er aus Österreich, der Schweiz, Preußen und Frankreich ausgewiesen. Wegen seiner Ausweisung aus Preußen kam es zu einer Parlamentsdebatte, in der seine Maßregelung vom Fürsten Bismarck gerechtfertigt wurde. Von Frankreich begab sich M. nach England, wo er die juristischen Prüfungen bestand und als Rechtsanwalt wirkte. Nachher begann er — es waren Amnestierungen erfolgt — von neuem eine agitatorische Tätigkeit in Russisch-Polen, Litauen und Galizien, fand aber dort, weil er die sozialistischen Theorien auf jüdnationalen Boden übertrug, bei seinen früheren Freunden keine Gegenliebe. Er widmete sich darauf der Journalistik und schrieb unter Pseudonymen für Warschauer, Lemberger und Posener Blätter. Schließlich wurde der frühere Revolutionär auch ständiger Mitarbeiter konservativer polnischer Zeitungen. Die Verschärfung der Judenfrage in Polen veranlaßte ihn dann noch zur Gründung eines eigenen Blattes, als dessen Herausgeber er gestorben ist. Stanislaus M. war ein Bruder der verwitweten Frau Dr. Anna Karpeles und ein Schwieger-

sohn des Redakteurs der „Gazette“ Rahum Sotolow.“
Wzi.

Mendelssohn, Wilhelm Wwe., geb. Δ Beseler (aus der Familie des früheren preuß. Justizministers), Rittergutsbesitzerin, Bonn, 2,5 — 0,14. — 1913.

Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht, Dr. jur., \mathbb{W} (Zivilprozeßr., bürgerl. Recht und internationales Recht), Würzburg. *1874 Karlsruhe.

Einen deutschgehäßigen Ausfall leistete sich Prof. M. in der Frankfurter Z. 3/8 13 gegen des Deutschen Sprachvereins „Preischriften über Geseßsprache“; er erklärte zu den Fehlern der Juristenprache, mit unverkennbarer Gereiztheit: „Ich nehme lieber alle die kleinen Häßlichkeiten, die der Verfasser zusammenträgt, in Kauf, als daß ich mir Sprachumbilden wie das Wort „völllich“ gefallen lasse, diesen Wechselbalg von alldissem Politistieren und Los-von-Rom-Begeisterung.“ — Die Preischrift des Deutschen Sprachvereins, der den Gebirgern nie etwas getan hat, war dem M.-B. offenbar unangenehm bloß wegen ihres vaterländischen Pulschlags, oder — wie er höhnt — wegen der „politischen Welse — die unser Bürgerliches Geseßbuch am liebsten nach der Melodie der Nationalhymne (man verzeihe dieses durchaus unangebrachte Fremdwort) singen lassen möchte.“ Ein solcher Mann durfte künftige Hüter des Rechtes in Dtschld ausbilden. — Selbstverständlich spielte er in der Revolution eine wichtige Rolle.

Mendelssohn-Bartholdy, Ernst von, \mathcal{E} : Paul M.-B. Better: Franz M. jun. — 1846 Berlin — 09 Dresden; \mathbb{W} \mathbb{G} \mathbb{N} , \mathcal{E} z., dänischer Generalkonsul, Bankbes., Gutsbesitzer auf Börnike. \circ Maria, \mathcal{E} . des steinreichen Bankhäuslers Robert Warßhauer & Co.; \mathcal{R} :

1. Enole, *79; \circ Δ Albert v. Schwerin; \mathcal{R} : 5.
2. Katharine, *76; \circ Dr. jur. Felix Bach.
3. Charlotte, *78; \circ Legationsrat ? \mathcal{H} \mathcal{A} \mathcal{I} \mathcal{N} , \mathcal{M} gl. d. 1. Kammer, Stockholm.
4. Maria, *81; \circ ∇ Geh. Finanz- und vortragenden Rat Busch, Landrat in Niederbarnim.
5. Paul (sb).
6. Alexander, *89, Gutsbes., \circ Frieda Paech, *81.

Ernst v. M.-B. machte besonders Geschäfte mit Rußland. Martin berichtet folgendes Steuerturiosum: „Wenn man den Steuerbetrag des Höchstbesteuerten 1908 Ernst von Mendelssohn-Bartholdys mit 10 multipliziert, so erhält man ein Einkommen von 2,9 Millionen Mark. Nun hatte er aber 08 ein Einkommen von 3,27 Millionen M., während es ein Einkommen von 2,9 Millionen M. oder ähnlich überhaupt nicht gab. Wir nehmen hieraus den Erfahrungssatz, daß man den Gesamtbetrag der Steuern in Berlin, wenigstens bei den höchsten Steuerzahlern, nicht nur mit 10 zu multiplizieren, sondern noch um etwa 0,4 Millionen oder 400 000 M., zu vermehren hat, um das richtige Einkommen herauszufinden.“

Mendelssohn-Bartholdy, Felix Jacob Lu., Komponist, \mathcal{M} gl. preuß. Generalmusikdirektor; 1809 Hamburg — 47 Leipzig. \mathcal{E} : Bankhäusler Abraham M.[=B.] (sb). — 37 \circ Cécile, \mathcal{E} . des „protestantischen Predigers“ Jeanrenaud [fuchs] // Souhay, Frankfurt a. M. (Hensel 2, 29).

1. Leben.

Nießsche nennt Felix Mendelssohn: „jenen halbyonischen Meister, der um seiner leichteren, reineren, beglückteren Seele willen schnell verehrt und ebenso schnell vergessen wurde, der schöne Zwischenfall der dtischen Musik.“

Und Robert Schumann, der sonst so sicher urteilte, meinte, wohl in einer

schwachen Stunde: „M.-B. ist der Mozart des 19. Jh.'s, der hellste Musiker, der die Widersprüche der Zeit am klarsten durchschaut und zuerst versteht.“ Über ihn und seine Werke ist so viel gesagt und geschrieben, ja ∇ Friedegg zählt ihn zu den „gewaltigsten Tonkünstlern aller Zeiten“, daß man sich kurz fassen kann.

Mit 11 Jahren komponierte er die Cantate: „In rührend feierlichen Tönen“; mit 13 wurde er $\#$ und lieferte mit der den Juden eigenen Unpassung und Frühreise schon mit 17 Jahren sein Bestes, nämlich die von Weber und anderen befruchtete Overtüre zum „Sommernachtstraum“, die er später, als er noch steriler und ärmer wurde, — selbst belieh: „Oft ist's, als breche dieser Künstler, den der Zufall schon bei seiner Taufe beim rechten Beinamen genannt, einzelne Takte, ja Akkorde aus seinem Sommernachtstraum und erweiterte und bearbeitete diese wiederum zu einzelnen Werken, wie etwa ein Maler seine Madonna zu allerhand Engelsköpfen“, sagte sehr milde unser Schumann, 1. 237.

M.'s Oper „Hochzeit von Camacho“ wurde sofort in Berlin gegeben, aber von Spontini, „der den jungen Musiker persönlich nicht mochte (JG), befeichtigt“. Mit 19 Jahren machte M. Propaganda für Sebastian Bach, was zur Gründung der „Bach-Ges.“ führte. Auf diesen Größten gestützt, bildete er für sich jenen Sammelsuriumsstil aus, der „mendelssohnisch“ genannt, von Späteren, wie Ferd. v. ∇ Hiller (sb), noch mal nachgeahmt, verwässert und nun geradezu entseßlich wurde.

29 bis 33 feierte M. Triumphe in England, war bis 45 in Düsseldorf (s. u.) und leitete in Leipzig die Gewandhauskonzerte. Von 40 an wurde er von Friedrich Wilhelm IV. in Berlin umworben. Es gab Aufregungen; Bruder Paul spielte den Vermittler; Felix aber glaubte, in „nobler“ Gesinnung, er würde für das hohe Gehalt, 3000 Taler, in Berlin nicht genug zu tun bekommen; schließlich einigte man sich auf die Hälfte, wofür Felix dann viel freie Zeit behielt. Er wurde bald „der musikalische Gott der vier-

ziger Jahre, zu dem ganz Dtschld mit frommem Augenausschlag hinsah" (Moderne Oper, Bföhl, 19), gründete 43 das Konservatorium in Leipzig und arbeitete weiter mit England. „Zwei kleine, zarte Hände bedeckten mir plötzlich beide Augen. Fast hätte ich glauben können, daß eine Dame mich beschlich, so zart und niedlich waren diese Hände“, sagt Anton v. Zuccalmaglio, der 46 von Mendelssohn in all seiner Anmut auf dem Kölner Männergesangfest überrascht worden war. — vgl. Rob. Schumann's „Sturm und Drang“, Leipzig 1883, S. 146. Bei Mendelssohn fing übrigens das Operieren mit den großen Chören an, als z. B. 1846 auf diesem Fest in Köln 2000 Stimmen eines seiner Volkslieder, z. T. auswendig vorzutragen. G. Mahler hat später solche Monstrevorstellungen noch überboten.

Besonders bekannt sind M.'s sangbar komponierte Oratorien, der Hochzeitsmarsch und die „Lieder ohne Worte“.

2. M. in Düsseldorf.

Die Rolle, die Mendelssohn 1833 bis 1835 in der „Heinestadt“ spielte, war unerfreulich; dorthin hatte der alte Shadow (fd), der aus Berlin an die Spitze der Kgl. Kunstakademie berufen war, den jungen Freund für 3 Jahre als städtischen Musikdirektor nachziehen wollen. M. leitete den Gesangsberein und die Musik in der katholischen Kirche; und Immermann „gewann“ ihn noch für sein Theater und jene echt künstlerische Bühne, die er im Dienste des Volkes in D. „in dem männlichen Bewußtsein von dem Ernst der Tat gegründet hatte. M. übernahm die Oper als pilanten Versuch und — warf sein Amt leichtsinnig wieder von sich, weil es ihm also gefiel, ohne Rücksicht darauf, daß er durch diese Laune ein Kunstinstitut vernichtete, sein Wort brach, die materiellen Interessen seiner Mitbürger schädigte, also nicht so handelte, wie es die Ehre geboten hätte.“ (Fellner.)

Der reiche, launische und mißgünstige an Zucht und Ordnung nie gewöhnte „Berliner“ sah das Engagement eben von vornherein nicht ernst an; er tat unlustig, empfindlich, glaubte sich in Düsseldorf bald vernachlässigt, usw. und ließ sich schon Oktober 34 zu Meinungs-

verschiedenheiten und bald zum Bruch hinreißen. Immermann's Tagebuch redet deutlich genug: „Denke ich daran, auf welche verrückte, knabenhaft übermütige Weise sich M. gegen mich benommen, und wie er immerfort in seinem Troke beharrt, so erscheint es mir fast unglaublich. Dann aber denke ich wieder: was kann er dafür, der nie wahre Resignation und Ehrfurcht hat üben und sich nie hat plagen müssen? und ich bin ohne alle Emotion gegen ihn.“ Später heißt es: „Es kam zu einer Verständigung mit M., soweit diese unter den Grundverschiedenheiten möglich ist. Bei einem Gespräche mit ihm überzeugte ich mich noch mehr, daß er alle öffentlich-allgemeinen Verhältnisse nur individuell-persönlich nimmt, und so wird denn wohl noch mancher Verdruß — ohne böse Absicht von seiner Seite bereitet — im Schoße der Zukunft schlummern.“

M. zeigte am 7/11 an, daß er seine Stelle als Musikdirektor niederlege: „Ich hatte einen Augenblick gedacht“, schreibt Immermann, „es sei meine Pflicht, M. meine Ansichten über einen solchen Schritt, wie er tun wolle, zu verstehen zu geben, und ihm den Gesichtspunkt der Ehre und des Rechts in dieser Angelegenheit zu zeigen. Ich schrieb deshalb einen Brief, den ich indessen zu reiflicher Erwägung noch ungesendet auf dem Tische liegen ließ. Abends entschied ich mich, ihn zurückzuhalten, da ich einsah, daß es doch vergebens sei, auf Menschen von abweichender Gefühls- und Denkweise wirken zu wollen. Auch hörte ich, daß er schon 8 Tage früher, ehe er mit mir davon gesprochen, dritten Personen seinen Entschluß angekündigt habe, welcher modus procedendi mir denn alle Lust benahm, mit ihm privatim über die Sache zu verhandeln.“

M. blieb dann noch etwas — um Immermann einen im übrigen recht qualvollen Winter zu bereiten. Tagebuch 9/2: „Scheußliche Erfahrung mit dem ganz verwilderten Mendelssohn. Ärger, der bis auf den Knochen ging.“

Fellner sagt in seiner „Geschichte der deutschen Musterbühne“ zum „Abfall M.'s“: „Er hielt sein den Aktionären gegebenes Versprechen nicht ein und

schädigte dadurch unverantwortlich das Institut. Das Verhältnis zu Immermann besserte sich nicht mehr. Wir lesen später im Tagebuch: „Mich verstimmt die Nähe M.'s, den ich einmal auf der Straße sah und sehr gealtert und ins Jüdische verhäßlicht fand, so daß ich mich entschloß, den auf mich einstürmenden Erinnerungsqualen durch einen kurzen Ausflug nach Altenberge zu entziehen.“ Wie sehr ihm aber M.'s Betragen auch das Wirken für die Bühne verleidet hatte, ist aus einer Stelle seiner Memorabilien zu entnehmen: „Mit M.'s so frühzeitigem Rücktritte von der Bühne war für mich eigentlich schon die Blüte von dem Unternehmen abgestreift.“

An seinen Bruder Ferdinand schreibt der Dichter 8/4 35: „Ich habe manche Einbuße erlitten, da wo ich einiges Recht zu haben glaubte, auf Einlösung des ursprünglichen Kapitals rechnen zu dürfen. Zu diesen Einbußen gehört der Verlust von M., der sich in der Theaterangelegenheit und gegen mich wie ein Schuft betragen hat.“ —

Als die Sache dann vor den Verwaltungsrat kam, bediente sich Mendelssohn jener, seit altersher beim Stamm beliebten Mittel, die aber der gehezte Immermann rechtzeitig vor seiner Behörde aufdeckte: „Über die Entgegnung des Musikdirektors M. habe ich einiges zu bemerken. Unsere Privatverhältnisse, die M. zu Insinuationen benutzt hat, die mich als Menschen verdächtigen sollen, gehören nicht zur Kognition des Verwaltungsrats. Nichts in der Welt würde mich vermögen können, hier Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Freundschaft ist mir, auch verschwunden, noch in der Erinnerung heilig; ich erkläre mich auf dem Boden des Kampfplatzes, den M. sich gewählt, in dieser Beziehung für waffenlos. Es gehört nicht zur Kognition des Verwaltungsrats, darüber zu entscheiden: wer dem andern die Freundschaft gebrochen, perfid und gemüßlos sich betragen habe. Der Weg der moralischen Verdächtigung, den M. eingeschlagen hat, gehört zu denen, die ich niemandem nachwandle. . . .

Nachdem ich die Fakta, die M. aufgestellt hat, einzeln erwogen, sie mit meinen Erinnerungen, den Akten und meinem Tagebuche verglichen habe, nehme ich keinen Anstand, hierdurch auf Ehre und Gewissen zu versichern: daß die Anführungen des M. sämtlich teils völlig unwahr sind, teils das eigentliche Verhältnis der Sache gänzlich entstellen.“

Wie kleinlich und gemein der „engelhafte“ M. operierte, möge eine von vielen Stellen aus der schlagenden Rechtfertigungsschrift Immermanns zeigen, dem dann der Verwaltungsrat vorbehaltlos zustimmte.

„Die Anklagen des M. beziehen sich auf die Opern „Templer und Jüdin“ und „Oberon“. — Sobald mir M. gesagt hatte, daß Anschaffungen für die erstgenannte Oper notwendig seien, berief ich eine Konferenz, wozu ich den Inspizienten, den Maschinisten und den Garderobier herbeizog. . . . Es ist eine Unwahrheit, daß ich irgend etwas abgeschlagen habe. Von einem brennenden Schlosse, wovon M. spricht, ist mit keiner Silbe die Rede gewesen. Nur die 50 Statisten konnten von mir nicht bewilligt werden, weil die Sänger sonst nicht aus den Kulissen hervorzudringen vermocht hätten. Ich gestand 28 Mann zu, die unsern kleinen Raum auch noch so füllten, daß die Arbeitsleute kaum die Verwandlungen besorgen konnten. — Zum „Oberon“ verlangte M. ein neues Kleid für den Oberon. Ich ersuchte ihn darauf, mit mir auf die Garderobe zu gehen, damit wir sähen, ob das alte nicht noch zu gebrauchen sei. Es wurde uns vorgewiesen, und ich gab dem Garderobier darauf sogleich Anweisung, ein neues zu fertigen, was auch geschah. — Zwei Tage vor der Auführung des „Oberon“ verlangte M., noch einen neuen Sternenhimmel und ein neues Meer. Ich ließ Hausmann kommen und gab ihm auf, Himmel und Meer zu fertigen, worauf derselbe erklärte, das sei in 2 Tagen nicht möglich. Man mußte sich also mit dem alten Himmel und Meer behelfen. — Dies ist der Hergang der Sache bei jenen Opern. Es kann sein, daß M. mehr Dinge begehrt hat, nur nicht von mir. Er war damals

in der seltsamsten Verfassung; statt sich mit mir, meinem Wunsche gemäß, über einen vernünftigen Geschäftsplan zu besprechen und mich ruhig anzuhören, inwiefern ich bei der Oper mitkonkurrieren wolle, versuchte er, alles selbst anzuordnen, sah dann, daß es damit nicht ging, kam hierauf mit heftiger Gebärde und funkelnden Augen zu mir, forderte in einem Tone, als sei er höchlich beleidigt, mein Einsichreiten und war äußerst entrüstet, wenn Himmel und Meer nicht in 2 Tagen fertig werden wollten. Daß man das Schöne und Tüchtige langsam und fürsorglich vorbereiten müsse, davon schien er keinen Begriff zu haben; wie er eine Oper noch in 8 Tagen schaffen zu können vermeinte, so sollte auch alles andere im Nu, so wie er winkte, geschehen. Auf diese Weise faßt man kein Geschäft an. Es wird ihm nirgends mit solchen Verhältnissen gelingen, und andere Menschen werden in denselben nicht so viel Geduld haben, als ich mit ihm hatte. . . .“

Wer sich alles dieses vergegenwärtigt, sieht nur mit sehr gemischten Gefühlen am Stadttheater zu Düsseldorf draußen in einer Nische neben Immermann den M. in ganzer Figur den Taktstock heben. Er gehörte doch keineswegs zu denen, deren sich die Bühne dort mit ewigem Dank zu erinnern brauchte. Man sollte ihn deshalb entfernen und in der benachbarten Kasernenstraße in irgend-einer Ruhecke des Synagogen-Neubau-es anbringen, — ohne daß wir mit dieser Neuorientierung dem Andenken des trefflichen Bildhauers Δ Clemens Buscher (\dagger), der die Statue einst auftragsgemäß ausführte, zu nahe treten möchten.

Im Kriege, August 1918, wurde übrigens Immermanns Standbild zur Einschmelzung vorgesehen, während der Quertreiber Mendelssohn noch stehen bleiben sollte, über den also seine Klasse-genossen auch in der Notzeit schützend die Hände hielten.

3. Mendelssohn's Briefe.

Felix M. ist Clou und Star des Hensel'schen dreibändigen Buches „Die Familie M.“, das die dtische Presse geradezu einmütig seit je jedem gebildeten Europäer ans Herz gelegt hat; eben-

so viel Wesen machte man von M.'s ausgewählten Briefen über seine Reisen nach Italien, der Schweiz, Frankreich und England.

Felix M. schickte nämlich der Familie daheim umständliche Schilderungen von seinen Fahrten; wo man aber beim Lesen dieser Blätter mal aufhören muß, wie bei dem Goethe-Besuch, tut man es doch mehr um der anderen, um des Stoffes, als gerade um des Schreibers willen, denn der konnte weiter nichts, als in leidlich vergnügter, humorloser Stimmung Natur und Bilder aufzählen und ein paar flache Abschnitte aus der auch den Juden zugänglichen allgemeinen Kultur des Jahrhunderts herausreißen. Felix, dem die Welt nichts kostete, lebte aus dem durch den Krieg 1813 wohlgefüllten Beutel seines Vaters Abraham, und erzielte dabei mit der einfältigsten Betätigung seines bescheidenen Talents schon in jungen Jahren auf der ganzen Erde mehr Erfolge, als wirklich großen Künstlern oft bis zu ihrem Tode nur an einem einzigen Ort beschieden waren. Für Juden kommt der Satz: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“, kaum in Anwendung.

M.'s Schaffen ist nie verzehrendes Feuer, sondern immer Berechnung; die Hauptsache seiner Briefe bleibt die Umgebung, oder was er, aber als Nichtkünstler, tat. Er und seine Leute können nur berichten, was sie außen erlebten, weil innen bei ihnen nichts vorgeht; sie wissen auch nichts Mechtens mit sich anzufangen, sie führen ein Nomadenleben, können sich beim Reisen jedes Bergnügen leisten und schlemmerhaft die besten Hotels an feudalen Plätzen und Bädern heimsuchen; genießen die Jahreszeiten und sämtliche Lusterscheinungen und sind im Grunde, wie alle anderen Juden: Schmaroker. In welcher Stadt Felix auch war, er hatte immer Zeit und Geld, sich um das betreffende Volk und seine Kunst zu kümmern und so recht bequem dahinzuleben, — während H. Wagner in Paris und London, vom Schicksal gequält und mittellos, eigentlich immer im Sterben lag. — Unter wurden Felix angeboten, ohne daß er eins brauchte. Jede Not und Würze des Lebens fehlt. Sorgen, die man sich

macht, sind nichtig, gesellschaftlicher Art oder dgl.: wie soll z. B. Felix mit seiner Braut die 163 Verlobungsbefuche bei der Frankfurter Gesellschaft erledigen! Man redet ihm lang und breit zu, diplomatisch krank zu werden oder sich ganz davon zu drücken.

Musikfeste jagen sich, glänzendes Publikum findet sich ein, und schöne Mädchen mit großen Hüften und Sträußen blühen um ihn her. Den Vortritt hatte die Mischpoke, z. B. beim Sommernachtstraum 1843 in Berlin, als Fanny an Rebekka schrieb: „Daß das Theater voll von Bekannten war, versteht sich von selbst ... ringsum Stefens, Tante Levy, Friedheims, oben auf dem Balkon 2 imposante Reihen Mendelssohn und Zubehör.“ Aber bei all dieser Geschäftigkeit hat man nirgends das Gefühl, das sich bei M. jemals etwas aus den Tiefen der Seele an sein Werk verloren hätte, so daß man fast versucht ist, zu glauben, er müßte gar keine gehabt haben, wenn sich bei der höchsten menschlichen Tätigkeit, der Kunst, nichts davon zeigte. Er machte Betrieb und hatte etwas Literatenhaftes, Berichterstattermäßiges und Unkünstlerisches. Dabei verübte die Gesellschaft allerlei faule Witz und Wortspiele, wie Rebekka in Franzensbad 1836: „E. kann gar nicht aus dem Enthusiasmus über all' die first rate Shaws heraus, die den Ries morgens fegen. Verzeiht die shawlen Details, aber was soll ich sonst schreiben?“

Daß „Juden“ die Briefe der Familie M. geschrieben haben, sollte man fast nicht glauben, weil Felix fortgesetzt von seinem „protestantischen Herzen“, von unserer „dtischen Kunst“ spricht und sich in Rom gar von einem Schmeichler für einen „brutissimo Tedesco“ erklären läßt; er feiert „unser“ Weihnachten und „unser“ Neujahr, spielt Katholiken die Orgel vor, besucht die Gottesdienste und redet päpstlicher als der Papst von den Bildern der heiligen Maria. Er gehört eben zu jenen Pionieren der Rasse, die als „feine Leute“ die klassische Kunst der Wirtsvölker vornehm maskenhaft nachempfinden. Sobald man sich aber durchgefressen und eingemischt hat, ge-

ben sich die Nachfolger eben jener Pioniere um so rücksichtsloser bloß als das aus, was sie sind, nämlich Juden, und stören und schänden Schauspiel, Musik und Malerei des Wirtsvolkes und bereiten mit ihren viehischen Operetten-Erzeugnissen den „Tod der Kunst“ vor. Sie stellen alles auf den Kopf, und machen mit ihren Surrogaten, Blödhheiten und Zerrbildern nur Geld. Dieser Vorgang ist auf der Erde überall derselbe gewesen.

Auch die anderen Glieder der Familie Mendelssohn erscheinen gern dtischüberfirnißt. So möchte Biograph Hensel sein Buch „als Chronik einer guten deutschen Bürgerfamilie“ betrachtet wissen. Er erzählt (1, 62), daß Henriette M. in Paris das sommerliche Landleben in „echt deutschem Sinne“ genoß, oder (1, 341) daß Felix'ens Richtung „eine durchaus germanische nordische, wenn man so sagen darf“, gewesen wäre. Auf dem Rheinischen Musikfest 1836 träumt Rebekka „den alten Traum vom alten Dtschln d“, und Fanny schreibt ihrer Mutter 2/9, wie sie „Prinz Friedrich's Rheinstein bestiegen hätten, einen so hübsch bestuften (laß Dir von Wilhelm erklären, was das ist) Landsitz, wie ihn nur je ein edler Raubritter gehabt haben kann, voller bunter Glasfenster (hätte ich nur eins für Wilhelm und Rebekka ausheben können, sie sind nirgends für Geld zu haben), eisernen Popänzen, Bechern, aus denen man nicht trinkt, Schwertern, die man nicht zieht, Stühlen, die man nicht besetzt, Kanonen (sehr anachronistisch), die man nicht löset; allerliebste anzusehen und gräßlich zu bewohnen.“

So denkt in Wirklichkeit jeder Jude über die Reste von Dtschlns Vergangenheit. Dieser Ton ist echt; alles andere ist Anstellerei, selbst die einschmeichelnden, aber unechten, kalten Sätze, womit Fanny Hensel 1840 (2, 235) den Bruder Felix, dem es nach einer Italienreise in Berlin gar nicht mehr gefiel, zu trösten suchte: „gerade unser dtisches, schönes Hausleben hat mit allem Dtschen und Schönen, was ich recht liebe, das gemein, daß es gar nicht glänzend und brillant ist, sondern sich

mit seiner Stille und Ruhe desto sicherer einzuschmeicheln weiß.“

Felix's Briefe sind langweilig, trotzdem in den 2 dicken, ausgewählten Büchern doch am Ende ein wenig Geist und Gemüt unfehlbar hätten durchschlüpfen müssen. Aber der Fehler ist unheilbar, er liegt am Korrespondenten selber. Die Mendelssohn bleiben ausgebrochene Ghettobewohner, Eindringlinge. Und mit ihren jüd. Augen, Bände lang und noch mehr, die Welt ansehen zu sollen, ist für nichtjüdische Leser eine Zumutung, und kein Genuß.

Natürlich tritt überall bei Felix auch der bekannte schöne „Familiensinn“ zutage; Bemerkungen über Zeit und Ort seiner Kompositionen sind für die „Musikwissenschaft“ wichtig; einseitig ist sein gepriesen „scherzhaftes“ Wesen; als die Schwester 1840 in Italien Kunst kneipete, schrieb er ihr: „wenn Du bei einer gewissen Madame von Tizian im Palast Sciarra, und 2 gewissen Madamen von ihm (eine nackt, und die andere leider nicht) im Palast Borghese, nicht an mich denkst, usw.“ Welcher Arier würde seiner lieblichen Schwester derartig von Tizian's „himmlischer und irdischer Liebe“ zu schreiben wagen? — So bricht unter den engsten Verwandten ein unkeuscher, gemeiner Ton hervor, wie er bei Nichtjuden, vollends, wenn sie auf den Höhen des Lebens stehen, im Verkehr untereinander doch einfach unmöglich ist. Schwester Rebekka wickelte aber ebenso 1836 aus Franzensbad, wo sie sich langweilte: „Wenn Ihr die X. seht, sagt ihr, ich hätte sie im Verdacht, hier einen heimlichen Geliebten gehabt zu haben, da sie sich so gut hier amüsiert hat — ich kann's nicht finden und denke nur, „Oktober wird auch kommen“, das heißt August, das heißt Dirichlet (ihr Mann).“ [echt jüdischer Schmus!]

Felix's musikalische Urteile gehen in ihrer Fادheit selten über ein allgemeines Loben oder Tadeln hinaus. Für die deutsche Bewegung der Zeit hatte der Jude wenig Verständnis. „Von der silbernen Hochzeit der Leipziger Liedertafel, von der ich mich noch nicht ganz erholen kann, sage ich nichts. Gott sei bei uns, was ist das dtische Vaterland für ein langweiliges

Ding, wenn es von dieser Seite betrachtet wird. Ich erinnere mich lebhaft an Vaters ungeheuern Grimm gegen die Liedertafeln, und überhaupt gegen alles, was in einiger Verwandtschaft mit Better Michel steht, und fühle so etwas ähnliches in mir.“ (1840 an die Mutter.)

„Die ganze Stadt hier ist von einem Liede erfüllt, das eine politische Tendenz gegen die Franzosen haben soll, und das die Journale mit allen Kräften populär machen wollen. Bei dem Mangel an aller öffentlichen Beschäftigung gelingt es ihnen auch sehr leicht, und alle Leute sprechen vom „Rheinlied“ oder von der „Colognaise“ wie sie es recht bezeichnend nennen. Charakteristisch ist das Ding; denn die Verse fangen an: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ und zu Anfang jeder Strophe wiederholt sich „Sie sollen ihn nicht haben“. Als ob damit das Geringsste gesagt wäre! Hieße es nur wenigstens: „Wir wollen ihn behalten!“ Aber „sie sollen ihn nicht haben“ scheint mir doch gar zu unfruchtbar, zu unnütz; es ist eigentlich was jugenhaftes darin, denn was ich fest und sicher besitze, von dem brauche ich doch wohl nicht erst viel zu sagen oder zu singen, daß es keinem andern gehören soll. Das wird nun in Berlin bei Hofe gesungen, und hier in den Casinos und Clubs, und natürlich fallen die Musiker wie toll darüber her, und komponieren sich unsterblich daran. Nicht weniger als 3 Melodien haben Leipziger Komponisten dazu gemacht, und alle Tage steht irgendwas von dem Lied in der Zeitung. Gestern unter andern, daß nun auch von mir eine Komposition dieses Liedes bekannt sei, während ich nie im Traum daran gedacht habe, solche defensibe Begeisterung in Musik zu setzen — so lügen die Leute wie gedruckt, hier wie bei Euch, und überall.“ (1840 an Klingemann.)

Ihm war natürlich die „Marseillaise“ sympathischer als die deutsche „Colognaise“, jener Sang vom Volke, dessen bis auf unsere Tage ungeschwächte, immer neu zündende Wirkung, gerade in der ersten Zeile auf „offensivem“ Kampfwillen beruht. Aber wie sollte ein

Kassiefremdling die Feinheiten einer so kraftvollen Sprache verstehen!

M.'s sophistische Silbenstecherei verbirgt nur mühsam den tiefen Haß gegen jene vaterländische Begeisterung, die doch die Pläne des die Revolution von 1848 vorbereitenden Judentums zu stören drohte. Und um so mehr jubelte M. 1841 über die ihm von Bruder Paul geschickten 4 Fragen „des revolutionären Ostpreußen“ und unverschämten Johann Jacoby (fd): „Eine außerordentliche Freude hast Du mir durch die gestern empfangene Broschüre gemacht, und nachdem ich über ihren Inhalt förmlich gejauchzt habe, muß ich Dir vor allem für die Zusendung danken. Ich habe sie nun 2mal mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen, und stimme mit Dir überein, daß es ein höchst merkwürdiges Zeichen der jetzigen Zeit in Preußen ist, daß man nichts wahreres, aufrichtigeres und ruhigeres in Haltung und Fassung wünschen kann, und daß dergleichen noch vor einem Jahre nicht hätte vorkommen können. Indes ist die Schrift verboten, und wir werden nun bald sehen, inwiefern es ein einzelner hoher Geist ist, der seine Ansichten ausspricht, oder inwiefern dieser Geist wirklich schon das Ganze ergriffen und durchwärmt hat, denn das Hauptleiden ist bei uns von jeher Mangel an Einstimmigkeit gewesen, an esprit de corps. — Wieder hat mich ein wehmütiges Gefühl ergriffen, wenn man so gewiß sieht, oder zu sehen glaubt, daß der Weg offen, gebahnt, deutlich daliegt, auf dem das ganze Deutschland einen Umschwung bekäme, wie es ihn vielleicht nie gehabt hat, außer in den Kriegsjahren, und auch da nicht, weil es Kriegsjahre, gewaltsame, waren, — auf dem eigentlich niemand verlöre, und alle gewöhnen an Leben, Kraft, Bewegung und Tätigkeit, und wenn dieser Weg noch dazu der der Wahrheit und der Ehrlichkeit, des Worthaltens ist, und er wird dennoch immer und immer nicht betreten, und aus immer neuen Gründen vermieden, — das ist betrübt! Einstweilen ist es aber gut, daß Leute kommen, die das auszusprechen wissen, was die so überwiegende Mehrzahl fühlt, ohne es sagen zu können; ich müßte die ganze Broschüre an-

führen, um Dir alle einzelnen Stellen zu nennen, die mir so recht aus dem Herzen geschrieben sind; aber aufgesprungen bin ich vor Freuden bei den beiden kleinen Stellen über den Danziger Brief und über Hannover, wie die so natürlich und so ganz als Nebensache hineinkommen, und dann der herrliche Schluß. Wie gesagt, es ist an den nächsten 14 Tagen zu beweisen, daß solcher Geist nicht bloß in Theorie, sondern auch in Praxis jetzt, heut' Recht hat, und gebe Gott, sie mögen es tun. . . .

Welchen herrlichen Gegensatz bildet nebenbei diese Schrift zu allen französischen der letzten Jahre, die ich kenne! Hier ist doch wirklicher, nicht bloß spitzfindiger Inhalt, kräftige Wahrheit, und angeborener Anstand, nicht bloß anezogene Höflichkeit, oder Umgehung der Gehebe.

Aber die Schrift ist verboten! das demütigt einen wieder in aller Freude. . . .“

Schließlich bricht man angewidert mit dem Lesen der chronikalischen Briefe und Geschichten M.'s ab, die einem nirgends wünschenswerte Bekanntschaften bescherten. Da ist kein Erlebnis, das künstlerisch geformt oder empfunden wäre! Selbst die „größten“ Juden, wie Auerbach und dieser Mendelssohn, kommen in ihren Briefen und Erinnerungen nicht über das Geschäftsbücherhafte hinaus, auch ohne daß dabei von Geld immer die Rede zu sein braucht. Schade um das Druckpapier, das diese Lappereien festhalten mußte, während die herrlichen Briefe und Schriften vieler arischer, armer Künstler keinen Verlag noch sonst einen Zugang zu ihrem judenvergewaltigten Volke fanden.

4. Mendelssohn u. Meherbeer.

März 1839, als der Geiger Bériot und seine Nichte Pauline Garcia in Leipzig konzertierten, trafen sich im Hause einer Leipziger Familie, deren Gäste die belgischen Künstler waren, die Generalmusikdirektoren Mendelssohn und Meherbeer aus Berlin und Paris. Aus dem Tagebuch der Tochter jener Leipziger Gastgeber veröffentlichten die Südd. Monatshefte, Juni 1914, ein paar Abschnitte: „In unserm Salon,“ heißt es da, „fand gestern die erste Begegnung von Meherbeer und Mendels-

sohn statt, der den Gast zu bewillkommen kam, dabei aber ein äußerst reserviertes Benehmen zur Schau trug. Keinem von uns Anwesenden entging die gegenseitige Frostigkeit. Mendelssohn begleitete die belgischen Künstler mit wahrer Begeisterung. Abwechselnd akkompagnierte er zu Bériots Geigenspiel oder zu dem vollendet schönen Gesang von Pauline de Garcia.

Unsere Künstler baten nun Meyerbeer, sich auch zu beteiligen. Anfänglich lehnte er ab, dann aber, mit einer Verbeugung gegen die Damen de Garcia, sagte er lächelnd zu.

M., als Einheimischem, fiel es zu, für Beschaffung der Noten zu sorgen, und er brachte gewisse Musikstücke, die er als Quartett arrangiert hatte und die von größter Wirksamkeit waren. Zuerst versuchten sich die beiden Tondichter aber als Vierhändigspieler. Meyerbeer übernahm den Bass — Mendelssohn den Violinpart, und schon der erste Versuch ihres Zusammenspiels fiel entzückend aus. Wir alle waren ganz begeistert davon. Höflich bekomplimentierten die beiden Tonkünstler sich zum beiderseitigen Erfolg.

Mendelssohn-Bartholdy ist eine vollendet schöne männliche Erscheinung von mittlerer Größe, mit einem durchgegeistigten Kopf, den gelocktes Haar umgibt; er trägt das Kinn ausgerasiert und einen vollen Backenbart. Seine maßvolle Zurückhaltung und ein natürlicher Ausdruck edlen Künstlerbewußtseins müssen in jeder Gesellschaft, und sei es selbst die des Hofes, imponieren. Einen krassen Gegensatz bildet zu ihm Meyerbeer. Er besitzt keine der Schönheiten, die dem mosaikischen Volke mitunter in hohem Grade zu eigen sind, hat im Gegenteil nur seine unschönen äußeren Eigenschaften mitbekommen. Seine Figur ist klein und schwächlich und in seinem tiefrot gefärbten Gesicht sind nur die blitzenden, lebhaften, feuersprühenden Augen auffallend. Er hat die Gewohnheit, wenn er, wie das häufig vorkommt, leidenschaftlich erregt ist, sich mit beiden Händen durch die langen, schwarzen, gekrausten Haare zu fahren, während ein Wortschwall von seinen Lippen strömt. Dabei trägt der kleine Musikdirektor ein

sehr verbindliches, richtiger noch, süßliches Wesen zur Schau, das mehr gegen als für ihn einnimmt. Wenigstens in Gegenwart der Damen de Garcia gibt er sich so. . . .

Pauline de Garcia scheint ihm ungemain zu gefallen, während er ihr, wie ich zu bemerken glaube, als Mensch unsympathisch ist. . . .“

Über eine Soiree, an der sich die 4 Künstler gemeinsam betätigten, berichtet das Tagebuch:

„Meyerbeers überaus energischer Anschlag ließ die Saiten des Klaviers kräftig erklingen, fast zu mächtig für das zart elegische Spiel M.'s, der den Flügel mit vollendeter Meisterschaft beherrschte. Dann fiel der wundervolle Geigenton Bériots und die süße Stimme der Garcia ein und unvergleichlich harmonisch verschmolz der Klang der Instrumente mit der menschlichen Stimme. Das Quartett, das die Künstler aufführten, war eine Tonschöpfung M.'s, die er der Gelegenheit zuliebe in den letzten Tagen geschrieben hatte. Die Vortragenden selbst waren ganz hingerissen davon und wollten sie immer wieder von neuem durchnehmen. Sie musizierten stundenlang und hatten die ganze übrige Welt vergessen. Als die letzten Töne verhallt waren, erhoben sich die am Flügel sitzenden Komponisten, um den Violinspieler zu bekomplimentieren und der jugendlichen Sängerin die größten Elogien zu sagen. Ich hatte ein eigenes Gefühl von der Bedeutung des Augenblicks, als die 2 größten Komponisten der Gegenwart sich am Flügel Auge in Auge gegenüberstanden, in ihrer Erscheinung Kontraste, wie man sie sich nicht schroffer denken kann. M., seinen Partner mindestens um eine Kopflänge überragend, eine wahrhaft vornehme Erscheinung voll klassischer Ruhe, und der kleine Giacomo Meyerbeer, unaufhörlich französischen Wortschwall herausprudelnd und mit heftigen Gesten seine Rede begleitend! Jeder Zoll, vom Kopf bis zum Fuß, Semit, aber von dem lodernnden Feuer künstlerischer Leidenschaft erfüllt. So wie die Kraft seines mächtigen Klavierspiels sämtliche Mitvortragende übertönt hatte, so blieb er auch im Wortgefecht der

überschäumende und überlegene. Der Leipziger Komponist hingegen imponierte durch die Ruhe seiner sparsamen, dafür aber gehaltvollen Worte. Meyerbeers überhasteten in Worten und Gebärden rief einen komischen Eindruck hervor. Er wollte offenbar liebenswürdig gegen Mendelssohn sein und phrophezeite seinem neu komponierten Quartett einen Siegeszug durch die Welt, und daß alle Künstler es würden aufführen wollen.

„Dieses Quartett wird nach uns, niemand mehr aufführen,“ sagte Mendelssohn sehr ruhig, „nachdem Mlle. de Garcia es gesungen, soll es keine andere Sängerin mehr singen.“

Pauline de Garcia singt aus italienischen Opern heroische Arien, am süßesten aber klingt ihre Stimme, wenn sie Lieder von Mendelssohn singt.

Der Komponist sitzt dann ganz im Schatten, den Kopf in die Hand gestützt, und träumt. . . .

Meyerbeer ist dann immer so höflich, zu erklären, daß die Stimm-Mittel der Demoiselle de Garcia an Umfang, Gehalt und Glanz denen der verstorbenen Malibran gleich sind, an die sie auch in ihrem Vortrag erinnere.

Mendelssohn macht ihr weniger Komplimente, aber wenn sie singt, wendet er den Blick nicht von ihr. . . .

Abends trug sie im Gürtel ihres weichen mattgelben Atlaskleides meine Blumen. Ich habe dann gesehen, wie M. in einem Augenblick, in dem er sich unbeachtet glaubte, den verwelkten Strauß, der ihr aus dem Gürtel geglitten und zu Boden gefallen war, aufhob und verwahrte. . . .

Als die beiden Musikfürsten in unserm Salon von einander Abschied nahmen, schüttelten sie sich lange und anscheinend herzlich die Hände. Und doch hatten wir das Gefühl, daß diese Wärme nicht dem inneren Empfinden entsprach. Meine Sympathie flog ungeteilt der herrlichen Person Mendelssohns zu, und ich bin nicht der einzige, der so empfindet.

Von Meyerbeer fühlte ich mich, trotzdem ich den großen Meister in ihm kennengelernt, abgestoßen. Immer wieder sprach etwas Fremdes aus ihm, wenn

auch in höflicher und verbindlicher Weise, aber doch so, daß man denken mußte, daß ihm die Musik am Ende nur ein „bürgerlich Geschäft“ sei. Doch als er abgereist war, da wurde von allen Anwesenden empfunden, daß die kleine Künstlerschar um ihr lebendigstes Genie verringert sei.

Darin liegt auch der Grund, der Mendelssohn-Bartholdy veranlaßt, dauernd in dem bescheidenen Leipzig zu bleiben; würde er seiner persönlichen Neigung folgen, so wäre er längst in die norddeutsche Kapitale übersiedelt. Aber an der Seite dieses ruhmgekrönten Rivalen wäre für ihn ein angenehmes Leben in Berlin wahrscheinlich nicht zu erwarten. Ich hörte übrigens gestern, wie M. zu Bériot sagte, daß er dem Leipziger Aufenthalt vor einem solchen in Berlin den Vorzug gäbe, da er sein Wirken nicht ins Schlepptau anderer Kräfte gestellt sehen wolle.

Gestern noch ein Abend bei uns — ein letzter. Er war ganz erfüllt von Wehmut.

Mendelssohn war sehr blaß, und Pauline de Garcia sang so schön wie nie zuvor, aber ihre Stimme klang verschleiert von Tränen. . . .

Heute sind sie zum Besuch des Musikdirektors nach Berlin abgefahren.

Dissharmonisch wie immer, schmetterte der kanariengelbe Postillon seine Abschiedsfanfane, während das Behikel mit den Menschen, die mir in kurzer Zeit so teuer geworden waren, sich schneedenhaft gegen das Hallische Tor und der Berliner Chaussee zu in Bewegung setzte.“

5. Richard Wagner und M.

Es lohnt sich aber auch, M.'s Auftreten einmal an Wagners „Leben“ nachzuprüfen, einem Buch, das noch vor dem Kriege über alle Kunstjuden wie ein jüngstes Gericht kam. Wagner sucht den Musikus M., den er „im Widerwillen gegen alles, was irgendwie klassischen Duft affektierte“, schon früher im Leipziger Gewandhaus getroffen hatte, 1842 in Berlin auf: „Nach dem Schicksal der Partitur meiner großen Symphonie, die ich ihm vor so viel Jahren einigermaßen aufdringlich zugestellt, frug ich ihn nicht; wogegen auch er in keiner Weise mir verriet, daß er sich dieses son-

derbaren Geschenkes erinnerte. In seiner reichlichen häuslichen Umgebung machte er einen kalten Eindruck auf mich, jedoch stieß er mich weniger ab, als ich vielmehr vor ihm abglitt.“

43 weilte M. in Dresden, beunruhigt durch Wagners „Rienzi“, denn er verlangte selbst „seit langem nichts sehnlicher, als nach einer glücklichen Oper; es konnte ihn vielleicht verdrießen, daß, ehe er soweit kam, in plumper Weise durch eine Art von Musik, die nicht gut zu finden er sich vollkommen berechtigt halten durfte, gerade ein solcher Erfolg ganz unerwartet ihm in den Weg kam.“

So fühlte sich M. — viel zu klug, um nicht Wagners Genie zu erkennen — als benachteiligter Nebenbuhler. Wagner dagegen war in jungen Jahren selbstlos und bescheiden genug, sich M. als dem „größeren“ unterzuordnen. Dagegen verstand sich M. — hastig und unleidlich, nach seiner Art — kaum in seiner Lage zu mäßigen, als der „Fliegende Holländer“ 44 in Berlin siegte: „mit bleichem Gesicht den Vorgang verfolgend, nahte er sich mir, um mit akzentloser Bonhommie zu lispeln: „Nun, Sie können ja zufrieden sein!“ Ich sah ihn während der kurzen Zeit meines Aufenthalts in Berlin mehrere Male, brachte auch einen Abend im Genusse verschiedener Kammermusiken bei ihm zu; nie kam ein weiteres Wort über den „Holländer“ über seine Lippen, außer Erkundigungen nach der 2. Vorstellung, ob die Debrient singen würde, oder sonst wer.“

Wagner hörte sich dagegen in Dresden den auch von Schumann (2, 65) gut beurteilten „Paulus“ des Zeitgenossen mit Befriedigung an, erhielt aber nebenbei Gelegenheit, M.'s Unverständnis für Beethoven kennenzulernen. Auch an M.'s „persönlicher“ Uneigennützigkeit und vornehmer Opferbereitschaft fand Wagner mehr als ein Haar. M. hatte nämlich 45 sein mit 3000 Taler ausgestattetes Berliner Amt gegen die Leipziger Gewandhausdirektion mit bloß 1000 Talern vertauscht, wurde aber nebenbei vom Könige von Sachsen zum Geheimen Kapellmeister mit dem ebenso geheimen Gehalt von 2000 Talern dazu ernannt, so daß er wieder

3000 hatte. Da die Verwaltung schwieg, um keine Mißstimmung unter den nicht-geheimen Kapellmeistern zu erregen, stellte sich auch Mendelssohn wie tot: „er mußte es sich gar notgedrungen gefallen lassen, von seinen Freunden bei Gelegenheit seiner Übersiedelung nach Leipzig noch als ein Muster von Aufopferung persönlicher Interessen gepriesen zu werden, was diesen, selbst in anbetracht der sonstigen reichen Vermögensverhältnisse M.'s, nicht schwer fiel.“

Im Februar 1848 führte Wagner für sein Kapell-Konzert in Dresden die A-moll-Symphonie von Mendelssohn auf, „gleichsam zu dessen Todesfeier; seltsam entsprach die, selbst in gewollten freudigen Ausdrücken immer weichlich gedrückt bleibende Stimmung dieses Tonstückes, der namentlich im Anblick der königlichen Familie herrschenden bangen Beklemmung des gesamten Publikums. Ich verbarg dem Konzertmeister Lipinski nicht meine Reue über den Mißgriff des Programms, da dieser Symphonie in Moll nun wieder die fünfte Beethovens, ebenfalls in Moll, folgen sollte; mit wunderbar frivolem Augenstrahlen tröstete mich aber der Pole: „O, lassen Sie uns nur die zwei ersten Takte der G-moll-Symphonie gespielt haben, dann weiß niemand mehr etwas davon, ob wir Mendelssohn in Dur oder Moll gespielt haben.“ Und die 5. Symphonie mit aller leidenschaftlich stürmischen Erregtheit des ersten Sazes brauste wie ein Jubel-Orkan dahin und hat wohl selten auf ein Auditorium so gewirkt, wie an diesem Abend.“

Wagner schrieb später aus Zürich, 11/9 50 an Liszt: „Du kannst nicht glauben, wie es mich freudig ergriffen hat, von Deiner Musik zum Prometheus etwas Näheres zu erfahren. Freund Uhlig, dem ich ein ausgezeichnetes Urteil zutraue, läßt mir sagen, daß diese einzige Overtüre ihm mehr wert sei, als der ganze Mendelssohn. Nun ist mein Verlangen, sie auch kennenzulernen, auf das Höchste gesteigert“, — und am 22/5 51: „ich habe in meinen Kunstleistungen viel hin und her geirrt und bin keiner von den Ausgewählten Gottes, denen (wie Mendelssohn) die einzig wahre und untrügliche, „solide“

Kunstspeise als Manna vom Himmel in das Maul herabfiel, und die somit sagen konnten: „ich habe mich nie geirrt!“ während wir armen Erdenwürmer eben nur durch Irrtum zur Erkenntnis einer Wahrheit gelangen konnten. . . .“

55 traf Wagner in London noch auf Mendelssohns Schatten in einer Kaufmannsfamilie, bei der jener sich aufhalten, wenn er in London gewesen, und er mußte noch viel von dem „reichen Gemüt des Verstorbenen“ vernehmen.“

Übrigens wirkte Mendelssohns Abneigung gegen Wagner in England weiter, denn 1877 fand Wagner dort wieder einen beträchtlichen Teil der „Dtſchen“ Gesellschaft Londons, nämlich ganz Israel (diesmal mit Joachim aus Berlin an der Spitze) gegen sich wirkend“, Glasenapp 5, 349.

Zum Falle Mendelssohn-Wagner, die von Juden gern zusammen genannt werden, schrieb schon am 13/3 und 21/3 69, unbeholfen der auch etwas „musikalische“ Berthold ▼Auerbach an Jacob Auerbach: „Ich weiß nicht, was ich tun soll. Es läßt mir keine Ruhe. Ich möchte gern Richard Wagner eine öffentliche Antwort geben, und ich glaube, ich könnte ihm einen Treß versetzen, den er nicht so leicht verschmerzt. Das aber wäre mir eigentlich nur nebensächlich oder vielleicht ließe ich's, um die Sache rein zu halten, ganz weg.“

Du hast doch die Broschüre „Das Judentum in der Musik“ gelesen? Was sagst du? Noch wunderbarer als die zähe Erhaltung der Juden in der Geschichte ist die zähe Erhaltung und der Stoffwechsel des Judenthums. Und Eines muß man Wagner lassen, er weiß Wahres unter Falsches, unter bewußt Falsches oder Gefälschtes zu mischen, und darum ist die Sache gefährlicher und giftiger, als sie aussieht und läßt sich nicht damit abtun, daß man sagt: das geht vorüber, man wird bald sehen, daß Wagner nur aus Gift und Meid so geschrieben. Nein, es steckt da noch etwas, was man voll und ganz erkennen und herausholen muß. Ich persönlich hätte einen besonderen Grund zur Erwiderung. Auf Seite 55 spricht Wagner von mir. Du weißt, daß wir in

Dresden viel zusammen lebten und auch später in Briefen verkehrten; er spricht nun zwar sehr gütig und freundlich achselklopfend von mir, aber eben da konnte ich ihm dienen. Denn er lügt in dem, was er sagt, vielleicht unabsichtlich. Ich hätte aber Ed. Debrient zum Zeugen. Und dann möchte ich ihm zuletzt sagen: Es gibt viele Juden, die bei Nichtanerkennung ihrer widrigen Persönlichkeit, ihres Halbtalents, ihrer Anmaßung usw. immer sagen: Ach, ich werde zurückgestoßen und verkannt, weil ich ein Jude bin. Jetzt sagt Wagner: meine Musik wird von einer geheimen Bande jüdischer Schriftsteller durch geheime Oberjuden öffentlich diskreditiert; die einen schimpfen auf mich, die anderen sind sogar so frech über mich zu schweigen, und das alles geschieht mir Armen, eben weil ich ein Nichtjude, vielmehr ein Christ bin. Ach, wie könnte man dem heimgehen. Warum ist kein Börne da?

Ich meine, ich muß heraus, aber da ist's wieder, man kann nicht überall seiner Pflicht nachkommen. Ich stehe auf dem Dachfirste meines Buches und muß den Maien aufsetzen, mir schwindelt oft. Ich darf jetzt nichts anderes unternehmen. Ich bin nicht zur Polemik geartet, ich bin zu empfindlich und verletzlich und habe keine Freude am Krieg. Und doch läßt mir diese Sache keine Ruhe und nimmt mir mein Denken.

Eine eigentümliche Nemesis liegt darin, daß Felix Mendelssohn als Incarnation der Judenmusik von Wagner ausgestaltet wird. Ich weiß nicht, ob ich dir je erzählt habe, daß ich im Winter 45 auf 46 sehr viel mit M. in Leipzig verkehrte; wir lebten im selben Kreis bei ▼Pfordten, Frege, Brochhaus und Dufour, und ich kam von da an in ein Unfremdendes zu M., weil ich einstmals geradezu bei ihm eine entschiedene Abwendung von allem, was die Juden betrifft, fand. Diese Periode ist freilich seine Verstimmungszeit, wie das Ed. Debrient in seinem soeben erschienenen Buche meisterlich psychologisch und historisch dargestellt hat. Und nun muß Mendelssohn die Judenmusik repräsentieren, und er war in der Tat ein gläubiger Christ (wie auch Bendenmann), und Pastor Howard war einer

seiner liebsten Freunde. Was Wagner über M.'s Musik sagt, habe ich teilweise selbst immer empfunden; er ist zu gebildet und wohlherzogen, es fehlt der Naturmut, der Naturlaut; nur in der Walpurgisnacht und dem Sommernachts Traum ist für meinen Geschmack ein Eigentümliches und Frisches. Daß Meherbeer Dinge machte, an denen er gar nicht pathetisch beteiligt war, ist auch wahr; aber es gibt ja auch Coloristen in der Kunst und so auch wohl in der Musik, die aus reiner Lust an der Farbe malen und komponieren. . . .

Bei dieser Richard-Wagner-Geschichte lernt man doch kennen, was noch geheim in der Welt steckt. Da steht in der National-Zeitung ein Artikel von Gumprecht, einem sonst feinen musikalischen Kritiker, und er sagt, er stimme Wagner bei, daß den Juden das produktive Genie abgehe usw. Ist das nicht empörend? Und das von einem Volke sagen, das die Bibel geschaffen, an der sich die gesamte Welt bis jetzt und wer weiß wie lange noch bildet und ausbaut! Ach, ich wollte, ich könnte dreinschlagen und die ganze Empörung loslassen, daß immer und immer wieder eine Grundsuppe von Gemeinheit und Hochmut sich ausleert. Man muß sich zusammenhalten, um nicht an der Welt zu verzweifeln, wenn man sieht, daß ein Giftbaum, den man endlich umgehauen glaubt, doch immer wieder neuen Wurzelanschlag treibt. Und das nennt sich christliche Liebe und freie Bildung und schönes Menschentum.

Von allen Seiten drängt man mich, und es drängt mich aus mir selbst, in dieser Sache das Wort zu nehmen, und ich kann doch nicht."

Zu Richard Wagner's hundertjährigem Geburtstag höhnte dann *BT* 1913: „Bergehen wird vermutlich sein leidenschaftlicher Kampf gegen die, auf deren Schultern er stand, und die er haßte, weil er, um in die Höhe zu kommen, erst in ihrem Schatten groß werden mußte. Eine spätere Nachwelt wird einmal mit aller Gelassenheit feststellen, daß der Musikdramatiker Richard Wagner ohne den Opernkomponisten Giacomo Meyerbeer nicht denkbar wäre. Und daß der Dyrifer Wagner vom Geiste

Mendelssohn'scher Romantik einen starken Hauch verspürt hat. . . Was also bleibt von Wagners Persönlichkeit für den, der sich die Freiheit nimmt, etwelche Lieder ohne Worte von Mendelssohn heute erträglicher zu finden als den Sang an den Abendstern, und der lekerisch genug denkt, die munteren Weisen Jacques Offenbachs höher zu schätzen, als manche in Musik gesetzten Göttergardinenpredigten?"

Übrigens hat auch Mendelssohn 1840 unsere Nibelungen mal zu einer Oper breitschlagen wollen, er kam aber über die Beschäftigung mit dem Text im Anschluß an Raupachs Drama nicht hinaus (*Hensel* 2, 237).

Während Kritiker ▼Hanslick auf M. noch eine ganze „Ästhetik des Schönen in der Musik“ zuschnitt, konnten neben Wagner auch viele andere arische Künstler den so aufdringlich wie aufgeblasenen, lodigen Kollegen M. nicht recht vertragen. Chopin machte einen großen Bogen um die Clique, und Berlioz bot dem Felix auf der Reise in Leipzig 1843 „einen Tausch ihrer Taktstöcke an, „wie die alten Krieger ihre Rüstungen tauschten“, — und als M. sein nettes Leichtes mit weißem Leder überzogenes Fischbeinstöckchen schickte, sandte B. ihm einen unbehauenen, mit der Rinde versehenen, ungeheuren Lindenknüppel, mit einem offenen Schreiben, das anfang: *De mien est grossier, le tien est simple.*"

B. ▼Auerbach schreibt aus Freiburg 2/11 1871: „Ich ging nach Tisch zu dem jungen Professor Mendelssohn, dem Sohne von Felix, den ich noch als wunderschönen Knaben gekannt hatte. Ich ging mit M. spazieren, zuerst die Landstraße entlang, dann durch den Wald zurück. Wir sprachen von Alexander Mendelssohn, der eben heute oder gestern begraben wurde, er ist der letzte vom Stamme Moses Mendelssohns, der noch Jude war, und er war ein großartiger und tätig wohlwollender Mann, auch ein ganz spezieller Freund Alexander Humboldts.

Wir sprachen auch viel von des Professors Vater Felix, von dem ich ihm auch erzählen konnte. Er gibt jetzt dessen Briefe an und von Goethe heraus.

Professor Mendelssohn war gestern bei mir, er brachte mir die Korrekturbogen der Schrift: „Goethe und Mendelssohn.“ Ich machte ihm sofort einige kleine Bemerkungen in der Einleitung, und er nahm die Änderung willig und leicht an. Nach Tisch machten wir einen herrlichen Waldgang von Güntersthal nach dem Loretto-Berg. Solche Waldfrische, solche Stämme Weißtannen hauchen mich belebend an. Heimgekommen las ich die Briefe und die Gespräche Goethes mit Felix Mendelssohn, und ich muß sagen, das ist noch mehr als alle Waldfrische.“

6. Tod und Nachleben.

Von der prunkvollen Feier in Leipzig, wo M. gestorben war, berichtete Moritz Hauptmann am 16/11 1847 an Spohr: „Nachdem der Trauerzug mit angemessener Musikbegleitung sich aus dem Hause nach der Paulinerkirche bewegt hatte, mit einem Gefolge, das man sich nicht lang genug denken kann, ward der geschmückte Sarg inmitten der Kirche aufgestellt, mit Kandelabern umgeben, und ein 500 Sängler starker Chorsang mit Orgel und Posaunen Verse aus: O Haupt voll Blut und Wunden; darauf folgte die Trauerrede, dann der schöne Chor aus Paulus: „Sieh wir preisen selig“, die Segensworte, und zum Schluß der letzte Chor aus der Bach'schen Passion. Das Orchester war dem Chor an Stärke angemessen; das Ganze von der schönsten erhebensten Wirkung, und wahrhaft zu verwundern, wie alles in kaum 2 Tagen so gut zusammengebracht war. Ebenso auch die Ordnung und Ruhe beim Zuge, da eine so enorme Menschenmasse, mitgehend und zuschauend dabei zudrängend war. Gegen 6 Uhr abends war die Feierlichkeit beendet, der Sarg blieb in der Kirche und wurde abends 10 Uhr mit einem Extra-Bahnzuge nach Berlin gebracht; in Rötzen vom Musikdirektor Lang, in Dessau vom Dr. Schneider mit Männerchorgesang empfangen.“

Paul Lindau 1, 157 machte in den 1860er Jahren ein Musikfest in Düsseldorf mit, wo „Elias“ aufgeführt wurde. Jenny Lind (sd) sang, ihr Mann, Goldschmidt, dirigierte. „Das Andenken an den berückend lebenswürdigen

guten Menschen und den großen Künstler, den alle älteren Besucher noch sehr wohl gekannt hatten, trug wohl auch noch dazu bei, den Enthusiasmus, den das schöne Werk in dieser wahrhaft großartigen Aufführung entzündet hatte, aufs höchste zu steigern. Nach dem Feste herrschte ein Jubel, ein ausgelassenes Bedürfnis nach Verbrüderung, wie ich es ähnlich nur bei den gewaltigsten Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatz erlebt habe.“

Der Maler Theodor Hildebrandt kam dabei ganz aus dem Häuschen, wußte nichts mehr von Rasse, und verwechselte musikalische und malerische Wirkungen, wenn er, erzählt Lindau, „der zu den intimen Freunden M.'s gehört hatte“, „von dem schwarzgelockten Komponisten des „Paulus“ und „Elias“ schwärmte. Er hatte seinen Arm um meine Hüfte gelegt und durchwanderte mit mir die schmalen schattigen Gänge des Gartens. Manchmal blieb er stehen, ließ mich los, packte mich bei den Schultern und unterstützte seine Worte durch lebhafte Gebärden. . . . „Hast du nicht bloß gehört, hast du auch gesehen, wie die Lind das „Höre, Israel, höre des Herrn Stimme!“ gesungen hat? Hast du das gesehen? Diese Kopfhaltung, den Augenaufschlag, diese hohepriesterliche Weihe in ihrem Ausdruck! So etwas muß man festhalten, mein Junge! So etwas sieht man im Leben selten ein zweites Mal. . . . Ich habe es schon einmal gesehen, lange Jahre her; zu Pfingsten, auch bei einem Düsseldorfer Musikfest, bei einem Mendelssohnschen Oratorium! Es war die erste Aufführung des „Paulus“ 1836, und M. stand auf dem hohen Podium in der Mitte am Pulte. Der Himmel war nicht wie heute sonnig und blau; er war mit dicken schiefergrauen Wolken behangen, und der große Saal war nur eine farblose, dunkle Masse. Da, am Schlusse, als die Heiden, die Juden und Judengenossen gegen- und durcheinander zerterten und wetterten und auf einmal sich der Cantus firmus der schmetternden Knabenstimmen durch all das Gezänke sieghaft Bahn bricht: „Wir glauben all' an einen Gott“, — da, wie aufs Stichwort brach ein leuchtender Sonnenstrahl durch das Oberlicht des Saales

und hüllte den Jüngling da oben, der diese Herrlichkeit geschaffen hatte, wie in einen goldigen Heiligenschein. Es war etwas Wunderbares, etwas Unerwartetes, diese Lichtgestalt in dem abgetönten Hell Dunkel rings umher. Ich bin ein alter Knabe geworden. Ich werde den Anblick nie vergessen. . . . Kennst du die neue Lithographie von Menzel: „Christus im Tempel“, das Wunderkind mit den intelligenzsprühenden Augen und dem idealsten Judentypus vor den dilettantischen Pharisäern? Siehst du, so sah er aus, Felix Mendelssohn, als er da oben stand, Begeisterung entfachend und selbst ehrlich begeistert! Und dies Bild trat mir heute wieder vor die Seele, als die göttliche Lind Israel anrief, die Stimme des Herrn zu hören. Ach, wenn ich nicht so alt wäre, mein lieber junger Freund, wenn ich's noch so könnte, wie ich es vielleicht einmal gekonnt habe und wie ich's jetzt noch empfinde . . . ich wüßte schon, was ich machte! Siehst du, heute habe ich die heilige Cäcilie zum erstenmal gesehen! . . . Und weißt du, wenn man so etwas mal gesehen hat, dann braucht man sich überhaupt nicht mehr im Leben umzusehen! . . . Als Stockhausen-Elias klagte: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele, ich begehre nicht mehr zu leben!“ — da war ich wohl tief ergriffen, aber ich fragte mich doch: Weshalb klagt denn der Mann?“ —

7. Nachtrag:

a) Das Jüdische Athenäum suchte 1850, S. 136 ff, den getauften Felix Mendelssohn doch als Juden für sich zu retten: „Man hat den „Paulus“ ein „protestantisches“ Oratorium genannt, als ob ein Oratorium etwas Vireturgisches wäre! Es gehört doch weder zum katholischen noch protestantischen Ritus. Wollte man etwa „protestantisch“ für synonym mit „unbegeistert“ erklären? . . . M. überströmt im „Paulus“ — wo wie im Elias Gott der Herr im Sopran säuselt — von christlicher Liebe, Hingebung, Selbstopferung u. dergl.; derselbe jubelt in der „Walpurgisnacht“ mit den lichtfreundlichen, rationalistischen Heiden auf dem Bloßberg über den wahnwitzigen Schreck der „Pfaffenchristen“, die

überall den Teufel zu sehen glauben. Eine solche Universalität der Religion ist nur denkbar bei einer totalen Gleichgültigkeit gegen jede Religion. Man sucht dann das sogenannte Poetische, d. h. Wunderliche einer jeden einzelnen hervor, um die etwas abgestumpften geistigen Sinne durch eine starke Dosis zu fixeln. Es sind die Bemerkungen hauptsächlich gegen jene Freunde M.'s gerichtet, die dem Hingeschiedenen einen ungemainen Gefallen erwiesen zu haben glaubten, als sie bei seiner Totenfeier in der Paulinerkirche zu Leipzig von einem zahlreichen Sängerkhore, nach einem aus M.'s Musik zur „Antigone“ gewählten Präludium der Orgel — die Stelle, wo Kreon den Leichnam seines Sohnes Hämon hereinträgt — unter Posaunen und Orgelbegleitung den Choral: „D Haupt voll Blut und Wunden“, von den Worten anhebend: „Erkenne mich, mein Hüter, mein Hirte, nimm mich an“, bis zu dem Schlusse des Liedes: „Wer so stirbt, der stirbt wohl“, anstimmen ließen. Dieser Gesang hatte nämlich die Bestimmung, dem Toten gleichsam als Gebet in den Mund gelegt zu werden. Denn man hatte damit an den Komponisten des „Paulus“, d. h. an Mendelssohn's „Wirksamkeit für die Kirche“, erinnern wollen; daher auch nach einem kurzen Zwischenspiel der Orgel der von M. selbst gesetzte Choral aus Paulus:

„Dir, Herr, Dir will ich mich ergeben“,

folgte.

Wollt ihr, Zeloten, mit Stolz auf den Komponisten des „Paulus“ als einen aufrichtig Bekehrten hinweisen, so entgegen wir euch dennoch: M. ist ebenso wenig des „Paulus“ halber — wie einige der eingewebten Choräle wegen sagten — ein protestantischer Komponist zu nennen, als wegen seines „Ave Maria“ ein katholischer Lieddichter, obschon hier die hohen Stimmen in streng kirchlicher Weise ihr: „Dra pro nobis“ klagten. Die Konfession des Musikers läßt sich nicht aus den Tonformen heraus deuten. Er will nur das Schöne in seinen Tönen enthüllen; der Biene ist es gleichviel, auf welchem Felde die Blumen blühen, deren Duft sie in Honig verwandeln will.“

Es kommt also darauf hinaus, daß er ein durchaus jüd. Musiker war, was schon Wagner bündig für alle Zeiten nachgewiesen hat.

„Namentlich war er in Leipzig, dem der Ruhm seines Namens neuen Glanz verliehen hatte, mit solcher Hingebung verehrt, daß eine allgemeine solenne Totenfeier, wie sie dort noch nicht früher vorgekommen, für den edlen Abgeschiedenen angeordnet wurde. Am 7/11 gegen 3 Uhr nachmittags ordnete sich der unabsehbare Trauerzug unter feierlichen Trauerklängen zweier Musikchöre vor seiner in der Königsstraße gelegenen Wohnung, und bewegte sich, von Tausenden umwozt, um die Promenade nach dem Peterstor, über den Markt, die Grimmaische Gasse hinunter nach der erleuchteten Paulinerkirche. An den Zug schlossen sich außer den Behörden, der Regierung, Stadt und Universität, der Offiziere, der Geistlichkeit — der Verstorbene hatte sich aber zur reformierten Kirche gehalten — sämtliche Mitglieder des Orchesters an, dem er so lange Jahre mit begeisterter Liebe vorgestanden hatte, und die Zöglinge des Konservatoriums. Den mit Blumen und Palmen überreich geschmückten Sarg umgaben M.'s nächsten Freunde und Kunstgenossen. In der Kirche war das castrum doloris errichtet — ein Zögling des Konservatoriums hatte einen silbernen Lorbeerkranz auf den, von 6 auf hohen Kandelabern brennenden Wachskerzen umgebenen Katafalk zu den Füßen des Verewigten niedergelegt — und hier nun rauschten die erhabenen Melodien einiger Chöre aus seinem „Paulus“ noch einmal über dem Sarge des Entschlafenen, die würdigste und edelste Totenfeier, die man dem Meister der Töne halten konnte. Während der Nacht ward die entseelte Hülle von seinen trauernden Brüdern und Freunden mittelst eines Extrazuges nach Berlin geschafft, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden. In stiller Mitternacht begrüßten Sängerschöre den einsamen Leichenzug sowohl in Köthen als in Dessau. Die schönste Totenfeier bereitete aber die Direktion der Gewandhauskonzerte durch Aufführung seiner letzten Kompositionen, von denen

das unmittelbar vor seinem Tode geschriebene „Nachtlied“ von Eichendorff, den tiefsten Eindruck machte. Schriftliche Beileidsbezeugungen erhielt die Witwe des Verewigten von der Königin von England und dem König von Preußen. Die Overtüre und Chöre zu Racine's „Athalia“ und zu Sophokles' „Oedipus auf Kolonos“ sind bekanntlich nur auf den Wunsch des Königs von Preußen entstanden.“

32.

b) Felix schrieb sich u. a. das Verdienst an der Wiedererweckung der Matthäus-Passion in der Berliner Singakademie am 11/3 1829 zu. Wie Prof. Georg Schumann 1929 (Nat.-Soz. 1. April-Nr.) feststellte, hatte aber Goethes Freund Zelter die Aufführung jahrelang vorbereitet und seinem 20jährigen Schüler Mendelssohn die Dirigier-Partitur eingerichtet. Mendelssohn ramschte, wo er konnte — und ganz besonders fremde Vorbeern.

c) RR: „Das leere, fade Elfengeschwirr im „Sommer nachtstraum“, ist nicht nur eine Nachbildung, sondern, wie am Schlusse der Overtüre, eine wörtliche Kopie des Weber'schen „Oberon“. Der „Hochzeitsmarsch“ ist ein Beweis für das eigene Gefühl der Unproduktivität des Komponisten. Die Freude, endlich ein Thema gefunden zu haben, zeigt sich, wie die 3 Teile des Marsches bis zum Übermaß in verschiedenen Tonarten immer wieder von Neuem breitgetreten werden. In der Overtüre zum „Ruh Blas“ ist das durchgehende Hauptthema:



Das, was etwa siebenzig Jahre früher Gluck in seiner „Alceste“ (1. Akt, Nr. 3, ursprünglich in A-dur) so sagte:



Man beobachte die Angst, wie M. in seiner A-moll-Symphonie das Muster, Beethovens A-dur-Symphonie, zu verbergen und die Absichtlichkeit, wie er in seiner Travestie was neues hervorzubringen versucht. Ein tragischer Zug seines Wesens, sagt Wagner, ist der Konflikt zwischen dem Bewußtsein des Nicht-

schaffenkönnens und dem Triebe des Schaffenwollens, an dessen Lösung er sein Leben setzte, ohne daß sie ihm gelingen konnte. Außerlich mit allen Ehren überhäuft, Ritter des Ordens *pour le mérite*, konnte er doch innerlich selbst nie eine volle Befriedigung empfinden, und dies, mit den daraus hervorgegangenen, rastlosen Anstrengungen, war wohl mit ein Grund seines frühen Todes."

d) Glasenapp, Leben R. Wagner's: „Auf dem Klavier fand Richard Wagner in Venedig eines Abends ein vom Lehrer seiner Kinder liegen gelassenes Heft Mendelssohn'scher „Lieder ohne Worte“; — darin blättern, zeigte er seiner Gemahlin das „Venezianische Gondellied“, wie Mendelssohn da, unter Auslassung der Hauptsache, den Refrain des Gondelliedes aus „Othello“ benutzt und für eine Volksweise ausgegeben hätte.“

e) Eine von Felix verfaßte, nach seinem Tode erst veröffentlichte „Reise nach Rom“, strotzt von Schmähungen gegen die katholischen Kirche.

Mendelssohn-Bartholdy, Gustav, Millionär, literarischer Leiter des Verlags „Gese“, die von Georg Muschmer aus Reichenbach, Schlef., redigiert wird. München-Gräfelfing. *1877. S: Taine; Friedrich der Große, Auswahl aus Briefen an ihn, von ihm und über ihn. 1914.

Mendelssohn-Bartholdy, Karl, 1838—97, Dr., Uß (Gesch.), Freiburg i. B. G: Felix M.-B.

Mendelssohn-Bartholdy, Otto von, früher Mitinhaber von Robert Warshawer & Co., Berlin, Vorf. d. Uß d. Casseler Straßenbahn, Berliner Hagel-Versicherung, Bremer Hanfa, und der Anilinfabrikation zu Treptow, zu deren Direktoren auch Dr. phil. Franz Oppenheim gehört. 15,5—0,95. 1914.

Mendelssohn-Bartholdy, Paul von, *1875, — erbte von seinem Vater Ernst v. M. 20 Millionen samt dem dänischen Generalkonsulat in Berlin. O 02 Charlottchenheim. Er wurde trotz seiner Jugend Mgl. des Ältestenkollegiums der Berl. Kaufmannschaft, des verflorenen Preuß. Herrenhauses, und muß als Wägen einen merkwürdig jüd. Geschmack haben, denn aus seinem Kunstbesitz waren 1913 ein paar der kostbarsten Bilder Henry Rousseau's im Katalog des Kunsthändlers und S. d. R. Alfred Flechtheim, Düsseldorf, wiedergegeben.

Mendelssohn-Bartholdy, Paul, 1812—74. G: Abraham M., GKR; seit 35 Assocé der Fa. „Mendelssohn & Co.“, die er über 30 Jahre lang mit seinem Vetter Alexander leitete. Sein 3. Sohn war Ernst (Sd), dessen Sohn wieder Paul hieß. 65 wurde Paul M.-B. sen. als Sachverständiger zu einer Konferenz von Bismarck geladen, der unnötigerweise wissen wollte, wie die kaufmännische Welt den Krieg mit Österreich aufnehmen würde. Die „Kaufmännische Welt“, d. h. das Judentum, erfuhr dadurch unmittelbar, was in der hohen Politik geplant war, und konnte alles Geschäft darauf einstellen; ja, der größte deutsche Staatsmann der 1860er Jahre war also noch so unpolitisch, die Juden selber von der Weltgeschichte besonders in Kenntnis zu setzen. Es ist immer bitter, unserm Bismarck im Banne eines Zeitgeistes zu begegnen, der, von den räuberischen Juden

gemacht, diese selber als bedeutsam schöpferische oder sehr wichtige Teile unseres Volkes auszugeben vermochte.

Mendelssohn-Bartholdy, Paula von, Volksgewistin, — „vielleicht ist es als Versicherungsprämie gedacht, daß jetzt gewisse Kreise erhebliche Geldmittel unter der Hand den Kommunisten zufließen lassen. So befindet sich Frau Paula von Mendelssohn-Bartholdy, geb. Reichenheim, unter denen, die die graphische Kunsthandlung von S. B. Neumann am Kurfürstendamm finanziert haben, hinter der sich ein kommunistisches Propagandabureau verbirgt. Frau von M., die Schwägerin des Staatskommissars für die öffentliche Sicherheit, ▼Weißmann, war übrigens auch Geldgeberin der Münchner Zeitschrift „Wieland.“ Kumpelstilzchen, 1922, S. 238.

Mendelssohn-Leuthold, Hermann, empfahl 1913 in Schwaners gelegentlich auch mit Jüdinnen und Juden liebäugelnden Volkserzieher „Friedensgedanken zum Judenproblem“: „1. Massenausritt aus der einstürzenden Synagoge; 2. Übertritt zur freien (Volk-) Kirche im Geiste von Delitzsch, Traub und Martin Rade (Christliche Welt); 3. Förderung der Rassenmischung durch den Rechtsstaat und eine sozialistisch-aristokratische Gesellschaft. Der Weg dazu geht durch die Taufe, die „verwandt mit Tiefe und Tauche“, ihren Schrecken verloren hat, das christliche Symbol war ja auch altjüdisch-essäischer Brauch körperlicher Reinheit und seelischer Reinheit... Unsere HohenzoLLern sind — nebenbei erwähnt — nicht mit Spree- sondern Jordanwasser getauft — worauf mancher Bollblutzionist neidisch sein mag. Wasser tuts freilich nicht; aber des Menschen Seele gleicht dem Wasser — betont der die Höhe und sittliche Kultur der Evangelien würdigende Dichtersfürst Goethe...“ Schwaner, der diesen Judenschwanz auf das deutsche Volk losließ, war selber gut Freund mit B. ▼Rathenau.

Mendelssohn- oder Kassettenprozeß. In dem 1847 entschiedenen Ehescheidungsprozeß der Gräfin Sophie gegen ihren Gatten, den Grafen Edmund von Haffeldt überredete Ferdinand Lassalle (Sd) seine Freunde in Berlin, Dr. Mendelssohn und Assessor Dr. Oppenheim (Sd), die mit ihm begeistert für die Gräfin arbeiteten, im Mainzer Hof in Köln der Maitresse des Grafen Haffeldt eine Kassette mit Urkunden zu stehlen, die S. für sehr wichtig hielt. Der eigentliche Dieb Oppenheim wurde verhaftet, aber später freigesprochen, während sein Spießgefelle Mendelssohn mit der Kassette im Koffer ins Ausland flüchtend, 11/2 1848 zu Köln in contumaciam zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Die Verhandlung ist unter dem obigen Stichwort bekannt. Lassalle erzielte natürlich für sich vor den Kölner Geschworenen 11/8 1848 mit seiner „Kassettenrede“ einen Freispruch von der Anklage der Anstiftung.

Mendelssohn & Co., Auslandsbank, Stammhaus Berlin; Vertretungsberechtigte Inhaber: 1. Franz Mendelssohn, Präses der Industrie- und Handelskammer und des Industrie- und Handeltages, der durch zahlreiche Ehrenämter enge Beziehungen zu allen Reichs- und Staatsbehörden hat; 2. Paul von Mendelssohn-Bartholdy; 3. Rudolf Löb; 4. Dr. Friedrich Mannheimer; 5. Dr. Paul Kempner.

Nat.-Soz., Juni 1928: „... im Vordergrund stand bei M. & Co. die Aufnahme von Anleihen fremder Staaten. Daraus erklären sich die engen Geschäftsbeziehungen zu den Regierungen, Staatsbanken, Eisenbahnverwaltungen der verschiedensten Länder. Vor dem Kriege waren Mendelssohn & Co. die Hauptbankiers des russischen Staates. ... Mendelssohn & Co. Amsterdam, entstand 1920. 2 Jahre später beteiligte sich das Berliner Stammhaus gemeinsam mit der Amsterdamer Tochter, der Londoner Fa. Kleinwort, Sons & Co., sowie der Bayerischen Vereinsbank in München, mit der kurz vorher eine Freundschaft eingegangen war, kommanditistisch an der neugegründeten Wiener Bankfirma Rug, Bloch & Co.“

Mendelssohn & Co., Handlungshaus, Berlin, dem 1834 Joseph M. und dessen Sohn Alexander vorstanden. Später wurde Paul M. Assocé und verheiratete sich mit Albertine Heine. Hensel, 1, 397.

Mendelssohn & Warschauer, Großbank in Berlin. **AG** 11/10 1891: „Durch die Blätter geht folgende Nachricht: Das Interesse des Augenblicks wird ganz beansprucht von der Neuigkeit, daß diese Bank in Berlin den wenig beneidenswerten Mut gefunden hat, sich mit größeren Summen an der russisch-französischen Anleihe zu beteiligen. — Wie sollte sie nicht! Israel betrachtet den Krieg zwischen den Völkern als Lotterie, und da es auf alle Fälle profitieren möchte, setzt es auf die Karten auf beiden Seiten. Gatten doch die „dtschen“ Juden 1870 auch für Frankreich mehr Geld übrig als für Deutschland. — Nun, der nächste Krieg wird nicht vorübergehen dürfen, ohne daß man diese internationalen Finanz-Gaunerfirmen endlich aufhebt. Jedenfalls wird die Beschlagnahme gewisser landesverräterischer Großkapitalien die erste Tat des Krieges sein müssen. — Das „Leipz. Tageblatt“ bemerkte: „Wir bedauern, es aussprechen zu müssen, daß angesichts der unpatriotischen Haltung der Berliner Firmen der antisemitischen Bewegung entscheidende neue Nahrung zugeführt wird.“

Im Lager war man zuerst auch sehr unangenehm von der Haltung der Bank berührt, aber da rückte **Ag** Nr. 40 von 1891 mit der beruhigenden Entdeckung an: „Die neue russische Anleihe wird in Dtschlnd von den Bankhäusern Mendelssohn und Warschauer übernommen. Wir halten es für nützlich, zu bemerken, daß die Chefs dieser Firmen geborene Christen sind. Aber ohne sentimentale Klagen möchten wir noch die Bemerkung ungestatten, daß wohl kein dtscher Jude so ehrlos und unpatriotisch sein wird, sich an dieser Anleihe zu beteiligen.“

AG: „Daß sich darnach schon die ehrenwerten Väter der nicht minder ehrenwerten Herren **M.** und **W.** haben taufen lassen, ist freilich Pech für uns. Es zeigt aber gleichzeitig, wie machtlos das christliche Taufwasser ist, das jüd. Blut zu ändern. Übrigens steht dem Blatte der sich gegen die Ehrlosigkeit der Stammesgenossen aufbäumende Patriotismus nicht übel zu Gesichte.“ —

Schade, daß sich die Hoffnung von **AG**, die Judengelder bei Ausbruch des nächsten Krieges zu beschlagnahmen, 1914 nicht erfüllen sollte. Wenn das alle Länder gemacht hätten, wäre wohl auch sofort wieder Friede gewesen; der weitere Kampf gegen die Juden selber hätte kein Blut gekostet: sie wären einfach eingesperrt und nach Madagaskar deportiert worden.

Mendes, eine ägyptische Stadt im Nildelta, Kultusstätte des heiligen Widders, der anderswo, schein't's, zum Goldenen Kalbe wurde.

Mendes, kam 1715 aus Amerika nach Paris mit 2 katholischen Regern, dem 24jährigen Pampy und der 18j. Zulenne, denen er mit glühendem Eifer seinen Namen auf Schulter und Busen eingebrannt hatte. Die beiden Sklaven erhielten täglich 1 Sou, wöchentlich 6 Pfd. Brot, ferner Schläge und trotz des strengsten Winters nur Bekleidungsseken. Da aber in Frankreich seit 1810 die Sklaverei abgeschafft war, wurde der grausame Jub' von der Admiralität wegen der Beleidigung der Menschheit und Frankreichs angeklagt und am 23/2 1716 zur Freigabe und Entschädigung der Schwarzen verurteilt. „Heute aber tragen alle Franzosen auf Schulter und Brust den Namen Rothschild“, sagt **BF** 7/12 1922. Es gab also damals in Frankreich noch edles Blut und wirkliche Kultur, die später bei der dauernden Vergewaltigung durch die Juden zur Asche und schließlich ganz ausgelöscht wurde.

Mendes, Bankhändler in Bordeaux, mit Filialen in Portugal, Frankreich, Flandern, 18. Jh.; **Sombart** 199.

Mendes, Catulle/Abraham, 1841 Bordeaux — 12 Paris, seit 67 Schwiegersohn **Theophile Gautiers** (Sd), wurde als junger Mensch wegen Unsitlichkeit im „Roman d'une nuit“ zu 1 Monat Gefängnis und 500 Francs verurteilt. Er hat dann, wie **Robut** 2, 49 unverschämte sagt, die „gallische“ Neigung zur Schläpfrigkeit nie verloren; während es sich dabei doch nur um eine „jüd. Neigung“ handelt, denn die Gallier und Franzosen waren im Grunde ebenso anständig wie alle anderen Völker, bis die Fremden die Verwaltung ihrer Geisteskräfte usw. übernahmen.

Mendes schrieb erfolgreiche Gedichte, Dramen, Romane, darunter Saftiges über „Ludwig II. und **R. Wagner**“. Er gründete 61 „Revue Fantaisiste“; 64 „Barnasse“; 93 „L'art au Théâtre“, und wurde Kunstkritiker am „Journal“, und 94 Ehrenlegionär. Nach seinem Tode wimmelte es in den dtschen Zeitungen von Anekdoten über den Blutsgegenen in Paris, was die meisten Deutschen alles lasen, ohne eine Ahnung zu haben, weshalb. Aber „einen der schlimmsten Unzucht-literaten“, nennt ihn **Rdkt.** 3.

Seine Witwe komponierte Operetten, Balletts und Gedichte, schrieb über „Frauen in der Bühnengeschichte“ und kritisierte in „La Presse“. Und sein Schwiegersohn, **Marcel Bouffac**, vor dem Kriege kleiner Handlungsgehilfe, wurde im Kriege 100facher Millionär, Schloßbesitzer, Klub- und Sportsmann und demokratischer Führer; er siegte 1922 (**BF** 29/6) im großen Rennen von Chantilly mit seinem Hengste **Ramus** (lat. Zweig). Klaffische Namen scheinen ja in diesen Kreisen beliebt. Das Tollste aber bleibt doch, daß der Stammvater **Mendes** sich statt **Abraham** den Namen des holdseligsten Liebesdichters der Antike, des **Catulls**, zulegen durfte, ohne daß ihn der italienische Generalkonsul in Paris für die Unverschämtheit auspeitschte. Der war aber vermutlich auch einer. — „Der süße, liebliche Poet“, wurde **M.** von **H. Bahr**, Antisemitismus 1894, S. 132, gefeiert; aber **Mag** ▼ **Rordau** (**Pester Lloyd** 1909, 38) nannte ihn einen „Literaturdandy“, und fand es widerlich, daß dieser Spaniole bei jeder Gelegenheit christliche Glaubensschwärmerien zur Schau getragen und nach einem obscön-erotischen Novellenband immer ein homiletisches Werk veröffentlicht habe.

Mendes, **David Grant**, 1713—92, Verfasser eines hebräischen Dramas „Tal Itajes“, das Ro 2, 121 wohl mit Recht „durchaus orientalistisch“ nennt.

Mendes, **Francisko**, französl. Bankhändler, 16. Jh. f. **Gracia Mendefia**.

Mendes, **Franco** und Frau, Schetndchristin, flüchteten 1598 vor der Inquisition aus Portugal nach Holland, „mit 2 Söhnen, **Francisco Mendes Medeyros**, einem literarisch gebildeten Manne, der nachher dort den jüd. Namen **Isaak** wieder annahm und 1608 die 2. Synagoge in Amsterdam gründete, und **Christoval Mendes Franco**, der sich wieder **Mardochai** nannte. Diese beiden spielten eine große Rolle in der Amsterdamer Gemeinde, haben aber später zu einer Spaltung Anlaß gegeben.

Mendes da Costa, **Andrea**, Portugal, **JE**; er war 1665 Kammerer der englischen Königin **Katharina von Braganza**, die sein Bruder, der Arzt **Antonio Mendes** seinerzeit glücklich von den Mädeln geheilt hatte. Die ganze Judenfamilie war daraufhin mit an den Hof von **Katharinas Gemahl, Karls II.**, nach London genommen worden, wo sie sich wieder offen zur Synagoge bekannten und den englischen König zugunsten ihrer Glaubensgenossen tätig beeinflussten. Die neue Judaifizierung Großbritanniens geht bis ins 17. Jh. zurück.

Mendes da Costa, **Maurits Benjamin**, **JE**, *1857, Amsterdam, Dr. h. c. und Dir. der Manuskripte an der Univ.-Bibliothek; **H**: Homer, griech. u. lat. Grammatik. Er übersehte viel fürs Theater, führte mit Studenten alte Tragödien auf und schrieb selber „Gräfin Sara“ und „Jhn Model“. Er ist taub; sein älterer Bruder **Henri** (*46), Schachspieler, ist sogar taubstumm. —

Mendes de Sola, **Frederik**, Dr., Rabbi, **N. York**, *1850 Jamaica, studierte in Dtschlnd und kam 74 nach **N. York**. **B**: Defense of **Jehovah**, 88. Er sitzt im Redaktionsstab der jüd. **JE** und lieferte für die „Encyclopedia“ des arischen **Johnson** den Artikel „Jews“. Es ist immer bedenklich, in unseren Legisa von Juden über Juden aufklären zu lassen, wenn es auch überall üblich ist, und wenn auch am dtschen Brodhaus und Meher ebenfalls eine Menge mitarbeiten.

Mendes, **Sans & Co.**, Bank, den Haag, **Plain** 20.

Mendefia, **Gracia Channa**, **Donna**, 1510—68. ▼ **Græz**: „eine edle jüdische Frau, die durch weibliche Unmut, Geist, Gemüt, Charakter und Seelengröße zu

den auserwählten Erscheinungen gehörte, welche die Vorsehung von Zeit zu Zeit in die Welt zu setzen scheint, um die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. . . .

Mit großartigen Geldmitteln gesegnet und sie nur zum Besten anderer und zur Hebung des Geistes weise verwendend, gebot sie über einen Einfluß gleich einer Fürstin — was sie auch war — und herrschte über Hunderttausende ihr freudig entgegenschlagender Herzen.“

Der verschleierte Hinweis auf die königliche Abstammung oder Allianz der Dame gehört zum Handwerk. — „Geboren in Portugal, aus der Marranenfamilie Benveniste wurde sie unter dem christlichen Namen Beatrice an einen reichen Genossen desselben Unglücksloses aus dem Hause Nafi [hebr. Fürst] verheiratet, der den Patennamen Francisco Mendes angenommen hatte. Dieser hatte ein umfangreiches bis Flandern und Frankreich verzweigtes Bankgeschäft gegründet. Der deutsche Kaiser und Herrscher zweier Weltteile, Karl V., der König von Frankreich und, wie viele Fürsten sonst noch, waren Schuldner des Hauses Mendes. Ein jüngerer Bruder, Diogo Mendes, stand der Filialbank von Antwerpen vor. Als Beatrices Gatte mit Hinterlassung einer Tochter namens Nehna gestorben war (vor 1535), und die Inquisition in Portugal ihr Vermögen, ihr und ihres Kindes Leben zu gefährden drohte, begab sie sich zu ihrem Schwager nach Antwerpen und brachte ein Gefolge mit, eine jüngere Schwester und mehrere junge Nefen. Sie hat auch ärmeren Marranen die Mittel gereicht, sich dem Feuer der Inquisition durch die Flucht zu entziehen. Durch ihre und ihres Schwagers Vermittlung gingen die Summen, welche die portugiesischen Scheinchriften den päpstlichen Gesandten und Kreaturen bezahlten, um die Inquisition zu vereiteln. In Antwerpen, wo es ebenfalls Marranen gab, nahm die Familie Mendes eine geachtete Stellung ein; ihr junger, gewandter und schöner Nefte, Joao Miques (s. Joseph Nafi), verkehrte mit den ersten

Männern der Hauptstadt und war selbst bei der Statthalterin der Niederlande, Maria, ehemals Königin von Ungarn, Schwester Karl V., sehr beliebt.

Aus Abscheu gegen das aufgezwungene katholische Bekenntnis bestürmte sie ihren Schwager, den Leiter des Bankgeschäftes, mit ihr Antwerpen zu verlassen. Diogo Mendes hatte bereits eine Zeit für die Auswanderung festgesetzt, als er das Zeitliche segnete; er hinterließ eine Witwe und eine Tochter Gracia die Jüngere. Mendesia war von ihrem verstorbenen Schwager lektwillig als Haupt des weitverzweigten Geschäftes anerkannt. Sie konnte aber die Geschäfte nicht so rasch abwickeln, um dem Drange ihres Herzens zu folgen und sich auf einem duldsamen Flecken der Erde offen zum Judentum zu bekennen. Dazu kam noch, daß die Habgier Karls V. ein Auge auf das große Vermögen des Hauses Mendes geworfen hatte. Gegen den verstorbenen Diogo Mendes wurde von dem kaiserlichen Fiskus die Anklage erhoben, er habe heimlich judaisiert. . . .

Indessen gelang es noch der Mendesia, die Habgier durch eine bedeutende Anleihe und Bestechung der Beamten für den Augenblick zu beschwichtigen. . . Sie mußte aber unter stetem schweren Seelenkampf noch 2 Jahre daselbst verweilen, bis die Anleihe vom Kaiser zurückgezahlt war.

Endlich schien die Stunde der Freiheit für sie zu schlagen, nach Venedig auswandern zu können. Man erzählte sich, ihr Nefte Joao Miques habe ihre Tochter Nehna, um deren Hand sich hohe christliche Adlige beworben hatten, entführt und sei mit ihr nach Venedig entflohen. Vielleicht war das nur ein geflüstertlich ausgebreitetes Gerücht, um ihrer Abreise nach Venedig einen Vorwand zu geben. Nach ihrer Entfernung befahl Karl V. wiederum, auf die Güter ihres Hauses, soweit sie sich innerhalb seines Gebietes befanden, Beschlagnahme zu legen, weil die beiden Schwestern heimliche Jüdinnen wären, und Mendesia die Ältere (wie sie genannt wurde) mußte wiederum bedeutende Summen anwenden, um den Schlag abzuwenden.

In Venedig verlangte aber ihre jüngere Schwester die Herausgabe des ihr und ihrer Tochter zukommenden Anteils am Vermögen, was Donna Mendesia als Vormund der noch unmündigen Nichte verweigerte. [Von vielgepriesenen jüd. Familiensinn ist auch hier nicht viel ersichtlich.] Die jüngere Schwester machte nun der venetianischen Signorina die Anzeige, daß die ältere mit den großen Reichthümern nach der Türkei auszuwandern im Begriffe sei, um offen zum Judentum überzutreten, während sie selbst mit ihrer Tochter im Christentum zu verbleiben gedächte; die venetianischen Behörden möchten ihr zu ihrem Vermögensanteil verhelfen, damit sie denselben als gute Christin in Venedig verwenden könnte. Die venetianischen Machthaber brachten die Angeklagte in Gewahrsam, um ihre Flucht zu hindern. Die charakterlose Schwester [wie antifamiliär!] sandte noch dazu einen habgierigen und judenfeindlichen Boten nach Frankreich, um dort die dem Hause Mendes zustehenden Güter mit Beschlag belegen zu lassen. Der Bote, der [Jude, trotz seiner Judenfeindlichkeit] sich nicht genug für seine Sendtschaft belohnt glaubte, denunzierte aber auch die jüngere Schwester als heimliche Jüdin und bewirkte, daß der französische Hof das ganze Vermögen des Hauses Mendes in Frankreich mit Beschlag belegte. Die Schuld an dieses Haus zu zahlen, hielt sich der König Heinrich II. ebenfalls für überhoben. In dessen arbeits die unglückliche Mendesia daran, die gegen sie und ihr Vermögen geführten Schläge abzuwenden. Ihr Neffe Joao Miques spendete mit vollen Händen, um seine edle Verwandte zu befreien. Entweder er oder sie selbst hatte einen Weg zum Sultan Suleiman gefunden und ihn bewogen, sich der Verfolgten anzunehmen, die bedeutende Reichthümer in seine Staaten einführen sollten, und die venetianische Republik, die nur noch von seiner Gnade existierte, wagte es, sie ihm vorzuentshalten. Sein jüd. Leibarzt, Mose Hamon (sd), der sich Hoffnung machte, die Hand der reichen Erbin Meyna für seinen Sohn zu gewinnen, hatte den Sultan günstig für die Mendes ge-

stimmt. Ein eigener Staatsbote (Tschaus) wurde von der Pforte nach Venedig abgesandt mit der Weisung, die gefangene Marranin sofort in Freiheit zu setzen und sie ungehindert mit ihrem Vermögen nach der Türkei ziehen zu lassen.

Inzwischen hatte sie eine Zuflucht in Ferrara gefunden, unter dem Schutze des Herzogs Ercole d'Este, wo sie 1549 bis 53 zum Segen und Troste ihrer Religions- und Leidensgenossen lebte, und zwar unter ihrem jüd. Namen.

Der leichtbegeisterte Dichter Samuel Usque daselbst glaubte in ihr „Miriams inniges Mitleid, die große Klugheit Deborahs, die unendliche Tugendhaftigkeit und Heiligkeit Esthers, die ruhmwürdige Anstrengung der keuschen Witwe Judith“, wiedergefunden zu haben.

Nachdem sich Donna Gracia mit ihrer Schwester ausgesöhnt und für alle ihre Familienglieder mütterlich gesorgt hatte, wanderte sie nach der türkischen Hauptstadt (1553 bis 55), um allen Anfechtungen auf christlichem Boden zu entgehen. Ihr begabter Neffe Joao Miques, welcher mit Meyna versprochen war, hatte durch seine Gewandtheit ihr einen guten Empfang in Konstantinopel bereitet. Mit schlauer Diplomatie, die er im Umgange mit christlichen Staatsmännern [!] gelernt hatte, ließ er sich von dem Gesandten des französischen Hofes, mit dem die Familie Mendes-Nafi in stillem Kriege lebte, in Konstantinopel warm empfehlen, und fand dadurch günstige Aufnahme an der Pforte. Erst in Konstantinopel trat Joao Miques offen zum Judentum über, nahm den Namen Joseph Nafi an und heiratete seine reiche Waise Meyna. Er war aber nicht allein dahingekommen, sondern hatte ein großes Gefolge von 500 Personen spanische (portugiesische) und italienische Juden nachgezogen. Er trat dort gleich anfangs wie ein Fürst auf. Durch seine Gewandtheit, seine Kenntniss der europäischen Verhältnisse und seinen Reichtum wurde Joseph Nafi in den Hofkreis eingeführt und galt viel beim Sultan Suleiman. Aber seine edle Schwiegermutter blieb

wie bisher die Hauptleiterin des großen Vermögens. Bald empfanden die jüd. Bewohner Konstantinopels die wohlthätige Hand Donna Gracias und ihres Schwiegersohnes.

Als nun die Nachricht einlief, der Papst Paul habe die Marranen in Ancona einkertern lassen, um sie früher oder später verbrennen zu lassen, fühlte Donna Gracias Herz einen stechenden Schmerz, wie eine Mutter bei dem Unglück ihrer Kinder. Sie hatte sie alle wie Söhne und Brüder in ihr Herz geschlossen. Doch überließ sie sich nicht einem untätigen Jammer, sondern handelte in Gemeinschaft mit Joseph Nasi tatkräftig. Zunächst wandte sie sich an den Sultan Suleiman, wenigstens diejenigen marranischen Juden aus der Türkei, welche in Ancona in Geschäften anwesend und mit eingekerkert waren, zurückzufordern. Der Sultan Suleiman richtete an den Papst ein Schreiben (9/3 56) in jenem hochmütigen Tone, den sich die türkischen Herrscher im Gefühle ihrer Macht gegenüber den christlichen Fürsten erlaubten. Er beklagte sich, daß seine jüd. Untertanen widerrechtlich eingekerkert wären, wodurch seinem Schatze ein Verlust erwachsen sei, und ließ die Drohung durchblicken, daß er im Falle ungünstiger Aufnahme seiner Vorstellung Repressalien an den unter seinem Zepter wohnenden Christen zu nehmen gedächte. Paul IV. mußte zähneknirschend gehorchen, die Juden aus der Türkei in Freiheit setzen und ungefährdet abreisen lassen. Die übrigen, die keinen mächtigen Annehmer hatten, wurden, wie erzählt, verbrannt. Dafür wollten die Juden sich empfindlich an dem Papst rächen, und sie rechneten dabei auf die tatkräftige Unterstützung der Donna Gracia und ihres Schwiegersohnes.

Der Herzog Guido Ubaldo von Urbino hatte die aus Ancona geflüchteten Marranen in Pesaro nur deswegen aufgenommen, weil er darauf gerechnet hatte, daß der levantinische Handel in den Händen der Juden seiner Hafenstadt zugewendet werden würde. Die Pesararer Gemeinde ließ sich daher angelegen sein, ein Sendschreiben an sämtliche türkische Gemeinden, welche in Ge-

schaftsverbinding mit Italien standen, ergehen zu lassen, ihre Waren nicht mehr nach Ancona, sondern nach Pesaro zu senden. Der Handel der türkischen Juden war sehr bedeutend, alles ging durch ihre Hände, sie konkurrierten mit den Venetianern und sandten ihre eigenen Schiffe und Galeeren aus. Sie hatten bis dahin, um den Venetianern den Rang abzulaufen, den Hafen von Ancona als Stapelplatz für ihre Waren benutzt. In der ersten Aufwallung der Entrüstung über die Untat des Papstes Paul IV. stimmten viele levantinische Juden nach dem Vorgange der großen Gemeinde Salonichi, diesem Antrag zu (August 1556) und machten miteinander ab, ihn empfindlich zu strafen, ihm die bedeutenden Einnahmequellen von dem levantinischen Handel vollständig abzuschneiden. Sofort empfanden Anconas Einwohner den Rückgang ihres Wohlstandes, klagten darüber dem Papst, daß seine getreue Stadt bald verlassen sein und einem Dorfe gleichen werde, und flehten ihn um Abhilfe an. Da aber eine solche empfindliche Züchtigung des glaubenstollen Papstes nur wirksam sein konnte, wenn sämtliche nach Italien handeltreibenden Juden damit einverstanden waren, sagten die Zustimmenden vor der Hand ihre Mitwirkung nur auf 8 Monate zu, nicht mehr in Ancona Geschäfte zu machen. Die besonders dabei beteiligten Pesarenser Juden und die ehemaligen Marranen im türkischen Reiche gaben sich natürlich alle Mühe, einen gemeinsamen Beschluß, die Hafenstadt des Papstes in den Bann zu tun, durchzusetzen.

Allein die eingefessenen anconensischen Juden, die nicht zu den Marranen gehörten, fürchteten durch die Verlegung des levantinischen Handels nach Pesaro eine Schädigung ihrer Interessen und suchten diese Maßregel zu hintertreiben. Aller Augen waren daher auf die Hauptgemeinde von Konstantinopel gerichtet; dorthin hatten die übrigen Vertreter der Handelsplätze Salonichi, Adrianopel, Brussa, Aulona, Morea, Schreiben gerichtet, die Angelegenheit wohl zu erwägen und ihre Interessen zu berücksichtigen. Hier hatte natürlich Donna Gracia und Joseph Nasi

die Hauptstimme, und sie waren entschieden dafür, den unmenschlichen Papst durch Androhung des Bannes gegen den Geschäftsbetrieb in Ancona zu züchtigen. Sie hatten zugleich allen ihren Agenten die Weisung erteilt, die Waren ihres Hauses nach Pesaro zu expedieren. Es zeigte sich aber in Konstantinopel selbst eine kleine Opposition, indem ein Teil der Kaufleute ihre Interessen durch die Bevorzugung von Pesaro zu gefährden fürchtete. Die Sache lag also in der Hand der Rabbis von Konstantinopel; wenn diese sich einstimmig aussprachen, daß aus Rücksicht für die nahe Gefahr der Pesarenser Marranen der Hafen von Ancona zu meiden sei, so würde ihre Autorität ins Gewicht fallen und den Ausschlag geben. Aber 2 Rabbis waren gegen einen solchen Beschluß. Da nun in der Hauptgemeinde Konstantinopel keine Einstimmigkeit dafür zustande kam, so waren die jüd. Kaufleute der übrigen türkischen Gemeinden froh, ihren Handel nach Ancona keiner Beschränkung unterworfen zu sehen. Vergebens forderte Donna Gracia, die es als Herzensangelegenheit betrachtete, den Marranen Genugtuung zu verschaffen, ein Gutachten von dem Rabbinat der Gemeinde Safets, das durch dessen Vertreter, Joseph Karo und Mose di Trani, die höchste Autorität in der morgenländischen Judenheit genoß. Der Bann der Rabbis über den Papst Paul IV. trat nicht in Wirksamkeit. Während die Rabbis noch berieten, trat zum großen Schmerz der Donna Gracia und ihrer Anhänger endlich doch das ein, was sie befürchtet hatte. Der Herzog Guido Ubaldo, welcher seine Erwartung getäuscht sah, seine Hafenstadt Pesaro zum Mittelpunkt des levantinisch-jüdischen Handels erhoben zu sehen, und von dem Papste in judenfeindlichem Sinne bestürmt, wies die in Pesaro aufgenommenen Marranen wieder aus (März 1558).

Frau Dr. Bertha Badt-Strauß widmete noch 1929 (JFZ 11/10) ihrer Rassegenossin Gracia Mendesia einen Aufsatz, der sich besonders mit der Tragik dieses stolzen Lebens beschäftigte:

„... Gracia erwirkte einen eigenhändigen Drohbrief des Sultans an den

Papst, Paul IV. den finsternen Sprößling aus dem Hause der Caraffa, die die Ancona = Juden verfolgten. Weniger Erfolg hatte die tatkräftige Frau bei einer innerjüd. Bekämpfung dieses Widersachers. Durch ihren „Hausrabbi“ läßt sie einen Bann über den Hafen Ancona aussprechen, verbietet allen Juden, ihre Waren fernerhin dort zu verladen, und empfiehlt Pesaro, wo der Herzog von Ubaldo den Juden Schutz versprochen hatte. Aber das Schicksal so vieler bedeutender Juden ereilt sie: es findet sich ein Gegenrabbi und Fürsprecher für Ancona — der Plan kommt nicht zur Ausführung. „Schmutz aus der Gasse und Krank in der Herberg“, heißt das jüd. Volkswort. Die Menge ihrer Glaubensbrüder jubelt ihr zu, Gedichte, Lobreden widmet man ihr. Aber mit ihren Nächsten muß sie in dauerndem Unfrieden gelebt haben. Und das ist nicht einmal verwunderlich: mag es doch den Nächsten am Schwersten gefallen sein, ihre geistige Überlegenheit, die sich wahrscheinlich auch in einer gewissen Herrschsucht ausprägte, anzuerkennen. Immer wieder hören wir von Streitigkeiten mit ihrer jüngeren Schwester, die ihr offenbar niemals das Testament ihres Gatten verziehen hat; auch ein Neffe, dem sie Geld geborgt hatte, muß sich unredlich gegen sie erwiesen haben. Nur an ihrem Schwiegersohne Joseph Nasi, dem späteren Herzog von Naxos, fand sie einen verständnisvollen Mitarbeiter. Sie starb mitten unter tausend neuen Plänen und Entwürfen für die Wohlfahrt ihrer Stammesbrüder. Man kann sie sich nicht als Greisin im Ruhefessel denken. Gracia Nasi ist die vollkommenste Ausprägung jenes jüdischen Frauentypus, der in den alten Berichten immer „die Große Frau“ genannt wird.“

Mendez [s], Moses, †1750, mittelmäßiger „Dichter“ u. Banthäusler, England, JFZ. „Von Moses Mendez gibt es in der englischen Aristokratie durch Heirat mit Jüdinnen mehrere Abstammlinge, unter anderen Sir Francis Haed [1838 nobilitiert]. Der Referent George Herbert, Bruder des Grafen von Carnarvon, heiratete eine Enkelin von Moses Mendez; der Admiral Keith Stewart, Bruder des Grafen von Galloway, heiratete eine Tochter von Baron D'Aguilar [s]. Eine Verwandte der Mendez-Familien und ihre Urenkelin ward die Gemahlin von Tweeddale, eine andere Frau von der Familie Mendez heiratete einen Vicomte von Galway, und von ihr stammt der Lord Houghton ab“, — Judenfreunde.

Mendheim, S. A. Max, Dr. R: Brochhaus-Verlag und Webers Illust. Z. *1862 Leipzig. E: Rfm. Wilhelm M. // Louise Hochstädt. O 91 Anna Klauß. R: Hildegard, 92; Rudolf, 95; Dora, 00. S: Wafunger Krieg, Dppte., 07; Schwereudters Schwulitäten, Schw., 08. Ue: Tennysons Ench Arden; Berühmte Kriminalfälle (bei Neclam!). Leipzig, Köfningstr. 9.

• Mendizabel, Juan Alvarez von, spanischer „Staatsmann“ des 19. Jh's, gebor. Mendez, „wie sich sein Vater nannte, der stolz auf seine jüd. Abkunft ist, die bis auf ihn [den Sohn] durch keine Verschandelung mit christlichem Blute beeinträchtigt wurde“, sagt gehässig ▼JN. — Sohn Mendizabel wäre demnach Halbjuden, oder er hätte nicht jüdisch geheiratet; aber sein „christliches Blut“ könnte auch bloßes Maranenblut gewesen sein, dann wäre er also doch Volljude — eine Annahme, der M.'s Lebensführung nicht widerspricht.

1790 Cadix oder Gibraltar — 54 Madrid. „M. wollte 1835, als er sich in Madrid häuslich niederließ, dem Pfarrer des Kirchspiels seinen Tauffchein nicht zeigen, obschon er als Deputierter in den Sitzungen der Cortes die Hand aufs Evangelium gelegt und den christlichen Eid ohne Widerstreben geleistet hatte. Früh entwickelte sich sein spekulativer Geist; die Trödelbude seines Vaters wurde ihm zu eng, er machte den Unterhändler bei größeren Geschäften, und 1808, als sich die Nation gegen die Franzosen erhob, suchte er als Lieferant den Bedürfnissen der Truppen abzuhelfen; er brachte es dahin, daß, wo er erschien, alle Vorräte an Korn, Viehherden und alle Weinschläuche verschwanden.“ — Im Frieden trieb er den Handel weiter und wurde „eingeweiht in eine Verschwörung zur Wiederherstellung der Konstitution 1812. Er übernahm vertrauliche Sendungen zu der unfern Cadix kantonierenden nach Amerika bestimmten Expeditionsarmee, beteiligte sich an dem Zuge Riego's und machte sich für die Betreibung von Geldern auf summarischem Wege und deren Verwendung verdient. Nach Wiederherstellung der Konstitution erinnerte sich der Finanzminister Concha-Arguelles des Mannes, der bei Anleihen, Aufhebung der Klöster, Veräußerung der Nationalgüter usw. geholfen hatte. Auch der in diese Finanzoperationen verwickelte Graf Lo-

reno kam damals mit M. in Berührung, der 23 die konstitutionelle Regierung nach Cadix leitete und in ihrem Namen mit englischen Häusern, die Barsummen nach Cadix schickten, verhandelte.

Nachdem alle Hilfsquellen erschöpft waren, ging er nach England und ließ von seinem Freunde Zulunta 2000 Pfd. St., kaufte Porzellan und Kurzwaren, begab sich damit 27 nach Lissabon und verkaufte sie mit Gewinn. Der Freund machte neue Vorschüsse, die Reisen wurden wiederholt, die Geschäfte ausgedehnter. Diese Unternehmungen schafften ihm vornehme Bekanntschaften mit Portugiesen, die in London für Don Pedro tätig waren. M. sah sich im Stande, selbst dem Kaiser, Dienste zu leisten. Er schloß in London für Pedro's Rechnung eine Anleihe ab, und trieb sie auf eine Höhe, die ihn berühmt machte. Er gewann nicht nur das Vertrauen des Kaisers, sondern auch ein Vermögen, so daß er seine Handelsunternehmungen unter der Firma des Hauses Carbonell et Comp. immer weiter ausdehnte. Er zog auch die Aufmerksamkeit des spanischen Gesandten in London auf sich und schloß mit ihm Lieferungen für die Truppen der Königin von Spanien ab.

Mai 35 hielt das spanische Ministerium um eine bewaffnete Dazwischenkunft Frankreichs an, wovon das englische Kabinett sogleich in Kenntnis gesetzt wurde. M. erfuhr dies sofort, und da er berechnete, daß eine solche Wendung seine Lieferungen beeinträchtigen würde, überredete er den spanischen Gesandten, selbst als Gegner der Intervention bei Lord Palmerston aufzutreten, dagegen von ihm die Erlaubnis zur Ausrüstung einer Hilfslegion von 10 000 Mann Engländern auszuwirken. M. erbot sich, diese Mannschaft anzuwerben und billig mit allem zu versehen. Der Gesandte empfahl bei Hofe M. als den Fähigsten für diese Maßregel. Graf Toreno, der sich durch die Verweigerung der Intervention von Frankreich im Stiche gelassen sah, beschloß, sich England in die Arme zu werfen, zugleich aber die revolutionäre Partei an sich zu ziehen, um sich dadurch an Frankreich zu rächen. Da er M. von

früher kannte, rechnete er auf dessen Geschicklichkeit im Geldauftreiben und ernannte ihn 13/6 35 zum Finanzminister. M. nahm an, wünschte aber noch einige Zeit in England zu weilen, um seine Geschäfte zu ordnen und die Ausrüstung der Hilfslegion zu beschleunigen, indem er angeblich aus dem Handelshause Carbonell austrat und als Minister demselben die vorteilhaftesten Lieferungen für die Legion übertrug. Vor allem verlangte er von Toreno eine bedeutende Summe für die Legion; dann schrieb er dem Grafen, daß er den Forderungen der Provinzen nicht nachgeben solle.

Am 4/8 35 schloß er in London mit dem Hause Ricardo einen Vertrag, mittels dessen er 327 762 Pfd. St. bar und 836 655 Pfd. in (wertlosen) Papieren der aufgeschobenen Schuld erhielt, und dagegen 1 156 170 Pfd. St. in Papieren der aktiven Schuld in Zahlungsstatt gab. Darauf ging er über Paris, wo ihn der König der Franzosen zur Tafel zog, nach Bordeaux und schiffte von dort nach Santander, wo er die Nachricht von dem Aufstand in Madrid erhielt. Da er aber zugleich dessen Mißlingen erfuhr, schrieb er an Toreno, er solle dem Volke nicht nachgeben. M. begab sich zur See nach Lissabon, um Persönliches mit der portugiesischen Regierung zu ordnen, und hörte dort, daß die überall in Spanien gebildeten Provinzialjuntos sich bereits in einer von der Hauptstadt unabhängigen Stellung befänden. Gerade als er in Badajoz den spanischen Boden betrat, war die Verwirrung auf den höchsten Grad gestiegen. Die Provinzen fühlten, daß sie in ihrer Trennung von der Zentralregierung nicht beharren konnten, ohne das Land in einen Abgrund zu stürzen. Da aber an keine Ausgleichung mit Toreno zu denken war, so verkündeten sie M. als den Einzigen, der den Thron mit dem Volke ausöhnen und dadurch Spanien retten könne. Mit Jubel wurde er überall auf seiner Reise nach Madrid empfangen. Ohne diese Stadt zu berühren, begab er sich nach dem Prado, wo die Königin-Regentin weilte, und hielt dort vertrauliche Zusammenkünfte mit Galiano und Isturiz ab. Diesen verkündete

er die Auflösung der Juntos und die Beendigung des Bürgerkrieges als das Werk eines Monats und gab zu verstehen, er würde dies mit eigenen Mitteln ausrichten, da er unermessliche Summen in Wechselbriefen mitbringe, und sein Kredit sich über die Welt erstreckte. Seine Freunde priesen ihn in den öffentlichen Blättern als Retter Portugals und unfehlbaren Wiederhersteller Spaniens. Toreno sah sich auf einmal durch den Mann, den er selbst neben sich auf die politische Bühne gerufen hatte, überflügelt. Es kam zwischen beiden zu so ernsthaften Erklärungen, daß M. drohte, nach England zurückzureisen, als jenen die öffentliche Stimme nötigte, seine Entlassung einzugeben.

Um sich mit dem Scheine der Bescheidenheit zu schmücken, ließ M. den General Alba zum Minister des Auswärtigen und zum Ministerpräsidenten ernennen. Da dieser aber, der Verabredung gemäß, die Ernennung ausschlug, so übernahm M. selbst diese Stellen, jedoch nur mit dem Titel eines interimistischen Ministerpräsidenten. Zugleich setzte er sich interimistisch in das Ministerium der Marine, behielt aber sein Amt als wirklicher Finanzminister. Am selben Tage erließ er ein Programm, worin er verkündete, daß ein Schleier der Vergessenheit die Gesekwidrigkeiten bedecken solle. Daneben verhieß er die Einberufung der Cortes, um das Estado reale, das die Grundlage bleiben sollte, zu revidieren, und verpflichtete sich, den Bürgerkrieg binnen 6 Monaten zu Ende zu bringen, ohne die Nation der Last einer Anleihe oder neuer Auflagen zu unterwerfen. Schwerlich konnte er selbst an diese Ankündigung glauben, denn er behielt sich als Ausweg die Bedingung vor, daß die Armee Siege ersechten, die Cortes ihm ihren Beistand verleihen mußte und die öffentl. Ruhe nicht gestört werden dürfte. Die Wundertaten, durch deren Verheißung er die Nation in Erstaunen setzte, waren nichts anderes, als die Bedingungen selbst, die er dieser auferlegte. Jedoch an M.'s Unfehlbarkeit zu zweifeln, war damals lebensgefährlich. Nie hatte in Spanien ein König die Gewalt besessen, die M. bei seinem ersten Auf-

treten ausübte. Die Nation harrete nur darauf, daß er die Opfer nenne, die er von ihr verlangte. Die auf den 16/11 35 einberufenen Cortes waren unter dem Einflusse des Martinez de la Rosa gewählt; dennoch hielt sie M. an seiner Seite. Sie gestatteten ihm die Aushebung von 100 000 Mann und die damit verknüpften Geldopfer und bewilligten ihm fast einstimmig, mit Entsagung aller Garantien, 16/1 36 das verlangte Vertrauensvotum, sich alle nötigen Hilfsmittel zu verschaffen, um den Krieg zu Ende zu bringen, jedoch ohne neue Anleihen und ohne die zur Deckung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter anzugreifen.

Infolge des Vertrauensvotums verfügte er die Aufhebung aller in Spanien noch vorhandenen Mönchsklöster, zog das Eigentum der Nonnen, ihre in das Kloster mitgebrachte Aussteuer ein, ohne ihnen jemals die versprochene Entschädigung zu leisten, gab die Klassen der Verzweiflung preis, und trieb durch diese Maßregel viele Unzufriedene in die Reihe der Carlisten. Er verschleierte die Staatspapiere durch seine Finanzoperationen mit Ardoin in London und vermehrte die Staatslasten bedeutend, indem er einen großen Teil der unverzinsbaren Schuld konsolidierte.

Mittlerweile hatte er die Cortes, die ihm so große Befugnisse einräumten, nach Hause geschickt, weil er sich mit ihnen über einen Artikel des von Galiano gearbeiteten neuen Wahlgesetzes nicht einigen konnte. Galiano sah sich durch den Widerspruch der Procuratoren verlezt, und riet M., die Kammer aufzulösen. Vor dem Zusammentreten der neuen Cortes (22/3 36) war die zur Beendigung des Bürgerkrieges gesetzte Frist abgelaufen, ohne daß ein Sieg erfochten oder die Lage der Nation verbessert war. M. selbst hatte an Stelle des zur Armee abgegangenen Kriegsministers während dessen Abwesenheit auch das Kriegsministerium übernommen (6/12 35—2/2 36) und entwickelte eine unglaubliche Tätigkeit, so daß er in der Regel nur 4 Stunden dem Schlafe widmete; allein seine Verheißungen wollten sich nicht erfüllen. Durch die ver-

trauliche Weise, wie der englische Gesandte in Madrid mit M. umging, wurde dieser so übermütig, daß er den französischen Botschafter vernachlässigte, ja persönlich beleidigte. Dieser arbeitete nun an M.'s Sturz, vorzüglich wegen der geheimen Unterhandlungen, die er mit England wegen des Handelsvertrags führte. M.'s Freunde fingen jetzt auch an, sich zurückzuziehen. Er fühlte, daß er allein so vielen Ministerien vorzustehen nicht imstande sei, und daß er vor den einberufenen Cortes in fester Haltung auftreten müsse. Seine Intriguen erfuhren Rückwirkungen, und so erblickte er in einer freiwilligen Niederlegung seines Amtes den Ausweg, um sich aus dem Neze zu ziehen, in das er sich verwickelt hatte. Da seine Feinde mit solcher Leidenschaftlichkeit zu Werke gingen, daß er als Opfer ihres Hasses erschien, so benutzte er diesen Umstand, um der Königin-Regentin Bedingungen vorzulegen, die sie nicht eingehen konnte, und bestand auf seiner Entlassung, die ihm am 15/5 36 bewilligt wurde. Aber schon am 11/9 wurde er gegen den Willen der Königin wieder Finanzminister. Jedoch schadete ihm das neue Auftreten mehr als es nützte. Das Volk war enttäuscht. Um sich im Auslande Hilfe zu verschaffen, nahm er zu den abenteuerlichsten Plänen seine Zuflucht. Am 10/8 37 mußte er zum 2. Male das Finanzministerium abgeben. Am 21/10 richtete er an die Cortes eine Denkschrift, die Rechenschaft über den Gebrauch des Vertrauensvotums ablegte, aber niemanden befriedigte. Seitdem hat er die politische Bühne nur noch in der Eigenschaft eines Deputierten der Provinz Madrid zu den Legislaturen der Cortes von 38, 39, 40 wieder betreten. 41 übernahm er zum 3. Mal das Finanzministerium unter Espartero, bei dessen Sturz 43 er vom politischen Schauplatz verschwand." JN. 1850.

Es ist das gewöhnliche Bild des jüdischen Abenteurers, der durch seine maurerische Verbindung Reiche in Unruhe und Unordnung bringt, hoch und niedrig betört, sich Geld und Macht schafft und dann ebenso plötzlich wieder in der Versenkung untertaucht.

Mendl, Sigismund Ferdinand, RA, 1898—00 MgI. d. Parlaments, London. *1866. O Frances Moses. JWB.

Mendl, Wilhelm, RA und R: Fremdenblatt *1851 Tabor, Böhmen. — Stadtarzt in Tabor Du. M. Wien, I., Wollzeile 17. — Deg 6.

Mendl, Frères, Chef: Gustav Mendl, rumänischer Generalkonsul, Antwerpen, stellte 1899 (DfBl 14/12) infolge Spekulationen in Donaugetreide mit 3 Millionen Francs Fehlbetrag die Zahlungen ein.

Mendlewicz, Chuna, Rfm. aus Lodz, biß beim Feilschen 1929 (Eis. Bes. 5/7) seinem Geschäftsfreund und Schuldner Leib Kochmann plötzlich die fetten Nase ab; R. fiel sofort in Ohnmacht und mußte ins Spital, während der kanibalisches M. vor Gericht kam. — Man muß bei Juden auf alles gefaßt sein; daß aber selbst der Jude vorm Juden nicht sicher ist, gibt dem blutigen Zwischenfall eine besondere Note.

Mendoza, Daniel, 1763 Whitechapel — ?; 1792—95 Schwergewichtschampion von England; Eben. Stand. 15/10 1930. JG.

Mendrochowicz, aus Polen, Vertreter des Norddeutschen Lloyd, Petersburg. Er gab mit A. Polly (fb) dort die „Polit. Korrespondenz“ heraus. DfBl 9/6 1906.

Mendthal, JM, lebte in Königsberg i. Pr. 1875. #: S: Hans M., *1854 Wehlau i. Ostpr., Oberbibliothekar an der Univ. Königsberg, Tragh. Pulverstr. 22.

Méné, Biola = Lola Stern, geb. Rosenbaum.

Menenius der Jüngere = Hermann Löwenfeld.

△ **Meneptis**, der Pharao, unter dem die Mosaischen aus Ägypten mußten. Seine Mumie soll nach neuerlicher Durchleuchtung „alle Symptome einer physiologischen Erhärtung des Herzens“ zeigen (JfB 8/11 29), „die ihn unbuldsam und gewalttätig machte und zu psychischen Störungen und sadistischen Verirrungen disponierte. Die Grausamkeiten des Ägypterkönigs im 2. Mose stammten aus einer schweren Erkrankung“ ... Sie waren also nicht etwa durch ein ungehöriges Verhalten seitens der Juden hervorgerufen, die, damals wie immer unschuldig, von dem konstitutionell kranken M. durch das Rote Meer verfolgt wurden.

Menge△, Paul Joseph, Gymnas.-DR, Koblenz, im Weltkrieg Oberleutn. JfB 135. O ▼ Wanda Lily Adler. Ein Verwandter von Frau M., ein Ud Herm. Adler aus Frankfurt a. M., war beim Stabe JfB 135 zwecks Lebensmittelversorgung sehr tätig; dessen Bruder wieder führte eine Korpskantine. Oberleutn. Menge selber aber stand innerhalb der Mißpoke als Arier natürlich in der vordersten Front.

↓ **Mengelberg, Willem**, Amsterdam, reiste mit seinem Orchester nach N. York und Berlin. „Mit dem groß angelegten Gustav-Mahler (fb)-Fest in Amsterdam 1920 setzte er seinem Werben für das Lebenswert des Freundes die Krone auf. In Berlin führte er dessen 8. Sinfonie, die Sinfonie der Tausend, im Großen Schauspielhaus auf.“ Woff. B. 25/4 1929. — „Mengelberg: das ist holländische Gastigkeit zusammen mit rheinischer Lebensfreude. Kölscher Jong getoppelt mit Bierbehändigem München. Mahler — an ihm entzündet sich sein innerstes Wesen. Persönliche Bekanntschaft spricht da mit, und, aus ihr gefolgert, tiefstes Wissen um die Absichten und Gedanken Mahlers.“ WJ a. M. 2/5 1929.

Menger, Anton, 1841 Maniow i. Galizien — 06, Uf, Wien. B: „Recht auf vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung“; „Das bürgerliche Recht und die Besitzlosen Klassen“; „Neue Staatslehre“. Bartels, DfBl III, 1047.

Menger, Carl, Dr. jur., Dr. phil. h. c., Hon.-R, Hof-R, lebensl. Mitgl. d. öst. Herrenh., Birkl. MgI. der Wiener Akademie des Wissens. Wien, Währingerstr. 12. (Neu-Sandez 1840.) B: Übergang zur Goldnahrung. Kf. WM.

Mengers, Martin, Gründer in Berlin (Selbstfabrik), 1873. Ein Sohn betätigte sich in Berliner Sportkreisen, wo er die herrschende Abneigung gegen „gewisse Nasen“ mit ebenso gerissener Rhetorik zu bekämpfen suchte; 1901 O △ Moldenhauer; R: 3 (ältestes taubstumm), 1911 geschieden.

Mengs, Anton Raphael, Maler, der „Ragen-Raphael“. 1728 Auffig a. d. E. — 79 Rom. Sein Vater, Samuel Israel M., 1688 Dänemark — 64, wurde Protestant und kam 13 über Lübeck nach Dresden, wo er, vom Kurfürsten August III. zum Hofmaler gemacht, die Charlotte Burmann aus Bittau heiratete. Er wollte aber nicht, daß „seine Frau in Dresden entbinde, sie mußte deshalb gelegentlich der Geburt ihrer 4 Kinder immer auf einige Zeit die Stadt verlassen.“ Er starb als Prof. der reorganisierten Kunstakademie.

Anton Raphael — „man erkennt aus dem Namen die Wünsche, die der Vater betreffs des Neugeborenen hatte“ — wurde 49 mit seinen beiden Schwestern Katholik, um die Guazzi, ein Modell für seine „Heilige Familie“ zu heiraten. Mit dieser zeugte er 20 Kinder, deren 7 ihn überlebten. Sein neuer Glaube machte sich bezahlt: Papst Benedikt XIV. ernannte ihn 54, wenn nicht bei Lebzeiten schon zum Heiligen, doch zum Direktor der neuen Akademie auf dem Kapitol in Rom und zum Ritter des hohen Christusordens. 61 wurde A. Ra. erster Maler des Königs von Spanien. — Seine Schwestern Julia und Theresia Concordia malten auch in Miniatur, ebenso seine Tochter, Anna Maria Mengs. Eine andere Tochter, Julia Mengs ging „in ein Kloster, wo sie 1795 starb“, sagt E. ▼ Lemberger, DfBl 14, 3.

A. Ra.'s Bilder, à la Titian und Correggio, haben ihn nicht überlebt. Katharina II. errichtete ihm noch ein Monument in St. Peter, wo er auch, — höchst unjüd., andererseits ist es doch eine Kellame — begraben liegt.

Menif, Samuel, Horoskop-Schwindler. Wahrheit 18/8 28: „In einer großen Anzahl von Zeitungen macht sich wieder einmal ein Schwindelunternehmen bemerkbar, das sich „Psychologisch Foundation in Brüssel“ nennt und in marktstreuerischer Weise seine Charakterbeschreibungen anpreist, natürlich nur gegen Einsendung von 25 Pfennig. Gleichzeitig wird das „vollständige System des persönlichen Einflusses und Heilens — in 6 Fernkursen — und der „Radio-hypnotische Kristall“ angeboten, beides zusammen für 40 M. statt sonst 160 M. Es handelt sich hier um einen neuen Schwindel oder ehrlicher Bekannter, die sonst unter den Namen Professor Rogroh, Professor Maxim, Professor Knowles, Professor Zahra usw. auf die Leichtgläubigkeit aller derer mit Erfolg spekuliert haben, die nicht alle werden. Die Polizei hat wiederholt vor dem Schwindelunternehmen und seinen „Professoren“ gewarnt, aber es ist ja wohl anzunehmen, daß diese weiter ihr unsauberes Handwerk mit Erfolg betreiben, zumal ein großer Teil der Presse und vor allem die in großen Auflagen erscheinenden Volkstalender fortgesetzt die Inserate dieser Schwindelprofessoren veröffentlichen.“

Ein bekannter Sachverständiger schildert den Geschäftsbetrieb solcher „Institute“, die alle zusammen eine Art Rom-

pagnie bilden, sehr anschaulich: Aus den einlaufenden Briefen werden zunächst die Marken entfernt, dann werden die Namen in die Kartothek gegeben, wo sie mit fortlaufender Geschäftsnummer versehen werden. Der übrige Inhalt des Briefes ist für die „Kompagnie“ vollkommen wertlos und wird gar nicht beachtet, die Briefe kommen dann in das Magazin und werden zentnerweise als Makulatur an eine Papierfabrik verkauft.

Die Anfertigung des bestellten Probehoroskops findet nun folgendermaßen statt: In der Kartothek sind 12 Muster vorhanden, für jeden Monat eines, für eine männliche und eine weibliche Geburt. Je nach dem aufgegebenen Geburtsdatum werden nun die betreffenden Blätter zusammengeheftet, mit Schreibmaschine die Adresse darüber geschrieben, und das Probehoroskop ist fertig. Die Angaben sind derartig allgemein gehalten und passen ungefähr auf den Durchschnittstypus der in diesem Monat geborenen Menschen, daß einige Angaben über den Charakter usw. unbedingt zutreffen. Am Schlusse steht dann selbstverständlich, daß gerade die nächsten Jahre bedeutende Ereignisse im Leben des Anfragenden erwarten lassen, weshalb ihm empfohlen werde, sich nicht nur dieses Probehoroskops, das natürlich nur allgemein gehalten sei, zu bedienen, sondern sich ein ausführliches Horoskop für 20 RM. und höher zu bestellen. Wer nun diese 20 RM. einschickt, der erhält ein nach einem erweiterten Schema hergestelltes Nachwerk, das ebenfalls nichts mit einem auf wissenschaftlicher Basis ausgearbeiteten Horoskop gemein hat. Will aber der Kunde auf die 20 RM. nicht hereinfallen, so wird ihm nach einigen Wochen ein ebenfalls mit einem Verbielfältigungsapparat hergestelltes Schreiben zugesandt, das, mit astrologischen Fachausdrücken reichlich gespickt, allerlei dunkle Andeutungen und Bersprechungen macht und ausnahmsweise ein Horoskop für 10 RM. anbietet. Zieht auch dieses Schreiben nicht, so kommen 2 weitere, die im Preise erst auf 5 RM., dann auf 2 RM. heruntergehen, um schließlich doch ihr Nachwerk

an den Mann zu bringen. Selbst wenn der Besteller diese 2 RM. einschickt, so hat die Kompagnie immer noch genügend an ihm verdient, da ja ihre Drucksachen infolge des Massenbetriebes nur Pfennige kosten und die Auslagen für ein paar Briefmarken immer noch einen reichlichen Gewinn übrig lassen.

Das Geburtsland dieses aufgelegten Betruges war zunächst Amerika. Aber bald verlegte man die Geschäftszentrale nach London. Ein gewisser Samuel Menik und sein Sozjus Adolf Postel waren die ersten, die in London ein derartiges Institut eröffneten und bald in zwei Stadtwerken etwa 80 Beamte beschäftigten. Die Seele des Geschäftes waren die großen Inserate, vor deren Kosten man nicht zurückschreckte, zumal man schon vor dem Krieg einen Reingewinn von nahezu 2 Millionen im Jahre durch die Schröpfung Leichtgläubiger herauswirtschaftete. Selbst die berüchtigten „spanischen Schakschwinder“ kamen da nicht mit, und schließlich wurde der Skandal so groß, daß die englischen Behörden dem „astrologischen Institut“ einfach die Bude zumachten. Jetzt ging man nach Brüssel und Paris und betrieb unter den verschiedensten Namen dasselbe Geschäft mit Erfolg weiter. Inzwischen sind die Inhaber andere geworden; man hat immer wieder verstanden, die „Institute“ zu hohen Preisen zu verkaufen, aber die geschäftlichen Praktiken sind immer dieselben geblieben und sind es auch noch heute, wie ein Blick in die Zeitungen und Zeitschriften mit großer Auflage erweist, in denen immer wieder die „astrologische Charakterdeutung“ angepriesen wird. Wahrheit Nr. 33, 18/8 28.

Meninsky, Landschaftsmaler, London. — Jew. Chron. 27/9 1929, 9/5, 27/6, 11/7 1930 kann nicht genug auf diesen „Künstler“ verweisen, dessen „Visionen erst künstliche Geschlechter ganz würdigen“. Demnach ist M. ein hilfloser Kubist oder dergleichen, der sich aber unferer unmaßgeblichen Meinung nach mit der Anerkennung seitens künstlicher Geschlechter doch etwas beeilen sollte, ehe die Juden von ihren Wirtsböllern völlig erkannt worden sind und aus den Ber. St. der Welt, einschließlich Englands, sich nach Madagastar haben verflüchten lassen müssen.

Mente, urdeutscher Bauernname von einem Sattelhof bei Herford, kommt als Judename in Münster i. W., Weil-Bonn und Straßburg i. E. vor.

Menten, Judenfamilie in Amerika, aus Westfalen zugewandert. JG.

Menten, Uda Isaat, geb. ?, Religionsjüdin, Tattler, Tänzerin und Schauspielerin. 1838 Amerika — 68 Paris.

— Sie trat in Havanna und Texas auf, wurde zwischen- durch von Indianern abgefangen, schriftstellerte und heiratete mehrmals: 1. 56 Alexander Isaacs ▼Menten, New Orleans, unter ihm wurde sie Mosaistin; 2. 59 John C. Heenan, Preisfechter, Nashville; 3. 61 R. S. Newell, alias: Orpheus C. Kerr; 4. 65 James Barclay, London. — Die Abenteuerin verfaßte „Memoires“, — ihre „Infelicia“ durfte sie sogar Dickens widmen, und Londoner und Pariser Literaten — der alte ▼Dumas (fd) — interessierten sich für sie.

„Kotshild nannte sie eine für ihre Rasse begeisterte Deborah, die kurze Zeit hindurch so gefeiert war, wie später Sarah Bernhardt. Nachdem sie 30 Nächte hindurch in San Francisco gespielt hatte, begab sie sich in ein polnisches „Minian“, um die heilige Nacht („Kol nidre“) zu feiern. Sobald eine ihrer Glaubensgenossinnen angegriffen ward, sandte sie sogleich einen Verteidigungsartikel an die isr. Z. von Cincinnati.“ Drumont 1, 78.

Mentes, Hermann, Berlin. *1865 Brodh. B: Skizzenbuch eines Einamen, 94. — EB: „Mein Vater war jüd. Kaufmann, orthodox zwar in religiöser Beziehung, aber gebildeten Geistes; er starb, als ich kaum 9 Jahre zählte. Ich war für den Handelsstand bestimmt, aber zuerst mußte ich verschiedene Talmudschulen besuchen. Dann begann ich, mich profanem Wissen zuzuwenden und der dtischen Sprache, dtischer Bildung und dtischer Literatur galt meine Muße. Ich widmete mich für einige Jahre dem Kaufmannsstande in Lemberg und Wien; doch dieser Beruf erfüllte mich mit Abneigung, vielmehr trieb es mich aus voller Macht zum literarischen Schaffen. So bin ich seit 84 literarisch tätig. 88 erschien mein erstes größeres Buch unter dem Titel: „Enthüllte Seelen“, ein Novellenbuch; ebenso gab ich mit Max Moczan ein Dichterbuch für Dyril und Prosa- dichtung unter dem Titel „Jung-Ostreich“ heraus“, Hinrichsen. Es ist der gewöhnliche Lebenslauf hebräischer Literaten, die erst Talmud und Trödel in der Heimat betreiben und dann irgendwo auf artistischem Boden Schriftsteller und Volkserzieher werden.

Mentes, S., Künstler, Paris. Boffische Z. 23/11 1929.

Mentlin, Dar es Salam, wurde 1930 zur Vertun- derung völkischer Engländer von nationalen Krei- sen Südafrikas zur Vertretung ihrer Interessen nach London an die Regierung gesandt, trotzdem eine Menge kenntnisreicher Nichtjuden für den ehrenvollen und wich- tigen Auftrag bereitstanden. Vermutlich waren aber Mentlins arische Wähler Freimaurer, also künstliche Ju- den, die, auch wenn sie anders gewollt hätten, ver- pflichtet waren, den Befehl ihrer Leitung, der gerade die Entsendung eines Juden wichtig war, nachzukommen. Für uns war die Wahl M.'s ebenso wenig verwunder- lich, wie M. selber, der seine Wähler in London natürlich verkaufte und Reise und Amt zur ausschließlichen För- derung seiner eigenen Gegenrasse ausnützte.

••Menorah: 1. der 7armige Leuchter im Salomo- nischen Tempel und in der Loge;

2. Sabbatlampe der Juden;

3. eine Zeitschrift des Wne Britih in Amerika, die freilich verdächtige Dinge enthalten haben muß, wenn der Vorstand der dtischen Abteilung des Ordens, Marekly, in seiner Jubiläumsschrift 1907 die amerikanischen Brü- der in Mosse inständig bat, Aufsätze der „Menorah“ nicht in Dischind bekannt zu machen, wo sie den dtischen Juden größtes Unheil bringen könnten. — Amerikanische Freunde sollten einmal zu unser aller Belehrung die alten, unvorsichtigen Jahrgänge der „Menorah“ darauf- hin durchblättern.

Mensch, h: Adam, ist nach jüd. Anschauung nur der „Jude“. Überall, wo er „Mensch“ sagt, auch in Zu- sammensetzungen wie: „Menschheit“, „Liga für Men- schenrechte“, „Menschenfreund“, griech.: Philanthrop (fd), — meint der Jude ausschließlich sich, und nicht etwa auch die in seinen Augen nur als Tiere mit Menschen- fragen zu seiner Bedienung geschaffenen Nichtjuden. (s. Talmud.) Hat man diesen Schlüssel, so versteht man urplötzlich die sonst so unerklärliche Haltung z. B. der Liga für Menschenrechte für jüd. Mörder, für Mißhand-

lung Deutscher, für Abtretung deutscher Gebiete, gegen deutsche nationale Männer usw. usw.

Menschenfresser. Mirza Hassan Chan (Chiam hig Bil 3), 1689 n. Chr. (vgl. Ahlwardt, Arischer Ber- zweiflungskampf, 1890, S. 236), sagt sehr bitter: „Es ist mir unbegreiflich, weshalb man diese mord- schraubenden Bestien (die Juden) nicht schon längst aus- gerottet hat. Würde man denn nicht wilde Tiere, die Menschen fräßen, sofort töten, auch wenn sie menschen- ähnlich wären? Und sind denn die Juden etwas anderes als Menschenfresser?“

Fr. Hoffer, „Sind die Juden rituelle Mörder?“, Deutsche Kultur 1/12 1913: „Das Judentum ist die ins Wirtschaftliche und Zivilisatorische übersezte, mit allen Machtmitteln der seelischen Beeinflussungen, der abergläubischen und wissenschaftlichen Kniffe, der wirt- schaftlichen Unterdrückungen usw. aufrechterhaltene An- thropophagie. Ob die Juden für ihre Ostermazzen auch das Blut von christlichen Jünglingen und Jung- frauen im buchstäblich unmittelbaren Sinne des Wortes, wie blutledende Raubtiere, benutzen, ist eine unter- geordnete, fast kleinliche Frage, und Welks wäre in den Augen dessen, der große, melthistorische Zusammen- hänge zu überblicken versteht, allenfalls ein kleiner aber- gläubischer Ritualmörder.“

Menschenrechte. Das Grundprinzip des Kirchenrechts lautet: „Man darf den Juden bloß die (allgemeinen) M— einräumen“ (oportet Judaeos pro sola humanitate fovere). Das ist genau das, was Fichte forderte: „M— müssen die Juden haben, obgleich sie uns dieselben nicht zugestehen (wie wir aus dem Talmud ersehen haben), aber keine Bürgerrechte“, vgl. Freimut, Religions- geheimnisse 1893, S. 131.

Mehr wie allgemeine Menschenrechte sind ihnen auch schon deshalb nicht zugestehen, weil sie, unaristokratisch, nie verstehen werden, daß der arische Germane seine Hauptrechte nur in erhöhten Pflichten gegen die All- gemeinheit sieht. Der Revolutionär brüllt: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ und denkt dabei an die Ent- fesselung der von ihm selbst betrogenen Masse zu seinem Vorteil. Kein Volk der Erde ist soweit davon entfernt, an d e r e n Menschenrechte einzuräumen, als der Rasse- jude! Seine parasitären Massenanlagen lassen es auch gar nicht zu, während wir Germanen es als unser schön- stes Recht betrachten, wirklich oder nur scheinbar Ent- rechtete zu unserer Freiheit emporzuziehen.

Deutscher Volkswart, Febr. 1917: „Der Dreihheit der Menschenrechte, einst aus dem französischen Volks- geiste hervorgegangen, stellen wir zur Seite das Drei- gestirn der Menschenpflichten, in deutscher Volks- eigenart von alters her eingebettet und aus der deutschen Not neu geboren, nicht ein Entweder-Oder, sondern ein Sowohl-Als-auch: Ordnung, Gerechtigkeit, Vaterland!“

Menschenrechte, Bund für —, Berlin (s. Senna Hob; Adolf Lebenstein). StbgrZ 30/7 1903: „Der Vorstand besteht zurzeit aus 7 Mitgliedern, darunter 4 Juden. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll, daß diese vaterlandslose Gesellschaft sich in der Weise breit machen darf. Wir können nur mit Schauern an die Zukunft unseres Vaterlandes, an den Bestand des Staa- tes denken, wenn wir nicht durch Gesetze vor solchen gemeingefährlichen Volksaufklärern bewahrt werden. Derartige Jünglinge mit geschweiften Weinen und krum- men Nasen wollen uns Deutschen unsere Ideale geben, uns beglücken, die wir froh wären, wenn sie an den Auszug dächten! Von jedem Deutschempfindenden als ein Abel betrachtet, nimmt sich diese Gemeinschaft, die nicht weiß, was es heißt, ein Vaterland zu besitzen, heraus, unserm Volk, das schwer genug unter ihr zu leiden hat, „ethische Werte“ mitzutellen. Es ist schmachvoll, daß diese Menschen, die mit vollem Rechte im Volksbewußtsein für das angesehen werden, was sie in Wirklichkeit sind: Abenteuerer und Schmarozer, die, noch keine Staatsstellen von Einfluß bekleidend, aus Mut, ihre „hervorragenden“ Qualitäten nicht mit orien- talischer Marktchreierei an den Mann zu bringen, unser Volk mit ihren zerlegenden Ansichten vergiften, indem sie ihm scheinbar Brot reichen, in Wirklichkeit aber unter dem Deckmantel anständig sein sollender Gefin-

nung ihre Person in den Vordergrund stellen. Die Sache gilt ihnen nichts; nur weil sie eine ihnen nicht zukommende Rolle spielen möchten, verletzen sie das ihnen in einer großmütigen Laune zugestandene Gastrecht."

Die Stöbrz hätte hinzufügen sollen, daß der „Bund für M.“ nur die Menschenrechte für das „verfolgte“ Jüda förderte; — dieser unglückliche Menschenstamm aber, der, aus einer verschwindenden Minderheit bestehend, nur $\frac{9}{10}$ des ganzen Weltvermögens besitzt und für den im Weltgeldkrieg bloß 10 Millionen Nichtjuden sterben mußten, damit ihm auch noch das letzte Zehntel vom Weltvermögen zufalle, bedarf in der Tat dringend der erhöhten Zuwendung wirklicher Menschenrechte! Geben die Völker ihm vor allem das höchste und heiligste Menschenrecht: Das Recht, seine Verbrechen ausreichend zu sühnen!!

Menschenrechte, Liga für, f. Liga f. M.

Menschenvivisektion. Andreozzi, Reggi Penali degli Antichi Cinese: „Zwischen 1545—1570 sind 13 Männer und Frauen in Pisa, darunter 3 Kindesmörderinnen, in dem zivilisierten Italien, in dem berühmten Zeitalter der Kunst und des äußeren Glanzes, mit voller ruhiger Überlegung von der Exekutivbehörde der toskanischen Regierung den Männern der Wissenschaft übergeben worden, gerade so wie dies heute den modernen „Männern der Wissenschaft“ gegenüber mit Hundebestien, als fleischfressenden und für derartige Versuche geeigneten Tieren“ geschieht“, vgl. F. Böllner, Mißbrauch der Vivisektion, 1885. — Diese Menschenvivisektion findet noch ununterbrochen in allen Ländern statt, wo nur Gelegenheit dazu ist, f. A. Reißer, — am fürchterlichsten in Rußland seit 1917.

Menschheit, Ursprung der. — Im jüd. Bichte gibt es nur eine Einheit der Menschheit; nur das Judentum ist der Schöpfer alles Seienden. Uß Lazarus, Rede 1. isr. Synode Leipzig: „Wir haben in unserer ersten Erklärung von der Einheit der Menschheit gesprochen, als Glaubensartikel des Judentums, als einer niemals bestrittenen, zu allen Zeiten festgehaltenen Meinung, die an der Spitze seiner ältesten Quelle, im 1. Buch Moses ihren Ausdruck gefunden hat. Im Unterschied von allen übrigen Sagen, welche die Völker über den Ursprung des Menschengeschlechtes gebildet haben, in denen immer nur von ihren eigenen Ureltern die Rede ist, ist hier von der Schöpfung des „Menschen“ überhaupt die Rede. Wir finden diesen Gedanken an verschiedenen Stellen ausgedrückt (nicht bloß hier im 1. Buch Moses, sondern auch vielfach sonst), daß, wie die Einheit Gottes unser Gedanke ist, so auch die Einheit der Menschheit. Darum haben wir für die geistige Höhe und Reinheit derselben vor allem mit einzustehen!“

„Menschheit“, Bund und Zeitschrift, 1922, Berlin. Vertreter: Bierwirth, Jordan, F. W. Foerster, Forel, Golah, E. J. Gumbel, Maximilian Harden (+), Alfons Paquet, Lafontaine (Wasserstrahl??), Perstus, Niget, Ruyssen, Sangnier, Frhr. v. Schönthal, Ignaz Wrobel (Zucholst).

Menschlichkeit. Der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens“ stellte 1927 an einem Sonntag in Berlin die Morgenfeier: „Menschen, seid menschlich“ [Juden, seid jüdisch] zusammen. JF Broditz meinte dabei, daß die Juden trotz der schlimmen Ausschreitungen der Sakentkruzler doch keine Erbitterung aufkommen lassen und dem Humanitätsgedanken leben wollten, wie es immer Tradition des Jdtm.'s gewesen sei. —

„Im Krieg räumten doch selbst die Mehrheitssozialisten ein, daß der Abfall von der Landesverteidigung, der das deutsche Volk ins Elend brachte, ohne die Juden gar nicht erklärt werden könne. Als dann der jüd. Dolchstoß geführt war, schändeten jüd. Zeitungen und Theater den Schmerz der Deutschen um ihre Gefallenen durch Orgien. Die ruchlose diplomatische Lüge, daß Deutschland den Krieg entfesselt hätte, wurde von den Zeitungen der „deutschen Juden“ mit tausend Stimmen in die Welt gerufen. In den jüd. Gesetzesbüchern ist jede Menschlichkeit zugunsten verbrecherischer Ansichten aufgehoben, und diese theoretische Verherrlichung des Verbrechens spiegelt sich in der ewig vorhanden gewesenen

verbrecherischen Praxis des Jdtm.'s. Die Juden waren unausgesetzt mit dem Verbrechertum ihrer Zeit verbündet, was auch die Ausdrücke in der Gaunersprache bezeugen. Sie haben bis auf diesen Tag die struppellosesten Mädchenhändler, ältesten Wucherer, verhängnisvollsten literarischen Giftmischer gestellt.“ DZBl. 2/4.

Mensi v. Marbach △, Alfred Frhr., *1854 Innsbruck, war ChR der höchst einflussreichen, aber liberalisterten Allg. Z. in München, heiratete 82 die um 15 Jahre ältere ▼Kaan v. Albest. B: Bedanta und buddhistische Religionsphilosophie. Mgl. d. Bayr. Sachverständigenkommission für Werke der Literatur. München, Rhympenburger Str. 33.

Ménuhin, Hepezibah und Jehudi, 2 Musikwunderkinder, *1921 und 18.

S. Franzisko. — Die Hep. wurde, als sie 28 vor tausend Leuten auftrat, von der Kritik gleich zu einer der „glänzendsten Pianistinnen“ gestempelt. — Jeh. feierte Januar 26 in der Manhattan Oper und im größten, nur den Größten geöffneten Konzertsaal der Stadt N. York, Carnegie Hall, mit seinem faszinierenden Violinspiel Triumphe; auch eine Europatournee 27 verlief erfolgreich. Er erhielt zu seinem 12. Geburtstag von Henry ▼Goldmann-N. York eine Stradivari zu 60 000 Dollar. „Es ist nicht allein die technische Fertigkeit, wie er sein Instrument meistert, mehr noch die Reife des Ausdrucks, das unerhörte Verständnis und Einfühlungsvermögen in die Werke, denen er tönendes Leben verleiht.“ —

Der Vater dieses künftigen Joachim hatte das hebräische Gymnasium „Herzliah“ in Palästina besucht, später die Universität N. York, und wirkt als Lehrer in S. Franzisko; die Mutter absolvierte eine palästinische Mittelschule. Hebräisch ist Jehudis Muttersprache. Er war von seinen Eltern früh in Konzerte mitgenommen. So saß der Kleine manchmal mit der Milchflasche im Saal und verhielt sich musterhaft ruhig. Er wünschte sich früh eine Geige; die Eltern kauften ihm ein billiges Spielzeug. Als ihm aber die Kraktöne nicht behagten, warf er es zu Boden und zertrampelte es. Er erhielt eine bessere: mit 6 Jahren spielte er Mendelssohn'sche Violinkonzerte. J. wird in Berlin und Dresden Konzerte geben; eins ist auch in der Pariser Oper vorgesehen. Den Sommer und Herbst 29 wird er ernstern Studien bei Generalmusikdirektor Friß Busch in Basel widmen, um dann nach Amerika zurückzukehren. JFZ 15/2; 8-Uhr-Abendblatt 5/4 29.

BZ am Mittag 13/4 1929 schildert den 12jährigen Wundergeiger in Berlin: „Es kommt ein kleiner, dicker, blonder Junge aufs Podium und gewinnt sich sofort aller Herzen, indem er in urkomischer Weise, wie ein Pinguin, von einem Bein aufs andere tritt. Aber, warte nur, das Lachen wird dir vergehen, wenn er den Bogen ansetzt zu Bachs Violin-Konzert G-Dur Nr. 2. Er hat die Frühreise seiner Klasse, die mit 12 Jahren schon vollkommene fertige Menschen auf die Beine stellt. Auch Erich Wolfgang Korngold war so ein Frühreifer, und niemand hat sich damals gewundert, daß er die Feinheiten aller Schulen aus dem Armel schüttelte.“

... Das Beethoven-Konzert ist eine Steigerung seiner Leistung.... „Das Merkwürdige bei diesem Zwölfjährigen ist, daß er das Technische, das Maschinelle beseelt. Nur einen Fehler hat er, er hat nicht viel Temperament. Er ist ein kleiner Dickus, ein Phlegmatikus. Menuhin ist der Iyrische Antipode von Mischa Elwan. Der stand auch einmal, als Zwölfjähriger, als Wunderkind, auf diesem Platz. Elwan hat, bis zum heutigen Tag, das Zigeunerische, das Flackernde, das Schweifende. Menuhin hat das Genaue, die Ruhe, das Gesezte, das Gefättigte. Beide aber haben den schönen, süßen, runden, strahlenden Ton mit dem innerlichen Schluchzen, den man nicht lernen kann, nicht einmal bei Adolph Busch, der Erbteil ist des Landes, von wo beide Jungen kommen. Menuhin hat ihn in besonderem Maße und in vorzüglicher Vollendung, wenn er sich so auf die G-Saite legt, der Dickus, der Phlegmatikus. Dann bekommt er nicht genug im Sich-Ausbreiten, im Ausatmen und Ausklingen, und Bruno Walter, der Gute, der Nachgiebige, der eine verwandte Seele klingen hört, läßt ihn gewähren und lebt sich erst wieder aus in den Tutti.

Das Brahms-Konzert, Welt-Violin-Literatur an einem Abend, der erste Satz, — so gespielt, in dieser Größe, Konzentriertheit des Gefühls, mit diesem leuchtend-strahlenden Ton, der eine Welt ist für sich, eine Welt der Schönheit und Anbetung, man möchte sagen: Frömmigkeit; wer das kann, ist Einer

und wird noch wachsen, namentlich unter Führung von Busch, der eine ganz ähnliche Natur ist, nur von der anderen Seite der Halbkugel.“ — Die Hauptsache an der ganzen Geigerei M.'s ist das Jüdische, das „innerliche Schluchzen, als Erbteil des Landes, wovon er stammt“; nach der Beschreibung kann dieses Land ja unmöglich Rußland und Amerika sein, wo die Juden geboren wurden und leben, wo aber von solchem Getue nichts zu merken ist; es ist eben das alte Judentum, das mit seiner ewig neuen wie falschen Klage aus dem Gedudel dieses talentvollen „Joachimus redibibus“ spricht.

Jew. Chron. 9/8 1929 sprach von M. als „einem jener seltenen Geheimnisse, die alle halbe Jahrhunderte mal erscheinen... er steht dem Besten, das Kreisler gibt, nicht nach... Und das merkwürdigste ist, daß seine beiden Eltern keinen Ton von Musik verstehen. Aber das ist bei Wunderkindern nichts Ungewöhnliches.“

Wie jüd. Berichterstattung einfach darauf los behauptet, zeigt nur der Vergleich zu JPB 15/2 29 (s. oben), wonach die Eltern den Säugling mit in die Konzerte nehmen. Und hier wird gesagt, daß die Eltern gänzlich unmusikalisch sind.

JPB 8/11 1929: „Wir haben es hier (Konzert in Zürich) mit einem absolut ausgereiften Genie, nicht mit einem Genie in der Anlage zu tun. Man weiß nicht, wovor man sich mehr beugen soll. Da versagen alle Maßstäbe, und man sollte sich scheuen, mit Worten, die doch nur verkleinern können — dieses Gnadengeschenk aus den oberen Welten anzurühren.“

Die jüd. Kreise seien besonders auf das einzige Auftreten in der Schweiz dieses genialen jüd. Virtuosen hingewiesen, der schon heute als Zwölfjähriger das Honorar erhält, welches man nur Kreisler für ein Konzert bezahlt. Niemand lasse sich den seltenen, hohen Genuß entgehen, der jedem zum unvergleichlichen Erlebnis werden wird.“

Die Kritiken über Ménuhin steigern sich von Monat zu Monat. „M. war wieder in Hamburg zu Gaste. Zum zweiten Male zeigte er seine einzig dastehende

Kunst, zum zweiten Male vermochte er die Herzen zu erobern, er zog die sonst so kühlen Hamburger in seinen Bann. . .

Sein sympathisches Jungengesicht mit dem blonden Schopf spiegeln diesmal die Anstrengungen doch etwas wieder, die eine Reise durch fremde Erdteile mit Konzerten und Proben und neuem Studium mit sich bringt. Scharf springt die Nase zwischen den vollen Wangen hervor — nein, der Junge ist eigentlich eine Schönheit, er ist ein normales Kind, ein jüdisches Kind von dem Typ, wie man ihn häufig unter den Juden trifft, die als Pioniere hinausziehen in die Welt und es verstehen, sich einen Teil dieser Welt zu erobern, sei es ein Stückchen Erde, ein Endchen von den Erkenntnissen des Weltalls, ein Endchen Kunst.

Er greift freilich nicht zögernd hinein in das Füllhorn des Lebens, um sich sein Teil zu sichern, was er sich erobert hat und täglich neu erobert, das sind ganze Kontinente des Lebens, Erdteile der jenseitigen Lande, wo die Kunst zu Hause ist, die uns heraushebt aus des Alltags Lasten und hinanführt in eine andere Welt, uns näher bringt dem Ewigen. . . .

Der Knabe Jehudi lächelt ein ganz feines, schüchternes Lächeln, er schaut im stillen Einverständnis nach dem Dirigenten — „Na, wir zwei, wir werden es denen da unten schon zeigen!“ — Dann setzt er ein wenig umständlich die Geige an, und dann ist es da — das Wunder. Das ist keine Geige mehr, ein Instrument aus Holz und Darmsaiten, das sind Stimmen aus Regionen, die wir nicht kennen, das sind überirdische Chöre, das sind brausende Orgeln, harmonischer Klänge voll. Wer glaubte je, daß Geigenspiel so aufregend, so atemraubend sein könne! Ist das Wahrheit, Wirklichkeit, täuscht nicht ein Spul das Ohr. Gebannt in ein unnenmbares Gefühl, staunen die Tausend und mehr auf diesen kleinen jüd. Jungen, der die Sprache beherrscht, die von Mensch zu Mensch ihre Wellen schwingen läßt, die reine Sprache der Seele, gepreßt in Töne zauberischer Art. Es packt sie alle, die hier zusammenkommen aus verschiedensten Lagern, ballt sie zu einer zit-

ternden Einheit, zwingt sie zur Ehrfurcht und Andacht und Lust und Schrecken, führt sie hinaus in grüne Wiesen, vorbei an plätschernden Bächen, an grollenden Gletschern, läßt sie andächtig und gottsuchend stehen vor den Wundern der Gipfel — und hat doch nur vier arme Saiten und einen Bogen und eine Geige — aber die große Seele seiner Ahnen trägt er in sich, und ihm ist die Gabe verliehen, sie ausströmen zu lassen durch die Fertigkeit seiner windschnellen Finger in jenes Stadium, das seit Urzeiten den Menschen gefangen nimmt — Musik.

Ausgehend endet der Satz. Der Mann, der dort oben stand in der Gestalt des kleinen Jungen, ist verschwunden. Der energische, der zielbewußte, harte Mann, der aufwühlte und beruhigte, tröstete und erhob, verwundete und heilte. Dort oben steht plötzlich wieder der kleine jüd. Junge aus Amerika, der zwar nicht weiß, wie er den Vielen danken soll für den Dank, den sie ihm nimmerendend spenden, der seinen Strauß, den ihm ein feierlicher Diener überreicht, freudig in Sicherheit bringt, der den Orchestermitgliedern die Hände drückt, der sich fast beim Dirigenten entschuldigt, daß er ihn so lange in Anspruch genommen, dem noch keine rechte Verbeugung einstudiert wurde.

Er steht da oben und strahlt den Ruhm aus, den eine gütige Natur ihm zu erwerben erlaubt, den Ruhm, den er an sich heftet und an den Namen, den er ungeniert durch alle Weltteile trägt, und der ein Name ist, der uns ihn doppelt lieb gewinnen läßt, und der ihm und uns mehr ist als nur ein Name: der Name Jehudi“ [Jude]. — Hamburger Familienblatt für die isr. Gemeinde, 20/11 1930. —

▼Salten in der „N. Freie Presse“ 12/11 1930: „Nun, dieser Knabe scheint von guten Eltern, was bei Wunderkindern fast noch wichtiger ist, als bei gewöhnlichem Nachwuchs. Und seine Musikergabe scheint blutecht, scheint an ihm eigentlich gar kein Wunder, sondern die natürlichste Sache von der Welt, was freilich am wichtigsten bleibt. In seiner blonden Gesundheit, mit den hellblonden Wimpern, dem pfirsich-fri-

ischen Teint, dem hold geschwungenen, dünnlippigen Mund sieht er aus, als habe ihn ein österreicher Heimwehrfürst [Staremborg!] mit dem Donauweibchen oder Adolf Hitler mit der Lorelei oder sonst mit einer urarischen Fee gezeugt. Dennoch: er heißt Jehudi Ménuhin. Und seine Muttersprache ist das zu neuem Leben erwachte Hebräisch des Alten Testaments. Man erzählt, als Frau Ménuhin den Knaben unter ihrem Herzen trug, habe sie einmal irgendwo antisemitische Unbill erfahren. Wie nun derlei sinnloser, ungerechter Schimpf bei jedem anständigen Menschen, welcher Herkunft er immer sein mag, nur den Entschluß kräftigt, sich ohne Rückhalt zu seinem Volk zu bekennen, wie die aufrechten Auslandsdeutschen unter der Haftwelle einer ganzen Welt nur noch fester an ihrem Deutschtum hielten, so beschloß Frau Ménuhin im Einverständnis mit ihrem Gatten, dem Neugeborenen einen Rufnamen zu geben, der bekennerrisch jede andere Deutung ausschließt, und sie nannten ihn Jehudi."

"Es ist alles wahr und nichts übertrieben. Ja, wir haben Hubermann und Becsey, Elman und Haisky erlebt, aber das Wunder bleibt immer wieder ein Wunder, daß ein Junge von 13 Jahren alle Stufen des Fleißes überspringt, und nicht bloß alle Stufen des Fleißes, sondern auch alle Stufen der seelischen Erfahrung, der Erziehung zum Vortrag." („Berl. Tageblatt.") JPB. 26/9 1930.

Ménuhin, Jehudi, konzertierte in Zürich. „Ein Fall wie der des kleinen Ménuhin ist mir noch nicht vorgekommen. Schon das Programm macht stutzig, nichts von Brillantfeuerwerk, sondern die Möglichkeit zu genauer Beurteilung des gesamten künstlerischen Vermögens. ... Prüfsteine für den Künstler, nicht Technik als Selbstzweck. Ich habe noch nie in meinem Leben ein solch schlackenloses Geigenspiel gehört. Aber weit mehr als die vollendete Reinheit, die souveräne technische Überlegenheit, die den Begriff der Schwierigkeit weder in den Fingern noch in der Bogenführung

überhaupt zu kennen scheint, ergreift die wahrhaft künstlerische Vollendung, Reife und Noblesse dieses Spiels, das nichts mit „Kind“ mehr zu tun hat, sondern Darstellung einer künstlerischen Persönlichkeit von wunderbarer Reinheit und großem Format ist. Der wunderbar edle warme Ton wird mit untrüglichem Gefühl für den Stil ganz in den Dienst des Werks gestellt. So lauscht man verzaubert der adeligen Reinheit einer Mozartsonate, schwelgt im berückenden Klang des Schubertschen Rondo brillant, das, mit solcher Meisterschaft gespielt, die Schrecken seiner abgründigen Schwierigkeiten gar nicht einmal ahnen läßt, und hört das Mendelssohn-Konzert völlig neu und jung, als ob man es zum ersten Male hörte. Daß der Wunderknabe einem tobenden und Zugabe über Zugabe erzwingenden Publikum, dem die Hererei der unfehlbaren Technik doch als das eigentliche Wunder erscheint, noch ein artifizielles Feuerwerk abbrennen mußte, war eigentlich selbstverständlich. Aber auch da verleugnete sich der natürliche Adel dieses Spiels nicht." JPB 17/10 1930.

Wir gingen so ausführlich auf die Kritiken ein, um an einem Beispiele zu zeigen, mit welchem Wortgeklingel und mit welcher Einheitlichkeit das Judentum seine Leute „hochlobt“.

Menz, Emanuel/Emil, gebor. Moizesko (Moseschen), Rfm., Hagen i. W., erhielt von der k. k. Landesstatthalterei Brünn i. Mähr. 25/2 1911 den Namen „Menz“.

Menz, Mose, Rabbi, aus Mainz 1463 ausgewandert, verpflanzte die Talmudschulen nach Polen; s. Jacob Polak.

Menzel, Ad., Dr. jur., UP, Hof-R, Wien IX., Schwarzspanierstr. 20. *1857 Reichenberg. B: Spinoza und Völkerrecht; Sozialvertrag bei Spinoza; Spinoza und die Staatslehre der Gegenwart, 07.

↓ **Menzel, Karl**, Oberrealschullehrer, Bochum, *1849 Potsdam; seit 81 Organist, im Nebenamt Chordirektor der Synagoge Bochum. B: Zusammenstellung hebräischer Gesänge für die Synagoge. — Ist M. selber Nasenjude? Es kommt vor, daß Arier, wie z. B. Konzertorganist Friedrich Karl Hempel in Düsseldorf, sich zur Leitung des musikalischen Teils der Synagoge hergeben, während der gesellige und der Handelsteil des Tempeldienstes nach wie vor den Israeliten vorbehalten verbleiben und nichtjüd. Würtianer zu den Transaktionen wohl niemals zugelassen werden. Diese Heimlichtuererei — es kurlert dort auch von Judenhand zu Judenhand eine für alle Menschen sonst unzugängliche Synagogen- und Sonderzeitung mit höchst wertvollen Nachrichten und Charakteristiken aus aller Welt — ist natürlich für unsere deutsche Geschäftswelt mit vielen Nachteilen verbunden.

Mephisto. Eine Faust-Stelle wird immer gern auf den Theatern verstümmelt. Als Gretchens Schmutz vom Pfaffen weggenommen ist, sagt Mephisto:

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen!“

Faust entgegnet:

„Das ist ein allgemeiner Brauch;
Ein Jud' und König kann es auch!“

UC 22/3 1891: „Die beiden letzten Teile fallen im „Dtischen Theater“ in Berlin fort. — In der Aufführung riefen ein paar Juden „bravo“ und klatschten, als Mephisto von der Kirche sprach. Schade, daß in den nächsten Zeilen die Abkühlung ausblieb, — wohl kaum aus Rücksicht für den „König“; denn in genug Dramen kommen Wendungen über das Königtum vor. Aber das geheiligte Judentum muß unantastbar bleiben!“

Mephistopheles = Ed. Bodroy, gebor. Simon, gemeinschaftlich mit Albert/Abraham Wolff.

Meraglim, j: Kundschafter, Spion. — Thiele G.

Meran, „Mächtiger Dr. Lueger, rette Meran vor jüd. Überflutung.“ Worte eines österr. Prinzen, 1898. — Seidl 1900, S. 78: „Die jüd. Geschäfte nehmen immer mehr überhand: von 42 Ärzten sind mehr als die Hälfte Juden.“

1913: # Kurärzte: Binder, Besitzer des Sanatoriums Stefanie. Meran-Dermats; Trager (Zahnarzt). —

Mercator, v. = Berta Josephsohn, geb. Cremer.

Mercer-Corsild, gebor. Meher Kornfeld, Tenor; bis 1913 am Stadttheater Breslau. Es sollte ihm schon 10 gekündigt werden, weil seine Leistungen, vor allem die Stimme, sehr mäßig waren, — da sammelte seine Zudenschaft Unterschriften bei der Bürgerschaft und M.-C. durfte noch bleiben. Alle für einen! Schließlich zog aber auch das nicht mehr.

Merscheger, j: Diebe, die auf den Böden die zum Trocknen aufgehängte Wäsche stehlen, in Wirtshäusern und Herbergen den Fuhrleuten, Viehhändlern usw. während der Nacht die Geldtaschen vom Leibe abschneiden und sich damit aus dem Staube machen. Thiele G. —

Mersch, Heinrich (1829—12) Erben (ihr Generaldirektor ist Austerlitz), Prag, besitzen das „Tageblatt“ (Auflage 30 000; ChM: Dr. S. Blau), die „Prager Z.“ (ChM: Wien); die Prager „Bohemia“, usw. und 8 Provinzzeitungen in Tschechien, 1918. — Eberle, Großmacht 222.

Merbés, französ. Journalist; — Témoignage 1889 (UC 18/8).

Mérei, gebor. Joh. Mieselbach, „Maghare“; UC /2 1888.

Merehtowski, Uß, Kasan, wegen Verführung minderjähriger Mädchen in 27 Fällen angeklagt. M. flüchtete aber ins Ausland. Es gelang der Polizei, M.'s Tagebuch zu entdecken, in dem er seine Orgien ausführlich beschrieben und durch Photographien illustriert hat. NZ 17/4 1914.

Merheim, Führer des revolutionären Böbels in Paris 1906 (DSWI 28/4).

Merian, Hans = Sibilla Rebeg.

Meride, j: Aufruhr, Rebellion, Komplott. So han Meride gemacht, den Schien gefekt, un sen peite getreinen = sie haben Rebellion erregt, den Aufseher ermordet, und sind entflohen. — Thiele G.

Meritor, Nathan = Mathias Levy.

Merizzi, Lea, Dr., „als erste Frau in Italien vom Kultusministerium zum Hochschulprofessor ernannt“, Dt. Nachrichten 18/5 1930.

Mertel, Heinrich, Dr. jur., DRN der Hamburgischen Senatskommission für Reich und auswärtige Angelegenheiten, O ▼Marie Haller. Vorfahr: Mendel Haller, Sohn des Joseph Haller und der Sipora Nathan. — Inform.-Dr. 178.

Mertel, Emmi, gebor. Salomon, Kgl. Sopranistin, Hoftheater, Kassel, 1917.

? **Mertel**, Friedrich, Dr., GMR, Uß (Anatomie), Göttingen. *1845 Nürnberg. 70 O ▼Anna, T. des Jakob Henle, Göttingen. Von M.'s 3 Söhnen soll Siegmund M. — ebenfalls Arzt —, trotz arischen Einklages im Äußeren, sich innerlich doch der anderen Rasse nähern. WM.

Mertel, Georg, „Künstler“, 1907. Bibelmalers, Wien. *1881 Polen. Jüd. Nat. Biogr. 4, 357.

„**Mertur**“, Jnh: Lievendag & Oppenheimer, Herren-gardeneroben, Hamburg, stellte laut „Konfektionär“ 1905 die Zahlung ein. Passiven: 100 000 M.

„**Mertur**“, UG, Wien. — S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 147: „Das Haus eines ▼Brauhauspächters der Vorstadt war gastfrei, angenehm. Seine Tochter, das schönste Mädchen der Stadt, heiratete einen wohlhabenden Wiener Kaufmann, der nach wenigen Jahren in seinem Geschäfte zugrunde ging und starb — seiner Frau die Sorge für ihre Familie und einen eben begonnenen Verlosungsanzeiger „Mertur“ hinterlassend. In der jungen, gefeierten Frau erweckte die Rot Geist und Blut der Hettosjüdin. Sie macht aus den zahlreichen Abonementen des „Mertur“ eine Klientel, die ihr den Ein- und Verkauf von Effekten anvertraut, etabliert eine Wechselstube, aus derselben wird ein großes Wanzengeschäft und schließlich die große UG „Mertur.“
Mertur, Der neue, dtische Zeitschrift 1914, f. Efraim Frisch.

Mertwida, Ivan, bulgar. Maler, Sofia. DWe 1905, 10.

Mertins, gebor. Levy, „italienischer“ Anarchist, sollte auf dem Brüsseler Sozialistkongreß August 1891 (UC 30/8) von der Polizei verhaftet werden, flüchtete aber nach England, wo Verbrecher aus aller Herren Länder, mit offenen Armen aufgenommen, jene Brutstätten des Lasters und des Aufruhrs schufen, an denen Großbritannien selbst noch einmal zugrunde gehen wird.

Merner, Mendheim, 1825—89; E: Rfm.; Dr., SM, Kreisphysikus, Preuß.-Stargard.

Merores-Jheles, Charlotte Lea, Frau, testierte alle ihre Millionen für ein prunkvolles, doch wohl jüdisches, Mädchenwaisenhaus; Wien. DWe 1913, 8.

Merril, der berühmteste Zahnarzt von Köln a. Rh., Häuserpekulant, 1919.

Merriman, Boyd, Sir, Hauptanwalt der Jewish Agency, London/Jerusalem. JPB 3/1 1930.

? **Merryman** [Glücksman; Freundlich], S. S., W: From one generation to another, Roman, London, 1893, Tauchnitz. In dem Roman kommt ein wirklicher Jude vor, Seymour Michael, Offizier der englisch-indischen Armee. Zäh, feig, ohne Ehrgeiz im Kampfe ausharrend, kalt, verlogen, rücksichtslos Untergebene und Kameraden seinem Vorteile opfernd, schlauberschlagen: so macht er seinen Weg. Die Gegenfigur ist der germanisch-blonde ehrenhafte Ugar. WM.

Mersch, Gottlieb, Wirklicher Staatsrat, Petersburg, UR 1914.

Mersburger Georg und Carl, Verlag, Leipzig. 20. Jh.

Merson-Markowna, Olga, Malerin, Frau des Musik-schriftstellers Dr. Heinz ▼Pringsheim, Charlottenburg, Kastanienallee, 1883—30, Selbstmord, Vol.-Anz. 30/6.

? **Merten**, Hauptmann, der Artillerie, Berlin. O ▼Edith, T. d. Landgerichtsrats Rubens, Düsseldorf, dessen Haus u. a. auch in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu Hugo Daniels (sb) steht. 1917.

Mertens, Dr., Gymnasial-DR, Lauban. 1914.

Mertens?, Theaterdir. in Huglfing, Oberbayern; O ▼Schauspielerin Melanie Dorny oder Goldsticker, gebor. Nanny Goldsticker. *22/3 1868 Breslau. — R: Rudolf Harth, *1887 Tätzschau, Kr. Glogau; Auto-techniker in Breslau, Springerstr. 22.

Mertens, Anna, die Geliebte Dr. Fritz Friedmanns (sb). W: Selbstbekenntnisse. Erlebtes aus der Flucht über Paris nach Afrika und zurück nach Bordeaux. 1896.

Mertens△, Julius v., Generalmajor, nobilitiert 1913, *1859 Wunstorf i. Hann. O ▼93 Helene Seligmann. R: Elisabeth, 94; Käthe, 97; Hermann, 99; Ernst, 02; Heinz, 11. Berlin; vgl. Gotta, briefabl. Taschenb. 17, 584.

Mertes & Co., Hutfirma, Berlin, Kommandantenstr. 12/13, befaßl für Karfreitag 1930 das Personal zum Dienst. Eine Reklamation bei der Polizei und der Gewerbeaufsicht blieb ohne Erfolg, da die Firma berechtigt sei, an 4 Sonn- und Festtagen im Jahr das Personal zur Herstellung von Strohhüten bis 12 Uhr mittags zu beschäftigen. „Wie bekannt wurde, beabsichtigt Mertes & Co. einen größeren Abbau und will anscheinend

Arbeitnehmer, die aus religiösen Gründen am Karfreitag nicht arbeiteten, in erster Linie entlassen. So springen die Juden mit unseren Feiertagen um. Für sich selber aber schreien sie unaufhörlich Sabbath-Heiligung.“ Angriff 27/4.

Merton, „Engländer“ in Frankreich, der unter Gambetta (fb) vertrauliche Missionen ausführte; Selbstmord, — „après avoir gagné des millions“. Drumont.

Merton, Alfred, *1878 Frankfurt a. M.; ♂: Dr. Wilhelm/Wilhelm M. (fb). — O 04 Anna Clothilde Schmidt. — Dir: Metallbank (Gründung seines Vaters); AM: Hedderheimer Kupferwerk, Südbische Rabelwerke. — 6 — 0,5.

Merton, Louis, Bankhändler, 1840—74, London. JG.

Merton, Richard, Frankfurt a. M., 1930 (B3 a. M. 10/4), O Prinzessin Elisabeth Wittgenstein, geb. Doewenstein = Wertheim = Freudenberg. „Merton war in 1. Ehe mit einer L. von Frau Cissy Behrens verheiratet, die vor dem Kriege eines der ersten Häuser von Hamburg ausmachte, und die jeder dtische Diplomat, der nach und durch Hamburg kam, kannte. Sie, die wie ihre vier Schwestern berühmte Schönheiten waren, ist Witwe und bringt in die neue Ehe drei Kinder mit.“

Merton, Walter, Berlin, Behrenstr. 32. Geschäftsinhaber der Berliner Handels-Gesellschaft; stellvertretender Vorsitzender des AM: Metallbank und Metallurgische G, Frankfurt a. M.; Jungfernheide Boden, Berlin; Schöneberg AG, Berlin. AM: Stickstoffdünger, Knapsack; Diamanten-Regie des südwestafrikanischen Schutzgebieten, Berlin; Diamanten-Pacht, Berlin; Dtsche Diamanten, Berlin; Düsseldorf Feuer-Versicherung, Düsseldorf; Egyptische Hypotheken, Cairo; Grundbesitz, Berlin; Humboldt AG; Metallhütte, Düsseldorf; E. D. Magirus, Ulm; Oberschlesische Zinkhütten, Rattowitz, OÖ. Grubenvorstand: Braunkohlenwerke Borna. — 5,5 — 0,40. 1914.

Merton, Wilhelm, Dr., gebor. Moses? — 15 — 0,9 —, Metallhändler, Frankfurt a. M., Guiolettstr. 24, 1848—16 ebda. O Henriette Carolina Ladenburg. Er nannte sich politisch-parteilos und war Ritter des hohen Wilhelmsoordens. Einflußreich in der Kaiser = Wilhelm = Gesellschaft, half er allerlei „gemeinnützigen“ Instituten, wie dem Berliner „Büro für Sozialpolitik“, auf die Beine und schuf in Frankfurt die „Academie für Handels- und Sozialwissenschaften“, die später in eine amerikanisch gedachte Universität entartete. Er hatte viele gewinnbringende Funktionen und Positionen und war: 1. Präsi. AM: Metallbank und Metallurgische AG, Metall-Ges.; Schweizerische Ges. für Metallwerte; 2. AM: Dtsche Gold- und Silber-Scheideanstalt, vorm. Koeßler; Frankfurter Bank. In den von ihm begründeten Gesellschaften sitzt überall einer seiner Söhne Alfred und Walter, der auch Dir. d. Berliner Handels-Ges. ist.

Über die Verjudung des dtischen Metallhandels und die internationale Organisation des Frankfurter Metallhandels stellt die „Jüd. Rundschau“ nach einem Aufsatz Prof. R. Tiefmanns im „Weltwirtschaftlichen Archiv“ fest: „Es scheint wenig bekannt zu sein, daß unmittelbar hinter der AG in bezug auf internationale Verzweigung — der Metallhandel rangiert. Das ist um so auffällender, als dieser keineswegs wie alle anderen Industrien (auch die AG) das Instrument der Internationalität, die Börse, in Anspruch genommen hat, sondern sich auch heute noch in den Händen einiger weniger Privatfirmen konzentriert, die ihren privaten Charakter auch dort noch wahren, wo sie die Form einer „Gesellschaft“ angenommen haben. Das Zentrum dieser Metallhandelsmonopolisten ist Frankfurt, und die Männer, die das ungeheuer weit gedehnte Reich des Metallhandels beherrschen und dem Dtschen Reich eine eminenten wirtschaftlichen Vorteil sichern (?), sind — Juden. In Frankfurt haben die 2 größten Firmen ihren Sitz: die „Metall-Ges.“ u. Beer, Sondheimer & Co., der Konzern der „Metall-Ges.“ neben AG und allenfalls noch neben Siemens & Halske der internationalste Unternehmungskomplex Dtschlands und durch die Art seines Aufbaues

von volkswirtschaftlichem Interesse. Der Gründer der „Metall-Ges.“ ist Dr. Wilhelm Merton in Frankfurt a. M., bekannt durch „philanthropische“ und soziale Bestrebungen und Stiftungen. In ihm gipfelt noch heute der ganze an die Metall-Ges. geknüpfte Unternehmungskomplex, der teilweise nur durch persönliche Verhältnisse zusammengehalten wird, weshalb man am besten von einem Merton-Konzern spricht, ein Name, der noch nicht so bekannt geworden wie der des Fürstentonzern, an volkswirtschaftlicher Bedeutung ihm aber vielleicht nahe kommt. Wilhelm Merton, * England, entstammt einer dtischen Familie jüd. Konfession. Wie alle Großhandelsgesellschaften mußten auch die des Metallhandels darauf bedacht sein, in die Produktion einzudringen. Und ähnlich wie die größte Metallhandlung Amerikas, M. Guggenheim & Sons, allmählich mehr Bergwerksunternehmen als Händler wurde (gilt doch Daniel Guggenheim als „König von Colorado“), gliederte sich der Merton-Konzern Produktionsunternehmen an. Heute umfaßt er, um die wesentlichsten zu nennen: Metallurgische Ges.; Merton-Metallurgical Company Ltd. London; Metallurgical Company of America; Compagnie des Mines, Vütich; Société auxiliaire des Mines, Paris; Compania de Minerales y Metales, Mexiko; Société des Azotes et Pyrites, Paris (an diesen sind auch andere Kapitalistengruppen beteiligt); African Metal Company; Australian Metal Company, London-Melbourne. 1906 schuf sich dieser Konzern unter Hilfe einiger Großbanken eine Finanzierungsgesellschaft in der „Berg- und Metallbank“. Diese wurde statt der Metall-Ges. die Spitze des Konzerns und kontrolliert ihn zusammen mit dem persönlichen Besitz der Familie Merton. Prof. Tiefmann weist darauf hin, daß sich der große Metallhandel ausschließlich in jüd. Händen befindet, dergestalt, daß z. B. die beiden größten dtischen Metallhandlungen außer dem Merton-Konzern, die Fa. Beer, Sondheimer & Co. in Frankfurt a. M. und Aron Hirsch & Co. in Halberstadt überhaupt keinen nichtjüd. Teilhaber aufnehmen würden.“

Dann schließt der Artikel in der „Jüd. Rundschau“ mit der Klage: „Wie lange aber wird es dauern, bis auch in dieser Enklave des dtischen Wirtschaftslebens die Persönlichkeit eliminiert, der Betrieb versachlicht, die Verwaltung unter die Herrschaft der Banken kommen wird? Wie lange ist es noch hin bis zu der Zeit, wo der Name Merton oder Sondheimer so mittelalterlich und überlebt klingen wird, wie heute schon der Name Rothschild oder Bleichröder? Für denjenigen, der die „wirtschaftliche Expropriation der Juden“ verfolgt, liegt in dieser Insel ein seltener Reichtum an wehmütiger Romantik“. Als ob es nicht dieselben Juden wären, die dann, ohne nun mit ihrem Namen mehr an die Öffentlichkeit zu brauchen, als Direktoren der betreffenden Banken dem „Reiche weitere wirtschaftliche Vorteile sicherten“, d. h. selber die reichsten Leute dieses Reichs wurden.

Mermin, Bertold, gebor. Baruch Menkes, Prof., Dr., Lemberg; Ma: R. Fr. Presse; Ostl. Adschau; ▼Garden's Zukunft, wo er im Februar 1914 die „neue Sekte der Mariaviten“ schmähtlichst verspottete. „Der romfreie Katholik“, in Rempten-Allgäu 25/6 14, suchte den Verfasser in einem „dem Christentum selbst ganz fernstehenden Kreise“ und hatte damit Recht; denn am 22/7 15 meldet das Blatt: „Nun finden wir in der „Dtschen Lodzer Zeitung“ (Nr. 150, 9/7 15) folgende Mitteilung: Das Pressebureau des galizischen Obersten Nationalkomitees, das offiziöse Organ der polnischen Regionen besteht nach dem Krakauer „Kurjer Codzienny“ aus folgenden Persönlichkeiten: Moses ▼Scheerer, Vorsitzender, Dr. ▼Rot und Prof. Dr. ▼Rutiel, dem bekannten Historiker aus Lemberg, Schriftführer. Im Bureau arbeiten außerdem: der Gymn.-Prof. Baruch ▼Menkes, der unter dem Namen Werthold Mermin schreibt, Schaja ▼Langrod, Jsaak und Abraham ▼Goldschneider, David ▼Inländer, Abraham ▼Geschwind, Wilhelm ▼Feldmann, der bekannte Kritiker der polnischen Literatur, und der Redakteur Israel ▼Steinhäus. Dank diesen, in den Kreisen unserer Gesellschaft

mohlbekanntem literarischen und publizistischen Kräften — schreibt der „Kurjer Codzienny“ — kann das galizische Oberste Nationalkomitee seine nationale Mission nachdrücklich erfüllen.

Abgesehen davon, daß wir uns einen „polnischen“ Volksauschuß anders vorgestellt haben, können wir also feststellen, daß Prof. Dr. Baruch Menkes ein Jude ist, der in polnisch-völkischer Arbeit macht. Damit bestätigt sich zugleich die alte Erfahrung, daß, wo irgend in krauser Schnoddrigkeit eine christlich-religiöse Bewegung veralbert wird, mit Sicherheit ein Jude als Verfasser vermutet werden kann. Und das zählt dann am Ende zum dicken Schrifttum ...“

Mery, Dr., Archivrat, Münster. 1913. Ev. Eltern?

Mery, Alfred, Dr., Uß (Geographie), Berlin; *1880 Perchtoldsdorf b. Wien. — S: Zeitschrift der „Ges. für Erdkunde, Berlin“.

Merzbach, S: Ostdeutsche B. Posen. 1860.

Merzbach, 1. Bernhard u. 2. Wilhelm, Bankhäusler, Offenbach a. M., Frankfurter Str. 112. 1. Uß: Faber & Schleicher, Uß; Schramm'sche Lad und Farben, vorm. Christoph Schramm und Schramm und Hoerner Uß. 2. Uß: Boden-Uß, Steglitz; „Maintette“ Uß, Mainz; Hannoversche Bodencredit-Bank. 1914.

Merzbach, Felix, Bankhäusler, Frankfurt a. M. Uß: Parl- und Bürgerbräu, Zweibrücken. 1914.

Merzbach, Georg (Gust. v. d. Elbe), *1868 Magdeburg, Dr. med. (Haut und Horn) Berlin W, Neue Winterfeldstr. 23. Mgl. von Magnus Hirschfeld's Wissenschaftl. Humanitären Komitee (S. W. C.); Agitator für Abschaffung des § 175; für „hellenische“ Freundschaft hielt er auch in den Ber. St. Propagandavorträge und half somit im Auslande die Meinung verbreiten, daß die Deutschen ein Päderastenvolk seien, was die Entente nachher mit dem Worte: „Boche“ meinte. B: Krankhafte Erscheinungen des Geschlechtsinnes; Psychologie des Falles Molke; Sexuelle Verirrungen des Menschen und der Natur; Zeugungsvermögen; Schönheitsbuch der Frau. Kl 24.

Merzbacher, Abraham, 1812 Erlangen — 55 München, sollte Rabbi werden und ward Bankhäusler, während sonst oft beide Berufe, der geistliche und wirtschaftliche, ruhig zusammenfallen; er schrieb über „das allerälteste Judengeld“, Berlin, 73, veröffentlichte auf seine Kosten ein 16bändiges hebräisches Werk des befreundeten Rabbinowitz, saß im Zentralauschuß der AZU und starb zu früh. Seine große jüd. Bibliothek kam nach Frankfurt a. M., 3E; Tippe 81.

Merzbacher, Eugen, Dr., Verlag. Vorsitz der DG der AZU, München, Nagimillanstr. 4. Im September 1899 behaupteten süddeutsche judengegnerische Zeitungen, die Mitglieder der AZU hätten für den Dreyfuß-Prozess gesammelt. M. bestritt das. Als aber das „Bayerische Vaterland“ die Behauptung im Oktober wiederholte, las man alsbald in Nr. 469 der judenfreundlichen „Münchner Neuesten“: „Sammlung für die Dreyfuß-Campagne? Das „Bayer. Vaterl.“ wußte in einem Artikel gestern zu berichten, die Polizeidirektion werde möglicherweise gegen einige Juden hier Anklage wegen Geheimbündelei erheben, weil für die „Dreyfuß-Campagne“ eine Geldsammlung veranstaltet worden sei. Die Polizeidirektion hat allerdings auf Grund einiger Zeitungsnotizen Recherchen gepflogen und festgestellt, daß in geschlossener und absolut privater Gesellschaft wohl Geld für den Zweck gesammelt wurde, jedoch nicht in strafbarer Weise (Art. 52 d. P.-St.-G.-B., betreffend unerlaubte Sammlungen). Eine Mitwirkung der AZU konnte aber nicht nachgewiesen werden.“

Damit war die Tatsache, daß unter den Juden in Bayern — und sicher nicht nur dort — Geldsammlungen für den Dreyfuß-Kummel stattgefunden haben, amtlich erhärtet, doch hatte Uzi noch am 27/10 die Unverfrorenheit: „Selbstverständlich ist an der ganzen Meldung kein wahres Wort.“ —

Die Unterstützung der AZU für Dreyfuß war außerdem durch § 2 ihrer diesbezüglichen Satzungen durchaus geboten, nämlich: „Denjenigen, welche in ihrer Eigenschaft als Juden leiden, wirksame Hilfe angedeihen zu lassen.“ Jeder strafverfolgte Hebräer leidet natürlich in

seiner Eigenschaft als Jude, dem trotz aller Unschuld die Nichtjuden ihre Gerichte auf den Hals zu heben vermochten.

Merzbacher, Gottfr., Prof., Dr. phil.; er machte 1907 — 08 mit dem Prinzen Arnulf von Bayern und dem Geologen Dr. Reuch's 3 Expeditionen zur Durchforschung des Himmelsgebirges (Tian Shan). — München, Mühlstr. 25. — Fürsten und Juden waren immer und überall miteinander verklebt; künftige Monarchien müssen das lassen und sich nur an ihr eigenes Volk halten.

Merzbacher, Sigmund, 3A, 3A, Nürnberg, Brunnengasse 2. Präf. Uß: Brauhaus Nürnberg. 1914.

Mésalliance, Miß-Bund, — die verpönte Heirat zwischen Fürsten und Bürgern, Hoch- und Niedriggeborenen. Wo aber die Klasse in beiden Ständen echt war, hätte man die Verbindung doch nicht mit dem in dem französischen Worte stehenden Makel belegen und grade den oberen Ständen die Blutsauffrischung mit ebenbürtigen Menschen der unteren Stände nicht mißgönnen sollen.

Der „Berliner Börsen-Courier“ erzählte Dez. 1879, daß ein in der Diplomatie zu den „ersten Staatsmännern Deutschlands zählender Cavalier in nuptielle Verwandtschaft mit einer Berliner vielgenannten Finanzgröße treten würde“. Der in Wort und Schrift nicht auf der Höhe stehende „Haut-Gravateur“ habe ihm aber einen Korb erteilt mit den Worten: „Meine Nichte soll keine „Mistalliance“ (Mésalliance) machen!“ Der ▼Schieber hatte recht: Mistalliance ist in der Tat jede Verbindung der Nichtjuden mit Juden.

Zwischen Trägern desselben reinen, gesunden Blutes besteht aber bei ehelichen Verbindungen keine eigentliche Unebenbürtigkeit und jede Bäuerin wäre, wenn sie ein junger König liebte, auch des Thrones würdig.

Dagegen ist „Semi-Alliance“, die Heirat zwischen Juden und Nichtjuden, unbedingt eine Rassenschande und ein Verbrechen an den daraus hervorgehenden zwiespältigen Kindern (s. Mischehen).

Dies Vorurteil bestand auch bei den alten Juden: Szentesy, Talmud, S. 30, 31: „Man heirate nicht die Tochter eines Menschen aus dem gemeinen Volk [damit meint der Talmud wohl nur Nichtjuden überhaupt, denn der Klasse nach nichtjüdisch war die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, aus der das Judentum allmählich in Palästina durch eine Rückbildung hervorging]; dies

gleich der Vereinigung von Wein mit Dornenbeeren; dies ist häßlich und nicht passend. Denn (Jol. 49b) sie sind ein Greuel und ihre Frauen sind ein Greuel, und über ihre Töchter heißt es: „Verflucht sei, wer einem Tier bewohnt.“ (Deut. 27, 21). Ein Mensch aus dem gemeinen Volk darf kein Fleisch essen. Man darf sich nicht einem Menschen aus dem gemeinen Volk auf der Reise gesellen. Einen Menschen aus dem gemeinen Volk darf man wie einen Fisch zerreißen (vom Rücken aus).

Wenn jemand seine Tochter an einen Menschen aus dem gemeinen Volk verheiratet, so ist es ebenso, als würde er sie binden und vor einen Löwen hinglegen. Er schlägt sie und vollzieht den Beischlaf, ohne Scham zu besitzen.

Wenn jemand in Gegenwart eines Menschen aus dem gemeinen Volk sich mit der Gesetzlehre befaßt, so ist es ebenso, als würde er seiner Verlobten in seiner Gegenwart bewohnen.“

Die Verunglimpfung alles menschlich Andersartigen überhaupt durch das Judentum in seinen „heiligen Schriften“ ergibt sich aus seinem sekundären Entstehungsprozeß. Nach dem Verlust sowohl der ideenbildenden wie der willensbewirkenden Fähigkeit der Vernunft, und damit jeder Gestaltungsfähigkeit, konnte das Judentum den in ihm aufgekeimten Urinstinkt (Blutbewußtsein) durch seinen „Intellektualismus“ nur in einem Wust von Schmähungen Ausdruck verleihen. Das einzige Wahre an all seinen Behauptungen ist die Tatsache einer „Auserwähltheit“, die aber nicht von „Jahwe“ kam, sondern in dem sehr natürlichen Rückbildungsvorgang im Laufe von Jahrhunderten vor sich ging und das Judentum wirklich zu einem vollständig gestaltungsunfähigen „Parasitentum“ in Menschengestalt „auserwählte“. Daß dies Schmarozertum durch eine unübersteigbare Schranke von allen menschlichen Rassen und Völkern getrennt ist, ja von der ganzen Natur, eben durch den Vorgang der Rückbildung, beweist der Talmud. Er bezeugt aber auch, daß das Judentum als Parasitentum nur von seiner menschlichen Mitwelt lebend, die Auflösung und den

Untergang aller anderen Völker und Rassen herbeiführen muß.

Meschaurer, j: Sänger, Vorsänger. Ziele G.
Meschelsohn, Carl, Mitinh. des Juwelen-Engros-Geschäfts U. M., Berlin. — 5—0,42. 1914.

Meschelsohn, Max, Dr., JN, Notar, Berlin; O Martha Wertheim; Schwager und Anwalt der Warenhäusler Wertheim. Die StbgrZ veröffentlichte am 2/7 1914 ein sauberes Rundschreiben des verfolgten Wolf Wertheim an die „Berliner Anwaltschaft“, über M., „den Dämon unserer Familie“: „Da meine Brüder ▼Georg, ▼Wilhelm und ▼Franz und der JN Dr. ▼Meschelsohn auf meine den Behörden eidesstattlich zugestellten Beschuldigungen sich öffentlich dahinter verschanzen, daß ich unter einer geistigen Depression leide, so erlaube ich mir, obgleich ihr Vergehen, einen Kranken betrogen, erpreßt und bewuchert zu haben, sich nur vergrößern würde, Ihnen folgendes mitzuteilen:

Am 5/5 11, bei Gelegenheit der sog. familiären Einigung mit meinen Brüdern, von welcher JN Meschelsohn lügenerisch am 15/5 eine unwahre Berichtigung an die Dtsche Konfektion gab . . ., zwang mich Dr. M., das Firmenrecht der Firma U. Wertheim zuzugestehen, sämtliche ihm und den Brüdern unangenehmen Prozesse niederzuschlagen und den Zeugen Oskar ▼Tieg, der seiner Partei im Liquidatorenprozeß gefährlich dünkte, sofort gegen 16 000 M. abzulehnen. So brennend war für Georg Wertheim, der den Liquidatoren für den Schaden haftbar war (durch diesen Rechtsbruch war die betrügerische Liquidation nur möglich, da auf eigene Gefahr ▼Weigert, ? Maaß und ? Städel nicht so leichtsinnig gehandelt hätten), daß, nachdem JN Eugen ▼Fuchs sich geweigert hatte, diesen Betrug mitzumachen, ich gezwungen war, noch am Abend nach Büreauschluß die Akten von diesem zu holen; Dr. ▼Samoje wird mein oft gewaltsames Eindringen in die Räume nicht vergessen haben. So war ich von M. und Georg Wertheim gehegt.

JN Eugen Fuchs sowie JN ▼Pinner warnten mich eindringlich, nicht diesen Frieden mit M. ohne Zuziehung eines Anwaltes abzuschließen, nachdem beide unzweideutig ihre Meinung mir kräftig

mündlich und wohl auch genügend in Briefen mitgeteilt. Sie haben Recht behalten. Ich mußte aber am Abend des 5/5, da die Ablehnung des Tieg von äußerster Dringlichkeit für die Partei A. Wertheim war, die Akten noch zur gleichen Stunde dem von M. instruierten und von A. Wertheim bezahlten RA Dr. ▼Salomon, Lühnowstr. 67, übergeben, der nun den Auftrag hatte, den Prozeß gegen die Liquidatoren im Sinne von A. Wertheim zu führen!

JA M. erpreßte mich ferner unter Ausnützung meiner größten Notlage, die nicht nur im Finanziellen, sondern im Moralischen und Seelischen meiner Frau gegenüber bestand, die bis zum 24/4 11 gänzlich ahnungslos von dem Gang meiner Geschäfte gewesen, ihm eine von ihm aufgesetzte Bilanzanerkennung und Einverständnis mit der Liquidation zu unterzeichnen. [?] Für alles dieses versprach er mir eine lebenslängl. Rente, einen vollständigen freundschaftlichen Ausgleich und auch die Möglichkeit einer vollständigen Aufrechterhaltung des Stats meines Haushaltes. Ich mußte sofort die von ihm gewünschte Niederschlagung der Firmen-Beleidigungs- und anderer Prozesse vollziehen unter seiner andauernden Erinnerung. Kaum war dies geschehen, so gab er mir am 16/5 11 den von ihm aufgesetzten, rechtsungültigen, angeblich über den Tod dauernden Vertrag, von dessen Einhaltung seine Klienten und er sich arglistig bereits nach $\frac{3}{4}$ Jahr befreien, nachdem Georg Wertheim im Dezember 1911 mich gegen Zahlung von 15 000 Mark noch dazu gezwungen, im Kammergerichtsprozeß meinen resp. seinen, da der Prozeß nur zum Schein geführt wurde, Anwalt ▼Kofka anzuweisen, den Anspruch von 750 000 M. in Sachen Untergrundbahn unerwähnt zu lassen.

September 11 lag ich schwer krank in Bozen; dort kam JA ▼Bodländer hin und bewog mich unter Vorpiegelung falscher Tatsachen, meine mir vom Kammererrat ? Rünzig Juni 11 notariell zugesicherte Rente von 175 000 M. schriftlich aufzugeben und mich nur auf den Vertrag seines Partners, JA M., zu verlassen.

Als ich jenen Vertrag unterschrieben, bin ich schwer erkrankt nach Schierke gereist. Meine Frau war von mir bevollmächtigt nach Berlin gefahren; am 13/7 1911 sagte sie vormittags, am ersten Tage des Metternich-Prozesses, aus. Der Vorsitzende fragte Dr. ▼Jaffé, ob er die Zeugin entlasse, da sie wieder nach dem Harze fahren wollte. Dr. Jaffé sagte, er hätte keine weitere Frage an die Zeugin zu richten. Am Abend des 13/7 hatte meine Frau im Bureau des JA M. eine Unterredung, die seltsamerweise von JA M. nur unter Zeugeschaft von Bodländer und Georg Wertheim gewünscht war, während er sich verbat, daß meine Frau ihrerseits ihre sie begleitende ▼Dame mit hereinbrächte. M. ebenso wie Georg Wertheim verlangten von meiner Frau, unter Hinweis auf die finanzielle Abhängigkeit ihres Mannes, daß dieselbe sofort dem mich in erster Instanz vertretenden Anwalt Pinner verböte, sich weiter um den Prozeß 2. Instanz zu kümmern, diesen führe jetzt doch Dr. Salomon im A. Wertheimschen Sinne. Noch mehr, sie verlangten, daß meine Frau Auftrag gäbe, einen mittlerweile von dem Vertreter des Fürstentkonzerns Dr. Arnold Schneider eingereichten Schriftsatz zu unterdrücken, der Georg Wertheim als den für den Ausgang des Prozesses Haftenden des erpresserischen Betruges bezichtigte, weil er meine Notlage benutzend mich zur Ablehnung des Tieg bekommen. [?] Meine Frau entsprach diesen Wünschen nicht, sondern gab Salomon [?] am nächsten Morgen eine gegenteilige Order. 2 Stunden später, es sind glaubwürdige Zeugen dafür vorhanden, erschien M. in Moabit, auf dessen Veranlassung dann Jaffé zum allgemeinen Erstaunen eine Zeugin wie meine Frau in unerhörter Weise überfiel. Im 2. Metternich-Prozeß hat M. einen Meineid gegen meine Frau geschworen. Als meine Frau in ihren Veröffentlichungen im „Kleinen Journal“ dagegen protestieren wollte, hat ein Telegramm meines Bruders, das meine Notlage ausbeutete, meine Frau erpresserisch verhindert, sofort gegen diesen Meineid zu protestieren und die Meineidsklage gegen M. zu stellen. Sie hat jedoch damals sofort der Staatsanwalt-

schaft und der Öffentlichkeit mitgeteilt, daß sie aus höheren Pflichten gezwungen ist, jetzt gegen M. zu schweigen, und es ist in der dtischen Anwaltschaft möglich gewesen, daß ein Notar die Robe trägt, weil eine erpreßte Frau nicht sprechen durfte, und Kollegen und Vorsitzende haben dies gewußt. November 1913 erpreßte und bedrohte M. mich mit gänzlicher Vernichtung meiner Existenz, wenn ich wagen würde, meine Rechte gegen den Fürsten Fürstenberg geltend zu machen. Ich glaube, ich habe diesem nichts hinzuzufügen, als daß der Prozeß noch Dinge ans Tageslicht fördern wird, die man nicht für möglich gehalten. Ich nehme aber nicht an, daß Sie zulassen werden, daß ein Kollege sich immun fühlen darf, weil er angibt, daß sein Opfer angeblich sich in geistiger Depression befindet.

Jetzt wird man verstehen, weshalb ich als Mitinhaber der Firma U. Wertheim ihren juristischen Beirat, den JN M., entlassen und später zum Hause hinausgeworfen habe. Dieser eigentliche Streitpunkt zwischen den Brüdern Wertheim, M., hatte versucht, um mich in die Hand zu bekommen, mich zum Meineid zu veranlassen, was die Vorsicht meiner Frau vereitelte. [!]

Um so ungeheuerlicher ist die Handlungsweise meiner Brüder, die meine Frau fälschlich beschuldigten, den Anlaß zum Bruderstreit gegeben zu haben, um diesen Anwalt zu schützen. Trotzdem sie bis dahin in bestem Einvernehmen mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin gelebt hatten, was am besten beweist, daß mein Bruder Georg seine Frau bei ihr kennen gelernt und sich in unserem Hause verlobt und meine Frau auch zur Patin seines Kindes nahm. Alle meine Behauptungen werden sich im Prozeß klar als wahrheitsgemäß und nicht übertrieben erweisen, dem suchen die Feiglinge zu entgehen, indem sie eine geistige Depression von mir zu ihrem Schutz vorgaben.

Ich nehme an, daß die Berliner Anwaltschaft dafür sorgen wird, daß endlich die Mächenschaften eines M. aufgedeckt werden, den ich als einen Schandfleck der Juristenwelt bezeichne."

In einem Briefe Wolf W.'s an den verantwortlichen Redakteur Ernst Andreade heißt es: „Dr. Max Δ Weigert, RN Albert Städel und Heinrich Maaß haben in der Liquidation der Firma U. Wertheim das ihnen vom Gericht entgegengebrachte Vertrauen auf das schwerste enttäuscht, indem sie nicht als Liquidatoren, wie es das Gesetz vorschreibt, nach bestem Wissen und Gewissen sich ihres Auftrages entledigten; sondern sie haben pflichtvergessen und betrügerisch sich von den 3 Brüdern Georg, Wilhelm und Franz Wertheim bestechen lassen, Geschäft und Firma U. Wertheim nicht nach ihrem wahren Wert und entsprechend ihrem Gewinn zu verkaufen, sondern es einfach meinen 3 sie für diesen Betrug bezahlenden Brüdern Georg, Wilhelm und Franz Wertheim zugeschanzt. Um so schwerer fällt dies ins Gewicht, als ich gegen diese Liquidatoren durch JN M. als seinen instruierten Freunden vergeblich beim Gericht protestiert hatte.

JN Eugen Fuchs hat in seinem Schriftsatz ihre Handlungsweise einfach als **Ausknobeln** bezeichnet.

Dr. Max Weigert, RN Städel und Heinrich Maaß, die mich um meine Lebensarbeit und um mein Vermögen betrogen, können morgen wieder Luft haben, eine ähnliche Liquidation zu vollziehen. Diese Leute sind daher eine Gefahr für jeden Kaufmann; denn sie handeln ohne Risiko, wie sie sich von meinen Brüdern nicht nur bestechen ließen, sondern, wissend, welchen gefährlichen Betrug sie verübten, sich vorher durch die Garantie meiner Brüder für die eventuelle Schadenersatzklage, in der sie sonst mit ihrem ganzen Vermögen laut Gesetzesvorschrift haftbar waren, befreit hatten.

Hätte M. sich nicht des Verbrechens schuldig gemacht, mir in Sachen John zu einem Meineid zu raten, so hätte ich andere schwerwiegende Gründe gehabt, diesen Anwalt aus unserer Firma zu entfernen, oder hätten Sie, sehr geehrter Herr, sich weiter eines Anwalts bedient, der in erotischer Großmannssucht auf einem Diner von einer hochstehenden Dame die unerhörte Verleumdung verbreitet, sie verfolge ihn mit Liebesan-

tragen. Die haarsträubenden Details gehören bei einer Gerichtsverhandlung unter Ausschluß der Öffentlichkeit, welche verleumderischen Intimitäten er von einer gräßlichen Klientin, die ihm ihren Ehescheidungsprozeß anvertraut, den er angeblich gewonnen, weil er den Gemahl der Gräfin hätte zwingen können, zwei Millionen „auszuspucken“. Wie er mit dem Belastungsmaterial, das er sich gegen den GKM ▼Woog verschafft hat, herumläuft, und mich auf Grund schwerer Verleumdungen gegen Woog verhinderte, in seinem Hause zu verkehren, das alles wird hoffentlich endlich ein öffentl. Prozeß klären. Frau Marie ▼Rathenau geb. Kappel hatte wenige Monate vor ihrem Tode sich hilfesuchend an uns gewandt; sie glaubte, der M. spüre ihr nach, und richtig gab M. an öffentlicher Tafel intimste Details als Selbstmordgrund der unglücklichen Frau an. Allerdings bekam er einen Wadenkrampf vor Schreck, als man ihn fragte: „Woher wissen Sie denn das?“ Ich könnte, wenn ich es mir nicht für den öffentlichen Prozeß aufsparen wollte, weiteres über die Detektivtätigkeit dieses Anwalts mitteilen, der unsägliches Elend in seiner sadistischen Neurose über Berlin W gebracht. Sie werden aber jetzt schon begreifen, daß es nicht nur mein Recht, sondern auch meine Pflicht war, diesen Mann zu entlassen.

Unter diesem Erwachen, daß meine Brüder, denen ich das den Gewinn bringende Geschäft der Leipziger Straße gemacht, von einem sadistischen Verbrecher wie M. aufgestachelt, an mir Verrat ausübten, bin ich dem Grafen Helmersberg in die Hände gelaufen, der mich mit seinem Provisionsagenten Kramer in meiner Wohnung ablauerte und mich gegen Provision dem Konzern seines Bruders, des Fürsten Hohenlohe, zuführte.

Der tote Knauer, den ▼von Gwinner mit schönem Mute einen Betrüger nannte, hatte mich sterbend vor der Dtschen Bank und den Bluthunden der Fürsten gewarnt. Er nannte sich den Sündenbock für die Bergisch-Märkische Bank, deren Direktoren an den Zwischengewinnen der ihm aufgehakten Grundstücke reich geworden. Die Dtsche

Bank weiß, warum sie die Bergisch-Märkische Bank übernommen und auch, warum sie das einstige Grundstück des Markiewicz in der notorisch schlechten Lage so hoch beliehen hat.

Knauer, der wohl nur ein betrogener Betrüger war, hat Recht behalten.

Aus einem außerordentlich feindseligen Brief meines Bruders Georg an mich vom 12/5 mußte meine Frau erkennen, daß ich von meinen Brüdern und M. auf das schlimmste betrogen. Als der Fürstenkonzern einigermaßen über die Einigung orientiert, erpreßte er meine Brüder, mit denen er sich über den Liquidationsprozeß einigte, d. h. er sollte verloren gehen, wofür meine Brüder und die Gruppe mich in eine derartige Notlage zu bringen hätten, daß ich meinen Grundbesitz in Gladow, ein Millionenobjekt, der Fürstengruppe auszuliefern hätte.

Mein Bruder Georg zwang mich, einen Anspruch von 750 000 M. fallen zu lassen, welches $\frac{1}{4}$ des 3-Millionen-Prozesses der Firma U. Wertheim gegen die Untergrundbahn war. GKM Max ▼Steinthal würde unter seinem Eide nicht zu leugnen wagen, daß diese 3 Millionen, um deren Viertel ich geschädigt bin, eine große Rolle bei dem Verkauf des Terrains am Alexanderplatz an meine Brüder spielten.

Arthur ▼von Gwinner, das Herrenhausmitglied, hat die Dreistigkeit gehabt, mich zur Durchführung geschäftlicher unsauberer Manipulationen öffentlich zu verleumden, er mußte, daß, nachdem der Fürstenkonzern mit der betrügerischen Ablehnung des Zeugen Oscar Tief meine Brüder in die Hände bekommen hatte und sich beide Parteien über meine Person geeinigt, daß die nach seiner lügnerischen Behauptung an mir verlorenen Millionen durch Millionen Sicherheiten meinerseits nicht nur in Höhe von 25 Millionen überdeckt, sondern zum Teil durch jene Prozeßschiebung schon beiseite gebracht. Die Dtsche Bank hat sich durch den Alexanderplatz-Terrainverkauf sowie durch den beseitigten Untergrundbahnprozeß überreichlich entschädigt.“

Wir sind dem Rattenkönig von Anlagen nicht nachgegangen, da wir da-

für ein volles Spezialbüro anschaffen müßten. Das vorliegende Material ist mit unseren Kräften allein zur Zeit nicht einmal zu sichten.

Dieses Schriftstück ist als Beitrag für das Thema „Juden unter sich“ außerordentlich lehrreich. Abgesehen von Lug und Trug und selbstverständlichen Gemeinheiten, fehlt als orientalische Würze in diesem stinkenden Brei auch nicht § 175. Ohne den scheint es eben nirgends zu gehen. Man denke sich mal aus, wie sich dieser Sumpf vor der Öffentlichkeit entleert hätte, wenn nicht der Krieg zwischen die aufkeimenden Prozesse gekommen wäre. WM.

Es war wohl auch RA Max Meschelsohn, den man 1890 in Suhl als Kandidat aufstellte. Einzelne Suhler scheinen schon damals an ihm Anstoß genommen zu haben, was ihnen das „Suhler Intelligenz-Blatt“ (AC 2/2) auszusprechen suchte: „Ein für allemal sei gesagt, daß nur der beschränkteste, von einer kleinen Clique dem dtischen Volke künstlich eingepfachte Haß an der Konfession (!) eines Mannes irgendwelchen Anstoß nehmen kann. Es beweist der Antisemitismus speziell, daß er nicht nur in der Geschichte vollständig unbewandert ist, sondern daß auch jedes wahre Verständnis für die christliche Religion ihm vollständig mangelt [Was für ein deutsch!]. War denn nicht unser Heiland Herr Jesus Christus selbst ein Jude, und lästert nicht den Heiland, wer die Angehörigen der Religion, die Masse lästert, aus der Er hervorgegangen ist? Würde man es nicht für eine Lästerung des Herrschers halten, wenn man dem Hause, aus dem er entsprossen ist, Verachtung bezeigt? . . .“

Also: Wer den Juden beleidigt, beleidigt Gott! Und dem deutschen Michel gegenüber ist keine Dummheit so groß, keine Gemeinheit so abstoßend, daß er nicht darauf hereinfiele. Und auf die klaren, wissenschaftlichen, aus dem Urborn der Natur geschöpften Wahrheiten seiner eigenen judengegnerischen Massebrüder will er immer noch nicht gern hören!

Meschelsohn, Pauline, geb. Moral, Bwe, Berlin. — 2,4 — 0,15. 1914.

Meschelsohn, Siegfried, Charlottenburg, Fasanenstr. 77. UR: AG Schwabingerbrauerei, München; Berliner Unions-Brauerei; Preussisches Reichhaus, Berlin; München-Schwabinger Terrain. 1914.

Meschmeidekte, j: getaufte Jüdin, Apostatin. — Thiele G.

meschöres, j: Diener, zumal Synagogenbiener. — Bischoff J.

Meschtscherky, russ. Fürsten, — stammen von einem Hamburger Juden, den Peter d. Gr. nach Rußland berief. SG 126. Einer dieser Herren verleugnete denn auch seine Eschandenablunft nicht und schrieb in seinem Blatt „Graschdanin“ 1914 gegen den Adel und für die Juden.

meschugge, j: verrückt, toll. — Thiele G.

Meschugge, Mr., Variété-Café-Kapellmeister, Berlin. ▼ZfM 1913: „Kein Mensch von Bildung und Geschmack wird für die Exzentriktäten des Meschugge die Gesamtheit seiner jüd. Glaubensgenossen verantwortlich machen wollen. Wer selbst kein Gefühl dafür hat, wie sehr er sich mit einem solchen kasperlmäßigen Auftreten als Mensch herabwürdigt, mit dem ist über Fragen des guten Geschmacks und des Taktes nicht zu diskutieren.“

△DZ 23/3 1923: „Der „Dreh“ ist alles und die „Kunst“ des Drehs wegzuhaben, heißt bei den Juden allein, „Individualität“ haben! In diesem Sinne ist „Kapellmeister Meschugge“ nichts als das auf die Spitze getriebene jüd. Dirigentenideal, und es ist kein Zufall, daß der Sohn des jüd. Schnapschekkers Mahler aus Jglau, Gustav Mahler, zweifellos das Urbild davon war. Ich sehe noch die zwerchfellerschütternde Perffilage Alexander Girardis in der vollstämmlichen Wiener Posse „Er und seine Schwester“ vor mir, Girardi als Pappel- und Strampel-Kapellmeister einer Theatervorstellung. Damit war Ende der 1890er Jahre Kapellmeister Meschugge „kreiert“; aber jeder Wiener Schusterbub wußte, wen Girardi mit unnachahmlicher Treue kopierte: den damals neuen Wiener Hofoperndirektor, den frisch getauften späteren Komponisten der „Sinfonie der Tausend“! (Auch wieder so ein wirksamer Anreißerdreh für die Vielzuvielen, und für Mahlers entzündete Volksgenossen heute noch ein Beweis seiner unerschöpflichen „Individualität“!)“

Meschummed, j: 1. getauft, Christ geworden (h: Meschummäd, ausgerottet). 2. ein treuloser Gauner gegen seine Kameraden, Verräter, Bischoff J. — Jüd. Sprichwörter, DWe 1903, 2: „Der Jude ist immer besser dran als der Meschummed, denn ersterer kann sich in äußerster Not immer noch taufen, letzterer nicht mehr.“ Das Sprichwort ist falsch, denn der Meschummed kann sich umtaufen lassen, die Konfession wechseln und katholisch werden, wenn er vorher protestantisch war; und ein letzter Weg bleibt ihm noch, sich ganz zu enttaufen und Dissident zu werden, was zu sein viele Juden, besonders der Parlamente, vor der Öffentlichkeit behaupten.

Meschumad, „wörtlich eine verlorene Seele, bezeichnet den verächtlichsten Vorwurf, der auf einen Juden geworfen werden kann“, Jew. Chron., April 1930.

(Siehe auch das Vorige.)

Messe, schwarz oder Satansmesse, Parodie der christlichen Messe, wobei der Teufel in Vöckgefaßt sich von Männern und Frauen die Vorder- und Hinterteile lässen läßt. Sonntags wurden homosexuelle Orgien abgehalten, Donnerstags und Samstags Orgien der Bestialität und Sodomiterei, Mittwochs und Freitags die der Blasphemie und Rache, Montags und Dienstags die Sabbate gewöhnlicher Lüste. Die Priester schnitten Hosten aus und kitteten sie auf ein in gleicher Weise zugerichtetes Pergament und mißbrauchten sie dann zu ihren Lüsten. Diese Messen, bei denen das Sexuelle Mittel zum Zweck war, setzten sich bis in die neueste Zeit fort, wobei selbst Kinder geopfert sein sollen. Berühmt wurde der Prozeß des Abbé Guiborg, bei dem Racine und Mad. de Montespan die Schw. M. hörten (J. v. Görres. Die christl. Mythik, 1842. IV, 2. Abt., 1—663; Guysmans, La-Vas, 1891). Bild.-Lex., S. 609.

Messel, Alfred, 1853 Darmstadt — 09, „der Baumeister von ▼Berthelm“, GRN, Berlin. — O? Weißbach. — Er baute die Museumsinsel um, schuf ferner das Darmstädter Museum, die Landesversicherung, das Lettchhaus, den Ministerisungsfaal im Landtag, Berlin, und den Thronsaal des dtischen Botschafters in Rom. —

„Messel ist nicht nur jüd. Abstammung und von Juden (Rathenau usw.) hochgebracht, er hat auch keinen neuen schöpferischen Zug in die Architektur gebracht“, *NA* 13, und hat, fahren wir fort, den unsern Wäldern entwachsenen arisch-nordischen Stil der hohen Gotik zum 1. Male fürs Geschäft verwandt; aber freilich — Warenhäuser sind die Tempel der Zeit. Ganz ähnlich werden jetzt die Judenburgen [Synagogen] auch ario-romanisch statt orientalisches gebaut, von denen an einer zu Essen a. d. R. in Gold gar das Wort gleißt: „Liebe Deinen Nächsten [den rasseverwandten Mittjuden] wie Dich selbst“. — Messels Bauart, welche Gotik, Kanarienkäfige und Ägyptisches durcheinanderrührt, fand viel Anerkennung: „Erst waren es Ramschbazare, nun sind es Verkaufspaläste“, meint Wolf Dohrn im 17. Heft der „Hohen Warte“. Aber, sagt Hammer 1907: „Dirne bleibt Dirne, auch im Reformkleid, und die Verkaufspaläste unterscheiden sich von Ramschbazaren wie Rothschild von irgend einem Schnorrer des Ostens. Geist und Duft derselbe, für wahre Kultur leisten beide nichts.“

„Erst als Messel den Wertheim baute“, fährt Dohrn fort, „und Berlin mit diesem einen Bau eine Architektur besaß, wurde allgemein deutlich, daß die Warenhäuser Förderer der Kultur sind, nicht ihre Zerstörer. Und es ist eine historische Tatsache: Wilhelm II. hat einmal gesagt, er wolle Berlin zur schönsten Stadt machen auf dem Kontinent, aber Wertheim hat dafür mehr geleistet als alle kaiserliche Baulust.“

▼ *NA* 7/4 1909: „Messel, der geniale Baumeister, war in der Tat jüd. Herkunft. Von geschätzter Seite wird uns aus Darmstadt geschrieben: Prof. Messel, ein Sohn unserer Stadt, entstammte einer altjüd. Familie. Der Vater, Bankier Simon Messel, übernahm von seinem Vater das von diesem gegründete und heute noch in gutem Ansehen, wenn auch unter anderer Firma bestehende Bankgeschäft. Die Mutter war eine geistreiche, schöne Frau. Bei Gelegenheit seiner Verheiratung ist Alfred Messel zum Christentum übergetreten.“

Messel war in seiner Bauerei vorzugsweise Elektiker, er zog aus dem Schaffen großer Meister und Vorgänger die letzten Folgerungen, aber erzielte damit keine Einheitslichkeit, keine Rastigkeit und Intimität. An Schinzel gemessen erscheint er kalt, banal, stellenweise plump und roh. Keine seiner Bauten hat eine ur-eigene Seele, sondern alle zeigen die gleiche, mechanistische Verallgemeinerung.

Messner, Max, *1875 Wien, Hof- und Gerichtsadvokat. *B*: „Moderne Seele“, „Wiener Hummelgeschichten“, „Der Traum vom Weibe“, *Ro*, „Variété des Geistes“ (das Buch eines Genesenden), „Moderne Essays“ und etwas über Max Stirner. *Bartels*, *DWS* 3, 825.

↓ Messfert, Dr., Prälat, sagte in einer öffentlichen Versammlung des Vereins der Staatsbürger jüd. Glaubens: „Antisemitismus ist etwas Undeutsches und Unchristliches“ — im Widerspruch zu Reichsminister Walter ▼ *Rathenau*: „Der Antisemitismus ist durchaus verständlich und berechtigt, und gerade die Besten in Deutschland huldigen diesem Antisemitismus“, *Fridericus* 23, 1930.

Messias. „Und siehe, es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn, bis zu Jahve und ward vor denselben gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich. Daß ihm alle Völker, Stämme und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nimmer vergeht, und sein Königreich hat kein Ende.“ *BB* 6/2 1929.

3P3: Auf dem 16. Zionistenkongreß 1926 sagte Sololow in der Gedentrede auf Herzl: „Am 20/8 97 erklärte Herzl mir und Freunden auf dem Balkon des Hotels Trois Rois in Basel: „Die bulgarischen Juden hätten lange geglaubt, der Messias werde am 1. Elul geboren. Und sie hätten recht geglaubt, heute auf dem Zionistenkongreß ist er geboren. Dieser Messias wird wachsen!“ — Herzl war frei von Aberglauben, hatte aber ein starkes religiöses Empfinden. Er glaubte fest an das, was er sagte und sah es mit eigenen Augen. Seine geschickte Führung hatte zu vereinigen verstanden, was bis dahin zu vereinigen unmöglich schien: das jüd. Volk. ...“

Roffig sagt in seinem „Integralen Judentum“: „Der Messias ist keine Person, sondern ein Zustand, und es ist Aufgabe der Juden, an der Erreichung dieses Zustandes zu arbeiten.“ — Der Zionistenkongreß in Basel 1897 war bekanntlich jener Kongreß, von dessen Beschlüssen wir in den „Protokollen“ Auszüge besitzen; damals wurde der Plan entworfen, monach die ganze nationale und internationale Ordnung zerstört werden sollte, um auf den Trümmern das jüd. Weltreich aufzurichten.

Über Messias (s. Weltkrieg) schrieb Levy Baruch, Neumessianer, an Karl Marx: „Das jüdische Volk wird in seiner Gesamtheit sein eigener Messias sein. Die Herrschaft über die Welt wird es durch die Vereinheitlichung aller anderen menschlichen Rassen, durch die Unterdrückung der Monarchien und die Errichtung einer Weltrepublik, die die Bürgerrechte der Juden überall anerkennen wird, erringen. In dieser neuen Organisation werden die Söhne Israels — über die Erbkugel zerstreut — überall das herrschende Element bilden, vor allem wird es ihnen gelingen, die Massen der Arbeiter unter ihre Kontrolle zu bringen. Die Regierungen aller Nationen der Weltrepublik werden ohne besondere Anstrengung in jüd. Hände übergehen — durch den Sieg des Proletariats. Der Privatbesitz wird durch die jüd. Herrscher — die überall den Gemeinbesitz verwalten — unterjocht. So wird die Weisung des Talmud, daß, wenn die Zeit des Messias kommt, die Juden die Reichthümer der ganzen Welt besitzen, in Erfüllung gehen.“ *Weltkampf* 60, 1928.

Der Sachverständige Dr. Göttberger im Stürmer-Prozeß 1929 (*Stf.* 10/1 30) wurde gefragt, ob ihm bekannt sei, daß der Talmud verheißt, bei Ausrufung des jüd. Messias alle Nichtjuden, die sich diesem Judenkönig nicht beugen wollen, zu ermorden; er erklärte, solche Stellen seien ihm nicht bekannt, es sei dies aber der Sinn der Messiaslehre überhaupt.

Messias, Hyam, Synagogenbeamter, 24 Rutlandstr. New-road, London E., *JWB* 1909.

Messiasse, falsche. Drumont 1, 108: „Theubes in Palästina im Jahre 45, der Magister Simon daselbst 34—37 und zur selben Zeit Menandon, dann 50—60 Desiteus, gleichfalls in Palästina Bar Kochba daselbst 138; Moses auf der Insel Creta 434; Julius in Palästina 530; ein Syrier zur Zeit des Leo von Byzanzien 721; Serenus in Spanien 724, ein anderer in Frankreich 1137, ebenso in Persien 1138, in Cordova 1157, in Fez 1167, 2 in Arabien und am Euphrat um die gleiche Zeit; einer in Persien 1174; David Almasser in Mähren 1176, ein anderer ebendasselbst 1181, David Ebdavid in Persien 1199 oder 1200, Ismael Sophin in Mesopotamien 1497; Rabbi Lember in Osterreich 1500, ein anderer in Spanien 1534, sowie einer in Ostindien 1615, einer in Holland 1624, endlich Sabathai Zewi in der Türkei 1666.“ Die Reihe läßt sich bis in die Gegenwart fortsetzen. *WM*.

Messing — hat schon mehrfach seines gelb-glänzenden Aussehens wegen für Gold von Juden ausgegeben und verkauft werden können, selbst in unserer wissenschaftlich und technisch fortgeschrittenen Zeit. So wurde Januar 1930 einem russischen Kaufmann in Berlin von 2 Schwindlern Gold, d. h. feingewalztes Messing, zum Kauf angeboten. Nach Abschluß verschwanden die Schwindler Simon ▼ *Leifer* aus Odessa und Josef ▼ *Leiwitz* (*1889) und wurden nur noch in Paris gesehen, wo die Berliner Polizisten des Dr. Bernhard Weiß (s.) vergeblich hinter ihnen her waren. *Vol.-Anz.* 26/2 30.

Messing, amerikan. Juden aus Preußen, 19. jh. *JE*.

Messing, A. J., Prediger in Militärisch, — kam 1868 nach New York, 90 nach Chicago und wurde Rabbi in San Franzisko. „Ferner hat er in einem Jahre im Staate Nevada nicht weniger als 8 Gemeinden und 23 Schulen gegründet und somit dem Jdtm in den wildesten Urwäldern eine bleibende Stätte gesichert“, *Stippe* 1881. Er schrieb Reden und Aufsätze, dtsh und englisch.

Messing, Samuel (Max Kühler), Mädchenhändler, s. Mädchenhandel.

Messing, Siegmund, staatenloser *M ä d c h e n h ä n d l e r*, tauchte eines Tages in Berlin auf, um nach Rairo

zu gelangen, besaß aber aus guten Gründen keinen Paß. Darum bestellte er sich bei einem „Unbekannten“ in der Gastwirtschaft Neue Schönhauser Str. 4, wo „echte“ Pässe mit Bildern zu haben sind, für 400 M. einen auf den Namen Hanger. Zuvor ging der „Unbekannte“ mit Messing zu Notar ▼ Jęblowicz, Rosenthaler Platz, wo M. eidesstattlich versicherte, daß er, Hanger, seinen Paß verloren habe, und Jęblowicz befundete am 2/7 1929 diesen Vorgang nebst Unterschrift des „Hanger“. Wie er aber geprüft hat, daß er Hanger vor sich hatte, während es Messing war, ist nicht bekannt. M. erhielt nun von der an solche „Notariatsakte“ gewöhnten Berliner Polizei den Paß auf den falschen Namen. — M. hatte dann in Kairo einen Unfall: Die Ägypter löschten ihn wegen Mädchenhandels und Auftretens mit 5 importierten Naktänzerinnen für 8 Wochen ein und wiesen ihn aus. M. ging zum Vertreter des Dtschen Reiches; und dieser Konsul in Kairo ließ ihn auf Kosten deutscher Steuerflaven nach Hamburg reisen.

Fr 31, 1930, berichtet als Gegenbeispiele 2 Fälle, wo deutsche Männer von dtschen Konsulaten einfach brutal im Stiche gelassen wurden.

Wegen des Passes kam M. vor ein Berliner Gericht, wohin auffälligerweise Jęblowicz vom Barmarichter, Landgerichtsrat Neumann, nicht als Zeuge geladen war; der wegen Glücksspiel vorbestrafte M., von ▼ Lasserstein verteidigt, wurde zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt. Fr Nr. 31, 1930.

Neßkatalogs-Expedition, Leipzig, Roßstr. 5. Seit 1850. Inh: Wwe. Dr. Emma Goldbeck-Wöwe, Geschäftsbefehlsm.: G. W. Sorgenfrey.

Neßow & Waldschmidt, Warenhäuser, Breslau. — Diese Firma machte Mai 1902 einen seltenen Gelegenheitslauf in Schuhwaren bekannt: 2000 Paar echte Chevreau-Damen- und Herrenschuhe, erstklassiges Fabrikat, regulärer Wert 13,50 bis 15,— M., jetzt zum Durchschnittspreis von 7,50 M. für das Paar zu verkaufen. Die „Schuhvereinigung zur Bekämpfung unlauteren Wettbewerbes“ und der Schuhmacher-Gewerbeverein ließen einige Schuhe untersuchen, deren Schaft aber nicht aus Chevreau-, sondern von minderwertigem Schafleder war, die Sohle bestand aus Pappe mit einer dünnen Lederablage, der Absatz aus Kunstleder, d. h. einer aus Lederabfällen durch Pressung hergestellten Masse. Die Schuhvereinigung stellte wegen unlauteren Wettbewerbes Strafantrag gegen den Geschäftsführer Hermann Ploschitzky und den Rahonchef Benno Cohn. Wie sich vor der 2. Strafkammer ergab, hatte Cohn durch einen Breslauer Agenten 600 Paar dieser falschen Schuhe von der Dlegnitzer Firma Moriz ▼ Gutfeld für je 5 M. gekauft, und Ploschitzky hatte inseriert. Beide Angeklagte: je 750 M. Strafe und Veröffentlichung des Urteils auf ihre Kosten.

Der Weltkrieg war aber für das Leder- und Schuhgeschäft in Europa unter der volkswirtschaftlichen Unfähigkeit aller Regierungen und dem schamlosen Wuchergeiste des Judentums eine hohe Zeit, so daß, wenn Neßow & Waldschmidt ihren Pappendekelkam weiter für 7,50 M. verkauft hätten, sie vermutlich in Erz gegossen und als Wohltäter der Menschheit gefeiert worden wären. So gewaltig ändern sich Zeiten und Ansichten, wenn der Jude in der Herrschaft sitzt. Heute würden solche Menschenhinder auch überall freigesprochen werden.

Neßthaler, Emil, *1869 München. G: Hotelier. G: Theater der Moderne, 93; Dir: Dtsches Theater, München, 96; seit 00 Besitzer und Dir: Intimes Theater, Nürnberg; er gibt „französische“ Schwänke und andere Pikanterien ab. Autoren. So führte er 01 in Berlin ▼ Hehermanns „Hoffnung auf Segen“ ein und war einer der ersten für den Vertrieb der Frank Bedekind (sb) schen Schmutzereien. Dann trug sich M. mit Theaterplänen in München, die, soweit wir Neßthaler kennen, nur einer weiteren Perversion und Verjudung des dtschen Theaters dienen konnten. 1919.

Neßsumme, j: Geld. — nassenen, Geld geben, zahlen. Nassene dem Scheigig Neßsumme == gib dem Christen Geld. Thiele G.

Neßtern, A., Dr., Patentanwalt, Berlin, hieß bis 1915 **Armand Manasse**, ist aber seinen Kassegenossen auch in der Verkleidung „Neßtern“ noch als Manasse kenntlich geblieben. Denn während wir Deutschen in „Neßtern“ vielleicht eine Verstämmelung aus „Neßtern“ oder dgl., jedenfalls aber keinen Juden vermuten und nach unseren Sprachgesetzen die erste Silbe betonen, betont der Jude die zweite Silbe und liest und löst womöglich das Wort als „M. Stern“; er fände in dem Namen also das bekannte Zeichen seiner Kasse, den Sechster Stern und wüßte nun, an wen sich bei Patent Schwierigkeiten zu wenden, um richtig bedient zu werden. Vielleicht ist noch eine andere Anagnorisis denkbar. — Uns liegt zur Namensaufgabe folgende Eingabe des Neßtern nebst Bescheid abschriftlich vor:

„Patentanwalt Dr. A. Manasse. Berlin, 21/12 15.

Hierdurch gestatte ich mir die ganz ergebene Mitteilung, daß ich mit behördlicher Genehmigung den Familiennamen Neßtern angenommen habe.

gez.: Dr. A. Neßtern, Patentanwalt.

An den Herrn Präsidenten des Kaiserlichen Patentamts, Berlin.

*

Dr. A. Manasse, Patentanwalt. Berlin, 23/12 15.

Unter Bezugnahme auf die Rücksprache vom heutigen Tage mit Herrn Dir. Dunthase, gestatte ich mir die ergebene Bitte, es möchte von Seiten des Herrn Präsidenten den Abteilungen von meiner Namensänderung Mitteilung gemacht werden.

Ich nehme an, daß es sich unter diesen Umständen erübrigt, daß ich zu jeder Angelegenheit, in der ich bevollmächtigt bin, eine besondere entsprechende Mitteilung an Kaiserliches Patentamt richte.

Ich erkläre ausdrücklich, daß ich die Verantwortung für irgendwelche Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben könnten, daß Zustellungen an mich noch unter meinem bisherigen Namen erfolgen, übernehmen würde.

Das Postamt 48, in dessen Revier mein Büro liegt, hat mir übrigens mitgeteilt, daß mir sowohl Zusendungen, die unter meinem früheren Namen, wie auch unter meinem jetzigen Namen zugehen, anstandslos ausgehändigt werden werden.

gez.: Dr. A. Neßtern, Patentanwalt.

An den Herrn Präsidenten des Kaiserlichen Patentamts, Berlin.

*

Der Präsident des Kaiserlichen Patentamts.

Nr. 806/15, J. B. III. Berlin, 29/12 15.

Abschrift erhalten die Herren Direktoren, Abteilungs-Vorsitzenden, Mitglieder, Hilfsreferenten und Bureau-beamten sowie die Rollen zur Kenntnisnahme.

In Vertretung: gez. Wilhelm.“

mesäse, j: das rituelle Türpfostenbällchen, Türpfosten. 2. Lieberliches Weibsstück (die gleich der Türpfostenrolle von jedem berührt wird; Thiele G.). — Bischoff S.

Meta = Stanislaus Mendelsohn.

Metallindustrie, f. Wilhelm Merton.

Metallwirtschaftsbund, Berlin, 1920:

Vertreter des Handels:

1. Jgo Levy, i. Fa. Holl & Co., Nürnberg.
2. Robert Levy, RM, i. Fa. R. Levy & Co., Charlottenburg.
3. Meno Diffsauer, i. Fa. M. Diffsauer & Co., Köln.
4. R. Sondheimemer, i. Fa. Beer, Sondheimemer & Co., Frankfurt a. M.
5. Dr. Fritz Warburg, i. Fa. M. M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstraße.

Stellvertreter:

1. Richard Lehram [I'abraham?], Berlin G 19, Ballstr. 15/15 a.
2. Adolf Schoyer [Schoyer?], i. Fa. S. Schoyer, Berlin, Französische Straße.
3. Max Baer, i. Fa. Samuel Baer's S., Halberstadt.
4. Speier, i. Fa. Altheimer, Speier & Co., Frankfurt a. M.
5. Dir. Heinr. ? Warning, i. Fa. Metallgef., Frankfurt a. M., Filiale Berlin B 66, Mauerstr. 61.

Meth, Friedrich, Dr., MA, OLeonie Porges, Dresden. † Moritz W. † 1915 // Sophie Doewensohn.

Meth, Hersch. Hammer 1914: „In Graitz bei Lodz wurde ein Bauer mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Der Verdacht der Untat lenkte sich auf Meth. Das Volk spricht von Ritualmord und wurde nur mit Mühe verhindert, den Mörder zu lynchen. M. ist mit seinem erwachsenen Sohne verhaftet und die Untersuchung eingeleitet.“ — WM. Meist kommt bei solchen Verdächtigungen seitens des Volkes nichts heraus.

• **Methusalem,** 1. langlebiger Urjude, brachte es bis zu 969 Jahren, f. 1. Mos. 2. Metallarbeiter und Mgl. jenes Trios, das vor 3000 Jahren beim Bau des Salomonischen Tempels den Abonhiram (sb) mordete. — Postnitsch, 190.

Metmann, Zionist. B: „Regenerationsarbeit“, Jüd. Verlag, Berlin, 1914.

Metzchnikoff, Elie, Dr., Prof., Vize-Direktor am Pasteur-Institut, Präsides der Ecole Russe des Hautes études, Paris, 16 rue de la Sorbonne. — Sein Großvater war: Loeb # Rewadomitsch, der 1803 eine hebräische und russische Schutzschrift für die Juden „Kotischrei meines Volkes“ verfaßte. — M. und Paul ▼ Ehrlich bekamen 1908 jeder den halben medizinischen Nobelpreis; M. erhielt auch 13 „einen Ruf an die Petersburger Universität, aber lehnte ab, da er ohne seine beiden jüd. Assistenten Bezrudka und Wallmann, denen der Aufenthalt ohne Erniedrigung in Petersburg unmöglich sei, nicht nach Petersburg gehen wollte.“ — Dr. ▼ Bl.'s W. 30, 1913. — „Der Russe Prof. M. tat wissenschaftlich dar, daß die Deutschen zu den minderwertigsten Rassen gehören und ihr Schicksal dem des Neandertalmenschen nahekomme.“ E. ▼ Brunner, Deutsches Jahrb., 1919, S. 7.

M. wäre ein „Christlich-jüd.“ Mischling, laut Dr. ▼ Marcuse, Umschau 30/6 1928.

↓ **Metternich, Clemens Frhr. v.,** 1773 Koblenz — 59. Staatsmann, der Wiener Weltmann — Soliweg, leitete von 1809 — 48 Österreichs äußere und innere Politik. ▲ Schmeißner, 1883: „Der allmächtige Staatskanzler war den Juden sehr günstig, glaubte sich ihrer bedienen zu können zu seinen Zwecken, während er selbst von ihnen für jüd. Interessen zum großen Nachteil Österreichs schmählich ausgenutzt wurde. Bei seiner unsozialen Lebensweise befand er sich nämlich öfters in Geldverlegenheiten, was von betreffender Seite sehr schlau ausgenutzt wurde. Diese von Metternich verschuldete Judenwirtschaft hat Österreich moralisch und materiell ruiniert.“

Fanny Dirichlet, geb. Mendelssohn, schreibt aus Franzensbad 1836 (Hensel 2, 20): „Metternich sieht prächtig aus, hat eine noble Tournüre, eine Nase wie ein großer Mann und nebenbei ein wenig wie alle Figgis — ich glaube aber doch nicht, daß er vom Stamm ist — und eine hübsche junge Frau [geb. Gräfin von Ritzh-Ferraris, *06; seine 3. Frau, die er 31 geheiratet hatte], dem Anschein nach nicht älter als seine Tochter, die auch mit war.“ WM.

M. stand wohl immer stark unter jüd. Einfluß; aber einmal, am Ende seines Lebens, 1849, sah er klar, als er — Gougenot des Mouffeaug, S. 293 — sagte: „Es gibt im Deutschen Reich revolutionäre Kräfte, die fürchterlich sind; das jüd. Element zum Beispiel. In Deutschland haben die Juden die ersten Rollen eingenommen und sind die hochfliegendsten Revolutionäre. Sie sind Philosophen, Schriftsteller, Dichter, Redner, Journalisten, Bankiers und haben im Kopf und im Herzen das ganze Gewicht der alten Schande! Sie werden einen fürchterlichen Tag für Deutschland herbeiführen., welchem wahrscheinlich ein fürchterlicher Morgen für sie folgen wird!“

Metternich, Wolff, Graf, „der adlige Schächer, der schon durch Judenblut erblich belastet“, Stbgrz 13/10 1911. M. verkehrte bei W. ▼ Wertheims in Berlin und war 1911 ebenda der Mittelpunkt eines Skandalprozesses: „Und das ist das Tolle, daß dieser Prozeß einen so großen Abgrund an sittlicher Verwirrung offenbart hat, der alles, was mit dem Judentum in Berührung kommt, hineinzureißen droht. Denn das, was wir hier an der Familie Wertheim erleben mußten, ist typisch jüdisch. Ob eine Warenhausdynastie ihre Töchter als Prinzen-

maitressen glänzen zu sehen wünscht, ob ein Rabbi die Seinigen nach Rio sendet oder ein Hebräer östlicher Herkunft seine Frauen auf die Straße schießt, es ist eine Quelle. Sie flieht im „Warschauer Hof“ in der Grenadierstraße genau so wie in Berlin W. Das muß man wissen. Weiß man es aber nach diesem Prozeß, dann Kegel und Ketten vor, um die abzuschließen, die nicht von selbst das Ehrgefühl haben, solche Sumpfe zu meiden.“ (f. Meschelsohn.) WM.

Meß. Ahlwardt, Arischer Verzweiflungskampf 1890, S. 179: „In M. hat sich in allerletzter Zeit eine ganze Anzahl von Offizieren erschossen, die sämtlich durch einen einzigen Juden zu Grunde gerichtet sind.“

I. **Recht und Verwaltung:** Deil, Amtsrichter; Frenkel, Dr., JM und Notar,); Hochschild, Ernst, Ref., Römerstr. 40, C; Hecht, MA; Ignace, Sal., Notar, O 1867 —; Kahn, Naphthali, ministre officiant, O 1867 —; Leifer, MA, Stadtrat; Loeb, Assessor; Müller, JM; Philippi, MA; Samuel, Assessor; Schweizer, Assessor; Teutsch, JM,); Tuteur, F., Stadtrat,) WB; Weil, Bruno, Dr. jur. et rer. pol., Theobaldswall 14, C.

II. **Medizin:** Bielefeld, Dr.; Dannenberg, Carl, Dr., Bischofstr. 33, C; Hirschbruch, Dr.; Lebh, Dr., S; Meyer, Jul., Dr., Bankstr. 16, C; Müller, Dr.; Reiß, Dr.; Rheins, Benj., med. aidemajor de 1re classe, O 1870 —; Samuel, Dr.; Stern, Dr.; Wolff, Dr.

III. **Sonstige Wissenschaften:** Bloch, Sjaie, off. d'académie, O 1870 —; Bloch, Gymnasiallehrer; Dannenberg, Carl, Dr. chem.,); Gerschel, Jul., Prof. a. Lycé, O 1867 —; Lebh, Léobce, Apotheker,); Morhange, Emile, Prof. a. Konservatorium, O 1867 —; Piccard, Leop., Chevalier de la Lég. d'hon., off. d'admin., O 1870 —; Salomon, Oberrealschullehrer; Schuchmann, Oberlehrer,); Weil, Camille, Apotheker,); Weil, Sylvain, Dr.; Zeligson, Gymnasiallehrer.

IV. **Bank, Handel und Industrie:** Bernard, Raphaël,) WB; David, Henry, Getreidehdlr.,); Gribourg, Eugène, Weingroßhdlr.,); Fürst, Alex, Rfm., C); Fürst, Rob., Rfm., Gartenstr. 18, C); Goldberg, Oskar, Eisengießerei,) WB; Herz, Emil, Weinhändler,); Herz, Ernst, Weinhdlr.,); Lebh, A.-Zeligson, Beamter,); Lebh, Ernst, Drogist,); Weil, Lion, Fabrikant,); Weil, Lion, Warenhslr.,). 1914.

Die augenblickliche Lage (1931) ist noch in Bearbeitung. Das von unseren Freunden eingereichte Material bedarf, vor allem betr. des Offizierskorps, noch der Nachprüfung.

Meß, Beamtenstellvertreter beim Generalgouvernement Warschau. Soldatenrat und Deutschenverräter, f. ▼ Domle.

Meß, Hofgerichtsadvokat, † 1872 Darmstadt, Revolutionsjournalist, Haupttreibender im Frankfurter Rationalverein, soll der Sohn eines Juden aus dem darmstädtischen Orte Dreieichenhain gewesen sein, der bei der Beschneidung den Vornamen „Aaron“ erhalten hätte. In seinem 17. Jahre habe er sich katholisch taufen lassen. — Scharff 1871, Rk 124.

B. ▼ Auerbach, am 24/2 72, Berlin: „Ich las heute morgen den plötzlichen Tod des Abg. M. Du erinnerst dich wohl, daß wir uns nahe standen, er war ein treuer und unermüdlicher Arbeiter für die Einheit des Vaterlandes, nicht von besonders originellen Gedanken, aber warmherzig und hingebend. Und wenn seine Feinde nichts Besseres mehr gegen ihn vorbringen konnten, mußten sie ihm auf, daß sein Vater Jude gewesen, und nannten ihn Aaron M. ... Die Geschichte erzählt nichts von solchen Männern wie M., man kann eben nur die Baumeister großer Werke verzeichnen, nicht auch die redlichen Arbeiter.“ Unsere Geschichte holt diesen von Auerbach beklagten Mangel nach und legt auch dem Wirken der kleineren und kleinsten Juden, wie Meß, die ihnen gebührende Bedeutung bei.

Meß, Adolf, O Tamarina M., „Ruffin“. — Konzertmeister, Bremen 1914.

Meß, August; C: ▼ △; MA, Notar, GJM, Führer des Freisinns, Gießen, 1914.

Meß, August = A. Cohn.

Meß, Josefa, Frl., Literatin, Bielefeld, Detmolder Str. 4. — Mit Geburtsjahr und -ort hält sie, um nicht

zu viel zu sagen, im Rk. 38 bescheiden zurück. Ihr albernes „Märchenspiel“: „Dem König drückt der Schuh“ brachte es bis zur Uraufführung in Berlin und zu Bildern in der „Woche“. B: „Didi und Konforten“, „Armer H. Pierrrot“, „Kinderbücher“.

Mex, Moses, f. Moses Enzheim.

Mexger, Hermance, geb. Kaß (S. Arnold; S. Walter; Clarissa; Tante Barbara). *1864 Straßburg. B: Auch eine konventionelle Lüge; Wie Lenchen unter die Haube kam; Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege, 85. Landau, Pfalz, Bestring 29.

Mexger, Lu., Handels-Fr. Frankf. Journal und Berl. Lokal-Anzeiger; Vater der Sängerin Ottilie M.

Mexger, Ottilie, Opern-Artistin, Hamburg, Oberfeldstraße. *1878 Frankfurt. G: Lu M. (f). — O 1. 02 Rfm. Klemens Froisheim, geschieden; 2. 10 Theodor Vattermann (f).

△ **Mexler**, J., Zimmermeister in Schlessien, — hörte in einer Versammlung, wo er Anschuldigungen gegen ein jüd. Mitglied vorbringen wollte, daß dieses, davon unterrichtet, französisch Abschied genommen hätte; er äußerte daraufhin: „Wenn der Jude seine eigene Schande nicht hören will, so mag er draußen bleiben.“ „Diese Bemerkung trug Herrn Mexler 6 Monate Gefängnis ein. Gegen ein solches Urteil gibt es keine Berufung!“ DfBl 6/11 1892.

Die Judenherrschaft in Deutschland datiert also nicht erst, wie dieser Fall beweist, seit der Revolution 1918, sondern war leider schon viele, viele Jahrzehnte vorher fest begründet.

Mexler-Söwy, Pauline, JG, Kontra-Artistin. *1853 Theresienstadt i. Böhmen. G: Dr. med. L. — 81 O Klavierlehrer Ferd. M. Sie begann 73 ihre Bühnenlaufbahn in Altenburg i. Sa. als „Orpheus“, war von 75—87 am Leipziger Stadttheater und sang in Konzerten und Oratorien.

? **Mewis**, Marianne, Frl., Anti-Agrarierin in Ostorf-Schwerin, *1866 Arnstede i. Westpr., — schrieb den Ro. „Der große Pan“ (Verlag Carl Reißner), worin sie einen deutschen Großgrundbesitzer Swantemitt brutal schilderte und das Deutschtum ganz schmähtlich herunterriß. Rk 39.

Mexitaner [Es-mag-sie-laner = es mag sie keiner], Wiener Bezeichnung für Juden, Hammer Nr. 628.

Mexiko. Daß die Völker gelegentlich die Geisterhände der Rothschilds merken, bewies 1914 (DM 24/4) die „Seltsame Kundgebung in London gegen Nordamerikas Mexikopolitik. Der Sekretär der amerikanischen Botschaft in London fand vor dem Hause ein größeres Paket von Zeitungsausschnitten, die von dem Zusammenhang des Krieges mit den Interessen des Otrustes handelten. Unter dem Paket lagen die Bilder zweier Hunde, die die Unterschriften „Rothschild“ und „Roxefeller“ trugen, während an der Wand des Hauses mit Kreide „El ist Blut“ geschrieben stand.“

Wallstreet giert besonders nach Mittelamerika, und einer der nächsten großen Kriege der Ver. St., falls diese sich weiter von den Finanzbestien vergewaltigen lassen, wird wohl gegen die Selbstständigkeit Mexikos, Mittel- und Südamerikas geführt werden. Möchten sich die „Zwei Hunde“ dann an dem alten

gelben Inzagolde die Zähne ausbeißen — noch besser, sie täten das gegenseitig mal an den eigenen versteinerten Knochen!

Die katholische Wochenkorrespondenz „Information“ 16/5 29: „Die Überjudung Mexikos. Die jüd. Einwanderung in Mexiko nimmt beängstigende Ausmaße an. Die Hauptstadt ist von Juden buchstäblich überschwemmt. Diese Juden verstehen es, die einheimischen Kaufleute von sämtlichen Märkten zu vertreiben. Nach Nachrichten, die von den Juden selbst veröffentlicht wurden, haben sich in der letzten Zeit in Mexiko 15 000 Juden niedergelassen. Diese unterhalten Zeitungen, haben eigene Schulen, Synagogen, Gesellschaftsklubs usw.“

Man ist entsetzt über die Einwanderer, denen Calles Tür und Tor geöffnet hat; allgemein wird darauf hingewiesen, die Juden seien „eine Rasse, die sich nicht assimilieren läßt, die unproduktiv ist, die alles aussaugt, was sie aussaugen kann, für die der Begriff der Nation lediglich etwas Negatives ist, die dabei aber eine Macht besitzt, die zerstörend wirkt, da die Juden kein Vaterland haben“; nur eine durchaus unpatriotische Regierung könne die schwere Gefahr, die die Juden für ein Land bedeuteten, verkennen.“

„Tribunal de Mexico“ schreibt wörtlich: „In einer der Straßen im Zentrum der Stadt Mexiko kann man lateinisch und hebräisch die Inschrift einer israelitischen Schule lesen; gleichzeitig gestattet das Gesetz keiner Schule, sich „katholisch“ zu nennen. Sobald aber die Bezeichnung „Israelitische Schule“ gewählt wird, ist man von dem rein philosophischen, moralischen und pädagogischen Charakter des Institutes überzeugt. Das Einwanderungsparlament sollte verhindern, daß unassimilierbares Blut in unser Volkstum eingespritzt wird, ein Blut, das nur Krankheitsercheinungen in unserm Volkskörper hervorzurufen imstande ist. Alle andern Ausländer, die in unser Land einwandern, sind nach ein oder zwei Generationen vollständig mit den Kindern des Landes, das sie zum 2. Vaterland erwählten, verschmolzen. Bei den Juden ist das nicht der Fall!“

Bei den Osterfeiern, wo die Judasgruppe verbrannt wird, wies das „Tribunal“ darauf hin, daß die in Mexiko eingewanderten Juden der moderne Judas wären, — wie Jew. Chron. 24/5 1929 höchst erschreckt meldete.

Nach jüd. Quellen leben etwa 16 000 Juden in M., und zwar in besten Verhältnissen, meist spanische Juden, die, von den Neueinwandernden (Ashkenasim) sorgfältig ferngehalten, statt „Jidisch“, eine jüd. Abart des Spanischen sprechen.

Der erste Schwarm setzte sich in M. vor 475 Jahren fest, als die Inquisition in Spanien scharf gegen die Juden voring. Seit 1924 (Einwanderungsgesetz in Nordamerika) wächst die Zahl der Osteuropäer. An einflußreichsten Stellen sitzen allerorten Juden. Nachrichtenblatt Nr. 1/2 1928.

Dr. D. Bogen, Sekretär, und J. U. Weinberger, Direktor der Gruppe des M. Bne Brith, stellten in M. 300—400 auf dem Wege zum Wohlstand begriffene jüd. Familien fest, die schon nach den Ver. St. gezogen waren, um günstigere Geschäftslagen zu finden, aber zurückkehrten, weil sie in M. mit viel weniger Schwierigkeiten zu kämpfen hätten. „Heute gibt es 38 jüd. Unternehmungen, die Strümpfe, Stiefel usw. herstellen und deren Besitzer 1921 ohne einen Pfennig ins Land kamen. Sprachrohr der Juden ist eine eigene Zeitung, „Jsr. Leben“, Excelsior, 4/7 1927; D Woch 14/8.

△Mey & △Edlich (Bernhard), Leipzig, — versicherten 1885 in Geschäftszirkularen, daß sie von christlichen Eltern geboren und die sämtlichen, in ihren verschiedenen Etablissements in Deutschland, Schweiz, England und Frankreich angestellten 1000 Personen Christen seien. Bgl. Otagau Rk 114: „Vielleicht hat die große Ausdehnung und weite Verbreitung des Versandgeschäfts von Mey [Ernst] & Edlich binnen kurzer Zeit das Gerücht entstehen lassen, die Besitzer seien jüd. Abkunft; denn es ist ja in Deutschland so weit gekommen, daß man meint, nur noch Juden könnten, vermöge der ihnen eigentümlichen Praktiken, ein Geschäft machen. Man scheint ganz vergessen zu haben, daß unsere eigentlichen großen Handelsherren stets Deutsche gewesen sind; daß kaufmännische Etablissements und Geschäftsoperationen, wenn sie florieren sollen, den Unternehmungsgeist und weiten Blick, die Intelligenz und Ausdauer, Rechlichkeit und Gründlichkeit erfordern, die wohl einem Eingeborenen, aber nimmer einem Hebräer beiwohnen. Es ist also begreiflich, daß Mey & Edlich sich als deutsche Kaufherren fühlen, daß sie das Bedürfnis empfinden, dieses öffentlich auszusprechen, und so jener Verdächtigung mit Nachdruck entgegenzutreten. Desgleichen gereicht es ihnen zur Ehre, wenn sie in ihren zahlreichen Etablissements nur Deutsche anstellen, und

wahrscheinlich wird es ihnen auch zum großen materiellen Vorteil gereichen.“

Meyer, Bürgermeister von Havre, Frankreich, 1922 (BS 14/9).

Meyer, Handelskammersyndikus, Frankfurt a. d. O., Mgl. der Fortschrittlichen Volkspartei, Landtags-Mgl., O. Δ. des Oberlandesgerichtspräsidenten in Posen. 1914.

Meyer, von, #, Dr. jur., Senatspräsident, Düsseldorf. † 1910. R: 1. L., stud., O. Offizier; 2. L., O mit einem Juristen.

Meyer's Konversationslexikon, Leipzig. Seidl 1900, S. 35: „Größtenteils von Juden geschrieben.“ Übrigens arbeiten auch Maurer mit daran. Im neuesten M. sind z. B. unter „Weisen von Zion“ (sb) nur die gegnerischen Schriften angeführt. Trotzdem war Meyer den Juden immer noch nicht freundlich genug.

Die wie ein Schießhund alles belauernde N. Freie Presse, Wien, pidi 1907 (DfBl 12/1) in Meyer's 7. M., S. 280, unter „Antisemiten“ den verbrecherischen Satz auf: „zugleich wuchs in Ungarn die Bewegung infolge jüd. Ritualmorde ...“ Darauf erhielt sie von dem so schwer Schuldigen, aber sehr gewandten Meyer umgehend die Erklärung: „Der von Ihnen Nr. 15, 203, unter „Ritualmordmärchen im Konversationslexikon“ gerügte Fehler ist durch versehentliche Weglassung des Wortes „angeblicher“ bei der Korrektur entstanden und im Artikel „Blutbeschuldigung“ richtiggestellt durch den Satz: In keinem (Falle) war jedoch ein jüd. Ritualmord nachzuweisen.“

Das Jsr. Fam.-Blatt 1907 (DfBl 31/8) meldete bald nachher: „Auch der soeben erschienene 17. Band von Meyer's Lexikon enthält tendenziöse Angriffe gegen die Juden. So findet sich unter dem Stichworte „Ruthenen“ der Satz: „Doch verarmt das Volk mehr und mehr infolge der Ausbeutung der Juden und zunehmender Trunksucht.“ Erinnert man sich daran, daß in dem Artikel „Juden“ diesen Habgier, Verschlagenheit und Abneigung gegen körperliche Arbeit als nationale Charaktereigenschaften vorgeworfen werden, daß unter dem Stichworte „Blutaberglaube“ die Verübung einzelner Ritualmorde als immerhin möglich bezeichnet wird, so hält es außerordentlich schwer, bei all diesen Dingen nur an eine gelegentliche Entgleisung eines Mitarbeiters zu glauben, wie der Verlag des Konversationslexikons seinerzeit behauptete. Der Verlag sollte zumindest den so leicht entgleisenden Mitarbeiter der Redaktion eines antisemitischen Blattes überlassen.“

Die Juden sehen in der Tat alles in der Welt nur darauf hin an, ob es gegen sie ist; in jedem Buch, Bau, Lied, Gemälde, Geschäft, Haus, Verein, in jedem Menschen und jedem Staat usw. interessiert sie nie das Wesen und Ding an sich, sondern nur deren Einstellung zu ihnen selber; sie, die bei vollem Bewußtsein betrügen, müssen natürlich das Ausfleuchten jeder Erkenntnis über ihr wahres Wesen rücksichtslos zu unterdrücken trachten, und versuchen das auch.

Wir bitten unsere Leser, ab und zu unser Material mit dem im Konversationslexikon angeführten zu vergleichen. Sie werden sehen, was dort alles schief dargestellt und vor allem fortgelassen ist. In Cicero's (sb) Reden ist die für Flaccus schon in der vorletzten Auflage verschwunden.

Meyer in Firma Meyer, Berlin, erhielt von der Stadt April 1924 (Angriff 12/11 1928) ein Kiefengeschenk, nämlich, die Pacht des Charlottenburger Rathausrestaurants auf 5 Jahre und gleichzeitig das Vorpachtrecht. Das Pachtgeld beträgt 3% des Umsatzes. Hunderte von erwerbslosen Fachleuten, vertriebenen einstigen Bahnhofswirten der Ostmark und des Elsas hätten diese Pacht verdient, und Meyer bekam sie; er dachte nun nicht daran, die Restauration selbst zu leiten, vielmehr verpachtete er sie sofort weiter für 13% des Umsatzes. Da der Rohumsatz monatlich rund 50 000 M. beträgt, zahlt er dem Magistrat 3% des Umsatzes und steckt monatlich 10% = 5000 M. in die Tasche.

Ökonom Schiller, Unterpächter Meyers, muß seine Weine und Spirituosen von der Firma Meyer beziehen: zum großen Teil Waren, die anscheinend an Sitzstuben

nicht mehr verkauft werden können. Die Weine (Firma Meyer ist keine eigentliche Weinfirma) sind anerkannt schlecht; Säuerlinge, der Schreden aller Kenner. Meyer hat also einen großartigen Fischzug gemacht und Schiller muß, um leben zu können, seinen Gästen schlechte Waren zu hohen Preisen verkaufen. April 1929 lief der unsittliche Vertrag des Fabrikanten Meyer ab. Wurde er erneuert? WM.

Meyer, Gründer und Leiter der sozialdemokratischen Arbeiterbank, Bern, bezog jährlich 40 000 M. und erhielt bei seinem Ausscheiden nach etwa 4½ Jahren eine Abfindung von 90 000 M. Ihm folgte Dr. Davidsohn, Frankfurter Vereinsbank. Hammer, Dez. 1928.

Meyer, aus Dtschlnd, Produktenmakler, Schwager des Präsidenten von Buenos-Aires, Dr. Pellegrini. AC 26/10 1890.

Meyer, #, Kunstprofessor und Direktor an der Kunstgewerbeschule, hat in Hamburg den jüd.-österreichischen Kunststil eingeführt. 1920.

Meyer, genannt Leitem, wurde Oktober 1884 in Straßburg ergriffen. Seine Spezialität bestand darin, Wertdokumente und bares, aus Diebstählen herrührendes Geld zu verwalten. Man fand bei ihm Aktien von 400 000 Franken, die in Brüssel gestohlen waren, ferner eine Million vor einigen Jahren unterschlagener Wertpapiere des Herrn Wurat, eines Wechselagenten; endlich 200 000 Franken Wertpapiere einer Frau Bon Temps, Besitzerin des Cafés vom Théâtre Montmartre. Man könnte es nicht begreifen, auf welche Weise sich dieser Mensch mit den verschiedenartigsten Spitzbuben in Verbindung hatte setzen können, wüßte man nicht, daß eine kosmopolitische Verbrecher-Verbindung existiert, deren Maschine, wie es scheint, gut arbeitet.“ Drumont 1, 60.

Meyer, Dr., Prof., 1892 Dir: Frennhaus, Göttingen. O ½▼, Schwester der Mutter des RA Ed. Hellier, Hamburg.

Meyer, der „B. Athenau des Orients“, Düsseldorf. „Schöpfer der mustergültigen Kriegsgesellschaft ist Großkm. M., der in Dtschlnd kein entsprechendes Amt finden konnte, dafür aber „Lebensmitteldirektor“ der Türkei wurde“, Hilmar, 1917, S. 13. Der Türkei ging es dann ebenso wie ihren mitteleuropäischen Verbündeten, die alle am Juden sterben mußten, um hoffentlich dereinst ohne ihn wieder aufzuerstehen.

Meyer, Dr. med., SM, Schweidnitz, #; O ΔI. des früheren evang. Hauptpastors der Friedenskirche. R: S; T. — 1914.

Meyer, spanischer Konsul, Millionär, in Fa: Meyer & Gellhorn, Danzig. 1914.

Meyer, JN, Politiker, Stadtverordneter, Synagogenvorsteher, Berlin. Stbgr B. 5/1 1893: „Wir hatten schon früher darauf hingewiesen, daß M. anstrebe, demnächst Stadtverordneten-Vorsteher zu werden. Das war so schön in die Wege geleitet, daß unsere Haupt- und Residenzstadt kaum dem Schicksale entgehen zu können schien, den Stadtverordneten- und Synagogen-Vorsteher in einer Person zu vereinigen; Juda stand am Vorabend eines großen Triumphes. Aber das jüd. Volk hat seine Eigenart, und dazu gehört in erster Linie ein überaus zänsisches Wesen. Haben wir doch schon oft gehört, daß sie sich an ihrer heiligsten Stätte, in der Synagoge, geprügelt haben, und im Tempel des Mammons, wo sich Juden

mit Vorliebe tummeln, in der Börse liegen sie sich fortwährend in den Haaren. Da auch Mangel an Taktgefühl zu den Eigenschaften Israels zählt, so kommt es, daß in den wichtigsten Fragen die merkwürdigsten Vorschläge zu Tage gebracht werden, und wenn dann von anderer Seite auf die Unzuträglichkeiten aufmerksam gemacht wird, spielt ihnen ihr Temperament den Streich, daß sie in ihrem Grimme sich nicht zu mäßigen wissen und in die Welt hinaus schreien, was sie eigentlich im innersten Schrein ihres Busens verschließen sollten. Sie häufen dann in orientalischer Aufregtheit eine Ungeschicklichkeit auf die andere, und in ihrer Nachsicht, die sie auch dem eigenen Fleisch und Blut gegenüber nicht zu mäßigen verstehen, waschen sie öffentlich ihre schmutzige Wäsche.

Wir haben bereits mitgeteilt, daß der GRN Herz und der RA Goldberger infolge des Abfalls, den die Judenschutz-Petition erlebt hat, aus dem Vorstande der jüd. Gemeinde Berlins ausgetreten sind; natürlich wurden die beiden Herren infolgedessen als die Urheber jener Petition angesehen. M. blieb klugerweise hinter den Kulissen, um den Ausfall der Vorsteherwahl in der Stadtverordneten-Versammlung abzuwarten. Aber Herz und Goldberger fühlten keinen Beruf in sich, das Martyrium der verfehlten Vaterschaft jener Judenschutz-Petition auf sich zu nehmen, und plötzlich erscheint im „Berliner Börsen-Courier“ ein Artikel, der die Geschichte enthüllt.

Die Repräsentantenversammlung der jüd. Gemeinde, die, von der Gesamtheit der Gemeindeglieder gewählt, aus ihrer Mitte den Vorstand designiert, hatte auf Anregung einiger ihrer hervorragendsten Mitglieder eine Resolution angenommen, es möchte in breiter Öffentlichkeit der Tatsache Ausdruck gegeben werden, daß die jüd. Religion ihren Bekennern Liebe zum Vaterlande, Ehrfurcht vor dem Könige und Treue für ihn gebietet. Es kamen die verschiedenen Arten, in denen eine solche Kundgebung erfolgen könnte, zur Erörterung. Man sprach von der Anberaumung einer öffentlichen Versammlung,

der Anrufung der Publicität, und kam endlich zu der Meinung, daß es das beste sei, durch eine Eingabe an den Kaiser die Kundgebung ins Werk zu setzen. Nun ist zwar der Vorstand formal nicht verpflichtet, Beschlüsse der Repräsentantenversammlung auszuführen. Im vorliegenden Falle jedoch hat der Vorstand selbst eine solche Verpflichtung geschaffen, indem er sich in der betreffenden Repräsentantensitzung einstimmig für den Erlaß der erwähnten Adresse aussprach. Dem Vorstand lag es auch ob, die Adresse zu entwerfen, und der Vorsitzende, JN M., unterzog sich dieser Aufgabe. Sein Entwurf ist es, der Widerspruch hervorrief, der in einem hiesigen Blatte zutreffend dahin charakterisiert wurde, daß er die erneute Etablierung von „Reichsschutzjuden“ einleite und gewissermaßen herausfordere.

Der M.'sche Entwurf enthielt das Petitionum, der Kaiser möge erklären, daß er nicht darein willigen werde, die gesetzlichen und verfassungsmäßigen Rechte der Juden verkümmern zu lassen. Es war aber auch noch ein anderer Entwurf vorhanden, der keinerlei Petitionum enthielt, sondern nur die Kundgebung monarchischer und vaterländischer Gesinnung, wie sie von der Repräsentantenversammlung ursprünglich beabsichtigt und deren Formulierung dem Vorstande aufgegeben worden war. Vermöge des Übergewichts, das JN M. als Vorsitzender des Vorstandes genießt, gelang es ihm, seinen Entwurf in vorderste Reihe zu stellen. Angenommen ward er nicht, vielmehr blieb er die Beschlußfassung über die Formulierung offen, und es stand durch gemeinsamen Beschluß der Repräsentanten-Versammlung und des Vorstandes nur das eine fest: daß eine Eingabe an den Kaiser gerichtet werden solle. Ein entgegenstehender Beschluß ist auch nicht gefaßt worden. Was hierüber gemeldet worden ist, ist irrig. Die Angelegenheit ist nur vertagt, und zwar ist es wiederum JN M., der die Vertagung durch das Gewicht seiner Stellung als Vorsitzender des Vorstandes durchgesetzt hat. M. hat vielleicht die Einwendungen, die sich gegen seinen Adressentwurf erhoben, als gegen eine Eingabe an den Kaiser überhaupt gerichtet aufgefaßt. Bei die-

ser irrigen Auffassung blieb er auch dann, als durch Indiskretion die ganze Angelegenheit vorzeitig an die Öffentlichkeit gebracht worden war.

Hier aber beginnt eine Verquickung von Dingen, die nichts miteinander gemein haben sollen und gemein haben.

M. bewirbt sich nämlich um den Posten eines stellvertretenden Vorsitzers in der Stadtverordnetenversammlung, um nach einer gewissen Übergangszeit Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung zu werden. Jene Indiskretion hatte ihm gezeigt, daß man auf freisinniger Seite keine Sympathien hat für Juden, die sich selbst zu „Reichsschutzjuden“ stempeln wollten. Er mochte die begründete Besorgnis hegen, daß die freisinnigen Stadtverordneten ihm die Unterzeichnung einer schutzfliehenden Petition verübeln und ihm nicht mehr dasjenige Vertrauen schenken würden, das die unentbehrliche Voraussetzung seiner Wahl zum stellvertretenden Vorsitzenden der Stadtverordnetenversammlung ausmacht. Deshalb erklärte er plötzlich, daß er die Eingabe nicht unterzeichnen und zum mindesten vorläufig — M. wollte sich den Rückweg offen halten — nicht abgehen lassen werde. Er erklärte dies auch seinen freisinnigen Kollegen in den Fraktionen der Stadtverordnetenversammlung. Er vergaß aber mitzuteilen, daß gerade er, der Verfasser und lebhafteste Befürworter des Entwurfes war, der zu so mißliebigen Kritiken Anlaß gegeben. Er hielt sich, wie gesagt, jeden Weg offen: seine ablehnende Haltung gegenüber der von ihm selbst entworfenen und befürworteten Petition sollte ihn den freisinnigen Stadtverordneten genehm machen, und nach vollzogener Wahl konnte er die im jüd. Gemeindevorstande zurückgestellte Angelegenheit bei sich bietender Gelegenheit wieder hervorholen.“

Es ist fürchterlich, wie Juden laviereu müssen, um überhaupt durchzukommen, nicht nur bei den Nichtjuden, sondern mehr noch bei ihresgleichen, wo ein geradezu monströser Meid herrscht. Wie wird das werden, wenn erst alle Juden der Welt von den Völkern nach Madagaskar befördert und dort ganz unter sich sind!

Meyer, #, Senatspräsident, Kammergericht, Charlottenburg. 1914.

Meyer, Amtsgerichtsrat, D.-L. d. Landwehr a. D., Charlottenburg — mosaiksch —, „beim Roten Kreuz äußerst tätig“. O. V. 20. Jh.

Meyer, Aaron, Bankhändler, Maler, Berlin, 18. Jh. Seine Töchter: Sarah und Marianne, wurden wegen ihrer „Schönheit“ gefeiert; Klugheit aber sagte man nur der jüngeren nach. Diese Damen „kamen durch ihre glänzenden Heiraten in die Lage, die elegante Gesellschaft zweier Hauptstädte, Berlins und Wiens, zu beherrschen“, Ko, d. h. sie gründeten Salons und beeinflussten im Sinne ihrer Klasse, durch die dort von ihnen fetierten, harmlosen Politiker und Dichter, die Politik und Literatur der von diesen Herren vertretenen Völker. Das war einzig und allein immer die Aufgabe jüd. Salons und Gesellschaften.

„Frau Sarah v. Grotthuß macht es sich, nicht ohne Familienstolz allzu leicht, wenn sie ihren Vater Aaron Meyer als Urbild des liberalen Kaufmanns, der in Nathan dem Weisen steckt und Moses Mendelssohn als Urbild des Denkers hinstellt“, Erich ↓ Schmidt: Lessing II, S. 396.

1. Sarah wandte sich, um noch leichter in die Aristokratie zu kommen, ohne Vorwissen der Eltern jugendlich und taufglücklich an Pastor Stein in Welfsiedendorf, der es gern allen Leuten bequem machte. Ohne Unterricht im Christentum taufte er sie, auf Grund eines von ihr eingereichten Glaubensbekenntnisses. Danach trat auch Marianne ans Becken, die, weil der Geist bei ihr nicht reichte, nur kurz vor der Taufe ein vom Pastor selber entworfenes Glaubensbekenntnis zu unterschreiben brauchte. — Die Eltern erhoben Einspruch, und die Märtyrerinnen mußten wieder das Judentum annehmen. Sarah, der als Mädchen auch Lessing gehuldigt hatte, wurde 1788 wieder Jüdin und dazu verurteilt, den Rfm. Lippmann Wulff zu heiraten. 9 Jahre später führte sie der reiche ländliche Baron von Grotthuß als Gattin heim; aber da sie erklärte, trotz wieder angenommenen Judentums im Herzen immer gute Christin geblieben zu sein, wurde ihr nunmehr gestat-

tet, sich ohne Wiedertaufe zum Christentum zu bekennen. Sie hörte in späteren Zeiten Schmeicheleien von Herder, dann standen Frau von Genlis, der Fürst von Ligne und Goethe mit ihr in freundlichem Verkehr. Im übrigen war sie eine eitle Person, die, wie Rahel [die genau so eitel war], sich ausdrückt „voll ekelhafter Süßigkeit gegen sich selbst, eine offenbare Märlerin“ war. Ihr Salon war berühmt, sie ging 1828 in Dranienburg ein.

B: Erzählungen, Dramen, moralische und politische Aufsätze in dtsh. und franz.; Briefwechsel mit Stolberg, Schiller, Frau von Genlis, Stael und mit Goethe, den Barnhagen v. Ense veröffentlichte.

2. Auch Marianne führte, bei aller Geistlosigkeit, ein bewegtes Leben. „Ihre Augen“, schreibt Otto v. Mantuffel, 1799, „sind die schönsten, die jemals am Himmel geleuchtet haben“. Graf Geßler, Enkel des Siegers von Hohenfriedberg, Gesandter in Dresden, sollte sie heiraten; ebenso konnte Graf Christian von Bernstorff, dänischer Legationssekretär, später preuß. Minister, nur mit Mühe, von der Semi-Alliance mit ihr abgehalten werden. Seit 92 war sie mit dem Fürsten Prinz Heinrich XVI. von Neuß-Greiz, österreichischer Gesandter am preußischen Hofe, — „ihre ziemlich ungleich an Jahren und häßlich wie die Nacht“ — morganatisch vermählt, dessen übergroßes Vermögen sie 99 erbt: „Die fürstlichen Verwandten wußten sie jedoch zu bewegen, gegen bestimmte Vorteile dem Fürstentitel zuzuntagen; von Kaiser Franz Joseph wurde ihr darauf die Bezeichnung „Frau von Ethenberg“ verliehen; sie lebte in Wien, wo die Prinzessin von Kurland, Familie Ligne und Clary ihr Umgang waren, und machte viele Abstecher nach Preußen. 1820 gehörten Marianne und ihre Schwester und die Rahel v. Barnhagen zu den Berliner Jüdinnen, die, „so darf man ohne Übertreibung sagen, nicht bloß in den jüd. Kreisen, sondern in Berlin überhaupt Lessing entthront und Goethe auf den Thron gesetzt haben. Sie sind es allein, denen jener

großartige Umschwung, die Begeisterung für Goethe in 1. Linie zu danken ist“, faselt Lu. ▼Geiger, der verfloßene Herausgeber des Jahrbuches der Weimarer Goethegesellschaft.

Dieser Wahnsinn findet sich auch bei Dr. Hans Landsberg, Judentum in der dtischen Literatur, DWe 01, 7: „Wenn Goethe heute nicht mehr ganz unbekannt in Dtschld ist — daß er bekannt sei, wage ich nicht zu behaupten —, so gebührt das Verdienst dafür fast ausschließlich den Juden, brachten doch die Salons der Rachel Levin und der Henriette Herz den Goetheskultus auf, waren doch nach ihnen immer wieder Juden in dieser Richtung erzieherisch tätig. Und ähnlich haben sie später in Kunst und Wissenschaft gewirkt, die Lehren Schopenhauers und Nießches verbreitet, für Richard Wagner und Böcklin gekämpft und gesiegt, um bei dem Bahreuther Meister etwa dafür den bittersten Undank zu ernten; mit derselben erfolgreichen Energie sind sie für Hebbel, Keller, Fontane, Diliencron eingetreten.“ — Wenn es so weiter geht, wird es in 100 Jahren von jenen Berliner Jüdinnen einschließlich der geistig armen geb. Marianne Meyer heißen, daß sie Goethes Werke verfaßt hätten. —

Es gab von Marianne auch eine „Sammlung handschriftlicher Blätter, Bildnisse oder Charakterschilderungen von Personen aus der Gesellschaft“. Sie war ferner eine Freundin des ↓ von Genß (vgl. Wehse, 5, 251) und ermöglichte ihm die Karriere in Osterreich, die dieser wiederum mit regem Wirken in Wort und Tat für Israël bezahlen mußte. Goethe sprach mal von Mariannens „zarten Lippen und ihrer spitzen Zunge“, A. Sauer „Goethe und Osterreich“, Kaiserling; DWe 1902, 12.

Meyer, Abraham, Spediteur, Solbau, erhielt 4/4 14, (DfBl 1174) wegen riesenhaften Saharinschmuggels 6 Monate Gefängnis und 1500 M.; ebenso sein Ep. Rfm. Moriz Rubin aus Ehdtkuhnen, während Butterhändler Abbel Tiefenbrunn aus Oswiecin nur 6 Monate ohne Geldstrafe bekam.

Meyer, Adele, Lady, engl. Frauenrechtlerin, 20. Jh. * Le Havre; G: Julius Lévis. O Sir Carl M., K: Mr. St. John Lambert, und Frank Cecil Meyer. — B: Maters of our Clothes. — Ep: Clementina Blad. 10 Stratton Street, Piccadilly, London. Suffrage.

Meyer, Adolf. G: Simon M. — O Fanny Königswarter aus Fürth, aus der jetzt geadelten Familie dieses Namens. † 1866. — G: Rk Sigmund, † Hannover. — Gronemann 107, 146.

Meyer, Adolph, 1842—08 New Orleans, ebenda: Brigadeführer und Großhändler in Zucker, Baumwolle, 91—08 demokratisches Kongreßmitglied der Ver. St. — DfB; B.

Meyer, Albert, JG, *1839 Sorb, dänischer Tenor, seit 76 Leiter eines Konservatoriums, Kopenhagen, — schrieb eine Gesangsschule und sammelte (zum Teil selbstkomponierte) Sabbathlieder.

Meyer, Alexander, Freund der Gründer, Dr. jur., M. d. N., 1832—98, Berlin. Er war zunächst Referendar, dann Kritiker an der ultraliberalen Weser-Z. in Bremen, seit 68 im Ausschuß des manchesterlichen „Kongresses dtischer Volkswirte“, 66—71 Sekretär der Handelskammer, Breslau; —76 Generalsekretär des Dtschen Handelstages. 72 berechnete M., der als Börsenredakteur der „Spenerschen Z.“ die „Gründerära“ begeistert mitmachte, in der „von Paul Lindau herausgegebenen „Gegenwart“, daß von der französischen Kriegskontribution von 5 Milliarden auf jeden Dtschen, vom Säugling bis zum Greise, ein goldener Teelöffel, 2 Lot schwer, entfallen müßte. Während das Sprichwort nur von den „Zehntausend Oberrn“ sagt, daß sie, mit einem silbernen Löffel im Mund, zur Welt kommen, wurde nach M. jetzt jeder dtische Säugling, auch in der ärmsten Hütte, mit einem goldenen Löffel in der Tasche geboren. Vorsichtig fügte Meyer, der Geistreiche, hinzu: diese 40 Millionen goldener Löffel würden schwerlich verkäuflich sein, und müßten rapide im Kurse sinken. — Diese Prophezeiung ist allerdings nicht eingetroffen: goldene Löffel stehen nach wie vor hoch im Kurse, aber leider sind sie nicht mehr bei den Eingeborenen zu finden: sie haben sich sämtlich in den Taschen der Fremdlinge angesammelt“, Rk.

„76 übernahm er die Redaktion der „Schles. Presse“, Organ der Börsenleute. „Alexander der Große“, wie die „Germania“ ihn nannte, bezeichnete seinen Regierungsantritt bei diesem Blatte mit einem Leitartikel: „Die Partei der schmutzigen Wäsche“. So nannte M. die Leute, die das Parlament von den Gründern reinigen wollten; und bekanntlich ist „schmutzige Wäsche“ eine Liebhaberei und historische Eigentümlichkeit des auserwählten Volkes. Obgleich damals unsere Parlamente von Gründern und Aufsichtsräten wim-

melten, schrieb M.: „Es gibt wahrscheinlich kein anderes Land, in welchem zwischen der Volksvertretung und den Erwerbsinteressen so schwache Beziehungen bestehen, als Dtschlnd. Wir wissen kaum, ob wir auf diese Tatsache mit Stolz, ob mit Bedauern sehen sollen; allein die Tatsache steht fest.“

In Breslau fing M. Krakehl mit der „Schles. Z.“ an, die bezweifelt hatte, daß Löb Sonnemann von der Frankfurter Z., trotz dessen Beteiligung an zahlreichen Börsenemissionen, ein korrekter Konsozialzeichner gewesen sei. Aber M. fiel ab. Sogar der Verein „Breslauer Presse“ gab ihm ein Dementi, und die „Schl. Z.“ erklärte, daß sie gegen ihn die Klage wegen „wahrheitswidriger und ehrenrühriger Behauptungen“ angestrengt habe.

Aber im Herbst 1876 wählten die Breslauer ihn und N. Freund leider doch in das Preußische Abgeordnetenhaus. Er kehrte nach Berlin zurück und trat in die Redaktion der „National-Z.“. Hier nahm er wieder das Thema von der „schmutzigen Wäsche“ auf, und machte seinem Ingrim gegen die Ankläger der Gründer und Gründergenossen am 9/1 80 Luft: „Rudolf Hermann Lotze, mit der hervorragendste unter den deutschen Philosophen, tut in seinem Hauptwerke „Mikrokosmos“ den sehr bedeutenden Ausspruch, daß jede menschliche Tätigkeit, die darauf abzielt, Reinlichkeit hervorzubringen, im Grunde etwas Unreines sei. Als wir vor fast 20 Jahren diesen Ausspruch zum erstenmal lasen, fanden wir, daß er etwas Befreiendes hat; damals, als die Ausläufer der Hegelschen Philosophie in Dtschlnd noch stark waren, durften wir uns sagen, daß die Philosophie vom Himmel auf die Erde zurückgekehrt sei. Einen gleich allgemein gültigen und zugleich praktisch so verwertbaren Satz hat Hegel niemals geschrieben, noch ausgesprochen. Auch „Plato der Göttliche“ und „Kant der Erstaunliche“ haben niemals eine Wahrheit formuliert, die so tief in das innerste Wesen der Dinge eindringt und durch ihre fesselnde Form zugleich imstande ist, das Interesse des Laien für die hehre himmlische Göttin Philosophie gefangen zu nehmen. Der Lehrling, den

uns Schiller in einer Reihe seiner witzigsten Xenien vorführt, der von den Meistern einen erklecklichen Satz, und der auch was gilt, verlangt, der unbefriedigt von der ganzen Reihe idealistischer Philosophen, von Cartesius bis auf Fichte, scheidet, er würde seine volle Befriedigung in dem Satz von der Reinlichkeit gefunden haben. Der wahre Denker ist auch immer ein wahrer Seher. Lotze hatte jenen tiefsinnigen Satz ausgesprochen, bevor der Gründungsschwindel über Dtschlnd hereingebrochen war, und bevor die „Reichsglocke“ und die „Kreuz-Zeitung“-Artikel über die Ara Bleichröder die wahre Sittlichkeit wieder hergestellt hatten; weder von Herrn von Dieft, noch von Herrn Glagau oder Herrn von Ludwig hatte er jemals ein Wort gehört. — „Sawohl, jede menschliche Tätigkeit, die darauf abzielt, die Reinlichkeit herzustellen, ist an sich unreinlich!“ In diesem Sinne ist also auch das Geschäft der Polizei, der Staatsanwaltschaft und des Strafrichters unreinlich! — Indem er nun den Philosophen Lotze für die Gründer und Schwinder und gegen deren Ankläger ins Feld führt, weiß sich M. vor Entzücken über dieses echt talmudische Stückchen gar nicht zu lassen. —

In diesem einen Artikel enthüllt sich die ganze Seele des „geistreichen“ M. und die wahre Moral der jüd. Masse! Man beachte außerdem das „Deutsch“ des Artikels!

80 schied sich der linke Flügel der National-Liberalen vom rechten. An der Spitze der „Neuen Partei“ marschierten die Juden Lasker, Bamberger, Lipke Arm in Arm mit M.; sie erwarben die „Berliner Tribüne“ und machten sie zu ihrem Organ. Die Leitung des Blattes übernahm M., bis es nach kurzer Zeit unter seinen Händen verblüht, vielleicht, weil er zu „geistreich“ war. Denn mit bloßer „Geistreichigkeit“ ist es bei einer Zeitung nicht getan; um sie lebensfähig zu erhalten, müssen noch andere Eigenschaften und Fähigkeiten, wenn auch gerade nicht Charakter und Moralität mitsprechen.

Bei den Neuwahlen 81 drang M. in den Reichstag; er erhielt ein Mandat für Halle und den Saale-Kreis. Als

Parlamentarier ließ er das geflügelte Wort fallen: „Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt!“ — Dieser Ausspruch bedeckte ihn mit Ruhm, und prangt seitdem über manchem Bierlokal, z. B. auch auf dem „Spandauer-Bod“. Seine begeisterten Verehrer wurden selbstverständlich die Wirte; sie überhäufte ihn mit Telegrammen und Adressen, und manches Fäßchen ward ihm als Ehrentrank gespendet. In der Beherzigung und Selbstbetätigung jenes Wahlpruches nahm M.'s Außeres immer mehr die Form eines Bierfasses an, das sich nur mühsam und unter sichtlichen Beschwerden fortwälzt. Dann saß M. auch in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, sprach eben so „geistreich“ wie im Land- und Reichstag und verursachte bei jeder Rede gleichfalls Ausbrüche von „Heiterkeit“ und „großer Heiterkeit“. Einen glänzenden Sieg hatte er am 17/3 85 in der Sitzung des Reichstages, wo er gegen den Zoll auf Gemüse sprach, und diesen mit allerhand Witzchen, wie: „Saure Gurken ist auch Kompott“, glücklich zu Fall brachte.

Die National-Z. meldete: „Der Abg. M. ist infolge seiner Rede zur Gemüse-Verzollung fortgesetzt Gegenstand von Dvationen. Jetzt hat ihm auch mit einem verbindlichen Schreiben Vina ▼ Morgenstern das von ihr verfaßte Kochbuch verehrt.“ — Ein Beleg, wie Juden füreinander wirken, und wie die „Geistreichen“ zusammenhalten!

„Aber davon kann man nicht leben. Das Mandat als M. d. R. und als Stadtverordneter trägt nichts ein; bloß der preußische Landtagsbote erhält Diäten, 5 Taler den Tag; doch währt die Session jedes Jahr nur 3 Monate. Auch die Schriftstellerei vermag nicht einen Mann zu ernähren, der gut zu essen und zu trinken gewohnt ist. Aber Alexander ist, dank dem Instinkt seiner Rasse nicht nur ein „geistreicher“, sondern auch ein praktischer Mann. Er hat sich in den RA der Berliner Brauerei Tiboli wählen lassen, wo er 4000 M. jährlich bezieht.“ Glagau, RR, 11, 6.

Meyer erklärte 1880 im Abgeordnetenhaus zur Judenfrage u. a.: „Wenn

der größere Teil der Juden, die eine parlamentarische Laufbahn ergreifen, sich auf Seiten der Linken niederläßt, so sehe ich darin gerade ein Zeichen der Zufriedenheit (Lachen rechts), ein Zeichen der Anerkennung für die Gesetzgebung, die wesentlich unter unserer Mithilfe zustande gekommen ist. . . . Noch immer steht die Sache so, daß die Juden sicher sind, auf liberaler Seite die volle und ungeteilte Anerkennung des Grundsatzes der Gleichberechtigung der Konfessionen zu finden, während auf der anderen Seite mehr oder weniger daran gerüttelt wird; ja, es kann geradezu als ein Kriterium angesehen werden zwischen liberal und konservativ. . . .“

Auch zur Verteidigung der AG glaubte M. das Wort ergreifen zu müssen: „Die „Alliance Israélite“ ist nichts als ein großer Wohlthätigkeitsverein (Widerspruch), sie ist eine Geldsammlung für die Juden in der Türkei, im Orient, die sich zum Zweck gesetzt hat, in erster Linie die Begründung von Schulen aus den dafür bestimmten Fonds, die vorzugsweise wieder Ackerbauschulen begründet hat.“

Alex. M. stellte auch den Satz auf: „Wer dem Wucher verfällt, sollte unter die Vormundschaft des Gläubigers gestellt werden“, mit andern Worten: unser deutsches Volk gehört unter jüd. Kuratel.

Schrecklich waren dieses Freisinnigen „Witze“; als er (AG 1/6 90) sein Bild für den „Reichstagsalmanach“ einschicken sollte, entschuldigte er sich: „Ich bin eine wehleidige Natur. Es würde mir unerträglichen Kummer verursachen, mir auch nur ein Bein abnehmen zu lassen und nun gar das Gesicht. Ich führe seit Jahren einen Verzweiflungskampf gegen die Zumutung, mich litho-, photo-, gholo- oder sonst irgendwie graphieren zu lassen. M.“

Er hatte ganz recht, jeder Jude denkt im Grunde so wie er, sie lassen alle ihr unerträgliches Außeres nur höchst ungern darstellen, um die Nichtjuden nicht vor der Zeit abzuschrecken und aufzuklären. Denn unbekannt und unerkannt arbeitet sich viel besser; wenn Meyers Züge mehr verbreitet worden wären, hätte ihn ge-

wiß niemand in den Reichstag gewählt!

Zu milde kommt Meyer in Ad. Bartels bekanntem „Dummen Teufel“, 169, weg:

Auch Meyer Alexander, kühn bezwidert,
Ist brav und gilt im deutschen Vaterland,
Weil jeder Wiß durch seine Reden sichert,
Durch den die goldne Hundertzehn bekannt.

Er war „einer von unsre Leute“, die mit Hilfe des Parlamentarismus bald die Herrschaft in Preußen und Deutschland hatten, und die in allen Ländern das Wort führten, um die Länder arm, sich aber schmählich reich zu machen.

„Man nennt Meyer“, sagt Baasch, Geheimes Jdtm., 1892, VI, 12, in einem Brief an ↓Mickert, „Alexander den Großen und den Geistreichen, auch wohl den Clown des Reichstags: er behauptet, daß er kein Jude sei und beweist dies sogar durch den Taufschein. . . Ich erlaube mir die Frage: Ist ein Reichstagsabgeordneter verpflichtet, sich ordentlich zu waschen und in Wäsche und Kleidung sauber zu gehen? Und doch glaubt sich M. über diese Pflicht hinwegsetzen zu dürfen. Einstmals bin ich ihm in einem Restaurant begegnet. Wie er hat ausgeschaut, kann ich Ihnen nicht sagen, aber schön war es nicht. . . Ich erlaube mir, Ihnen hiermit 20 Pfg. für 2 Stück Kolosnußöl-Sodaseife von Treu & Muglisch, sowie einen elfenbeinernen Nagelpuzer zu senden. Kamm, Bürste und weitere Requisiten stiften vielleicht andere, näher interessierte Leute als ich. Ihnen würde die nützliche Aufgabe zufallen, auf den Gebrauch dieser Requisiten zu achten und ein wachsames Auge auf die Wäsche des Herrn zu haben. . . Ja, wenn unser Freund Meyer ein Arbeiter mit schwieligen Händen wäre, der ein Handwerk betreibt, würde die Sache anders liegen, aber bei der Fabrikation von Kalauern und „ferblanterie parlementaire“ beschmutzt man sich höchstens den Geist aber nicht den Körper, und deshalb müssen wir ihn zur Reinlichkeit anhalten.“

Meyer, Alfred, Mitinhaber der Expedition Meyer & Schauenberg, Mülhausen i. G., — wurde 3/8 1914 nach zweitägiger Verhandlung wegen Kriegsverrats zu lebenslänglichem Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt. Daß er der Todesstrafe entging, verdankte er nur einem vollen Geständnis. Er hatte dem französischen Dienst längere Zeit hindurch Nachrichten über die deutschen Bewegungen übermittelt und einen Gefängnisaufseher zu morden versucht. — Hoffentlich haben die Franzosen später nicht diesen Galunten be-

freien können; freilich ist der Strohtod in einem deutschen Zuchthause immer noch eine zu milde Bestrafung für solche Kerle. Wenn aber Meyer das kommende Dritte Reich erleben sollte, müßte der Prozeß standrechtlich revidiert und der Vielverbrecher sofort nachträglich gehängt werden. Sollte er bis dahin durch jüd. Verbindungen in aller Stille aus seinem Loch herausgeholt und wieder in Freiheit sein, dürfte die rächende Hand dann nicht ruhen, bis sie ihn wieder gefunden und dem verdienten Gericht überliefert hat. WM.

? Meyer, Alfred (Alfons Thurandt; Munkelpunkte; S. Hambruch), Expressionist, Diterat, B.-Wilmersdorf; *1882 Schwerin i. M. — B: Colombine, ein Sommernachtsstraum, 2. A. 05; Zwischen Sorgen und Särgen [Wort aus Frenssen's Jörn Uhl!], Ged., 06; Gerasselt, 3. T., 07; Nachtsouette, 06; Berlin, impressionistischer Sonettenkranz, 4. A. 08; Ahrenshooper Abende, Ihr. Pastelle, 07; Barmim, Finale aus dem Frauengefängnis, 08; Triole, Tagebuch, 09; Würzburg im Laumel, Ged.; Das Aldegreber Mädchen, No. 12; Buch Hymen; Klidronsquellchen, 13. Ue: Oden Friedrichs d. Gr.; In memoriam Léon Deubel; Bäckerei Matandros 12 f.; Boutet, Mr. Barfin & Co.

„M., der zum Kriegsberichterstatte großer Zeitungen avanciert ist, hat, als er noch Armierungssoldat war, ein kleines Gedichtbuch „Vor Dpern“, lauter Kriegshoräle geschrieben, denen H. Eulenberg in der „N. Fr. Presse“ ein ganzes Feuilleton gewidmet hat.“

Meyer, Alfred, 1. Offizier der Armee-Verwaltung, in Obersten-Rang, Paris, wurde wegen Betrügerei bei Militärlieferungen verhaftet. DSI 28/8 1892. — Hoffentlich wurde er bald entlassen, weil ihn wahrscheinlich wieder nur Antisemiten bei seinen Vorgesetzten verdächtigt hatten. WM.

Meyer, Annie, geb. Nathan, *1867 N. York. O 87 Dr. Alfred M. — Sie schrieb Novellen, auch über jüd. Leben, — berühmt sind „Borbei“ und „Robert Annys, Poor Priest“. — 93 war sie Vorsitzerin des Literaturauschusses für die Weltausstellung in Chicago und half später das 1. Frauen-Barnard-College in N. York gründen. JG; W.

Meyer, Arthur (Jean de Paris, Paris), von Frankfurter Juden stammend, 1844 le Havre — 24 Paris, Zeitungsinhaber: Gaulois; Journal; Clairon; Civilisation réunie. Er war Antidtscher, Antichrist und Antisemit. Drumont 1, 155: „Dieser Meyer ist der wahre Beherrscher unserer Pariser feinen Welt, der Gebieter aller, die sich zu den Eleganten zählen, der Veranstalter aller ihrer Feste. Nie hat die Judentum eine so typische Gestalt wie diese gezeitigt. M. ist der Sohn eines Kleiderhändlers und trat in Paris vor 20 Jahren als Sekretär der Blanche von Antigny auf. Er verband mit dieser gerade für ihn nicht sehr auskömmlichen Stellung die eines Reporters; als solcher hängte er sich jedem an die Ferse, um nur etwas zu erhaschen. Wo nur das geringste sich ereignete, fahndete er auf Namen und schrieb, sobald er einen solchen ergatterte, ihn in fieberhafter Eile auf seine Sandmanschette. 1869 hat ihn Carl des Perrières, mit Schriftstellernamen Curtius der gelbe Zwerg, in seinem: Paris

qui joue et Paris qui triche, im Abschnitt „Wachsfigurenkabinett“ geschildert:

„Wer kauft Kleider! Alte Kleider, alte Treffen, alte Hüte! Wer kauft? — Das war der Wahlspruch der M.'schen Familie, und sie ist ihm stets treu geblieben. Als M. in seinem 15. Jahre seiner Lehrjahre als Brillenhändler überdrüssig ward, brach er als Jean de Paris 100 Lanzen, um nach Paris zu kommen.

Paris ist der richtige Mittelpunkt für eine so unternehmungslustige Natur wie die unseres Johann.

Zuerst verkaufte er auch hier wie in Havre Brillen, jedoch ohne Erfolg; um sich in seiner Würde nichts zu vergeben, warf er sich auf die Künste.

Johann von Paris begriff schnell, daß man von der Eitelkeit der Einen und der Gefallsucht der Anderen Vorteil ziehen könne. Das erste Jahr verlief indes trübe genug. Er machte deshalb einen Ausflug nach Trouville-sur-Mer und zeigte dort, daß er mit dem Treffkönig umzugehen verstand.

Bald ward er jedoch aus dem Kasino gewiesen, verstand es aber demungeachtet, sich an eine Persönlichkeit aus der eleganten literarischen Welt heranzumachen. Infolgedessen trat er in Beziehung zur vornehmen Gesellschaft, wenn auch nicht zu der echten, so doch zu derjenigen der jüngeren Leute und der Journalisten und, dank seiner Begleitung wurde ihm das Bürgerrecht unter jenen, die bei Bignon frühstücken und im Maison d'or Nr. 6 zu Mittag speisen. Was war das aber für ein Bürgerrecht, hier als lächerlicher Hasenfuß unter jenen jungen Leuten so nebenher zu laufen bei den Soupers und jenen Damen, wo ihm von ersteren ein paar Brotkrumen, von letzteren höchstens einige graue Haare zuteil wurden.

Das war M.'s Debut. Nach dem Kriege 70 ward er durch die jüd. Erfolge mit emporgeschoben. Heut lebt er von der Kuppellei, dem Börsengeschäft und vom Schacher; er besitzt eine Halbchaise, einen Palast und einen Journal. Er erregt keinen Neid, nicht einmal Verachtung, einzig ein unermessliches Erstauen. Nachdem er wahrgenommen hat, daß gewisse Vornehme eine Blasiertheit,

die von keinem guten Geschmack zeugt, annehmen, ahmt er dies in lächerlichster Weise nach; er rührt sich nicht und dreht den Kopf niemals nach der Seite, so daß ihm sein fahles Antlitz, sein harter kahler Schädel und sein glänzender Bart das Aussehen verleihen, als ob eine semitische Mumie mit Hilfe einer unsichtbaren Federkraft bei hellem Tage in Paris umginge.

Dies phantastische Wesen, das zu einem Schurken zu wenig schurkenhaft ausschaut, verblüfft die Leute durch seine mit eigentümlicher Kaltblütigkeit vorgebrachten Späße.

Als Napoleon in Chislehurst beigelegt wurde, wollte M. durchaus neben den kaiserlichen Familienmitgliedern einhergehen, und als der Graf Chambord starb, legte er Trauer an und erklärte, deshalb dem Fest von Ischia fern bleiben zu müssen. Alles geschieht gemessen, ruhig und ohne Lächeln.

So spielt er in der Tat eine Rolle in der eleganten Gesellschaft, und von ihm rühren die unserm Adel nachgeahmten, mit nichts sagenden Gebärden begleiteten Ausrufe: „Großartig! (pschutt) Scheußlich! (v'lan) her. Bei der Hundeausstellung 1884 mußten ihm, sobald er eintraf, die Vorreiter der Herzogin von Uzès besondere Ehren erweisen (sonner les honneurs). Dieser von der Literatur angehauchte Tom Lewis mischt sich in alles, er ist Schützling, vertritt Gesandtendienste und beteiligt sich bei den Wettrennen.

Er spielte den Vermittler in dem Prozeß der Sarah Bernhardt wider den Juden Koning, übernahm von Meissonier das Bild von Frau Maday und überbrachte dem Maler das Honorar dafür.“

Hat M. keine Geschäfte in der Stadt, so veranstaltet er Feste mit Herzoginnen. Bei Gelegenheit des Festes für die Elsaß-Lothringer sollte er den Ball mit der Gräfin Aimeri de la Rochefoucauld eröffnen. Im letzten Augenblick schämte sich jedoch die arme Gräfin, am Arm dieses Gauners durch den Saal zu gehen.

M. begann in Paris mit dem Kauf und der Redaktion der „Revue de Pa-

ris"; er arbeitete 20 Jahre am „Journal“ und am „Gaulois“, den er zum Organ der Bonapartisten erhob. Nach dem Tode des Prinzen Lulu 79 kaufte er beide Zeitungen und verschmolz sie mit dem „Clairon“ zum neuen „Gaulois“, dem Organ der klerikalen Monarchisten. In dieser Zeitung, in der 1911 (Dresdn. Anz. 12/12), an die 19 Juden eine Rolle spielten, kündigte er während des Panamaprozesses mit unglaublicher Dreistigkeit an, daß er wegen Verleumdung und Schädigung seines Credits klagen werde, weil sein Name auf einer Liste der [zum Schmieren der Presse] verteilten Panamagelder (21 Millionen Frs.!) nur mit verhältnismäßig geringer Ziffer genannt worden wäre.

M. haßte vor allem auch die „Konkurrenz“, den Figaro, denn, erzählt BT (vgl. DW 28/12) 1899: „Der „Gaulois“ sollte das einzige wirkliche Blatt der großen Gesellschaft und vor allem der Aristokratie werden — der „Figaro“ mußte ruiniert werden. Als „Figaro“ für Drehfuß zu kämpfen begann, wurde „Gaulois“ sofort drehfußfeindlich. Und täglich denunzierte der „Gaulois“ dem aristokratischen Publikum die „armeefeindliche“, „religionsfeindliche“ und „gotteslästerliche“ Haltung des „Figaro“. Und M. triumphierte, als der „Figaro“ wirklich einen Teil seiner aristokratischen Kundschaft verlor. Er vermerkte mit Genugtuung jede neue Absage, die der „Figaro“ von Offizierskasinos oder eleganten Klubs erhielt. Neulich aber schwamm er in Entzücken; er konnte seinen Lesern mitteilen, daß der Duc de Luynes, Vertrauensmann des Herzogs von Orleans, den „Figaro“ ersucht habe, ihn in seinen Spalten nicht mehr zu nennen. Der „Figaro“, dem die Sache schließlich zu bunt wurde, rächte sich durch Mitteilung einiger früheren Erlebnisse des M., der noch „Sekretär“ der Demimondaine Blanche d'Antigny war, auf der Panamalist stand, so manche Ohrfeige milde und geduldig einsteckte und bei einem Degenduell in der Aufregung mit der linken Hand den Degen seines Gegners festhielt. Aber das alles waren Kleinigkeiten . . . kaum geeignet, den „Gaulois“=

Leiter in der Achtung seiner Leser herabzusetzen. Heute erst findet der „Figaro“ eine wirkliche Nebanthe. Er veröffentlicht, nach der „Wiener Allg. Z.“ einen Brief des Herzogs von Orleans an den Duc de Luynes: „Ich lese in den Blättern Ihre Depesche. Ich bedauere tief, daß Sie diesen gleichgültigen Zwischenfall benutzt haben, um diesem scheußlichen Juden M. Komplimente zu machen und ihn Ihrer Sympathie zu versichern. Ich glaube, daß Sie meine Gefühle für diese Persönlichkeit, deren Rohalismus nur ein Manöver und deren Haltung in dieser traurigen Drehfuß-Affäre nur ein reines, seiner Klasse würdiges Geschäft ist, besser kennen. Er wagt noch, von Ehre und Duell zu sprechen, und vergißt ganz seine famose Parade? Ich finde, daß es Zeit ist, ein für allemal mit ihm zu brechen, und ich hoffe, daß dies hiermit geschehen ist.“

Um nun den 19 jüdischen Redakteuren des Gaulois, der sich so katholisch gab, die adelige Kundschaft wieder abspenstig zu machen, mußte der „Figaro“ schließlich auch eine jüd. Redaktion bilden. (Mdt 15/11 11.)

In Maupassant's No „Bel Ami“ erzählt ein Berichterstatter von seinem Herrn, zu dem Meher zweifellos Modell gefessen hat. „Der Herausgeber? Der richtige Jude! Und Jude bleibt immer Jude, nicht wahr? Eine zähe Rasse! Er hat einen sonderbaren Geiz, der pfennigweise zu sparen und pfennigweise, wie eine Köchin, zu beschummeln sucht, der sich nicht schämt, wie ein Wucherer und Halsabschneider überall abzuhandeln und aufzuschlagen. Und bei alledem ein guter Kerl, der an nichts glaubt und alle Welt betrügt. Seine Zeitung ist offiziös, ist katholisch, ist liberal, ist republikanisch, ist orleanistisch, wie man sie haben will. Zu gleicher Zeit vornehmer Geschäft und gemeiner Ramschladen. Dabei hat er sie nur seiner Börsenoperationen und Unternehmungen wegen gegründet. Darin versteht er etwas. Er weiß mit Hilfe von Aktiengesellschaften, die nicht 4 Sous im Vermögen haben, Millionen zu machen. . . Der Buchhalter hat dem Papierhändler eine Rechnung von 16 000 Frs. bezahlt. Darüber ist der jüd. Verleger entrüstet;

denn er gedachte, davon 4000—5000 Fr. abzuziehen. Die Rechnung war vorher von dem Juden selbst geprüft und in Ordnung befunden worden. Nichtsdestoweniger ist er darüber entrüstet, daß man sie bezahlt hat. Wie naiv! sagt er, Wissen Sie denn nicht, daß man seine Schulden stets anhäufen muß, wenn man sich vergleichen will?"

[Diese Schilderung verrät eine gesunde Kenntnis jüd. Art.]

96 führte M. die Kaiserin von Rußland am Arm in die Galaoper, worüber der alte Alfonso Rothschild, dessen Schwester Blanche Macémi grade vom 4. Sohn des Julikönigs Louis Philippe geheiratet war, Freudentränen vergoß.

12/10 04, also in recht hohen Jahren, vermählte sich M., der sich inzwischen in das Vertrauen der royalistischen Aristokratie geschlichen und in einen Antisemiten verwandelt hatte, der Prinzess Alice de Rohan-Chabot, T. des Grafen de Turenne, Enkelin des Herzogs von Fitz-James, — einem 24jährigen Mädchen aus dem blauen Frankreich, deren Vorfahren einst singen durften:

„König kann ich nicht sein,
Prinz will ich nicht sein,
Rohan bin ich allein“, —

der nun plötzlich M.'s Schwager geworden war.

„Der Generalvikar von Paris, Abbé Gardey, Pfarrer von Sainte-Clotilde, vollzog die Trauung. Innerhalb mehrerer Jahre, sagt der „Gaulois“, indem er das Ereignis ankündigt, wird so der Abbé Gardey zum 2. Male Arthur M. seine geistliche Hilfe gewähren. Damit ist zart angedeutet, daß der Abbé vor mehreren Jahren die Taufe an M. vollzogen hat. Das wußte man nicht; M. war in aller Stille zum Christentum übergetreten. Sein Blatt war allerdings schon vorher streng katholisch und von vollendeter Korrektheit in allen Fragen der Frömmigkeit. Sein König und Herr, der Herzog von Orleans, hat jedenfalls auch nichts von der Taufe M.'s gewußt, denn es ist nicht lange her, daß er ihn öffentlich einen „schmutzigen Juden“ nannte. Vielleicht wird der in seinen Ausdrücken etwas unvorsichtige Herzog jetzt milder ge-

stimmt werden, wo M. den großen Marschall Turenne zu seinen angeheirateten Ahnen zählt. Die Schwiegermutter, Tochter des Herzogs von Fitz-James, ist übrigens selbst unter die Journalisten gegangen. Unter dem Decknamen Komtesse Neo schreibt sie im „Gaulois“ amüsante Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens, und unter dem Decknamen Lagilliere — Lagilliere war ein Porträtmaler des 18. jhs — Porträtschilderungen bekannter Persönlichkeiten der Pariser Welt. Der Bräutigam hat sich „gut konserviert“. Ein kleiner Herr mit wohlgepflegtem, grauem Backenbart und unruhigen, stets beobachtenden Augen, ist er eine der bekanntesten Gestalten des Boulevard. Nie geht er ohne den spiegelblanken Zylinder aus. Sein Anzug ist tadellos korrekt, mit einem kleinen Stich ins Gedehafte. Fast stets trägt er den schwarzen Rock und hechtgraue Beinkleider, und auf sein zierliches Füßchen im Lackschuh ist er so stolz. So geht er mit kleinen, vorsichtigen Schritten trippelnd einher, die Hände in gelben Glacés sind auf dem Rücken gekreuzt und halten einen Stock mit goldener Krücke. Sehr würdig, sehr von seiner Würde durchdrungen, sehr Weltmann und ein wenig komisch.“
DfBl 13/9 04.

Meher ist der „einzige Katholik und Royalist“ in Frankreich, von dem die „Frankfurter Z.“, was gewiß viel sagen will, mit Verehrung spricht:

M. verfaßte Ce que mes yeux ont vu, 11. „Die Werte des Buches sind alle un- freiwillig. Zwischen den Zeilen entsteht das Bildnis des politischen Juden, der als Gesellschafts-, d. h. Skandalreporter seine Laufbahn beginnt, dann in der Börse untertaucht und mit dem erjobberten Vermögen den „Gaulois“ kauft. Wieso er dazu kam, die Hauptstütze des Königstums zu werden, ist nirgends gesagt. M. hat gar nicht das Gefühl, daß er dafür einer inneren Not bedarf. Für ihn war die königstreue Presse das einzige konkurrenzlose Zeitungs-geschäft, also machen wir!.. So zeigt sich bei M. überall das kalte Herz des Fremdlings, dem Volk und König der Franzosen nur Jagdgründe sind, in denen er seine Fallen stellt. Nie ein Wort des Zornes oder

Zubels, keine Leidenschaft, kein Verantwortungsgesühl für das Volk, unter dem er lebt. Alle Abgründe erscheinen ausgefüllt, alle die spitzen Gegensätze, auf denen sich die arme Marianne die Füße wund läuft, werden verschleimt und verschmiert, kein ehrlicher Manneshaß, kein Feind, das gesättigte Finanziermaul „sabbert“ von Freundlichkeit, sogar die jungen Monarchisten, die ihn als Verräter ihrer Sache täglich mit Fußtritten beehren, erhalten ihr wohlmeinendes Kompliment. Man kann ja nie wissen! Zu studieren wäre an dem Buch auch der absolute Mangel an esprit gaulois bei diesem Vertreter der französisch-jüdischen Journalisten. Geistreich will M. sein, ein Kapitel heißt: „Sa Majesté l'Argent“, das nächste: „Son altesse la Presse“, Gott wie geistreich! Aber nirgends ein scharfgeschliffenes Wort, ein pfeifender Satz, eine gut erzählte Geschichte. Belustigend ist ein unfreiwilliger Scherz da, wo M. davon spricht, daß er sich fromm vor der heiligen Genobeba, „unserer“ Patronin, niederwerfe. Man denke, dieses Gesicht!“ Samstag, Basel, 25/3 11.

„Man ist ungerecht gegen M. Er hat sein Gutes. Nur muß man ihm jeden Monat einen Tritt in den Hintern geben, — wenn ihm das fehlt, wird er unausstehlich“, Drumont *TA* 36.

Dieses Rezept verdient auch für verwandte Fälle Beachtung.

In dem trefflichen Buch eines französischen Journalisten „Hinter den Kulissen“, 1925, S. 196 ff. heißt es: „Im Kaufladen seines Vaters erlernte Meyer den Kleinhandel, ging nach Paris, als Korrespondent in eine Bank, um dann als Privatsekretär einer der bekanntesten Hetären von Paris, *Blanche d'Antigny*, die weder lesen noch schreiben konnte, eine Stelle zwischen Majordomus und *Mallier d'amour* zu finden. Hier lernte er fast die ganze reiche Lebewelt von Paris kennen, was ihm später zum großen Vorteil gereichte. Er verband seinen Posten mit dem eines Berichterstatters des „*Gaulois*“, in dem er als *Jean de Paris* „Salonplaudereien“ schrieb. Nachts fand man ihn in den Modorestaurants, wo er „*Blanches* junger Mann“, sehr beliebt,

aber nicht reicher wurde! Wenn er trotzdem diese Beschäftigung jahrelang fortsetzte, so geschah es nur, weil er seinem Glückstern und der Weissagung seiner *Boudoirdiva* vertraute: „Du wirst noch einmal reicher als *Rothschild*!“

1865 kaufte er die halbverfrachte Monatschrift „*Revue de Paris*“. Drei Jahre später rückte er beim „*Gaulois*“ zum Lokalredakteur auf. Unermüdllich besuchte Arthur Meyer Uraufführungen, die Feste und Zusammenkünfte der Gesellschaft und legte den Grund zu allen möglichen Beziehungen zur Halbwelt, zu vornehmen Kreisen. Er tauchte auch an der Börse auf und teilte Zeit und Beschäftigung zwischen *Blanche d'Antigny*, der Börse und dem „*Gaulois*“. 1870 ist M. Sekretär des bonapartistischen Zentralaususses für das Plebiszit. Während des Krieges und der Herrschaft der Kommune verschwindet er; nach Friedensschluß kommt er wieder, bleibt Mitarbeiter des „*Gaulois*“ und tritt in das „*Paris Journal*“ von *Henri de Pène* ein.

Der „*Gaulois*“, von *Tarbé des Sablons* gegründet, als das Kaiserreich seinem Ende nahe war, — wurde nach dem Kriege 1870/71 an den Direktor der *Banque Parisienne, de Werbroude*, verkauft, der die Leitung des Blattes in die Hände Meyers legte. Seiner monarchistischen Gesinnung blieb der „*Gaulois*“ treu bis zu dem Tage, an dem er auf Geheiß de *Werbroudes* kehrt machen sollte.

Auch als Besitzer des „*Gaulois*“ blieb M. in ständiger Verbindung mit dessen Redaktion und nahm im Gebäude des „*Gaulois*“ selbst Wohnung. Er beteiligte sich rege an der redaktionellen Arbeit, und der Umbruchredakteur war berechtigt, ihn bei schwierigen Fragen, z. B. bei einem durch sensationelle Ereignisse bedingten neuen Umbruch, aus dem besten Schlaf wecken zu lassen und ihn um Rat zu befragen.

1886 erschien die „*France Juive*“ von Drumont, die gegen Meyer, den König der Mode, die schärfsten Angriffe richtete. Diese waren die Ursache des berühmten Duells zwischen den beiden.

Es war nicht der erste *Zwelfampff*, den Meyer auszufechten hatte. Gleich zu

Beginn seines Aufstieges schlug er sich mit dem Redakteur des „*Main Jaune*“, *Carle de Perrières*, der ihn schwer verwundete. Durch diese Erfahrung gewizigt, schnitt M. diesmal besser ab: Während er mit seiner linken Hand den Degen des Gegners festhielt, durchstach er ihm den Oberschenkel. Böse Zungen behaupteten, aus Feigheit, wohlmeinendere sehen in dieser Art, einen Zweikampf siegreich zu beenden, nur eine überlegte, instinktive Bewegung.

Vor dem Richter kam M. mit einem blauen Auge, 200 Franken, davon. Sichtlich ruhte auf ihm die gnädige Hand gutgesinnter Behörden. Allerdings hatte er den Spott der grotesken Gerichtsskizze von *Gyp*, in der M. als *Anatole Gambula* auftritt, umsonst.

Die Sorge um seinen Ruf als Journalist veranlaßte ihn zum Kauf des „*Clairon*“, damals das Organ der äußersten Monarchisten, und der „*Civilisation*“, eines konservativen Boulevardblattes, des Drakels der besten Gesellschaft. M. griff die Republik heftig an, war auch überzeugter Anhänger des Generals *Boulangere*; als dessen Niederlage eintrat, wandte M. mit einem zum geflügelten Wort gewordenen „*Bon soir, Messieurs!*“ seinen Parteigenossen den Rücken. Die Regierung *Constans*, des Mannes mit der eisernen Faust, hatte seiner neuen Überzeugung nachgeholfen.

In der Drehfuß-Angelegenheit war Meyer im nationalistischen Lager, bei den Generalen und Pfarrern, deren antisemitische Heze er in seiner Zeitung mitmachte. Der ehemalige Jude wurde einer der schlimmsten Judenfeinde. Er trat feierlich zum Katholizismus über; ein Herzog und ein Marquis waren seine Taufpaten. Mit seiner 2. Heirat 1904 war er der Mittelpunkt der allerhöchsten Pariser Kreise geworden. Er, der jüd. Ladendiener, war nun eine große Persönlichkeit Frankreichs. Diplomaten, Bischöfe, Gesandte, Akademiker, Schriftsteller suchten geflissentlich seine Freundschaft. „Häßlich-kahlköpfig, geistlos sein, wie ein Altkleiderhändler aussehen, aus dem Ghetto in die beste Gesellschaft gelangen“, schrieb *Drumont*, „das ist eine vorbildliche Laufbahn“.

Während sonst Reichtum das Rückgrat stärkt, blieb Arthur Meyer eine ängstliche Natur, die manchen beißenden Witz, manche moralische Anrempelung hilflos über sich ergehen ließ und auch gelegentlich Beschimpfungen ohne Widerspruch hinnahm. Auf der Journalistentribüne der Kammer nutzte man diese wenig männliche Eigenschaft aus, warf ihm Schimpfworte an den Kopf, heftete ihm heimlich Zettel mit wizig sein sollenden Aufschriften an den Rocktragen, goß ihm tropfenweise Tinte auf die Glaze, ohne daß sich Meyer auch nur mit einem Worte wehrte — dumme Bubenstreiche, die ich nicht erwähnen würde, wenn ich nicht das Gefindel der Journalisten von allen Seiten zu beleuchten hätte.

Er war zu jeder Zeit und unter allen Umständen höflich. Er verbeugte sich ständig. Sogar am Telephon! M. ist nicht der einzige Jude, der durch Verrat an sich selbst Karriere machte. *Abbé Bauer* stand auf der Höhe seines Glanzes, als M.'s Stern im Aufgehen war. *Bauer* beglückwünschte M. zu dessen vielversprechenden Anfang, bemerkte jedoch herablassend: „Sie sind ohne Zweifel sehr tüchtig — aber so weit wie ich werden Sie es nie bringen: ich war Weichtvater der Kaiserin!“ Mit so einem Manne konnte sich Meyer allerdings nicht messen. Denn er war ja nur Weichtvater *Blanche d'Antigny's* gewesen. Zuhälter — wäre ein etwas zu scharfer, unhöflicher Ausdruck.

Unter vernünftigen gesunden Verhältnissen wäre eine Natur wie Meyer wohl nie zu dem Gipfel des Glückes emporgeschoben, auf dem ihn der Tod ohne weitere Formlichkeit überraschte. Die Verderbtheit und innere Fäule des französischen Zeitungswesens hat hier hilfreiche Hand geboten:

„Arthur Meyer faisait manoeuvrer son génie
A travers les bidets et les fonts baptismaux“.

Als 1906 der Frieden zwischen Japan und Rußland geschlossen wurde, schränkte die russische Regierung natürlich ihre Liebesgabensendungen nach Frankreich erheblich ein. Arthur Meyer war einer der von dieser Verminderung der persönlichen Einkünfte am meisten Enttäuschten. Er antwortete auf diese

Maßnahme mit einem an Raffalovitsch gerichteten, versteckte Drohungen enthaltenden Brief, in dem es heißt: „... Sie werden es bedauern, daß Sie diese Atmosphäre der Feindseligkeit haben aufkommen lassen. Ich habe Ihnen die Mittel und Wege gewiesen. ...“ —

H. Bahr (fd), der den Meyer 1894 wegen Antisemitismus interviewte, nennt ihn „den schönen Arthur M.“ und beschreibt ihn interessant als „eine seltsame komische Mischung. Erstens der Jobber, wie er in den Karikaturen steht — der behagliche und breite Jobber, der weiß, daß ihm alles gelingt. Dann hat er etwas vom „Larbin“, vom herrschaftlichen Kammerdiener, der mit der Zeit die Gesten, Blicke und Mienen der Kavaliere mimt. Aber man wird doch auch, unter dem glatten, eitlen, gleichnerischen Gehaben, die „gute Haut“ nicht verkennen, da er, wenn sein Dünkel nicht gereizt wird, im Grunde gemächlich bleibt, und wird aus den schmerzlichen Falten um die müden Lippen des Viveur gewahren, daß er schon auch sein Teil gelitten hat. Er spricht leise, milde, artig, aber nervöse und mit Hast — so etwa zwischen einem flirtenden Baron und einem von Geschäften lispelnden Unternehmer.“

Auf Bahr's Frage entgegnet Meyer: „Ich bin Jude und zugleich Direktor eines sehr katholischen Blattes“ und sagt von der Bewegung „man nennt den Juden und meint den Reichen“; im übrigen mische er sich nicht ein und überlasse dem ritterlichen Sinn der Nation die Entscheidung: „Diese Haltung habe ich mir vorgezeichnet, und sie scheint mir die klügste, wenn ich sie auch freilich in diesem Momente bedauern muß, weil sie mir die Freude nimmt, alle Ihre Wünsche, die Sie von mir erwarten, zu erfüllen. Und ich bin immer glücklich, Kollegen dienen zu dürfen.“

Die Tochter des katholisch getauften M. wurde, als er ausgespielt hatte, wieder die Frau eines Juden und Wosafistin. WK 1929, 65.

Meyer, Benno, Dr., RA, Spezialist in Wechsel-, Grundstücks- und Hypothekensachen, Major der Landwehr, Vorsitzender des Ehrengerichts der Offiziere des Beurlaubtenstandes, München, 1915.

Meyer, Bern, Bankier, Berlin, Chef von Paul Sauerlandt Rfg., VA-Vorstand: Industrie- und Privat-

bank; VA: E. Köster, Dtsch. Beamten Einkauf. E: Millionär M. // Elise Broditz, Dr. —

M. hatte mehrere Jahre in Getreide in Amerika verbracht. Im Kriege „Offizier“, schloß er sich näher der kommunistischen Partei an und trat dann mit Busenfreund Paul Levi zur SPD über. Aus der Arbeiterbank, die er gründete, schied er 28 aus, um eine Stellung bei Jakob Michael anzunehmen. Als Junggeselle lebte er bei seinem Bruder, der Arzt ist, sammelte expressionistische Gemälde, sehnte sich in eine öffentliche Stellung und machte 1930 (WJ a. M. 13/6) seinem Leben ein Ende, als er bei der Wahl zum Direktor der Berliner Stadtbank durchgefallen war, weil der Hitze wegen ein Teil der Sozialdemokraten fehlte und der Kandidat der Demokraten und der Volkspartei Bankhändler Feidner durchkam.

△Angriff 15/6 1930: „Der „Vorwärts“ beklagt in diesem Vertrauensmann des Großfinanzkapitalisten Jakob Michael den Heimgang eines treuen Anhängers. Bis jetzt vermessen wir nur noch die Feststellung, wir hätten den empfindsamen Bern durch unsere Hitze in den Tod getrieben.“ Der „Angriff“ brauchte nicht lange zu warten; die Presse behauptete: M. hätte sich infolge des Antisemitismus toteschossen, und Gemeindevorsteher Dir. Karsky klagte: „Das Schlimmste aber ist, daß das Gift des Antisemitismus, wie der Fall Bern Meyer zeige, auch Parteien ergreift, die prinzipiell den Antisemitismus verurteilen.“ JPB 18/7 1930.

Meyer, Bourig, 1630—10, Frankfurt a. M.; ein portugiesischer Bildhauer. W: 12 Porphyrbüsten römischer Kaiser. — Wolf, S. 73.

Meyer, Cäcilie (Magdalena Hente), ChM: „Frauen-Reich“. *1876 Moheliew a. Dnjepr, Rußl. — E: Kfm. J. Samkow // Bertha v. Gartenstein. — O Louis M., Kfm. R: 1 Z. Sie ist Theater-Rezensentin der Dsna-brüder Z. — W: Zwei, die mit dem Schicksal rangen, Mo; Leuchtender Wohn; Kulturhistorisches Kochbuch. Dsna-brück, Moserstr. 20.

Meyer, D. A., Hofrat und Bankier des Königs Friedrich VI. von Dänemark, Kopenhagen. DWe 1905, 10.

Meyer, David, N. York; Ma: Biered's American Monthly; Vorsitzender im Politischen Ausschuss der Steuben-Gesellschaft 1927.

Meyer, David. — Anzeige in den „Allg. Polit. Nachr.“ 1/8 1813, der jetzigen „Rein.-Westf. Z.“, Essen: „Ich fordere hierdurch meinen Sohn David Meyer dringend auf, seiner Militärpflicht Genüge zu leisten und auf der Stelle zurückzukehren; durch sein Ausbleiben bringt er sonst über sich und über seine alte Mutter die traurigsten Folgen. Steele, den 28/7 1813. Prunella Meyer.“ — Wie man sonst immer hört, sollen sich doch die Juden in den deutschen Freiheitskriegen 1813 förmlich zur Fahne gedrängt haben. David, der das nicht tat, war wohl nur die Ausnahme.

f. Kriegsteilnehmer.

Meyer, Edmund Viktor, Dr., ao UP (Hals, Nase, Ohren); *1864 Berlin; E: JN S. ▼M. — Berlin W 30, Vittoria-Luise-Platz 1. DWe 1910.

Meyer, Edmund, Verlag, Berlin, 1914.

Meyer, Eduard, Dr., o UP (alte Gesch.), Berlin-Nichtersfelde, Mommsenstr. 7. — *1855 Hamburg. W: Gymnasiallehrer. — O Rosine Freymond. R: 3 S; 4 Z. — Dtsche Kunstzeit.

Meyer, Eduard, JG, Literat, 1813—80, Kopenhagen, — gab verschiedene Blätter heraus, z. B. das humoristische „Frishtytten“ und das sensationelle „Fihbeposten“, das allein jährlich 50 000 Kronen brachte. W: Poetisk Nyssepulver, 26 (ein Buchtitel, der unendlich oft bei der Kasse unter allen Himmelsstrichen wiederkehrt); Danste Folttefange.

Meyer, Emil L., Bankhändler bei Ephraim Meyer & Sohn, RA, Hannover, Langelaupe 23. Präf. VA: Jüder Neuwert, Hannover; Breitenburger Portland-Cement, Sagersdorf; Hann. Immobilien. VA: AG Georg Eggestorffs Salzwerke; Braunschw. Maschinenbau; Braunschweig-Hann. Hypothekensbank; Hannoverische Bauges.; Hann. Eisengießerei; Hann. Waggon, Nieklingen; Jute-Spinnerei und Weberei Hamburg-Harburg; Mahn &

Dhlerich, Bierbrauerei, Klostod. — Er hat, was bei so vielen Ehrenämtern nicht ausbleiben konnte, auch das Komturkreuz des Franz-Joseph-O.'s. 1913.

Ist M. identisch mit M. von 479? BM.

Meyer, Emil, 1. Dr. phil., Chemiker; 2. Bankhändler, beide in Hannover, 1914. Dagegen ist Dr. med. Emil Meyer, der im Kriege am Gefangenenlager in Soltau tätig war, arischer Abstammung, laut Blutsbekenntnis. Bedauerlichst wurde der Arzt in der 1. W. des SK mit den beiden gleichnamigen Juden verwechselt; um solchen Mißhelligkeiten vorzubeugen, wäre es gut, wenn die Juden wenigstens keine nichtjüd. Vornamen mehr führen dürften; der Chemiker und Bankhändler hätten sich dann, damit niemand wieder durch sie in Verdacht geräte, hinfort auch öffentlich Enoch und Ephraim Meir zu nennen, wie sie im Tempel und in der Familie ohnehin genannt werden.

Meyer, Ephraim, gebor. Schneitich [aus Schnaittach], Hannover. † 1849. Begründer der gleichnamigen Bank, gehörte er mit zu den Ältesten und Vorstehern der Gemeinde, die 28 ein Gesuch um Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden der Regierung unterbreiteten. O Wwe des Abraham Berend, L. des Rabbi Samuel Levi. R: GRN Louis E. Meyer, Synagogenvorsteher und Mgl. des Gemeindevorstandes. Seine Kinder haben eine feinen Namen tragende Stiftung errichtet. — Gronemann, 147.

Meyer, Erich, †, Dr., o NB (Innere Medizin), *1874 Berlin. E: NB Richard Meyer // Johanna, L. d. Aron Bernstein (Nabenstein), 1812—84. Watersvater: Fabrikbesitzer J. Meyer. Göttingen.

? **Meyer, Ernst**, Detmold, führte 1891 (AC 3/4) in seinem Trauerspiel „Thankmar“ den Handelsjuden Joel vor, der auch mit Spionage verdient:

„Welch' ein nettes Ding

Ist's doch ums Geld, es öffnet und es schließt,

Wie man es dreht! Rund, rund ist Geld und Welt!“

Meyer, Ernst, GE, 1797 Altona — 61 Rom, dänischer Genremaler, hatte schon 1818 großen Erfolg mit einem „betenden Gretchen“, ebenso 38 mit „Matrosen in Capri“. — Peter Δ Cornelius sagte zu Herm. Meigel (vgl. Festschrift 1883, Berlin, N. v. Deder's Verlag) über diesen „Nazarener“: „Sie glauben gar nicht, was das mit dem Judentum für ein Übel ist. Es ist, als ruhte ein Fluch auf dem Volke. In Rom hatten wir einen Maler, der Meyer hieß, etwas hintzte und Jude war. Der war oft schwermütig, und als ihn ein Freund einmal eindringlich fragte, sagte er: Sie ahnen gar nicht, wie schrecklich es ist, Jude zu sein. Und als ihm der andere nun vorschlug, er sollte sich taufen lassen, meinte er: Dann bin ich getaufter Jude, das ist noch schlimmer.“ — Die Juden tun aber nur so lange höchst schwermütig, als sich ihnen die Wirtsböller noch nicht ganz ausgeliefert haben. Sobald das erreicht ist, nicht zum wenigsten mit durch ihr Mitleid erregendes Gebaren, das die Nichtjuden über die Lust- und Deutegier täuschen soll — ist mit der Möglichkeit der Befriedigung auch aller Kummer verschwunden. In Rußland gibt es seit 1917 gar keinen „Juden Schmerz“ mehr.

Meyer, Ernst, franzöf. Staatsrat; Témoignage 1889 (AC 18/8).

Meyer, Ernst, RN, Mitinh. der Bank E. J. Meyer, Berlin. — 5,5 — 0,40. — 1913.

Meyer, Eugène, R: Lanterne, Paris, 1890. Drumont XL.

Meyer, Eugène jun., N. York, war 1929 (SPZ 17/5) als amerikanischer Botschafter für Berlin vorgeesehen. *1875 Los Angeles, aus elßaffischer Familie, studierte M. in Europa internationale Finanz; mit 26 gründete er in Amerika eine eigene Bank. Schon 17 zog er sich vom Geschäft zurück, trat im Weltkrieg dem „Verteidigungsrate“ wie dem Direktorium für Kriegsindustrie bei und wurde 18 Direktor der Kriegsfinanzierung. Jetzt ist er Vorsther für „landwirtschaftliche“ Kredite und der Schreden aller Bauern in den Ver. St. — O Agnes Elisabeth Ernst. Zur Erläuterung von M.'s Laufbahn: Unter der Diktatur Bernard \blacktriangledown Baruch's war 1916, 2 Jahre vor dem öffentlichen Übergang Amerikas zur Entente, ein „Kriegsvorbereitungskomitee“ gegrün-

det worden. Baruch schanzte dadurch alle Geschäfte Kaffeegenossen (Guggenheim, Manny Strauß ufm.) zu und übergab dem M. die Finanzgeschäfte des Kapitalverwendungs-Ausschusses. Meyer ist also eine der ärgsten Hyänen, für die auch die amerikanischen Soldaten sterben mußten.

Jord: „Jedermann, der während des Krieges für wirtschaftliche Unternehmungen Geld brauchte, mußte seine Karten offen vor M. und Baruch hinlegen. Diese Organisation in den Händen einiger Juden war das denkbar vollkommenste Spionagesystem, das je im Geschäftsleben bestanden hat. Eine Summe von 8 Millionen Dollar, welche die Stadt N. York für Schulzwecke forderte, wurde abgeschlagen. Ein jüd. Theaterunternehmer erhielt Geld und Mittel zum Neubau eines Riesentheaters. Den Nichtjuden wurden die Mittel für produktive Zwecke abgeschlagen; einige Zeit danach erhielten aber Juden für dieselben Zwecke die Bewilligung.“ Trotzdem sollte Eugène Meyer 1929 als „amerikanischer“ Botschafter nach Berlin.

Wir fordern, sagt Alfred Δ Rosenberg (WB 10/6 29) „Ablehnung dieses Börsenschiebers. Es ist eine unerhörte Mißachtung gegenüber dem deutschen Volk, ein solches Subjekt nach Berlin zu schicken.“

Nach dieser knappen Charakteristik legte M. selber sehr wenig Wert auf Berlin, und Dr. Hoover entsandte den nicht so belasteten, vergnügteren Dr. Sadett nach Berlin.

Meyer, F. & Co., Großdestillateure, Berlin, — legten dem Personal ihrer mehr als 200 Verkaufsstellen vor Weihnachten 1903, laut Vorwärts, der allerdings dabei den heiklen, heiligen Namen fromm verschwieg, folgendes zur Unterschrift vor:

„Filialleiterinnen erhalten neben freier Wohnung ein Monatsgehalt von 10 bis 30 Mark. Nun hat die Firma ihren Angestellten eine „Verbesserung“ aufgelegt, für die ihr wohl niemand dankbar sein wird. Sie teilt nämlich den Vertreterinnen der Niederlagen mit, daß sie sie auf „besseren Verdienst“ stellen wolle, um sie „mehr als bisher an dem Verkauf zu interessieren“. Diese „Verbesserung“ besteht darin, daß die Vergütung von 1% für die 100 M. wöchentlich übersteigenden Einnahmen vom 1/1 ab fortfallen und statt dessen 1% von allen Einnahmen vergütet werden soll. Das wäre allerdings eine, wenn auch nicht sehr bedeutende Verbesserung, würde sie nicht in Frage gestellt durch die Klausel: „Diese Vergütung ist freiwillig, zu welcher wir nicht verpflichtet sind und die jederzeit widerrufen werden kann.“

Wer Aussicht haben will, diese Vergütung, deren Gemährung ganz im Belieben der Firma steht, zu erlangen, muß mindestens 1 Jahr als Vertreterin einer Niederlage tätig gewesen sein. — Die „Vergütung“ wird nicht gegeben: 1. Wenn die Geschäftsleiterin vor Ablauf eines Jahres entlassen wird, oder wenn sie kündigt; 2. wenn die Bestandaufnahme ein Manko ergibt; 3. wenn die Anordnungen der Firma nicht befolgt werden; 4. wenn ersichtlich wird, daß die Geschäftsleiterin sich zur Hebung des Geschäfts keine Mühe gibt; 5. wenn Nachlässigkeit, Unsauberkeit oder Unreellität ermittelt wird.

Ob unter diesen Umständen überhaupt eine Geschäftsleiterin in den Genuß der „Verbesserung“ kommt, darf bezweifelt werden. Trotzdem legt die Firma den Geschäftsleiterinnen sofort eine Gegenleistung für die fragwürdige Verbesserung auf. Verschiedene „Kleinigkeiten“, wie Schreib-, Fuß- und Reinigungsmaterial, welche die Firma bisher lieferte, sollen die Inhaberinnen der Niederlagen aus eigenen Mitteln beschaffen. Das heißt ein Geschäft, aber nicht für Verkäuferinnen.

Da die Firma einmal bei „Verbesserungen“ war, so hat sie sich selbst auch mit einer zweifellofen, aber durchaus ungesetzlichen Verbesserung bedacht. Von allen Verkäuferinnen und Vertreterinnen fordert die Firma, daß sie auf die Vergünstigung des § 63 des Handelsgesetzbuches, wonach der durch unverschuldetes Unglück an der Leistung seiner Dienste verhinderte Handlungsgehilfe während dieser Zeit 6 Wochen lang Anspruch auf Gehalt hat, verzichten.

Darin, daß eine Verpflichtung, die das Handelsgesetz dem Geschäftsführer auferlegt, durch einen Federstrich beseitigt werden kann, dürfte sich die Firma irren, wenn auch die Angestellten, von der Not getrieben, eine so rigorose Abmachung unterschreiben. Bezeichnend ist es, daß die Firma mit ihren „Verbesserungen“ gerade jetzt kommt, wo die Angestellten auf erhöhten Absatz und besseren Verdienst aus Anlaß der Weihnachtszeit hoffen und deshalb ihre Stellung nicht gern aufgeben.

Warum verschweigt der Vorwärts den Namen dieser Mutterfirma, deren Vertrag uns gleichfalls vorgelegen hat? Etwa nur deshalb, weil es die bekannte jüdische Großdistillation F. M. & Co. ist, die neben den gerügten Mängeln durch ihre mehr als 200 Filialen so viel dazu beiträgt, das reelle Gastwirtsgewerbe zu schädigen und viele kleine Gastwirtschaften und Destillationen zu vernichten?“ StbgrZ 11/12 03.

Meyer, Felix, #, O▼, Dr., Kammergerichtsrat, OZM, Berlin-Wilmersdorf. 1914.

Meyer, Ferdinand, VPr-Vorsitzer der Edison-Ges., Paris; *1851. JPB 17/5 1929.

Meyer, Franz, Lu., 1896—16, gefallen; Student. V: „Gedichte. Im Auftrage der Mutter des Verfassers herausgegeben und eingeleitet von Emil Cohn, Bonn“, Jüdischer Verlag, Berlin 16.

Die Strophen sind natürlich viel, viel schlechter als die Durchschnittslieder arischer Jüngens und nur für jüd. Verwandte von Interesse. Trotzdem brachte die Frnkfrter Z. 12/3 17: „Ein Unvollendeter“ eine lange Besprechung von Hans Frand: „Wer will vorherhersagen, ob in solchem Tun zum ersten Mal ein Genius träumend die Schwingen regt, ob nur ein Nachklängen der neugierig den ersten Schritt auf alten Wegen tun, deren er selbst bald lächelt? Wer will sich, wenn das Schicksal ein Künstlertum im Keim vernichtet, anheißig machen, zu erweisen, welche Wachstumsmöglichkeiten dieser Keim umschloß? ... Wer will auf die Frage antworten, ob es dem gefallenen jüd. Jungen Lu. Franz Meyer gelungen wäre, die Sehnsucht, dies Gelöbnis durch Sein und Tun, durch Nehmen und Geben, durch Erfassen und Schaffen zu erfüllen? ... Eindeutige, unanfechtbare Antwort auf das gelebte Leben gab und gibt auch hier nur ein Grab.“

„Man fragt sich“, sagte das Düsseldorfser Tgbl. 31/3 1917, „weshalb an eine solche Wichtigkeit ein feierlicher Artikel in einem großen Blatte gewandt wurde zu einer Zeit, wo unverkennbar wertvolle literarische Erscheinungen wegen Raum- und Papiermangels kaum erwähnt werden können. Es hätte einmal ein junger katholischer Soldat im Kampfe für das Vaterland fallen und ein Mädchen netter Verse hinterlassen sollen — ich wette 100 gegen 1, daß weder Frand, noch die Frnkfrter Z. sich um ihn gekümmert hätte; ich glaube sogar, sie hätten ihn ignoriert, selbst wenn seine Verse gut gewesen wären. Weshalb nun hier das Gerede und Getue um anerkannt mittelmäßige, ja schlechte Verse? Nun, es ist eben der „jüd. Jüngling, der seine Herzensnöte und seine Herzensselbstigkeiten in ihnen befreite.“ Und das ist „ganz was anders!“ Weil von dem „jüd. Jungen Lu. Franz M.“ immer wieder der „Dreiklang“: „Mutter — Mädel — Zion“ angeklagen wird, darum müssen die „Belanglosigkeiten“, die er darüber zu sagen weiß, der staunenden Welt in der bengalischen Beleuchtung gezeigt werden, wie sie eben nur von Schmocks selig Erben inszeniert werden kann.“

Das Zentrumsbblatt hätte die Sache nur nicht auf das Konfessionsgleise schieben und statt ein „katholischer“ lieber ein „deutscher Soldat“ sagen sollen. Aber es wollte sich dadurch vor den Juden retten, die einen kleinen ästhetischen Tadel schon vertragen, sobald dafür nur ihre Rasse als gleichberechtigte „Konfession“ gewertet wird. — Wir betonen, daß sich aus unklarer, unbedeutender Jugend ein Gentle wohl bei Ariern, aber niemals bei unschöpferischen Juden entwickeln kann, die jung und alt sich immer gleich und künstlich hoch, assimiliert, unselbständig und entwicklungslos bleiben. Auch aus der Frnkfrter Z. kann nichts werden, und wenn sie 1000 Jahre alt würde. Sgl. Meyer, Lu.

Meyer, Friedrich Christian, JG, 16(80?) Hamburg — 38 Belgien. In Bremen #, wurde er Judenmissionar und verfaßte begeisterte Berherrlichungen Christi: Nicht, zu erleuchten die Juden, 11; Der abschleuliche Mord Christi; Vera Immanuelis Generatio (hebr.), worin er Jesu Göttlichkeit aus den Propheten nachwies, also das NT als Vorbereitung des NT's hinzustellen suchte — eine These, woran die größere Hälfte des Kirchenchristentums krankt.

Meyer, Fritz, ao UB med., *1875; E: Arzt OZM Dr. Mag ▼M. — Berlin W 15, Joachimsthaler Str. 24. OWe 1910, 10.

Meyer, Gabriel, gebor. ?, war 1913 in Hamburg Geschäftsführer eines Großhändlervereins, wo ihm auch der „Gläubigerschutz“, Kreditauskünfte usw., oblagen. Dr. Leop. Lion (sd) bezeichnete ihn dann im „Manufakturisten“ als ungeeignet. Die Folge war M.'s Klage beim Schöffengericht und die Abweisung des Klägers. Berufung wurde eingelegt, jedoch zurückgezogen. Der Gerichtsvorsitzende stellte dabei aus Meyers Personalakten fest, daß dieser 5mal mit Gefängnis bestraft war, zu einer Zeit, wo „er noch gar nicht Meyer hieß!“ Und Lion sagte vor Gericht: „Ein Mann, wegen fast aller Eigentumsdelikte (Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Urkundenfälschung) mehrmals mit Gefängnis bestraft, ist ungeeignet als Vermögensverwalter, denn als Sekretär eines Gläubigerschutzverbandes hat er eine Vertrauensstellung par excellence inne und verwaltet das Vermögen der Gläubiger.“ — Dem Vorstand des Hamburger Großhändler-V.'s waren aber die Vorstrafen M.'s vor seiner Anstellung bekannt gewesen. Ein Bild aus dem Judenstaat unserer Tage nannten die DSI 12/7 13 die Verhandlung und das, was dabei herauskam.

Meyer, Gerson, 1825 Marienwerder — ?, Sohn eines Rm.'s M. — Jurist in Königsberg.

Meyer, Gustav, Bürgervorsteher, Hannover, 1913. Gronemann, S. 73.

Meyer, Gustav. Wie Bankier Meyer zur „Dichtkunst“ kam. Es gab einmal in Prag einen geschäftstüchtigen Bankier namens Gustav Meyer. Vor 25 Jahren wurde dieser, wohnhaft Jungmannsgasse 14, plötzlich verhaftet. Er sollte, wie die Zeitungen meldeten, den Spiritismus in den Dienst seines Geschäfts gestellt haben, indem er Geister zitiert habe, die ihren Angehörigen zum Börsenspiel rieten, und die Depots und Depotwechsel seiner Kunden nicht zur Spekulation für die Auftraggeber, sondern für seine Geschäfte verwendet haben. Das „Prager Tageblatt“, dem wir folgen, meldet weiter (Nr. 17, 1927): 2½ Monate blieb er im Strafgericht in Haft, in welcher Zeit über 300 Zeugen verhört und die gesamte Geschäftsgebarung Meyers als Mitinhaber der Bankfirma „Meyer & Morgenstern“ auf dem Wenzelsplatz und als selbständiger Bankier nachgeprüft wurde. Das Ergebnis war die bedingungslose Einstellung des Strafverfahrens, und am 2. April 1902 um 10 Uhr vormittags verließ Meyer die Haft. Sein Bemühen ging nun dahin, seinen geschäftlichen Ruf wieder herzustellen, zu beweisen, daß er nichts

als ein ehrlicher Kaufmann sei und niemals etwas anderes als ein ehrlicher Kaufmann bleiben wolle. Aber die Öffentlichkeit war nun einmal gegen ihn, nicht alle Blätter veröffentlichten seine „Erklärungen“ und die „Politik“ vom 22/4 1902 quittierte sie sogar mit folgender Notiz:

„Empörend. Gustav Meyer, der famose Wechselstubenbesitzer, welcher nach einer Reihe von allerhand gerichtlichen Scherereien im Jänner dieses Jahres wegen diverser, dem Publikum sattem bekannter Geldgeschäfte verhaftet und nach nahezu dreimonatiger Haft auf freien Fuß gesetzt wurde aus dem Grunde, weil das Gesetz für derartige „Geschäfte“ einstweilen keine präzisen Bestimmungen enthält, hat, nachdem er mit knapper Not auf des Messers Schärfe glücklich ausgerutscht ist, die Fr—eiheit gehabt, die Redakteure der Zeitungen, welche über sein Treiben auf Grund der behördlich eingelaufenen Nachrichten berichtet hatten, gerichtlich zu belangen wegen — Ehrenbeleidigung. Und so ist auch dem verantwortl. Redakteur unseres Blattes mitgeteilt worden, daß Herr Meyer ihn wegen Ehrenbeleidigung nach § 491 des Strafgesetzes verklage. Man sollte glauben, daß Leute dieses Schlages, nachdem sie mit Ach und Krach dem gewissen Damokles-Schwert entgangen sind, sein hübsch bescheiden in der Gesellschaft zu verschwinden trachten werden. Indes es muß auch solche Ränze geben.“

Als nun der Appellatenat des Strafgerichts in einer Klage der Offiziere Budiner und Heller nach einer fulminanten Rede des Klageanwalts Dr. Dingg das bezirksgerichtliche Urteil gegen Meyer noch verschärfte und die Absizung der 14 Tage verfügte, gab der kluge Meyer den Kampf verloren.

Er ging nach München. Er nannte sich Gustav Mehringl und wurde „deutscher“ „Dichter“. Soeben hat ihm die „Münchner Zeitung“ ein glattes Plagiat, begangen an alten deutschen Erzählungen nachgewiesen. Siehe Mehringl[?].

Meyer, Hans Georg, Major und Lehrer an der Militärtschule, Hannover. — Gronemann 108. WM.

Meyer, Hans Horst, UB, Wien 1914. —

Meyer, Heinrich Walter (Heinz Baudo). *1881 Hannover. S: Kritische Blätter für Kunst und Kultur. B: Mufseeum und Lausbubengeschichten, 11. Magdeburg.

Meyer, Helene, Frau JM, Stargard, Jacobstr. 91. Vorsitzerin: Provinzial-B. Pommern für Frauenstimrecht; OS des Jüd. Frauenbunds. 1914.

Meyer, Henrik, Hamburg, Biefendamm 25, erhielt 1927 (WB 22/7) 1 Monat Gefängnis oder 150 M. und der Δ Angestellte Karl Meyer wegen Diebstahls 20 Tage oder 100 M. Dieser, *1908, war Verkäufer im Seidenhaus Brandt gewesen, wo ihn Henrik als Kunde öfter zum Kaffee mit Viktor einlud und schließlich so beschwachte, daß er ihm beim Einkauf Seide ohne Bezahlung aushändigte. Dafür erhielt Karl jeweils, im Vergleich zum Nebbad des Juden lächerliche 3 bis 5 M. Danach ging Henrik dazu über, sich selbst Seide vom Verkaufstisch anzueignen, ohne daß der Verkäufer wagte, etwas dagegen zu tun. Beide mußten vor den Richter. Der kleine schwarze Jude und der große blonde Junge — der gewerbsmäßige Gauner und Hehler und der verführte, übertölpelte Stehler. Ersterer bezahlt lächelnd seine Strafe und schiebt sich mit Hilfe seiner Kaffeegenossen weiter durchs Leben — der junge Deutsche hat seine Stellung verloren, muß sitzen, weil er nicht blechen kann und hat keinen anderen Weg vor sich als alle, die in der Jugend auf die schlechte Ebene kamen. Eine Stellung wird er heute kaum wieder bekommen. Er nahm sein Urteil gefaßt entgegen, während der Jude die Freiheit besaß, Berufung einzulegen, trotzdem der Richter darauf aufmerksam machte, daß die Strafe auf keinen Fall ermäßigt würde, und eher das Gegenteil eintrate. WB 22/7 1927.

Meyer, Isaac, Heereslieferant des Kardinals Albrecht zu Halberstadt, 1537. — Sombart 53.

Meyer, Isaac, Bankhändler, Lotterietollekteur, 1914 Selbstmord, Halberstadt. — M. hatte Blankenburger Pensionäre zum Börsenspiel verleitet und um 1½ Millionen Mark geschädigt. Über das Vermögen M.'s wurde Konkurs beantragt und gegen den Inhaber von der Polizei ein Haftbefehl erlassen, der am 24/3 vollstreckt werden sollte; doch erklärte M.'s Arzt, Dr. \blacktriangledown Auerbach, den Schuldigen für transportunfähig, da er unter der Aufregung der letzten Tage sehr leide. Das Hotel, wo sich M. aufhielt, wurde gegen Flucht von der Polizei bewacht. Mittags wurde der Wirt in das Zimmer M.'s gerufen, aus dessen verändertem Aussehen man Beforgnis für sein Leben schöpfte. M. hatte nämlich Schwefelsäure getrunken und sich Zunge und Rachen verbrannt. Trotz ärztlicher Hilfe verschied der M. — Halberstädter Z., Volksstimme (Chemnitz) 25/3 14.

Meyer, Isaac Salomon, 19. Jh. — No 2, 121: ein Hamburger nationalökonomischer Votalschriftsteller. WM.

Meyer, Isidor, Alleininh. der Fa. Hamburger Engros-Lager, Warenhaus. — Frankfurt a. M., Ribdastr. 50, II. — 3—0,17. — 1914.

Meyer, Israel Jakob, ließ Friedrich dem Großen, dem König, folgendes Stück unterbreiten (AC 13/9 1891): „Eurer Königl. Majestät haben wir auf die unterm 26. hujus eingegangene Kabinettsordre hierdurch alleruntänigst anzuzeigen die Gnade, daß der Jude Isr. Jak. M. aus Altona bei Hamburg gebürtig ist, und daß derselbe sich mit der Tochter des Schutzjuden Jakobs Gotthalts zu Halberstadt verheiratet, auch sich daselbst, nach der den Schutzjuden zugestandenem Erlaubnis, auf das Recht des ersten Kindes ansetzen will. Nach dem Bericht der Halberstädter Kammerdeputation hat dieser Jude auch schon 3000 Taler bar ins Land gebracht und nach dem Tode seiner zu Altona noch bemittelten Eltern dereinst noch einen guten Erbteil zu erwarten. Derselbe hat für seine Ansehung und den Trauschein sämtliche Kassen schon befriedigt und für 300 Taler hiesiges Porzellan außer Landes geführt. Von Eurer Majestät Gnade wird es abhängen, ob für denselben ein Freipaß und Einbringung seiner Effekten ausgesetzt werden soll. Berlin, 28/7 1784 Gaudi. Berber (Minister).“ — Der große Friedrich schrieb an den Rand: „Wir haben schon Juden genug im Lande und brauchen keine Fremden!“

Meyer, Jaques, Financier, Paris, wurde Juni 1889 wegen Vertrauensmißbrauches zu nur 1 Jahr Gefängnis und 5000 Fr. verurteilt. Die Kreuz-Z. sagte, indem sie beinahe unsere Tätigkeit vorausahnte, am 21/6 89 (Dresd. N. 26/6; StbgrZ 23/6): „Der Prozeß sollte vor allem von denen studiert werden, die etwa „Das Judentum in der Börse“ oder „Die Börse und die jüd. Presse“ zu schreiben beabsichtigen. Der Fall an sich gleicht so vielen andern Fällen, daß er kaum näher geschildert zu werden braucht. Ein M., Wechselagent, täuscht das Vertrauen seiner Kunden, benützt das ihm vertrauensvoll übergebene Kapital zu den gewagtesten Spekulationen. Ob er nun gewinnt oder verliert, er verwendet das fremde Geld zu lukullischem Leben und Ausschweifungen, die sich durch die Tatsache, daß der Verklagte Juwelen und Weiberschmuck von mehreren Hunderttausenden von Francs angekauft hat, am einfachsten kennzeichnen. Eines Tages sah sich M. gezwungen, den Pariser und sogar den französischen Staub von seinen Sohlen zu schütteln. Belgien hat ihn ausgeliefert, nachdem sich die jüd. Finanzclique hier, die bis ins Ministerium reicht, aus Furcht vor unliebsamen Enthüllungen die größte Mühe gegeben hatte, die Auslieferung zu hintertreiben. Und nun erleben wir, daß Erlanger und andere zweifelhafte Größen, die angeblich Kläger sind und Hunderttausende verloren haben wollen, mit einem Mal vor Gericht für M. eintreten und überzeugt sind, daß er, in Freiheit gesetzt, seine Schulden schon abtragen würde. Welche Einflüsse mitgewirkt haben, um zu diesem ungewöhnlichen Ergebnis zu gelangen, errät man. Nur General de Négrier, der durch die Faillite M.'s etwa 140 000 Frs. verloren hat, spielt die Komödie nicht mit und nennt den Juden J. M. einen Schwindler. So wunderbar der Prozeß, so wunderbar die Presse; der „Intransigeant“: „Von einer Intelligenz ersten Ranges, hatte M. vielleicht nicht die Absicht, seine Kunden zu betrügen. Er ist keiner jener faulen Gründer, die ihre Vögel rupfen, er ist nicht der gewöhnliche Charlatan, der zahlreiche Kundschrei-

ben verschickt. Nein, er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, der kühne, gewagte Unternehmungen versucht hat, die mehr oder weniger anständig — wie alles, was an der Börse gemacht wird — aber nicht aussichtslos waren. Um die Operation glücklich zu beenden, ist er vor dem Betrüge nicht zurückgeschreckt, aber der Mißbrauch des Vertrauens war bei ihm nur ein Mittel und kein Zweck.“ Diese verschleierte Freisprechung des Angeklagten, diese sophistische Verteidigung sind gewiß bezeichnend, nicht nur für den verderblichen Einfluß der die Presse beherrschenden Geldaristokratie, sondern auch für ihr klettenartiges Zusammenhalten und das Bestreben, jedes Aufsehen zu vermeiden und selbst den Schuldigsten unter den übrigen mit ihrer Allmacht zu schirmen.“

In dem Prozesse dieses J. M. spielte auch noch ein anderer Meyer, der als einflußreicher Politiker bekannte Arthurs Meyer (fd), eine Rolle. Zur Entlastung des Angeklagten J. M. verlas dessen Verteidiger Nathan Strauß einen Brief des Arthurs Meyer, der den J. M. zur Lieferung gefälschter kompromittierender Briefe hochgestellter Personen bestechen wollte. In diesem Briefe Aron/Arthurs wurde Jacob aufgefordert, in seinem Besitz befindliche oder von ihm angefertigte Schriftstücke, die hochgestellte Persönlichkeiten bloßstellen könnten, an den Brieffschreiber einzusenden. Als Gegengabe wird M. in dem Briefe „jede Gewährleistung an Geld und die Gewißheit zugesagt, daß, welcher Art auch die Zukunftsregierung sein möge, ob Königtum, Kaiserreich oder Boulangismus, er aus dem Gefängnis entlassen werde“. Man nimmt mit Recht an, daß jemand, der auf diese Weise über „Freilassung von Gefangenen und Geld“ verfügt und im Namen Philipps VII., Napoleons IV. und Ernst I. zugleich redet, zu einem hohen Posten in der Zukunftsregierung berufen sein müsse. „Paris“ will wissen, der Unterzeichner des Briefes sei der Boulangist Jwan Lawoestine [Löwenstein] und seine Auftraggeber der Ausschuß der Nationalpartei und Arthurs Meyer (fd), der Leiter des „Gaulois“ und Freund des Grafen von Paris. Auch

„Radical“ bezeichnet Arthur M. als den Urheber; alle Versuche des einen M., die Sache totzuschweigen, seien an der Ehrlichkeit des jetzt verurteilten anderen M. gescheitert. Man erwartet, daß diese „Meherei“ vor Kammer und Gericht ihren Austrag finden werde. Das Strafgesetzbuch bedroht die Verleitung zu falschem Zeugnis mit Zuchthaus. Als der inzwischen verurteilte Jacob M. auf jenen Brief Arthur Meyers nicht antwortete, schickte der letztere an den ersteren noch 2 Depeschen nach Brüssel. WM.

Meyer, Jenny, 1834—?; 88 Leiterin des Sternschen Konservatoriums, Berlin. Sie hat 2000 Schüler und Schülerinnen ausgebildet, „ohne daß jedoch dieser Fabrikationsbetrieb der wahren und edlen Gesangskunst zu besonderem Vorteil gereicht hätte“, gibt selbst No zu.

Bei den Juden muß es immer die Masse und Monotonie machen. 1000 Salvarsaneinspritzungen im Monat, 1000 Sänger in der Symphonie von Mahler, 300 Aufführungen ein und derselben Operette im Jahr an je 100 Bühnen, ein Duzend Pleiten einer Firma in einem Viertelduzend Jahren — das ist erst ein Geschäft.

Meyer, Johanna, Frau, hielt April 1914 in Aachen einen „interessanten“ Rezitationsvortrag: „Juden im Lichte christlicher Dichter. Es fehlte Shakespeare, und von ausländischen Dichtern erschienen nur solche, die ein „vernünftiges Urteil über Juden“ hatten. Von den angeführten Dichtern schieden als Partei die Kaller Tolstoi und Gerhart Hauptmann aus. Klopstock gehört nicht hierher; es ist Unfug, Dichter, die Stoffe aus dem AT wählen, als jüdisch festzulegen. Überhaupt denken die Mehrzahl dieser Dichter in der Sprache und im Geiste Luthers. Wenn Goethes sonst umstrittene Judenpredigt herangezogen wird, ist das erfreulich. Zum zweiten beweist gerade diese „Gabe“ der Frau Meyer die Neigung der Juden zur Selbstbepottung. Denn der Bericht verzeichnete, daß sie „mit besonderem Behagen aufgenommen“ wurde. Dann folgten Hebel, Grillparzer und Ludwig. Hier hatte wohl Du. Geiger, der — „feinsinnige Berliner Literaturhistoriker“ Pate gestanden. Angezogen werden die „Judenstücke“. Hebels „jüdischstes“ Stück aber, die Judith, bedeutet den schärfsten Protest gegen das Judentum, es ist die völlige Umkehr der jüd. Überlieferung und verflucht indirekt den arischen Satz: „Das Weib soll Männer gebären und nicht Männer morden.“ Diese „Judenstücke“ sind im gleichen Grade jüdisch, wie Schillers Jungfrau von Orléans französisch. Was der Jüdin nicht genehm ist, gehört „einer verschwundenen Epoche“ an. „Längst aufgegeben“ ist „die einst fast vollstümliche Anschauung vom habgierigen Juden“, die „charakteristisch festgelegt ist“ in Müderts Märchen vom Bäumchen, das andre Blätter gewollt hat. Dann kommen die „vernünftigen“ Ausländer Byron (Hebräische Lieder, ▼Zola, ▼Shaw, Zfen, der mit einem besonderen Ruhmeskranz bedachte Tolstoi. Bei Otto Ernst wird als sehr wichtig angezogen, daß der „nicht gerade judenfreundliche“ Aliencron den Freund Otto Ernst „mit überströmender Herzlichkeit“ erwähnt. Dann kommt Herbert Gulenberg, der einen „unsympathischen Juden“ geschaffen hat, aber doch manches „ehrliche warme Wort über jüd. Wesen finde“, und Fontane, der in einem Gedicht humoristische und doch sehr herzliche Töne angeschlagen habe über sein Verhältnis zu den Juden; er läßt alle die Duhoms und Zhenplitze beiseite stehen und schließt mit der freundlich-resignierten Aufforderung: „kommen Sie Cohn.“ Wer dieses Gedicht kennt und mit dem Schluß das verwandte Wort „Wie ist die Gegend runtergekommen“ vergleicht, weiß die „freundliche Resignation“ bes-

ser zu würdigen, die in gewisser Weise die Verse Grillparzers, der auch für das Judentum herhalten muß, ergänzt:

„Der Teufel wollte einen Mörder schaffen
Und nahm dazu den Stoff von manchem Tiere;
Wolf, Fuchs und Schafal gaben her das Ihre.
Nur eins vergaß der Ehrenmann: den Mut.
Da drückt' er ihm die Nase ein voll Blut
Und rief: Lump, werd' ein Jud' und rezensiere.“

Meyer, Jonas, Hofjude, Dresden. — Behse: „Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen“. VI — August der Starke 1694—1733, S. 213: Unter den sogenannten Hofbefreiten und Hofhandwerkern finden sich: „Der Generalhofprobedor: Jonas Meyer, mit dem Titular-Katzen-Titel. Der Hofactor: Marcus Meyer. Die Hofjuden: Jacob Levi Bacharach und Löwel Perl. Der Hof-Münzlieferant: Isaac Jacob.“

Jonas M., der andere Compagnon von Berendt Lehmann (Sd), kam 1700 von Hamburg nach Dresden und wurde des Königs Generalprobedor und Hofagent. Er besorgte namentlich die Juwelenlieferungen an die Damen seiner Neigung. Er hielt mit Lehmann in dem ihnen eingeräumten ehemaligen Postgebäude auf der pirnaischen Gasse, dem Landhauße gegenüber, das dazumal „das Judenhauß“ hieß, das erste ansehnliche Wechselgeschäft in Dresden. Er war sehr unternehmend: bei der großen Teuerung 1719/20 führte er aus Rußland, England, Mecklenburg und von anderen Seiten her Kornvorräte nach Sachsen und verkaufte sie zu wohlfeileren Preisen, als man sie bisher hatte haben können, den Scheffel zu 4 Talern. [Er soll durch 40 000 Scheffel Dresden vor Hungersnot bewahrt haben, Sombart 53.] Wie Ephraim in Berlin unter Friedrich dem Großen, machte Jonas M. ein Haus in Dresden: Er gab die prächtigsten Feste, bei denen 20 nicht bloß der Kurprinz, sondern sogar die Kurprinzessin, die überstolze Cäsarentochter Josefina, erschien. Nach dem Tode Augusts mußte M. aus seinem Hause, die Post übernahm daselbe wieder.“

Meyer, Jonas, Gauner und Gotteslästerer, aus Wunsdorf; 1699 in Celle gehängt. Man nahm die Leiche ab, riß dem Dampyr die Zunge aus, um sie zu verbrennen, und hing dann den Körper umgekehrt wieder auf, und wie es in den Berichten heißt, „bey selbigem einen Hund, zum Wahrzeichen und Denkmahl, daß er gehöre unter die, von welchen der Herr gesprochen, Apol. 22, 15: Draußen sind die Hunde und die Abgöttischen und alle, die lieb haben und tun die Lügen.“

Meyer, Jonas David, 1780 Arnheim — 34 Amsterdam. „Einer der bedeutendsten niederländischen Rechtsgelehrten, der 1. Jude, der in Holland, und wohl in der ganzen Welt, als praktischer Advokat zuerst auftrat. Schon im Alter von 16 tat er sich, glänzend veranlagt, durch eine lateinische Schrift hervor, und 1 Jahr später ließ er sich als Advokat in Amsterdam nieder. Er wurde Richter, dann Mgl. des Departementsrats, mit ganzem Herzen Niederländer, trat er 13 in die provisorische Regierung ein und wurde vom Könige in Anerkennung seiner Verdienste zum Mgl. der Kommission zur Beurteilung des Grundgesetzes der Provinzen ernannt. Als Präsident des isr. Konsistoriums nahm er sich der Sache seiner Glaubensgenossen mit Eifer an, suchte das Armen- und Unterrichtswesen zu verbessern, beteiligte sich an der Abfassung der „Grundzüge des jüd. Glaubens“ und bewährte sich bei jeder Gelegenheit als treuer Sohn des Judentums.“ Er führte als dankbarer „Niederländer“ auch die Sache des Exkönigs Ludwig Napoleon gegen den König der Niederlande, und schrieb 6 Bde: Institutions judiciaires“, 19—23. Kayserling; JN.

Meyer, Josef, Rfm., Frechen, hatte 1911 bei der 40jährigen Erinnerungsfeyer an die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches einem Kriegskameraden, mit dem er 1866 und 1870—71 in gleicher Kompagnie mitgemacht hatte, und der in Köln in dürftigsten Verhältnissen lebte, eine lebenslängliche Rente von 30 M. monatlich ausgesetzt. „In der Schlacht bei Königgrätz war M. von diesem Kameraden aus dichtestem Kugelregen gerettet

worden.“ Also seinem Lebensretter, der wohl nicht allzulange und auch nichts mehr zu leben hatte, zählt der gerettete und gut gebettete Jude nach langen 45 Jahren jährlich 360 M. Bei dem schwächlichen, 70jährigen Kameraden wird das für ihn eine Amortisationssumme von nicht mehr als ein paar 1000 M. gewesen sein. Trotzdem ging die Sache durch die dtsche Presse. — Man fragt aber: Wozu wurde M. gerettet? Aus dem „dichtesten Kugelregen“ läßt man sich doch nicht auf und davon tragen, oder war M. etwa verwundet? WM.

Meyer, Joseph, Uß, Dr., Leiter d. Universitäts-Polyklinik, Berlin, die wegen der von Meyer bevorzugten Massenassistenten Lewinski, M. Wolff, Stadthagen, Lublinsky usw. im Volke die „Judenklinik“ hieß. — Dtsche Wacht 1881, S. 33.

1818 Straßund —?, Ko. DWe 10, 10.

Meyer, Ju., Dr., GMA, 1830—?, Kgl. Galerie-Direktor, Berlin. Slagau, KK 134 (1886): „Von ihm rührt eine „Geschichte der modernen Französl. Malerei“ (67), die aber nicht gegangen zu sein scheint, denn der Verleger setzte neuerdings den Preis von 16 M. auf die Hälfte herab. Sodann verband sich M. mit einer Menge mehr oder minder namhafter Kunstgelehrten zu einer neuen Ausgabe des Nagler'schen Künstler-Lexikons. In der Vorrede widmete er dies Unternehmen dem Kronprinzen von Preußen, der damals das Protokoll über die Museen angetreten hatte. Mit der neuen Ausgabe von Nagler geht es aber langsam. Seit der 1. Lieferung, November 69, sind bis heute 3 Bände herausgekommen (die 1. Auflage, von 35—52 veröffentlicht, umfaßte 22 Bde.) und selbst wenn M., der gegenwärtig 56 zählt, ein alttestamentliches Alter erreichen sollte, wird er sich, bevor das Werk seinen Abschluß erhält, vermutlich längst in Abrahams Schoß befinden. . . Ju. M., inzwischen zum GMA befördert, hatte von vornherein die Kunstpresse auf seiner Seite; sie blieb ihm treu und begleitete seine Verwaltung mit Beifall. Da es sich jetzt nicht mehr um den alten Waagen handelt, verschlägt es nichts, wenn, wie die „Kunst-Chronik“, eine Beilage der „Zeitschrift für bildende Kunst“, behauptete, infolge der schlechten Heizungsanlage in der Berliner Gemäldegalerie, verschiedene Bilder durch die ausströmende Hitze stark gelitten hätten, und daß bei der nun notwendig gewordenen Restaurierung ein wertvolles Gemälde unter der Hand des nachpinselnden Malers vollständig verdorben sei. . . Seit einigen Jahren ist jedem Abteilungs-Direktor der Kgl. Museen in Berlin eine Sachverständigenkommission aus Kunstgelehrten und Künstlern zur Seite gestellt, die bei größeren Ankäufen zu Rate gezogen werden soll. Trotzdem bleibt dem Direktor ziemlich freie Hand, denn seine Ansicht ist schließlich doch maßgebend, und es ist nur menschlich, wenn er sich von seinen Neigungen und Liebhabereien beeinflussen läßt. Auch M. hat seine Gegner und Tadler, zumal in den Kreisen der Künstler.“

Ju. M. wurde, als Gatte einer Schreiberin aus Breslau, der Schwager Werthold ▼Auerbachs (I, 386, 82, 97), der ihm wegen seiner „bedeutsamen Bücher über David Strauß“ 68 nach einem gemeinsamen Mittagessen folgendes bezeugte: „Es ist eine Freude, solch einen gediegenen und frischen Geist, der sich ein begrenztes Gebiet ausgesucht hat und darin so sachlich heimisch ist, sprechen zu hören. Dabei hat M. eine gründliche philosophische Bildung, und das eben gibt die nachhaltigere Kraft.“

Meyer, Ju., Börsenredakteur: Hamburger Nachr. — 1914.

Meyer, Ju., Superintendent a. D., zuletzt Pfarrer in Ober-Sarnstedt, groß, stattlich, steht im Verdacht der Judenblütigkeit: „Er arbeitete zubiel mit den Händen und hatte Eigenschaften, die einem nicht unbedingt nicht-jüdisch vorkommen.“ Deutsches Schrifttum 1928. WM.

Meyer, Ju. S., *1874, Gouverneur des Staates Oregon, Portland, Ver. Staaten v. A. 1930.

Meyer, Ju., I., MA, Berlin, bekam 1928 (WB 29/12) wegen Beihilfe bei Aktendiebstählen ein Jahr. In aller Stille wurde er begnadigt gegen Buße von 2000 M. Er übte aber seine Praxis weiter aus, indem er bei

seinem Bruder, MA Georg Meyer, den Bürovorsteher mimte.

Meyer, Ju., II., MA, Berlin, erhielt 1928 (WB 29/12, Angriff 19/6 30) wegen Unterschlagung von 62 000 M. Mandantengeldern 1¼ Jahre. Eine Gnadenaktion für ihn, von der gesamten Kollegenschaft, soweit sie jüdisch war, wies darauf hin, daß Ju. Meyer II seit seiner russischen Gefangenschaft „geistig verwirrt“ sei. Es konnte also fast 10 Jahre lang ein geistig defekter Israelit den MA spielen, ohne daß dies vor Abfassung des jetzt notwendigen Gnadengesuches den Kollegen aufgefallen wäre!

Meyer, Ju. & Co., Möbelkredithaus, Berlin, 1901. Die Firma wurde in der Stögrß 20/3 01 als „Vorarbeiterin Aug. Sternbergs“ (Sb) bezeichnet. „Ein Freund unseres Blattes sendet uns eine Melamelarte, die seiner 15jährigen Tochter auf offener Straße zugesteckt ist. Die Karte zeigt auf der einen Seite ein Bild: ein älterer „Herr“ mit gebogener Nase und eine junge, mehr als stark dekorierte „Dame“ in zärtlicher Stellung zusammen auf einem Sofa, vor ihnen ein Champagner-Kübel. Daneben liest man „Im Chambre séparée“ und dann mit roten die Verse: „Geh'n wir ins Chambre séparée — ach, zu dem süßen tête à tête, — dort beim Champagner und beim Souper — man alles sich leichter gesteht!“ Auf der Rückseite: „Man kauft auf das vorteilhafteste, gut und billig im Luisenstädtischen Waren- u. Möbelkredithaus! Julius Meyer & Co. in den Prachtträumen Köpenickerstr. 68.“ Die Karte ist „Verlagseigentum Jos. Weinberger, Wien, Leipzig, Paris“ und „gesellich geschätzt!“ Man bedenke, wenn derartige Karten Mädchen aus dürftigen Verhältnissen, wie sie im Sternberg-Prozeß als Zeuginnen auftraten, zugesteckt werden, was für Wünsche nach „Champagner und Souper“ und weiteren Dingen dadurch erweckt werden!“

Aber der Jude, der diese bestialische Herabzüchtung unserer Mädchen aus dem Volke bewußt betreibt, ist in den Augen der blinden Väter und Mütter dieser Mädchen der „wahre Volksfreund“, der „berufene Führer zu bessern Zuständen“; der auf Schutz, Höherzüchtung, auf Befreiung und Glück des einfachen Mannes bedachte Judengegner dagegen ist der „Reaktionär“, „Finsterling“ und „Volksverheher!“

Meyer, Jürgen Bona, Dr., GMA, Uß (Philol.), Bonn. 1829 Hamburg—97. Er schrieb über Aristoteles; Fichte; Kant; Religionsbekenntnis und Schule; Seelenwanderung; Lebensweisheit; Wunderschwindel. — Erwin Rhode redet in einem Brief an Nietzsche (Br. 11 385) 73 von einer Broschüre des J. Bona M., „in der mit lächelnder Suffisance (die fast noch schlimmer, an solchen Knirpsen gegenüber unserm Niesen, ist, als die sonst übliche moralische Entrüstung) Schopenhauer zu den Toten, als recht hübsch begabter „Sophist“, geworfen wird“.

M. gab sich vor seinen Studenten auch als Anti-Anti: „Meine Herren! Wie ziellos der ganze Antisemitismus ist, wird klar, wenn man die antisemitische Literatur betrachtet. Das einzig Klare, was über die Judenfrage geschrieben ist, hat Dühring geschrieben. Man erkennt aus den antisemitischen Schriften den ganzen Unstinn des Antisemitismus klar und deutlich. Es ist nichts erbärmlicher, als wenn die vielen Millionen Deutschen nicht die halbe Million Juden mit sich zu amalgamieren vermögen. Wenn etwas die Schwäche der dtschen Kraft bewiese, so wäre es dies, daß man sagt: Wir werden mit den Juden nicht fertig; deshalb müssen wir sie hinauswerfen. Meine Herren! Tragen wir die Folgen des Unrechts, das an den Juden begangen ist, suchen wir auf Grund der stellenweise geradezu vorzüglichen Leistungen der Juden die Unterschiede zu verwischen, die zwischen Dtschen und Juden bestehen!“ AC 21/4 89. —

Dieses Hirnverbrannte, lügenhafte Zeug, diese Politik seiner Klasse, durfte ein staatlich angestellter jüd. Prof. vor deutschen Studenten treiben, ohne daß ihn die Behörden seines Amtes entsetzten! Er wußte genau, daß jedes Land nicht mit den Juden allein zu tun hat, die in seinen Grenzen wohnen, sondern zugleich von all

den anderen, den 30 Millionen, mit bedroht und angegriffen wird, die, außerhalb der Grenzen in anderen Ländern wohnend, einer für alle, alle für einen stehen; er wußte ferner, daß an den Juden niemals ein Unrecht begangen war, weil sie immer vorher die Weltvölker bis aufs Blut ausgefogen und überwuchert hatten, und daß sie von den Empörten nur die gerechteste Strafe empfangen würden, wenn sie bis auf den letzten Mann vertrieben wären; er wußte endlich auch, daß die Juden nirgend Leistungen aufweisen und jeder Vermischung mit Nichtjuden unwürdig sind.

In seinen öffentlichen Vorlesungen „Akademisches Leben im Studium“, Bonn, 90, behauptete er weiter u. a.: „Die Konsequenzen der Antisemiten führen zur vollständigen Verdummung dieser Partei. Schritt für Schritt stößt man auf Unsinn. ... Was aus der Sandbüchse Berlin geworden ist, verdankt es neben den französischen Emigranten hauptsächlich den Juden... Dtsch ist jeder in Dtschld Geborene, der dtsch denkt und handelt, und das haben die Juden Dtschlands stets getan! Das Christentum ist ja auch (!) vom Juden Christus gestiftet, und die Verfündigung der Juden an Christus ist reichlich gesühnt. Wenn die Juden keine Christen werden wollten, so geht das die Christen nichts an. ... Ich würde mich viel weniger wundern, wenn ein Jude die Christen zum Übertritt in das Judentum aufforderte, als wenn ein Christ eine Aufforderung erließe, zum Christentum überzutreten. Das Judenvolk ist zu seinem Reichtum gelangt durch Fleiß, Häuslichkeit und Sparsamkeit. Überall sieht man bei den Juden vortreffliche Eigenschaften, auch auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft. ... Zu den akademischen Lehrern gehören viele Juden, und es ist deshalb am wenigsten Sache der akademischen Jugend, gegen die Juden zu kämpfen. Wenn die Juden Wucher treiben, so ist es Schuld der Christen selbst, die ihre Geldgeschäfte mit Juden abwickelten — sie könnten ja unter sich bleiben.“

Ferner erklärte er 1890 in einem Kolleg, er könne seine Familie bis zur Reformation verfolgen und bis zu dieser Zeit sei kein jüd. Blut hineingekommen. „Dann aber fiel auch jede Entschuldigung für seine Parteinahme für Israel weg“, sagt mit Recht AG 4/5, denn dann wäre er ein Judengenosse und -necht gewesen, was bekanntlich noch schlimmer als waschechtes Jdntm ist. Wir zweifeln nicht, daß Jürgen Bona zur Chabruffe gehörte.

Meyer, Karl, *1862, Dr. med., Uß, Laboratoriumsvorsteher, Kopenhagen. C: M. // Rebecca Levysohn. — 1914.

Meyer, Karl, Sir, Dir: de-Beers Gesellschaft, Protektor des Shakespeare'schen Nationaltheaters, London. *1851 Hamburg. 10 nobilitiert. ©.

Meyer, Karoline, geb. Dessau; B: Dramatische Gelegenheits- und Festspiele für die Jugend, Hamburg 1863. Pa 2, 42.

Meyer, Kathi, Dr., Bibliothekarin der Musikbibliothek Paul Kirsch, Frankfurt a. M. BB 15/6 1927.

? Meyer, Runo E., Dr. phil., Uß, dtsche und lettische Sprache und Literatur, Berlin, früher Liverpool. Ehrenbürger von Dublin; 11 Dr. h. c. Univ. St. Andrew. 1858 Hamburg — 19. C: Dr. an der Gelehrtensch. d. Johanneums Hamburg Ed. M. // Henriette ▼ Dessau, Sohn des Joh. Heinrich M., und Dr. des Friedrich August M., Großonkel des „Dichters“ Mehring, schrieb gegen ▼ Börne (57. Pariser Brief). S: Fahr. f. Kelt. Philol. — Mgl. d. Ad. d. Wissenschaften. Deg 6. — Er wurde in einem engl. Flugblatt 1922 (SS) für ▼ erklärt. WM.

Meyer, L. S., Weinwandhändler, Wien. Er hatte sein Geschäft zum Weißen Roß in der Leopoldstadt, erwarb als Wäschekonfektionär ein Vermögen, das er 1873 als Gründer einer Leinenindustrie-Gesellschaft mit einem Grafen als Präsidenten verpuffte, S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 429.

Meyer, Leo, Uß (vgl. Sprachkunde), Göttingen; Wirkl. Staatsrat in Dorpat. 1830 Bleibeln —? B: Sprachliches; Glauben und Wissen; Griech. Horst; Le-

ben nach dem Tode; 4. Bitte des Vaterunser; Untergang der Welt und jüngstes Gericht. — Ko.

Meyer, Léon, *1868, Handels-Unterstaatssekretär im Ministerium Herriot und in der Regierung Steeg, Paris, kam 1923 ins Parlament, war auch Bürgermeister von Le Havre. Jß 1/9 1928 und 26/12 1930.

Meyer, Leopold, Dr. med., Uß (Kinder), *1852. Kopenhagen. C: Rfm. M. // Rebecca Levysohn. Br: Karl M. — Seit 90 S: Bibliothek for Laeger, führende medizinische Zeitschrift Dänemarks. — JG.

Meyer, Louis L., 3facher Hausbesitzer, Berlin. — 2,4 — 0,15. 1914.

Meyer, Louis, JG, polnischer „Dichter“. 1796 Sluzhem b. Warschau — 69, studierte 10—16 in Berlin die Geschäftswissenschaft und wurde in Polen Kaufmann, Dramatiker und Beamter. B: „Hinterlassene dtsche Schriften eines polnischen Juden“, Berlin 1871.

Meyer, Lu., JG, Dr., Uß (Erre), Göttingen. 1827 Bielefeld — 00. Von 56—66 Leiter des städt. Krankenhauses in Hamburg, gründete er 67 mit Griesinger das „Archiv für Psychiatrie“, schrieb eine Menge Aufsätze und war natürlich eine „Autorität“.

Meyer, Lu., Rittergutsbesitzer, Berlin, schenkte 1901 (Stgrß 8/6) dem „Dtsch-Jsr. Gemeindebunde“ Gelände in Weißensee für Arbeiterkolonien und ein „Asyl für kranke und altersschwache Auswanderer“, das dem Schnorrer-Unwesen steuern sollte; die Gemeinde sagte auch in einem Rundschreiben: „Einer der größten Mißstände, die das Judentum verunzieren, ist der Wanderbettel, den zahlreiche dtsche, österr. und russische Glaubensgenossen gewerbsmäßig betreiben. Nicht nur werden durch ihn beträchtliche Geldmittel unzweckmäßig, zum großen Teile für Eisenbahnfahrarten, verzettelt; noch schlimmer sind die moralischen Schäden, die daraus erwachsen: Heuchelei, Fälschung und Sittenlosigkeit sind die notwendigen Folgen dieses unstillen Lebens für sehr viele der Beteiligten.“

Sollte nur dies Wanderleben die Schuld an den Masseigenschaften „Heuchelei, Fälschung und Sittenlosigkeit“ tragen, wie wir sie doch auch bei sesshaften Juden finden? Allerdings sind da die Väter ins Gigantische gewachsen, schädigen keinen Juden mehr und gelten plötzlich für Tugenden!

Meyer, Lu., Dr., Uß (Kinder); *1879 Wiesbaden. C: Rfm. Moritz M. // Katharina Herzheimer. — Berlin B 35, Genthinerstr. 19. — D. Ausl.

Meyer, Lu. Beatus, JG, 1780 Sandersheim, Braunschweig — 54 Kopenhagen. — In R. 02 Erzieher beim Grafen Schimmelmann, wurde er 10 „Däne“, Vorstand des nationalen Schuldenbüros und später Professor. Er schrieb ein „Handboog i den Tyske Poetiske Literatur“ und das vielaufgelegte „Meyer's Fremmedordboog“ über Fremdworte im Dänischen.

Meyer, Lu. Franz, Breslau, gefallen 1916; Jüd. Volks-Z. 1/2 17: „Er schrieb herzerquickende, frische Gedichte, war begeisterter Zionist und ist wie so viele seiner Gesinnungsgenossen einer der glühendsten Kämpfer für das dtsche Vaterland geworden.“

Wir nahmen bisher, den Ausführungen der C.-B.-Juden folgend, an, daß die Zionisten ihr Vaterland in Palästina sehen. Vgl. Meyer, Franz Lu.

Meyer, Marie, f. Meyring, Gustav.

Meyer, Martha (M. Jolkart; Erich Frey), * Berlin. C: Mag M. // Rudolfine Marcuse. B: Das liebe Jd. Wilmersdorf, Günzelsstr. 29. Deg 6.

Meyer, Max (Max Schnackenburg); Literat, Lemgo i. L. 1913.

Meyer, Michael, Köln, 1802 wegen Raubes auf dem Domhofe hingerichtet. Die ganze Juden-schaft war zugewogen und markierte, nachdem der Kopf des M. unter der Guillotine gefallen, Kleiderzerreißen. Den Körper des Verurteilten brachten sie nach Bonn auf den Judenkirchhof. — Man machte anscheinend in früherer Zeit mit jüd. Schwerverbrechern nicht soviel Federlesens, wie heute, wo sie, wenn auch pro forma zum Tode verurteilt, nie zu sterben brauchen und vor der Ausführung des Urteils Begnadigungen, Befreiungen, Revisionen usw. dazwischenfahren.

Meyer, Montague, London, engl. Kriegslieferant. — DvBl 1/5 1915: „In der englischen Bevölkerung machen neue Kriegslieferungsstandale peinliches Aufsehen. Sie begannen mit der mißglückten Lieferung von vielen Tausenden von Zelten für die englischen Lager in Frankreich. Die Zelte lagen zum Abtransport bereit, als man bemerkte, daß es gar keine richtigen Zelte waren und man sie nicht einmal als Schatten-spender für Tennisplätze verwenden konnte. Was aus dem Lieferanten geworden ist, konnte das Publikum niemals erfahren, die unverwendbaren Zelte liegen aber noch im Hafen. Bezeichnender für das geschäftliche Gebaren der Kriegsverwaltung ist der Skandal mit dem Holzlieferanten Montague Meyer. Dieser wurde zum alleinigen Einkäufer für die gesamten Holzbedürfnisse des Heeres bestellt. Er spielt sich als so großen Patrioten auf, daß er sich für seine Tätigkeit nicht einmal ein Gehalt bezahlen läßt. Er bekommt nur — so stand es im ersten Kontrakte, für alles Holz, das er einkauft, einen Maklerlohn von 2½%, wobei er einen so schönen Nutzen erzielte, daß er auf jegliches Gehalt allerdings verzichten konnte. Nun gestaltete man den Kontrakt um: Nach dem ersten Ankaufe von Holz für 600 000 Pfund Sterling bekam er nur noch 1½%, und für die erste zu diesem Zwecke ausgegebene Million schränkte man ihm den Profit auf 1% ein, nahm ihm also noch ½% weg. Dabei verdiente er bei dem ersten Einkaufe 15 000 Pfund Sterling! Das Schönste aber ist, daß M. nicht bloß amtlich bestellter Holzeinkäufer ist, sondern sein eigentliches Geschäft als Holzverkäufer im großen betreibt. Wenn also jetzt der Einkäufer M. für die Armee Holz kauft, so bezieht er dieses bei dem Verkäufer M. Hatte schon sein riesiger Maklerlohn Aufsehen gemacht, so gestaltete sich die Angelegenheit, seitdem die doppelte Eigenschaft M.'s entdeckt wurde, zu einem Skandale. Das Eigentümliche aber ist, daß, während alle Welt darüber spricht und schimpft, man im Kriegsamte sich taub stellt. „M. hat viele Nebenausgaben bei der Beschaffung des für uns notwendigen Holzes, wir sind vertragsmäßig an ihn gebunden ufm.“, sagt man achselzuckend, und M. bleibt noch wie vor selber sein bester Kunde in England.“

Er wurde von Rufus Isaacs dann noch zum Kontrolleur alles Finnes ernannt. 1922 (Hf).

Meyer, Moritz, Stadtrat, Vater der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Jdnt.'s“, Berlin. DvBl 1907, 11. R: 1. GDMR. Dr. Paul M.; 2. Georg, — beide Kuratoren der Anstalt.

Meyer, Moritz, JG, Dr. med. (Nerven), 1821—93 Berlin; er schrieb über Elektrizität in praktischer Medizin, ferner über Paralyse bei zu viel Schnupftabakgenuß.

Meyer, Moritz, ChM: N. Yorker Handels-Z. Meyer wurde, DvBl 19/8 1875 von Börsenspekulanten, die mit diesen Bankfirmen das deutsche Publikum beschwindelten, mit 16 000 Dollars bedacht, um in seinem Handelsblatt für Eisenbahnpapiere Reklame zu machen und dadurch die Unterbringung an der Berliner, Frankfurter, Hamburger und Breslauer Börse zu ermöglichen. Eine Anzahl Schwindler ließ nämlich Obligationen über Eisenbahnen drucken, die nicht existierten oder nie ernstlich projektiert gewesen waren. Meyer aber lobte die nicht-existenten Bahnen als Meisterwerke amerikanischer Baukunst und Handelspekulation, und rühmte den bloß beabsichtigten Zinsen schon Ertragnisse von 20, 30, 40% nach. So kamen Obligationen über nicht gebaute, ungebaut gebliebene und schlecht rentierende Bahnen auf den deutschen Markt, dem man 6% in Gold versprach und anfänglich auch zahlte. Die „Magdeb. Z.“ fragt: „Wie hießen die Berliner und Frankfurter Bankiers, welche, mit den amerikanischen Jobbers unter einer Decke, dem deutschen Publikum 70 Dollars für einen Bogen Papier abnahmen, von dem sie wußten, daß er nichts wert war, weil er eine Aktie über eine Bahnstrecke war, die nicht existierte? Die Bankfirmen, die mit der Unterbringung der Papiere sich befaßten, haben genau so betrügerisch gehandelt, wie die amerikanischen Jobber und wie angeblich der eben genannte Meyer. Es ist ein Verbrechen ans Tageslicht gekommen, das an Nieder-

trächtigkeit Wegelagerer und Straßenraub weit hinter sich läßt. Ganz systematisch ist von Betrügern haben und drüber das Publikum ausgeplündert worden, und in den Raub haben sich Jobber, Makler, Bankiers und Reklamemacher geteilt.“

Auch △Glagau kommt im Gründungsschwindel, S. 454, auf diesen Betrieb zu sprechen. Es handelte sich um die Rodford-Rod-Island Bahn; die 16 000 Dollar wären aber keine „Bestechung“, wie Moritz ▼M. an Glagau berichtete, „sondern eine Entschädigung für gewisse persönliche Dienste (Vermittlung zwischen dem Bauunternehmer S. S. ? Woody und der Handlung ▼Budge, ▼Schiff & Co., welche die Bonds vertrieb) gewesen. — Die beteiligten Bankiers in Dtschlnd waren ▼Heß & Raz in Berlin und F. E. ▼Guld & Co. in Frankfurt a. M.“

Meyer, Moritz, Dr., Prof., Dozent, Pariser Str. 59, Berlin-Wilmersdorf, wurde 1903 wegen Betruges verhaftet. Meyer war früher durch seine Tätigkeit in der Handelsredaktion der „Voss. Z.“ kompromittiert worden. In dem Prozeß der Bommerschen Hypothekenbank spielte er eine fragwürdige Rolle. Später sank er zum Redakteur des von Hugo Löwy (fd) herausgegebenen Börsenfangblattes herab. Ganz zuletzt war er literarisch für Finanzunternehmungen tätig. Seinen Professortitel erhielt er vor Jahren vom Kultusministerium, als er an technischen Instituten über wirtschaftliche Themata Vorlesungen hielt. — Meyer, dessen erste, aber nicht ersten Kreisen entstammende Frau großen Aufwand getrieben hatte, heiratete 1901 als alter Mann die 20jährige Anna Brinn, Chansonette vom Passage-Theater, Tochter eines ehemaligen Krankenpflegers, der von der jüd. Gemeinde monatlich mit 18 M. unterstützt wurde. Die jugendliche Frau Professor verübte mit Wissen ihres 60jähr. Mannes Schwindeleien. Die Wohnung, die jährlich 2300 M. Miete kostete, schmückte sie mit einer Einrichtung für 15 800 M. Aber alles gehörte noch dem Möbeldändler, bis auf einen Bilderrahmen und zwei Steppdecken, die der Professor sein eigen nannte. Es gelang ihr, die renommiertesten Berliner Firmen zu prellen. Bei Herpich kaufte sie sich ihr Pelzwerk, bei Borchardt ihre Weine und ihre Soupers, bei Cords und bei der Leumer ihre Roben. Da sie des Bargeldes immerhin nicht entraten konnte, bezog sie von Firmen wie Friedländer, Werner, Königsberger ihre Juwelen, um sie sofort zu versehen. Kein Mensch argwöhnte in der mit Eleganz gekleideten jungen Frau eine Hochstaplerin, wenn sie in ihrer

Equipage vorgefahren kam. Daß diese geliehen war, konnte man ihr nicht ansehen, und Fuhrgeschäfte wie Schulz und Grunow warten heute auch vergeblich auf Begleichung ihrer Rechnung für das jahrelang gestellte Fuhrwerk.

1902 gründete Frau Professor in einem eleganten Weinrestaurant Unter den Linden ein „C a b a r e t“, wo es lebhaft zuging. Die männliche und weibliche Lebewelt stellte sich zahlreich ein, und der Professor machte die „Honnours“. Auch in ihrer Privatwohnung vereinte die lustige Frau Gäste und veranstaltete glänzende Soupers. Moriz saß friedlich neben den Hausfreunden und hielt es nicht mal der Mühe wert, das eine Auge zuzudrücken.

Wenn kein Geld im Hause war, so bestellte man „auf Pump“. Als eines Abends der Lieferant die Ware ohne Bezahlung nicht zurücklassen wollte, mußten erst die Gäste das Geld zusammenlegen. An einem anderen „Festabend“, als kein Geld im Hause war, wurde der Gatte schnell ins Bett gepackt, und die betrübte Gattin sagte den nahenden Gästen wegen plötzlicher Erkrankung ihres Mannes das Souper ab. Wer jemals die kleine, kokette Frau auf Wohltätigkeitsfesten gesehen hatte, mag nicht im entferntesten an verbrecherische Manipulationen gedacht haben. Die letzte Schwindelei verübte Frau Meyer unter der Vorpiegelung, sie sei Inhaberin eines großen Musikonservatoriums, bei einem Geschäftsmann Unter den Linden. Hierbei gab sie ihr Dienstmädchen Anna für ihre Direktrice aus.

Mit dem Ehepaar lebte in der Villa in Wilmersdorf auch der alte Brinn einen guten Tag, bis die Gläubiger zu sehr drängten. Auf ein paar Offenbarungseide kam es nicht an, nachdem die Brillanten beiseite geschafft waren. Der Gerichtsvollzieher hatte im letzten Jahre nicht weniger als 80 vollstreckbare Titel erhalten, aber zu holen war nichts. Endlich verloren besonders kleinere Geschäftsleute die Geduld. Einige warteten mitunter sogar mit dem Gummischlauch in der Pariser Straße, um dem Professor und seiner Frau eine Lektion zu geben. Daher zog das Ehepaar mit dem Faktotum Anna nach dem Westmin-

ster-Hotel. „Dort saßen am Sonnabend“, erzählte die StbgrZ, „alle 3 beim Mittagessen, als ein Kriminalkommissar mit dem Haftbefehl der Staatsanwaltschaft kam. Der Kommissar ließ die Herrschaften das Mahl beenden und brachte sie dann einzeln nach dem Polizeipräsidentium. Frau Prof. Meyer hat in ihrem Hause vielfach Anstoß auch dadurch erregt, daß sie bei offenem Fenster zu baden pflegte, um sich im Evaostüm zu zeigen und Freunde anzulocken [i. Exhibitionismus].“

Prof. M. trat überall als sehr feiner Herr, als Gentleman vom reinsten Wasser auf, der aufs höchste entrüstet war, wenn man in seiner Gegenwart nicht in dem „feinen“ Ton verkehrte, den er sich zu eigen gemacht hatte, und der ihm früher, als er noch Professor der Volkswirtschaft an der THSch zu Charlottenburg war, den Ruf eines sogenannten „anständigen Juden“ eingebracht hatte.

Meyer, Oskar, Staatssekretär a. D., # (Jsr. Fam.=Bl. 1928, Nr. 31), seit 1904 Syndikus der Industrie- und Handelskammer, O. T. des Posener Oberlandesgerichtspräses [? WM], 2. Stadtverordn.=Vorsitzer, Demokrat im Reichstag und Freund des Handelsministers Schreiber, Berlin, — wurde 1925 (WB 26/7 28) als leitendes Mitglied der Handelskammer von dem Buch- und Steuersachverständigen Georg Liebhaber des Meineids, der Schiebung und der Bevorzugung polnischer und galizischer Juden (Beeidigung und öffentliche Anstellung von Bücherrevisoren) beschuldigt. Das Reichsgericht sah in den Behauptungen des Liebhaber, den M. inzwischen wegen Verleumdung verklagt und zu 500 M. hatte verurteilen lassen, keine Beleidigung oder üble Nachrede, sondern erkannte an, daß die Wahrung öffentlicher Interessen die Triebfeder Liebhabers gewesen sei, als er den M. wegen „Falscheides“ angezeigt hatte. Staatsanwalt Wasmuth stellte aber das Verfahren ein, nachdem er dem Anzeigenden mehrfach geraten hatte, sich zurückzuziehen. Wasmuth war dann auch öffentlicher Ankläger in der 2. Instanz wegen Verleumdung.

Den Vorwurf, vornehmlich ostgalizische Juden als Sachverständige der

Handelskammer angestellt zu haben, lehnte M. unter Eid ab. Kenner behaupteten, daß das Gegenteil nicht schwer nachweisbar sei. Die Probe wurde bei den Eiersachverständigen gemacht; von 24 waren nicht einer Arier und nur 4 „vollgültige Staatsbürger“ gewesen, die anderen „Polen“, „Russen“, „Galizier“!

M. scheint demnach seinen Rassegeossen doch mehr als nötig geholfen zu haben. Heute ist aber die zunehmende Verjudung überall eine staatlich geförderte Selbstverständlichkeit. Diese Tatsache zu verschleiern, ist feige; denn was jedes Kind merkt, kann selbst ein Staatsanwalt, durch Einstellung des Meineidverfahrens, nicht vernebeln.

D. M. vertrat natürlich Dtschlnd auch auf der Versailler Handelskonferenz und ist „einer jener Juden, die durch die Revolution in ein halbes Duzend öffentlichen Stellen (Staatssekretariat, Reichstag, Stadtverordneter, Syndikus u. dergl.) hinaufgeschwemmt wurden und dort die Politik treiben, die das Volk in 12 Jahren an den Abgrund gebracht hat. Solange nur ein Oskar Meyer in Deutschland noch wagen kann, in öffentlichen Dingen den Mund aufzutun, ist eine Besserung unserer verzweifeltsten Lage nicht zu erwarten.“ Angriff 10/8 1930.

Meyer, Oskar, Dr., MA, Basel. SW 1908 (Samstag 25/4): „Mehr als eine halbe Million der intelligentesten und wirtschaftlich kräftigsten Bürger Dtschlnds werden in schlimmster Weise staatlich mißachtet.“ — Eigentlich gingen diesen „Schweizer“ die staatlichen Verhältnisse in Deutschland nichts an, aber Meyer meinte mit den Mißachteten auch nur seine Brüder in Mosse. So zeigt dieser „Schweizer“ Advokat wieder mal erschreckend deutlich, wie die Juden über die Grenzen aller Länder hinweg zusammenhängen und sich umeinander auf Kosten ihrer Wirtsböller bekümmern.

Meyer, Paul, veröffentlichte 1913 in der „Aktion“ Hasbers frühliches Wanderlied:

„Seht, ich bin der Wurzellose,
Kein der Umwelt Unermähltster,
Keines Heimwehtraums Karlose
Treibt das Herz mir in die Hufe,
Denn ich bin ein Leidgestählter.

Treibt ihr mich von euren Schwellen
Ich bin doch der Meistbegehrte,
Eure Reibgeschreie gellen,
Denn ich trinke eure Quellen,
Und ich wäge eure Werte.

Meiner Seele glatte Häute
Bergen, was ich bettelnd hüfte,
Doch es türmt sich meine Beute,
Und es jauchzen eure Bräute
Mir, dem Auswurf fremder Wüste.

Gähmend dampft ihr euren Knaster
Zu der ehrbaren Verdauung,
Doch ich bin ein kluger Taster,

Und ich reizte eure Laster
Zu höchst eigener Erbauung.

Also treibe ich die Spiele
Meines reifen Übermutes,
Sonderbare, sehr subtile,
Lehte, euch verhällte Ziele
Meines Astatenblutes.“

Dazu schreibt ein Flugblatt der B. z. v. B. (Parteilose Vereinigung zur Vorbereitung eines verfassungsgemäßen völkischen Volksentscheids über die Lösung der Judenfrage): „Ihr wart zu offen in der letzten Zeit. Eure letzten Ziele liegen heute offen zu Tage; nicht nur wenige, wie früher, haben diese Ziele erkannt, bis weit hinein in die Linkskreise ist die Erkenntnis gedrungen; Eure Ziele sollen bald auch dem trägesten, dem gutgläubigsten deutschen Michel enthüllt werden.“

Das Volk wird sich wehren, daß die letzten Ziele nicht zur Erfüllung kommen; das Volk wird sich zuerst wehren, daß die letzten Reste deutscher Kultur nicht zertrümmert werden. Das Volk weiß, daß sogar ein Jude in: „Neue Epistel an die Hebräer“ geschrieben hat: „Der Antisemitismus vertritt den wiedererwachten Idealismus“. Vgl. Bettauer, Hirschfeld, Japan, Kulturbolschewismus.

Meyer, Paul/Pinkus, Dr., Köln, wurde 1895 DRN und Vizepräsident der Rgl. Eisenbahndirektion, Münster i. W. Alwardt's „Bundschuh“, Wochenblatt für das deutsche Volk, 17/10 94, brachte als „Eingefandt“ folgenden Notischrei: „Ein Jude wird direkter Vorgesetzter von Tausenden christlicher Beamter und Arbeiter, hat über ihr Wohl und Wehe, ihre persönlichen und dienstlichen Angelegenheiten, Urlaub zum Abendmahl, an Feiertagen usw. frei zu bestimmen. Das ist unerhört! Derselbe jüd. Herr hat bereits früher in Kassel durch sein Auftreten gegen christliche Beamte zu solchen Argernissen Anlaß gegeben, daß ihn Minister Maybach plötzlich versetzen mußte. Wir christlichen Beamten können uns das unmöglich gefallen lassen und bitten Sie dringend, auf das entschiedenste dagegen zu protestieren, so lange es noch Zeit und die Ernennung noch nicht definitiv erfolgt ist.“ — Wir gewährten diesem „Eingefandt“ gern die Aufnahme, geben uns aber nicht der Hoffnung hin, daß es was nützen wird; — wer hört denn heute noch den Protestschrei des deutschen Volkes?!

Meyer, Paul, Gänseweinhändler, Alzei, erhielt Juni 1901 (AM Nr. 48) „von der Darmstädter Strafkammer 1200 M. Geldstrafe, weil er fortgesetzt ein Gemisch aus Wasser, Zucker, Alkohol und Rosinenextrakt, in dem keine Spur von Traubensaft vorhanden war, als Wein verkauft hatte. Dazu hatte er jährlich für 40 000 M. Zucker und 2500 M. Rosinen verwandt. Sein Gebrauk ließ er, ehe er es in den Handel brachte, von einem Chemiker auf „Analysensfestigkeit“ untersuchen, d. h. daraufhin, ob die Fälschung gelungen und chemisch nicht nachweisbar sei.“

Meyer, Paulus, * Rußland, protestantischer Judenmissionar, Antisemit, Wien, erzählte 1893 (DfBl 28/9) dem Pfarrer ΔDedert, der über den Trienter Blutmord eine wissenschaftliche Abhandlung verfaßte, daß er 1875 in Ostrowo Zeuge des schändlichsten jüd. Blutmordes gewesen und daß im Talmud ein Beweis für das Ritual enthalten sei. Meyer schrieb einen Brief „Im Vaterland“ und „Wölfe im Schafspelz“.

DfBl: „M. ist in Rußland geboren, Sohn eines jüd. Vaters und einer griechisch-katholischen Mutter. Anfangs zum

Rabbi bestimmt, machte er Talmud-Studien; sein klarer Kopf und sein, mehr nach der Mutter geartetes Herz lehnten sich aber bald gegen Unsittlichkeit und Unvernunft der jüd. Lehren auf. Er brach mit den Seinigen, trat zum Christentum über und versuchte es mit der Judenbekehrung. Sehr bald aber kam er zu der Einsicht, daß das ein müßiges Beginnen sei. Er nennt die Judenmission einen offenbaren Schwindel. Für die Unsummen, die dafür von naiven Leuten zusammengebettelt werden, wird so gut wie nichts geleistet. Die paar bekehrten Juden erweisen sich meist als Schwindler, die ihre Bekehrung nur zum Bettel mißbrauchen, im Herzen Juden bleiben und meist wieder zum Judentum zurücktreten. Die Judenmission scheint hauptsächlich den Zweck zu haben, einer Anzahl junger Theologen von zweifelhaften Talenten ein gutes Einkommen zu gewähren. — Er trat in Berlin wiederholt als Gegner der juden-dienerischen Professoren Strack und Möldeke auf, die er ihrer völligen Unkenntnis in Talmud-Dingen überführte. Er will auch jederzeit vor Gericht nachweisen, daß das Blutritual (Gebrauch nicht-jüdischen Blutes zu religiösen Zwecken) in den rabbinischen Schriften enthalten ist. Die Juden denunzierten ihn aller möglichen Vergehen und Verbrechen. Die Untersuchungen ergaben zwar nichts, aber Israel beschuldigt niemanden ungerechter Weise, und so dachte das Berliner Polizeipräsidium wohl, wie s. Zt. die türkische Regierung im Falle des Pater Thomas: „Man kann die Wünsche einer so großen Zahl isr. Mitbürger nicht unerhört lassen!“ — und wies den armen Teufel aus. M. hat eine Braut in Berlin, die Tochter eines ehrenwerten preußischen Beamten. Diese legte dem Polizeipräsidium mit einem Bittgesuche klar, wie die Verleumdungen nur dem tödlichen Hass der Juden entsprang, weil M. gewagt habe, den Blut-Uberglauben öffentlich nachweisen zu wollen und die Professoren Strack und Möldeke zu einer Diskussion vor Sachverständigen herauszufordern. Auf das Gesuch erfolgte die Antwort, „daß diese Anführungen keine Veranlassung gäben, die

gegen M. erlassene Ausweisung zurückzunehmen oder die zum Verlassen des preußischen Staatsgebietes gewährte Frist zu verlängern.“

Das „beleidigte“ Juda mußte aber Sept. 93 (Stbgr 3 20/9) einen Prozeß herbeizuführen, wobei Mehler alles leugnete, was er Dedert erzählt hatte, und vor Gericht eine traurige Gestalt machte.

„Der Präsident unterbricht ihn mit den Worten: Das haben Sie mir schon alles erzählt. Wenn Sie mir nicht folgen, muß ich Sie ausfragen. — Mehler (lebhaft gestikulierend): Herr Präsident, das verwirrt mich. Was soll ich denn tun? Man hat mir einen Brief untergeschoben. Mein Herz blutet. (!) (Mehler fängt zu weinen an.) — Präsident: Spielen Sie uns keine Komödie vor.“ . . .

Später sagte M.: „Der Verteidiger Dr. Dederts hat auf mein heutiges Benehmen verwiesen. Wenn man aus einer Zelle vorgeführt wird, in der man 4 Monate geschmachtet hat und hochgradig nervös ist, kann man nicht so sein, wie wenn man aus einer Sommerfrische kommt. Ich bin ein Russe und der dtischen Sprache nicht mächtig: das ist ein gebildeter Dtscher. Soll ich so schön sprechen und die Wahrheit, daß ich unschuldig bin, so darlegen, daß man mich wie einen Dtschen versteht? . . . Würde ich verurteilt werden, so wäre ich nicht der erste, der unschuldig verurteilt würde.“ (!)

Pfarrer Dedert und ein Redakteur Doll erhielten 600 M. Geldstrafe, was angesichts der Größe ihres Verbrechens am auserwählten Volke wenig erscheint — und Mehler 4 Monate. — JdN setzte ihm 1896 folgende Grabchrift:

„M. wurde vom Prager Kanonikus Rohling als Spezialist für „Ritualmord-Erfindungen“ an den Pfarrer im Wiener Vorort Weinhaus, Dr. Joseph Dedert, empfohlen, den er bei seinen „Ritualmord“-Studien unterstützte, und dem er einen gefälschten Brief zur Veröffentlichung übergab, in welchem des Ritualmordes ein polnischer Rabbi beschuldigt wurde, der schon 2 Jahre vor diesem angeblichen Morde das Zeitliche gesegnet hatte. — Aus ei-

ner Augenklinik ist dieser auch von den deutschen Antisemiten vielfach gefeierte „Ritualmord“-Brief-Fabrikant wegen unsittlichen Verhaltens entlassen, dann ist er wegen einer im Gefängnis zu Wien begangenen Majestätsbeleidigung zu 4 Monaten schweren Kerkers verurteilt worden und später nach Verbüßung weiterer Gefängnisstrafen von der Bildfläche verschwunden.“

Man mag sich seine eigenen Gedanken darüber machen, w a n n eigentlich Paulus Meyer gelogen hat, ob bei seinen Erzählungen über den Bluts = m o r d in Rußland, oder beim Wider = ruf vor Gericht in Deutschland. In Dingen der Juden muß man eben oft nach Indizien urteilen, weil aus ihnen selber die Wahrheit bei dem heutigen Gerichtsverfahren nur selten herauszu = holen ist.

Meyer, Rahel, geb. Weiß (Rahel), Schriftstellerin, 1806 Danzig — 74 Berlin. „Sie heiratete einige Jahre nach dem frühen Tode ihrer Schwester Friederike den von ihr stets verehrten Schwager, einen Bernsteinhändler, den oft Reisen längere Zeit nach Konstantinopel, woselbst er in den angesehensten Kreisen der verschiedenen Konfessionen verkehrte, führten“. B: 2 Schwestern, No, 53: „... Die Geschichte der Betty in dem Roman ist die Friederikens, der eigenen Schwester der Verfasserin. Auf der einen Seite Sieg der Liebe, wie sie sich bedroht und unterjagt sieht von den Antipathien der Familien, den Vorurteilen der Nationalitäten, von dem ganzen Widerstreit innerhalb der modernen Gesellschaft und dem Gegensatz der Kulte, so daß solche Liebe zuletzt sich selbst Gesetzgeberin wird und, indem sie sich mit Gott einverstanden weiß, auch vor dem Tode nicht zurückbebt; — auf der anderen Seite Sieg der bräutlichen Liebe über sich selbst und über alle Sympathien der Idealwelt, um der Pflicht, der Gatten- und Kinderliebe treu zu bleiben. Die beiden meisterhaften Dokumente dieses Doppelsieges in dem Romane sind: Bettys Vermächtnis und das Verhältnis Leas zu Theodor“, Kaiserling. — Begeistert für die Tragödin Rahel, schrieb die M. eine biographische Novelle „Rahel“ 59, die durch das „Institut zur Förderung der israel. Literatur“ in mehreren 1000 Exemplaren verbreitet wurde, und „In Banden frei“, No, Denkmal für ihre Freundin Frau Lina Davidson, Berlin, vom selben Institut in einer Separat-Ausgabe veröffentlicht; ferner Lust- und Schauspiele.

Meyer, Raphael, Dr., Bibliothekar. E: M. // Kalisch, Kopenhagen. Er studierte 1890/91 in Berlin, wo er als „Däne“ und „Jüngling aus der Fremde“ höchst „seiden“ und schmiegsam auftrat und viel beim Kaffeegeselligen Prof. Rich. Mo. Meyer verkehrte; wie dieser, verfaßte er später ein unbedeutendes Goethebuch.

Meyer, Richard E., GMR, Dr., Prof. d. Chemie, LHSch, Braunschweig, Bismarckstr. 14. *1846 Berlin. Br: Uß Viktor M. (Sb). — 71 O Johanna, L. von Aaron Bernstein (Sb). R: 1. Erich, *74, Dr. med., Uß, Straßburg; 2. Lina, 76. — B: Faraday's Naturgeschichte einer Kerze mit Lebensabriß Faraday's.

Vater, Sohn und Onkel, alle drei Hochschulpromotoren — ein Fall, der bei der vielberufenen „Intelligenz“ der Juden durchaus nicht selten ist.

Meyer, Richard Josef, Dr., ao Uß (anorg. Chemie), Berlin, Meinekestr. 8. *1865 Berlin. E: Literat und Kfm. Georg M. // Alice Zacharias. — O 97 Pauline

Wolff. R: Elisabeth, 99; Georg, 04. — Deutsche Ausfunftel. DBe 1910, 11.

Meyer, Richard, Mo., „Ästhetiker“, Dr. Uß (dtsh. Lit.) 1860—14 Berlin W., Boßstr. E: Bankhäusler M. // Jacobson. O Estella Goldschmidt. R: Konrad, 95; Reinhold, 98. — B: Swift und Lichtenberg; Goethe; Altgermanische Religion; Dtsche Lit. d. 19. Jh.'s; Dtsche Charaktere; Dtsche Stilistik; Nietzsche und die Frauen, Vortrag im Dhyzeumklub, 13. S: Scherer. — Freisinnig. —

M.'s ästhetische Urteilslosigkeit ergibt sich aus einem einzigen Satz über Heine, bei dem „mehr als genug moralisch zu beanstanden sei — aber nichts, was künstlerisch wertlos wäre“; also Kunst und Unmoral gehen nach der Meinung dieses Oberjuden der dtshen Literaturgeschichte zusammen und schließen sich nicht aus.

Paul ↓Schlenger über M.'s Nietzsche, BT 13/4 13: „So entstand ein Höhenbuch, das seinen Verfasser vielleicht nicht aus der Reihe der außerordentlichen Univeritätsprofessoren emporheben, aber in die Reihe der außerordentlichen Geister stellen wird... Wie mag unser Goethe = Meyer, unser Meyer der Literaturgeschichte des 19. Jh.'s., gerade zu Nietzsche gekommen sein?“

Dagegen in Arno △Holz's Buch: „Richard M. M., ein literarischer Ehrabschneider“, dem nur zweierlei zugehört: „Sizleder und Perfidie“. — M.'s „wissenschaftliche Methode“ in Sachen Wolfg. △Menzels gegen ▼Heine deckten die „Zeitfragen“, 13/10 13, auf: „M. gibt da, wo er einen Beweis nicht zu erbringen braucht, verleumderische Behauptungen weiter, die er an anderer Stelle, wo er den Beweis erbringen mußte, selbst zurückweist.“

Aber Max ▼Osborn in der „Wage“ über Meyer: „Ein Literaturkenner von stupender Belesenheit und absoluter Selbständigkeit des Urteils, der seine Kenntnis niemals aus zweiter Hand schöpft, sondern in kaum begreiflichem Fleiß schier unzählige Bände durchstudiert hat und in allen Einzelheiten, zumal allen sachlichen Angaben, von unbedingter Zuverlässigkeit

ist. Sein umfangreiches, nahezu 1000 Seiten starkes Buch (Dtſche Lit. d. 19. Jh's) iſt. . . " uſw. —

Auch Weſtermanns Monatshefte (1914, 788) loben Meyer als einen „Herkules der Beſeſenheit“, deſſen „Anleitung zur Lektüre“ (Bondi 1,25 M.) allen Freunden dtſchen Schrifttums den Weg zeigen will. — Vgl. im übrigen: A. Bartels, Ein Berliner Literaturhiſtoriker. Dies Buch iſt allerdings im Handel nicht mehr zu haben; aufgekauft von dem ſehr begüterten Meyer oder deſſen zahlreichen Freunden? — Von zartem Empfinden und außerordentlicher Anpassungsfähigkeit auch an fremde Religionen legt M. an vielen Stellen ſeiner Werke Zeugnis ab, ſo daß ihn, den Juden, z. B. der katholiſche Literaturpater Expeditus Schmidt bei einer Heze gegen Goethe direkt als Kronzeugen anführen konnte: „M. meint in ſeiner Goethebiographie, daß ſich die Römischen Elegien mit chriſtlicher Sittlichkeitsauffaſſung nicht mehr vereinigen laſſen. Er ſagt: mit dem Sittlichkeitsbegriff des Chriſtentums. Also auch hier ein Einwand, der durchaus nicht von Katholiken allein erhoben wird, der aber freilich in den jüngſten Jahren auf katholiſcher Seite ſtark unterſtrichen wurde“, vgl. Rhein-Weſtſ. Ztg. 22/5 13.

Der Verlag Bondi hat M.'s „Lit.-Geſch. des 19. Jh's.“ noch in einer „Volksausgabe“ dem „dtſchen Volk“ zugänglich gemacht. Aus Verſehen, denn M.'s Literatur gehört durchaus vor das Forum des jüd. Volkes, wie Ernſt Δ Kämpfer in einem Heft „Rich. Moriz Meyer“ — bei Scheffer, Stegliſ, — mit ſchlagenden Stellen aus M. ſelbſt nachweiſt; wir bringen hier bloß die eine, daß nach M.: „Hebbels Nibelungen nie ein lebendig wirkendes Glied des geiſtigen Nationalſchazes werden können; die Geſtalten atmen nicht, kein Blut ſtrömt in ihren Adern“; der Schluß iſt „äußerlich aufgeſetzt“; der „ganze Troß“ der Nebenfiguren iſt leblos.“ Ein ſolches Urteil iſt freilich von Meyer's Standpunkt wahr, in deſſen Nationalſchaz Werke, wie die „Nibelungen“ nicht gehören, und der bei ſeinen nun einmal durchaus unkünſtleriſchen

Anlagen auch die „Schönheit“ der Dichtung nie erfahren kann. Aber ein „Profeſſor der Deutſchen“ durfte er nicht ſein! Auch in ſeinem Goethe iſt M. manchmal unglaublich geſchmacklos. Bei Friederike von Geſenheim fragt er z. B., wer entſcheiden wolle, ob eine Verbindung mit Goethe zu ihrem Glück geführt hätte:

„Berthold \blacktriangledown Auerbach hat verſucht, dies Problem poetiſch zu löſen: ſein Vorle, das friſche, entzückende Dorfkind, ſieht in der Stadt an der Seite des genialen, ſtürmiſch vorwärtsdringenden Künſtlers dahin und kehrt wieder zurück auf das Land. Jene Beobachtung Goethes läßt glauben, daß auch die Roſe von Geſenheim in der Stadt verwelkt wäre.“ — Über dichteriſches Schaffen hat Meyer krauſeſte, undeutſche, d. h. echtjüdiſche Vorſtellung.

So denkt ſich M. z. B. die Entſtehung der Epik folgendermaßen: „In der Stimmung einer Zeit, die ſich dem kriegeriſchen Ruhm der Vordäter nicht gewachſen fühlt, erwacht die Erinnerung an deren Taten und verſchmilzt mit eigenen Empfindungen.“ So was iſt aber nur die Dauer-Stimmung eines künſtleriſch unfähigen, erſchlafften, ſchmarogenden Volkes wie des jüdiſchen, die von M. hier verallgemeinert und auf uns ſchaffende Arier übertragen wird; eine ſolche Epigonenverfaſſung bringt vielleicht ein paar ſüßſaure flaue Elegien auf alte Maſſabäer zuſtande, aber keine Ilias und keine Nibelungen, denn ſie ſind in Wort und Bild ſo kraftvoll und heldiſch, wie die Maſſe ſelber, die jene ſagenhaften Züge nach Troja und Hunnenland ausführte; lebendig, nicht gedankenblaß und ſentimental, lei denſchaftlich, urgewaltig in Kampf, voll Liebe und Todestroß — wurden die Geſänge nicht erſt lange nachher, ſondern mitten aus einem heroischen Erleben heraus empfangen und geſtaltet, das ſich im Verſ und in der Phantafie ins Göttliche ſteigerte. Das völlige Unvermögen der Juden zur Erfaffung deutſchen Weſens und Geiſtes läßt gerade in den Urteilen M.'s die abgrundtiefe Verſchiedenheit deutlich hervortreten und macht nachdrücklich auf die Gefahr aufmerkſam, Juden

in geistigen Führerstellen unseres Volkes weiter zu dulden.

Als 1900 der vielfache Millionär M. die Kleinigkeit von 1500 M. zu einer Büste seines Lehrers W. Scherer für die Aula der Berl. Universität zeichnete, wurde ihm für diesen Wurf mit der Wurst im August des Jahres das Prädikat „Professor“ beigelegt. Die Breslauer Morgenzeitung 25/8 00 brachte diese Dinge unverhüllt in urfächlichen Zusammenhang. — 1910 gründete M. auch noch die „Wilh.-Scherer-Stiftung für Studierende“, Berlin: „Eine Unterscheidung des religiösen Bekenntnisses darf schlechterdings nicht stattfinden.“ Das ist im Sinne Lu. Geigers, der Azi 1912, den Grundsatz aufstellte: „Jedenfalls dürfte jüd. Stiftern zu empfehlen sein, gewisse Kautelen anzubringen und mindestens dafür zu sorgen, daß das von Juden stammende Geld nicht ausschließlich Andersgläubigen, sondern mindestens statutenmäßig zu gleichen Teilen jüdischen wie christlichen Bewerbern zuteil wird. Das ist keine Bevorzugung, sondern nur gerecht.“ — Solche Prahlerei der Juden mit dem „von ihnen stammenden Geld“, wovon sie dann Almosen geben, kommt so oft vor, daß man fragt: „mit welcher Arbeit haben sie denn im Schweiß ihres Angesichts Geld erworben?“

Auf die neugierige Frage eines Daien, 1913, wer ihm in der Literaturkritik noch in Dtschlnd vorangehe, erwiderte M. ernsthaft: „Roester“. — Da aber Prof. Roester-Leipzig als Nichtjude für die Literaturkritik Deutschlands und der Welt kaum in Betracht kam, auch sonst herzlich unbedeutend war, hatte sich somit M. M. mit der seiner Klasse eigenen Bescheidenheit selber für Dtschlnds, ja, dieses Erdballs ersten Literaturhistoriker erklärt.

M. war nie zufrieden. „Mein wissenschaftliches Hauptinteresse gilt der poetischen Embryologie, der Entwicklungsgeschichte, sowohl des einzelnen Gedichts als der einzelnen dichterischen Individualität und der dtshen Literatur“, schrieb er 87 in einer Autobiographie (Hinrichsen). Reicher als Crösus, bei Kassengenossen auch als Literat und la-

lauernder Tafelredner sehr beliebt, in einem Palast hausend, in dem er sich u. a. ein „altdtsches“ Zimmer zugelegt hatte, von Kunst und Wissenschaft umgeben und Ma des BZ — wollte M. zu allem andern durchaus noch die ordentliche, so außerordentlich einflußreiche Professur für Dtsch an der Berliner Universität haben. Philologischen Fachgenossen, z. B. Elster, E. Schmidt, Roester lag er mündlich und schriftlich unaufhörlich in den Ohren, daß er, der wissenschaftlich so Ungeheures geleistet, eben nur, um seines bißchen harmlosen Mosaismus willen dieses letzte und höchste Ziel nicht erreichen könnte. Das preußische Kultusministerium hat im „Fall Meher“ wirklich sein Möglichstes getan und den unendlichen Petitionen festen Widerstand geleistet. Vielleicht ist dereinst der Titular-Professor Dr. Max Herrmann (fd) glücklicher? „Denn“, sagt Ro 2, 171, „ich kann es getrost aussprechen, daß die ausgezeichnetsten Germanisten und Orientalisten, d. h. Hebraisten, Arabisten, Assyriologen, Parsisten, Agyptologen usw. sowie Sanskritisten, Klassische Philologen, Lexikographen, Bibliographen, Literatur- und Kunsthistoriker der jüd. Klasse angehören.“ In der Tat ist Max Herrmann noch auf seinen alten Tag von dem sozialdemokratischen Kultusminister Grimme zum ordentlichen Professor des Deutschen in Berlin gemacht und unsere Vermutung oben bestätigt worden.

WB schreibt über M.'s professorale Aspirationen nach dem Tode Erich Schmidt's 1913, die von der gesamten Presse vertreten wurden: „M. meint, allein Bielschowsky's „Goethe“ genüge, um den Satz zu widerlegen, daß man die dtsheste Wissenschaft Männern von undeutschem Blut nicht anvertrauen solle. So billig begnügt er sich. Die Herren haben eben für Dtschtum nur etwas übrig, wenn es von jüdischem Geiste durchdrungen ist. Das brauchte aber der Berliner Literaturgelehrte gar nicht besonders zu versichern; wenn man die Art kennt, kennt man den einzelnen, und M. hat sich stark genug bemüht, das literarische Urteil der Zeit auf jüdische Geleise zu bringen. . . .“

... Ihren Ruhm sucht diese Art wissenschaftlicher Betätigung etwa darin, alles gelesen zu haben, und mit dem so erlangten Wissen Werke zusammenzupfropfen, die kaum wert sind, gelesen zu werden, weil sie niemals Verständnis für eine Sache, sondern nur immer neue Neigungen zum Viel-Lernen und Kompilieren erwecken. M. hat außerdem das „Verdienst“, den blumigen Stil der Presseleute seines Stammes auch in die wissenschaftliche Behandlung unserer Literatur eingeführt zu haben, und so eine Entschlichung mit herbeigeführt zu haben, die recht betrübliche Folgen zeitigt.

Besondere Kritik fordern die Urteile und Bildphrasen M.'s heraus, und was da Ernst Kämpfer anführt, würde man allerdings kaum einem Ghettofeuilletonisten des Wiener Extrablatts zutrauen. Da werden die Krankheiten symbolisch (!); der Stil sucht ein Funkeln und Glitzern wie ein Ramschladen zur Weihnachtszeit. Mit stilistischen Praktiken werden Tatsachenangaben und Werturteile garniert, so daß die Mehrzahl der Leser vielleicht ganz davon abgehalten wird, die Urteile und Tatsachen selbst zu überdenken.

Seine ist ihm immer wieder — trotz Mörike und anderer — der „größte dtische Dichter nach Goethe“, einer der „größten Meister dtischen Humors“; man bedenke: dtischen Humors! Sudermann stellt der Gelehrte an Humor über Meister Raabe, und seine „Heimat“ ist sogar schon Weltliteratur! Lu. Fulda, Herzl, Hauptmann, Hofmannsthal, Schnitzler sind ihm die Größen der Gegenwart, ganz so wie das volksfremde Berlin W. ihre Werke aus der Taufe hob oder zur Beschneidung führte. So wird unserer studierenden Jugend heute Literaturwissenschaft verzapft, so lernt sie dtische Dichtung und Dichter kennen. Das sollen dann dtische Männer werden, die sich froh bewußt sind der eigenen Art und der Kräfte und Werte im eigenen Blute. . . .

„Die Tatsache, daß ein volksfremder Gelehrter nicht unserer studierenden Jugend die Seele unseres deutschen Literaturgutes nahebringen kann, ohne sie nach seiner angeborenen Wesensart

umzufälschen, wird immer klarer werden in den gebildeten Schichten unseres Volkes. Wie Blut und Wesen, Abstammung und Charakter zusammengehören, so gehört das Schriftgut zum Volkstum und kann nur aus dessen Wesen verstanden und nur in dessen Seele fruchtbar gemacht werden. Diese Hauptkenntnis aber schon spricht dem bisherigen Betriebe der Literaturwissenschaft das Urteil, namentlich auch der Betätigungsweise des M., wie es ihm in der Schrift von Ernst Kämpfer gesprochen worden ist. Man wird es auch in den Universitäten selbst noch gewahren, daß unser Volk eine Kulturführung wünscht, die seinem eigenen Fleisch und Blut und damit seinem Wesen entspricht.

Gerade die Leute, die sich am nachdrücklichsten auf die Entwicklungslehre und auf die Einheit von Stoff und Kraft festgesetzt haben, wollen auf einmal, daß Folgerungen daraus nach der Seite des Massentums hin nicht gezogen werden. Wir ziehen aber diese Folgerungen und erklären: die Herren um Richard M. Meyer kämpfen gegen Natur und Logik! Sie erklären es als ganz selbstverständlich, daß der Sperling Schwalbennester bauen könne, wenn er sich nur einbildet, eine Schwalbe zu sein, und verlangen mit, daß die Schwalbe diese Sperlingsnester als Schwalbennester anerkenne und den Sperling zu ihrem Meister, zu ihrem „Kulturverwalter“ macht.

Gewiß ist der Einfluß und die Macht einer solch verfehlten Gesinnungsrichtung dank dem systematischen Wirken der Herrschaften von der Art M.'s zur Zeit auf der Höhe. Aber eben darum werden sich nun die Verhältnisse ändern, und wenn sich M. durch die Tatsache, daß ihm jemand das angeborene dtische Wesen und damit die innere Beruflichkeit zum Literaturlehrer unserer Jugend abspricht, noch so sehr „beleidigt“ fühlt. Man kann nicht von Naturgesetzten beleidigt sein.“

Mit M.'s berühmter Belesenheit war es nicht so schlimm, weil er sich dafür arme Studenten hielt, die ganze Dramen für 50 Pfg. das Stück durchlesen und schriftlich wiedergeben mußten. Diese Elaborate verwertete er dann für

sein Geseire. Da geht unser Ad. Bartels anders vor, der sich über alles, worüber er in seiner ausgezeichneten „Deutschen Literatur-Geschichte“ und in der „Weltliteratur“ schreibt, persönlich unterrichtet, und selbst, wenn er das Geld dazu hätte, keine deutschen Studenten als Tintenfüllis anstellen und für Sündenlöhne ausnutzen möchte.

Eines der letzten Werke des Bielschreibers M., das sich grade gegen Ad. Δ Bartels grandiose „Weltliteratur, III, Ubenarius, 1913“, richtete, war eine „Weltliteratur im 20. Jh. Vom dtischen Standpunkt aus betrachtet. Dtsche Verlagsanstalt. Geb. 6.60 M.“ Der Band erschien im „Weltbild der Gegenwart“. Selbst der Reklamezettel des Verlags muß zugeben: „Man wird von dem Verfasser gewiß nicht tiefe Ideen und neue Aufschlüsse erwarten; aber das Buch ist durch die Reichhaltigkeit des Materials und die geschickte Disposition für die Orientierung sehr brauchbar und im guten Sinne von modernem Geist erfüllt.“ Die Zeitfragen, 3/6 14 (Dr. Ludwig Δ Dorenz) urteilen wohl richtiger: „In seiner „Dtschen Literatur des 19. Jh.'s“ hatte M. schon gezeigt, daß er von deutschen Dichtern soviel wie gar nichts versteht. Sein oberflächliches Niektschubuch habe ich 1913 in diesen Blättern beleuchtet, aber M. tritt verwegen und zuversichtlich immer von neuem auf den Plan. Seine Weltliteratur vom dtischen Standpunkte aus betrachtet, ist wiederum ein feuilletonistisches, oberflächliches Werk, vor dem man unerfahrene Leser nur warnen kann. Natürlich werden sich viele finden, die es „fabelhaft geistreich“ nennen. Es ist nur leider ein Geist, der in der Luft schwebt und mit den Menschen und Dingen, von denen die Rede ist, wenig zu tun hat. Unvorsichtig war es von Meyer, zu schreiben: „Vom dtischen Standpunkt aus betrachtet.“ Hätte er gesagt: „für moderne Europaer“, so wäre das die richtige Bezeichnung gewesen.

Die Sucht M.'s, seine Belesenheit zu zeigen, das Widerstrebendste zusammenzukoppeln, wird bei sehr vielen den Eindruck hervorrufen, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum. „Vom dtischen

Standpunkt aus“ danken wir für solche Bücher, die, vom Geiste der literarischen Mode beherrscht, in keiner Weise unserem Volkstum dienen. An diesen Feuilletonisten und an der Presse, in der sie gefeiert werden, und die von ähnlichen Bestrebungen geleitet wird, liegt es zu nicht geringem Teile, wenn viele unserer besten echt deutschen Talente nicht den Einfluß haben, welchen sie verdienen.“

Ein Mann, der so wie Meyer unaufhörlich in Literatur machte, bot natürlich eine Menge Angriffspunkte. Amüsant und reich an Momenten war sein Holmgang 1911 mit Josef Kuederer, der in einem Buche über München auch eine Berliner Premiere geschildert hatte: „Im wildesten Westen. Hauptmannpremiere. Das heißt, die Bewohner der vornehmsten Himmelsrichtung sind um ein Stück von Gerhart Hauptmann versammelt, den „Florian Geher“. Ein großer, vielversprechender Abend mit umfassenden Vorbereitungen. Das Tiergartenviertel ist zu diesem Zwecke historisch. Es trägt Sturmhauben und Hellebarden, es ist in ein Kriegslager verwandelt, das der Generalissimus der vereinigten Bündler, der GMR und Prof. der Literaturgeschichte, Dr. Erich Schmidt, in eigener Person befehligt. Seine Boten eilen von Wachfeuer zu Wachfeuer, von Vorposten zu Vorposten, sie melden den einzelnen Rotten, was sie zu tun und vor allem, was sie zu denken haben. Ihm zur Seite, hoch zu Ross, sein erster Adjutant, der Prof. Richard Moses Meyer, in strammer militärischer Haltung. Der hat darüber zu wachen, daß Ordnung im Lager besteht, daß jede Felonie im Keime unterdrückt wird. Denn es gibt leider auch Überläufer in der Schar der Landsknechte und Bauern des Tiergartenviertels. Aber dreimal wehe, wenn sie erwischt werden! Verdächtig sind sie schon lange. Dort z. B. die Gruppe um die Wiener Ästhetiker. Die wäre fähig, ein Stück von \blacktriangledown Hofmannsthal manchmal schon besser zu finden. Doch sorgt der treue Feldhauptmann mit der verlässlichen Hundschau dafür, daß alles wieder richtig applaniert werde zum Besten des Florian Geher. Und der Ober-

marktender Sami ▼Fischer hilft ihm dabei. Der hat in seiner großen Bude, [Neue Rundschau], alle Gegensätze zu fröhlichem Tun vereinigt bis auf wenige, die ihre Stücke wo anders spielen lassen als im Lessing-Theater. Im Umkreis aber harret die Zunft der Skribenten, der Schreiber, der kritisch Schaffenden. An der Spitze der bewährteste von allen, der treu ist wie Löffelholz, der grimme, gefürchtete ▼Kerr. Hinter ihm Korrespondenten verschiedener Zeitungen, die im voraus geschriebenen Kritiken und Telegramme schon in der Tasche. Denn heute geht man sicher. Eine große Parole ist ausgegeben: Sieg auf der ganzen Linie, Sieg in der fernsten Provinz. Man hat vorgearbeitet, man hat sie verabredet, die Rache für 1896, wo der Florian Geher aus Versehen geschlagen wurde. Drum wettert's von allen Seiten, drum geht ein Jauchzen, ein Stürmen durch das Lager wie am Tage der Schlacht von Weinsberg. Man hebt die Waffen, man veranstaltet einen Umzug. Unter lautem Singen erscheinen inmitten des auserwählten Volkes die Propheten ▼Jonas und ▼Elias. Sie halten die letzte feurige Ansprache, dann sammeln sie alle Getreuen zur Schlacht und tragen persönlich den Bundschuh voran.

Was ihnen alles nachtorfelt, an Kommerzienräten, Geheimen Kommerzienräten, Doktoren, Börsenagenten und Malern, wer könnte es zählen? usw. usw. . . ."

Darauf schrieb Richard M. Meyer dem Verfasser unterm 13/10 d. J. folgendes:

„Geehrter Herr!

Es liegt nicht in meinen Lebensgewohnheiten, auf literarische Anrempeleien zu antworten; schon weil sie bei der von Ihnen so hübsch geschilderten Häufigkeit der „Kunstmaler“ aller Gattungen zu oft vorkommen. Wenn ich bei Ihnen eine Ausnahme mache, geschieht es aus Respekt vor der „Fahnenweihe“, deren Verfasser leider verloren gegangen zu sein scheint.

Mir kommt Ihr Buch über München erst jetzt in die Hände, was Sie ruhig als neuen Beweis der Inferiorität Berlins ansehen mögen. Hier machen Sie

sich das geschmacklose Vergnügen, Richard Moses Meyer (Sie mußten Ihr Maß mit diesem antisemitischen Nettich würzen; ich habe nie anders als Richard Moriz bzw. Richard M. geheißen) als „ersten Adjutanten“ meines verehrten Freundes Erich Schmidt bei der Premiere des „Florian Geher“ darzustellen. Wozu nur zu bemerken ist, daß 1. noch kein anständiger Mensch meine Selbständigkeit im Urteil bezweifelt hat; 2. ich Premieren sehr selten besuche; 3. ich in der des umgearbeiteten „Florian Geher“ nicht war, noch je für diese Umarbeitung Stimmung gemacht habe; 4. Ihnen in Berlin kaum ein Kritiker mit wohlwollenderem Urteil begegnet ist als ich.

Es wäre mir leicht, mich zu rächen, wenn ich, wie Sie, persönliche Eitelkeit über sachliche Kritik stellte. Ich brauchte nur in einer neuen Auflage meiner Literaturgeschichte Ihr „Wolkenkuckuckshorn“ eingehend zu besprechen. Aber ich ziehe es vor, den Ruederer von heut dem Beifall des Generalissimus seiner Verehrer, des H. Josef Ruederer, und seines ersten Adjutanten Frefsa mitleidig zu überlassen.

Hochachtend Ihr erg.
gez. Richard M. Meyer."

Ruederer antwortete: „Auf diesen Brief ist festzustellen: 1. das Tiergartenviertel, als Kriegslager dargestellt, braucht ebensowenig buchstäblich genommen zu werden, wie der Adjutant hoch zu Roß; 2. einer der Vornamen des Professor Richard M. Meyer lautet Moriz. Ich hatte die Geher-Première gewählt, weil das eine für das Tiergartenviertel höchst charakteristische war, ich hatte Moses geschrieben, weil alle Welt so sagt und ich des guten Glaubens war, daß er so heiße. Was das mit Antisemitismus zu tun hat, verstehe ich nicht. Ich werde auch in Zukunft nicht umhin können, bei Juden wie Christen gleichmäßig zu unterscheiden zwischen Leuten, die ich ernst nehme und solchen, die ich auslache. Professor Richard M. Meyer gibt schwarz auf weiß von sich, er könnte sich dafür an einem andern meiner Werke „rächen“. Das möchte einen Augenblick fast ernst stimmen, wirkt aber sofort

wieder versöhnend, weil ihn sein Edelmut vor solchem Racheakt zur rechten Zeit noch abhält. Trotzdem ist es eine Drohung, die man auch bei einem Hochschullehrer dem Dunkel eines Privatbriefes entreißen soll.

Ihr bestens ergebener
Josef Kuederer."

Herbert Stegemann urteilte „vom deutschen Standpunkte aus“ März 1912 über M. und Genossen: „Heute gibt es nur eine feuilletonistische Kritik, der es um Gelegenheit zur Entfaltung der eigenen Subjektivität und zur Anbringung einiger Bonmots zu tun ist. Wir kommen hier auf einen der wundensten Punkte unserer gegenwärtigsten Zustände, den immer mehr überwiegenden jüd. Einfluß auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Es ist bekannt, daß die Vorherrschaft auf dem Felde der Kritik fast ausschließlich diesem nicht schöpferischen und durchaus zerstörend und destruktiv wirkenden Volke zugefallen ist. ... Dem Juden geht, wie Schopenhauer erkannt hat, in moralischer Beziehung die verecundia, in intellektueller die Gewissenhaftigkeit und Härte ab, die ein hervorragendes Merkmal des deutschen Volkscharakters bildet. ... In dieser jüd. Kritik, die auf die Dauer höchst unproduktiv erscheint und uns die richtigen Maßstäbe für den Wert der Dinge entwindet, und die schließlich vollkommen auf das Niveau eines gehaltlosen Geschwäzes herabsinkt, tritt uns die letzte Periode des Verfallprozesses ... mit besonderer Anschaulichkeit entgegen.“

R. M. Meyer ist inzwischen gestorben. Wir müssen aber in ihm einen der gefährlichsten Förderer unseres Verfalls erblicken.

Seine deutsche Lit. Geschichte war eine L. G. für das Berliner Judentum. Das geht aus dem hervor, was sie totschweigt: So fehlen u. a. die Dyrker Neder, Frieda Schanz, Renk, Gustav Schüler, M. R. L. Tielo, Will Wesper, Bruno Celbo, Endrulat, R. E. Knodt, Martin Boelitz, Willrath Dreesen, Hans Bethge; die Dramatiker Quensel, Kuseler, Erler, Viliensein; die erzählenden Dichter Mar Gyth, Rudolf Herzog, Schmitthenner, Sträß, Voigt-Die-

derichs, Kirchbach, Speckmann, Sohnhrey, Frieda v. Bülow, E. G. Seeliger, Geißler, Greinz, Langewiesche, Poed, Denemann, Böns, die Plattdeutschen Fehrs und Stillfried: das ist zum größten Teil eine bestimmte Richtung deutscher Heimatkunst; ferner fehlen Männer, die in der nationalen Bewegung hervortraten: Bartels, Weitbrecht, v. Wolzogen, v. Leigner, v. Wallpach. — Dagegen sind die unbedeutendsten Leute aufgenommen, wenn sie zur Richtung Stefan George (Paul Gerardh, Richard Berls, Waclaw Lieder, August Dehler, Lothar Treuge usw.) oder einer anderen Ästhetengruppe gehören oder sich durch das „Schiboleth“ ausweisen, wie die Literaturhistoriker Geiger, Sauer, die Kritiker Rudolf Lothar, Alfred Kerr (in einer Literaturgeschichte!), Felix Poppenberg usw.

Meyer, Robert, *1855, Dr. jur., Uß, Finanzminister a. D., Erz., Wien III, Ungargasse 12.

Meyer, Rudolf, Dr., Fabrikbesitzer, Bonn, Baum-
schulenallee 33. — 3—0,18. 1914.

Meyer, Rudolf, Dr.; *1850. R: Berliner Revue.
— Später Bismarck's Gegner.

„Grüngallig, verbittert, krankhaft, ehrgeizig und auch körperlich gebrechlich, war er die Karikatur eines Politikers, der sich obenein seine Abstammung von einer jüd. Tänzerin nie vergeben konnte und wohl nur mit Entsetzen morgens aufwachte. Er hatte keinen Freund und Vertrauten, konnte keinen haben. Aber er hatte Prinzipien. Er hätte reich heiraten können. Ich habe es selbst mit angehört, wie ihm die Hand einer Dame gleichsam angetragen wurde von dem, der dazu der Nächste war. Er sagte resolut: „Ich will mein verfluchtes Geschlecht nicht fortpflanzen!“ ... Ihn umgab der Nimbus einer aristokratischen Abstammung väterlicherseits. ...

„Erhaltet der Meute den Himmel, sonst raubt sie euch die Erde!“ Das war sein oft wiederholtes Rezept: Pflege des Glaubens und der Grundrente. ... Das war seine Meinung, die, in praktische Regierungsmaßnahmen übersetzt, geradezu vernichtende Folgen haben und dem Deutschen Reich das Schicksal des spanischen bereiten mußte. Es hieße einem Wesen die Nahrung entziehen, damit es nicht aus seinen zu engen Kleidern herauswächst; die Politik der Impotenz nannte ich sie. Er war Vater des christlichen Sozialismus“, — Beta 331 f.

Meyer, Sara, f. Aaron Meyer.

Meyer, Seligmann, Dr., Rabbi, Regensburg. *1853 Reichelsheim i. D. Er redigierte in Berlin die „Jüd. Presse“ und gründete 84 in R. die „Saubhütte“, spätere „Dtische Jsr. B.“. B: Austritt aus der Synagogengemeinde, 76; Völkerrecht und Humanität in der orientalischen Frage, 77; Gegen Prof. v. Treitschke, 80; Mysteriös, humoristische Erz.; Kontra Delitzsch! Die Wabelhypothese widerlegt, 03; Patriotische Festreden. — Rabbinen haben in der Kaiserzeit sich immer gern bei Fahnenweihen, fürstlichen Geburtstagen und bei Erinnerungsfeiern als Redner vorgebrängt, um das nationale Bedürfnis der Deutschen, die ihnen zuhören mußten und sich womöglich noch freuten, daß ein Jude sich so vaterländisch betätigte, zu befriedigen und sich gewissermaßen ein nationales „Alibi“ zu verschaffen, f. Rabbi Lewinger.

Meyer, Selmar, RR, Bergstadt 1, Garzgerode. Dir: Eisenwerk L. Meyer jun. & Co. 1914.

Meyer, Semi. B: Probleme der Entwicklung des Geistes. Verlag Barth, Leipzig. 1914.

Meyer, Sextus, Oberst, Kopenhagen. 20. Jh. G: von Meyer // Fries. O Anna Levison.

Meyer, Siegbert (Siegmeh), 1840—83 Berlin. G: Seitenhändler und RM M. — Er war erst Rfm., dann Schriftler. B: Mirza Schaffy im Grad; Memoiren eines Nichtidealisten; Moderne Kavaliere; Pöppin; Gulasch (Pikantes Wiener Frühstück). Ko.

Meyer, Siegfried, — ist eine von Juden erfundene Ergänzung für die Buchstaben: „S. M.“ — Das um Wilhelm II. in Dtschld scharwenzelnde Judengeindel meinte mit Siegfried Meyer den Deutschen Kaiser:

S. M. = Seine Majestät,

S. M. = Siegfried Meyer;

Seine Majestät = Siegfried Meyer, qu. e. d. — (f. Leo Leipziger).

Meyer, Siegmund, Dr. jur., JM, Georgstr. 20, Hannover. Präf. WM: Borkwöhrler Portland-Cement-Fabrik, Pland & Co., Hannover. WM: Georg Egstorff's Salzwerke; Aplerbecker Aktienverein Bergbau.

M. schrieb in den 1890er Jahren im Nzi als „ein angesehenener Mann, dessen begeisterte Anhänglichkeit an das Judentum und dessen eifriges Wirken für die dtische Judenheit allgemein bekannt sind“, einen Artikel, der für die Stimmung des Reformjudentums besonders charakteristisch ist: „Der Zug nach oben bedarf keiner Unterstützung; was uns fehlt, sind die Mittelstände und die unteren Klassen, die Handwerker, Subalternbeamten und Arbeiter.“ Die Haupthindernisse für die von den Reformjuden erstrebte Verschmelzung mit uns sieht M. in dem östlichen Judentum und in der nationaljüd. Bewegung: „Die polnischen Juden bekennen sich zwar zu demselben Gotte wie wir, beten ihn aber in anderer Form an. Dieses geht so weit, daß als ich in Nordberney für einen Fahrzeitsgottesdienst für meinen seligen Vater die erforderliche Anzahl erwachsener Glaubensgenossen nicht zusammenbringen konnte, einige wohlhabende Polen hierum ersuchend, die klassische Antwort erhielt: „Wir oren (beten, orarel) nicht mit Asklenes (Dtschen)“. Dem Verhalten dieser reichen Polen entsprechend ist das der armen Polen, „Schnorzer“. In Hannover ist eine ganze Kolonie derartiger Familien. Sie sind mit den Institutionen unserer Gemeinde so wenig zufrieden, daß sie ihren eigenen Schächter und ihren eigenen Gottesdienst halten. ... Der Versuch, den Juden des Ostens, welche in Dtschld einwandern, dtische Gesinnung und dtische Gesittung beizubringen, erschöpft unsere Kräfte. Die dtische Judenfrage würde vermutlich viel von ihrer Schärfe und Erbitterung verloren haben, wenn das Dtschtum in den eingeborenen Familien sich ohne Rücksicht auf den fortwährenden östlichen Nachwuchs hätte entwickeln und befestigen können. So aber muß man die traurige Beobachtung machen, daß die Familien, welche mit Herz und Sinn dem Dtschtum ergeben sind und gleichzeitig ihren angestammten Glauben hochhalten, in ihren Söhnen und Enteln dem Abfall sich zuwenden. Das dtische Judentum kann diesen Ausfall auf die Dauer nicht ertragen. Der fremde Ersatz ist minderwertig und will zum Teil gar nicht dtisch werden, weil er das Empfinden hat, daß der Weg seiner dtisch gewordenen Kinder und Enkel ebenso zur Taufe führen könne und werde, wie er dieses bei den hervorragendsten Familien der dtischen Juden mit Unwillen beobachtet hat. England hat bis jetzt nur eine eingeborene jüd. Bevölkerung gehabt. Diese hat sich in dem Sinne entwickelt, daß sie sich völlig englisch fühlt, trotzdem aber ihren jüd. Glauben hochhält, nach außen hin bekennet und unter demselben weder wirtschaftlich noch sozial leidet. Die russische Einwanderung in Eastend gibt der jüd. Bevölkerung, deren Hilfsbereitschaft gewiß nicht bezweifelt werden darf, schon jetzt zu ernster Besorgnis Anlaß, ob dieses schöne ungetrübte Verhältnis zu der andersgläubigen Bevölkerung nicht durch diese Überflutung des Landes mit polnisch-russischen Juden eine Einbuße erleiden könne.“

Trotzdem befürwortet Meyer nicht das Verbot der Judeneinwanderung, er wollte nur die Mittel der jüd. Unterstützungsvereine vorzugsweise inländischen Juden

zugewandt wissen: „Das Hemd ist mir näher als der Rock. Der Jude, welcher von dtischen Eltern geboren, dtisch fühlt und dtisch empfindet, steht mir näher als der Pole oder Russe, welcher keinerlei Empfindung für unser patriotisches Denken und Empfinden hat.“

Die M.'schen Ausführungen sind bemerkenswert, weil in der öffentlichen Meinung neuerdings ein Umschwung eingetreten ist. Seit dem 9/11 1918, fluchwürdigen Andenkens, bemüht sich die Presse, dem deutschen Volke nahe zu legen, daß es in Deutschland eigentlich keinen Pole mehr habe und auswandern müsse. Gleichzeitig seien dem einwandernden polnisch-russischen Juden die Staatsbürgerrechte in Deutschland zu geben! Also: der Deutsche zieht, damit der Jude hereinkann. Michel, willst du zum „Ewigen Deutschen“ werden und dem Juden das Land deiner Väter lassen? Es scheint fast so.

Meyer, Siegmund L., Bankhändler bei Ephraim Meyer & Sohn, Hannover, Tiergartenstr. 2. WM: Dtsche Spiegelglas-WG, Freden (Hann.); Lindener Aktien-Brauerei und Mechanische Weberei, Linden. 1914. WM.

Meyer, Simon, Dr., RM, Köln. Im Kölner Polizeiprozess Jan. 1914 sagte der Zeuge Polizei-Inspektor Raub aus: „Ein hiesiger, sehr bekannter Jurist, dessen Name ich nicht nenne, ließ eines Tages ein Mädchen, das er los sein wollte, durch einen Schutzmännchen verhaften. Nachts kam im Wiener Café der Jurist zu mir und sagte, er habe widerrechtlich das Mädchen der Freiheit berauben lassen, ich möge es aus dem Gefängnis holen. Ich nahm eine Droschke und holte das Mädchen, das ich persönlich kannte, aber es ist nicht wahr, daß ich von Herrn Dr. Simon Meyer (große Heiterkeit), pardon — der Name entfiel mir unbeabsichtigt — 100 M. erhalten habe.“ Neueste Nachr. für Elberfeld, 14/1 1914. WM.

Meyer, Ulrich, G. m. b. H., Verlag, Berlin W 57, Mansteinstr. 6. 1914.

Meyer, Victor, Dr. Uß (Chemie), Heidelberg. 1848 Berlin — 97. Viktors Leben wurde von seinem Br. Richard G. M. in der von Wilhelm Ostwald herausgegebenen Sammlung „Große Männer, Studien zur Biologie des Genies“, Leipzig 1918, beschrieben. Vektor's wohlhabende Eltern, Jacques M. // Bertha M. hatten in Berlin eine Rattunfärberei und -druckerei. Die Mutter, nervenschwach, las viel Jean Paul; Ein Ud Sonnenschein hielt bei Meyers chemische Vorträge vor Damen und führte Viktor der Naturwissenschaft zu. Ferner verkehrten im Hause: A. von Bernstein, dessen Tochter nachher von Richard G. M. geheiratet wurde, und „die bekannten Führer der Fortschrittspartei Franz Dunder, Löwe = Calbe, Schulze = Delitzsch und der Dichter Berthold Auerbach.“

Der begabte Victor verließ schon 64 das Gymnasium, wollte erst Schauspieler werden, ließ sich dann von Br. Richard und Bunsen weiter für Chemie begeistern und machte schon mit 19 den Dr. phil. summa cum laude in Heidelberg, das damals weder 6 Semester Studien noch eine Dissertation verlangte.

Er wurde in Berlin Schüler von Baher, und kam auf dessen glänzende Empfehlung schon 71, also mit 23 Jahren, als Professor nach Stuttgart, ein Jahr später nach Zürich, 85 nach Göttingen, 89 als Nachfolger Bunsens nach Heidelberg. 73 heiratete er Hedwig, die T. des Dr. Moritz Davidson in Berlin.

81 war er von der Fakultät in Halle a. d. S. für eine Professur vorgeschlagen worden, aber, berichtet Prof. Dr. H. Großmann, Umschau 1917, Nr. 52, „die Sache zerfiel dadurch, daß man ihm scheinbar im Auftrage des preußischen Ministeriums die Mitteilung machte, daß seine Berufung nach Halle einzig von seinem Austritt aus dem Judentum abhinge. Victor war über die Zumutung, trotzdem er für das Judentum selbst keine besondere Anhänglichkeit besaß, ehrlich empört und im Grunde recht froh, daß die Verhandlungen mit Halle sich damals zerfielen. In der Schweiz hatte niemand nach seiner Konfession gefragt. Da seine Frau von Geburt eine Christin war und seine 3 Kinder ebenfalls dem Christentum angehörten, so hatte Victor Meyer selbst öfter den Gedanken erwogen, auch für sich zum Christentum überzutreten. Es widerstrebt ihm jedoch, durch diesen Schritt eine Konzession an die Beschränktheit zu machen, da er glaubte, das ganz besonders bei seiner Stellung in der Wissenschaft nicht tun zu dürfen. In der Tat hat er erst 85, ein Semester nach seiner Berufung nach Göttingen, diesen Schritt vorgenommen. Ein Brief 10/12 85 enthält Näheres:

„Nach der unverschämten Zumutung in Halle, ich solle, um dorthin berufen zu werden, mich erst taufen lassen, hatte ich mir bestimmt vorgenommen, nicht eher überzutreten — wie ich es ja eigentlich wollte —, bis man mir die Sache nicht als feige Nachgiebigkeit an die Intoleranz auslegen könne. Bei meiner Berufung nach Göttingen sandte ich meine Nationale ein, als Zugehöriger zum Judentum, und absichtlich blieb ich auch hier in Göttingen das erste Semester dabei. Nachdem dies aber erfolgt

war, schien mir die Zeit zu dem beabsichtigten Schritte gekommen.

Die Regierung, dieselbe, die damals diese Affäre in Halle gestattete, hatte mir jetzt, freilich unter einem anderen Minister, die alte berühmte Göttinger Professur und eine der hervorragendsten Universitätsstellungen übertragen, und zwar unter voller amtlicher Kenntnis meiner Zugehörigkeit zum Judentum. Damit halte ich die Hallenser Affäre für ausgeglichen.“

Victor ist dann Ende 85 zu Berlin bei dem liberalen Prediger Thomas, über den er sich außerordentlich begeistert ausgesprochen hat, übergetreten. Man kann über die Motivierung dieses Übertritts verschiedener Ansicht sein, jedenfalls wäre es unrecht, wenn man aus konfessionellen Gründen Victor Meyer einen Vorwurf aus seinem Verhalten machte, den er zweifellos nicht verdient hat.

Er arbeitete viel, litt früh an Depressionen und später an Schlaflosigkeit und verübte Selbstmord durch Blausäure. Als seine Schüler taten sich Paul Jacobson und Paul Friedländer hervor. B: Chemische Probleme der Gegenwart; Märztage im Kanarischen Archipel, 93. „Aus Natur und Wissenschaft“, allgemeine Vorträge. „So war denn Victor's Leben“, schließt die Biographie, „ein allzu kurzes, und sein Ende tieftraurig — über diesen Schmerz kommt keiner hinweg, der ihn liebte. Aber dieses kurze Dasein war erfüllt von seltenem Reichtum, einem Reichtum an Herz und Geist, der sich ausspannte über sein ganzes Leben, und der alle umfaßte, die in seinen Kreis traten. Er gab seinem Wesen den Zauber, der die Herzen aufschloß und sie ihm freudig entgegenschlagen ließ. Und es war ihm noch ein anderes: seine warme Anteilnahme an dem Leben und Schaffen derer, die er liebte, oder die mit ihm den gleichen Zielen nachstrebten.“

UC 4/8 89, Sprechsaal, urteilt über den lebenden „Christen“ nicht so günstig, wie hier der Jude Richard C. Meyer über seinen gedchristeten, nun toten Bruder: „Ich erlaube mir, Sie zu bitten, daß Sie den künftigen Lebens-

pfaden des in der letzten Nummer dieser Korrespondenz gelegentlich seines Umzuges von der Göttinger zu der Heidelberger Universität erwähnten Prof. der Chemie Ihre Aufmerksamkeit nicht versagen. Dieser typische Vertreter des Judentums, der vor einem Jahre in aller Stille zum Christentum übergetreten ist, spielt eine ganz eigentümliche Rolle unter den Förderern der sogenannten dtischen Wissenschaft. Er ist der Träger des hastenden, nervösen, auf den Augenblickserfolg bedachten Treibens, das sich zumal in der Chemie eingeschlichen hat, und das das ruhige, bedachte, folgerichtige, ideale Vorgehen der früheren Chemiker gründlich beseitigt hat. Man erzählt sich, dieser Professor habe ganze Abhandlungen an die bei dem Juden Friedländer in Berlin herauskommenden „Berliner Berichte“ (die umfangreichste chemische Zeitschrift der Welt) telegraphiert, was bezeichnend ist gegenüber dem Verfahren der älteren Chemiker, die ihre Arbeiten jahrelang ausreifen ließen, ehe sie damit an die Öffentlichkeit traten. Dementsprechend sind auch die Arbeiten. Die Frage, zu welchem Teil dieselben dem Fleiß begabter Schüler entstammen, ist in Fachkreisen vielbesprochen; es bildet sich in dieser Hinsicht eine Art geistiger Sklaverei aus — wo die jungen Deutschen die Mühe und Arbeit haben, der Jude aber den Ruhm. Und „berühmt“ ist unser Mitbürger christlicher Konfession; er gilt allenthalben für den bedeutendsten derzeitigen Chemiker. Die Erhaltung dieses Ruhmes macht ihm viel Sorgen; so entstand vor kurzem eine neue Richtung in der Chemie, von Würzburg und Leipzig aus; unser Orientale wurde unruhig, es ließ ihn nicht ruhen, bis er seinen Witz in die Sache gemischt hatte; dabei stellte es sich heraus, daß der Professor von dem Wesen arischer wissenschaftlicher Forschung auch nicht einen Dunst davongetragen hat. Er überzog die schönen Wislicenus'schen Ideen mit einem so widerlichen Gedankenschleim, daß sich manche mit Ekel davon abwenden werden. Freilich sind das die Minderheit; und die Juden stützen sich ja auf die Mehrheiten, bringt das doch unser jüdisches Zeitalter, die Demokratie,

mit sich. Für diese bleibt der Professor, den eine betörte Fakultät auf den Lehrstuhl des verdienten greisen Bunsen berufen hat, nach wie vor der „berühmte, erleuchtete“. Das komische ist, daß Herr Bunsen selber zu denen gehört haben soll, die die Berufung der getauften orientalischen Größe betrieben haben. Armer Bunsen!“

Meyer, Wilh. M., Dr., Dir: Urania; Popular-Astronom, „Urania-Meyer“, Berlin. N: Himmel und Erde, Monatschr. 1853 Braunschweig — 12. E: #▼, „Glasermeister“. — O▼. — 3E; AE 4/8 90. Lehrreich ist sein Lebensabriß bei Hinrichsen: „Meine frühe Neigung zum Studium der Naturwissenschaften fand bei meinem Vater, wohl auch wegen fehlender Geldmittel, kein Gehör. Im 15. Jahre mußte ich die Realschule verlassen, um in eine Buchhandlung als Lehrling einzutreten. Der Besitzer erlaubte mir, in meiner freien Zeit die naturwissenschaftlichen Werke im Laden zu studieren. Bald fesselte mich die Sternkunde derart, daß es mir gelang, einige astronomische Rechnungen auszuführen, welche die Aufmerksamkeit des Direktors der Göttinger Sternwarte, Wilhelm Klinkerfuß, sowie des Rektors der Universität, H. Clesch, auf sich zogen. Als mein Vater inzwischen gestorben war, konnte ich, protegirt von beiden Männern, 72 die Universität zu Göttingen beziehen, wo ich durch besondere Vergünstigung ordentlich immatrikuliert wurde, während ich auf der Sternwarte die Wohnung und Bezüge der Assistenten genoß und sogleich die praktische astronomische Karriere begann. 73 ging ich unter ähnlichen Vergünstigungen nach Leipzig und 74 nach Zürich, wo ich promovirte und mich 76 als Ud für Astronomie habilitierte. Ich wurde aber nach Neuburg zur Vertretung des Assistenten an der Sternwarte abberufen. Von dort ging ich als Observator an die Sternwarte zu Genf, wo ich 77—83 wissenschaftliche Werke in französischer Sprache und die Monographie „Le système de Saturne“, herausgab. Mit populärer Schriftstellerei befaßte ich mich nur ausnahmsweise. Die Essays sind 79 als „Kosmographisches Skizzenbuch“ erschienen. Nach dem 82 erfolgten Tode meines Direktors Emile Plantamour übernahm ich offiziell die Sternwarte, ging aber wegen Differenzen mit der Regierung 83 nach Wien, wo mir das größte Fernrohr der Erde zur Fortsetzung meiner Arbeiten zur Verfügung gestellt war. Als 28/1 84 mein erster Gönner sich auf seiner Sternwarte in Göttingen erschöpfte, veröffentlichte ich in der N. Fr. Presse einen Retrospekt über diesen genialen Mann, der einige voreilige und ungerechte Worte enthielt, welche die leitenden Kreise der Berliner Astronomen lebhaft gegen mich einnahmen, die mich von der staatlichen Karriere auf unbestimmte Zeit ausschlossen. Durch diesen Zwischenfall wurde ich gegen meinen Willen aus der Karriere des praktischen Astronomen, an der ich mit Begeisterung hing und in welcher ich manche glücklich vollendete Arbeit aufweisen kann, in die Laufbahn des populären Schriftstellers gedrängt. Ich schrieb inzwischen: Spaziergänge durch das Reich der Sterne (84); Die Königin des Tages und ihre Familie (85); Kosmische Weltansichten (86); Auf der Sternwarte (87); Lebensgeschichte der Sterne, in Briefen an eine Freundin (87).“ —

Eine Bliz-Karriere; schon mit 23 Jahren Privatdozent, weiter von Ariern gefördert, denen er mit Stant danke, und schließlich die einträgliche Volksschriftsteller! Selbstverständlich reicht Meyer als Naturwissenschaftler nicht an populäre germanische Forscher und Künstler, die uns — die Natur sicher und feinsinnig mit Treue, Vertrauen und tiefer und reiner Begeisterung erschließen, — ohne laute Worte, doch leidenschaftlich durchglüht. Meyer tut nur sehr warm und ist es nicht, er schreibt hohl und rednerisch. In seinem „Untergang der Erde, Betrachtungen über die zukünftigen Schicksale unserer Welt“ behauptet er zuerst, daß der

Tod der Lebensschöpfer in der Welt sei, und stellt dann zusammen, was sich einst beim Untergang der Erde ereignen kann, wo doch alles zu Ende ist. Aus diesem Unglück suchte er den Leser wieder zu erheben, weil die Erde dabei denselben Gesetzen unterworfen sei, die das All überhaupt beherrschten und die sich an noch mächtigeren Sternkörpern erfüllten. — Man möchte aber über diese letzteren heiligen Vorgänge lieber einen Deutschen sprechen hören, als den geschäftigen Juden, der nur Gloden läuten sieht und die feinen Töne im Zusammenklang unserer Seele mit der großen Natur weder je fühlen, noch nachempfinden und wiedergeben kann.

Meyer, William Sir, Finanzminister des Bizetönigs, dann „Agent General“ in Indien. Illustrated London News 1913, 642 (B); HJ 1922.

? Meyer-Urnswalde, Deuthold Wilhelm v., 1816—92, konservatives M. d. R.; er wurde nach seinem Tode von dem freisinnigen Kollegen, Namensvetter Alexander Meyer (Sd) als Sohn eines jüd. Arztes bezeichnet, während M.-U. selber schon in den 1880er Jahren einer durch seinen Namen hervorgerufenen Verwechslung gewehrt hatte: „Meine Vorfahren sind seit Jahrhunderten evangelische Geistliche gewesen“. DfWI 25/9. M.-U.'s Erklärung hätte freilich mehr enthalten sollen. Denn jüd. Rasse ist selbst bei einer jahrhundertelangen Reihe von Geistlichen als Ahnen nicht unmöglich. WM.

Meyer-Avenel, Paris, Literat, spielte in dem berühmten Proust'schen Lotteriekongreß eine Rolle und gab 1890 „l'Annuaire de la Presse“ heraus. — Drumont A.

Meyer-△-Bensky, Heinrich, *1869 Liebenburg. O 1. Bensky; 2. Grand, Oberlehrerin. B: Moderne Sit. und Sittlichkeit; Lucinde und Leg Heinze, 03; Heine. S: Raumann; Tolstoi. Er gehört zur Fortschr. Volkspartei und ist Assistent an Grimms deutschem Wörterbuch, Hamburg.

DfWI 04, S. 965: „Es wird Sie interessieren, zu erfahren, daß Meyer-Bensky nicht Jude ist. Er stammt, wenn ich nicht irre, sogar aus kleinbäuerlicher deutscher Familie; sein Vater hieß natürlich „Meyer“; da der Name aber für einen deutschen Gelehrten und Nationalsozialen natürlich nicht genügt, so hat Herr Dr. den Namen seines Schwiegervaters, Bankiers vom Geschlecht der Auserwählten, dazu genommen. Die Judaifizierung der Namen deutscher Gelehrter empfiehlt heute ebenfögut wie einst die Latinisierung oder Gräzisierung. — Daß ein Mann, der sich längst der Kirche und dem Christentum abgewandt hat, in seiner „Moderne Religion“ (Verlag E. Dieberichs) über eine Reform des Protestantismus schreibt, ist m. E. ebenso ..., als wenn ein ungetaufter Jude dies tut.“ — M.-B.'s „Sittliche Grundlagen der Ehe“, Jena, 15, arbeiten für Jugend- und Persönlichkeitsentwicklung, aber mehr auf die sozialen Verhältnisse in der Richtung des Bundes Muttertschutz.

Meyer-Bisch, Robert, Dr., ao Uß (Innere Medizin), *1890. E: Dr. med. Kantonal- und Bahnarzt Meinhof M., Oberehnheim i. E. — O Odile Weissenburger. — Göttingen.

Meyer-Cohn, Alexander, Bankhändler, Unter den Linden, Berlin, 1855—05. Er behauptete gern, als Einjähriger sich so ausgezeichnet zu haben, daß er Reserveoffizier eines Garde-Regiments geworden wäre. — O Helene M.-C. (Sd). R: 3 T., wovon die als Jungfrau in Berlin doch etwas schmierig wirkende Luch einen ▼Mh heiratete und „Engländerin“ wurde. Die vielbegehrten Mädchen waren laut Testament der Großmutter M.-C., deren Gelder sie sonst nicht geerbt hätten, verpflichtet, nur Mosaischen zu nehmen. — Alexander — er sah alles andre als nach einem Namensvetter des Mazedonierkönigs aus, edig, klein, klebrig und vergreist, Typus: Chéri Maurice (Sd), paßte er eher zum Namen Chaim oder Naphtali usw. — war im Nebenberuf „Schöngeist“, d. h. er sammelte Autographen von Goethe, Heine u. a. Wie er zu dergleichen kam, erzählt Paul ▼Rindau 2, 69: „M.-C.'s Vater verkehrte in Berlin mit den „Kladderadatschgelehrten“ Kallisch (Sd), Dohm (Sd) usw., deren „Finanzminister ohne Porte-

feuille“ er war; da erwachte in dem Jungen der Wunsch, sich eine Autographensammlung anzulegen. Deshalb schenkte ihm sein Vater zu Weihnachten — wohl 1870, im Geburtsjahre der Erbswürst — ein schönes Album, in dem sich zunächst die berühmten Hausfreunde verewigen sollten. Kallisch schrieb auf der ersten Seite:

Wie im Kriege edle Fürsten
Leben von des Erbtes Würsten,
Sei der Tugend untertan.
Glänzen Dir vom Muttertsche
Auch noch hell die Buttertsche, —
Dunkel ist die Lebensbahn.

Das war der Anfang einer weltberühmten Handschriftensammlung. Denn aus der kindlichen Spielerei machte der junge Meyer-Cohn, später Chef des Hauses, mit den Jahren ein durch leidenschaftlichen Sammeltrieb geschürtes, durch ernstes Studium gefestigtes Unikum von wirklich wissenschaftlichem Werte, das den Reiz aller dilettantischen Handschriftenhamster und den Respekt gründlicher Kenner hervorrief. Die deutsche Literatur von Luther an war in einer bisher nicht erreichten Vollständigkeit vertreten.“

Nach seinem Tode wurde für viel Geld das alles wieder verkauft; der Katalog enthielt 3437 Nummern, mit einem Vorwort von Erich △Schmidt; M.-C. veranfaltete auch Liebhaberdrude, „Erich △Schmidt, dem Freunde“ gewidmet, dessen Erdmann M.-C. zu spielen suchte und den er auf literarischen „Studienreisen“ devot begleitete. Er kam aber stets außer Gasson, sobald das Wort „K i t u a l m o r d“ fiel, für das er besonders die deutschen „Oberlehrer“ haßbar machte; er markierte dabei Verständnis für Theodor △Fontane, der ihn vtelleicht am Schluß seines nachgelassenen Gedichtes zum 75. Geburtstage gemeint und verewigt hat: „Kommen Sie, Cohn“. M.-C. war 1899 (DfWI 9/2) Hofbankier des Reichskanzlers und Schatzmeister des deutschen Ausschusses für das Denkmal des jungen Goethe vor der Universität in Straßburg i. E.

Auch die graue Eminenz v. Holstein (Sd) spekulierte bei ihm.

M.-C. — er starb an Diabetes — machte mit seiner Gattin ein Haus, oder besser einen Salon, dessen delikatester Mittelpunkt zeitweilig der giftige Alfred ▼Kerr war. — Wie dem Dichter Fontane, so hat wohl auch dem begabten Verfasser der „Farbenlänge“, 1889, S. 203, bei einer jargonhaften Umdichtung eines Chamisso'schen Mädchenliedes der Alexander Meyer-Cohn vorgeföhmelt:

„Sait ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind fu sein.
Seine Wertpapierchen
Müssen werden main.
Ja sogar im Traume
Folgt sein Bild mer schon,
Mit de Wertpapierche —
Süßer Meyer-Cohn!
Sonst is licht und farblos
Alles um mich her;
Levy's Kleiderladen
Sieht mer längst nich mehr.
Möchte nur den Ainen
Mit de Million
Und de Wertpapierche —
Süßer Meyer-Cohn!“

Meyer-Cohn, Helene (S. Majdanska), geb. ?, Mgl. d. Goethe-B.'s, Weimar. *1859 Lemberg; rötlichblonder Typ; schwulstige Lippen; gierende Augen. O Bankhändler Alexander M.-C. (Sd), Berlin B, Rauchstraße. B: Der Dritte; Lug in tenebris lucet (Heiteres und Ernstes aus dem Künstlerleben). Ue: Sienkiewicz (Sit-woß) aus dem Polnischen, bei Reclam!

Frau M.-C. ritt um 1900 täglich im Tiergarten, wo ihre Figur, vergleichbar einem Freiballon mit aufgesektem Kinderballon, stets allgemeine Fröhlichkeit erregt. Aber das jüd. Geltungsbedürfnis ließ sogar die Furcht vor Pferden überwinden. Besonders triumphierend waren ihre Blide, wenn ihre Amazonentöchter von einem schwarzen Dragoneroffizier begleitet wurde.

? Meyer-Förster, Elisabeth, geb. Blafche, Gattin Wilhelm Meyer-Försters, 1868 Breslau — 1902. B: Erzählung „Drama eines Kindes“, Dramen, Novellen, Geschichten und Romane „Frau Kleemann“ und „Pflegekind“. Bartels, DW 3, 462.

? Meyer-Förster, Wilhelm, *1862 Hannover, Dichter von „Alt-Heidelberg“, Berlin-Grünwald, Hohenstr. 7, „ist wohl kein Jude, gehört aber wegen seiner „Kriemhild“ (1891), welche die Nibelungen-Tragödie in Vorfstanertrike verlegt, doch in diesen Zusammenhang“, Bartels DW 373.

↓. ? Meyer-Gerhardt, ODRK, Vortr. Rat im Reichskolonialamt; Mgl. des Disziplinarhofs für die Schutzgebiete; Berlin, Bayreuther Str. 34. Nach Mitteilung soll M.-G. Nichtjude sein. Br: V.-G.-Präf. Meyer-Fürsten in Südb. M.-G. arbeitete 1915/16 in Amerika an der Seite Bernhard Dernburgs, 1914 ff., im „dtischen Interesse“ und galt allgemein als tüchtiger Juden-genosse, vgl. das „Flugblatt des Reichshammerbundes“: „Die Hintermänner“, 1919. WM.

Meyer-Mainz, Paul, 19. Jh., Genremaler, München, f; Schüler der Düsseld. Akademie und Ed. v. Gebhardts.

Meyer-Spielmann, Mrs., Schriftstellerin, England. Präsidin des „Verbandes jüd. Literaturgesellschaften“. „Es ist interessant, daß die wenigen jüd. Schriftstellerinnen in England fast ausschließlich wohlhabenden Kreisen entstammen“, meint Azi 11/7 1913; nur nicht allzu naiv! Denn das ist in andern Ländern, in Deutschland, Frankreich, Italien usw., genau so, weil es arme jüd. Kreise überhaupt kaum und nur vorübergehend gibt. Sie werden alle schnell reich.

Meyer-Steinweg, Theod., *1873, Dr. med., Uß (Gesch. der Medizin), Jena. Sein Verleger Eugen Dieberichs druckte: „M.-S. versucht in seinem Werkchen „Ein Tag im Leben des Galenus“ einen Überblick über die medizinischen Kenntnisse der Griechen in novellistischer Form zu geben. Galenus hält eine wissenschaftliche Disputation mit anderen Ärzten, und wir gewinnen dadurch einen Einblick in das Verhältnis von Theorie und Praxis im griechischen Leben.“

Meyer's Konversationslexikon, f. S. 479.

Meyer & Trier, JG, Bankhaus, Kopenhagen, 1790 von David Anselm Meyer, 1753—13, und seinem Neffen S. S. Trier, gegründet. Jener mußte sich auch zum Ratgeber König Friedrichs VI. zu machen. 1/3 seines den Dänen abgewonnenen Kiesenvermögens stiftete er für jüd. Zwecke; den Rest von 2/3 behielt er seiner jüd. Familie vor.

Meyerbach, Bankhändler, Aachen. DW 6/9 1901: „Der eine Sohn ist im Bürgerkrieg als Verräter von den Engländern festgenommen. Er war Berichterstatter des BZ. Der andere ist als Wechselfälscher mit 40 000 Mark ins Ausland geflüchtet.“ f. Folgenden.

Meyerbach, Wilhelm, 1901, Bizfeldweber der Reserve, Sohn eines in der Bahnhofstraße in Aachen wohnenden Bankhändlers, und Berichterstatter des BZ im Burenkrieg, wurde unter der Anklage der Spionage von den Engländern verhaftet und sollte in Mittelburg abgeurteilt werden. Generalkonsul von Lindequist telegraphierte an General Kitchener, gegen Meyerbach nicht ohne Verteidiger zu verhandeln.

Meyerbach war bald nach dem Zusammenbruch des letzten geschlossenen Widerstandes der Buren bei Dalmanutha in Marfellie mit dem stolzen Beinamen Caserta als „Gesandter“ des Präsidenten Steijn an Kärger aufgetaucht. Er hatte unter den deutschen Freiwilligen im Heere der Buren eine wenig rühmliche Rolle gespielt. (Stbgr 10/8 01.)

Aber sein erstes Auftreten auf dem afrikanischen Schauplatz berichtete ein Augenzeuge in der DW 11/8 1901 aus der Erinnerung: „Während der Belagerung von Vahsmith teilten mir einige Buren in Waterbalonder mit, es sei soeben ein deutscher Militärattaché eingetroffen. Auf meine verwunderte Frage zeigten sie mir einen stark jüdisch aussehenden Herrn, der in einem höchst merkwürdigen Aufzuge unter heftigem Säbelgerassel auf dem Bahnsteige auf- und abstolzerte. Es war Meyerbach. Seine „Uniform“ bestand in folgendem: das Hauptstück bildete die Uniform eines Offiziers der deut-

schen Schutztruppe in Südwestafrika mit Fangschürzen, langschäftigen, hellbraunen Stiefeln nebst Sporen usw. Dazu hatte er sich einen Offiziersmantel des preußischen 1. Leibhusaren-R. Nr. 1 (Totenkopf-) angelegt und, um sein Aussehen zu erhöhen, auf den beiden Enden des Manteltragens und Kodes je einen silbernen Totenkopf angebracht. Da ich selbst meine Dienstzeit bei den 1. Leibhusaren zugebracht hatte, ging ich auf ihn zu, um der Sache auf den Grund zu gehen, und begrüßte ihn als Kameraden, indem ich meiner Bewunderung Ausdruck gab, hier einen preußischen Offizier vor mir zu sehen. Meyerbach wurde etwas verlegen und bekannte schließlich kleinlaut, es in Köln nur bis zum Einjährigen gebracht zu haben. Jetzt wolle er auf Seiten der Buren kämpfen. Offenbar, um diese seine Absicht besser zu dokumentieren, hatte er der schwarz-weiß-roten Kolarbe an dem Schutztruppenhut ein grünes Blatt beigefügt und dem Schwarz eine bläuliche Färbung zu geben gemußt, um auf diese Weise die Farben des Bierkleur herauszubekommen. Wir verloren ihn dann aus den Augen und hörten später nur noch, daß er von einigen echten Offizieren a. D. in Johannesburg zwangsweise zur Ablegung seiner eigenartigen Maskerade veranlaßt wurde.“

Meyerbeer, Giacomo Dr. h. c. (Jena), Kgl. preuß. Generalmusikdirektor zu Berlin mit 20 000 preußischen Thalern Jahresgehalt und dem Wohnsitz in Paris; Bizkanzler des Ordens pour le mérite, 1791 Laßdorf — 64 „Hotel Meyerbeer“ Paris. „Schöpfer der großen Oper, musikalisch-weltbürgerlicher Monstrosität und Urthypus des musikalischen Handelsjuden“, RR. — Br: Michael Beer (sb).

I. Meyerbeer.

„Giacomos Leben“ wurde echt-jüd. 1868 von Herm. Mendel erzählt: „Wie an dem über uns ausgespannten Firmamente Stern an Stern in mannigfaltigem Glanze, einer organischen Notwendigkeit gehorchend, seine Bahn beschreibt, so ziehen an dem Kunsthimmel die Sterne verschiedenster Ordnungen in größerer oder geringerer Pracht vorüber. Der Kunstfreund ist unter ihnen zu Hause...“

Unter den Kunststernen ersten Ranges, welche aus den zahllosen Genossen mit strahlend hellem und, wie es scheint, nie erbleichendem Lichte hervorgetreten sind, glänzt einer in besonderer Pracht und Schönheit, und die Gegenwart, welcher er angehört, hat allen Grund, stolz auf ihn zu sein, da er in nicht zu verdunkelnder Herrlichkeit in die Ferne der Zukunft hineinleuchtet. Sein Name ist — Meyerbeer.“

Der Vater, Jacob Herz Beer, 1769 Frankfurt a. d. D. — 25, war Bankhändler und Zuckerrieder gewesen. „Sein Haus stand in liberalster, echt orientalisches-gastfreier Weise den Gelehr-

ten, Künstlern, Schauspielern und Virtuosen offen, und er hatte die Freude, an seinen Kindern die Früchte eines solchen schönen Verkehrs in überraschender Weise zu sehen.“

Der Alte setzte sich später gehörig für seinen großen Sohn ein. „Prof. Werder (fd) erzählte mir vom alten Meyerbeer, dem Vater des Komponisten, der immer einen alten verbummelten Studenten als Chef der Claque bei sich hatte. „Mit 3 Menschen reiße ich das ganze Opernhaus ein“, pflegte dieser Brabe zu sagen.“ M. Grube, Am Hofe, S. 147.

Meyerbeer selber hieß eigentlich **Jacob Liebmann Beer**. Den Namen **Meyer** nahm er von seinem Muttervater, dem Berliner Krösus Liebmann Meyer Wulf, einem Sohn des nach Berlin übergesiedelten „Wieners“ Wolf Taust-Bamberger, an, wie Prof. Ferd. Pfohl zu M.'s 50. Todestag in den „Hamburg. Nachr.“ sagte, „um für diesen Preis einer erheblichen Erbschaft theilhaft zu werden. Aber, Jacob Liebmann Beer-Meyer: das gab keinen guten Klang; das wälzte sich schwerfällig und ohne Effekt dahin. Also instrumentierte der begabte junge Mann seinen Namen und sich selbst um und nannte sich: **Giacomo Meyerbeer**.“

In diesem italienischen Vornamen, eigentlich Joachim, versteckte Meyerbeer den **Jacob = Giaco** und den **Liebmann = mo**.

Über M.'s gefeierte Mutter, **Amalie** (1775—55), sagt Mendel: „Was die Welt dieser vortrefflichen Frau, deren sämtliche Kinder zur Berühmtheit gelangt sind, zu danken hat, zeigen die schönsten Stellen der Partituren im Robert, Struensee und Propheten, wo die Elternliebe in unnachahmlich schönen und tiefgefühlten Tönen triumphiert. So wurde sie in Wahrheit eine Muse, sie, die schöner als eine Muse, an Meyerbeers Wiege gestanden und seine ersten Schritte geleitet hatte. Alle Zeugen sprechen mit Übereinstimmung von der seltenen, hohen Vortrefflichkeit der Frau **Amalie Beer**, deren Eigenschaften einer tief religiösen Überzeugung entsprangen, welche sich mit dem Gotte Abrahams, Isaacs und Jacobs assimilierte, und welche sie unerschüt-

terlich dem Sohne einpflanzte, daß er, der in jeder Beziehung so selbstdenkende und aufgeklärte Mann, dem Glauben seiner Väter nicht untreu wurde und seinem Gotte diente und ihn bekannte, wie wenig andere. Ihren seltenen Wohlthätigkeitsinn, ihre hohe aufopfernde Vaterlandsliebe und ihren herrlichen Edelmut hatte bereits **König Friedrich Wilhelm III.** durch Verleihung des **Louisenordens** anerkannt; ihr lebhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft rühmten aller Orten Gelehrte und Künstler, denen ihr gastfreies Haus immer offen gestanden. Von 4 Söhnen waren ihr 3 vorangegangen, aber der älteste und berühmteste war ihr als Mutter eines braven Kindes geblieben, und sein hoher, unvergleichlicher Ruhm, sowie seine treue, fromme Ergebenheit und Liebe war die Sonne ihres Alters gewesen. So hatte sie, beneidet von Fürsten, wie eine Fürstin gelebt, und ihre Bestattung war, obwohl prunklos, gleichfalls eine fürstliche. Fast alle Spitzen des Staates, der Kunst und der Wissenschaft, der greise **Alexander von Humboldt** an der Spitze, folgten dem, jüd. Vorschrift gemäß, einfachen Leichenwagen, und den Kondukt zahlreicher nachfolgenden Kutschen führten königliche und prinzliche Staatskarossen, von Dienern in **Gala-Vibrée** geleitet.“

M. war ein Wunderknabe à la Korngold, er spielte schon mit 4 Jahren daheim Klavier und mit 10 öffentlich in einem Konzert der Loge Royal York. Er wurde dann von Fr. Zelter, dessen Verbheit zu seinem seidenen Wesen wenig paßte, unterrichtet und auch sonst von den besorgten Eltern ausgebildet. 1810 war er mit **C. M. v. Weber** in Darmstadt Schüler des **Abt Vogler**; und 11 wurde bereits seine Cantate „**Gott und die Natur**“ in der Berliner Singakademie aufgeführt: „Die Rückkehr des jungen Künstlers glich einem Triumphzuge, so sehr beeiferten sich die zahlreichen Verwandten und Freunde, seinen Empfang festlich zu gestalten.“

Auch in München und Stuttgart hörte er Sachen von sich, war aber von deren Aufnahme weniger befriedigt, deshalb wollte er, um schneller zu Ehren

und Erfolgen zu kommen, Virtuose werden und nahm in Wien ein Jahr Unterricht bei Hummel, wo er 1814 stark bejubelt wurde: „Durch den gerade versammelten Kongreß erhielten seine Konzerte noch ein besonderes, schimmerndes Relief, und die Herren und — Damen der Politik trugen den Namen des gefeierten Pianisten in alle Lande. Selbst Moscheles, den der Kongreß nach Wien gezogen hatte, wo er bekannt und beliebt war, zögerte, aufzutreten, weil er fürchtete, dem jungen Preußen gegenüber seinen kaum erworbenen Künstler Ruf aufs Spiel zu setzen, und er hat späterhin noch die Äußerung getan, daß, wenn Mehreerbeer in der Virtuosenlaufbahn geblieben, wenige Künstler der Welt imstande gewesen wären, sich mit ihm zu messen.“

Über beim Opernmachen standen vielleicht noch mehr Ehren und Erfolge in Aussicht; der junge M. begann deshalb zu komponieren. Die Oper „Abimelek“, im Auftrage des Wiener Hofes, schlug noch nicht ein, er studierte deshalb weiter in Paris und endlich in Italien, wo Rossini gerade sehr beliebt war; dort komponierte M. verschiedene Sachen, die in- und außerhalb des Zitronenlandes seinen Weltruhm begründeten. Unser guter Weber, der das Klassenhafte in Mehreerbeer natürlich nicht durchschaute und ihn rührend verkannte, d. h. seine eigene, edle Natur ihm unterlegte, glaubte, dem talentvollen Freunde zuzurufen zu müssen, „ins deutsche Vaterland zurückzukehren und mit den wenigen, die Kunst wahrhaft Ehrenden, auch mit fortbauen zu helfen an dem Gebäude einer deutschen National-Oper, die gern von Fremden lernt, aber es in Wahrheit und Eigentümlichkeit gestaltet wiedergibt, um uns (!) so endlich auch den Rang unter den Kunstnationen festzustellen, dessen unerschütterlichen Grund Mozart in der deutschen Oper legte.“

Der klügere Biograph Mendel meint dagegen: „Mehreerbeer wurde im richtigen Verfolgen der Stimme seines Genius nicht der Schöpfer oder Reformator einer neuen deutschen National-Oper, wie er es zu werden die reichste Begabung hatte, sondern der Schöpfer und Reformator der Weltoper, welche sich

nicht an die einzelne Nation bindet, die im Weltraum zu einem nichts bedeutenden, mehr oder weniger beweglichen Punkt zusammenschrumpft, sondern die, wie die Kunst, in deren unendlichem Gebiete die Sonne nicht auf- und niedergeht, allenthalben thronet und alle Nationen mit gleichen Segnungen erfreut.“

Der „Crociato in Egitto“ (Kreuzfahrer in Ägypten) in Venedig, war ein Riesenerfolg. „Der Komponist reiste in Italien umher, um sein Stück auch auf anderen Bühnen in Szene zu setzen. Karl X. lud ihn 26 ein, zur Aufführung seiner Oper auf dem Theater Favart nach Paris, wo die Pasta in dieser Oper sich Vorbeeren erwarb. Von da ging der „Kreuzritter“ über den Rhein, kam in Dresden durch die Devrient (Armand), in Berlin durch die Hähnel, zur Geltung, und wurde in Wien und Prag Kassenstück. Er wanderte noch über viele Theater Europas und kam schließlich auch nach Amerika nach Rio de Janeiro. „Die in diesem Meisterwerke aufgehäuften Melodienstücke und fast verschwenderisch angebrachten Gesangsfiorituren sucht man vergeblich in M.'s weniger sangbaren Hauptwerken der spätern Epoche, wo er sich ganz dem Einflusse des französischen Geschmacks hingab. Man sagt, der Schmerz über den Tod zweier Kinder habe in seinem Innern jenen eigentümlichen Prozeß hervorgerufen, infolgedessen seine Phantasie eine düstere Begeisterung annahm und sich von dem lebenswürdigen Leichtsinne des italienischen Stils für immer abwandte.“

Nun setzte das ganz große „ehrenvolle“ Leben, mit allem Wahnsinn leerer Künste ein. 1831 wurde „Robert“ in Paris aufgeführt: „Er machte die Kunde durch Europa, durch Amerika, Afrika und Asien und wurde in alle lebenden Sprachen übersetzt, seine Melodien am Cap, wie am Eismeer gesungen, und er erregte unter den verschiedenartigst empfänglichen und gebildeten Nationen einen bis dahin beispiellosen Erfolg.“

„Ein deutsches Blatt teilte eine merkwürdige Begebenheit mit, die sich 1836 in einem kleinen Seehafen zutrug. Das

Theater war dort auf einem kleinen Schiffe errichtet, das ungeheure, friedliche, spiegelglatte Meer, die schöne Matsonne und der blaue Himmel ersetzten die gemalte Leinwand und die Öllampen des Opernhauses; das Ufer diente als Parterre, wo sich die Menge dicht und erwartungsvoll drängte. Das Orchester, aus einem Waldhorn, einer Flöte und einer türkischen Trommel bestehend, begann die Ouvertüre, und bald traten umherziehende Schauspieler, von denen niemand wußte, woher, in diesem Drama auf. Ein Bertram in Lumpen ließ die Rüste von seiner satanischen Herausforderung widerhallen, eine verwelkte Alice sang ihre Arie am Fuße des Kreuzes, eine alte häßliche Isabelle und ein grotesker Robert schrien, mit kräftigen Luftströmen versehen, aus Leibkräften das Duett des 4. Aktes. Im 5. Akte erhebt sich die Hölle gegen den Himmel, Bertram kämpft mit Alicen, wird besiegt und verschwindet im Grunde des Schiffes, seinen furchtbaren Schrei ausstoßend: „Ah! Du siegst, rächender Gott!“ Robert ist gerettet, das Publikum hingerissen, und das Ufer ertönt von Beifallsklatschen.

So bewährte sich's auch hier, daß jede dramatische Handlung, die tatkräftig genug ist, um in irgendeiner Art auf Geist und Herz des Zuschauers einzuwirken, ewig die Massen bewegen wird, weil man sich an die geheimsten Empfindungen des Menschen wendet, und weil man ihn in eine Reihe heftiger Erregungen hineinreißt, die sich mit allem, was es auf Erden Furchtbares und Gefürchtetes gibt, verbindet.“ *JL*.

36 folgten die „Hugenotten“: „Man verglich das Werk in seiner Großartigkeit mit einem Münster und fand verschiedene treffende Medien der Vergleichen. Wir möchten diese Oper ein Evangelium der Religion und der Liebe nennen. Beide Faktoren sind die mächtigen, unerschütterlichen Pfeiler, welche dieses Werk tragen und halten, solange jene Gefühle in der Menschenbrust heilig und unwandelbar sein werden. Begeisterung und gewaltige Erfindungskraft durchlodern das Werk bis in seine vereinzelt Einzelheiten; eine wahrhaft rührende Liebe des Schöpfers und

des Schaffens durchwaltet jede, auch die kleinste Nummer“, meint *H. Mendel*.

Von dem „Evangelium der Liebe“ geben die Schlußzeilen der *Hugenotten* einen Begriff:

„Par le fer et l'incendie
Exterminons la race impie!
Frappons, poursuivons l'hérétique!
Dieu le veut, Dieu veut le sang,
Oui, Dieu veut le sang!“

Das ist jüd. Blutschmord, katholisch drapiert.

„Kenner versicherten, daß man mit dem Reichtum der in diesem Werk erhaltenen Ideen 20 gewöhnliche Opern ausstatten könnte. In der Tat, die *Hugenotten* sind eine der bewundernswürdigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Sie vereinigen die bezaubernden Wirkungen aller schönen Künste — der Poesie, Musik und Malerei — mit dem reichen Leben der szenischen Darstellung, umgeben von dem Feenspiel des Tanzes, im blendenden Glanz der Garderobe und unter dem Schutze der verführerischen Illusion. Italien und Dtschld würden in neuester Zeit nicht imstande gewesen sein, Werke wie die „Stumme“ oder die „Hugenotten“ hervorzubringen, Werke, in denen der Schmerz Jahrhunderte alter *Rechtschaft* emporsteigt, und eine lang zurückgehaltene Leidenschaft entfesselt hervorbricht, oder in denen, wie in dem letzteren, eine große objektive Welt aufgestellt ist, durch die wir zum 1. Male aus den subjektiven Zuständen, welche die Tonkunst vorzugsweise darstellt, herausgerissen sind, und worin das musikalische Interesse an weltbewegende Mächte geknüpft ist.“ *JL*.

Robert Schumann, 2, S. 59—62, schreibt 1837 über Meyerbeer: „Oft möchte man sich an die Stirn greifen, zu fühlen, ob da oben noch alles in gehörigem Stande, wenn man M.'s Erfolge im gesunden musikalischen Deutschland erwägt. . . .“

Ein geistreicher Mann hat Musik wie Handlung am besten durch das Urteil bezeichnet, daß sie entweder im Freudenhause oder in der Kirche spielten. Ich bin kein Moralist; aber einen guten Protestanten empört's, sein teuerstes Lied auf den Brettern abgeschrieben zu hören, empört es, das blutigste Drama seiner Religionsgeschichte zu einer Jahr-

marktsfarce heruntergezogen zu sehen, Geld und Geschrei damit zu erheben, empört die Oper von der Oubertüre an mit ihrer lächerlich gemeinen Heiligkeit bis zum Schluß, nachdem wir ehestens lebendig verbrannt werden sollen. Was bleibt nach den Hugenotten übrig, als daß man geradezu auf der Bühne Verbrecher hinrichtet und leichte Dirnen zur Schau ausstellt. . . .

Schwelgen, morden und beten, von weiter nichts steht in den Hugenotten: vergebens würde man einen ausdauernd reinen Gedanken, eine wahrhaft christliche Empfindung darin suchen. Es ist alles gemacht, alles Schein und Heuchelei. . . .

Von der Musik an sich zu reden, so reichen hier wirklich keine Bücher hin; jeder Takt ist überdacht, über jeden ließe sich etwas sagen. Verblüffen oder kitzeln ist M.'s höchster Wahlspruch, und es gelingt ihm auch beim Janhagel. Was nun jenen eingeflochtenen Choral anlangt, worüber die Franzosen außer sich sind, so gesteh' ich, brächte mir ein Schüler einen solchen Kontrapunkt, ich würde ihn höchstens bitten, er möcht' es nicht schlechter machen künftighin. Wie überlegt-schaal, wie besonnen-oberflächlich, daß es der Janhagel ja merkt, wie grobschmiedmässig dieses ewige Hineinschreien Marcells „Ein feste Burg“ usw. Viel macht man dann auch von der Schwerterweihe im 4. Akt. Betrachtet man aber die Melodie musikalisch, was ist's als eine aufgestuzte Marsseillaise?

Meyerbeers äußerlichste Tendenz, höchste Nichtoriginalität und Stillosigkeit sind so bekannt wie sein Talent geschickt, zu appetieren, glänzend zu machen, dramatisch zu behandeln, zu instrumentieren, wie er auch einen großen Reichtum an Formen hat. Mit leichter Mühe kann man Rossini, Mozart, Herold, Weber, Bellini, sogar Spohr, kurz die gesamte Musik nachweisen. Was ihm aber durchaus angehört, ist jener berühmte, fatal medernde, unanständige Rhythmus, der fast in allen Tönen der Oper durchgeht.“

Seine feierte den Genossen Meyerbeer als „Mann seiner Zeit“, dessen Robert, den Wehen der Julirevolution entsprossen, das „moralische

Schwanken“ jener oft dem Satan verfallenen Tage darstellen sollte. M. ist aber der „Mann der Überzeugung“ . . . Obschon von den Fürsten mit Ehrenbezeugungen überschüttet, gesteht er doch seinen Kultus für die Helden der Revolution. Weit mehr als Robert sind die Hugenotten ein Werk der Überzeugung. . . M.'s Musik ist eine soziale.“ Es waren also jüdisch-revolutionäre Ideale, die M. mit seinem Spektakel bewußt in die ahnungslosen Völker trug.

49 drang dann der „Prophet“ von Paris in die entlegendsten Stätten, selbst nach Korfu.

Revue de l'Année 1853: „überall finden wir den Propheten: so ist er in Florenz auf der Pergola 30mal hintereinander auf den Wunsch des Publikums, und dann im Palast Pitti (der großherzoglichen Residenz) auf Befehl des Großherzogs und in Gegenwart Rossini's gegeben worden. Man findet ihn in Stockholm, Petersburg, Lüttich, N. Orleans, Turin, Parma, N. York.“

Jean Drault weist (BZ 7/12 1922) nach, daß M.'s „Prophet“ weiter nichts als eine „Apotheose des Bolschewismus“, also auch wieder jüdisch-revolutionär, und Jean v. Leiden ein Vorläufer Trozkis, die ganze Oper aber eine schandbare Verhöhnung des Christentums ist. Deshalb trat auch die Judenheit so rabiat für Meyerbeer ein, nicht bloß der „Musik“, sondern der „Verheißungen“ und „Suggestionen“ wegen, bei denen sie innerlich vor Freuden hüpfen konnte, während die arglosen Arier unmerklich dabei gelähmt wurden.

Von der „Afrikanerin“, Meyerbeers Schwanengesang, lobt Mendel: „Daß auch diese Partitur, ungeachtet aller Tiefe geistigen Inhalts und Wahrheit des Ausdrucks nichts spezifisch-national Abgeschlossenes an sich hat, sondern ein wahres Weltwerk ist, welches auf das Gemeingefühl für musikalische Schönheit und musikalischen Reiz wahrhaft überwältigend einwirkt, ist keiner ihrer geringsten Vorzüge. M. hat, wie vor ihm Gluck, Händel, Mozart, Cherubini, Rossini u. a., richtig erkannt, daß ein national abgeschlossenes

nes Kunstwerk eine Einseitigkeit sei; er hat, wie jene Meister, nur bewußt, daran geschaffen, die musikalische Sprache aller Nationen einem einzigen hohen Zwecke dienstbar zu machen, eine Mission, für die er als Dtscher am meisten befähigt war. Darum ist er von Geburt zwar unser Landsmann, als Künstler jedoch Kosmopolit im schönsten Sinne des Wortes. Als solcher hat er durch Genie und außerordentliche Begabung in musikalischer Beziehung das erreicht, was in sozialer Problem und Ideal zugleich ist, nämlich das Übereinkommen aller zivilisierten Nationen, eine einzige Sprache zu reden, verständlich vom Nord- bis zum Südpol. Bis zum letzten Atemzuge, ausgehaucht bei der Vollendung der „Afrikanerin“, hat M. seinerseits für diese hohe Mission erfolgreich gearbeitet. Wer wird den ehernen Meißel aufnehmen, der in seinen Händen nicht rastete und ruhte und ihm nur mit dem letzten Seufzer entfiel? Wer wird in seine Fußtapfen treten?“

M.'s Leben war hastig-rastlos, er war nie bei sich selber und immer unterwegs — aber nicht aus Not und Leid, wie Richard Wagner, denn er hatte einen schwerreichen Vater, hatte wenig Gefühl, wenig Seele und sehr viel gerissenen Verstand — sondern nur aus dem Triebe, alles zu erraffen und sich anzueignen, womit die eigene schmutzige Blöße bedeckt werden konnte. Daß er in seiner Studienzeit überall herumfuhr, ist begreiflich; aber auch nachher pendelte dieser musikernde Hascher zwischen B.-Pantow, wo er eine Villa besaß, Paris, Norditalien, Brüssel und London hin und her, wozu später noch Badereisen nach Spa kamen.

„Er war erst Dtscher. Dann wurde er in Italien, wohin er sich begeben, Italiener. Als er nachher in Paris sein Hauptquartier aufschlug, wandelte er sich in einen Franzosen und schliff sich zu einem ganz echten Pariser um. Hätten ihn Lebensschicksal und Zeitumstände etwa nach London gedrängt, so wäre er Stod-Engländer geworden. Und in Amerika Amerikaner. M. kannte nur Eines: den Erfolg. Das Recht der Persönlichkeit, die Heiligkeit der Kunst wa-

ren ihm gleichgültig. Und Begabung und Genie, Persönlichkeit, Meisterschaft, Künstlertum und Eigenart, die Macht, die ihm das Geld gab: alles das war ihm nur Mittel und Werkzeug zu diesem Erfolg, Stufen, die hinauf zur Höhe der Berühmtheit leiteten. Es ist die gleiche verhängnisvolle Umwertung moralischer und ethischer Werte, die auch in seine Kunst zerstörend hineingreift. Der Erfolg war der Fluch dieses großen Talentes. . .

Meyerbeer war kein Kämpfer, kein Hero. Sondern ein Rechner. Sein Schwert war die Schlaueit. Ihm war nicht die Kunst das Höchste, sondern das Publikum; nicht die künstlerische Idee, sondern der Effekt. Und der Effekt ist das große Leitmotiv, von dem er auch immer wieder in den Briefen an seine Mutter spricht; er zählt die Hervorrufe, die Dakapos; er wägt den Beifall wie ein vorsichtiger Hebräer den Dulaten.“ (Bfohl).

Er führte sich selbstverständlich stets als international-kultivierter „Mittel-europäer“ auf. „M. bedauerte, mir in dieser Woche keine Aufführung der „Hugenotten“ verschaffen zu können (er sprach das Wort immer mit dem französischen Umlaut aus)“, schreibt Hanslick, dem wieder R. Wagner aus Dresden 1/1 1847 meldete: „Wenn ich alles zusammenfasse, was mir als innere Zerkahrenheit und äußere Mühseligkeit im Opern-Musikmachen zuwider ist, so häufe ich das in den Begriff „Meyerbeer“ zusammen, und dies umso mehr, weil ich in der Meyerbeer'schen Musik ein großes Geschick für äußere Wirksamkeit erkenne, die umso mehr die edle Reife der Kunst zurückhält, als sie mit aller Verleugnung der Innerlichkeit in jeder Farbe zu befriedigen sucht.“

Er bewegte sich auf allen Gebieten mit jener unruhigen, nervösen, oberflächlichen Beschlagenheit, die man bei wirklichen Künstlern nie findet; er wußte von allem Bescheid, was zum Tag und zur Mode gehörte, konnte überall mitreden und war auf das Feinlichste besorgt, daß ihm nur ja nichts entginge, was ihn irgend hätte fördern können. So sind Juden immer auf dem Qui vobe.

H. v. Bülow (1, 207) sah ihn 1850: „Bei M. bin ich einige Mal gewesen, immer vergeblich. Neulich des Morgens um 9 Uhr war ich glücklicher; doch mußte ich warten, da er im Bade war, und sah ihn auch nur wenige Augenblicke. Er hat etwas sehr angenehmes, sehr glattes und feines, fast zu feines, indem er gesucht erscheint bei aller Einfachheit; er ist kleiner Statur und fast nicht stärker als Mendelssohn.“

Meyerbeer heiratete 27 seine Mutterschwwestertochter, Minna M o s s o n, und bekam von ihr 2 Söhne (Alfred starb früh) und 3 Töchter. Seine Schwieger söhne waren der Generalmajor Baron K o r f f und der Maler G u s t a v R i c h t e r.

Er starb 64 in Paris. Man fand in seinem Reisetagebuch ein versiegeltes Dokument „Nach meinem Tode zu öffnen!“ mit scheinod-ängstlichen „Vorschriften in bezug auf die Behandlung seines Körpers nach dem Tode, namentlich, daß derselbe, an Händen und Füßen mit Glöckchen versehen und aufmerksam bewacht, 4 Tage in dem Bette bleiben, in dem er gestorben, dann erst eingepargt und, wo er auch sei, nach Berlin gebracht und an der Seite seiner geliebten Mutter beerdigt werden solle; sei an diesem Plaze jedoch kein Raum zu schaffen, so wolle er an der Seite seiner vorgegangenen Kinder ruhen.“

Am 5. Tage fand dann in Frankreich eine Trauerkundgebung statt, wobei 6 Jahre vor dem deutsch-französischen Krieg — der Volksvertreter Emil O l i v i e r (fd) international-pazifistisch über den gemeinsamen Schmerz als Pfand der Einigung zwischen 2 verschwisterten Nationen redete, die nie wieder getrennt werden sollten. Dann wurde der Leichnam nach Berlin verladen; die Ankunft schildert Mendel: „Zu gleicher Zeit sollte die Abreise des Königs nach dem Rhein stattfinden. Der kleine Zug rollte heran, und der Sarg wurde auf den Leichenwagen gehoben. Gesenkten Hauptes gaben wir ihm das Geleite durch die Gassen der Gaffer, welche den abreisenden Monarchen erwarteten. In dem Moment, als der traurige Wagen das Bahnhofstor passierte, rollte von der anderen Seite der König in seiner

Kalesche herein. Wohl war es auch eine Majestät, der wir das Geleite gaben; ihre Glorie wird gleichfalls in die fernsten Zeiten hineinstrahlen.“ Die Beisetzung erfolgte auf dem jüd. Friedhofe.

War das arrangiert? Bei Juden und Maurern ist alles möglich. Man, d. h. die maßgebenden Räte, können doch die Abreise des lebenden Königs, ohne daß der was davon merkte, leicht so gelegt haben, daß sie mit der Ankunft des toten Juden zusammenfiel; so wurde auch der Volksauflauf gleich für diesen wirksam mit ausgenutzt, denn an den Leuten vorbei fuhr sehr rasch zum Bahnhof der König, aber der tote Jude sehr langsam und stattlich zum Begräbnis, so daß den Zuschauern seine Bedeutung schon durch dieses Hinausziehen ordentlich eingepägt wurde.

Ein wie gerechter Jude M. war, geht aus seinen Gesprächen mit Alexander Weill (fd), hervor: „Das Judentum ist nicht nur eine Religion, sondern auch eine Nationalität. Die Nationalität bleibt uns schon darum, weil man sie uns immer vorwirft, selbst dann, wenn die Religion schon verschwunden ist. . . . — Das Studium der hebräischen Sprache allein genügt ein jüdisches Denken anzuregen. Denn „Gott“ sagt mir nichts. Der „Herr“ ist ebenso christlich, wie jüdisch; auch der „Ewige“. Aber der S c h e m S a w a j o sagt mir etwas, besonders, wenn ich weiß, daß dies ein geheimnisvolles Wort ist, welches die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft vereinigt.“ (Jsr. Fam.=Bl. 11/6 1914.)

Wie B. Auerbach (fd), von dem er Lieder komponierte, stand auch M. zeit lebens mit allen H ö f e n auf gutem Fu ß e, zunächst mit dem preußischen. „Dem K ö n i g“, sagt Treitschke (V, 219) reichlich gnädig, „war es eine frohe Genugtuung, die großen Musiker, die Berlin unter seinen Söhnen besaß, beide zugleich an seinem Hofe zu sehen; er bedachte nur nicht, daß diese beiden grundverschiedenen Naturen, die sich grade durch das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung voneinander abgestoßen fühlten, unmöglich zusammen wirken konnten. Meyerbeer leitete eine Zeitlang die Oper mit großem Erfolge, er

verherrlichte alle Hoffeste durch prächtige Märsche und Tänze, und da er auf seine Weise immer ein stolzer Preuße blieb, so komponierte er zur Wiedereröffnung des eingäscherten Opernhauses das „Feldlager in Schlessien“, die einzige nationale seiner Opern, ein Werk voll Feuer und Leben, in dem die kriegerische Begeisterung des fridericianischen Zeitalters kräftig widerhallte. In der Stadt kannte alle Welt den freundlichen kleinen Mann, der an jedem Mittag mit seinem roten Regenschirm im Tiergarten spazieren ging. Auf die Dauer ward ihm doch nicht wohl. Wie Mendelssohn (s) keuscher (sic!) Künstlerfuss nach der friedlichen Stille einer dtischen Mittelstadt zurückkehrte, so strebte dieser Virtuos des rauschenden Erfolges hinaus nach der großen Bühne der internationalen Kunst, die für ihn die natürliche Heimat war. Nach einigen Jahren schied auch er, um fortan wieder in Paris zu leben und die Vaterstadt nur alljährlich auf kurze Zeit zu besuchen.“

Warum hatte sich der König überhaupt den Meyerbeer vor die Nase setzen lassen? Welcher Minister hatte dazu geraten? „Friedrich Wilhelm IV. war auf die Juden nicht besonders gut zu sprechen. Aber an Mendelssohn rühmte er sein bescheidenes Wesen. Meyerbeer dagegen mochte er nicht leiden. Er empfand gegen ihn geradezu einen Widerwillen und er fertigte ihn, wo es nur anging, mit sarkastischen Witzen ab. Niemals zog er Meyerbeer in den Kreis der Intimen.“

Über die „Hugenotten“ wurde eine Äußerung des Königs erzählt: „Katholiken und Protestanten schneiden sich die Hälse ab, und der Jude macht Musik dazu.“ — Ja, der hatte noch obendrein die Unverschämtheit, sein auf Verhöhnung der christlichen Kirche zielendes Machwerk durch eine der Kirche entlehnte Chormelodie zu verzieren, worauf der Haupteffekt dieses Spektakelstückes beruht. Und das sah Friedrich Wilhelm IV., der ausdrücklich die Ideen des christlichen Staates zur Geltung bringen wollte, so wenig, daß er selbst sehr wesentlich zur Verherrlichung grade

dieser Judenoper, wie überhaupt der Judenmusik, beigetragen hat.

M. hatte für die Wiedereröffnung des Opernhauses 1844 eine militärische Brunstoper „Feldlager in Schlessien“ geschrieben, sie mit 27 000 Talern inszeniert und dafür persönlich noch die von ihm entdeckte „schwedische“ Nachtigall, Jenny Lind (s), nach Berlin gerufen, wo sie als Biella Sensation erregte. Genée, Hoftheater der neueren Zeit, S. 156.

Als dann 1845 in Bonn das Denkmal Beethovens in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. und der Königin von England enthüllt wurde, dirigierte M., von Viktoria mit schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen überhäuft, die Musik. Die Queen überreichte ihm u. a. persönlich Dichtungen und Kompositionen ihres Gemahls. Eine Prinzessin von Preußen empfahl ihm später „das Trauerspiel „Struensee“ seines Bruders Michael zur Illustrierung mit Musik, wie dies von Beethoven mit Goethes „Egmont“ geschehen war. . . .

Diese Empfehlung macht der geistreichen Fürstin hohe Ehre, denn ihr verdanken wir die Erhaltung einer edlen dtischen Dichtung für die Bühne und die Schöpfung einer Musik, über die Begeisterung und brüderliche Pietät den unverkennbaren Hauch der Verklärung ausgegossen.“

In Paris wurde auf den „großen Tondichter“ eine Medaille geprägt und dort wie in Berlin eine Straße nach ihm genannt. Die kleine Stadt Montauban schrieb einen Preis für das beste Gedicht auf M. aus. Der König von Preußen ließ M.'s Bild in Lebensgröße für seine Galerie berühmter Zeitgenossen, „in der von Musikerportraits bisher nur das von Felix Mendelssohn sich befand“, malen. Vom König von Württemberg wurde M. 55 nobilitiert, und die Weltausstellung in London wurde am 1/5 62 mittelst einer seiner Dubertüren eröffnet: „Die Königin, das königliche Haus und der Hof, alle Notabilitäten des Staats, der Kunst und Wissenschaft, sowie Tausende von Zuhörern, hatten vor dem Orchester Platz genommen und erwarteten in andächtiger Stimmung

den Beginn des neuen Werks. Die großartige Wirkung aller seiner Teile, namentlich aber im Schlußteil, wo es die englische Volkshymne „Rule Britannia“ zu gigantischem Schwunge emporträgt, mußte selbst den Komponisten, welcher in erster Reihe der Ehrengäste saß, tief ergreifen. Der laute Beifallsturm, in den die Prinzen, das Orchester samt dem Chor und den anstoßenden Galerien einstimmten, drang hinüber bis zu dem entgegengesetzten Dome und war so gewaltig, daß das draußen stehende Volk vieltausendstimmig mit einstimmte. Es war ein überwältigender Moment. Von der Königin gesandt, trat nun, tief ergriffen, Lord Granville zu dem Meister, verbeugte sich und sprach mit lauter Stimme: „Ich nehme mir die Freiheit, im Namen der Königin, im Namen aller der großen Künstler, im Namen des anwesenden Publikums und im Namen der ganzen englischen Nation Ihnen zu danken, daß Sie uns Ihre mächtige Hilfe und Ihren Namen, welcher das Weltall beherrscht, geliehen und diesem Fest, welches in mehr als einer Hinsicht die Harmonie repräsentieren soll, ein Meisterwerk geschenkt haben, denen ebenbürtig, welche seit langer Zeit die Welt aus Ihren Händen zu empfangen pflegt.“ M. antwortete in kurzen, bescheidenen Worten, nach denen ein nochmaliger tausendstimmiger Jubel dem Meister enthusiastisch entgegengebracht wurde. Er verweilte nun noch, als Held des Tages gefeiert, bis zum 19/5 in London.“

Dieser Proteus, der in Dtschlnd dtsch, in Italien italienisch und in Paris französisch zu schreiben und komponieren wußte, wurde als der „Komponist des Jahrhunderts“ angesehen. „Mozart“, sagte Goethe „hätte den „Faust“ komponieren müssen. Meherbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein, der wird sich auf so etwas nicht einlassen, er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten.“ Der Pariser Kritiker ▼Janin rief aus: „Voilà, voilà ce que c'est que la gloire! elle n'a pas de limites! elle n'a de patrie! elle remplit le monde!“ — „In diesem Tone sprach damals Frankreich von dem Komponisten der „Hugenotten“, trotzdem er von Geburt nicht bloß

Dtscher, sondern sogar Jude war und blieb. Nun, über letzteres braucht man sich nicht weiter zu verwundern. In Frankreich bildet sich kein Mensch etwas darauf ein, einen „besseren Gott“ zu haben, und wird es niemanden einfallen, einen Feind oder Gegner nach Seiten seines Judentums zu schmähen. Der jüdische Deputierte Benoit Fould gebrauchte sogar auf der Rednertribüne der Kammer den Ausdruck: *La religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir!* Man schämt sich dort ebensowenig Jude zu sein, wie man sich etwas zugute darauf tut, zu den Christen zu gehören.“ ▼ Kurnik, 105.

„Einer der berühmtesten Tonkünstler, der als Jude die größten Triumphe gefeiert und dessen Leistungen die höchste Stufe der Anerkennung erstiegen haben. Dem Judentum hing er stets treu an. . . Seine 1. Komposition war religiösen Charakters, der Text zu seiner 1. Oper war der Bibel entnommen, und in mehreren seiner Schöpfungen sind die Eindrücke vernehmbar, welche die Sangesweise der Synagoge in der Jugend auf ihn gemacht hat.“ Kaiserling.

Über seine Musik sagte Meherbeer selber: „Eines bedaure ich schon ein halbes Leben lang, es macht mir viel Gram, und doch kann ich es nicht ändern, der unglückliche Umstand, daß meine Melodien zu kurz sind.“

Bulthaupt, Operndramaturgie II, 18, macht richtig auf den „falschen Propheten“ und die „nur bei M. zu findenden rapiden Rhythmen“ aufmerksam, „die den Eindruck machen, als wolle der Sänger Verjüngnisse einbringen, weil Zeit Geld ist“.

Eine lohnende Aufgabe für junge Musikgelehrte würde es sein, einmal die jüdisch üblichen vielfachen Entlehnungen bei Meherbeer festzustellen, die schon ein „Gesandter“, UC, Jan. 1927, beleuchtet hat:

„Alle Welt wundert sich, daß nach Webers Tode kein einziges Werk von Weber mehr an die Öffentlichkeit trat. In keiner Biographie der beiden Meister finde ich einen Umstand erwähnt, den ich mich erinnere, längst irgendwo gelesen zu haben, und der also lautet: Als M. nach Paris reiste, gab ihm, dem

Freunde Webers, die Witwe desselben einen Koffer Weberscher Manuskripte mit, er solle sie sichten und nach Gutdünken einiges davon herausgeben. Dieser Koffer aber wurde nach M.'s Angabe ihm auf der Reise entwendet, er war und blieb verschwunden. — Nun erschien aber in Paris „Robert der Teufel“ 1831, genau 5 Jahre nach Webers Tode. — Siegt nicht der Gedanke nahe, daß dies von M. ausgestreute Gerücht von dem verschwundenen Koffer nur seinerseits zu dem Zwecke erfunden wurde, um aus seines Freundes Leder Riemen zu schneiden? — Noch 1858 äußerte ein Kapellmeister ganz naiv und absichtslos, als er die erste Arie der Alice in Robert: „Geh, geh“ begleitete, zu mir: der ganze Weber! Es ist zwar schwer, einen absoluten Beweis zu erbringen, allein, wenn in 5 Jahren das Haus Israel seinen großen Meyerbeer feiert, der die Veranlassung bot zu Wagners „Judentum in der Musik“, dann wollen wir Deutschen im Stillen eine Weber-Nachfeier halten, eingedenk, daß der Jude nur groß werden konnte durch unsere Fahrlässigkeit, unverzeihliche Gutmütigkeit und Indolenz.“

Glagau, KK, Die Juden in der Musik, S. 195 ff.: „Wenn irgend jemand, hat M. es verstanden, vorhandene Melodien in seinen Opern zu verwenden und auf diese Weise das Publikum zu täuschen, das dieselben für Originale halten soll. Notorisch ist, daß er nicht nur Synagogengesänge, sondern besonders alte christliche Lieder in den Klöstern Italiens aufgestöbert und verwertet hat. Der Chorgesang aus den „Hugenotten“:

„Zwiespalt entweiche aus diesem Reiche“

erinnert an das Lied: „Mit Weibern sich vertragen, mit Männern rumgeschlagen“ usw., und wer ist nicht versucht, wenn er folgende Noten aus dem 5. Akt derselben Oper liest,



sich dazu den Text zu denken: „Erblüht auf Felsenhö'n“, während hier von den Pforten des Himmels die Rede ist.

Von der Musik zu den „Hugenotten“ sagt Grillparzer, daß dieselbe eigentlich erst mit dem Duett des 4. Aktes beginne.

Zu dem Kinderchor aus dem „Propheten“



„Sehet den König“

hat unzweifelhaft der „Landesvater“: „Alles schweige“, Modell gestanden.

Der Hauptteil des viel bewunderten „Krönungsmarsches“ im „Propheten“ ist aus einem Schneiderschen Oratorium abgeschrieben. Friedrich Schneider, der berühmte Oratorien-Komponist, wurde eines Tages, als man in Dessau eben den „Propheten“ einstudierte, gefragt, was er von der Oper halte. „Ich persönlich“, erwiderte er, „bin Meyerbeer deswegen zum größten Danke verpflichtet, denn er hat dadurch jenem Saß aus meinem Oratorium „Absalon“, welcher sonst bald der Vergessenheit anheim gefallen wäre, die Unsterblichkeit verschafft.“ Er hatte recht; wer weiß heute noch etwas von einem „Absalon“, wogegen man den Marsch in allen Konzerten, ja auf allen Feiertagen noch heute spielt und weiter spielen wird.

Wie bequem es sich M. machte, als er eine neue Oper für Paris zu schreiben hatte, indem er ein eigenes Werk einfach kopierte, und so den „Nordstern“ schuf, welcher sich vom „Feldlager in Schlessien“ nur durch den Text unterscheidet, ist bekannt. Ob es ein Zeichen seiner Popularität ist, daß man nach der Melodie des Schattentanzwalzers aus „Dinorah“ das schöne Lied singt: „In einem Omnibus saß ein Mechanikus, der hatte Lackstiefel an“, oder ob er das vorhandene „Volkslied“ dabei benutzt hat, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

In der „Dir Königin, bin ich ergeben“, vergleiche man unter G. M. von Webers Kompositionen, Op. 15, Nr. 6 das kleine Lied: „Er an Sie.“ — Fast sämtliche Opernhelden M.'s sind unbeständig in der Liebe. Robert ist sich nicht klar, ob er Alice liebt oder Isabella. Raoul schwankt zwischen der Königin und Valentine, und Vasco liebt im ersten Akt Selika, im zweiten und drit-

ten Joes, im vierten wieder Selika und zum Schluß endgültig Joes."

Über M.'s vom arischen Standpunkt aus gesehene und gehörte Mache, vgl. Pfohl a. a. O. und Lufignan-Maché, Stbgr 3 29/1 1912: „Ohne ein riesiges Orchester kann man sich eine Meyerbeer'sche Partitur gar nicht denken, nur durch raffinierten Ohrenkizel und eine ins endlose gehende Abwechslung der Klangwirkungen wußte Meyerbeer Erfolge zu erzielen und eine Geschmacksrichtung zu begründen, die mit Recht barbarisch genannt wurde. Nur weil das Barbarische, dank dem Eindringen des Judentums in Musik, Theater, Literatur, in unsere Sitten wie ins öffentliche Leben seit einem halben Jahrhundert immer mehr Gebiet gewonnen hat, konnte die Musik M.'s Triumphe feiern, die nach den Ruhmestagen eines Haydn, Mozart, Beethoven, Weber unerklärlich erscheinen mußten. . . Er war kein Genie, sondern nur ein Talent, das äußere Anregungen bedurfte, und nicht aus sich selber Früchte, ewig Schönes bringen konnte. Sein musikalisches Wissen war sehr groß, und das hat ihn befähigt, die Werke zu schaffen, die ihm seinen Tagesruhm brachten, und in denen alles bis auf die letzte Note, bis auf die einfachste Handbewegung der Darsteller, bis auf den letzten Knopf der Kostüme ausgeklügelt und berechnet ist. Für alles und jedes, für die kleinste Wirkung fand er in seinem Gedächtnis eine erfolglichere Anlehnung. Er glich darin dem jüdischen Warenhändler, der alles in seinem Glaspalais hat, und der aus dem, was er aus allen 5 Erdteilen zusammengeramscht hat, jedem Geschmack und jeder Börse Rechnung trägt."

M. überließ nichts in seinen Kompositionen, noch in der Ausführung dem Zufall; die göttliche Sorglosigkeit des Genies, das verschwenderisch wie die Natur selber seine Schätze erzeugt und ihre Bewertung anderen überläßt, war ihm fremd. Anstatt der geschäftlichen Unbeholfenheit anderer großer Musiker besaß er Blick und Geschick des geborenen Kaufmannes, der immer im Hinblick auf Gewinn arbeitet und aus allem Kapital zu schlagen weiß. So un-

terhielt Giacomo Meyerbeer ein richtiges Pressebüro, das alle seine Reklamenotizen, erst geschickt präludierend, dann mit Posaunengeschmetter in die Zeitungen brachte. Es war nur folgerichtig, daß gleichzeitig jede andere bedeutende musikalische Erscheinung totgeschwiegen oder verrissen wurde. So ward z. B. der Lohengrin, der fast zur nämlichen Zeit wie der Prophet erschien, zunächst in „Longrin“ und „Languin“ verunstaltet, und dann mit kühlen oder nichtsagenden Reden abgelehnt.

Als die „Hugenotten“ an der Pariser Großen Oper einstudiert werden sollten, ließ M. durch sein Reklamebüro den Drehorgelbauern Walzen mit Melodien aus den „Hugenotten“ liefern, ohne daß beigefügt wurde, aus welcher Oper und von welchem Komponisten die Musik stamme. Monate hindurch spielten nun Tausende von zerlumpten Italienern, Krüppeln und wandernden Musikanten diese Weisen auf den Straßen, Plätzen und Höfen, so daß sie dem Publikum gewissermaßen in Fleisch und Blut übergingen. Jedermann piff und sang die Arien, deren Ursprung niemand kannte, und von denen keine Noten zu haben waren. Als dann die Erstaufführung der „Hugenotten“ gegeben wurde, erkannte das Publikum die Melodien wieder, die es seit langem unbewußt vor sich hinsummte und ununterbrochen gehört hatte. Man begrüßte jubelnd die alten Bekannten, ohne an Kritik zu denken. Die Suggestion hatte gewirkt und ein überwältigender Erfolg war da, der ohne die Vorarbeit der Drehorgeln vielleicht minder glänzend ausgefallen wäre. Ein anderes Mal, als die Pariser ihm gar zu scharf zu Leibe gingen, ließ M. durch sein Pressebüro die Nachricht von seinem plötzlichen Tode verbreiten, er selber zog mit seiner Familie nach der Schweiz und vergrub sich in einem kleinen Nest, das keines Wanderers Fuß berührte. De mortuis nil nisi bene ist ein Grundsatz der Pariser Presse. Großmütig schrieben die Kritiker stimmungsvolle Nachreden, in denen M.'s Werke über Gebühr gelobt wurden, ja, man druckte sogar die vom Pressebüro versandten Nachrufe ab, in denen diese Werke bis in den Himmel

erhoben wurden. Als dann M. aus der Schweiz zurückkehrte und die Todesnachricht widerrufen ließ, konnten die großen Kritiker sich nicht selbst verleugnen, das Lob, das man dem Toten großmütig gespendet hatte, mußte dem Lebenden gelassen werden, und vor allem für die gleich darauf stattfindende Erstaufführung des „Propheten“ waren ihnen von vornherein die Hände gebunden. Sie mußten loben und preisen, um im Rahmen ihrer einmal festgelegten Meinung zu bleiben und sich nicht lächerlich zu machen. Das Geschäft war gemacht.

„Seine Musik ist Kunst nach außen. Sie ist etwas pfauenhaftes. Die Kunst nach innen fehlt ihm. Er hat sie sich verschüttet. Deshalb ergreifen selbst seine schönsten Melodien nicht. Ihre Schönheit ist kalt wie jene künstlicher Blumen. Die Hugenotten: die Oper, in der getafelt und geschmaust, gebadet, geliebt und massenhaft falsch geschworen, gehauen und gestochen wird. Übrigens geschieht alles das gleich massenhaft. Von Opernbösewichten und Musiktuffeln wimmelt es hier. Es ist die Oper, deren Musik einem Robert Schumann durch ihren medernden Rhythmus unangenehm wurde; jene Oper, in der der Wille zum Pathos seine stärksten Triumphe feiert, ohne sich durch großen Inhalt und Gefühlstiefe seelisch genügend gedeckt zu haben, in der das Reformationslied Luthers die tiefste Herabwürdigung erfährt, die je einem Glaubenslied, einer Bekennerhymne auferlegt ward, und in deren Unmöglichkeiten eine Art konfessionelles Heldentum wunderbar und verstimmend unterstrichen wird.

Es gab eine Zeit, der Meyerbeer eine künstlerische Offenbarung deuchte, der er ein Gottesverkünder, Prophet einer großen Ewigkeitskunst zu sein schien. Die neue Generation, die sich an dem großen Ideal eines rein germanischen Musikdramas bilden konnte und schon darum dem alten Stamm der Prophetenbewunderer in Geschmack und Urteil überlegen sein mußte, denkt über M. anders. Sie läßt dem melodischen Kröfus Meyerbeer, dem Sänger pompöser Melodien und glänzender Märsche,

dem Erfinder rauschender Ensemblesätze, dem brillanten Orchestervirtuosen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber sie kann ihn nicht lieben, weil er aufgehört hat, gut zu sein: „gut“ im höchsten Sinn des Wortes. . . . Hans von Bülow warf ihm die „Piffiffigkeitsoper“, Richard Wagner den „Effekt“ vor, das heißt: Wirkung um jeden Preis, Wirkung ohne Ursache.“

II. Meyerbeer und Heine.

Merkwürdige Wandlungen machte das Verhältnis durch, das Meyerbeer zu dem größten Rasse- und Zeitgenossen Heine hatte. Es wurde von der DZ 1912 (Mld. Tgbl. Wien 17/9) beleuchtet: „Ein Berliner Autographen- und Antiquitätenhändler hat mit einem Haufen alter Papiere ein Päckchen Briefe aus dem Besitze des Komponisten Meyerbeer gekauft. Einige dürften viel von sich reden machen. Es handelt sich um 7 Briefe, die Heine zwischen 6/4 35 und 24/12 45 an Meyerbeer richtete, der 8. ist das Original eines von Meyerbeer an Heine gerichteten Schreibens.

Alle diese Briefe, bisher unbekannt, werfen ein trauriges Licht auf Heine und tragen auch nichts zum Ruhme des berühmten Komponisten bei; sie zeigen, daß der große Dichter das war, was der Franzose einen „maitre-chanteur“, und daß der Komponist der „Hugenotten“ seine „Berehrer“ mehr als einmal bezahlt hat. Man muß sich ins Gedächtnis rufen, daß zwischen den beiden berühmten „Dtschen“ die herzlichsten Beziehungen bestanden. An vielen Stellen hat Heine seine Begeisterung für M. ausgedrückt. In einem italienischen Briefe spricht er von den „Berliner Bären“: Michael Beer (Meyerbeers Bruder, der Dichter des „Baria“) und Meyer Beer, die „die schönsten Tragödien und die schönste Musik“ geschrieben haben. In einer kleinen Novelle stellt er M. fast Mozart gleich. Am meisten aber lobte er den Komponisten des „Propheten“ in seinen Briefen über das französische Theater. Er vergleicht die „Hugenotten“ mit einem gotischen Dome, dessen Säulen zum Himmel streben und von einem Titanen errichtet zu sein scheinen. In diesem Tone spricht Heine bis Ende 45; 46 ändert sich sein Urteil

über den Komponisten auffallend. Er stellt Rossini Meyerbeer gegenüber und scheint jenem den Vorzug geben zu wollen. 47 bespricht er in abfälliger Weise einige Werke M.'s und warnt zu gleicher Zeit die Sängerin Jenny Lind vor dem Komponisten.

In den um diese Zeit erschienenen „Dichtungen“ Heines findet man satirische Verse gegen Meyerbeer. So 1848 im „Festgedicht“:

„Plötzlich — es erschmettern hell
Die Posaunen, Israel
Ruft mit tausend Stimmen: „Heil!“
(Unbezahlt zum größten Teil),
„Heil dem Meister, der uns teuer,
Heil dem großen Beeren-Meyer!
Heil dem großen Meyer-Beer!
Der nach Räten lang und schwer,
Der nach langen, schweren Räten
Uns geboren den Propheten!“

Im Fragment „Zur Teleologie“ heißt es:

„Ohren gab uns Gott, die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn
Meisterwerke anzuhören.
Gäß' es nur Tonkunst-Kollik
Und Hämorrhoidal-Musik
Von dem großen Meyerbeer, —
Schon e i n Ohr hinlänglich wär.“

Boshaft nennt H. ihn den „Vorbeer-Meyer“, und den „musikalischen maître de plaisir der Aristokratie“. Die Berufung nach Berlin schreibt er dem Umstande zu, daß Friedrich Wilhelm IV. keine Musik leiden könne:

„Wie mir, ist auch zuwider ihm
Die Musik, das edele Ungetüm;
Aus diesem Grunde protegirt auch er
Den Musikverderber, den Meyerbeer!“

In dem unvollendeten „Päan“ heißt es:

„Streiche von der Stirn den Vorbeer,
Der zu lang herunter bammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was Dir meine Lippe stammelt ...
Nein, der Meister, der uns teuer,
Unser lieber Beeren-Meyer,
Darf sich rühmen: er erschuf
Selber seines Namens Ruf,
Durch die Macht der Willenskraft,
Durch des Denkens Wissenschaft,
Durch politische Gespinste
Und die feinsten Rechenkünste ...“

„Die Erklärung für die plötzliche Wandlung in der Sprache des Dichters findet sich in den Briefen. Durch ein Verfahren, das an Erpressung erinnert, ließ sich Heine für jedes Lob, das er Meyerbeer spendete, bar bezahlen; und als der Komponist nicht mehr konnte oder wollte, wurde Heine plötzlich ein scharfer Kritiker, der den Maestro ver-

leumdete und zu zerfleischen suchte. In einem Briefe vom 6/4 35 nennt der H. den Meyerbeer den göttlichen Meister, den Schöpfer, den Triumphator; er, der Dichter, habe nur den einen Wunsch, daß sein Name mit dem des großen Komponisten vereint auf die Nachwelt kommen möge. Zuletzt spricht er in geheimnisvollen Ausdrücken von gewissen Hänken, die in Paris gegen Meyerbeer gesponnen würden, und bittet den Meister, ihm sofort 500 Franken zu schicken, die er an hungernde Dtsche verteilen wolle, um die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen. Dieses niedliche Spiel setzte der Dichter fast 2 Jahre fort. In einem anderen Briefe (24/5 42) spricht Heine wieder in Andeutungen von den Feinden, die M. in Paris habe. Er beschäftigt sich dann mit den Brüdern Escudier, die eine Musikzeitung herausgaben: „Die sind unehrliche Leute, wollen aber nicht als solche behandelt werden.“ Schließlich verlangt er wieder 500 zur Deckung der Ausgaben, die er im Interesse M.'s machen mußte. In dem Briefe 13/5 44 sucht Heine nicht einmal mehr die Form zu wahren und „hungernde Dtsche“ vorzuschieben; er erklärt rund heraus, daß er das Geld, das er verlangt, für sich verlange. Obwohl er humoristisch spricht, macht er dem Meister doch Vorwürfe, daß er ihm kein Geld mehr gebe und ihn in Verlegenheit lasse; er habe nur 200 erhalten, nehme aber auch die kleine Gabe dankbar an, weil man Geld niemals zurückweisen dürfe, wie klein auch die Summe sein mag. „Und da sage noch einer, daß ich keine Grundsätze habe“, fügt er hinzu. Und nun kommt das Unglaubliche: er empfiehlt dem Meyerbeer als Verleger dieselben Escudier, die er kurz vorher heruntergerissen hatte, und die jetzt in seinen Augen rührige und tüchtige Leute sind. Er schließt den Brief mit einem Angriffe gegen Mendelssohn und seine Umgebung, — was M. angenehmer war, als das schönste Lob, das ihm selbst gespendet wurde. Einen Monat später teilt Heine Meyerbeer mit, daß er ihm wieder einen Dienst geleistet habe. Er macht bestimmte Angaben über einen Feldzug, den Spontini gegen ihn (Meyerbeer) eröffnen wollte, und dem

er durch einen in der „Augsburger Zeitung“ veröffentlichten Angriff gegen Spontini zuvorgekommen sei. Aber diese, ohne Zweifel erdichteten Dienste, ließen M. jetzt kalt. Deshalb richtete Heine an ihn ein Jahr später, kurz vor Weihnachten, einen Brief, in dem ein anderer Ton angeschlagen wird: Haß und Wut. M. versuchte einzulenten; in seiner Antwort an Heine heißt es: „Sie schreiben mir in diesem bitteren Tone, weil mein Portefeuille Ihren Wünschen nicht mehr entsprechen kann. Ich kann aber nicht so leicht auf Ihre Freundschaft verzichten, und Sie werden an mir in der Zukunft, ganz so wie bisher, einen Bewunderer Ihres Genies und einen treuen und ergebenen Freund haben.“ Trotz dieser Antwort sahen sich die beiden Männer nie wieder... M. war übrigens nicht der einzige Komponist, mit dem Heine in solcher Weise verfuhr: er handelte, wie sich aus einem der an Meherbeer gerichteten Briefe ergibt, gegen Bizet genau so, weil der große Pianist, den er zuerst in geradezu überschwenglicher Weise gelobt, ihn nicht mit Geld hatte unterstützen wollen.“

III. Richard Wagner und Meherbeer.

Nur wenige Zeitgenossen vermochten, wie Wagner und Schumann, gegen den Meherbeerschen Strom zu schwimmen. „Mit den Meherbeerschen Opern erging es uns, wie dem unglücklichen Saul mit David. Das erstemal wird der König musikalisch verblüfft und zur Ruhe gebracht; — wiederholten Genuß kann Saul aber nicht aushalten und gerät endlich in solche Verzweiflung, daß er sich mit dem Spieße gegen die jüdische Tyrin zur Wehr setzt,“ Vera.

Wagner charakterisierte den M.: „Ein weit und breit berühmter jüd. Tonsetzer unserer Tage hat sich mit seinen Produktionen einem Teile unserer Öffentlichkeit zugewendet, in welchem die Verwirrung alles musikalischen Geschmacks von ihm weniger erst zu veranstalten, als nur noch auszubeuten war. Das Publikum unserer heutigen Operntheater ist seit längerer Zeit gänzlich von den Anforderungen abgebracht worden,

die nicht etwa an das dramatische Kunstwerk selbst, sondern überhaupt an Werke des guten Geschmacks zu stellen sind. Die Räume dieser Unterhaltungslokale füllen sich meistens nur mit jenem Teile unserer bürgerlichen Gesellschaft, bei denen der einzige Grund zur wechselseitigen Bornahme irgendwelcher Beschäftigung die Langeweile ist: die Krankheit der Langeweile ist aber nicht durch Kunstgenüsse zu heilen, denn sie kann aber auch gar nicht zerstreut, sondern nur durch eine andere Form der Langeweile über sich selbst getäuscht werden. Die Beforgung diese Täuschung hat nun jener berühmte Opernkomponist zu seiner künstlerischen Lebensaufgabe gemacht. Es ist zwecklos, den Aufwand künstlerischer Mittel näher zu bezeichnen, deren er sich zur Erreichung seiner Lebensaufgabe bediente: genug, daß er es vollkommen verstand, zu täuschen, und dies namentlich damit, daß er jenen von uns näher charakterisierten Jargon seiner gelangweilten Zuhörerschaft als modern markante Aussprache aller der Trivialitäten aufheftete, die ihr wiederholt oft schon in ihrer natürlichen Uebereith vorgeführt worden waren... Dieser täuschende Komponist geht sogar so weit, daß er sich selbst täuscht, und dieses vielleicht ebenso absichtlich, als er seine Gelangweilten täuscht. Wir glauben wirklich, daß er Kunstwerke schaffen möchte, und zugleich weiß, daß er sie nicht schaffen kann: um sich aus diesem peinlichen Konflikte zwischen Wollen und Können zu ziehen, schreibt er für Paris Opern und läßt diese dann leicht in der übrigen Welt aufführen — heutzutage das sicherste Mittel, ohne Künstler zu sein, doch Kunstruhm sich zu verschaffen. Unter dem Drucke dieser Selbsttäuschung, die nicht so mühelos sein mag, als man denken könnte, erscheint er uns fast gleichfalls in einem tragischen Lichte: das rein Persönliche in dem gekränkten Interesse macht die Erscheinung aber zu einer tragikomischen, wie überhaupt das Kaltlassende, wirklich Lächerliche, das Bezeichnende des Judentums für diejenige Kundgebung desselben ist, in welcher der berühmte Komponist sich uns in bezug auf die Musik zeigt.“

Meherbeer hat dann auf der Höhe seines Ruhmes in den 1830er und 40er Jahren unserem Deutschen Meister das Leben sauer gemacht.

Noch mit 53 Jahren stand Wagner im Kampfe mit aller Widerwärtigkeit der Erde, als endlich, gleich einer Gotttheit in der alten Tragödie, der König kam und mit dem Sänger ging. Die wunderbar aufregende, an Weh und Wonnen, Irrtum und Treue, an Denken und Schaffen reiche Geschichte seines „Lebens“ hat Wagner 1869 in einem erst 1900 bei Bruckmann, München, erschienenen Buche beschrieben, das eines der bedeutendsten Bekenntnisse unseres Schrifttums ist. Es führt zu den Dichtungen und der Musik des Meisters, die alle, unter dem äußersten Druck entstanden, von der Kraft und Kunst zeugen, wie ihr Schöpfer vor Feinden ringsum seine Heiligtümer zu bergen hatte. Gleich Schiller, hat Wagner die Gegenwart der Zukunft und den Körper dem Geist, der ihn trieb, untergeordnet; beide Männer haben, das sterbliche Leben einsetzend, ein ewiges gewonnen.

Das ist von Wagner selbst, würdig, wahr, anschaulich und groß beschrieben, — nicht ohne Humor, der oft, gleich dem Licht auf Rembrandts Gemälden, mit einem Worte siegreich die düstersten Szenen überstrahlt. Vor den Augen der Nachwelt läßt Wagner jede falsche Rücksicht beiseite. Er schildert sich im Kampfe mit seinen Schwächen und zeichnet Welt und Menschen, wie sie für oder gegen ihn waren. So wird dieses Buch zum Generalstabswerke des mehr als 30jährigen Krieges, den der selten zähe und tapfere Mann den Fremden abgewonnen hat. Denn je deutscher er war und ward, umso jüdischer bäumte sich der Orden der Widersacher unter ihrem Führer, Meherbeer, auf. Daß Wagners „Lebensbuch“ der Judenheit nicht lügt, darauf läßt die Zurückhaltung der Presse schließen; wenn aber noch Deutsche bei uns über Deutsches zu Worte kämen, hätte man das „Buch der Zeit“ begrüßt, dem sich vor- und nachher nicht leicht was anderes an die Seite stellt. Gewiß gibt Wagner seinen Feinden gelegentlich Grund zu tadeln. Und die Rücksichtslosigkeit, wie er Freunde und

Bekannte zu immer neuen Opfern trieb, kann befremden. Die meisten haben ja im Banne seiner Kunst gern gegeben, manche haben sich gesträubt, und alle zusammen keinen andern Dank geerntet, als das Bewußtsein einer guten Tat. Daß Wagners Eltern weniger besaßen, als die alten Meherbeers und Mendelssohns, war nicht seine Schuld; daß er selber im Gelde nur das Mittel zum Zweck, nicht den Zweck selber sah, lag in seiner deutschen und künstlerischen Natur; und im Bewußtsein, seinem Volke Wertvolles zu liefern, erschien ihm geldliche Unterstützung auch nicht gerade als so was Ungeheueres. Die Geber sollten sich vielmehr glücklich schätzen, das Werk, dem er alles und sich selber zu opfern bereit war, mit durchsetzen zu dürfen. Vom jüdischen Standpunkte aus ist das ein Unrecht: „Mein Geld ist meine Ehre.“ Wagner hat demnach denen, die ihm borgten, und öfter nichts davon wiedererhielten, tatsächlich ihr Heiligstes genommen. Aber von einem höheren, menschlichen Standpunkte aus hatte er Recht. Künstler wie er, Träger höchster Lebenswerte, sollten von der Gemeinschaft überhaupt jeder Sorge enthoben sein. Vor den Gefahren, die andern ein solches gesichertes Leben brächte, sind sie durch den Geist behütet, der sie unter Qualen ohne Unterlaß zum Schaffen fortreibt. Es stände besser um uns, wenn aus den überflüssigen Mitteln des Volkes der Unterhalt seiner geistigen Führer bestritten würde, als daß die Gelder jetzt fremden Boden- und Börsenleuten zu mühelosem Gewinn werden, — einer Schar, die mit ihrer Brut ohne jede Gegenleistung von der arbeitenden Gesamtheit als Drohnen durchgefüttert wird; denn mit dem zinstragenden Kapital ist von Juden das „perpetuum mobile“ erfunden. Und grade von ihnen ist über Wagner so viel Gemeines und Niederträchtiges noch neben Lindaus elenden „Nüchternen Briefen aus Bahreuth“, Meißners „Persiflage“ und Moszkowski's „Müller und Schulze in den Nibelungen“ in die Welt gesetzt, daß es zum Himmel stinkt; sie haben das Gedächtnis seiner Eltern und seines Stiefvaters geschändet; um so mehr mag man dem Künstler die Rechtfer-

tigungen und Erwiderungen gerade Meyerbeer gegenüber in seinem „Leben“ gönnen.

Daß Wagner mit seinen rassistischen Anschauungen nicht allein stand und die „Furcht der Juden“ damals nicht so über dem Lande war, wie heute, wo man im Lauten schweigt, aber im Stillen heiß auf Rettung sinnt, — beweist ein Ausspruch des alten, von Heine gehaßten Spontini, der die Berliner Kunstverhältnisse aus Erfahrung kannte und bei „den Dtschen, wenn jemals gute Anlagen gewesen, jetzt durch die Juden bereits alles verdorben“ sah: „Seitdem der König von Preußen seine Musik durch die beiden Ewigen Juden, die er nach Berlin gezogen, dem Verderben ausgeliefert hat, ist alle Hoffnung geschwunden.“ Die beiden Ewigen Juden waren die 2 General-Musikdirektoren: Mendelssohn und Meyerbeer.

In dem Wahne, daß Leute jüdischer Rasse Nichtjuden noch mit was anderem als Versprechungen hinhalten könnten, kam der junge Wagner nach Paris zu Meyerbeer, dem großen Operateur, gemachten Mann und Razzianten der Hauptstädte Europas. Bei seinem Einflusse an unserem und am französischen Hof hätte Meyerbeer dem jungen Künstler, der sich in Briefen genug vor ihm demütigte, nachdrücklichst helfen können. Ja, diese Briefe, die Wagner in Not, um ein stumpfes Herz zu bewegen, schrieb — das Jsr. Wochenblatt grub einige aus, um Wagners Unaufrichtigkeit zu bezeugen —, sprechen genug von einer Verehrung, die in Wirklichkeit nicht bestand; sie sind wie die unwillkürlichen Bewegungen, die einer macht, dem das Wasser zum Halse steht.

Wäre überhaupt anders an M. heranzukommen gewesen, der damals die ganze musikalische Welt zu vergeben hatte, und der vor dem Schöpferischen in Wagner zitterte, — dessen Ursprünglichkeit niederzuhalten, der kraftlose, aber begüterte Nachempfänger ein schäbiges Verlangen hatte?

Das stimmt freilich schlecht zu der herausgestrichenen Goldseligkeit, die dem Maestro überall da eigen war, wo sie nichts schadete oder sich ihm bezahlt machte. Nur gerade einem der

größten deutschen Musiker, dem einzigen, dem er um Gottes und der Welt willen hätte helfen müssen, ist der bis in die höchsten Stellen gelangte Hebräer mit so schillernder Verschlagenheit begegnet, daß wir nie wieder seinesgleichen — und sei man noch so talentvoll — in Kunst und Leben auf verantwortlichem Posten dulden dürfen.

Im Grunde ängstlich und feig, dem offenen Kampfe abhold, untergrub M. heimlich den Boden, wo der andere stehen wollte. Ihm fehlte die Eigenschaft der großen Männer unserer Rasse, die Adelsverpflichtung; er war innerlich just so schal und falsch, wie unserm ungetrübten Blick heute seine ganze Musikmache scheint; oberflächlich und schlau, eifersüchtig und kalt in des Herzens Tiefen. So mußte dieser Pharisäer lange vor Wagner auszubiegen und war immer grade im Begriff der Abreise, bis Wagner, der Deutsche, endlich das Spiel durchschaut hatte.

Meyerbeer benahm sich gegen Wagner hinterhältig und würdelos als der Drache, der in ihm den Siegfried ahnte und vernichten wollte. Die Juden verbreiten heute noch, was M. alles für Wagner getan hätte; in Wirklichkeit tat er nichts als ihn, wie Zahwe die anderen Götter, durch seine Pressebanditen zu verfolgen. Da Wagner trotz dieser Heze durchdrang, ließ ihm der eitle Hebräer in französischen Blättern die Marke eines „élève de l'illustre Meyerbeer“ und in Deutschland den Satz anhängen: „Der Komponist ist ein Lieblingschüler M.'s.“ Glasenapps Wagner-Biographie (1, 513), die dies und anderes aufdeckt, ist deshalb den Juden verhaßt, die lieber selber, um sie zu verdrängen, eine schlechtere Biographie nach der anderen über Wagner schreiben.

Über M.'s Musik „Robert den Teufel“ war Wagner schon 1833 im klaren, wo er als Chordirektor in Würzburg die Oper einstudieren half, die ganz anders, als die ihr voraufeilenden überschwenglichen Zeitungsnotizen, ihn bald in jenen Zustand „ästhetischer Demoralisation“ setzte, die alle Judentum bei Nichtjuden hervorruft.

In Paris empfing Wagner 39 bei einem ersten Besuch von Meyerbeer, der

einen Brief unbeantwortet gelassen, keinen grade unborteilhaften „Eindruck, wozu sein damals vom Alter noch nicht in der bedenklichen Weise, wie es bei jüdischen Physiognomien gewöhnlich eintritt, erschlaffter, namentlich durch eine schön geformte Umgebung der Augen sehr hoffnungserweckender Gesichtsausdruck entscheidend beitrug.“ Und froher Hoffnung schied da der Arme von dem Reichen, der ihn, um wenigstens den Schein zu wahren, bei allerlei Dingen mit wert- und wirkungslosen Empfehlungen herumschickte. Aber peinlich empfand es Wagner, daß Meyerbeer am „Nienzi“, dessen 2 Akte er zurückbehielt, durchaus Unwesentliches besonders lobte, z. B. die zierliche Handschrift, woran er den Sachsen wiedererkennen wollte. Inzwischen war Wagner schon dem Verleger Moriz Schlesinger überantwortet, der aus dem jungen Hungerkünstler gegen Sündenlöhne schmählichste Dienste erpreßte. Auch an ein Theater, das bald eingehen, aber ihm vorher viel Ungemach bereiten sollte, wies ihn der abermals verreisende M. Als er wiederkam — schlug er Wagner vor, mit einem andern zusammen einen Akt zu einem Ballett zu machen. Juden behaupten immer, für alles, was Kunst und Künstler heißt, ein erratendes Verständnis zu besitzen, wie in der „Kölnischen“ Jul. Wab sagte: „Wir Juden haben für jede große Natur das scharfe Auge der Sehnsucht und das starke Wort der wahrhaft Bedürftigen.“ In Wirklichkeit haben sie nur ein scharfes Auge für die Mache ihrer Leute und den haßgeschärften Blick für alle wirkliche Größe, wo immer sie erstehen mag. Deutschen Künstlern wenden sie sich nur zu, wenn diese längst durchgeseht sind, und es nicht anders mehr geht. Von dem wahrsten Wesen und Bedürfnisse Wagners hatte auch Meyerbeer, der dazu der Nächste war, keinen blassen Hochschein.

Es kam zu weiteren Begegnungen in den nächsten Jahren; als sich Wagner 1842 nach Berlin mit dem „Fliegenden Holländer“ wandte, trat Meyerbeer beim Intendanten — dessen naher Rücktritt ihm natürlich bekannt war — für den Künstler ein. Wagner hatte in Dres-

den bald darauf Gluck's „Armida“ zu leiten, an der auch Juda's Sohn in Berlin sein Heil versuchte:

„Man erzählte mir, daß Meyerbeer mit der Partitur der „Armida“ zu Hellstab gegangen sei, um von diesem sich die Anleitung zur rechten Auffassung derselben erteilen zu lassen. Da ich bald darauf auch eine sonderbare Geschichte von 2 silbernen Armleuchtern erfuhr, mit welchen der berühmte Komponist seinerseits die Partitur zum „Feldlager in Schlesien“ jenem nicht minder berühmten Rezensenten beleuchtet haben sollte, half ich mir ganz für mich selbst durch sorgsames Befühlen der steifen Partitur, der ich durch möglichst beweglichen Vortrag einige Weichheit beizubringen suchte.“

So mußte Meyerbeer zu rechter Zeit zu katzbuckeln, der „Künstler“ vor dem Kritiker! Später hielt er in der Furcht, Wagner möchte sich in Berlin festsetzen, mit Lust und Liebe grade den preussischen König von den Aufführungen des „Nienzi“ fern; und immer wieder kreuzten sich die eigenen mit Wagners Wegen, noch 1849 in Paris im Musiksalon Schlesingers, „für den jetzt ein noch bei weitem dezidiierterer Jude, Herr Brandus, mit schmutzigster Persönlichkeit, als Nachfolger eingetreten war.“ Der Komponist des „Nordsterns“, der sich grade im Laden befand, wurde dort von Wagner durch Zufall hinter dem Tisch entdeckt, „da ich auf denselben zuschritt, kam mit größter Verlegenheit Meyerbeer von dort, wo er sich über 10 Minuten, nachdem er meine Stimme vernommen, still verborgen gehalten, hervor, sich lächelnd mit einer dringenden Korrektur entschuldigend. Ich hatte an dieser Erscheinung mit diesem sonderbaren Wiedersehen genug.

Er nahm an, ich würde jetzt neuerdings versuchen, in Paris mein Glück zu machen, und schien sehr verwundert, als ich ihm im Gegenteil versicherte, daß mich der Gedanke, hier etwas zu suchen zu haben, anekele.

„Aber Vizt hat doch ein brillantes Feuilletton über Sie im „Journal des Débats“ veröffentlicht.“

„Ah soh,“ sagte ich, „ja daran hatte ich nicht gedacht, daß die enthusiastische

Ergebenheit eines Freundes sogleich als gemeine Spekulation aufgefaßt werden müßte."

"Der Artikel hat aber viel Aufsehen gemacht. Es ist doch undenklich, daß Sie hieraus keinen Vorteil zu ziehen suchen sollten."

"Diese widerliche Vermengung reizte mich zu einiger Heftigkeit."

Es waren 2 fremde Welten, vorm und hinterm Tresen des Brandus: der Nichtjude, Deutsche, der eine Sache um ihrer selbst willen tut, und der Hebräer, der alles dem Vorteil seiner kümmerlichen Person unterstellt und selbst aus Zeichenzügen, wenn's sein muß, Reklame schlägt. Wie kann aus einem solchen Ghetto der Seele je etwas kommen von dem, was Deutsche unter Kunst begreifen? Meherbeer wandelte zwar auf den Höhen des Lebens, aber seine Augen reichten nicht weiter, als seine Arme und Beine. Statt heiligen Feuers, glomm in ihm persönlicher Ehrgeiz, umso stärker, je inhaltloser und dürftiger alles das war, worum es sich dabei handelte. Stets ist bei uns Deutschen Kunst der feinste Auszug aller Kräfte, ja der Gestalt gewordene gute Geist des Volkes selber gewesen, während es in diesem Sinne jüdische Kunst zu keiner Schöpfung bringt. Es hieße auch von Fremden viel verlangen: in Formen, die nicht ihr eigen, Gehalte, die nicht ihr eigen, auszusprechen. Sie haben besser in studierenswerten alten Büchern alles Eigenste, was sie denken und wollen, verstandesmäßig festgelegt, aber in der Kunst überall mit bemerkenswertem Geschick die großen natürlichen Werte der Wirtschaftsvölker verfälscht und verunreinigt. Freilich wird dieser Tatbestand verdunkelt und heute noch der tote M. ebenso wie der moderne Heine künstlich belebt. Jüdische Theaterleiter bringen die, bis auf den einen schönen Zwiengesang, verendeten Hugenotten und den Propheten immer wieder auf die Beine; uns mag noch so lakajämmerlich dabei zumute sein —, gleich wie Wagner in Paris, der „unglücklicherweise in der Mitte des Parketts plazierte, dennoch die stets gern vermiedene Bewegung nicht scheute, die durch das Fortgehen während eines Aktes seitens eines Zuhörers

herborgerufen wird. Es kam aber in dieser Oper, als die „berühmte“ „Mutter“ des Propheten ihren Schmerz schließlich in den bekannten albernen Kouladen verarbeitete, darüber, daß ich genötigt sein sollte, so etwas anzuhören, zu einem wirklich verzweiflungsvollen Wutausbruch in mir. Nie vermochte ich je wieder diesem Werke die geringste Beachtung zu schenken."

Und doch hatte Wagner noch nicht erlebt, davon erst wir Nachgeborenen zu sagen wissen: als nach der Judenoper die entsetzliche Judenoperette, von Oscar Strauß, Leo Fall usw., über Otschlnnd und die Welt hereinbrach, wie schlimmer nichts der Erde vom wüsten Geist der Wüste eingegeben worden ist.

Wagner hätte sonst im „Judentum in der Musik“ die Rasse noch was anders als bloß „den plastischen Dämon des Verfalles der Menschheit“ genannt. Über Wagner aber rief man, da er die Wahrheit gesagt, zum Gericht; nun schoben sich, eine mehr als papierne Mauer, die jüd. Zeitungen zwischen ihn und uns, und Deutschlands größter Künstler ward in Wien, London, Petersburg und Philadelphia zum Allerwelts-Hanswurst gestempelt: „Die unerhörte Anfeindung kann einzig demjenigen verständlich werden, der sich vergewärtigt, daß alle Zeitungen Europas fast ausschließlich in Händen der Juden sind, wogegen diejenigen nie klar sehen werden, welche den Grund dieser nun erbrochenen gehässigen Verfolgung etwa nur in einer theoretischen oder praktischen Abneigung gegen meine Ansichten oder künstlerischen Arbeiten suchen zu müssen glaubten."

Auch Wagners „Oper und Drama“ schürte die Wut: „Jedoch nahm sie von da ab mehr den Charakter der Lüge und Verleumdungssucht an, da die Bewegung nun durch einen großen Kenner in solchen Dingen, Herrn Meherbeer, in ein planmäßiges System gebracht wurde, das er, von jetzt an, bis an sein seliges Ende, mit sicherer Hand in Ausübung erhielt."

Dafür bliesen die Posaunen an allen Kultstätten das Lob Giacomos, der neben dem Geld, das er selber verdiente,

unzählige schreibende Kaffeegenossen ins Brot setzte. Wagner erhielt darüber von Berlioz Aufklärung, der „von der Unmöglichkeit erzählte, dem einschmeichelnden und ewig zu lobenden Artikeln verlockenden Benehmen M.'s zu entgehen. Der ersten Aufführung seines Propheten habe er das übliche „Diner de la veille“ vorangehen lassen; da Berlioz sein Ausbleiben davon entschuldigte, machte ihm M. zärtliche Vorwürfe und forderte ihn auf, das große Unrecht, was er ihm hierdurch zufüge, durch einen recht hübschen Artikel über seine Oper gutzumachen. Berlioz erklärte, es sei unmöglich, in einem Pariser Blatt etwas gegen Meyerbeer zur Aufnahme zu bringen.“

Ein letztes Mal scheint Wagner diesen „Jakob, wo bist du?“ in London getroffen zu haben — als er sich von dem Sekretär der Philharmonischen Gesellschaft, deren Konzerte er geleitet, verabschiedete, — „den ich nur als solchen beachtet, der aber auch musikalischer Referent der „Illustrated News“ war, in welcher Qualität er nun aber von dem großen Opernkomponisten sofort aufgesucht wurde. Meyerbeer war vollständig gelähmt, als er mich erblickte, was wiederum mich in die Fassung brachte, daß wir kein Wort zu uns zu sprechen vermochten; worüber sich Herr Howard, der sich versicherte, daß wir uns doch bekannt seien, sehr verwunderte. Beim Fortgehen frug er mich, ob mir denn Herr Meyerbeer nicht bekannt sei, worauf ich ihm empfahl, er solle jenen nur nach mir fragen. Als ich am Abend Howard noch einmal antraf, versicherte er mir, Herr Meyerbeer habe sich nur mit der größten Anerkennung über mich ausgesprochen. Darauf riet ich ihm die Lektüre einiger Nummern der Pariser „Gazette musicale“ an, in welcher Herr Fétilis vor einiger Zeit den Ansichten des Herrn Meyerbeer über mich einen minder empfehlenden Ausdruck gegeben habe. Howard schüttelte den Kopf und konnte es nicht begreifen, wie ein paar große Komponisten sich so sonderbar begegnen könnten.“

An den Pariser Mißerfolgen des „Tannhäuser“ war Meyerbeer hinter der Szene lebhaft beteiligt.

Merkwürdig, daß später grade, als Wagner am 5/5 64 in höchster Not die königliche Botenschaft von seiner Berufung und Befreiung erhielt, über Tisch die Nachricht vom Tode M.'s einlief:

„Weisheimer fuhr mit bürgerlichem Dache auf über diesen wunderbaren Zufall, daß der mir so schädlich gewordene Opernmeister gerade diesen Tag nicht mehr hatte erleben sollen.“

In der gesamten jüd. Kunst und Dichterei gibt es kein Genie, keine Vorbeter, sondern immer nur Talente und Nachtreter, die, mögen sie wie Heine, Spinoza, Meyerbeer und Liebermann auch die Blüte der Ehren sein, an unserer Rasse gemessen, Leute 4. Ranges sind. Die Hebräer auf der Erde und im Paradiese haben niemanden, der dem Dürer und Holbein, Beethoven, Gluck, Mozart und Weber, Schiller und Goethe — wer könnte den feierlichen Kreis zu Ende nennen! — auch nur die Riemen lösen dürfte. In Wagner hat arisch-germanische Kraft am höchsten geflammt, bei all seinen Schwächen doch mit dem Willen zum Edlen, der auch den Sturm schlimmster Leidenschaften brach; die Meistersinger, Tristan und Parsifal sängen nicht so überzeugend von Wahrheit, Liebe und Güte — wäre es nicht Wagner in tiefster Seele ein deutscher Ernst damit gewesen.

Uns sollen die Kämpfe, die einem Genie wie Wagner nicht von dem eigenen, sondern dem fremden Kinde des Hauses aufgezwungen wurden, im Gedächtnis bleiben! Es ist unbegreiflich, daß in diesem Streit, in dem auch heute noch die Besten sinken, er nicht blutleer auf der Strecke blieb; aber uns muß helfen, was ihm geholfen; seine Waffen und Wehr waren nicht Geld und Gold, sondern der Glaube und die Hingabe an die Sache. So hat er ein Heldenleben vorgelebt. Und das ist es, was auch uns zum Siege und zur Freiheit führen wird — mag gleich vom Schicksale vor der Hand noch Schlimmeres verhängt sein, als in alter und junger Zeit je Hunnen und Wälsche unserm Volke bereiten durften.

Wagner hat sich auch noch in Briefen über sein Verhältnis zu Meyerbeer geäußert, so an Listz 5/6 1849: „Solltest Du nicht längst wissen, daß Natu-

ren, wie die Meyerbeers, der Deinen und der Meinigen schnurstracks entgegengesetzt sind? Solltest Du nicht längst wissen, daß zwischen Dir und M. nur ein Band bestehen konnte, was Deinerseits durch Großherzigkeit, seinerseits aber durch Klugheit geknüpft war: da, wo beide Einschlüge in diesem Gewebe sich begegneten, durfte einige Zeit Täuschung obwalten können, ich glaube aber, daß Du einer großherzigen Täuschung Dich mit liebevoller Absichtlichkeit hingabst: Meyerbeer ist klein, durch und durch, und leider begegne ich keinem Menschen mehr, der dies irgendwie zu bezweifeln Lust hätte.“

Zürich, 18/4 51: „Du fragst mich wegen des „Judentums“. Gewiß weißt Du, daß der Artikel von mir ist: was fragst Du mich erst? Nicht aus Furcht, sondern um zu vermeiden, daß von den Juden die Frage in das nackte Persönliche verschleppt würde, erschien ich pseudonym. Ich hegte einen lang verhaltenen Groll gegen diese Judenwirtschaft, und dieser Groll ist meiner Natur so notwendig, wie Galle dem Blute. Eine Veranlassung kam, in der mich ihr verfluchtes Geschreibe am meisten ärgerte, und so platzte ich denn endlich einmal los: es scheint schrecklich eingeschlagen zu haben, und das ist mir recht, denn solch einen Schreck wollte ich ihnen eigentlich nur machen. Denn — daß sie Herr bleiben werden, ist so gewiß, als daß jetzt nicht unsere Fürsten, sondern die Bankiers und Philister die Herren sind: „Mit Meyerbeer hat es nun bei mir eine eigene Bewandnis: ich hasse ihn nicht, aber er ist mir grenzenlos zuwider. Dieser ewig lebenswürdige, gefällige Mensch erinnert mich, da er sich noch den Anschein gab, mich zu protegieren, an die unklarste, fast möchte ich sagen lasterhafteste Periode meines Lebens; das war die Periode der Konnexionen und Hintertreppen, in der wir von den Protektoren zum Narren gehalten werden, denen wir innerlich durchaus unzugetan sind. Das ist ein Verhältnis der vollkommensten Unehrlichkeit: Keiner meint es aufrichtig mit dem Andern: der Eine wie der Andere gibt sich den Anschein der Zuge-

534

tanheit, und beide benutzen sich nur so lange, als es ihnen Vorteil bringt. Aus der absichtlichen Ohnmacht seiner Gefälligkeit gegen mich mache ich Meyerbeer nicht den geringsten Vorwurf, — im Gegenteil bin ich froh, nicht so tief sein Schuldner zu sein als z. B. — B. Über Zeit war es, daß ich mich vollkommen aus dem unredlichen Verhältnisse zu ihm losmachte: äußerlich habe ich nicht die geringste Veranlassung dazu gehabt, denn selbst die Erfahrung, daß er es unredlich mit mir meine, konnte mich nicht überraschen und zumal mir kein Recht geben, da ich mir im Grunde selbst vorzuwerfen hatte, mich absichtlich über ihn getäuscht zu haben. Aber aus inneren Gründen trat die Notwendigkeit bei mir ein, jede Rücksicht der gewöhnlichen Klugheit in bezug auf ihn fahren zu lassen: ich kann als Künstler vor mir und meinen Freunden nicht existieren, denken und fühlen, ohne meinen vollkommenen Gegensatz in Meyerbeer zu empfinden und laut zu bekennen, und hierzu werde ich mit einer wahren Berzweiflung getrieben, wenn ich auf die irrtümliche Ansicht selbst wieder meiner Freunde stoße, als habe ich mit Meyerbeer selbst irgend etwas gemein. Keinem meiner Freunde kann ich mich mit allem, was ich will und fühle, in reiner, deutlicher Gestalt hinstellen, als wenn ich mich vollständig von diesen verschwimmenden Umrissen löstrenne, in denen ich so vielen noch erscheine. Es ist dies ein notwendiger Akt der vollen Geburt meines gereiften Wesens, — und so Gott will — gedenke ich manchem damit zu dienen, daß ich diesen Akt mit solchem Eifer vollziehe.“

Paris, 13/9 60: „Meyerbeer, der hier jetzt sein scheues Wesen treibt, kann am Ende nichts gegen den Kaiser und die Sache ausrichten: er sucht sich dagegen der guten Engagements, die man zu meinen Gunsten gemacht, zu seinem späteren Vorteil zu versichern. Nun, das gönne ich ihm. Initiative hatte dieser Mensch doch nie.“

Die offene feindliche Stellung in seiner Kampfschrift und die Verdunkelung des Ruhmes ihres Götzen Meyerbeer durch seine Kunst wurde unserm Wagner von den Juden schwer vergolten.

Als der Verleger Härtel in Leipzig 1856 von seiner Bereitwilligkeit, 40 000 Franken für das Nibelungen-Werk zu geben, plötzlich absprang, hatte Wagner mit der Vermutung wohl kaum unrecht, „ob nicht von der Seite her, von welcher seitdem die Verfolgungen gegen mich immer ersichtlicher ausgingen, derselbe Einfluß auf ihn ausgeübt war, der bisher meist alle meine Unternehmungen zu hindern suchte“. Das teuflische Netz, das ihn wie auf Verabredung umgab, war freilich zu groß und fein, um sich in seiner Ausdehnung heute noch überschauen zu lassen. Gewiß ist aber unter Meyerbeers Auspicien viel mehr von dem „Volk der Zerstreuung“ gegen Wagner gesponnen worden, als jemals ans Licht der Sonne kommen kann oder in Wagners Buche „Mein Leben“ zu lesen steht. Dieser grimmige Haß zeigte sich auch im Lohengrin-Standal in Paris 1891.

Louis de Gramont, Redakteur des „Eclair“ (AC 4/10), gab in seinem Blatt einem Freunde das Wort: „Haben Sie sich schon gefragt, warum gewisse Pariser, so oft von Wagner die Rede ist, sich wie toll gebärden, während sie es ohne ein Wort ertragen, daß von 3 Vorstellungen in der Großen Oper 2 von Meyerbeer sind? Letzterer ist sogar Preuße und Berliner, was bei Wagner nicht der Fall ist. Aber Meyerbeer ist Jude, und Wagner hat gegen die Juden geschrieben. Catulle Mendès erzählt irgendwo, er habe einen jüd. Bankier gekannt, der die Wagner'sche Musik sehr liebte. Derselbe besaß eine Wagnerbüste mit dem Lorbeerkranz auf dem Kopfe und — einem Strick um den Hals. Es beweist dies, daß die Juden Wagner nie verzeihen werden, daß er ihnen in seinen Schriften übel mitgespielt hat. Im vorliegenden Falle ist aber das Entscheidende, daß an dem Tage, wo die Wagnerschen Werke bei uns heimisch werden, das Repertoire von Meyerbeer darunter leiden wird. Der Ruhm Wagners wird dem jüdischen Musiker Abbruch tun. Lohengrin, Tristan und Parsival werden die Afrikanerin, die jetzt oft eine ganze Woche hindurch gegeben wird, vom Theaterzettel verschwinden machen. Die Heße gegen Wag-

ner ist also von den Juden inspiriert, trotzdem einige Juden-Blätter öffentlich von Manifestationen abraten und andere Zeitungen, in denen zuweilen antisemitische Stimmen laut werden, gegen die Aufführung von Lohengrin sind. Die Juden vermeiden es, sich bemerkbar zu machen, aber ihr Einfluß ist es dennoch, der die Agitation beherrscht.“

Auch Gramont klagt, daß die Pariser Oper fast nur Werke des Meyerbeer aufführt: „Dies geschieht schon seit einem halben Jahrhundert, und die Steuerzahler bewilligen die jährlichen 800 000 Franken nicht, um ausschließlich „Robert der Teufel“ und die „Afrikanerin“ zu hören.“

IV. Meyerbeers Unsterblichkeit.

Selbst während des Weltkrieges mochte man noch Stimmung in Deutschland für Meyerbeer machen. In Berlin, wo schon 1912 Erz. Hülsen und Richard Strauß den berühmtesten Denkmalsauftrag unterzeichnet hatten, führte das Kgl. Opernhaus Frühling 16 die „Afrikanerin“ wieder auf, vom Pressechorus unisono begleitet: „Ein großer Abend, vielleicht sogar ein Markstein der deutschen Operngeschichte: die jubelnd begrüßte Wiederkehr der letzten Oper des Vielgeschmähten. M.'s Schwächen hat ja sein großer Widersacher Wagner mit dem wütenden Haß des genialen Kronpräsidenten gegen den vermeintlichen Theater-Usurpator laut genug, doch nicht immer geschmackvoll verkündet“, Edgar Jstel, in der BZ a. Mittag 2/4 1916. „Die Neueinstudierung wurde zum Ereignis. Es war ein Jubel, wie wir ihn selten an dieser Stelle erleben, und es schien beinahe so, als ob man mit Übermut demonstrierte gegen die Gewaltherrschaft eines unbegreiflichen genialen Genies, das den großen Giacomo Meyerbeer ein für allemal in Acht und Bann tun wollte... Wie wird es nach 100 Jahren aussehen? Wird die Entfernung zwischen M. und Wagner dann noch ebenso groß sein, wie jetzt?“ Boss. J.!

Nachtrag:

1. M.'s Schillermarsch, kleinlich, hadelbrettartig, geschmacklos und zerstückelt, hat nichts von Schillers Sturm

und Liebe und von seinem Griff zu den Sternen, er erschüttert keine Seele und ist nur die bestellte Arbeit geübter Handgelenke. Der Jude Generalmusikdirektor mußte bei militärischen oder geistigen Gelegenheiten amtlich Musik machen, ohne sich doch, wie ein echter arischer Künstler, in die Lage rasch und fein hineinversetzen und Eingebungen vom Augenblick empfangen zu können. Richard Wagner begrüßte den Deutschen Kaiser nach dem Feldzug 1871 in einem wunderbaren Marsch voll von Waffenklang, Siegesjubel und einer Dankbarkeit, die sich fast nicht erschöpfen und nur hymnusartig Luft machen kann; in diesen Tönen atmet die deutsche Seele so rein, wie sie etwa, wenn von der Körperlichkeit erlöst, in der Harmonie der Sphären mitklingen würde; ähnlich schwingt das ganz persönliche Siegfried-Idyll und die Huldigung auf König Ludwig, wo der Einzelfall, künstlerisch gesteigert, von allen nach- und mitempfunden werden kann und so die Spannung und Aufgabe des Künstlers in der Gesamtheit, im Volke aufgeht.

Meyerbeer war nicht imstande, „das einzelne zur allgemeinen Weihe“ zu erheben, wie es Goethes Faust vom Schaffenden verlangt; er blieb ohne Beziehung zu dem, was er in die Welt der Töne überführen sollte, innerlich kalt und berechnend, weil er mit dem Land und Volk, die in ihrer Gutmütigkeit ihn vor Gott und der Welt nun mal zum Dolmetscher ihrer Gefühle gemacht hatten, nicht blutsmäßig verbunden war; er mußte sich deshalb rein artistisch zu helfen suchen, und kimperte zusammen, was nicht zusammenzureimen war. Oberkantor in der Synagoge oder Badchen auf Judenhochzeiten — das wäre ein Posten für diesen Israeliten gewesen, der dann auch deutschen Künstlern nicht ihren Platz an der Sonne und an der Spitze des Musiklebens wegzunehmen gebraucht und Nichtjuden weiter keine Gelegenheit gegeben hätte, an seinen ▼ Fafeleien ein Argernis zu nehmen.

2. Viel Aufhebens wird neuerdings mit Meyerbeers 1. Oper „*Sepht ha*“, 1812 (Handschrift in der Preuß. Staatsbibliothek Berlin), gemacht. Der Text

war von Prof. Aloys Schreiber gemacht. „Schade“, meint Dr. Leop. ▼Hirschberg, *JFZ* 1929, „daß der hochbegabte, von Melodien überströmende Jüngling seine schon damals bedeutende Kunst an eine solche Mißgeburt verschwendete.“ Denn, wie Mendel schreibt: „Die Künstler nahmen Meyerbeers Erstlingsoper mit ungeteiltem Beifall auf, ebenso die Kenner. Man würdigte und schätzte den dramatischen, ins Große gehenden Zug, das edle Feuer der Begeisterung, die subtile Satzweise und die feine Instrumentation, kurz, das echt deutsche Gepräge.“

Aber Mendel muß doch zugeben, daß das Publikum die schulgerechte Musik als langweilig ablehnte. Nach 100 Jahren Judentunst ist Deutschland heute vielleicht reifer für Meyerbeers abgelegte Hosen geworden. — Deshalb mahnt Hirschberg: „Der Druck der wichtigsten und wirksamsten Stücke der Oper wäre nicht allein eine Ehrenpflicht, sondern würde sich teilweise als eine Bereicherung gottesdienstlicher Feiern auswirken. Deshalb sollten denn nicht auch einmal an Stelle der Orgel die biblischen Harfen den Gesang begleiten?“

Bismarck und Meyerbeer: „Über mir komponiert Meyerbeer eben, spielt 10 oder 12 Takte, franke, wütende Musik, wiederholt sie mit Abweichungen einzelner Töne, dann Schweigen, dann wieder andere Sätze, manche zehnmal, ehe es ihm recht ist.“ (Brief an Johanna von Bismarck, 1857.) *DBI* 8/2 1930.

Meyerfeld, Sa., in Köln, ließ 1907 (*DBI* 27/2) durch ihren Reifenden M. ▼Braunschweiger unter allerlei Vorspiegelungen einen Terpentindlerssag „*Brilliant*“ vertreiben. Das Chemische Untersuchungsamt Düsseldorf stellte fest: „Die Probe enthält kein echtes Terpentindöl, ist vielmehr gewöhnliches Waschbenzin und als Terpentindlerssag nicht zu bezeichnen. Wegen ihrer leichten Entzündlichkeit ist vor ihrem Gebrauch als Verdünnungsmaterial von Farben und Lacken zu warnen. gez. Dr. Ferd. Ebers.“ Dem Vorsitzer der Malerinnung für Rheinland und Westfalen, Herrn Malermeister Berres, Düsseldorf, gegenüber, erklärte Meyerfeld sich bereit, die Ware zurückzunehmen, „falls damit die Sache nicht breiter getreten und nicht an die Öffentlichkeit kommen sollte“; der Innungsvorstand ließ sich jedoch auch durch den Einschüchterungsversuch einer Kölner Rechtsanwaltschaft nicht abhalten, seine Kollegen vor solchen Lieferanten zu warnen.

Meyerfeld, Max, Dr., Berlin W. *1875 Gießen. „Im Mittelpunkt eines seiner Dramen „*Robert Anstey*“ steht der bekannte Maler, in dem M. das Schicksal des Päderasten Oscar Δ W i l d e verkörpert“, Geißler. — Für diesen un-

glücklichen homosexuellen Engländer Wilde haben die Juden in Dtschld auch sonst unerhört Reklame gemacht, die auf eine bewußte Vergiftung des Volkes, wenigstens seiner gebildeten Klassen, abzielte: Man sollte solche widernatürliche Sünden verstehen, verzeihen und dann — hingehen und dergleichen tun. Das ist die kaum verhüllte Absicht der Juden, die selber fast alle pervers sind.

B: Sprache und Art der Deutschen und Engländer. S: George Moores Frauenromane; Arbeit und Bete (Esther Waters); Irdische und himmlische Liebe: I. Evelyn Innes; II. Schwester Teresa. A: Oscar Wilde; J. M. Synge; George Moore; John Galsworthy, Der Zigarettenkasten [the Silverbox], begleitete G. Hauptmann zur Dr.-Promotion in Oxford, Juni 1905.

Als Übersetzer des englischen Judenstückes „Meilensteine“ behauptete M. 1912, daß aus diesem die Fabel zu der Posse des Berliner Theaters „Wie einst im Mai“ stamme. Infolgedessen nahmen er und sein Verleger das Gericht in Anspruch, um weitere Aufführungen zu untersagen. Das Landgericht konnte aber zu keinem Resultat kommen, weil ein Manuskript der Posse nicht zur Verfügung stand. Man beschloß daher, durch eigene Anschauung und Anhörung ein Urteil darüber zu bilden, ob beide Stücke Ähnlichkeit miteinander hätten. Die Kammer hielt also Lokaltermin im Berliner Theater ab, wo die Richter der Vorstellung „Wie einst im Mai“ beiwohnten. Vorsitz in der Verhandlung am 25/11 13 in Berlin führte Landgerichtsdirektor Biek, für die Kläger war Rechtsanwalt Dr. Wenzel Goldbaum, für die beklagte Partei RA Dr. Frankfurter erschienen. Dr. Meyerfeld war zugegen. Der Vorsitzende betonte, daß das Gericht sich das Stück angesehen habe. Inhaltsangabe der Posse, vom Gericht schriftlich in den Akten niedergelegt, wird von den Parteien anerkannt. Dr. Frankfurter bemängelte nur, daß 2 unwesentliche Punkte nicht ganz richtig angegeben worden seien. Dr. Wenzel Goldbaum erörterte in seinem Klagevortrag zunächst die Aktivlegitimation. Diese sei

entschieden vorhanden für die Kläger. Wenn das von der Gegenpartei bestritten werde, müsse man ihr mit den Worten der Posse antworten: „Es staunt der Fachmann, und der Laie wundert sich!“ Er wies darauf hin, daß dem einen der Verfasser der Posse, als Theaterdirektor, das Manuskript des Stückes „Meilensteine“ seinerzeit eingereicht worden sei. „Meilensteine“ hätten überall den größten Erfolg gehabt, in London 2 Millionen Mark eingebracht und in Wien und in Hamburg den größten Beifall gefunden. Nur in Berlin sei eine Aufführung unmöglich geworden. Direktor Altman vom Kleinen Theater hätte die „Meilensteine“ aufgeführt, wenn die Posse „Wie einst im Mai“ nicht so große Ähnlichkeit mit den „Meilensteinen“ aufwiese.

Dr. Frankfurter erwiderte, daß ein Verbot, die Posse weiter aufzuführen, gar nicht ausgesprochen werden könne. Denn, wenn man auch annehme, daß eine unerlaubte Handlung vorliege, so stehe doch fest, daß diese unerlaubte Handlung vollendet war, als das Stück „Wie einst im Mai“ von den Verfassern fertiggestellt war. Die weiteren Aufführungen der Posse stellten also nicht neue, unerlaubte Handlungen dar, sondern nur die Konsequenzen dieser Handlung. Die Behauptung der Kläger, daß die Autoren der Posse die „Meilensteine“ benutzt hätten, sei durch nichts erwiesen. Natürlich hätten Meinhard und Schanzer das Stück gekannt, wie jeder Mensch, der sich für Literatur interessiere, da ja „Meilensteine“ in London mit Erfolg aufgeführt worden seien und in den dtshen Zeitungen besprochen wären. Meinhard habe der Londoner Aufführung beigewohnt. Es könne sich also nur um das englische Original handeln, nicht um die Übersetzung. Wenn von einer Ähnlichkeit gesprochen werden dürfe, könne sich das nur auf das englische Original beziehen. Klagen könne also nur der englische Autor. Dem Übersetzer fehle die Aktivlegitimation. Außerdem gebe es noch andere Stücke, die Ähnlichkeit hätten mit der Posse, zum Beispiel das Stück „Les trois époques“ und eine Posse von Mehsel. Heiterkeit erregte es, als Frankfurter die

beiden Stücke dem Gericht überreichte, trotzdem Meyerfeld von dem einen Stück behauptete, es existiere überhaupt nicht, und von der Mehlseligen Poste bemerkte, es gebe nur ein einziges Exemplar dieser Poste, und das besitze er. Der Anwalt betonte endlich, daß solche Plagiatprozesse häufig die Gerichte beschäftigt, aber stets ein negatives Resultat gehabt hätten. Er erwähnte dabei den Prozeß, den der französische Autor ▼Meilhac, Verfasser von „l'Attaché d'ambassade“ gegen den Autor der „Luftigen Witwe“ angestrengt hat. Auch dieser Kläger wurde abgewiesen. Übrigens seien „Meilensteine“ 2 Jahre lang nicht in Berlin aufgeführt, zu einer Zeit also, als man von „Wie einst im Mai“ noch nichts wußte. Das Stück taue eben nichts, und darum sei es in Berlin nicht aufgeführt worden. Goldbaum machte in seiner Entgegnung urheberrechtliche Ausführungen. WM.

Meyerhardt, Sally, Dr. med., Gr. Frankfurter Str. 72, Berlin. DfBl 23/11 1899: „Er wohnte früher in Friedeberg (Neumark) und hatte einem sterbenden Kinde eine Ohrfeige versetzt, weil es bei der Untersuchung etwas ungeduldig war und infolgedessen dem Doktor der Klemmer von der Nase fiel. Als die Sache in die Presse kam, stellte M. gegen den Schriftleiter Straf-antrag. Da der Wahrheitsbeweis gelang, erkannte der Gerichtshof auf Freisprechung.“ — Und was passierte dem schändlichen Juden, der einen kleinen sterbenden Nichtjuden noch geohrfeigt hatte? — Er verzog sich unbehelligt nach Berlin und wurde dort, wenn kein großer, doch ein reicher Mann. WM.

Meyerheim, Delegat der franzöf. Metallarbeiter im Allgem. Arbeitsverbande, Szdt., Paris, 1913. — Grimpen 15.

Meyerheim, Friedrich Eduard, Maler, 19. Jh. ©: Paul M. (sb).

Meyerheim, Paul Tiermaler, Prof., Gründer des „M“, d. h. Abwehrvereins; Senator, Lehrer an der Akademie, Berlin, — „dessen Vorektern es für gut befanden, zwar dem Judentum, aber nicht den Juden den Rücken zu kehren“, Mzi. — 1842 Berlin — 15. ©: Genremaler Friedrich Eduard M. // Caroline M.-Drake. — 67 O ▼Klara, L. d. Verlegers Lehfeldt, in Fa. Beit & Co. — Er machte Gemälde von Löwen, Affen usw. und Porträts von Marcella Sembrich, Kaiser Wilhelm (Reichsgericht Leipzig); Geschichte der Lokomotive: 7 Bilder, Willa Borzig, Moabit; Saaldekorationen: Willa ▼Schiff, ▼Mendelssohn-Bartholdy, ▼Reichenheim und ▼Schuldschiff; Illustrationen zu Grimms Märchen, Meinede Fuchs, ▼Auerbachs Kalender. — Er schrieb über Menzel, über künstlerische Fragen und Erlebnisse in Tageblättern, und erhielt hohe Orden und Medaillen. — 2½ — 0,15. —

Am 10/7 12 gratulierte DfB dem 70er freundlichst zum Geburtstag: „Die Meyerheims haben innerhalb des jüd. Teiles der Künstlerchaft einen angenehmen und bei ehrlichem Können lebenswürdigen Typus barge stellt.“ 3 Tage später mußte DfB berichtigen: „Heute können wir nun auf Grund einer Mitteilung von Prof. M. selbst feststellen, daß er wie seine Gemahlin rein germanischer Abstammung sind. Die Vorfahren M.'s sind aus Schweden eingewandert.“ — über die angebliche Rasseirung der DfB war überall Freude. M. hatte

übrigens schon öfter „berichtigen“ müssen, so sandte er der TR vor Jahren folgende Notiz: „Trotz meines verdächtigen Namens sind meine Ahnen und ich selbst rein christlich. Erstere lebten in Schweden und hießen Meyerhjelm. Sie übersiedelten nach Danzig und nahmen den bequemerem deutschen Namen an. Sie waren sogar katholisch. Mein verdächtiger Name gab zu folgender Anekdote Veranlassung: Ein Kunsthändler besuchte mich im Atelier und fragte mich, ob ich ein von mir signiertes Bild als echt anerkenne, und zeigte mir eine Skizze, welche ich für einen Wohltätigkeitsbazar gestiftet hatte; Bild und Schrift erkannte ich für echt, und auf meine Frage, wie der Kunsthändler zu diesem Bilde komme, sagte er, ein Offizier habe es ihm verkauft, der es auf dem Bazar gewonnen habe, weil derselbe meinte, er könne sich unmöglich ein Bild mit einem so jüd. Namen aufhängen.“ —

Aber M. hätte nicht seine Abstammung und Allianz so vergessen sollen, wo ihn doch schon ▼Mzi, das in dieser Beziehung fast unfehlbar ist, 1912 als Juden festgenagelt hatte. Über Frau M. müssen wir dagegen dem sachverständigen Alfred ▼„Kerr“ das Wort (Pan; JWo 1912, 552) erteilen: „Die taktvoll herangezogene (verstorbene) Frau des Jubelmalers, eine Südin, hatte nur mesopotamisches Blut. Den Rassenkomikern sollte bekannt sein, daß beinahe alles, was Lehfeld, Lewald, und manches, was Lehmann heißt, vormalis Levi geheißten hat. Die (verstorbene) Frau des verdächtigen Siebzigers war bestimmt eine Germanin von dem Stamme jener Levi.“ — Das war uns, schreibt ein Ma, bekannt, denn wir haben die Dame selber vor Jahren persönlich einmal und nicht wieder gesprochen: die Rede kam dabei auf die Universität Berlin, und da zählte die gewandte Südin im Handumdrehen 20 Professoren her, ob wir die nicht auch kennten, was wir leider verneinen mußten, da alle 20 Hebräer waren; dann nannten wir dafür ein paar Deutsche, die Frau M. nun wieder gar nicht kannte. — Auch Meyerheim's angeblich nichtjüdischer Rasse müssen wir widersprechen, seitdem wir seine geünchte „Kunst“, seine Schriften, seinen Verkehr und seine hervorragende Rolle bei Gründung des M eingesehen haben. Weltspiegel 19/9 bringt sein Bild: etwas Hippopotamoshaftes; weite Nästern, kleine breite Augen; dunkler Typ und — brutal, was am Ende für einen Maler wilder Tiere nicht so schlecht war.

Meyerheim, Rob. Gustav, englischer, mit Paul M. (sb) verwandter Maler, * Danzig. 1875 nach England. Who's who, 14.

Meyerheim, Wilhelm Alexander, 1815 Danzig — 82 Berlin, Genre- und Pferdemaler, auch Lithograph, Dr: Friedrich Eduard M.

Meyerheim's Eier-Erfaß: „Glud-Glud“ — verwendet man statt frisch gelegter Eier. Die damit zubereiteten Speisen übertreffen in bezug auf Leichtverdaulichkeit, Wohlgeschmack und Aussehen die mit frischen Eiern hergestellten. Einen Teelöffel voll Glud-Glud verwende man beim Baden statt eines Eies. Fabrikanten Goldfeder & Meyerheim, Berlin.

„Der Unbefangene muß“, schreiben die Dr. Mede und Wimmer in der Ztschr. f. öffentl. Chemie, „nach dieser Aufschrift, welche die Umhüllung eines Päckchens mit ca. 30 Gramm eines gelben, für 20 Pfg. (!) feilgehaltenen Pulvers trägt, annehmen, es handle sich hier um ein Surrogat für Hühnereier, d. h. um ein Präparat, das im wesentlichen bezüglich seiner Zusammensetzung und seines Nährwertes wenigstens einige Ähnlichkeit mit dem Hühnerei hat. Das ist aber keineswegs der Fall, das Pulver enthält nur einige hundertstel Prozent Stickstoff, ebensoviel Fett und nur minimale Spuren Phosphorsäure; es besteht lediglich aus (mit Martiusgelb) gefärbtem Stärkemehl mit geringen Mengen Natriumbicarbonat. — Interessant ist das auf der Umhüllung befindliche Gutachten eines Chemikers, es lautet: „Borsäure und Salicylsäure ist in dem Präparat nicht enthalten. Auch fehlen irgendwelche schädlichen Bestandteile. Als Badmittel ist das Präparat namentlich in Verbindung mit Milch ein recht brauchbares Material.“

Die Drogisten-Z.: „Es wird zweifellos der Anschein erweckt, daß es sich um ein Erfassmittel für Eier han-

delt. Und geradezu unerhört ist ja der geforderte Preis von ca. 6 Mark für ein Kilo gefärbtes Mehl!"

Im Herbst 1904 versandte die Firma folgende gedruckte Karte:

„Wichtig. Berlin, 15. September 1904.
Wir schätzen Sie im Besitze unserer Preisliste: Ausgabe August 1904 und teilen Ihnen höflichst mit, daß wir Milchweiß sowie „Gluck-Gluck“ nicht mehr führen. Sollten Sie Meyerheim's Eierersatz oder das Präparat „Gluck-Gluck“ noch vorrätig haben, so bitten wir Sie, diese Artikel auf keinen Fall weiter in den Handel zu bringen, sondern uns mitzuteilen, welches Quantum Sie noch besitzen, und werden wir dann darüber verfügen. Unser Weihnachtssnachtrag erscheint Ende Oktober cr. und halten wir uns Ihnen inzwischen bestens empfohlen.
Hochachtung

Goldfeder & Meyerheim, Neue Königstr. 34."

DfBl 6/2, 28/9 04.

Meyerhof, Leonie (Leo Hilde; Martensen; Penthesilea). *1860 Hildesheim. E: M. // Schwabe. B: Feuerfäule, No, 95; Das Ewig-Lebendige; Penthesilea, Frauenbrevier für männerfeindliche Stunden, 5. N. 09; Feuertaufe, Dr; Abendstern, Dr. — Frankfurt a. M.

Meyerhoff, #, verbreitete Familie aus Münster i. W., 19. Jh. Ein M. war Präsident der Generalkommission; dessen Sohn: Offizier in Wesel, O Helene v. Fing, — deren heider Sohn Kurt Bürgermeister der kleinen Stadt Oldenburg i. Holst. war. WM.

Meyerhold, Karl Theodor Casimir, Bühnenleiter, Moskau, *1874, der Vater, Emil M., Oberschlesier, wanderte nach Rußland aus, wo er für das Wodka-Monopol einen Fabrikbetrieb unterhielt. Seine Vornamen hat der spätere Theaterdirektor gegen den russischen Namen „Wewolod“ ausgewechselt. Auch seinen Familiennamen schrieb er russisch „Mejerhold". — „Die Erziehung des Knaben war zu Hause dtsh gewesen, und er hatte im russischen Unterricht im Gymnasium zu Pensa solche Schwierigkeiten, daß er dreimal sitzen blieb. Zugleich mit dem dtshen Namen legte der junge Schauspieler Wewolod Mejerhold auch die dtshche Staatsangehörigkeit ab und trat vom Protestantismus zur „rechtgläubigen russischen Kirche“ über.

In Berlin ist M. kein Fremder; er hat schon vor dem Krieg als Gast Reinhardt(!)'s Regie verfolgt und sich vor 2 Jahren mit den Neuerungen des Berliner Theaterwesens vertraut gemacht." BZ. a. Mittag 11/4 1930.

M. wurde — BT 1928 (WR Okt.) — „vom Staat unterstützt. Seine Pietätlosigkeit bei der Umgestaltung klassischer Werke stieß aber selbst das von den Juden künstlerisch heruntergezüchtete, russische Publikum ab, und die letzte Auf- führung von Gribojedow's „Unglück durch zuviel Klugheit“, die M. im Sze- nischen wie Darstellerischen durch gewalt- same Sinngebung selbst ad absur-

dum führte, wurde nur noch von den radikalsten Elementen verteidigt.“ M. wurde schließlich seinem Amtes enthoben.

1930 versuchte sich M. wieder in Berlin. Herbert Connor (Cohn?) berichtete in der „Welt am Montag“ etwas ungehalten über M.'s Debut: „Am 31/3 entstieg auf dem Schlesi'schen Bahnhof der 1. Klasse des Lugaszuges Moskau—Paris ein äußerst elegantes Paar, von einem Kreuzfeuer der Photographen und Journalisten empfangen, Verbeugungen, Handküsse, Blumen. — Der revolutionärste Regisseur Rußlands, Meyerhold, ist zusammen mit Frau Sinaida Reich nach Deutschland gekommen.

Zehn Schritte entfernt von dem Begrüßungszeremoniell hoßt auf Bündeln und Säcken ein Haufen Menschen, in deren Zügen sich furchtbare Erlebnisse ausgeprägt haben, gejagte Tiere. Es sind Juden aus den ehemaligen russischen Provinzen, denen es gelungen ist, Geld und Papiere nach Südafrika zu bekommen. Etwa hundert. Ein Schiff mit weiteren Emigranten ist bereits von Libau aus unterwegs: die letzten, die noch vor Loresschluß angekommen, denen es vergönnt ist, ein Asyl, ein menschenwürdiges Dasein zu finden. Dann setzt die Quote ein.

Dort drüben steht noch immer, im schwarzen Pelz und Schlapphut: M.; lebenswürdig plaudernd mit Berichterstat- tern, läßt er sich von den Photographen tyrannisieren. Der große, revolutionäre Regisseur weiß im Augenblick sicher nicht, daß zehn Schritte weg von ihm eine Schar Landsleute, eine Schar von Stiefkindern des Lebens auf den Zug wartet, der sie ihrer Sehnsucht nach Menschenwürde näher bringen soll. Und wenn er wüßte? Würden die furchtbaren Erlebnisse dieser Menschen dort, die alle Schrecken der russischen Revolution mitgemacht haben, ihn berühren? Würde es ihn nachdenklich machen, daß, wäh- rend er hier für seine höchst revolutionären Tendenzen höchst bürgerliche Ehren einheimst, „Mütterchen“ Rußland für die Gejagtesten unter den Menschen keine Ruhestatt, keine Arbeit, kein Brot hat? Hier auf dem Bahnsteig des

Schlesischen Bahnhofes, hier stehen, zehn Schritte voneinander entfernt, Ideal und Leben sich gegenüber. Aber nicht 10 Schritte — Welten trennen sie voneinander.“

Vol.-Anz. 5/4: „M. ist Sowjetbeamter und als solcher verpflichtet, bolschewistische Propaganda zu treiben. Er hat sich sogar aus dieser Funktion eine eigene ästhetische Doktrin gezogen: Bekämpfung des Individualismus, also auch der überragenden künstlerischen Einzelpersönlichkeit, und Pflege des Kollektivismus, Durchdringung des Gesamtspiels mit dem Geiste der Allgemeinheit, das ist: der Komparserie. Starke seelische Vertiefung tragender Rollen ist ausgeschlossen, zumindest unerwünscht. Der Kunstausdruck dafür: Beseitigung des Psychologismus. Um so wichtiger das Mechanische in jeglicher Art von körperlicher Dressur. Darum kann M. auch nur mit kleinen und mittleren Begabungen etwas anfangen. In „Brülle, China!“ (Stresemannstraße-theater, Berlin) gab es nicht eine einzige schauspielerische Leistung, die tiefer zu fesseln vermochte. Wohl aber neben Leerläufen und Karikaturen eine Anzahl von Erscheinungen, die auf einen einzelnen Ton festgelegt, durch ihre meist proletarische Charaktermaske fesselten. In der Ausmalung der Maske wird manchmal Glänzendes geleistet. Freilich bedingt eine vorzüglich gearbeitete Maske fast stets eine gewisse Starre des Ausdrucks. Das Stück ist echtes Sowjetprodukt, zu vergleichen mit dem Potemkinfilm, nur ihm an Kraft nicht gleich. China — das heißt: die proletarische Kulissippe hat die Pflicht, sich bolschewisieren zu lassen. Und an diesen Kulis sollen sich die europäischen Proleten — vor allem Deutschland — ein Beispiel nehmen. Darum schickt man Meyerhold auf Reisen. Er läßt sich von seinen literarischen Anhängern als großen Künstler preisen; seine russischen Auftraggeber aber pfeifen darauf; er soll seine politische Aufgabe gut erfüllen.“

Zum Abschluß seines Berliner Gastspiels sprach M. im Theater am Schiffbauerdamm über sein „biomechanisches System“, „das vom körperlichen Trai-

ning der Schauspieler aus den theatralischen Ausdruck nach Prinzipien festlegt, wobei der seelische Ausdruck nur als Komponente hinzutritt, — gegenüber dem „Vitalismus“, der rein auf seelischen Ausdruck abzielt, woraus M. eine Unbeholfenheit des Schauspielers auf den Brettern folgerte.

M. wird bald große Propagandafilme für die kommunistische Idee nach Turgenjews „Väter und Söhne“ drehen. BZ. a. Mittag 19/4.

Meyerin, Sara, wurde 1708 in „Kelbra, wo man sie über ein Jahr aufgenommen und gespeist hatte, nach der vom Inspektor Scharffe gehaltenen Mittagspredigt und beschonem langen examine (73 Fragen) in Gegenwart vieler fremder und einheimischer Personen gekauft“, vgl. v. Kettelholdt, Aus dem Pfarrereleben, Rudolstadt, 1927. — Die Väter haben sich wirklich redlich um die Juden bemüht, die es aber nachher uns Kindern nie gedankt haben.

↓ Meyerin?, Baron von, Rittmeister a. D., eine der Hauptpersonen in dem furchtbaren Spielerprozeß von Hannover, 1893, wo v. M. den jüd. Bauernfängern die Opfer zugeführt hatte. † Oberstjägermeister v. M. O. v. Krebel, Enkelin des Rblner Freiherrn von Dypenheim. „Daß Sie für ? Fährle und Seemann [sb] den Schlepper machten, daß Sie, der alte und ergraute Offizier, Ihre jungen und leichtsinnigen Kameraden diesen gewerbsmäßigen Glückspielern in die Hände lieferten, — sehen Sie, Herr Baron, dafür habe ich kein Verständnis“, hatte Richter Heinroth gesagt. — Nach der Beurteilung erhängte sich der Angeklagte.

Eine Paula v. M. heiratete 65 den Grafen Friedrich v. Limburg-Strum, SA 247. — DSI 9/11 1893 erzählen weiter, daß v. M.'s Großvater als Meyer das große Los gewonnen und sich in Dresden habe taufen und mit Namensverlängerung nobilitieren lassen. BM.

Meyerowitz, Israel, Mädchenhändler 1901, — s. Deutthener Mädchenhändlerprozeß (sb).

Meyerowitz, Eduard, Rfm., Frankfurt a. M., 1901, Stbgr 28/5 — „hat von der Stadt Homburg v. d. H. 10 Morgen Waldgelände, direkt am Saalburg-Kastell, erworben, um nach Bildung eines Konsortiums auf einem Teile dieses Komplexes ein erstklassiges Luftkurhotel zu errichten. Der Magistrat der Stadt H. macht die Genehmigung der Baupläne des Baurat Jacobi vom Kaiser abhängig. Das Hotel wird direkt an der elektrischen Bahn Homburg—Saalburg liegen und in etwa 2 Jahren direkte elektrische Verbindung mit Frankfurt erhalten.“

Der Launus sollte noch mit einer Reihe anderer Spekulationen, vom Landrat Ritter Dr. v. Marx (sb) befürwortet, beglückt werden, u. a. auch mit einer von einem Juden uns nachempfundenen „Germanischen Akademie“, die aber, weil einer Anregung von arischer Seite entzungen, wegen der Haltung des p. p. Marx und des „beseundenen“ Wilhelm II. fallen mußte. Als der Plan dann im rein jüd. Gewande neu auftauchte, wollte man Wilhelm II. bestimmen, das Protektorat zu übernehmen. Aber dem Einspruch des arischen Urheber des Planes, der zufällig von den hinterwärts stehenden Wachsenchaften erfuhr und darauf aufmerksam machte, daß man den Kaiser dann doch mit dem Odium des geistigen Diebstahls belaste, gelang es, diese Schurkerei zu verhindern.

Meyerowitz, Ju., Apotheker, Königsberg i. Pr., schrieb einen Brief gegen den Deutschenationalen Handlungsgehilfen-Verband, in einer Drogisten-Z., 1913; darin: „Man spricht am wenigsten von der Tugend, die man hat, sagt ein Sprichwort, und es wirkt geradezu komisch, wenn ein Deutscher in unserem Sa-

terlande sich dem andern Deutschen gegenüber als deutschnational, d. h. echt deutsch bezeichnet, gerade- so als wenn in Berlin sich eine Gruppe „echt Berliner“ bilden würde. Bei uns Juden und Dtschen ist der Pa- triotismus angeboren und selbstverständlich, und es fällt uns gar nicht ein, etwas anderes als höchste Vater- landsliebe bei unseren deutschen und preußischen Mit- bürgern vorauszusetzen, es sei denn, daß sie sich in offenem Gegensatz zum Deutschtum befinden, wie z. B. ein Teil der Polen und der Elßaß-Bothringer. Natürlich verzichten wir in unseren Geschäften gern auf die Mit- arbeit und Hilfe solch beschränkter „Herren“, die unsere deutschnationale Gesinnung anzweifeln; ich füge z. B. bei schriftlichen Stellenofferten hinzu: „DDB-Mitglieder wollen sich nicht bewerben.“ Die Mitglieder des DDB hingegen sind froh, auch bei jüd. Chefs Unterkunft zu finden, und verheimlichen dann sogar ihre deutschnatio- nale Mitgliedschaft, denn ihre deutschnationale Gesin- nung zu betätigen, wird sie kein deutscher Chef hindern.“

Meyersohn, Dr., prakt. Arzt, Vertreter „schroffsten Medizingläubens, Treuchlingen, Bayern, — hat sich durch „billige“ Honorare einen großen Kundenkreis er- obert. Sein einziger Kollege am Platz, Nichtjude, neigt der Naturheilkunde zu. 1913.

Meyersohn, Frau, aus Bamberg, — soll sich vor dem Kriege sehr an die deutsche Kronprinzess- sin Cäcilie gedrängt haben, die von der jüd. Klasse wohl ebenso wenige Ahnungen hatte wie ihr Mann, der sogar noch nach dem Kriege sich seine Bücher von einem ▼Kosner überarbeiten ließ. — 1914. WM.

Meyersohn, Philosoph, Paris, 1929 (SFB 19/4).

Meyerstein, Ed., RA am Kammergericht und Syn- dikus der Handelskammer, W.-Wilmsdorf. 1914.

Meyerstein, Selby, Bankhändler, Hannover, Arn- swaldstr. 31. — Präf. AM: Alkaliwerke Ronnenberg, Hann.; Bernburger Maschinenfabrik; Granitwerke Stei- nerne Renne, Hasserode; Ser. Harzer Portland-Cement- und Kalkindustrie, Elbingerode (s. Siegmund Meyer- stein). — Vorstand: Verein für die gemeinschaftlichen Interessen des Hannov. Kalkbergbaus; Terracinges. Am Maschpark, Hannover. — AM: Tiefbau- und Kälte- industrie, vorm. Gebhardt & Roentg, Nordhausen. — Grubenvorstandspräses: Gewerkschaft Niedel, Hann.; Ge- werkschaft Hildesia, Hann. — Geschäftsführer: Basalt- werke Obertiefenbach, Hann.; Burgdorfer Kreisbahnen, Hann. — Grubenvorstandsmgl.: Gewerkschaft Mathilden- hall und Coelßberg.

Die ungeheure aufsichtsrätliche Tätigkeit der Kasse- genossen erweckt immer wieder Staunen. Und S. M. ist noch nicht einmal einer der arbeitsamsten. 1914.

Meyerstein, Siegmund, Bankhändler, Hannover, Se- danstr. 13. AM: Mechan. Weberei Linden; Vereinigte Harzer Kalkindustrie, Elbingerode. — In diesem Werk ist Bruder oder Gevatter Selby M. (s) Präf. des AM.

Meyners, gebor. Felix Joseph Meyerstein, Dr., RA, Notar, Charlottenburg. Inform.-Wr. 158, 1930.

Mehrind △, Kurt Anton Max von, 1843 Magdeburg —93 Hannover, Rittmeister im Leibgarde-Fusaren-Regt.; Gr. Bresa, O ▼ 1865 Emma Reinfeld, *1848, T. des Frh v. Kradel // Antonie von ▼Oppenfeld, des Stam- mes Oppenheimer. R: 1. Wilhelm, 1866—08, New York, Rfm., ebd.; 2. Anton, 1867—27 Hamburg, kais. Korvettenkapitän a. D., ebd.; 3. Freda, O Richard v. Rechenberg; 4. und 5. Petronella und Bera, *1872; 6. Ulrich, *1873, Rfm., Potsdam, Wirkenstr. 7.

↓ **Mehrink**, Gustav, gebor. Meyer, Vi- terat, München (vgl. Fr. △Kauschen- berg, „Bremer Nachrichten“ 1917, 200; Bril.); *1868 Wien. Uneheliches Kind der Agl. Bahr. Hofschauspielerin, Mgl. des Berliner Lessingtheaters, Frll. Ma- rie Meyer; der Vater, der ja, nach den merkwürdigen und perversten Kasseber- herrlichkeiten in Mehrinks Büchern und

nach dem Aussehen des Sohnes, ganz gut auch Jude gewesen sein könnte, wird Deg. 6 von seinem Sprossen illoyal ver- leugnet. Nach Kosch's Lit.-Lexikon soll es der württembergische Minister Carl Frhr. von ▽Barnbühler sein, der von geistl.-bürgerl. Ahnen stammte. Mehr- rink stand als vermuteter Jude im S. R. I, legte aber unter dem 25/2 17, wie Adolf ▽Bartels mitteilt, schriftlich das Blutsbekenntnis (s) ab. Der Groß- vater der Maria[e] Meyer war Johann Heinrich M., der 1793 von Dresden nach Hamburg zog.

Mehrink besuchte das Gymnasium in Prag und absolvierte die Handelsakade- mie dort, gründete 89 in Prag eine Bank, leitete einen theosophischen Ver- ein und — verheiratete sich mit wem? 92. —

Ad. Bartels DGB 3, 807: „Aus dem Geiste des „Simplizissimus“ sind seine ersten Veröffentlichungen erwachsen: „Der heiße Soldat und andere Geschich- ten“ (1903); „Orchideen, seltsame Ge- schichten“; „Wachsfigurenkabinett, son- derbare Geschichten“; auch die Parodie- en „Gustav Mehrink kontra Gustav Frenssen, Jörn Uhl und Hilligenlei“, die treffend, aber gemein sind. Gesam- melt erscheinen M.'s Novellen als „Des deutschen Spießers Wunderhorn“ (1909). Darauf schrieb M. mit Roda ▼Roda Lustspiele: „Sanitätsrat“; „Bu- bi“; „Sklavin auf Rhodus“; „Uhr“ und wurde 1915 durch seinen Roman „Go- lem“, der im alten Prag und wesentlich in Judenkreisen spielt und die schon von Arnim in der „Fabeln von Ägypten“ verwendete und von vornherein gelobte Spulgestalt benutzt, berühmt. Die dtische Kritik war von dem Werke sehr ent- zückt: „Großes, ganzes, äußerst und rein wirkendes Buch... Der Klang kommt aus der Tiefe, nicht aus dem Tag. „M. steht nun unverrückbar in der Reihe der genialen Phantasten“. Friedrich Dien- hardt nannte es dagegen einen Unter- haltungsroman, ein Gemisch von Conan Doyle und Edgar Poe oder G. E. U. Hoffmann, und gab nur das Geschick zu, mit der ein gewisser Zwitterzustand zwi- schen Traum und Wachen durchgeführt, auch die gar sehr schmierig-triebhaft- dumpfe Ghettostimmung mit ihren

Halbnarren, Hungernden und Verbrechern getroffen sei.

Dem „Golem“ ließ Mehrink die (älteren) Novellen „Fledermäuse“ und den Roman „Das grüne Gesicht“ folgen, der sich an die *Uhasver* sage anschließt und im modernen Amsterdam spielt — noch einigermaßen geschickt, aber schon viel roher und brutaler, man darf wohl auch perverser sagen. Die bereits in den „Sonderbaren Geschichten“ M.'s hervortretende Abneigung gegen die germanische Rasse und alle konservativen Mächte im deutschen Leben ließ, da sie zu direkten Gemeinheiten geführt hatte, eine starke Opposition gegen ihn entstehen, aber da nahmen sich deutsche Respektspersonen, unter ihnen sogar ein kaiserlicher Botschafter, seiner an. Doch bekam es ihnen ziemlich schlecht. Die letzten Veröffentlichungen M.'s, die Romane „Walpurgisnacht“, „Dominikaner“ und die Novellen „Die heimtückischen Champignons“ sind unbedeutend.

Richard ▼ Raß, Prag, Wiener Montagsblatt „Morgen“ (26/2 1917) [vgl. auch Meher, Gustav]: „Wie aus einem Bankier ein Dichter wurde“, darin von einem Bankhändler erzählt wird, „den wir Meher nennen wollen“: Meher lebte genau so prosaisch, zufrieden und betriebsam, wie das seinem Metier entsprach. Er verwaltete sein kleines, aber rentables Bankgeschäft mit Sorgfalt, spielte in der Gesellschaft die Rolle, die ihm zukam, war also Kasinomitglied, Stammgast im Café Continental und Tarockspieler, machte während des Sommerurlaubs Bergtouren und bummelte im Winter von 12 bis 1/2 1 über den Graben. Von 2 bis 3 Uhr focht er im Herrenklub ein paar Gänge, um den Körper geschmeidig zu halten; er war gut angezogen, freundlich, umgänglich und durchaus kein Dichter. Wenn auch manche Leute dieses simple Leben von einem romantischen Stande umglänzt glaubten, weil M. der Sohn einer bekannten Schauspielerin war, oder weil er einen theosophischen Verein in Prag gegründet hatte, so rechtfertigte doch sein Leben diese Überschätzung der Abstammung und der Liebhaberei durchaus nicht.“ In dieses schlicht bürgerliche Leben tritt dann nach Richard Raß die

Tragik: Meher's Frau „vergafft sich“ in einen hübschen jungen Artillerieoffizier, Meher fordert ihn, aber der Ehrenrat entscheidet: „Meher ist nicht berechtigt, sich auf den Standpunkt des Duellkoder zu stellen.“ Mit dieser Entscheidung ist Meher unzufrieden, er appelliert an alle Instanzen und wird schließlich dem Liebhaber seiner Frau und dessen Freunden ausnehmend unangenehm. Sie suchen bei dem Chef des Prager Sicherheitsdepartements Schutz, dieser stellt aber aus seiner „Privatregistratur“ fest, daß vor Jahren eine Frau X gegen das Bankgeschäft Y geklagt hatte, weil sie sich von ihm bei einem Börsengeschäft für benachteiligt hielt, und läßt die alte, längst entschiedene und verjährte Streitfache nicht nur wieder aufnehmen, sondern Meher auch verhaften und 2 Monate „zwischen Zuhältern, Dieben und Wechselfälschern“ über seine ebenso unverschuldete wie bedrohliche Lage nachdenken. Dann wird Meher vor Gericht gestellt, freigesprochen, aber Existenz und Gesundheit sind ruiniert — ein Spezialarzt stellt *tuberculosis dorsalis* fest: „Und diese Zeit tiefster Verzweiflung, diese Häufung schwersten Erlebens weckte seine Kunst. Nach einigen mißglückten Versuchen, sich durch kleine Agenturen über Wasser zu halten (das Geld war ihm knapp geworden und drohte auszugehen), begann er zu schreiben. Ihm, dem die Tat nutzlos zerbrochen war, gelang das Wort. Man riß sich um seine eigenartigen, von phantastischer Mystik erfüllten Skizzen, die wie Orchideen aus dem Sumpfboden eines verpesteten oder verfaulten Lebens leuchtend und prächtig sich zum Himmel rankten. Seine erste Skizze war sein erster Erfolg.“ Richard Raß berichtet weiter, daß M. in München — oder anderswo — „ein sehr bedeutender Schriftsteller wurde, vielleicht der bedeutendste, jedenfalls aber der erfolgreichste der letzten Jahre“, und als sein Gesprächsgenosse — der Aufsatz hat Dialogform — dann sagt: „Meher . . . Meher . . . noch dazu mit e und h und außerdem noch ein Prager. . . Und der Haß gegen die Spezialärzte . . . der Groll auf die Polizeigewaltigen und Untersuchungsrichter . . . das alles erfüllt doch den „Golem“ und das „Grüne

Gesicht“... Es ist gar nicht anders möglich! Der Bankier M., dessen Tragödie Sie eben erzählten, ist Gustav Mehrink und kein anderer! Nicht wahr, er ist es?“, da antwortete er: „Vielleicht haben Sie den Namen erraten. Aber Sie erlassen mir wohl ein striktes Ja.“ Man kann nicht gut deutlicher sein; vgl. Ad. Bartels, Deutsches Schrifttum, Oktober 17.

M. litt von 1900 bis 03 an Nervenlähmung, was ihn 02 zur Aufgabe seiner Bank veranlaßte. Geheilt, wurde er Schriftsteller und Mitarbeiter des „Simplizissimus“. Nachdem am 1/2 05 seine 1. Ehe geschieden war, verheiratete er sich am 8/5 05 wieder mit Rena, Tochter des Direktors Josef Bernt. Die Schriftstellerei machte ihn bald reich. Anfangs teilte er seinen Wohnsitz zwischen Montreux und München; jetzt besitzt er die Villa Rod in Starnberg und ist bairischer Staatsangehöriger.

„Mit dem „Golem“ aus dem Prager Ghetto hatte er den größten Erfolg (100 000 Auflage) während des Krieges. (Der Roman erschien gleichzeitig im Ausland. Nieuve Rotterdamse Courant, 14/8 16, veröffentlicht ihn unter dem Strich.) „Das alte Motiv vom Golem“, heißt es in der Bauchbinde des Romans, „jener selbstgekneteten Tonfigur, die ein Prager Rabbi durch einen Zauberspruch zu rätselhafter Dienstbereitschaft belebte, und die gespenstisch noch lange im Judenviertel Prags spukte, wird in Mehrinks Buch phantastisch umgestaltet und vertieft. Da der Roman eigentlich ein großer Traum ist, wirkt er mehr als ein Roman, denn er löst sich von der Wirklichkeit und erhellt geheimnisvolle Gründe und Beziehungen der Seelen und Menschenschicksale. So formen sich diese seltsamen Figuren und Abenteuer in kunstvoller Verknüpfung zu einem der buntesten, spannendsten und gedankentiefsten Werke der dtischen Literatur.“

Nach oberflächlicher Berechnung erforderte die Zeitungsreklame für den „Golem“ und „Das Grüne Gesicht“ ungefähr 30 000 Mark. — Auch der ästhetisch unzulängliche „Kunstwart“ setzte sich für M. ein. Geschickt ist die schmierig-triebhaft-dumpfe Ghetto Stimmung

mit ihren Halbnarren, Hungernden und Verbrechern; aber was hatte dieses durch und durch jüd. Buch mit dem Krieg oder mit der deutschen Seele zu tun? Ein Grimassenunwesen, das sich in den Vordergrund zu drängen suchte! Sein Bild der alten Prager Judenstadt dürfte von Dickens (von dem M. Übersetzungen herausgegeben hat) beeinflusst sein, und manche der Phantasien und Visionen des Buches (Kap. 3) erinnern an Flauberts „Antonius“. Die Angelina-Episode scheint auf Heine zurückzugehen. Der zweifellos kranke Held und die Art und Weise, wie er sich ausdrückt, mahnt an Rainer Maria Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“; das Wüsterotische, Verbrecherische und Perverse an Kurt Münzers „Weg nach Zion“. Mehrinks „Golem“ ist ein Virtuosenstück mit Spuren aus unsern literarischen Entwicklungen von der Romantik bis zum Expressionismus, Futurismus und Simplizissimus der jüngsten Tage; aber mit deutscher Literatur hat er, außer daß er in dtischer Sprache geschrieben ist, kaum etwas zu tun, sehr viel aber mit dem Talmud, und vielleicht müßte man Martin Buber hören, wenn man Klarheit über das Werk, über Rabbi Hillel und seine Weisheit haben möchte. Für die Erkenntnis des Judentums sind manche Äußerungen wichtig, z. B.: „Unter den Judengesichtern, die ich Tag für Tag in der Hahnpaßgasse auftauchen sehe, kann ich deutlich verschiedene Stämme unterscheiden, die sich so wenig durch die nahe Verwandtschaft der einzelnen Individuen verwischen lassen, wie sich Öl mit Wasser vermengen wird. Da darf man nicht sagen: Die dort sind Brüder oder Vater und Sohn. — Der gehört zu jenem Stamme und dieser zum andern, das ist alles, was sich aus den Gesichtszügen lesen läßt. — Diese Stämme hegen einen heimlichen Ekel und Abscheu voreinander, der sogar die Schranken der Blutsverwandtschaft durchbricht, — aber sie verstehen ihn geheim zu halten vor der Außenwelt, wie man ein gefährliches Geheimnis hütet. — Kein einziger läßt ihn durchblicken, und in dieser Übereinstimmung gleichen sie haßerfüllten Blinden, die sich an ein schmutzgetränktes Seil

klammern: der eine mit beiden Fäusten, ein anderer nur widerwillig mit einem Finger, alle aber von abergläubischer Furcht befallen, daß sie dem Untergange verfallen müssen, sobald sie den gemeinsamen Halt aufgeben und sich von den übrigen trennen.“ S. 14/15.

„Die hohen Ideale der Menschheit, die vordem mit kommerzienrätlich biederer Miene, die Pathosbrust mit Orden bedeckt, mich von oben herab behandelt hatten, — demütig nahmen sie jetzt die Maske von der Frage und entschuldigten sich: sie seien selber ja nur Bettler, aber immerhin Krüden für — einen noch frecheren Schwindel.“ S. 136.

„Wenn's wahr ist, was eine uralte talmudische Legende behauptet: daß von den 12 jüd. Stämmen zehn verflucht sind und 2 heilig, so verkörpert Hillel die 2 heiligen und Aaron Wassertrum die 10 anderen zusammen.“ S. 235.

„Sie kennen doch den Satz [sagt Hillel zu Wassertrum]: Alle Juden sind Bürgen für einander? Machen Sie's einem nicht zu schwer.“ S. 293.

„Überall witterte Wassertrum Verrat und Haß. Nur bei seinem Sohn [Dr. Wassorh, ein Augenarzt, der seinen Patienten einredet, sie hätten den grünen Star, um sie dann zu operieren und Geld und Ruhm zu machen, bis er entlarvt wird und sich tötet], machte er eine Ausnahme. Ob es daher kam, daß er ihn vom Säuglingsalter an hatte heranwachsen sehen, also das Keimen jeder Eigenschaft von Urbeginn in dem Kinde sozusagen mit erlebte und daher nie zu einem Punkte gelangte, wo sein Mißtrauen hätte einsetzen können, oder ob es im jüd. Blute lag: alles, was an Liebesfähigkeit in ihm lebte, auf seine Nachkommen auszugießen — in jener instinktiven Furcht unserer Rasse: wir könnten aussterben und eine Mission nicht erfüllen, die wir vergessen haben, die aber dunkel in uns fortlebt, — wer kann das wissen! — Mit einer Umsicht, die beinahe an Weisheit grenzte und bei einem unbelesenen Menschen, wie er, wunderbar ist, leitete er die Erziehung seines Sohnes. Mit dem Scharfsinn eines Psychologen räumte er dem Kinde jedes Erlebnis aus dem Wege, das zur Entwicklung der Gewissenstätigkeit

hätte beitragen können, um ihm künftige seelische Leiden zu ersparen. Er hielt ihm als Lehrer einen hervorragenden Gelehrten, der die Ansicht verfocht, die Tiere seien empfindungslos und ihre Schmerzäußerung ein mechanischer Reflex. — Aus jedem Geschöpf so viel Freude und Genuß für sich selbst herauszupressen, wie nur irgend möglich, und dann die Schale sofort als nutzlos wegwerfen: das war ungefähr das Ueberseines weitblickenden Erziehungssystems. — Daß das Geld als Standarte und Schlüssel zur Macht dabei eine erste Rolle spielte, können Sie sich denken. Und so wie er den eigenen Reichtum sorgsam geheim hält, um die Grenzen seines Einflusses in Dunkel zu hüllen, so ersann er sich ein Mittel, seinem Sohn ein Ähnliches zu ermöglichen, ihm aber gleichzeitig die Qual eines scheinbar ärmlichen Leben zu ersparen: er durchtränkte ihn mit der infernalischen Lüge von der „Schönheit“, brachte ihm die äußere und innere Gebärde der Ästhetik bei, lehrte ihn äußerlich: die Lilie auf dem Felde heucheln und innerlich ein Nasgeier sein. S. 309—311.

Bartels nennt es „immerhin merkwürdig, wenn ein, deutschem Leben so fremdes, Werk in der Zeit, wo das Deutschtum seinen schwersten Kampf kämpfte, einen so großen Erfolg hatte“, und hatte denn auch trotz der Judenreinheitserklärung Mehrints Zweifel an M.'s arischem Blut und Wesen: „Schwer glaubhaft ist es ja für den, der den „Golem“ und das andere Schaffen M.'s kennt.“ Mit aller Gewissenhaftigkeit untersuchte Bartels (Oktober 1917) im „Deutschen Schrifttum“ den „Fall Mehrint“ und kommt zu dem Ergebnis:

„Ich muß sagen, daß alles, was M. geschrieben hat, unmöglich deutscher Seele entstammen kann... Die Abneigung M.'s gegen die blonde Rasse tritt auch noch im „Grünen Gesicht“ hervor.“ Dies Buch ist übrigens „ein Räuberschmöker, den man sonst zu 25 Pf. findet; er schildert das Judenviertel von Amsterdam, und einen gewissen Chidher Grün, eben den Mann mit dem Gesicht. Dieser ist identisch mit dem ewigen Juden, der durch die Gassen der Mehrintschen Welt spukt und von allen — man

weiß nicht warum — gesucht wird. Ferner gibt's einen magisch begabten, wahnsinnigen Neger, nebst Schwindlern aller Art, einen steinreichen Baron, eine schöne Eva, allerlei seltsame, von Wichtigtuerei geladene Geschlechtswesen, besessene Hellseher, Erdbeben, Brände, menschenfressende Löwen und anderes. Das Ganze, in gewöhnlicher, oft kalauernder Sprache zur Verbreitung unter der Halb- und Reiselwelt zugeschnitten, ist ein Saisonschlager, zugleich aber kitsch, eingewickelt in eine mit Anmaßung auftrumpfende Philosophasterei, voll kabbalistischen Unsinn in geheimnisvoll-unverständlicher Sprache. M. leistet dabei eine kaum versteckte Werbearbeit für Neger und Juden. Von einer Hauptfigur, dem überheblich edlen Saphardi, wird unzählige Male versichert, er sei einer der „gebildetsten Menschen der Weltgeschichte“, einer der „bedeutendsten Gelehrten“; um so weniger spürt man da von dieser Intelligenz. Da ist ferner der ebenso gerechte Lazarus Sidotter, der sich „traumbefangen“ selbst eines Mordes beschuldigt, — was einen trefflichen Präcedenzfall gäbe, wenn mal mordverdächtige „Genossen“ auf der Anklagebank zu sitzen kommen sollten. Andere, ebenso edel und nachdenklich, bilden den Chor für diese Zwei: „Man wirft den Juden vor, sie hätten keine Ideale. Jedenfalls haben die Christen nur falsche. In Glaubenssachen sind mir die Juden zu viel Talmud, die Christen zu sehr Talmi.“ läßt Mehrint verkünden. Er begnügt sich ferner nicht mehr mit dem Trick, den man auch sonst aus tausend Büchern schon kennt, alle Dunkelhäuter zu loben, sondern greift umgekehrt höhnisch die blonden Arier an. So wird Herr Sidotter von einem tölpelhaften Gefängnisarzt mit sonorer Stimme, Dr. Debrüwer, untersucht (S. 252), der durch den blonden Vollbart und „gütigen aber durchdringenden“ Blick den „wissenschaftlichen Poseur und Hohlkopf verrät“. Der helle nordische Typus soll dem Volk vererbt werden. Man sieht, wie planmäßig gearbeitet wird. Der Blaublonde soll ferner durch die heftig angeregte Mischung mit gemeinen und niederen Rassen entwertet und heruntergezüchtet

werden. Mehrint, dem wie Prof. Franz von Litz im Reichstag alles gleich ist, was Menschenantlig trägt, ob Weiße, Neger, Asiaten oder sonst was, bringt es fertig, folgende Pervertitäten hinzuschreiben: „Oft hatte sie von Frauen gehört und gelesen, besonders von blonden, die trotz heftigsten Abscheus vor Negern, ihnen zu willen sein müßten: — daß das wilde afrikanische Blut einen magischen Zwang auf sie ausübe, gegen den jeder Widerstand vergebens sei; sie hatte es nie geglaubt, und solche Geschöpfe als niedrig tierisch verachtet, jetzt erkannte sie an sich selbst mit kaltem Grauen, daß eine finstere Macht dieser Art existierte. — Die scheinbar unüberbrückbare Kluft, die Entsetzen und Sinnenrausch auseinanderhielt, war in Wirklichkeit nur eine dünne, durchsichtige Scheidewand, die, wenn sie brach, die Seele einer Frau rettungslos zum Tummelplatz bestialischer Instinkte werden lassen mußte. Was konnte diesem Wilden, halb Mensch, halb Raubtier, indem er innerlich nach ihr rief, die unerklärliche Gewalt verleihen, daß es sie wie eine Mondsüchtige durch fremde Gassen zu ihm zog, wenn nicht Saiten in ihr unbewußt unter dem Schrei seiner Brust miterklängen, von deren Vorhandensein sie sich stolz frei geglaubt? Besaß dieser Neger eine teuflische Macht über jede weiße Frau, fragte sie sich, bebend vor Angst, oder stand sie selber so viel tiefer als die vielen andern, die seinen magischen Lockruf nicht einmal gehört, viel weniger ihm Folge geleistet hätten? Sie sah keine Rettung mehr vor sich.“ — Wir auch nicht.

Die „dtische“ Presse und ihre „Geschäfts“-Reisenden aber trieben dies Buch bald in die Höhe und warfen es in 110 000 Stück unter unser armes, schwer duldendes Volk.

Ulbert Zimmermann kommt im „Deutschen Volkstum“ (April 17) zu dem Urteil: „Mehrint wird einer der geschicktesten und gefährlichsten Gegner des deutschen, des völkischen Gedankens sein. Er wird Tausende und Abertausende so beeinflussen — und verderben — wie es H e i n e getan hat.“ Er gibt die eigentümliche Fähigkeit M.'s, „das Wunderbare, Unglaubliche, Rätselhafte,

Groteske, Grausige zu schildern“ zu, weist aber auch auf seine Vorliebe für das Faulige und den Hautgout der Überkultur hin: „Ihm ist alles Nationale ein Greuel. Er verfolgt alle Bestrebungen mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit, und er gießt seinen Spott am liebsten über die gegebenen Vertreter von Staat und Volk. Fast jede seiner zahlreichen Novellen hat den Neben- oder Hauptzweck, Monarchie, Offiziere, Vertreter des deutschen Volkes im Auslande, kurz, irgend etwas Deutsches lächerlich zu machen.“ In M.'s „Schöpsoglobin“ gebraucht ein Astrolog für gewisse Experimente ein menschliches Wesen, das getötet werden muß. Er will aber nur einen Menschen opfern, der wahrhaft unnütz ist. Da verfällt er auf „die Pastorenweibse!“ Das war es! Ich habe eine ganze Schnur von Pastorenweibsen belauscht, wie sie rastlos sich „nützlich machen“, Versammlungen abhalten zur Aufklärung von Dienstboten, für arme Negerkinder, die sich der göttlichen Nacktheit freuen, warme, scheußliche Strümpfe stricken, Sittlichkeit verteilen und protestantisch baumwollene Handschuhe, und wie sie uns arme, geplagte Menschheit belästigen: man solle doch Stanniol sammeln, alte Korke, Papierschnitzel, krumme Nägel und anderen Dreck, damit — „nichts verkomme“.

Eine, — ein pinselblondes „dtisches“ Bieft, ein echtes Gewächs aus wendisch-laschubischem Dbotritenblut, hatte ich schon unter dem Messer, da sah ich, daß sie — gesegneten Leibes war, und Moses' uraltes Gesetz gebot mir Halt.

Eine zweite fing ich ein, eine zehnte und hundertste, und immer waren sie — gesegneten Leibes!

Da legte ich mich auf die Lauer Tag und Nacht — wie der Hund mit den Krebsen —, und so gelang es mir endlich, im richtigen Augenblick eine direkt aus dem Wochenbett herauszufangen.

Eine glatt gescheitelte sächsische Betthäsin mit blauen Gänseaugen war es.“

„Fürwahr“, fügt Zimmermann hinzu, „man braucht kein Eiferer zu sein, um eine derartige teuflische Verhöhnung deutscher Frauen als einen Schlag ins Gesicht zu empfinden. Man stelle sich einmal vor, daß ein deutscher

Schriftsteller die niedrige Gesinnung und den schlechten Geschmack besäße, etwa die Rabbinerfrauen zur Zielscheibe ähnlich roher „Späße“ zu machen... Wir gestehen: mit einem deutschen Schriftsteller, der sich in nur halb so schlimmer Weise an Unstand und gutem Geschmack verginge, würden wir nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun haben wollen. „Zimmermann führt dann noch eine Stelle aus dem „Grünen Gesicht“ an, in der M. die Desinfektion gegen Schlagworte wünscht, „die Krankheiten wie Massen- und Völkerverhaß, Pathos u. dgl. übertragen“, und erklärt zum Schlusse, daß er die Eröffnung der großen Schlacht der Geister, die M. für nach dem Kriege ankündige und für die er seine giftigen Geschosse zurücklege, schon jetzt wolle und abwarte, ob er, Meyrink, den offenen Kampf annehme oder ob er die Zuflucht zu einer andern Taktik nehme, „die ich erst nennen möchte, wenn die Antwort auf diese Darlegungen etwa ausbleiben sollte“.

M. und seine Freunde nahmen aber ihre Zuflucht zu was anderem: „Die Mosse-Presse fühlte sich allein nicht mehr stark genug, die aus dem deutsch-nationalen Lager fort und fort neu hervorbrechenden Gegner M.'s erfolgreich zu bekämpfen. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“, vorwiegend aus Glaubensgenossen des Stabes der Mosse'schen Schrift gebildet, mußte sich ins Mittel werfen, und ein Haufen beinahe erlauchter Namen glaubte sich gleichzeitig für die Echtheit und Reinheit des angefeindeten Kollegen in der Villa Rod am Starnberger See einsetzen zu sollen. Unter ihnen der Kaiserliche Botschafter Graf Bernstorff, der neben einigen unbekanntem Universitätsprofessoren und Frank Wedekind, Felix Edlem v. Weingartner, 2 verjüdeten Freifrauen und dem bekannten Münchener Psychiater Dr. med. Freiherrn v. Schrenk-Nozing für die lauterste, vornehmste Gesinnung des hervorragendsten Erzählers wider die antisemitischen Hezer ... eintrat.“ (C. Groß in Natur & Ges., Oktober 17.)

„Der Protest, in dem der Name des Kaiserl. Botschafters Graf Bernstorff

und der der Frau Pastor Külle (nebenbei eine geborene Engländerin, deren Vater James — dtsh: Jakob — hieß, und Witwe eines kurländischen Pastors) besonders auffielen, blieb nicht ohne Widerspruch. In einer gegnerischen Erklärung heißt es: „Wir ... bedauern, daß sich in Deutschland im 3. Kriegsjahre noch Menschen finden, die es wagen, die sachlich völlig gerechtfertigte Bekämpfung eines kalten Verhöhnens als „niedrige persönliche Angriffe“, „Schmähungen“ und „antisemitische Heße“ zu verleumden. ... Der Charakter des Protestes der Freunde M.'s ist durch die Anwesenheit von Namen wie Frank Wedekind, Heinrich Mann und nicht zuletzt des ehemaligen deutschen Botschafters in Washington, Grafen Bernstorff, klar gekennzeichnet; ... dieser Protest erbringt gerade den Beweis, wie dringend der Kampf gegen Schriftsteller dieser Art ist, wenn selbst Lehrer der akademischen Jugend und Angehörige des dtshen Adels in der Begeisterung für einen Mann befangen sind, der ein Gegner der nationalen und religiösen Überlieferungen ist, unter denen unser Volk groß wurde. Wir erklären bei diesem Anlasse, daß es uns als eine Aufgabe von nationaler Bedeutung erscheint, literar. Erzeugnisse ohne Rücksicht auf ihre formalen Eigenschaften zu bekämpfen, die in sich die Absicht bergen, offen oder versteckt an den religiösen, sittlichen und nationalen Grundlagen unseres Lebens zu rütteln und die Lebens- und Weltanschauungsbegriffe unseres Volkes zu verwirren. Wir erklären eine solche Tendenz, die in dem neuesten Schrifttum immer frecher ihr Haupt erhebt, für ein Verbrechen an dem deutschen Volke und seiner Zukunft. Wir weisen den Anspruch auf eine künstlerische Freiheit, die darin ihren Zweck sieht, das mit einem kalten Hohne zu verunglimpfen, was uns wert und teuer sein muß, zurück; eine Freiheit zur Entsittlichung eines Volkes und zur Zerstörung seiner religiösen Werte kann es für eine Nation nicht geben. Um so mehr in einer Stunde wie der gegenwärtigen würde die Duldung eines derartigen Treibens bedeuten, daß unser Volk um seinen innern und folglich

den eigentlichen Preis dieses fürchterlichen und opferreichen Ringens betrogen wird. ... Unter den 59 Unterschriften dieser Entgegnung finden wir Namen, wie K. A. Heinr. Claß=Mainz, Admiral v. Grapow=Berlin, General Frhr. v. Gebfattel=Bamberg, Bischof Dr. von Keppler=Kottenburg, Generalsuperintendent D. Lahusen=Berlin, General v. Liebert, Univers.-Prof. Dr. Dietr. Schäfer=Berlin, Univers.-Prof. Dr. Reinh. Seeberg=Berlin, Univers.-Prof. Dr. Ulrich v. Wilamowitz=Möllendorf=Berlin, Graf York von Wartenburg-Klein-Öls usw.

Selbst Carl Groß, der in bezug auf literarische Kritik Rassefragen nicht anerkennen will, urteilt über M. als Künstler („Natur & Ges.“ Oktober 17): „M. ist ein bedeutendes Talent, leider aber der *K i n n s t e i n k u n s t*, das durch seinen menschenverachtenden Sarkasmus und einen bis ins Schamlos-Immoralische gesteigerten Jhнизмus unsympathisch berührt, wenn nicht gar abschreckend wirken würde, wäre es nicht gepaart mit einer gewissen Hinterfinnigkeit. Denn trotz der überall sich dreist und dreister hervorstuckenden jhнischen Ausdrucksweise lagert über dem Ganzen eine leichte Melancholie, die der Dichter wohl verbergen möchte, aber nicht kann: sie ist in seinem Wesen das Pathologische der Triebe, der Instinkte; das Stigma, das den Jhникер auszeichnet, aber nicht vom Melancholiker trennt. ... Man braucht nicht bei Prof. Adolf Bartels eingeschworen zu sein, um bei M. von einer Halbnarrenstimmung zu sprechen. ... Sagten wir, M. habe Talent, so meinen wir damit natürlich seine angeborene Gestaltungskraft, nicht aber würde sich dies auf eine Meisterschaft der Form beziehen. ... Die gesammelten Novellen ... sind samt und sonders nur Skizzen. ... Eine Charakteristik findet sich nirgends; die Begebenheiten entrollen Zerrbilder vom gesellschaftlichen Leben. Der Vortrag ist leicht und gekünstelt. Der Ausdruck ist frech und schmutzig. ... An andern Stellen artet er nachgerade in Roheit aus. ... Nichts als ein geistreiches Getue, wie man es nur zu häufig an jüdischen Parbenüs gewahr wird, die mit ihrem vie-

len Geld sich nach Jahr und Tag ins Lager des Literatentums verschlagen sehen. . . . Indessen würde man alles noch hingehen lassen, allein M. will nichts weiter, als im Rahmen des Romans und der Novelle jüd. Politik treiben und die Kultur der deutschen Rasse erniedrigend in den Rot ziehen. . . . Mit der Verzer- rung der arischen Gestalten scheut er vor der bewußten Lüge nicht zurück. Wir er- innern nur an den „storchenbeinigen In- fanterieleutnant“ im „Golem“, der sich abwechselnd den Schnurrbart kämmt oder mit „gelben Zigarettenfingern im Kaffeehaus in der Nase bohrt“. Über- flüssig zu sagen, daß solche Gestalten in der Wirklichkeit einfach unmöglich sind. . . . Ebenso unwahr . . . ist der Gefängnisarzt mit dem Schweinskopf und zuckenden Hosenbeinen und der Unter- suchungsrichter, den er als Imbezil auf- treten läßt. . . . Ekelerregend wirkt M. in den psychologischen Betrachtungen über die Kanaille, das Schminckamel und die Herzjauche auf S. 361 des „Go- lem“. Das Geschlechtliche tritt bei M. so deutlich hervor, daß man versucht ist, bei ihm dennoch an seine jüd. Abstam- mung zu glauben. Seine Schilderungen in sexualibus arten bisweilen ins Vie- hische aus. . . . Außer den moralischen Schwächen seiner Charaktere und den Mängeln in der sicheren Behandlung der Form . . . leiden seine Schriften viel- fach unter der Hast, was vielleicht am ehesten die zahlreichen orthographischen und syntaktischen Schnitzer erklärt. . . . Wir müssen sagen, daß M. der Ver- treter eines eigenartigen okkulten Ex- pressionismus im dtischen Schrifttum geworden ist, wie er so mar- kant nie zuvor in die Erscheinung getre- ten war. . . . In der deutschen National- literatur wird M. keinen dauernden Platz finden können; jedenfalls werden sich die Literaturhistoriker von ihm fern- halten und sich mit Abscheu und Ekel von ihm abwenden.“

Also einige Gegenüberstellungen:

Mehrink: „Der Mönch Kasparis“.

S. 9. „Na, hör Er mal“, rief soeben ein breit- behäbiger, vollwangerer Spießbürger Herrn Zorn, dem Apotheker zu, indem er ihm mit der flachen Hand ver- traulich auf die Schulter schlug. „Hör Er mal, werter Herr, mitreden kann Er hierbei eigentlich nicht! — Drücken Ihn wohl die schweren Sorgen auch, die man uns armen Bürger- und Handelsherrn auferlegt hat?“

Wir geben Ad. Bartels das Schluß- wort: „Es wird G. Mehrint wohl nichts anders übrig bleiben, als ganz be- stimmte Angaben über seine Herkunft zu machen, die jedermann verfolgen kann. Nachdem Richard Raß so liebens- würdig aus der Schule geplaudert, kann ihm das nicht mehr schwer fallen. Wenn er dann auch noch die Güte haben woll- te, den Zeitschriften eine nichtretou- chierte Photographie von sich zur Ver- fügung zu stellen, könnte man ja viel- leicht zu bestimmter Anschauung über seine Rassenzugehörigkeit kommen. Als Schriftsteller freilich würde er, nach seinem bisherigen Schaffen beurteilt, auch dann noch — Fremdling bleiben, wenn sich seine arische Herkunft als un- zweifelbar herausstellen sollte, ja ge- rade dann würde seine Stellung beson- ders „schwierig“ werden.“

Neuerdings übersetzte Mehrint, der von den Juden nicht lassen kann, Lu. Lewisohns (fd): „Erbe im Blut“. BZ 22/12 29.

Er gab neuerdings die „Goldmacher- geschichten“ heraus. Aber siehe da, ein Mitarbeiter der „Münchner Zeitung“ gab seiner bescheidenen Meinung dahin Ausdruck, daß Meher-Mehrink nicht nur geschrieben, sondern auch abge- schrieben habe. Und zwar aus einem vor 50 Jahren erschienen Werk „Sagen- und Märchengestalten, sowie Geister-, Wunder- und Uberglauben des deut- schen Volkes“ (Verlag Burmeister und Stempel). Die „M. Z.“ ist boshaft ge- nug, dies mit einer Reihe von Beispielen zu belegen, von denen auch wir eini- ge bringen wollen, um diese Leuchte de- mokratischer Geistigkeit und „Simplizif- simus“-Vorkämpfer in hellem Licht er- strahlen zu lassen. . . .

Die Schrift Mehrints (der immer wie- der bestreitet, Jude zu sein), enthält drei Erzählungen: „Der Mönch Kasparis“, „Der seltsame Gast“ und „Die Uben- teuer des Polen Sendibogius“.

„Sagen- und Märchengestalten . . .“

„Na, hör er mal“, rief jetzt ein derber, vollwangerer Spießbürger dem Besitzer des Elephanten, dem waderen Zorn, zu, indem er ihn mit der flachen Hand ver- traulich auf die Schulter schlug, „hör er mal, mitreden kann er dabei eigentlich nicht! Drücken ihn die schweren Sorgen etwa auch, die man uns auferlegt hat?“

„Und warum sollten sie es etwa nicht?“ fragte Herr Jorn zurück. „Glaubt Er vielleicht, Herr Nachbar, daß ich meine Mixturen und Pillen aus der Luft greife und aus der hohlen Hand zusammenmischen kann?“

Die Gruppe der umstehenden Bürger lachte; jedoch der Tuchhändler ließ sich nicht irre machen. Er zwinkerte verschmüht mit den Augen den versammelten Mitbürgern zu und sagte zum Apotheker:

„Ja, ja, Mixturen, lieber Freund, das wissen wir; die kosten freilich schweres Geld. . . Wenn er den faulen Heinz nicht hätte. . . Aber der sprudelt ihm ja wohl wie ein Brunnlein Moses (!) die blanken Gold- und Silberbäche nur so hervor. . .“

§. 13. Wer sich in den Geist jener Zeiten zu versetzen vermag, der wird es begreiflich finden, daß der Laden des Apothekers die Menge der Gäste, die sich am nächsten Nachmittage bei ihm versammelten, kaum fassen konnte und daß Meister Jorn selbst wie sein Laborant vollauf zu tun hatten, um das durcheinanderlärmende Begehren nach Kaffee (!) und stärkenden Lebenswässern zu befriedigen.

§. 16. „Es ist nicht wahr, was ich gesehen habe. Es ist eitel Blendwerk. Die Metalle wechseln nicht. Es ist nicht anders, nur der böse Geist fährt hinein und webt den falschen Schein vor unsern Blicken.“

§. 25. . . und er kehrte zurück, munter, lebhaft, devot wie immer, freilich ein wenig zerzaust von dem Wind, der ihn und sein Roß in der sächsischen Heide umspielt hatte, die stolzen Federn seines Barettts. . .

§. 48. Schon dehnten sich die Schatten des Abends. In der Tiefe der Bergschlucht rauschte das Waldwasser mit starkem Brausen und aus der Ferne zogen die Krähen ihrem Nest im Tannendickicht zu.

§. 173. Übermals streute der Frühling seine Blüten aus, und die Vögel begannen aus dem neubelaubten Gebüsch hervor ihre ersten Lieder zu singen; da erwachte auch Maria plötzlich aus der Dumpsheit, mit der sie so lange sich vergebens gequält hatte. Ihre blaffen Wangen färbten sich wieder. . .

Die Abenteuer des Polen Sendibogius.

§. 204. Fast schien es dem Gefängniswärter, als ob das verglimmende Leben in dem gemarterten Manne neu angefaßt werde in der häufigen Gesellschaft des jungen Edelmannes, der . . . mit tröstenden Worten die finsternen Schatten aufzuhalten mußte, die die hoffnungslose Seele des Gefangenen umdüsterten.

§. 207. In eigenwilliger Eitelkeit, in selbstgeschaffener, ehrgeiziger Verblendung drängt sich die Menge der Ruhm- und Erfolgssüchtigen vor diesen Eingängen und deutet immer wieder falsch die Mahnung, weil sie . . . nur zu jener dunklen Mittelmäßigkeit zurückzudeuten scheint. . .

§. 213. Die Dämmerung senkte blaue Schatten über die dichten Laubgänge des Lustgartens, in die Sendibogius abwesenden Blickes jetzt hinabschaute.

Wie man sieht: sogar den gleichen Namen hat Meyrink — laut „M. Z.“ — „gebraucht“.

Vor Jahr und Tag wurde Georg Kaiser, der vom Kurfürstendam Geliebte, wegen Diebstahls von Gemälden mit Gefängnis bestraft.

Jetzt ist Meyer-Meyrink in Nöten. Die „Berl.-Tageblatt“-Demokratie hat kein Glück mit ihren Helden. . .

Meyrink hat versucht, sich zu verteidigen: Er hätte nur — die Hälfte abgeschrieben. . . *WR* 1927, S. 132 ff.

„Und warum nicht!“ fragte der Apotheker zurück. „Glaubt er, daß ich meine Mixturen und Pillen aus Luft zusammenbrauen kann?“ (Meyrink hat offenbar Freude am Aufgriff: Man sieht, wie sich seine Hand bewegt. . .)

Die anderen lachten, doch der Redner ließ sich nicht irre machen.

Er zwinkerte verschmüht mit den Augen und sprach:

„Ja, die Mixturen (Meyrink sagt zweimal ja) — freilich kosten die Geld, und schweres. — Wenn er den faulen Heinz nicht hätte, der die blanken Gold- und Silberflüsse nur so hervorspeit aus dem feurigen Rachen. . .“

§. 466. Wer sich in den Geist jener Zeiten zu versetzen vermag, wird es begreiflich finden, daß das Gemach des Apothekers die Menge der Gäste, die sich am nächsten Tage versammelten, kaum fassen konnte, und daß er selbst wie sein Lehrling vollauf zu tun hatten, um das rasche Begehren nach stärkendem Lebenswasser zu befriedigen.

§. 467. „Es ist nicht wahr, was ich sah, es ist eitel Blendwerk; die Metalle wechseln nicht; nur der böse Geist fährt hinein und webt den Schein vor unsern Blicken.“

§. 473. . . und er kehrte zurück, munter, lebhaft, devot wie immer, freilich ein wenig gezaußt von dem Wind, der über die Heide stürmte, die stolzen Federn seines Barettts. . .

§. 487. Schon dehnten sich die Schatten des Abends. In der Tiefe der Bergschlucht rauschte das Waldwasser mit stärkerem Schall und aus der Ferne zogen Krähen ihrem Nest im Tannendickicht zu.

„Der Stein der Weisen.“

§. 449. Übermals streute der Frühling seine Blüten aus, und die Vögel begannen ihr fröhliches Lied; da erwachte auch Maria plötzlich aus der Dumpsheit, mit der sie so lange vergeblich gerungen. Ihre blaffen Wangen färbten sich wieder. . .

„Alchemie. . .“

§. 403. Fast schien es, als ob das verglimmende Leben des Iekteren neu angefaßt werde in der Gesellschaft des jungen Edelmannes, der mit tröstendem Wort die finsternen Schatten so wohl aufzuhalten mußte, die des Gefangenen Seele umdüsterten.

§. 404. In eigenwilligem Begehren, in selbstgeschaffener Verblendung wogt die Menge der Ehrgeizigen an ihr vorüber und deutet falsch die mahnende Stimme, welche ja nur zu dunkler Mittelmäßigkeit zurückzuführen scheint.

§. 405. Die Dämmerung senkte purpurne Schatten in die dichten Laubgänge des Lustgartens, in die Sendibogius träumerischen Auges jetzt hinabschaute.

Meyrowicz, Israel, Mädchenhändler, 1901 in Kattowitz zu 3 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Ehrverlust verurteilt (s. Beuthener Prozeß). Er ging mit Mädchen Scheinehen ein und schob sie dann ins Ausland. Diese Scheineheiraten sind noch heute ein gebräuchliches Mittel zur Verschleppung, — um so leichter, weil die Eltern oft selbst ihren Töchtern den Abschluß der Ehen anraten. Die Agenten gehen in die ärmsten Gegenden Galiziens und versprechen den Mädchen die glänzende Zukunft, legen auch gefälschte Kontrakte vor. Die Eltern können weder lesen noch schreiben und geben, in der Hoffnung, eine Tochter ohne Aussteuer an den Mann zu bringen, ihre Einwilligung. Das Paar reißt nach einem Hafen, in dem der Mann, nachdem er die Frau an Bord gebracht, verschwindet. Er scheidet dann in den nächsten Hafen eine Depesche, daß er mit dem folgenden Schiffe nachläme. Die junge Frau reißt ohne Besorgnis in ihre neue Heimat, wo sie sofort in ein Bordell verschleppt wird.

Mejrowitz, Hans, Literat, Berlin, Neffe des bekannten Kapellmeisters Selmar M., war — trotz 6 Betrugs- und Diebstahlsstrafen, darunter 1922 1½ Jahre Gefängnis — Kritiker bei der Woff. Z. Er konnte, als er 1928 (DZ 14/8) — wegen Schandtaten, die er als angeblüher Beamter der Reichszentralstelle für Heimatdienst verübt hatte — wieder vor Gericht stand, ein Paket gedruckter Artikel aus dieser demokratischen Zeitung zur Entlastung vorlegen. Ein Sachverständiger stellte natürlich den Dauerbetrüger als einen „in allen Lebenslagen versagenden Schwachkopf“ dar; aber einem solchen hätte die Woff. Z. doch nicht 1½ Jahre lang ihre sonst so empfindlichen Spalten einräumen sollen! WM.

Mejrowitz, Selmar, Kapellmeister, Nachfolger Felix Motzils, leitete die ersten Parsifal-aufführungen am Hamburger Stadttheater. „Er scheint mir ein famoser Allegrodirigent zu sein“, sagte der Kritiker der Hbgr. Nachr. 1/9 1913; damit wäre das Befähigungszeugnis für den Parsifal wie für die Meisterfänger allerdings erbracht. WM.

Mez, Adam, UP (Semit.), Freiburg i. B.; Mutter: ▼. Basel. 1914.

Meza, Christian Ju. Frederik de/Salomon. 1727 Amsterdam — 00 Kopenhagen. Er kam als 1. jüd. Arzt über Hamburg 53 nach Dänemark, wo er als „Jübedoktoren“ populär wurde. Er schrieb französisch über „Kinderhygiene“. # 1783. —

Meza, Christian Ju. de, 1792—65; SG; seit 62 Höchstkommmandierender in der dänischen Armee und General 1864. Er war auch als Jude für den letzten Posten freilich etwas zu alt. Ein geborener Däne hätte es besser gemacht.

Mezaurc, j: Aussätziger, Krähiger. Thiele G.

Mezei [ung: Mező = Wiese, also: Wieser], gebor. Grünfeld, ungar. Journalist, f. Simon Telles.

Mezei, Ernest, JE, RA, ungar. Abgeordneter. *1851 Satoralja-Ujhely. Er gründete 74 „Egyetértés, das Organ der äußersten Linken, verursachte während des Tisza-Eszlärer Ritualmordprozesses Tumultszenen im Abgeordnetenhaus, beschimpfte die Nichtjuden bei der Beratung über das Mischehegesetz und schrieb sowohl Gedichte, Reisebilder, wie auch antizionistisch über die Judenfrage. Vgl. Moriz M.

Mezei, Moriz, JE, RA, *1836 Satoralja-Ujhely — Dr. von Ernst M.? —, gründete 61 die „National-Jüdö-ungarische Gesellschaft“, wurde wegen seiner „ungarischen“ Gesinnung von Graf Pálffy verfolgt, aber von der Kaiserin Elisabeth begnadigt und 64 der erste jüd. RA in Budapest. Er saß im Vorstand des 68 von Baron Eötvös einberufenen jüdischen Kongresses und war 93 Abgeordneter von Leopoldstadt (Budapester Judenviertel) im ungar. Reichstag.

Mezey, Alexander, gebor. Reichenfeld, Dr. jur., Schriftler, Budapest. 1914.

Mezey, Franz, JE, RA, *1860, Ucsab. Er war Rabbinatstudent, dann Jurist. Im Tisza-Eszlärer-Prozess Vertreter der ungarischen Juden, gründete er später die Ungar.-jüd. Literatur-Ges. und gab jüd. Zeitungen heraus. Vizepräsident der „Országos Izroda“ (Landeskanzlei) in Ungarn.

Miau, j: Mainz. — Thiele G.

Mibafchan, Dr. = Dr. A. Braunstein.

Micer Pedro de la Caballeria, gebor. Bonafos Benveniste, Spanien, #1414, Antisemit, wurde trotz seiner Abstammung ein „hoher Rechtslehrer und Erzfeind des Jdtm's“, ▼ Graeg 3, 23, mit dessen Enthüllungen sich zu beschäftigen schon lohnte — ein Thema für die spanischen Universitäten!

Mich. von Lindenheden [aus dem Schüttelreim: Mich von hinten I. . . .] = Erich Kuttner.

Michael und **is**, als jüd. Familienname, 1. vom Engel Michael; 2. von St. Michaelis, Estland, nordwestl. von Bernau; 3. von einem der zahlreichen Michalow, Michalowicz ufw. in Polen.

Michael, aus Berlin, Hofjude des Kurfürsten, machte großen Aufwand auf dem Reichstag zu Augs-

burg 1548, wie ein Zeitgenosse (Liebe S. 55) berichtete: „Daß ich den Juden Michael nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr hielt und auf der Gasse stattdlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten auf wohlstaftiertem Pferde ritt, 10—12 Diener, alles Juden, immer als reifige Knechte angetan, liefen um ihn her; von Person war er ansehnlich, wie man auch sagte, sein wirklicher Vater wäre ein Graf von Rheinfelden. Der Erbmarschall von Pappenheim, ein alter Herr, der nicht scharf sehen konnte, begegnete ihm einmal auf der Gasse und zog vor ihm nicht allein den Hut ab, sondern bog auch die Knie, wie vor einem größeren Herrn als er selbst war. Darnach sah er, daß es Michel Jud gewesen, und bereute die dem Juden erzeigte Ehre mit den Worten: Daß dich Gottes Element schände, alter schelmischer Jude!“

Viele höchste Adlige Europas haben seitdem vor Juden ihren Hut gezogen, ohne so hinterdrein zu fluchen, wie der Erbmarschall.

Michael von Prag, aus Posen, ließ sich 1659 in Nürnberg protestantisch taufen. „Zu weiterer Ausbildung zu Altdorf auf die Universität gesandt, entliefer nach Amberg, wurde katholisch, lief auch hier wieder davon und trat wieder zum Jdtm über. Näheres ist im Druck erschienen“, Barbed, J. in N., S. 39. Es ist der gewöhnliche Schleichweg vom Jdtm durch alle Konfessionen zum Jdtm zurück.

Michael, Chajim Josef, Rfm., † 1846, Hamburg. Die große hebräische Bibliothek, die dieser „Dische“ auf seinen Handelsreisen zusammengetragen, ging nach Oxford an die Bodleiana und nach London ins britische Museum. DWe 08, 2, — wohl weil die Erben lieber das neue Geld als die Bücher ihrer Vordäter hatten.

Michael, E. = Elisabeth Bouneß.

Michael, Jsaak, Dr., Arzt (Hals), 1848—97 Hamburg — E: Arzt M. J. M. —, „Erfinder des „Pshchrophos“, eines Beleuchtungsapparates mit kaltem Licht für Chirurgie und innere Medizin“, Birnbaum. B: Gesch. des ärztlichen W.'s von Hamburg, 96. Ue: Morell ▼ Madenzie's Stimmhygiene, 89. „M., der 7/1 97 ziemlich plötzlich starb“, sagt ▼ Bagel. Selbstmord?

Michael, Jacob. Wucherer und Großschieber. Über seinen Werdegang berichtet der „Uhu“ in einem Sonderheft. Interessant ist, daß das Heft wenige Tage nach Erscheinen nicht mehr im Buchhandel zu haben war. Der Verlag erklärt auch 1930/31, daß kein Heft mehr vorhanden sei.

Unser Material über M., vor allem das aus Paris vorliegende, ist so umfangreich und teilweise so widersprechend, daß wir die endgültige Bearbeitung bis zum 1. Nachtrage verschieben müssen. Wir bringen nur einiges.

Wahrheit 16/5 1925: Ein Berliner Abendblatt berichtet: „Der Generalstaatsanwalt I soll unter Aktennummer 16. J. 190. 25 an verschiedene Personen ein Schreiben gerichtet haben, in dem er mitteilt, daß in einem dort schwebenden Strafverfahren es sich um die Behauptung handelt, die Firma Jacob Michael habe dahin gestrebt, wertvolle chemische Verfahren für den Export in die Hand zu bekommen. Sie habe zu diesem Zweck eine große Anzahl von

Chemikern und Technikern angestellt, darunter viele tüchtige und mit bekannten Namen, die sich während der Inflationszeit in Not befanden. Diese Beamten hätten an sich nichts zu tun gehabt, sie seien aber mit der Aussicht, als Direktoren für „neue Unternehmungen“ angestellt zu werden, veranlaßt worden, ihre wertvollen Verfahren und Erfindungen möglichst genau und betriebsfertig auszuarbeiten. Aus den „neuen Unternehmungen“ von Jacob Michael sei fast nie etwas geworden, und die Chemiker seien nach genügender Ausnutzung aus der Firma herausgeflogen. Die Staatsanwaltschaft soll nun an verschiedene Personen das schriftliche Ersuchen gestellt haben, ihr eine eingehende Darstellung über die Erfahrungen mit der Firma Jacob Michael einzureichen, andernfalls müßte eine gerichtliche Vernehmung stattfinden.

Das Abendblatt nennt die Firma Michael nicht, sondern fügt dafür ganz bescheiden ein K. ein, gewiß nicht aus Schonung für die Staatsanwaltschaft, sondern für Herrn Jacob Michael, der, wie die Leser der „Wahrheit“ wissen, „fern von Madrid weilt.“

„Was nun das vorliegende Schreiben des Generalstaatsanwalts anbetrifft, sei dazu folgendes gesagt: Die Staatsanwaltschaft hat also ein Strafverfahren gegen Jacob Michael eröffnet! Wir stellen das zunächst einmal mit Genugtuung fest. Die gesamte Berliner Presse hat Monate hindurch geschwiegen. Das hier in Frage kommende Abendblatt geht soweit, zu behaupten, daß in dem Schreiben der Staatsanwaltschaft eine PreSSION gegen die Zeugen dadurch ausgeübt werde, daß ihnen mit ihrer gerichtlichen Vernehmung gedroht werde, wenn sie die schriftliche Anfrage der Staatsanwaltschaft nicht beantworten. Man kann es nur als blöde und dumm bezeichnen, wenn der Staatsanwaltschaft Mißbrauch der Amtsgewalt und Nötigung im Sinne des § 339 des StGB. vorgeworfen wird. Jacob Michaels Unternehmen wird von dem Blatt als ein solches bezeichnet, das für die deutsche Wirtschaft von großer Bedeutung geworden sei, und höchstwahrscheinlich hätte sich Michael, so wird behauptet,

keine strafbaren Handlungen zuschulden kommen lassen. Durch das Verfahren der Staatsanwaltschaft könne aber einem solchen ehrenwerten Unternehmen im Handumdrehen der Kredit untergraben werden, meint das Blatt weiter. Da hört sich denn aber doch verschiedenes auf. Es sei kurz folgendes noch einmal zusammengetragen:

Jacob Michael hat in der deutschen Inflationszeit schändlichsten Wucher getrieben, wobei ihm deutsche Staatsinstitute, wie die Preußische Staatsbank und die Deutsche Reichspost, durch Gewährung großer Kredite hilfreich die Hand geboten haben. Wir haben im Laufe der Zeit eine ganze Anzahl von Fällen zur Sprache gebracht, die klar beweisen, daß Jacob Michael der schlimmste Wucherer von allen ist. Von den Holzmann, Kutsker und Barmat unterscheidet ihn nur der Umstand, daß er infolge seines zusammengerafften großen Vermögens sich über die Inflationszeit weg hat „stabilisieren“ können, während die anderen, als die wirtschaftlichen Verhältnisse sich wieder regelten und die Mark wieder ihren soliden Wert erhielt, ins Gedränge geraten sind.

Wir wollen von Michael nur einige wenige Fälle wiederholen, um darzutun, wie Jacob Michael gewuchert hat.

Der Kreis Sondershausen hat im Juli 1923 6 Milliarden Mark von Jacob Michael unter dem Namen Industrie- und Privatbank entnommen. Das waren damals 134 500 Goldmark. Im Febr. 1924 verlangte Michael 172 000 Goldmark zurück, also 37 500 Goldmark Zinsen. Die Thüringische Staatsbank hat dem Jacob Michael mit einem Schreiben damals hinterher hierzu mitgeteilt, daß die Notlage des Kreises Sondershausen und die Unerfahrenheit seiner Vertreter bei den Geschäften ausgebeutet worden sei.

Die Bankfirma Schappach u. Co. hat von Jacob Michael (als Industrie- und Privatbank Arthur Bohle) für 8 Tage nach erfolgter Stabilisierung der Mark für 680 000 Billionen Mark 203 350 Billionen Mark Zinsen (1 Billion = 1 Rentenmark) berechnet. Die Firma Schappach u. Co. geriet durch dieses Verhalten in Zahlungsschwierigkeiten.

Jacob Michael hat der Firma Emil Frankenstein Darlehn unter der Bedingung gegeben, daß bei täglicher Zahlbarkeit tägliche Zinsen von 13 v. H. (4800 v. H. Jahreszinsen also) berechnet wurden, und zwar in der Zeit vom 19. bis 29. November 1923, also nach erfolgter Stabilisierung der Mark.

Die Industrie- und Privatbank Jacob Michael hat der Firma Hans A. Viehhardt am 17/11 23 ein Darlehn von 10 Milliarden Mark*) gegen Tageszinsen von 23 v. H. gewährt. An der Berliner Börse wurden für tägliches Geld zu jener Zeit ein Durchschnittssatz von 8½ v. H. täglicher Zinsen bezahlt.

Jacob Michael erhielt von der Staatsbank Kredite zu 6 v. H. Zinsen und gab an die notleidende Scharlachbank Darlehen zu 33 v. H. pro Tag. Als Scharlach sich nicht mehr retten konnte, übernahm Kutischer die Scharlachbank. Dadurch wurde Kutischer der Schuldner Michaels. Hierin spielt dann das Gutachten der Beamten der Staatsbank Hellwig und Rühle.

Ende des Jahres 1922 hatte die Firma Jacob Michael bei der „Imper G. m. b. H.“, die im ehemaligen Marstallgebäude in Berlin ihre Geschäftsräume inne hat und eine Art Tochtergesellschaft der Darmstädter Bank darstellt, einen Kredit von mehreren Millionen in Anspruch genommen, für den Michael als Sicherheit Lagerscheine über chemische Fabrikate hingab. Eines Tages fiel es auf, daß die Lagerscheine unter Berücksichtigung der Art der Chemikalien, über die sie lauteten, etwas zu alt waren. Als deshalb die Imper bei einer chemischen Fabrik anfragte, ob die Waren der betreffenden Lagerscheine noch vorhanden wären, kam die Antwort, die Fabrikate seien nicht mehr vorhanden, sondern schon längst weiterverarbeitet. Nun wurde natürlich auch bei den anderen Firmen angefragt, die aus den Lagerscheinen hervorgingen, und auch hier kam überall derselbe Bescheid. Michael, aufgefordert, sofort neue Deckung zu verschaffen, ließ darauf die Angelegenheit durch Rückzahlung des Kredits erledigen, nahm die alten

Sicherheiten zurück und keinen neuen Kredit mehr in Anspruch.

Im Sommer des Jahres 1924 brauchte der Kali-Konzern Ronnenberg dringend Kredit für produktive Zwecke. Doch alle seine Bemühungen, aus den normalen Quellen Kredit zu erhalten, scheiterten an der Kredit-Restriktion des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht. Weder direkt noch durch normale Bankverbindungen konnte Ronnenberg Kredit erhalten. Ronnenberg wurde infolgedessen gezwungen, mit der Bankfirma Schwab-Noelle u. Co. in Verbindung zu treten. Diese erhielt ein großes Paket Ronnenberg-Aktien. Schwab-Noelle u. Co. erhielten den Kredit von Michael, und Michael erhielt den Kredit von der Seehandlung.

Jacob Michael hat die Bank M. G., der Inhaber möchte nicht öffentlich genannt werden, Anfang 1923 in ungeheuerlichster Weise bewuchert. Anfang 1923 trat diese Firma mit Michael durch einen Geldvermittler in Verbindung. Sie hat Tageszinsen von 22 v. H. pro Tag zahlen müssen, zeitweilig gingen diese sogar bis 26 v. H. pro Tag. Hervorgehoben muß werden, daß Effektsicherheiten in dreifacher Höhe gegeben waren. Die Firma ist an Michael zugrunde gegangen. Es ist ein Schwindel sondergleichen, wenn in der Öffentlichkeit behauptet wird, wie das jetzt wieder geschieht, Jacob Michael sei der Geldgeber der Reichspost gewesen. Jacob Michael hat der Reichspost im November 1923 auf 4 Wochen einen Kredit von 4 Millionen Rentenmark gegeben. Dieser Betrag ist dann pünktlich zurückgezahlt worden. Als Gegenleistung hat die Reichspost ihm dann einen Kredit gegeben, der bis zu 44 Millionen fest war und zeitweilig sogar noch 7 Millionen darüber hinaus ging. Die jüd. Presse stellt es immer so dar, als wenn die Geldhergabe an die Reichspost eine große Tat gewesen wäre. Was konnte denn dem Michael passieren, wenn die Reichspost das Geld nicht hätte zurückzahlen können? Die Reichspost hat in ihren Gebäuden und sonstigen Werten Liegenschaften, die dem Michael eine vielfache Sicherheit geboten hät-

*) Inflationsgeld = 10 000 spätere Rentenmark.

ten. Man soll diesen Schwindel von der „großen Tat“ endlich lassen.

Die Zahl von Betrugsfällen ist damit selbstverständlich nicht erschöpft. Es steht fest, daß Michaels gesamte Geschäftsbetätigung auf wucherischer Basis sich abspielte, er selbst weiß das am besten. Deshalb hält er sich außer Landes auf. Die Staatsanwaltschaft tut nur ihre Pflicht, wenn sie endlich auch gegen diesen Schädling für die Volksgesamtheit einschreitet.“

Wahrheit 26/2 27: „Auch Jacob Michael, der reichsdeutsche Kriegs- und Revolutionsgewinner, machte sich mit 20 Jahren selbständig, allerdings nicht in Textilien, wie Siegmund Bofel, sondern in — Radium. Als der Krieg begann, hatte sich Michaels Anfangskapital schon vermehrt. Nun aber ging's los. Bei der Erfassung der Kriegsrohstoffe hatte Nathenau ein Metall vergessen; das an Kalk oder Bleioxyd gebundene Wolfram-erz war notwendig zur Härtung des Stahls, zur Erzeugung der Glühfadenslampen. Es mußte unentbehrlich werden, wenn einmal die Meere gesperrt und die ausländischen Erzsendungen ausbleiben würden. Jacob Michael erkannte sofort die Situation; er wurde Kriegslieferant, das Geld strömte ihm zu. — Auch Jacob Michael hatte durch den Verfall der deutschen Währung Millionen und Milliarden verdient. Er trieb Wucher in jeder Weise. Als der Boden dann in Deutschland zu heiß wurde, ging Michael für 1¾ Jahre ins Ausland. Sein Lehmann, Vertrauensmann in allem, besorgte seine Geschäfte gut. Jetzt ist Jacob Michael in Deutschlands und Frankreichs Wirtschaftsleben ein maßgebender Faktor.

Fromme Juden sind sie beide, Michael und Bofel; aber sie haben sich nicht gescheut, in wucherischer und gewissenloser Weise sich gegen die Interessen der Länder zu vergehen, die sie ihre gastliche Heimat nennen dürfen.

Während des Druckes geht die Nachricht ein, daß der vom christlichen Zentrum als Kandidat aufgestellte ▼Karecki eine geschäftliche Stellung bei Michael hat. Die weiter daran geknüpften Nachrichten bedürfen noch

der Nachprüfung. (s. auch Kutischer.) WM.!!!

Michael, Max/Meyer Isaac, Prof., Genremaler, 1823 Hamburg — 91, Nefte des Orientalisten Heymann Joseph Michael, erhielt er 1850 den Michael-Beer-Preis, lebte 50—79 in Rom und wurde 75, trotzdem er seinem Glauben treu blieb, Professor und Leiter des Atkfaals an der Berliner Kunstakademie, Wolf, S. 70 (s. Stöder).

Michael, Moses Gerson, JG, *1862 Jefferson, Ga., Ver. St., — mit seinem Br. Simon sehr reicher Großkurzwarenhändler in Athens, Ga.; demokratischer Politiker; Aufseher der Sabbathschulen, Oberstleutnant und zugleich mit der Industrie von Georgia eng verbunden. — JG.

Michael△, Mich., Dr., Landesgeologe; O ▼Baum. R: mehrere. Berlin. 1915.

Michael, Wolfgang, Dr., Uß (Geschichte), Freiburg i. B. *1862 Hamburg. O 1. ▼, 2. △Behrenpfennig.

Michaelis, MA, Hamm, sieht in seinem Buch „Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen“ das Judentum nur als religiöse Gemeinschaft an.

Michaelis, Zahnarzt und Rezitator, Berlin. — Vorsitz der „Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege dtischer Musik“, Freund von Ministerialrat Restenberg. 1930.

Michaelis, Fris, H: Tagebuch vom Kammerdiener Erasmus (Verlag Erich Reiß, 1914). „Die ersten Zeilen ergeben sofort, daß das Tagebuch erdichtet und verfälscht ist, da der Kammerdiener in einer philosophischen Sprache sich äußert, die keinen Augenblick die Täuschung aufrecht erhält. Er spricht lateinisch, griechisch und französisch. Das Buch ist wertlos und daraus, wie auch aus dem Verlage, ergibt sich wohl unzweifelhaft Art und Fahrt des Verfassers. Ein solches Werk, von einem Nichtjuden, würde niemals einen Verleger gefunden haben.“ DfBl.

Michaelis, Gustav, Prof., Dr., Stenograph, 19. Jh., Berlin. Töchter: Henriette; Karla. SG.

Michaelis, Henriette, Lehrerin, Berlin, *1849. G: Stenograph Prof. Dr. M. GK I, 316. B: A new dictionary of the Portuguese and Engl. languages; Taschenwörterbücher: ital.-dtsh., portugies.-dtsh.

? Michaelis, Joh. Heinrich, Prediger unter König Friedrich I. von Preußen, Berlin, soll jüdisch gewesen sein. DfBl 20/12 1893. 1668 Kletteberg-Hohenstein — 38. Ursprünglich für den Kaufmann bestimmt, studierte er Philosophie, Theologie und östliche Sprachen, und wurde 98 in Halle Uß. Er vertrat gegen die Speyersche Gefühlstheologie den kritischen Verstand, förderte Ausländisches und sagte: „Sie sollen immer lateinisch sprechen und schreiben, Sprachkenntnisse und Schrifterklärung soll das Ziel des Strebens sein.“

↓ Michaelis, Karin, geb. Bröndum-Beeh, dänisch-internationale Literatin, Thuro b. Svendborg und Pension Kurfürstenheim, Berlin. — *1872 Randers. O 1. Dichter Sophus ? Michaelis. 2. Legations-Sekretär ? Stangeland-Sigveland. — Sie studierte zuerst Musik. — B: Ghetto; Herzens- und Kinder-geschichten; Das gefährliche Alter — ein Buch, mit dem sie Geld und Ruhm erntet und dessen geringe dtische Übersetzung (Mathilde ▼Mann) in der „Frankf. Z.“ und im „BT“ groß inseriert und bis in das letzte Feuilleton feierlich gelobt oder getadelt wird. Schon geht ein Ent-rüstungssturm durch die nordische Frau-

entwelt. Begreiflich! Läßt doch die in der „Berliner Illustrierten“ im Konterfei prangende Karin, frech und dumm generalisierend, eine Reihe von 40 bis 45-jährigen Heldinnen sich wie brünstige Hirsche, Kater, Paviane oder andere noch aufgeregtere Männchen gebärden. Samstag 17/12 1910: „Das „gefährliche Alter“ wurde in Deutschland bis zu 100 000 Stück abgesetzt. Die Verfasserin sucht darin die unnatürliche Brunst einer 43er in als heiliges Naturrecht und =bedürfnis zu frisieren und will, was sie und ihresgleichen sich in diesen Jahren noch an orientalischer Geilheit leisten möchten, zur Frauenreform erhoben wissen.“

WW 25/4 1914: „Eine recht interessante Notiz finden wir im „Grazer Tagblatt“ über die vielberufene „Dänin“, die das seltsame Buch über das „gefährliche Alter“ der Frauen schrieb, und von der deutsche Menschen ohne weiteres auf Grund ihrer Selbstentkleidung angenommen haben, sie könne unmöglich „Dänin“ im eigentlichen Sinne sein. Die Art, wie sie den Sexualproblemen zu Leibe geht, gemahnte an orientalische Herkunft, und die Lärmtrommel der diesen Herkünften dienenden Presse ging so laut, daß kein Zweifel blieb. Trotzdem wurde die Tatsache bestritten. Nun hatte aber die erfolgreiche Schriftstellerin vor kurzem, als sie sich in Czernowitz befand, mit einem Vertreter der „Allg. Czernowitz. Z.“ eine Unterredung — vielmehr: sie gab ihm eine Audienz, und er sagt nun am Schlusse seines dankenswerten Berichtes wörtlich: „Nun war es Zeit, aufzubrechen. Der unermüdlige Cicerone Seidmann trat ein und teilte mit, daß Frau Michaelis ihrem Wunsch gemäß vom Wunderrabbi in Sadagora empfangen würde, daß man aber Eile habe, um vor der Fahrt dahin noch den angesagten Besuch bei Erzellenz Nepta absolvieren zu können. Nicht leicht konnte man eine größere und aufrichtigere Freude sehen als die der Dichterin, als sie hörte, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen und sie den berühmten Wunderrabbi sprechen werde. Mit ungemein warmem Interesse erzählte sie uns von jüd. Vierteln in aller Herren

Ländern, die sie stets aufgesucht habe, erzählte von ihrer starken Sympathie für das Judentum, von ihrer Hochschätzung des jüd. Geistes. Sie könne sich diese auffallende Zuneigung, die so weit gehe, daß sie selbst wünschte, Jüdin zu sein, nur durch 2 Gründe erklären: für's erste habe sie in ihrer Heimat so viele in irgendeiner Richtung besonders hervorragende Männer kennengelernt, die Juden gewesen seien, für's zweite wäre es wohl eine Sache des Blutes, und das ihrige, so glaubt sie, hätte einmal in den Ahnen eine Vermischung mit jüdischem Blute erlebt.“

Wir nehmen dieses Eingeständnis der Gefeierten zur Kenntnis; sie hat das begriffen, was auf jener Seite nicht viele begreifen wollen: die Wirkung der Blutsart. Wir wußten aus ihrem gedruckten Geschreibsel längst, daß die M. Jüdin sein mußte, ob sie nachher mit Taufwasser benetzt sein mochte oder nicht. Warum hat das aber die dienstwillige Presse, die ihr Wesen doch auch sehr wohl kannte, immer geleugnet? Merkwürdig! Aber auch diese Erfahrung ist eben nicht neu.

Ihr „Buch von der Liebe“ (Albert Lange=München) 1915 war so überspannt, erotisch und pervers wie ihre früheren Geschichten: Ein Mann liebt eine Frau, die über 7 Jahre im Gefängnis sitzt, und läßt nachher in tiefen Freuden sein Blut in die blutsarm gewordene Frau übertragen.

Inzwischen ist Karin selbst ins „gefährliche Alter“ gekommen — Cavete Karinam! — und lobt im BT weiter die Juden und auch Coudenhove-Kalergi (fd); sie meint 1930 (FBJ 25/4) von ihrer Heimat: „Mit Stolz muß ich sagen, daß wir in Dänemark schon seit Menschenaltern frei sind von jenem Bazillus, Antisemitismus. Nie fragt man bei uns, ob einer Jude ist. Bei uns wäre unmöglich, was Tag für Tag im sanften Österreich geschieht, daß die Studenten ihre jüd. Kollegen mit Stöcken und Gummiknüppeln von der Universität fortjagen. Bei mir zu Hause weiß man nichts von den unmenschlichen Greueln in Rumänien, in Bulgarien, in der

Ukraine, und kein Mensch kann sich einen Pogrom vorstellen. Wenn wir in Dänemark so fortgeschritten sind, wie es jetzt unleugbar der Fall ist, so ist es möglich, daß wir das der Qualität der Juden verdanken, die wir in uns aufgenommen haben. Die Juden haben uns von ihrer Tüchtigkeit, Vitalität und Ausdauer abgegeben; ihre Freigebigkeit ist nicht ohne Einfluß auf uns geblieben, wir haben sie dafür aus der Enge ihrer Anschauungen befreit, ihnen von unserer heiteren Weltweite und leichtbeschwingten Lebensform mitgeteilt.“ Vgl. Fridericus 1930, 16. Deg. 9.

Michaelis, L. Paul (Paul Lebrecht), R: BE; Berlin. *1863 Bibbesdorf. O Wichtich. B: Kometenbräse; Sind wir Sozialdemokraten?; Irrwege der dtischen Politiker; Neues Rittertum, No; Von Bismarck bis Bethmann, 1911. — Diesen Stabreim sollte man übernehmen, denn er enthält Leben und Tod eines Volkes; und der Schreiber, Jude oder Judengenosse, mußte wohl 1911 recht gut, was er damit sagte.

Michaelis, Leonor, Dr., Uß (Pathol.), Berlin; *1875 G: Rfm. Moritz ▼M. — Leonor war auch in Japan und wurde 26 in eine leitende Stellung an der Johns-Hopkins-Universität, Baltimore, Md., berufen. — Pressekorrespondenz des dtischen Auslandsinstitutes 24/11 26.

Michaelis, Max, Dr., ao Uß, *1869 Berlin; G: Rentier Hartwig ▼M. // Anna ▼Altman; 08 O Käthe ↓Böhm. R: Hans Ju. 09; Anna Lise 12; Hartwig 19; — Berlin-Charlottenburg, Fasanenstr. 73. DWe 1910, 10.

Michaelis, Otto, wurde vom Kollegen Dr. Schweiger in die Börsegeheimnisse eingeführt. Plad-Podgorst, S. 27.

Michaelis, Paul, hinter der kathol. Kirche 2, Berlin, RA, JN, „Spezialist für Theaterrecht, Freund aller Theateragenten, Besucher aller Theaterpremiere“. — Bielefeld, B. 29.

Michaelis, Regina, geb. Kantorowicz, Rentierswitwe, Millionärin, 3 Häuser; Berlin SW 48, Wilhelmstr. 140. 1914.

Michaelis de Vasconcellos, Karla, Portugal. *1851 Berlin. O Joaquim Antonio Fonseca e Vasconcello, Prof. d. dtischen Sprache, Oporto, Dir: Handelsmuseum. B: Hispanische Wortdeutung; Romanische Wortschöpfung; Versuch über den Ritterroman Palmetrim de Inglaterra 83.

Michaelson, Joseph, 1826 Nestved Seeland — ? „Dänischer Nationalökonom ist. Abkunft, einer der hervorragendsten Mitglieder des vorzüglichen Dienstpersonals, mit dessen Hilfe dem um den kolossalen Aufschwung des dänischen Postwesens hochverdienten Grafen Danneberg-Samsø (seit mehr als 30 Jahren bis Ende 1873 General-Postdirektor) die fast genial zu nennende Leitung erst ermöglicht wurde. M. ist der erste, der schon 59 in einer Broschüre „Sur l'abolissement des ports internationaux et de transit“ (2. A. 1873) die Abschaffung des internationalen und Transitports sowie die Gründung eines einheitlichen Postgebietes für eine möglichst große Anzahl von Ländern öffentlich vorgeschlagen hat. Seine Schrift „Gen 8. Sept. tie 18. Nov. 1863“ hat angeblich der Feldmarschall Graf Moltke ins Dtsche überfetzt.“ De 8, 40.

Michaelson, Assur, — *1870 London — „engl.“ Genremaler, London. JPD.

Michaelson, Hedwig, Dr., Dozentin, Humboldt-Akademie, Berlin W., Steglitzstr. 51, Schwester von Anna M. (Jarno Jessen, fd) und Margarete M. (Ernst Georgh, fd). — Hedwigs Alter ist in keinem Nachschlage-

buch zu erfahren und um sich von der Polizei eine teure Auskunft zu holen, dafür hielt die Redaktion in diesem Falle das Geld doch zu schade, denn es handelt sich bei Hedwig zweifellos schon um ein höheres Semester, etwa *1862. Wenn wir vorbeigeraten haben und S. noch älter ist, bitten wir um Berücksichtigung. — Sie schrieb über den guten deutschen Maler „Lucas Cranach“.

Michaelson, Hermann, aus Breslau. R: Norddtische Theater-Z.; Musikalischer Salon, Monatschrift seit 1848. JN 1851, S. 159.

Michaely, Paul = Alice Theresia Emma Schalek.

Michailoff, ein „Maurersohn“ aus Wilna, dann Tenor an der Kaiserlichen Oper, Petersburg, # unter Zar Alexander III., 1881–94. DWe 1902, 9.

Michailovskij, M., Dr. med., Arzt, N. York, 1912 O △Dorothy, L. des Bremer Kaufmanns †B. Frischen.

Michajlovicz-Spstein, Jlia, Allermeltsliterat, Brüssel. *1883 Taurroggen. Er studierte Philosophie, Philologie, Jus, Medizin, Nationalökonomie usw., wurde 07 ChR des französischen „Fortstritts“, schrieb „Lütticher Ausstellungsbriefe“ und Abhandlungen über „Lustgefühl und Moral“, „Sozialer Wert der Kunst“ usw.

Michalte, RA, Berlin. Wahrheit 21/1 28. f. Simonsohn Mag, Rfm.

Michalowski, David, Geschäftsführer der Telephonzellen-Bau-Ges. in Köln, die 1915 liquidierte.

Michalowski, Sidor, Rfm., Inh. d. Fa.: Ed. Vinz & Co., und — Gemäldesammler, Flingerstr. 23, Düsseldorf. T: Edith, O RA Braunschweiger, Ob.-Stnt. 1914.

Michalwski, Siegmund, Rfm., Berlin — verunstaltete 1915 sämtliche Bahnzugänge nach der Hauptstadt mit feinen Kellametafeln.

Michel [Michael], deutscher (f. Militarismus) — Spottname für Deutsche. — Judenspiegel, Jbr. 1902, brachte ein Gedicht auf den armen deutschen „Michel“:

... Der Bank- und Börsenjude, er fand ein neu System,

Zu plündern Stadt- und Bauersleut' so gründlich wie bequem.

Ob Bündeljud', Kommerzienrat, Dich, Michel, dreißt belügt,

Du kannst doch immer sicher sein, daß Dich die Brut betrügt.

Die Juden kreifen rings Dich ein, sie rüsten sich zum Mahl,

Sie führen heut' zur Schlichtbank Dich und morgen zu der Wahl.

Die Geier kreifen nimmersatt ums blut'ge Hochgericht, Hörst Michel, Du den Vogel schrein und siehst den Juden nicht?

Der Jude spricht von Freiheit Dir, von Wohlfahrt und von Glück,

Und lobt Dich, Esel, als ein Mensch voll Einsicht und Geschid.

Er schiebt stets auf die Dbrigkeit die Schuld an Deiner Not

Und schindet Dich in arger List als Christ und Patriot. So beugst Du in der Arbeit Schweiß den Rücken früh und spät,

Vor Judenvolkes Müßiggang und Lumpenmajestä.

Wo bleibt der Kaiser, Reich und Gott, Dein stolzer Kriegesruhm,

Wenn erst der Jude etabliert sein Kattenkönigtum?

Drum, Michel, knüpf' die Ohren auf und folge meinem Rat,

Wach' endlich zur Erkenntnis auf und rüste Dich zur Tat;

Schaff' Dir mit rauhem, festem Griff ein deutsches Parlament,

Bertrümmre mit der Riesenfaut der Juden Regiment!“

Der „Michel“ wurde von den Juden aber gar nicht für so dumm und kindisch gehalten, wie ihn die jüd. Heppresse den andern Völkern vorzumalen beliebte. — Richard Wittig (fd): „Der „deutsche Michel“ existiert nur in völkischen Hirnen. „Doof aber gerissen“, hat

meine Tochter Sibylle schon vor Jahren gesagt.“ **BB** 31/12 1929.

? **Michel**, B: Halbblut, Drama, 1929 (**BB** 12/6) in München nicht öffentlich uraufgeführt. „Rudolf Raam, Sohn eines deutschen Kunstmalers und einer Krankenschwester, vernachlässigt als Student sein Fach, um ein Werk über das ihm verhasste Judentum zu schreiben, erfährt aber dabei von seiner verwitweten Mutter, die ihn und sich als Masseuse mühsam ernährt, daß sein wirklicher Vater der berühmte Arzt Dr. **Wiener** gewesen sei. Nun wird ihm der rassistische Zwiespalt seiner Seele klar: er tötet sich selbst!

Ähnliches hat sich vor Jahren in Wien ereignet. Es wird im Stück viel geredet und wenig gestaltet. Der entscheidende Auftritt überzeugt nicht, wenn die Mutter dem Sohn ihre Verfehlungen mit dem Juden, der als Assistenzarzt im selben Krankenhause wie sie tätig war, eingesteht. Jede nicht birnenhafte Frau wird sich solche Bekenntnisse nur unter unentrinnbarem Drucke entreißen lassen; und dann müßte auch der junge Mensch so gezeichnet sein, daß der Zuschauer von vornherein sein Halbblut ahnt. Seine Beziehungen zu seiner Verlobten aber sind so rein, wie sich das nur bei ganz deutschblütigen Menschen findet, und wenn gegen Schluß dasselbe Mädchen, das mit seinem Verlobten unschuldige Küsse tauschte, sich von einem Juden im Handumdrehen verführen läßt, begreift man nicht, wieso grade das Verhältnis zu dem Mißblüter keusch bleiben konnte. Dabei sind diese bekanntermaßen meist so stark erotisch, daß die Bessergearteten unter ihnen förmlich darunter leiden.“ **BM**.

Michel, Beamter im Kriegsministerium, Paris, wurde 1812 guillotiniert, weil er — eine Art Vorläufer von **Alfred Dreyfuß** (s) — Frankreich an Rußland verriet. Seine Gehilfen waren **Nürobliener Mosé** und **Zollbeamter Salomon**; **Dumont T. A.** — Unter **Napoleon I.** arbeitete die Justiz fixer als später in der 3. Republik im Falle **Dreyfuß**.

Michel, George, französl. Journalist; **Témoignage** 1889 (**ME** 18/8).

Michel, G., „Philosoph“. — **Ko**.

Michel, Jud, 1490? **Derenburg** — 1549. **Illegitimus** der **Grafen von Regenstein**? — **O Merle**, T. d. **Josif v. Schleusingen**. Wegen seines Wohlstandes wurde **M.** gefeiert. So erlaubte ihm z. B. **Herzog Erich v. Braunshweig-Lüneburg**, gegen die Wünsche der Stadt, sich in Hannover niederzulassen. **Michel** hatte auch in Berlin, **Derenburg** und **Frankfurt a. d. O.** Besitz und erhielt von **Herzog Erich** für seinen von Frankreich bis Polen ausgedehnten Handel Zugeständnisse. Auf dem Reichstage, **Augsburg** 48, erschien er auf geschmücktem Pferd, in köstlichen Gewändern, mit Goldketten und 12 jüd. Dienern. Nachher überfielen ihn **Magdeburger Ritter** auf brandenburgischem Gebiet; er entwich, und klagte nun seine Gegner beim **Kurfürst Joachim II.** an, der sie zum Tode verurteilte. Als dann **Ulrich von Regenstein** ein Pamphlet gegen **Michel** schrieb, mußte er gar auf **Joachims** Geheiß einen — nur dem **Michel** günstigen — Vertrag abschließen. **Michel** starb bald durch Sturz von einer Treppe. **ZE**.

? **Michel**, Louise, Pariser Petroleumse, Genossin von **Abachol** (s) und **Simon**. Über ihr Auftreten bei der Beerdigung der Frau eines englischen Anarchistenführers berichtete die „**Kreuz-Z.**“ 25/4 1893: „Der Höhepunkt des Enthusiasmus wurde erreicht, als die berühmte **L. M.** ein paar Worte sprach und dabei wie wahnsinnig gestikulerte. Wenn sie übrigens nicht **Jüdin** ist, so läßt ihre Gesichtsbildung mindestens auf **jüd. Abstammung** schließen. Sie machte einen unheimlichen, dämonischen Eindruck, als sie am offenen Grabe mit krächzender Stimme rief: „Da liegt ein edles Weib, das der verruchten geselligen Ordnung zum Opfer gefallen ist. Es lebe die Freiheit, die Anarchie!“ Sinnlos und unwahr wie diese Worte waren, so wirkten sie doch zündend auf die Versammelten. Letztere fangen wiederholt die **Marzellaise** und brachten ihre sonstigen „gemeinwohligen“ Gefühle auch anderweitig zum Ausdruck.“

Die **DSBl** 5/6 92 wollten dagegen erfahren haben, daß sie in einem Schlosse des Departements **Haute-Marne** als uneheliche Tochter eines Herrn **de Broncourt** von einer Dienstmagd geboren sei. Sie wurde im Schlosse erzogen, wenn sie auch vom Vater nicht als Tochter anerkannt wurde, der ihr bei seinem Tode ein kleines Vermächtnis von 10 000 M. hinterließ.“

Michel, Marie, Frau, **Borms**, Festhausstr. 23. **Sorfigerin**; **DS** des hessischen Landes-B.'s für Frauenstimmrecht; **Jsr.** **Witwen-Unterstütz.-B.**, 1915.

Michel, Peter, „dichtete“ (**Wormwärts** 1927, 322) „Das **Spatenkreuz-Kindvieh**“:

„Der Schinder fuhr zur Abendzeit
Die tote Kuh von dannen.
Dahinter schritten als Geleit
Stahlhelm- und Wehrwolfmannen.
Sie warfen stramm die Beine vor,
Wie sonst bloß bei Paraden,
Und traurig sangen sie im Chor:
„Ich hatt' einen Kameraden!“

Hinter dem guten Namen verbirgt sich irgendein galizischer **Wormwärts**-Redakteur, **BB** 16/7 1927, über den dereinst ganz besonders zu Gericht gefessen werden mußte.

Michel-Levy, August, Physiker, Generalinspektor der **Minen**, *1844 **Paris**. **Wirnbaum**.

△ **Michel-Maulino von Fühlings**, **Josif Karl**, 1829—02, **RR**; G: **Bamberger Tgbl.**; **Tabakfirma Maulino & Co.** **SG** 2, 355.

△ **Michel von Fühlings**, — seit 1911 bayr. Freiherrn, die durch **Illianz** mit der gräflichen **Stippe** △ **Wolffsteckel v. Reichenberg** in höchste Hofreise gelangten. — **SG**.

△ **Michelangelo**, Italiens größter Bildhauer, 16. Jh., **Wogelstein** 2, 122: „**Basari** erzählt von der allgemeinen Begeisterung, die sein **Standbild des Moses** hervorgerufen, und wie die Juden allfabbatlich in hellen Scharen, wie die Stare, Männer und Frauen wallfahrten, es aufzusuchen und anzubeten; nicht wie ein irdisch Ding, sondern wie etwas Göttliches beten sie es an. ... **Michelangelo** hat auch nichts tiefer erfasst als gerade die Gestalten des Alten Testaments, einen **David**, eine **Lea**, eine **Rahel**.“ Warum macht wohl **Rabbi Wogelstein** den Künstler nicht gleich zum Juden, wie es seine **Rassegenossen** mit so vielen Genies getan haben?
Michel, Dr. = **Fr. Lu. Eilmenreich**.

Michelet, **Joh.** **Jgl.** **Legationssekretär** der norweg. Gesandtschaft in **Paris**; **O v. Benda** (deren Mutter: **Miriam** **Wentz**). 1914.

Michelham, **Lord**, **London** (s. **Hermann Stern** 1815—87), setzte 1915 (**Deutsche Warte**, **Sept.**) 10 000 **Pfund Sterling** für zehn zerstörte **Zeppeline** aus.

Michels, Kunstvollfabrikant, **Neuß**, war trotz Verkauf seiner Firma (1916?) an **Gebr. Lannes**, bis Kriegsschluß für eine Reichsstelle rellamiert. Er soll bei Beginn des Krieges in **Rußland** viel verloren, später aber an jenem Verkaufe stark verdient haben. Setzt **Ep. Bellerstein** verzog nach **B.-Wilmersdorf**.

Michels & Co., Seidenweberei, **Berlin**, **Leipziger Str.** 34. 1914.

Michels, Dr. med., Leiter des deutschen Krankenhauses, **London**, 1913. „Dieses sogenannte deutsche Krankenhaus“, schreibt einer, der drin war, „könnte mit gleichem Recht das jüd. Krankenhaus genannt werden, denn die Hälfte der Kranken bestand aus dtschen, russischen, polnischen und anderen Juden. Für diese Gesellschaft gibt es — in einem dtschen Krankenhause! — eine jüd. Küche, die nur **Koscheres** verabfolgt. Der Leiter des Krankenhauses, **Dr. M.**, ist zugleich **Konsulararzt** und mit einer dtschen **Pfarrerstochter** verheiratet. Einer seiner Gehilfen ist **Dr. Leefser**, ebenfalls **Jude**. Aber einen dritten, **Oberarzt**, bin ich noch nicht ganz genau unterrichtet.“ — Man begreift den Haß der echten **Engländer** auf die **Deutschen**, wenn ihnen als solche fortwährend dtsch redende **Juden** entgegenstraten.

Michels, **Lewis**, **Sir**. **B: Cecil Rhodes**, **Biographie**, 1910, **London**. **SG**.

Michels, **Robert**, Dr., **UP**, **Perugia**, schrieb über das **moderne Italien**. **BR** 1930, 496.

Michelson, **Nathan**, **Rfm.**, **Kriegervereins-Vorsitzer**, *1873 **Hausberge**. Schon sein Vater besaß die großen

Sandsteinbrücke bei Porta, Minden. — Zu einer Fahnenweihe Sommer 1913 waren die westfälischen Kriegervereine in Herford, darunter auch der aus Hausberge. Über den jüd. Führer berichtet „Neue Westf. Volksz.“ 6/6:

„Man hätte annehmen dürfen, daß dieser ob der ihm zuteil gemordenen hohen Ehrung besonders bestrebt gewesen wäre, den Verein taktvoll zu leiten. Dies war leider nicht der Fall. Zunächst ließ er seinen Verein vom Stellvertreter nach hier führen, während er selbst im Auto kam, um an Ort und Stelle ohne Beschwerlichkeit die Repräsentation zu übernehmen. Ebenso fuhr er nach der Feier im Auto zurück, den Fußmarsch seinem Vertreter überlassend. Wenn die Kameraden an diesem Verhalten ihres Vorsitzenden keinen Anstoß nehmen, so mag dies hingehen. Etwas anderes ist es aber, wenn derselbe jüd. Vorsitzter sich bei dem militärischen Feldgottesdienst in die ersten Reihen vor den Altar stellt und beim Gebet, trotz Aufforderung des Geistlichen, den Hut abzunehmen, diesen allein unter Hunderten geradezu ostentativ aufbehält. Mit diesem Verhalten, das den allgemeinen Unwillen erregte, hat er seinen Kameraden, die ihn gewählt, einen schlechten Dienst erwiesen. Manchem von ihnen wird die Schamröte ins Gesicht getreten sein, wenn er die Äußerungen des Unmutes hörte, die von den zahlreich Versammelten der anderen Vereine über das Benehmen dieses Vorsitzenden laut wurden.“

Ein einfacher Mann, der diese Ungeheuerlichkeit miterlebte, schreibt (vgl. Stbgrz 29/6):

„An diesem Beispiel können wir im voraus ermessen, wie es die jüd. Offiziere treiben würden, die der Hanfband und seine liberalen Hintermänner jetzt mit aller Gewalt an die Stelle der bisher überwiegenden Leutnants agrarischer Abkunft in unser Heer bringen wollen. Die würden wohl schon bei anstrengenden Mandövermärschen, wo „unsereiner“ mellenweit mit vollem Tornister hinter seinem Leutnant herlaufen muß, im Auto nachkommen. Noch lieber würden sie das im Kriege tun, wo die Märsche noch viel beschwerlicher und vorn an der Spitze außerdem noch andere Unannehmlichkeiten zu befürchten sind. Die Herren würden sicher bei der Mobilmachung noch sehr viel Geschäfte an der Börse oder bei ihrer Bank zu besorgen haben, und dann den Gemeinen-Truppen im Auto nachsehen. Nach der von diesen gewonnenen Schlacht würden sie dann wieder beschäftigt sein, die Wertsteigerung ihrer Papiere auszunutzen. ...

Wenn man schon durchaus die jüd. Sprößlinge alle im dtischen Heere unterbringen will, dann sollte Herr Kieffer doch für die 3 abgestrichenen Regimenten Husarenregimenter von seinen Männern im Reichstag bewilligen lassen und darin die Blüte seiner Stammesgenossen unterbringen. Zu Husaren eignen sie sich der krummen Säbel wegen am besten, und da brauchen sie auch nicht zu Fuß zu marschieren, wozu sie so schlecht gebaut sind. Diese Isra-Elite-Regimenter könnten ja das goldene Kalb und andere Nationalstöße ihrer Leute in den Börsentempeln von Neu-Jerusalem a. M., Berlin und andern Orten sicher bewachen. Die anderen Regimenter aus Bauern- und Bürgerstöhnen aber soll man mit semitischen Offizieren verschonen, da würden sie sicher kein angesehenes Vorbild geben. Bis jetzt sind auch wir einfachen Leute im Volke stets stolz auf unsere Offiziere gewesen, die sich im Frieden und im Kriege gleich gut bewährt haben. Wir glauben da auch heute noch an das Wort unseres großen Fürsten Bismarck: Den deutschen Leutnant kann uns kein anderes Volk nachmachen!“

Auch die DfBl 21/6 machen vor dem Malkabäer nicht halt: „Michelson wird sich wohl auf die jüd. Übung, beim Gebet den Hut aufzusetzen, berufen. Aber ist solche Übung, die alle Christen auf das empfindlichste stört, nicht abermals ein neuer Grund, die Juden vom Militärdienst, auch aus den Kriegervereinen, grundsätzlich fernzuhalten? Hoffentlich wird jetzt der ahnungslose Kriegerverein in Hausberge gemerkt haben, welche unglaubliche Dummheit er mit der Wahl eines Juden zum Vorsitzter gemacht hat.“

Michelson, Albert/Abraham, Dr., US (Physik), Austausch-Prof. zwischen Chicago und Göttingen, Doppel-

Ehren-Dr. (Göttingen; Christiania), *1852 Strelno, Pof. E: Samuel M., der nach S. Franzisko auswanderte. — Albert studierte in Dtschland und erhielt 07 auch den Nobelpreis, ist Mgl. der Akademie zu London und Paris, und bekam vor einigen Jahren die Große Rumford-Medaille. W 13, 84: „Welche, in ihrem ganzen Umfange heute gar nicht mehr meßbaren Verluste hat die dtische Wissenschaft durch die aus den gleichen Gründen [der Nichtbeförderung an dtischen Universitäten] erfolgte Auswanderung dtischer jüd. Gelehrter zu verzeichnen gehabt!“

Dr: Charles M., *69 Virginia Cy. ChM: Chicago American.

Schw: Miriam M., *70 Calaveras, Cal., Literatin, Theaterkritikerin. — Bedauerlich ist, daß nicht alle jüd. „Wissenschaftler“ auswandern; der Gewinn für die arteigene nordische „Wissenschaft“ in Deutschland wäre unermeslich.

Sein Tod wurde 1929 auf einer Sitzung der „Académie des Sciences“ in Paris bekanntgegeben und in der Presse aller Länder aufs tiefste bedauert, bis sich herausstellte, daß sich der „Tote“ auf einer Ferienreise nach den Bermudas befinde. M.'s Name, der vermutlich für längere Zeit nicht genug genannt worden war, beschäftigte auf diese Weise wieder mal die ganze Welt. Der „Internationale Verband der Physiker“ aber brachte in Strelno (Posen) eine Gedenktafel am Geburtshause Michelsons an. JPB 7/3 1930.

Michelson, Leo, sezeffionistischer Maler, Berlin. W: Leba, „sie kniet auf einem Felde und umarmt in sinnlicher Verzückung den Schwan, der seinen gelenkigen Hals um ihre Schulter schmiegt und die mächtigen Flügel weit ausbreitet“. DBe 1911, 7. Man mag sich weiter ausmalen, wie dieses Thema, das schon bei Correggio hart die Grenzen des Möglichen streift, von einem Juden behandelt sein wird.

Michels, M. M., Tüb — hieß bis 1812: Rachel Michel. — Df.

△Midiwicz, Adam, 1798—55, polnischer Dichter, trat gegen die Juden in dem volkstümlichen Werke „Kziete Pietyrzyma“ auf. Drumont. WM.

Middleman, Judah, Literat; Ko; WM.

Midhat-Pascha, türk. Staatsmann, 1822 Konstantinopel — ? — als mitschuldig an der Ermordung des Sultans Abdul-Aziz, der also nicht durch Selbstmord starb, zum Tode verurteilt, aber 27/6 81 zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt und nach Taif in Arabien gebracht. — „Er errichtete mit ▼Camondo und ▼Sassoon Schulen im Orient; von ihm geht die Organisation der „jungen Türkei“ aus. — „Ein türkischer Reformator“ mit Porträt „Daheim“, 1877, Nr. 23; De 9, 116; Drumont.

Midrasch — heißt seit dem 4. jh. v. Chr. die gelehrte Ausdeutung der Gesetze der Thora und ihre Anwendung auf das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit. ▼Graez.

Miedziboz, Israel, 1698—59, Fuhrmann, „Bescht“ (sb), Stifter der Sekte der Neuchassidäer, Rußland. Er wurde Wunderdoktor in den Karpathen.

„Die Not lehrte ihn in der Gebirgseinsamkeit, anders als in der Synagoge beten, wenn auch mit denselben geläufigen Formeln; er sprach sie mit Inbrunst und tiefer Andacht aus oder schrie sie in die Berge mit lauter Stimme hinein. Beim Beten machte er rasende Bewegungen mit dem ganzen Körper. Die Bewegung trieb ihm das Blut in den Kopf, machte seine Augen flimmern und verfehte Leib und Seele in einen solchen Zustand der Überreizung, daß er Todeschwäche empfand. Israel behauptete, daß er infolge solches Körperaufregenden und aufreibenden Gebetes einen tiefen Blick in die Unendlichkeit zu erlangen pflege. ... Infolge seiner Wunderkuren erlangte er einen so großen Ruf, daß er selbst von den polnischen Gdelluten zu Rate gezogen wurde. Gleichgesinnte, welche einen religiösen Drang weder durch strenges Mäßerleben, noch durch mechanisches Hersagen vorgeschriebener Formeln befriedigen zu können vermeinten, schlossen sich ihm an. Sie vereinigten sich mit ihm, um andachtsvoll, d. h. mit Gesang und Händellatschen, Werbeugen, Körper-

bewegungen, Springen, unter Lärmen und Schreien zu beten. ... Noch mehr zog Bescht solche an, die in Heiterkeit und Sorglosigkeit der Nähe Gottes gewiß zu sein und die messianische Zukunft fördern zu können glaubten. Sie brauchten nicht über Talmudfolianten zu hocken, um einer höheren Frömmigkeit teilhaftig zu werden. Solchergestalt entstand der Orden der Neuschaffstädter. In einem Jahrzehnt sollen sich 10 000 Fromme um Israel Bescht geschart haben, die sich anfangs nur durch ihr sonderbares und langanhaltendes Beten, durch Waschung vor dem Beten nach Art der Essäer, durch ein heiteres Wesen und vielleicht auch durch das Tragen langer gelockter Haare an der Schläfe von den übrigen polnischen Juden unterschieden.“ Graeg 3, 499.

Mielziner, Leo, *1869, „amerik.“ Porträtmaler, JG. **Mierla v. Morva-Siejsko** △, Emil, österr. Husarenmajor, O ▼ **Elfa, E. von Friedländer**, Dir. der Bühlerstahlwerke. 20. Jh. SA. 1914.

Mierśwa, Sidonie, f. S. Judeisch.

Mieses, Schachmeister, 19. Jh. Ko.

Mieses, Fabius, Leipzig. B: Vergangenheit und Gegenwart im Judentum, Leipzig 1846; Darwinisten und deren Gegner in poetischer Darstellung, 78; Geschichte der Philosophie von Bacon v. Verulam bis auf die neueste Zeit; Briefwechsel mit ▼ **Sacher-Masoch**. — Lippe 1881.

Mieszkowski, S. A., in Lüz — hieß bis 1812: Samuel Abraham. Dö.

mieß, j: schlecht, unschön, faul, „eklig“. — **Bischoff J. miechnil**, j: „fauler Kopf“ (j: mieß mit der slav. Endung -nil). — **Bischoff J.** Daher Karlehen M—, die „wichtige“ Figur des ▼ **Bladderdatisch**, Berlin.

△ **Mihacsek**, Felicie, Frau, Sängerin, Staatsoper, München. — WB 2/4 1930: „In der Aufführung der „Walküre“ sangen der Jude Fischer den Siegmund und die Jüdin Mihacsek die Sieglinde. Also ein jüd. Wälsungenpaar! Kurz: Frandenstein.“ Der bürgerliche Mann der Sieglinde, Herr Alfred Hüni, Zürich, ein vorzüglicher Schweizer, schrieb darauf dem WB (17/4 30), „daß er sich zwar gegen jeglichen Verdacht judenfeindlicher Gesinnung wehre, aber doch Gewicht auf die Mitteilung lege, daß seine Frau keine Jüdin sei, sondern einer Familie aus Bad Gastein entstamme, die seit Generationen, soweit Zurückverfolgung möglich, der katholischen Kirche angehörte.“ Auf dem dann vom WB loyal gleich beigedruckten, recht sympathischen Bilde der Dame lassen sich jüd. Gesichtszüge allerdings nicht feststellen.

Mihalowich, Edm. v., f. Grimmer v. Adelsbach.

mildash, mitdosh, j: Heiligtum, Tempel. — **Bischoff J.**

Mihael, E., Literat, 19. Jh. Ko. WM.

↓ **Millas**, christlichsozialer Bundespräsident, Österreich, empfing nach seiner Wahl (WB 65, 1929) das Präsidium der Wiener Jsr. Kultusgemeinde: Pisk, Löwenherz und Drenstein; diese wünschten, er möge bei der Regierung die Staatsdotierung für die kulturellen und religiösen Bedürfnisse der Gemeinde durchsetzen. Millas: „Ich bin bereit, bei den Ministern zu beantragen, daß die berechtigten Wünsche der Jsr. Kultusgemeinde erfüllt werden.“ Mit dem Beiwort „berechtigten“ waren natürlich die Wünsche in ihrer Gesamtheit anerkannt, nicht etwa mit feiner diplomatischer Ironie nur diejenigen Wünsche gemeint, die man etwa nichtjüdischerseits als „berechtigt“ anzuerkennen bereit wäre. Die Freiheit der Entschließung, nebst der Möglichkeit der Ablehnung aller Wünsche, behielt sich Millas also nicht vor — wie denn überhaupt den Juden gegenüber der Nichtjude von jeher auf Diplomatie und Taktik verzichtet hat.

Millos [Mikolaus], Andor [Andreas], ChA: „Az Et“ [= „Der Abend“], Budapest. 1914.

mitre, j: heilige Schrift, Bibel (h: mitra; „das Gelesene“, Schrift, im Gegensatz zur mündlichen Tradition). — **Bischoff J.**

mitwe, j: Bad, Badeplatz; das rituelle [monatliche und nach dem Gebären] Reinigungstauschbad der Frauen und dessen Ort, auch „Tüd“ (Tausche) genannt. — **Bischoff J.**

↓ **Milan**, Emil, Prof., Lektor (Vortragskunst), Univ. Berlin; 1859 Frankfurt a. M. — 16 Berlin. B: Heimat, Schp.; Winter Sonnenwende, Asp.; Rebner des deutschen Vortragerverbandes. Cp: Leop. Keller. Er war ein guter Rezitator, wirkte bei oberflächlicher Bekanntheit nicht jüdisch, hielt aber 16 einen „Bibelabend“ in der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Jdtm's“ ab, mit dem er es als Staatsbeamter wohl nicht verderben wollte. Sonst war seine Kunst doch sehr fein, unaufdringlich und höchst wirksam.

Milano, Paolo, Dr., Musikgelehrter, Italien. JPB 2/1 1931.

Milch, Chemische Fabrik, Berlin. JPB 21/11 1930.

Mile, Bukarest, stellte im Weltkrieg sein Blatt „Abeverul“ vertragsmäßig in den Dienst der UZU. Cps: Rosenthal; Graner. 1920. — Eberle, Großmacht, S. 231.

Milfort [Lady Milford in Schillers Don Carlos?], Heinrich. Auf diesen Namen wurde 26/12 1821 in der Löbenichtschen Kirchengemeinde, Königsberg i. Pr., der Wälzenbräuer Herrsch David Mendelsohn als Täufling eingetragen, der dann 6 Kinder bekam und sie in der Löbenichtschen Kirche ebenfalls auf Milfort taufen ließ. Auch zwei vor seiner Taufe geborene Töchter bekamen den neuen Namen. — Mit dem Geschlecht Mühlpfordt haben diese Leute gar nichts zu tun, f. Dt. Geschlechterbuch, Bd. 68. In welche richtjü. Sippen ist aber später das Blut der 8 Pseudo-Milforts geflossen? WM.

Milhaud, französ. Dorf im Dep. Gard; daher die Judennamen Milhaud, Millaud, usw.

Milham, Albert, *1871 Nimes, UP, Freund des Caillaux, radikaler Abgeordneter, Vizepräsident der Außenkommission, wollte 1919 die Rheinlande von Dtschland trennen. Paris. — Meyer's Konv.-Lex.

Milhaud, Darius, Komponist, Paris. *1892; „von Geburt provenzalischer Jude, Pariser von Erziehung, international in Gesinnung, viel gereist, einer der Entdecker der jüngsten russischen Musiker, ... einer der musikalischen Impressionisten aus der Nachfolge des Claude Debussy? Einer der Zerstörer der Tonalität à la Schönberg? Antirömantischer Parodistiker? Liebhaber des Jazz und des erotischen Tanzes? Seine Ballette, vor allem das nach Jean Cocteau's Farce „Dach auf dem Dach“, legen es nahe. Neuestens kehrt er zurück zur simplen Melodie; in Berlin bespricht er die künstlerische Lösung des Problems der Funkmusik, über das in Baden-Baden beim Musikfest verhandelt wird. Jedenfalls — ein höchst moderner Musiker“. Berliner Stadtblatt 18/6, JPB 7/6 1929. — M. war 1917/18 der französischen Gesandtschaft in Brasilien attachediert. — Qui êtes-vous?

Er hat nebst Bloch und E. W. Sternberg mit „westeuropäischer Formgebung, Werke mit jüd. Melos und Impuls geschaffen“. JPB 15/3 1929.

Die „Blätter der Staatsoper“ zu Berlin brachten zur Aufführung von M.'s „Armen Matrosen“, einer „Klage in drei Akten“ und Copie von Strawinskys

„Geschichte des armen Soldaten“, Milhaud's Kopf: „die typischen Gesichtszüge eines Boxers oder Ringkämpfers, einen harten, quadratischen Schädel mit tückschem Blick, gepolsterten Wangen und schmalen, herrischen Lippen, dessen grob materialistische Züge Willenskräfte und Egoismus verraten, aber beileibe keine Intelligenz“. Die von Jean Cocteau gearbeitete „Handlung“: Eine habgierige Ehefrau verhaut ihren verschollenen Mann bei der Heimkehr mit dem Hammer, denn angeblich erkennt sie ihn nicht — ist von Milhaud in die einfältigste Musik gesetzt: „Solche Dilettantereien werden in der staatlichen Oper am Platz der Republik mit einem Fleiß einstudiert, als ob es sich um hohe Kunst handelte, und an solchen Lappalien werden Kosten und Zeit verschwendet! Und solche „Kunst“ findet ihre Beschützer. Dr. Alfred Einstein behauptete im *BZ*, die Oper am Platz der Republik sei „die am meisten von rein künstlerischen Gesichtspunkten geleitete“! *DZ* 29/9 1929.

Eine tumultuöse Welturaufführung von M.'s „Christoph Columbus“, Text von Ph. Claudel, fand natürlich wieder in der Staatsoper Unter den Linden, Mai 1930 statt. *BZ*. a. Mittag 6/5 1930: „Claudel machte den Chor zum Träger der Handlung, läßt ihn als Publikum fragend, Partei nehmend, störend und aufklärend eingreifen. Die Grenze zwischen Zuschauern und Mitwirkenden verwischt sich. Spannungen und Widerstände der Rezeption werden in die Handlung eingearbeitet. Claudel vergleicht den hier verwendeten Chor mit dem im katholischen Gottesdienst, will eine Art öffentlicher Meinung in ihm gesehen wissen, ähnlich der Presse. Die Choristen stehen auf einem Vorbau im Zuschauerraum; hinter ihnen die eigentliche Bühne. So entsteht aus Aktion und Reaktion eine Doppelhandlung, zu der noch vielfache Projektionen und Filmszenen sich gesellen. Die Häufung von Eindrücken läßt Ruhepunkte kaum zu.

Die Apologie auf Kolumbus, den „Einiger der christlichen Welt“, mündet in eine bewußte Verherrlichung katholischer Mystik. Zwischen Tedeum und Hallelujah, dichterisch verklärt durch das

Symbol der weltdurchflatternden Taube (Columba), baut sich das Schicksal des genialen Abenteurers auf.

Es gehört Mut dazu, für diese schwer verständliche, ideell so gewichtige und in sich geschlossene Handlung Musik zu schreiben. Aber M. beweist in dieser Partitur von neuem absolute Meisterschaft. Seine Hauptaufgabe war die rhythmisch-melodische Behandlung des Chors, gegen den alles Solistisches zurücktritt. Hier sind ihm Dinge gelungen, die ihn auf der Höhe eines wunderbar ausgeschliffenen Könnens zeigen.

Milhauds persönlicher Stil gewinnt immer mehr an Klarheit und Substanz. Die harmonischen Mittel der Polytonalität werden in ihrer Härte durch einen sehr subtilen orchestralen Klang Sinn gemildert. Verwendung diatonischer Thematik sorgt für Faßlichkeit der Linien, die aber wieder durch eine unendlich verfeinerte Rhythmisierung an Glätte verlieren.

Seit Jahren hat die Lindenoper kein Werk mit größerer Liebe und Arbeit herausgestellt; Kleiber leitet sie musikalisch, und er ist für 3 Stunden wieder der junge, straffe, begeisterte, unbeirrbar präzise Musiker, den wir einst in ihm verehrten. Für ihn, den modernen Rhythmiker von Geblüt, scheint die diffizile Partitur keine Probleme zu enthalten; er musiziert, als wenn sich's um eitel Allabreve handelte.

Das Publikum war leider mit einigen Vertretern jener Kreise durchsetzt, in denen man nebelhafte kulturelle und nationale Belange durch Pfiffe zu retten versucht. Doch den zähen Widerstand besiegte demonstrativer Beifall einer Elite. Alle Botschafter waren da. Alle Diplomaten, Intendanten, Dirigenten. Ausländer von Distinktion. Inländer von Welt und von Geld. Alle eleganten Frauen. Alle neuesten Maimodelle.

In der großen Pause ein Sprachenwirrwirr wie in einem internationalen Badeort.

Botschafter de Margerie umringt von einer Anzahl schöner Frauen, darunter — sehr umschwärmt — die raffige Mme. de Prévaug in Weiß.

Der Komponist sehr sympathisch und sehr bescheiden. Versucht wie Harun al

Raschid unerkannt die Stimmung des Publikums zu erforschen — seine Kundlichkeit erschwert ihm das Infognito. Eine graziöse junge Frau drückt ihm ein dickes Paket in die Hand: alles Glückwunschtelegramme.“

Milhaud, Edgard, Dr., UP (Nat.-Kon.), Dir. im Böllerbund, Sozialist, Genf. *1873 Nimes. † Léon M. // Sara Cerf. O Marquinet. R: Maurice; Germaine. — Qui êtes-vous.

Milhaud, Gaston, UP (Phil.) Sorbonne, Paris. †1918. B: Les conditions et les limites de la certitude logique; Le rationnel; Les philosophes géomètres de la Grèce. Lit. Echo. 1919. WM.

Militärentziehung. Novikoff, Das jüd. Rußland 1893, S. 105, berichtet über Drückeberger schon im Frieden: „Es fiel bei den Bestellungen auf, daß häufig 2 Söhne derselben Eltern denselben Vornamen hatten. Die Benennung war in Vorausicht auf die Dienstpflicht im Heere gewählt worden. Wurde der ältere Sohn einberufen, so fand sich an seiner Statt der jüngere ein, und wies nach, daß ein Fehler in den Listen vorhanden sein müsse, da er noch nicht das erforderliche Alter erreicht habe. Er wurde in folgedessen entlassen. Jahre vergingen, und es kam die Zeit heran, in der sich der jüngere Sohn zu stellen hatte. Nun erschien der ältere auf der Bildfläche, um nachzuweisen, daß er bereits das dienstpflichtige Alter hinter sich habe und daß er daher bei dieser Aushebung nicht herangezogen werden könne.“ f. Kriegstüchtigkeit.

Militärischer Stil. Der sachlich gedrungene m— St— war der preußisch-deutsche Gegensatz zur jüd. Ausdrucksweise und ihrem süßlichen, unwahren Drumherumreden. Das M Ieß noch kurz vor 1914 durch seinen Kriegsheiligen, den Oberst a. D. Gaedtle, die öffentlichen Anschläge französischer Reiter-Regimenter beleuchten, worin den Reuanzwerbenden kulantest aller möglicher Komfort versprochen wurde. „Nachdem Oberst G. noch von der französischen Revolution als einem „der gewaltigsten und erhabensten Schauspiele der Weltgeschichte“ gemunkelt hat, meint er in bezug auf jene Affischen: „Damit vergleiche man irgendeine Anzeige im „Militärwochenblatt“, wenn das Bezirkskommando Freiwillige als Schreiber sucht. ... Bei uns der nächsterne Bureaukratenstil. Und was sollen wir auch unsern Freiwilligen Besondere versprechen!“ Wie einem früheren deutschen Soldatenführer, Ritter des Eisernen Kreuzes 2. Klasse“, sagte damals die „Wahrheit“, „im Zivil so jedes Gefühl fürs Militärische abhanden kommen kann, scheinen diese Sätze leider zu beweisen.“

Militarismus. Was die Entente unter alljüd. Herrschaft deutschen M— nannte, war nichts als der Geist der Gradheit, Tapferkeit, Treue und Aufrichtigkeit selber. Michel war ja nicht immer so gutmütig, vertrauensselig, schläfrig wie heute, sondern auch ein Held gewesen, der wußte, daß seine stolze Seele, wenn er rühmlich gefallen war, von Wallüren zu Wodan nach Walhall geleitet würde. Dem heiligen Michael, der nach Einführung des Christentums an Wodans Stelle trat, brachten unsere Ritter die gleiche Verehrung wie ihrem alten Gotte entgegen. Ausländer, die diese Innerlichkeit ganz zu fassen unfähig waren, schalten deshalb auf den „deutschen Michel“. Später hat man für den unbegreiflichen Schwert- und Siegesgeist in Haß und Meid das Wort „Militarismus“ geprägt, nachdem schon lange vor dem Kriege der Simplizissimus und Genossen die deutschen Offiziere als Vertreter einer säbelklirrenden Soldateska verhöhnt und das Berliner Parlament im Falle Gabern jede Befinnung verlorren hatte. M— war eines der großen roten Lächer, die das Jdtm in seinen Blättern aushängte, um alle Böller zum Kriege gegen Deutschland zu reizen.

Rabbi Ad. ▼ Zellinet meinte 1880: „In der Tat gibt es nur ein Mittel gegen den M—, dessen Laften Europa fast erdrücken: das ist die Ausbreitung des

jüdischen Geistes, der ruhig, friedlich, sanft, weich und human ist. Tapfer und todesmutig in der Verteidigung des vaterländischen Bodens und der hohen Güter der Menschheit, waren die Juden nie kriegslustig, aggressiv, eroberungslustig, und sind auch heute keine Freunde des Soldatenspiels und des Waffengepräges.“ Der gute Rabbi! Warum sollte auch der Jude waffenfreundlich sein? Um seine heimlichen Pläne auszuführen braucht der friedliche Eroberer nur die „Kriegslustigkeit“ der Birksböller zu führen. „Die Ausbreitung des jüd. Geistes als Mittel gegen den Militarismus“, haben Deutsche, Russen und Ungarn an den Segnungen des ruhigen, friedlichen, sanften, weichen, humanen Geistes der Juden Eisner, Nadel, Levin, Leviné, Mühsam, Zoller, Kohn, Landauer, Apfelbaum usw. inzwischen kennen gelernt. Deutschvölk, hole Dir das „Soldatenspiel“ und „Waffengepräuge“ wieder, die der einzige Schutz gegen die Vernichtung durch Juda und seine Zuhälter sind.

Milka, h: Schwester des Lot.

Millaud, Albert Arthur Paul David (Baron Grimm; La Bruhère), 1836—92 Paris. — †: Moysé M. — Schon mit 18 Jahren veröffentlichte er Aufsätze machende Gedichte und gründete dann mit Abel ▼ Auerbach die erfolglosere „Gazette de Hollande“. Seit 69 Mit-G: „Figaro“, schrieb er mit andern zusammen Theaterstücke, die von Madame ▼ Judie kreiert wurden; z. B. „Femme à Papa“ und die auch in Deutschland viel gegebene „Mam' zelle Mitouche“.

Er erhielt, mit Perivier, für jeden Panama-Lobartikel privatim 10 000 Franken, nämlich von der verkrachten Assurance Financière 5000 Franken, von Borth, dem bekannten Damenschneider, bis der das Kreuz der Ehrenlegion erhalten, 5000 Franken monatlich. — Hinter den Kulissen, 1925, S. 13.

Millaud, Edouard E. P., 1834 Tarascon —11, franz. Senator, Jurist, Vizepräsident des Obersten Statistischen Rates, Paris. — „Dieser angeblige Kosmopolit, der in Wahrheit nur die Vorteile seiner Rasse im Sinn hat, strebt einzig danach, fremden Juden den Zutritt in unser Land zu erleichtern. Im Senat vom 19/6 1883 beantragt er Aufhebung jener Arbeitsbücher, die für den Arbeitnehmer und -geber eine Sicherheit waren, und gleichzeitig jeden Unternehmer über die Nationalität, das Herkommen und die Vergangenheit des Arbeiters belehrten, den er beschäftigen und in seine Geschäftsgeheimnisse einweihen wollte.“ Drumont; WB.

Millaud, Mardochee Alphonse, Retter von Moysé M. (Sd), 1829 Mouriès —?, Journalist und Gründer. De; Ko.

Millaud, Moysé/Polydore (Frascati), 1813 Bordeaux —71 Paris. Eines Trödlers Sohn, gründete er von 33—39 Zeitungen: Lutin; Gamin de Paris (die erste vor Theatern verkaufte) und Régociateur. Mehr Erfolg hatten: die Gerichts-Z. L'Audience, 39; Liberté, 45; und Journal des Chemins de fer, das eine Autorität in Jobberkreisen wurde. Mit Mirès „schuf“ er die menschenfreundliche Zeitung Conseiller du Peuple und gründete die Caisse des Actions Réunies und E. des Chemins de fer, — 2 Banken, die schon 53 ihren Nachern je 3 Millionen Francs abwarfen. 63 gab er ein 5-Centimes-Blatt heraus: Petit Journal, dessen billiger Preis für alle späteren Zeitungen vorbildlich wurde; ferner: Soleil; J. Illustré und J. des Bohageurs. — M. spielte eine Rolle im 2. Kaiserreich und schrieb die erfolgreiche Posse: „Ma Mère et Mon Dur“. — ▼ De nennt ihn einen Spekulanten, der den Humbug im Zeitungswesen einfuhrte und in der Kunst der Beklamme eine staunenswerte Erfindungskraft entwickelte.

Millenniumsfette. Im Juli 1914 (ZM 21/7) kamen aus allen Teilen Dschlands, besonders aus Holstein, Rheinprovinz, Hannover, Bayern, Württemberg, Pommern, der Mark und Groß-Berlin Nachrichten über eine ungeheuer rührige und durch Massenverkauf ihrer Schriften einträglige Werbetätigkeit der Millenniumsfette, Sitz Brooklyn. Ihr Haupt ist ein „Pastor J. C. Russell. Die Leute nennen sich „Vereinigung Erneuter Bibelforscher“. In Wirklichkeit handelt es sich um einen Versuch der Abschaffung des Christentums und

Wiederaufrichtung der alttestamentlichen Theokratie unter Russel über alle Welt. Sie erklären, daß alle Regierungen und Kirchen nach dem Willen Jehovas gestürzt werden sollen; an deren Stelle wird sich „Christus“ setzen mit seinen Heiligen und Überwindern, vor allem mit dem „Volk Gottes“, den Juden. Das 1000-jährige Reich des wiedererschienenen Christus ist seit 1874 in der Welt. Christus ist also da. Russell spricht in dem Tone, als wenn er's selber sei. Die Welt soll sich ihm absolut unterwerfen und auch nicht Herr über einen Groschen oder einen selbständigen Schritt bleiben. Alles wird von „Christus“ genau geordnet. Das alte mosaische Zeremonial- und Ritualgesetz soll drakonisch durchgeführt werden, die Heiligen müssen Geld opfern, damit die Toten, die jetzt abteilungsweise wiedererweckt werden, gekleidet und gespeist werden; ja, sie werden ihre vollständige Willigkeit beweisen und Gut, Familie und Freiheit den „Segnungen“ einer unerhört gründlichen Sklaverei unterordnen müssen. Die Obrigkeit („tierische, armselige, zerstörungsfähige, heidnische Regierungen“) wurde dabei frech beschimpft, Revolutionshege getrieben und das mosaische Gesetz in aller Strenge als einzig wahres Glück und Heil der ganzen Welt empfohlen.

In allem ein einheitlicher Plan: „Überall die eine Grundidee, dem Judentum die Weltherrschaft zu sichern. Überall: Getrennt marschieren und vereint schlagen. Jedes Einzelgebiet der menschlichen Kultur wurde gesondert bearbeitet, und ganz „zufällig“ vereinigte sich das dann alles 1914! Aber der deutsche Michel saß bloß daheim und glaubte nur das, was ihm sein jüd. Leiborgan vorschwahte; daß nämlich der Weltzusammenbruch eine Folge seiner deutschen Eroberungssucht und Niederträchtigkeit sei. Und statt den Knüttel zu nehmen und die schurkigen Juden aus der Welt zu treiben, winselte Michel: „der schlechte Judendorff! Gottlob, daß Eisner den Mut zur Revolution fand. Das Judentum wird uns erlösen!“ Ja, falls du nicht vorher erwacht, wird es dich erlösen, wie noch nie ein Volk erlöst wurde, von allem, was dir teuer und wert war und du wirft dich auf den Knien zu den Gräbern der beschimpften verlassenen Helden deines Blutes schleppen, um zu beten, und dein jüd. Herr wird die Peitsche auf deinen Rücken sausen lassen, bis du endlich aus der Wein- und Biereligkeit zu neuem Leben erwacht bist.

Millenkovich, Max (Max Morold), Ministerialsekretär im Ministerium für Kultus und Unterricht, Wien. *1866 Wien. 98 O Martha Acher.

Miller, gebor. Rosenblum, Amerikaner in Paris. „Die romantische Geschichte von der Entführung, Beraubung und Knebelung eines Amerikaners, der nachher von Soldaten in einem Waldhain aufgefunden worden war, fällt in ein klägliches Simulantestücklein zusammen. M. entpuppte sich als ein Rosenblum, der schon ähnliche Streiche geliefert hat. Früher scheint er Selbstmorde simuliert zu haben, um Unterstützungen zu erhalten. Da der Arzt im Spital keine Beziehungen an Rosenblum fand, wanderte er in Untersuchung. Der Mann spricht einige Sprachen, darunter auch Französisch. Seine Landeszugehörigkeit konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden.“ Aus der liberalen Schüchternheit des Berichtes geht zur Genüge hervor, daß er nur in der bekannten „Kölnischen Z.“ gestanden haben kann. Jan. 1911.

Miller, William, podennarbiger, schlechter, sehr überschätzer Hofopernsänger und süßlicher Tenor, Wien. M. wollte zu Beginn des Weltkrieges 1914 in keinerlei Abzüge von seiner Messengage einwilligen und stellte durch unkollegiales Benehmen die Eröffnung der k. k. Hofoper in Frage. Er sang früher in Düsseldorf.

Millerand, Etienne-Alexandre, Präsident der franz. Republik. *1859 Paris. E: Jean-François M., // Melanie, *1835, Tochter des Cerf Caën // Fanny Cahn. — 1898 O Jeanne-Victorine-Julienne-Marie Lebayer, gebor. Lévy Mayer, *1864 Le Mans, L. des

Auguste-Louis L. // Jeanne-Honorine-Elisa-Mlice Kan. Etienne wurde auf Kosten seines Onkels Ephraim Caën erzogen (Arch. israelites 1920), betätigte sich zunächst als Literat, Rechtsanwalt und Abgeordneter, war ab 89 in Paris Hauptschriftleiter der *Voix, la petite République, la Lanterne* usw., von 99 bis 02 Handelsminister, 1900 ward er „baron du Saint Empire“, und flog 04 aus der sozialistischen Partei, weil er für Militarismus war.

[Wir garantieren nicht für die richtige Schreibweise der „Kähne“, da in allen benutzten Quellen eine andere Schreibweise gebraucht ist.]

„L'avenir de la Loire“ 1920: „Frau Jeanne Millerand ist die Enkelin „Bater Kähns“, wie man ihn in Mans nannte. Mehr als 20 Jahre lang Organist an der Kathedrale in Mans, wo er einst als Kapellmeister angefangen hatte, schwor er seinen Mosaismus vor dem Bischof von Mans, Monsignore Bouvier, ab, und wurde tauffrischer Katholik. „Bater Kahn“ wohnte in der Straße Julien-Boderau, war Musikprofessor für Gesang und Violine am Lyzeum und an der Einheitschule in Mans, gab 90 seine Organistentätigkeit auf und zog nach Paris, wo er kurz darnach starb. — Seine L, Mlice, nahm sich in erster Ehe einen Mr. Auguste-Louis Lebayer, und nach dessen Tode einen Mr. Bouteiller, der im Stadtrat von Paris das „Quartier du Jardin des Plantes“ vertrat und dann Stadtratsvorsitzender wurde. Aus dieser 2. Ehe stammt Frau Jeanne Millerand, die den Präsidenten der Republik schon lange kannte.

Als neulich französische Judengenossen den „Bater Kahn“ verteidigen wollten, der Offizier und „guter Katholik“ gewesen wäre, legte Jean Drault in der „Vieille France“ folgendes Bekenntnis ab: „Offizier? Ich sah in meiner Kindheit wohl im Zirkus Hunde, wie Offiziere angezogen, es waren aber darum nur Hunde. Das kann man auch vom Juden sagen, wenn er von oben bis unten in Gala steckt, mit Straußenfedern obendrauf — er bleibt Jude. Als französischer Soldat würde ich einem Ju-

denoffizier unweigerlich den Gehorsam künden; und wenn ich selber auch Narr genug wäre, mich vor ihm zu beugen, so hätte ich doch nicht das Recht, meine Rasse und mein Volk vor ihm zu erniedrigen. Und Katholik? Die Religionsfrage soll bloß wieder mit der Judenfrage „vermengelt“ werden, um damit die völkische Bewegung totzuschlagen. Ihr könnt einem Juden die Taufe und alle anderen Sakramente verabreichen, ihr könnt ihn zum Organisten, Küster und Geistlichen wer weiß welcher Konfession machen, er bleibt Jude, ein getaufter freilich, aber Jude; und so ist „père Kahn“ für alle Ewigkeit Jude, und seine Söhne und Töchter und seine ganze Brut werden ebenfalls Juden bleiben bis zum jüngsten Gericht.“ —

Millerands Kinder:

1. Jean, der, *1889, intimster Mitarbeiter seines Papas ist. Er stand im Kriege mit allen Söhnen Rothschilds im selben Regiment; 2. Jacques, *1905, hoffnungsvoller Politiker; 3. Jeanne; 4. Villh. Millerands rechte Hand ist George Deques, Nichtjude, doch Präses des „Comité israélite de Propaganda“, und Schützling der „Alliance israélite Universelle“.

„La Vieille France“, Nr. 194, S. 20: „Die 4 sichersten Mittel, um unter Millerand Minister zu werden, sind: eine Jüdin heiraten oder sich eine jüd. Dirne halten, oder die eigene Frau einem jüd. Verwaltungschef zur Verfügung stellen, oder die abgelegte Dirne eines früheren jüd. Verwaltungschefs heiraten.“

Onkel des G. A. Millerand: Alexander M., *1830; Schwager: Architekt Francis Bourgin, *1860.

Der Hammer, Nov. 1916, schreibt über M.'s politisch-finanzielle Tätigkeit: „700 Ordens- und Klostersgüter wurden eingezogen (Kirchen und Kirchenvermögen), Güter, die durch Verkauf die Arbeiter-Versorgungs-Milliarde bringen sollten. Dabei sah sich der Staat einem festen Ring von Liquidatoren, Advokaten, Schatzmeistern, Scheinkäufern und Börsenwölfen, Spekulanten und Güterschlächtern gegenüber — und konnte froh sein, wenn er aus dem Ameisenhaufen voll Prozessen,

von den an dieser Liquidation beteiligten Advokaten konstruiert, diesen nicht noch aus eigener Tasche was dazuzahlen mußte. Die Akten schwellen ins Ungeheure. Die verschmitzten Zifferngruppen, durch zweideutige, oft „einfach“ fiktive Posten verwirrt, bildeten Rechnungsmassen, wo sich „kein Teufel mehr auskannte“ ... und das Ganze wurde zur riesenhaften, absolut nicht mehr kontrollierbaren Finanzoperation, wodurch die Nation um so viel ärmer wurde, als diese Liquidationskundigen, Advokaten und Minister — Millerand an der Spitze — reicher geworden waren.“

Millet, Karl, österr. Major, 1855 Lemberg, #86. Wien. F.

Millin, Sarah Gertrude, Mrs., südafrikanische Literaturin, hielt 1929 (Jew. Chron. 27/9) sieben Wochen lang Vorlesungen vor geduldigen Zuhörern in Amerika.

Millionäre. Als in den 1870er Jahren Börsen-Millionäre, ein- und mehrfache, aus dem Boden stiegen, sagte Königswarter (Sb): „Nicht jeder, der eine Million gewinnt, ist deshalb schon Millionär“, vgl. S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 460.

Millner. DZ 1/12 22: „Aus Groß-Berlin. Wegen Muttermordes angeklagt. Unter der Anklage des Muttermordes und des versuchten Mordes an seiner Schwester, sowie der Blutschande wurde heute Freitag vormittag der Arbeiter Roman Millner den Geschworenen des Landgerichts II vorgeführt. Millner ist der Typ eines Gelegenheitsarbeiters und macht einen höchst unsympathischen Eindruck. Er zeigt über seine bestialische Tat die größte Ruhe und Gelassenheit und bekommt es sogar fertig, während seiner Vernehmung häufig höhnisch aufzulachen. Der 26jährige Angeklagte stammt aus Russ-Polen und ist vor dem Kriege mit seiner Familie nach Berlin gekommen. Bevor seine Mutter nach Berlin kam, lebte er eine Zeitlang mit seiner Schwester in einer Wohnung zusammen, bestreitet jedoch, zu seiner Schwester in unerlaubte Beziehungen getreten und der Vater ihres Kindes gewesen zu sein.

Der Vorsitzende hält Millner vor, daß der Verdacht bestehe, daß er dieses Kind umgebracht und die Leiche beiseite geschafft habe. — Angekl.: „Das ist nicht wahr!“ — Vors.: „Wie war es nun an dem verhängnisvollen 9. April 1922 in der Wohnung Ihrer Mutter in Groß-Vichtersfelde, Albrechtstr. 16? Das war doch ein Sonntag?“ — Angekl.: „Ja. Ich kam nach Hause und da stand ein Topf Erbsen, den wollte ich essen. Meine Mutter wollte ihn mir aber nicht geben. Die Frauen machten mir Vorwürfe über mein Faulenzen. Ich verlangte wenigstens 5 M., damit ich mir Zigaretten holen konnte. Auch die wollten sie mir nicht geben. Da geriet ich in Aufregung. Ich weiß nicht, wie es kam, ich nahm ein Beil und schlug die Mutter vor den Kopf, so daß sie umfiel. Meine Schwester rief, ich solle sie doch am Leben lassen. Ich hatte das Beil auch schon weggeworfen, aber meine Schwester hatte wohl Furcht und sprang aus dem 3. Stock aus dem Fenster, so daß sie auf dem Pflaster zerschmetterte. Ich lief weg und wollte mir das Leben nehmen, kam aber davon ab und zog bettelnd umher, bis ich von der Polizei ergriffen wurde.“ WM.

Millner, Kunstschreiber, Nzi 1912, 516.

Millner, Musiker. W: Gesänge, JPB 12/7 1929.

••Milner, Alfred, Sir, „der übrigens auch dtisch-jüdischer Herkunft ist“, [die Familie stammt aus Neuß a. Rh.], NN 1913, 731. G: Univeritäts-Lektor

der engl. Sprache in Tübingen Charles M. // Mary Ready [Kettig? Fertig?]. Er wurde erzogen in Dtschlnd, London, Oxford. 81 war er Hilfsredakteur an der Pall Mall Gazette; 85 Privatsekretär des Kanzlers ▼Goschen; 92—07 Gouvernör der Kap-Kolonie; 05 Gouvernör von Transvaal, Orange und von Süd-Afrika. Er wohnt Starrh Court, bei Canterbury.

Er fälschte die Depeschen des Präsidenten Stehn und trieb mit zum Burenkrieg. Über seine spätere Gouvernementszeit schreibt Hammer 03:

„Das Gebaren des Diamant-Minen-Trusts in Süd-Afrika wird selbst englischen Blättern zu toll. Durch Einfluß auf die Regierung hat die De Beer Co. ein Gesetz zustande gebracht, das das Monopol dieser Kapitalisten vervollständigt.“ Die Londoner „Daily News“ bemerken: „Es ist eine Geschichte des ungeheuerlichsten Betrugs und gemeinster Überborteilung, die je mit Zustimmung einer Regierung ausgeführt wurde. In keinem Lande, wo nicht das ganze Räderwerk der Regierung in die Hände von Monopolisten übergegangen ist, wäre eine solche Ungeheuerlichkeit möglich. Das Volk hat aufgehört, Rechte zu besitzen, um seine Stimme gegen Vergewaltigungen zu erheben.“ — Der gesetzgebende Rat ist die Schöpfung eines Mannes, der selbst als Sklave im Dienste der De Beers Co. und der Rhodesgruppe arbeitet (Milner). Die ganze Presse sowohl wie die ganze Regierung ist in den Händen jener Leute. . . . Hier in einer englischen Kolonie kann ein britischer Untertan jeden Augenblick aus dem Lande gewiesen werden, wenn er eine Meinung äußert entgegen den Ansichten einer despotischen Regierung, die das Werkzeug der Finanzleute ist.“ . . . „Das sind die Früchte, die Milners Verwaltung in Süd-Afrika trägt! Dazu haben wir das Leben von 20 000 britischen Soldaten geopfert, 30 000 Burenwohnungen verwüstet, 250 Millionen Pfd. St. verschwendet und uns selbst mit neuen Steuern überladen.“ [Man glaubt, im Spiegel des Milnerschen Süd-Afrika ein Bild der kommenden Zustände in Deutschland zu sehen.]

Die Zeitung „Dns Land“ berichtet: „Freunde des Lord Milner“: „Die folgenden Herren, hauptsächlich östlicher Abkunft, sind jetzt der Freundschaft und der Beschirmung von Lord Milner ergeben; sie regieren die nachfolgend genannten Minen und dadurch auch Transvaal. Durch Blutsverwandtschaft im ersten Grade sind sie mit dem Königshaus „Debeers“ verbunden und haben in dieser Eigenschaft großen Einfluß auf die Kapfachen. Da zur Zeit der Verwüstung von Jerusalem kein Englisch gesprochen wurde, tragen diese großen britischen Untertanen sehr fremd klingende Namen.

Handminen: A. Beit, E. Neumann, J. C. Warnher, M. Michaelis, S. Mosenthal, F. Eckstein, R. W. Schumacher, L. Meyersbach, A. Meyersbach, F. François. — Konsolidierte Goldminen: E. S. Birkenruth, S. Christopherson. — Barnatos: S. B. Joel, J. Joel, S. J. Barnato, C. Hanau, E. Marg, E. P. Salomon. — Dist-Rand: R. W. Schumacher, E. S. Goldmann, Graf F. de Ferrieres, E. G. Mocatta, S. Neumann, A. Collignon, P. M. Connet, C. D. de Gheest, A. Wertheim. — Allgemeine Minen- und Finanz-Gesellschaft: G. Abu, L. Abu, E. Gutmann, F. W. Gutmann, F. W. Lunau, M. Lübeck, J. Friedenthal, A. Salomonsohn, A. Blasche. — Handfontein: J. W. S. Langermann, R. Villenfeld. — Neu-Modderfontein: E. S. Goldmann, J. A. Bergou, W. Dattelbach, R. W. Schuhmacher, C. Cerrullit, C. Kube, A. Tofft. —

„Deutsche Z.“ 31/3 04. Auch im „Hbg. Fremdenblatt“ 1/3 04 werden in einem Bericht über eine Versammlung der zionistischen Ortsgruppe Hamburg-Altona „die Juden der Goldfelder Transvaals“ ausdrücklich erwähnt.

Frh. v. Maday, „Zeit im Bild“ 1914, S. 1953: „Das Milnersche „Befriedigungsregiment“ (nach dem Burenkriege) war lediglich eine Fortsetzung des alten Systems, wenn nicht mit Pulver und Blei, so doch mit nicht weniger grausamen Mitteln; die berüchtigten Konzentrations-Camps, in denen Frauen und Kinder scharenweise dem Siechtum preisgegeben wurden, wissen davon zu erzählen. „My policy was a success; the people lost everything but the land“, rühmte Milner selbst mit der eisernen Stirn des vollkommen gewissenlosen, verrohten Menschen.“

Es gibt in Cape Town eine „Lord Milner Lodge Nr. 21, Grand order of Israel“. — Jew. Chronicle 14/12 1906.

Miltner, Ferdinand, 1903 bayr. Justizminister. StbgrZ 24/2: „Aus Linz wird uns ein Sonderabdruck der „Alldeutschen Blätter“ vom 13/1 zugesandt, in dem dargelegt wird, daß der neue bayr. Justizminister Fer-

dinand M. jüd. Abst. sei. Sein Großvater sei Häufere gewesen und habe Aron Rosendust geheißt; sein Vater sei kurz nach der Geburt getauft worden, habe die Richterkarriere eingeschlagen und es bis zum Appellationsgerichtsrat in Bamberg gebracht.“

Ferdinand M., *1856, studierte Ingenieurwissenschaft und dann die Rechte. 82 fand M. Anstellung im bayr. Justizministerium als Hilfsarbeiter, wurde Amtsrichter, dann Staatsanwalt und 1/5 99 Rat am Reichsgericht zu Leipzig. WM.

Mimicry, engl., Nachahmung zu Zwecken der Täuschung. „Es ist erstaunlich, wie beweglich der Jude sein kann, wenn er einen bestimmten Zweck im Auge hat. Es gelingt ihm selbst, seiner ausgesprochenen Körperlichkeit in weitem Umfange das Aussehen zu geben, das er ihr geben möchte. Wie er sich früher durch „Sichtotstellen“ zu schützen wußte, so jetzt durch „Farbenanpassung“ oder andere Arten von Mimicry. Das ist besonders deutlich in den Ber. St., wo jetzt der Jude schon in der 2. und 3. Generation oft nur schwer vom Nichtjuden zu unterscheiden ist. Während man den Deutschen, den Iren, den Schweden, den Slaven auf Generationen hinaus noch ohne weiteres aus der Masse herausfinden kann, hat der Jude — soweit seine rassenmäßige Körperbildung es nur einigermaßen zuläßt — am ehesten den Yankee-Typus nachzuahmen verstanden: hauptsächlich natürlich, sofern dazu äußere Hilfsmittel, wie Kleidung, Haartracht, Haltung usw. die Möglichkeit bieten.“ Sombart Cap. 12, S. 327.

Bei halbwegs offenen Sinnen wird aber jeder Nichtjude unter Schminke und Perrücke, unter Kostüm und Parfüm, den Juden noch herausmerken.

Wie's im einzelnen gemacht wird, zeigt folgende Anzeige: *BT* 1906 (*DfBl* 3/11): „Großkaufmann, Israelit, 36 Jahre alt, vermögend, Mitinhaber eines bedeutenden, sehr angesehenen Engros-geschäfts in einer Großstadt, aus sehr guter Familie, gebildet, groß, blond, germanisches Äußere, in guter, gesellschaftlicher Position, sucht auf diesem Wege eine Lebensgefährtin, da er in seinem Bekanntenkreise eine solche nach seinem Wunsche nicht findet. Betreffende Dame muß ebenfalls aus feiner Familie sein, sehr gebildet, vermögend, schlanke Erscheinung und vollständig germanisch aussehend, möglichst musikalisch,“ d. h.

der Jude will ein germanisches Weib; er selber hat natürlich nur das typische Äußere eines Parasiten in Menschengestalt. Aber er schneidet seine roten Haare „à la Wodan“, polstert seine Schultern mit Watte, übertäubt seinen foetor mit Moschus und Patchouli usw. und naht sich der Germanin als „großer, blonder, germanischer Jude“ — Mimicry!

Der Jude bleibt Jude, Staatsangehörigkeit und Konfession sind Firnis. *Stbgr* 3. 21/1 1900: „Ebensowenig, wie aus dem tschechisierten Juden ein jüdischer Tscheche wird, kann aus dem französischen Juden ein jüd. Franzose oder aus dem dtischen Juden ein jüd. Dtscher werden. Jeder dieser Juden wechselt beim Überschreiten der Grenze des Landes, in dem er zufällig wohnt oder geboren ist, die angenommene Nationalität, wie man einen Handschuh wechselt. Da wird aus dem Russen oder Galizier ein Dtscher, aus dem Dtschen ein Franzose oder Engländer, je nach Bedarf; aber eins bleibt er, wohin er auch auf Erden sich wende, ein Jude!“

Das „Jüdische Volksblatt“ 1900 (*DfB* 4/1 01) sprach wenigstens ganz offen „von der verbohrtten Dtschtümelei, die das jüd. Volk schon genug geschädigt hat“ und gibt in einem mit „Volkszählung“ überschriebenen Eingekandt der Studenterverbindung ▼ „Zephirah“ in Czernowitz den Beweis, daß der Jude weder Dtscher, noch Tscheche usw., sondern daß er einfach „alles“ ist. Am 31/12 1900 findet in Österreich die Volkszählung statt, und die Juden, die von Deutschen, Polen und Tschechen als nicht zu ihrer Nation gehörig weggestoßen werden oder die sich seit Jahr und Tag wehren, einer anderen Nation als der jüdischen zugezählt zu werden, werden bei der Volkszählung sich selbst Lügen strafen, sich als Dtsche, Polen und Tschechen bekennen und diesen Völkern nationale Dienste leisten. Abgesehen von der Selbstentwürdigung, hat so ein Dienst immer ein Doppelgesicht. Dadurch, daß wir uns zu der einen Nation bekennen, machen wir uns die zweite zum Feinde, die mit ihr im Kampfe um den nationa-

len Besitzstand lebt, was in Böhmen, Mähren und Galizien den Juden besonders schädlich ist. Um der Gefahr der Selbstverleugnung und Schädigung zu entgehen und dabei die jüdische Nationalität klar zu äußern, schlägt die jüdisch-nationale akademische Verbindung vor, daß jeder Jude die Rubrik „Umgangssprache“ im Volkszählungsbogen mit allen Sprachen ausfülle, die er im Umgange braucht, also etwa in Mähren tschechisch und dtisch, in Galizien polnisch und ruthenisch. Wir tun damit wohl keiner Nation recht, weichen aber jeder Gehässigkeit aus und sprechen es auch klar aus, daß wir keine eigene Sprache sprechen, sondern die Sprache der Völker annehmen, in deren Mitte wir uns befinden, womit wir uns aber spezifisch als Juden bezeichnen.“

Central-Bereins-Ztg. 31/7 1925: „Das äußere Schicksal, ständig zur Fremde, häufig zur Knechtschaft verurteilt zu sein, schenkte den Juden das Genie der Anpassung. Was im Reiche der Tiere und Pflanzen das Gesetz der Schutzfärbung heißt, hat auch auf das Leben der Juden in der Verbannung oft genug Anwendung finden müssen. Das will sagen: daß ein Wesen die Farbe seiner Umgebung annimmt, um sich selbst vor Gefahr zu schützen. Daß gerade das Judentum trotz des äußeren Zwanges zu solcher Schutzfärbung sein inneres Sein stolz und unversehrt, oft mit verbissenem Trotz erhalten hat, gereicht ihm zur Ehre. Der Selbsterhaltungstrieb, der den Juden vielfach zur Verstellung und zur scheinbaren Unterwürfigkeit seinem Herrn und Peiniger gegenüber nötigte, entwickelte in ihm auch natürliche schauspielerische Fähigkeiten, die sich organisch weiterbildeten.“

Womit der „Central-Berein (sd) dtischer Staatsbürger jüd. Glaubens“ selber bekannte, daß jede Art jüdischer Mimicry nur zu Betrugszwecken geübt wird und wurde; und daß allein im Betrug ihrer menschlichen Mitwelt die Lebensweise und -möglichkeit der parasitären jüdischen Gegenrasse besteht.

Zur Mimicry gehört es auch, wenn die Juden sich und ihren Geschäften Namen geben, die den jüd. Inhaber oder Aufsichtsrat verschleiern, mit der Sage, Geschichte, dem Königs- und Heldentum der Wirtsvölker den Argwohn einschlefern und Worte und Werte verwirren sollen. Die Juden spielen sich überall als die Urlandsleute [Autochthonen] des betreffenden Wirtsvolkes auf. L'Arronge machte in Berlin, wo eine „National-Z.“ blühte, sein „Dtisches Theater“; Barth gab die jüdisch-freisinnige Zeitschrift „Nation“ heraus; die Lasker-Bambergerischen Liberalen nannten sich „National-Liberale“; als Zentralorgan zur Abwehr des Antisemitismus in Berlin war 1893 (DfBl 24/3) eine „Dtische Z.“ geplant, wie sie in Wien, von Friedjung (sd) ins Leben gerufen, noch heute besteht. Das Organ des „Central-Bereins“ (sd) heißt „Im deutschen Reich“. Nießers „Hansabund“, die Hohenzollern-Kaufhäuser und -Apotheken, die „dtischen Banken“, die „Reichsbank“ sind nach gleicher Schablone nur jüdische Unternehmungen unter nichtjüdischer Marke. Die Gohs aber trauen dem Schein, als hätten sie es in so benannten Zeitungen und Läden mit ihresgleichen zu tun. Es wäre wertvoll, aus anderen Ländern Belege für dasselbe Manöver zu erhalten. Sicher werden sich jüdische Unternehmungen in England „Anglo-Saxon“, „British“, „Empire“, Prince of Wales“, und in Frankreich „Gaulois“, „Parisien“, „la République“, in Amerika „The Pilgrim fathers“, „National“, „Stars und Stripes“ usw. getauft haben. Die Behörden hätten längst gegen diesen Unfug einschreiten müssen. Never too late to mend!

Mindaloff = Salomon Mandelkern.

Minde-Pouet, Georg (George Minet), Dr., Prof., Stadtbibliothekar. S: Zeitschrift „Posener Land“ und „Mitteilungen der Stadtbibliothek“. Bromberg, Goethestraße 10. *1871 Berlin. B: Kleist; Festrede zum 80. Gründungstag des Kaufm. B.'s Posen, 01; Kunstpflege in Posen; Bismard-Festrede. S: Festschrift für H. Warschauer. — Juden als Festredner an deutschen Gedenktagen (der des hauptsächlich aus Juden bestehenden Kaufm. B.'s in Posen war freilich kein solcher, aber Bismards Geburtstag) sind besonders unerträglich. Dieser Festredner kam später auch mal auf Festung. WZ 30/7 1914: „Dresden. (Privattelegramm.) Vom Landgericht wurde heute der Direktor der städtischen Museen, Prof. Dr. Minde-Pouet, zu einer Woche Festungshaft verurteilt, weil er seinen Amtsvorgänger,

Prof. Dr. Otto Richter, zum Duell gefordert hatte, der ablehnte.“

Minden, Dr., Gerichtsassessor a. D., Erbe des Gelehrers **Lasfer**, an dessen Stelle er Syndikus des Berliner Pfandbriefamtes wurde. Berlin 1887. R. 137.

Minden, Heinrich, †, Dresdener Verlagsbuchhändler, Blasewitz, „hatte in den 1880er Jahren sich tatkräftig für die junge Literatur eingesetzt und durch vortreffliche Übersetzungen befruchtend auf den modernen Geist gewirkt. In seinem Verlag erschienen: Karl Emil Franzos, Fritz Mauthner usw. In seiner Villa in Blasewitz, in der er mit seiner Gattin, einer L. des berühmten Schauspielers Lobe, eine lebenswürdige Gastfreundschaft übte, stellten sich oft und gern künstlerische und literarische Berühmtheiten zu Besuch ein“, Nachruf im **WZ** 1913 (?).

1913 kündigte M. im Buchhändler-Börsenblatt an: „Auf Wunsch des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch erscheint bei mir sein religiöses Drama unter dem Titel: Der König der Juden.“ — Wir kennen das Drama nicht; aber wollte M. sich bei den Genossen entschuldigen, daß man gleichsam nur auf höheren Befehl ein Stück über den sonst so verhassten Christus bringen mußte? **WM**.

Minerbi, Hirschel de Graf von Oskarre, J. E. aus reicher Judenfamilie in Triest, * 1838. Italienischer Diplomat.

△ **Minerva Publishing Company, N. York.** Knorz, Das amerikanische Judentum, 1913, S. 22: „Vor Jahren existierte in N. York unter diesem Namen ein von einem gebildeten Neugriechen geleiteter Verlag, der hauptsächlich antisemitische Schriften, „The American Jew“, „Original Dr. Jacobs“ usw. veröffentlichte. Sobald ein Buch erschien, eilten die Juden zu den Buchhändlern und warnten, es zu verkaufen, wenn sie nicht ihre gesamte Judenkenntnis verlieren wollten. Auch gelang es ihnen, die Direktoren der Hochbahnen in N. York zu bewegen, den auf den Haltestellen tätigen Händlern den Verkauf der Minerva-Publikationen zu verbieten. . . . Wenn die Juden es fertig brachten, alle ihnen unangenehmen Ausprüche der ersten Geisteshebeln der Arier zu unterdrücken, dann gäbe es kein unverstümmeltes klassisches Wert und kein deutsches Volksbuch mehr; „Jud Süß“ von Hauff müßte als Makulatur eingestampft werden.“

Minet, George = Georg Minde-Pouet.

Mingo, La = Ernst Lunge.

Minhogschomaiim, j. (wörtlich: Gebrauch des Him-mels): um Gottes, der Barmherzigkeit willen. Wenn z. B. jemand einem andern etwas Gutes erzeigt, wovon er selber keine Vorteile hat, so antwortet er auf Vorstellungen darüber: nu, ich hobbs min hog schomaiim gethun. Thiele G.

Minis, Isaac, war „das erste weiße Kind, das nach der Besiedlung von Europa aus in Georgia, U. S. A., geboren wurde.“ The international Jew, Dearborn, Mich. 1920, S. 14.

Ministerverantwortlichkeit. „In unserem schönen französischen Lande ist es ja von jeher Sitte, daß man einen Ballettmeister zum **Finanzminister** und einen Universitätsprofessor zum **Kanalinspektor** ernennt“, hinter den Kulissen, 1925, S. 227.

Minjan, h. = ein Haufe von 10 erwachsenen Juden; soviel sind nämlich zum Jahrbienste und zur Berrichtung des Abendbetetes in der Synagoge nötig. Solange bis diese Zahl vorhanden ist, wird eben mit dem Gebet gewartet. Der zur Ergänzung der Bezahl Herbeirufende heißt: **Minjeman**.

Mintowski, S., Vorsitz der staatlichen Exportrats, Warschau. Eif. Wesen 19/9 1930.

Mintowski, Hermann, Dr., Uß (Mathematiker); #, 1864 Algoten/Kowno — 09 Göttingen. Birnbaum: „Bereits als Student erlangte er einen Preis der Pariser Akademie, mit 23 Jahren habilitierte er sich in Bonn, wurde 93 außerordentlicher, 95 ordentlicher Professor in Königsberg, 96 am Polytechnikum in Zürich. 02 nach Göttingen berufen.“

Vgl. Dühring, Personalist, Dez. 1913: „Das einem Professor-Gehalt und -Unterhalt als einer Rente ent-

sprechende Kapital wird gewöhnlich „Lehrstuhl“ benannt. Ein solcher wurde z. B. zu Göttingen vor etwa 10 Jahren für den selbstjüdischen Mathematikprofessor M. extra geschaffen, selbstverständlich aus preußischen Staatssteuern. Aus Erkenntlichkeit dafür versuchte der Herr bald darauf die ganze Zeit in aller Welt zu kapitalisieren, sie nämlich „imaginär“ (d. h. hier wurzel-aus-minus-einzig) in Raumwerten auszudrücken. fand er nun hiermit auch den Beifall mathematischer Wirkköpfigkeit, so hat ihm doch Kronos selber solches höchst übelgenommen; er ließ den Zahn tödlicher Krankheit bald darauf in den Eingeweiden seines Beleidigers nagen und rächte sich, indem er dessen frühzeitigen Tod bewirkte.“

M. „soll mit die Grundlagen für Einsteins Relativitätstheorie geliefert haben“, Bartels, **DZ** 3, 1118.

Mintowski, Maurycy (auch Maurice), Maler, Warschau. W: Kol Nidrei; Heimatlos. — „Klassiker des Realismus . . . Meister des großen Aquarells. Der Farbauftrag ist so dick und gewichtig, daß man auf den ersten Blick Bilder zu sehen vermeint; Ausschnitte aus den russischen und polnischen Judenvierteln, mit starker Betonung der sozialen Not, des Elends, Hungers, der Armut“, **JZ** 1/12 28; 2/8 1929; **DW** 1908, 1.

„1930 mit Auto in Buenos Aires verunglückt. Mit 5 Jahren infolge eines Unfalls taubstumm, entwickelte er früh Zeichentalente und studierte 1900—04 in Krakau. Durch die Pogrome 05 wurde der Landschaftler zum Maler des jüd. Elends, zum Herold der Unterdrückten. Paris, Antwerpen, Brüssel, Düsseldorf, Berlin usw. brachten ihm große Erfolge. Er lebte länger in Berlin“, **JZ** 28/11 1930. — Gemiß hätte M. auch ohne Pogrome das „jüd. Elend“ gemalt, wie es alle jüd. Maler tun, die — wenn sie nicht Verfolgung, d. h. wuchernde Juden auf dem Abmarsche schildern, zu dem diese von den erwachten Wirksvölkern veranlaßt sind — stets Mitleid erregendes jüd. Elend darstellen.

Mintowski[h], Moses, Bildhauer, Warschau 1913. Uzi.

Mintowski, Oskar, Dr. med., GMA, Uß, Breslau. — * 1858 Kowno. Er studierte in Dtschld. O Siegel. 91—00 Prof. in Strahburg i. E.; dann Dir: Allg. Krankenhaus, Köln. Als dieser noch völlig ungetaufte Professor 08 trotzdem zur Leitung der med. Klinik nach Greifswald berufen wurde, erklärte **WZ** 22/10: „Die Greifswalder Universität hat damit eine schöne Ausnahmestellung eingenommen.“ W: Zuderkrankheit.

Mintowski, M., Uß (Nerven), Zürich, Präses der Zürcher „Vereinigung für soziale und kulturelle Arbeit im Jdtm“. * 1884 Warschau. Er absolvierte das humanistische Gymnasium 02 mit goldener Medaille und doktorierte in Breslau. Herbst 07 mit Auszeichnung ärztliche Staatsprüfung in Kasan; arbeitete als Volontärarzt an der Medizinischen Hochschule für Frauen, Petersburg. 08 Studien in Deutschland; 13 Ud, Zürich, 18 Oberassistent am Hirn-Institut. Er verfaßte eine große Reihe bedeutender wissenschaftlicher Werke anatomischen, physiologischen und klinischen Inhalts, auch polnisch und französisch. 1928 ao Prof. und Dir. des Hirn-Instituts und der Nervenpoliklinik. **JZ** 6/12 1929.

Mintus, Theater- und Konzertagentur, Wien. 1914.

Minona = Salomo Friedländer.

Minoprio, Jonas, Dr., Berlin. * 1841 Frankfurt a. M. W: Bankfrage; Frankf. Börsenhandbuch, 5. U. 82; Weltbildung des Kaufmanns, 2. U. 01; Geld und Kredit; Nützliches von der Berliner Börse; Wie macht man Geschäfte an der Börse? Was hilft dem Kaufmann zum Erfolg? R. 34.

Minor, Jakob, Hofrat, Dr., Uß (Dtsch), Wien; 1855 — 12, 82 Prof. der wissenschaftl.-liter. Akad., Mailand; 84 in Prag; 85 in Wien. — W: Goethestudien; Lessings Jugendfreunde; Egmont und der ewige Jude; Sprachgrobheiten; ▼ Sonnenthal; ▼ Cabillon; ▼ Bewinsky; Schiller [sein ungefügter Schmöler, der an tödlicher Langweiligkeit seinesgleichen auf Erden sucht]. „Am Burgtheater hing er bis zuletzt, nicht bloß mit leidenschaftlicher Liebe, sondern auch mit der festen Überzeugung, daß diese Bühne nie aufgehört hat, die erste der Welt zu sein“, Sturm, März 13.

In seinem Testament bezeichnet er seine Kollegienhefte als die „größte Arbeit seines Lebens“. Der Wunsch des Verstorbenen, daß diese seine Lebensarbeit nicht der Öffentlichkeit verloren gehe, wird Erfüllung finden: seine Tochter, Fräulein Dr. Rita Minor, hat sich zu diesem Zweck bereits mit den engsten Freunden ihres Vaters in Verbindung gesetzt.“ — Nachfolger dieses Kleinigkeitsträmers, der mit dem richtigen, betriebsamen, aber ganz unerschöpflichen Judenfleiß die wertlosesten Dinge zum Sammentrug, wurde 14 Prof. Brecht aus Posen. —

Minst, russ. Stadt. — Judenheze in Rußland, Hamburg 1882: „M. hat unter 80 000 Einwohnern mindestens 30 000 Juden. In Rußland war es Regel, daß auf je 1000 Köpfe 6 Mann zum Militär kamen und die Juden von M. hätten hiernach 180 Soldaten liefern müssen. In Wirklichkeit stellten sie nur 30, weil nach den Eintragungen und den Registerführungen der Beamten in M. nur 5000 Juden vorhanden waren; die übrigen waren nirgends eingetragen und hatten es also zu einer offiziellen Existenz nicht gebracht. Nun hatte ein ehemals in M. beschäftigt gewesener Beamter Karriere gemacht und es zu der Stellung eines hohen Regierungsbeamten in Petersburg gebracht. Als solcher brauchte er mehr Geld, als sein Amt und seine Manipulationen aufbringen konnten. Er erinnerte sich an M. und setzte der Regierung auseinander, daß in M. unmöglich nur 5000 Juden wohnen könnten. Eine eingehende Untersuchung erschien notwendig, und wen konnte man besser damit betrauen, als den, der die Sache angeregt hatte? Er kam also nach M. und trat mit der Judengemeinde in Verbindung. Die Verhandlungen waren bald beendet, ebenso schnell, wie die städtischen Archive revidiert waren. Der gute Mann konstatierte, daß er sich geirrt habe; in M. gebe es wirklich nur 5000 Juden und mit den 30 jüd. Soldaten habe es seine Richtigkeit. Damit war die Sache abgetan; der findige Regierungsrat aber legte am Tage seiner Rückkehr 20 000 wohlgezählte Rubel in seinen Schrank.“

Minsti, Nicolai Matssimovich, gebor. Wilenkin, *1855 Arnis, Wilna. — „Dichterphilosoph“, „Dichter des Leids“, sagt J.C. — Sein Drama „Osada Zulchina“ behandelt Kämpfe der Juden, Polen, Kleinarabier; in Feuilletons, à la ▼Börne's „Pariser Briefe“, schrieb er gegen Judenfeinde. Später gab er sich mehr christlich-mystisch. —

Minster, Karl, „Amerikaner“, Führer der Unabhängigen, war bis 1917 ChR eines sozialdemokratischen Blattes von Duisburg; dann von der Partei, aus Kleinlichkeitsgründen, an die Luft gesetzt, leitete er ein anarchistisches Blatt in Amsterdam, hefte Jan. 1918 (Düssl. Nachr. 16/1) die deutschen Arbeiter zum Munitionstreif auf, und wurde als englischer Spion in Riebelheim verhaftet.

Minz, 1406—1508, „der aus Deutschland stammend nach Italien mußte — in Deutschland gab es keine Stätte dafür — war 47 Jahre lang Rabbi in Padua und Professor der Philosophie an der Universität daselbst“. M. Lazarus, Treu und frei, 1887.

↓**Miquél** [Michel], Johannes von, 1828—1901, RA, preuß. Finanzminister 90—93, ein typischer Judengenosse. Vgl. D. Beta, Juda-Jesuitismus; SG. R: 1. **Paul**, *66, Rittmeister a. D., — 3—0,14 — Frankfurt a. M., Hohenlohestr. 7. 2. **Walter**, *69, Landrat. 3. **Hans**, *71, wurde 13 Diplomatischer Agent und Generalkonsul für Ägypten in Cairo. 4. **Elisabeth**, *75, O v. Schelha. — Eine längere Charakteristik „Miquél als Politiker“, schrieb Glagau, RR, 1880; auch Plad-Podgórski, Pharisaer und Heuchler, be-

faßte sich mit ihm: „M. ist das personifizierte Ideal eines liberalen Durchschnittsmenschen ohne — Ideal. Er hat nur ein Ziel, nämlich reich und einflußreich zu sein. In Rücksicht hierauf hat auch die Heimat für ihn keine Bedeutung, er ist eine kosmopolitische Natur; daher sein Nomadentum. Überall sucht er seine Zelte aufzuschlagen, wo er den besten Boden zu finden glaubt, und er bricht sie wieder ab, wenn die Stätte anfängt, steril zu werden oder sich noch fettere Weiden darbieten. M. besitzt keinen Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne. Sein Naturell, sein Genius treiben ihn unaufhörlich zu neuer Tätigkeit. Der Einfluß dient ihm zur Vermehrung des Besitzes, und dieser wieder zur Hebung des Einflusses. Er sucht den höchsten Einfluß.“

Dieses Streben zieht sich durch sein ganzes Leben. Schon als Jüngling rief er 48 in einer Turnerversammlung zu Göttingen aus: „Was wir wollen, meine Herren, diesem Ministerium gegenüber; was wir wollen? Sie herunter und wir hinauf!“ — „Hinauf!“ Das ist die Miquélsche Parole, und die Parole seiner Freunde aus der „Goldenen Internationalen“ für ihn noch heute. Frankfurt ist ihnen eine Etappe näher zu diesem Ziel, vielleicht wird sie für die nächste und letzte angesehen.“

Eduard ▼Bernstein veröffentlichte Jugendbriefe des Miquél, der damals Kommunist war, an Marx. Er schreibt 1849 (DZ 8/4; 12/4 1914): „... Damit Sie etwas von meiner Vergangenheit wissen, bemerke ich, daß ich mit „Blind“ in Heidelberg studierte, dort vor der Revolution zur „radikalen Partei“ gehörte, als solcher in der Revolution, wie alle andern „Ideen“ verfolgt, nach Hannover geschickt wurde, um Bauernaufstände zu organisieren, von da an in Göttingen anfangs kleinbürgerlich die gelehrte, bürokratische und Philisterpartei aus dem Felde schlagen half und endlich eine Arbeiterpartei zu organisieren suchte. . . Ich für mein Teil kann nichts weiter tun, als Sie versichern, daß Ihre Zwecke die meinigen sind. Kommunist und Atheist, will ich, wie Sie, die Diktatur der Arbeiterklasse. . .“

Dadurch aber trenne ich mich von Ihnen, daß ich fest überzeugt bin: die nächste Revolution bringt das Kleinbürgertum ans Ruder... Wir dürfen die Kleinbürger nicht zu Atem kommen lassen, wir müssen durch der Kleinbürger eigene Mittel die revolutionäre Wut auf die Spitze treiben — dann gelingt es uns vielleicht, für kurze Zeit die Diktatur unserer Partei durchzusetzen...

Schon sah ich mich auf mich allein angewiesen und begann mit meinen nächsten Freunden einen Bund zu gründen, dessen letzter Zweck der Kommunismus, dessen erster Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel“ und dessen erstes Gesetz „unbedingter Gehorsam“ war, zu stiften, als ich von London aus die ersten Genossen fand.

1851: „Unter der Form von nationalökonomischen Vorträgen werde ich übrigens bald mitten unter den von solcher „Freiheit“ Akt nehmenden „Gelehrten“ den Kommunismus zu predigen versuchen. Meine Freunde und ich sind sehr gespannt auf Ihre „Nationalökonomie“. Hoffentlich wird sie bald erscheinen.“

1857: „Wir gewinnen in Deutschland von Tag zu Tag: ... aller Welt wird die kleinliche, gemeine, persönliche und geldgierige Wirtschaft in den kleinen Staaten mehr und mehr zum Eckel, das „angestammte“ Fürstenhaus täglich lästiger, und das Bewußtsein geht ein in jede Hütte, „das man mit dem Ausfegen zuerst zu Hause und dann in Frankfurt anfangen müsse.“ Wollte das Geschick, daß Ihr Exil bald ein Ende erreichte, wie würden Sie Ihr Vaterland und Ihre Partei verändert finden. Überall ungeheueres revolutionäres Material und nichts organisiert. Wir werden in der Revolution alles tun müssen. Wir müssen ungeheure Taten verrichten.“

54 ließ sich M. als RA in Göttingen nieder, gründete dort 59 mit v. Bennigsen den „Dtichen National-Verein“ und opponierte seiner Hannoverschen Regierung. Er war 15 Jahre lang Bürgermeister in D s n a b r ü d ; „unbestreitbar ist, daß mit ihm der moderne „Liberalismus“ und das Manchesterium ihren Einzug hielten, und an Stelle der früheren Sparjamkeit die Wirtschaft

des reichen Mannes trat. Der „Fortschritt“ verlangte, daß die zukünftigen Schuster- und Schneiderlehrlinge in den „Bürgerschulen“ auch englisch und französisch lernten, soviel, um es ohne Schwierigkeiten wieder zu vergessen. Die konfessionslose Realschule und die konfessionslose höhere Mädchenschule, die großartige Turnhalle und die ziemlich verfehlten Kanalbauten kosten ein Heidengeld. Der „mächtige Aufschwung“ ließ die Einwohnerzahl sich verdoppeln, aber die Armenverwaltung weiß heute ein Lied davon zu singen. Zählte die Stadt früher nur 4 jüdische Familien, so ist die Zahl jetzt auf mehrere 100 gestiegen, und sie beherrschen das Handelsgeschäft zum Nachteil der Bürger.

66 machte dem Königreich Hannover ein Ende, aber Herr M. förderte es mächtig. Er gelangte mit Bennigsen in den Norddeutschen Reichstag, wie in das Preußische Abgeordnetenhaus, und spielte in beiden eine Hauptrolle. Neben Lasfer und Bamberger wurde er der Vater der „liberalen Freiheiten“, namentlich der Gewerbe- und Bagabunden-, Wechsel- und Wucher-, Börsen- und Aktien-, Münz- und Präge-, Bank- und Banknoten-, Juden- und Advokaten-„Freiheit“. — 68 setzten er und Lasfer im Umdrehen das „Not-Gewerbegesetz“ durch, wonach jeder ohne Prüfungszwang jedes Gewerbe und Handwerk treiben durfte. — 69 kam das endgültige Gesetz über die „Gewerbefreiheit“; rucklose, kapitalistische Verfügungen, die alle Handwerker der Sozialdemokratie zutrieben.

„Zur Miquél-Lasferischen Gesetzgebung gehören die Einführung der Wechselordnung und des Handelsgesetzbuches als Bundesgesetze, Errichtung eines obersten Gerichtshofes für Handelsfachen, Aktiengesetz und Gesetz über die Inhaberpapiere mit Prämien — — lauter Ausnahme Gesetze zugunsten des Handels, der Börse und der Großindustrie, Herabsetzung der Großjährigkeit vom 24. auf das 21. Lebensjahr, Aufhebung aller Beschränkungen bei der Eheschließung, Aufhebung des Zeitungs- und Kalenderstempels, der Chausséezölle, des Salzmonopols, der Schlacht- und Mahlsteuer — durch letztere beide erlitt

die Staatskasse jährlich einen Ausfall von ungezählten Millionen, die in die Taschen des Großzwischenhandels fließen — sind weitere „Beglückungen“ der Miquél-Laskerschen „Volksvertretung“. Dann kommt die Verwaltungs-„Reform“ mit den gefeierten Verwaltungsgerichten, welche in Preußen den Sieg der „Selbstverwaltung“ durchführen sollten. Doktrinärer und unpraktischer ist vielleicht kein anderes Werk der „liberalen“ Gesetzgeber, denn die frühere Verwaltung war patriarchalisch, einfach und billig, für das Publikum vollständig kostenfrei, — die gepriesene Selbstverwaltung erweist sich als Beamtenwirtschaft, sie hat das Schreibwerk ungeheuerlich vermehrt und ist — wie alle „liberalen“ Reformen — lasterhaft verzwirrt und über die Maßen kostspielig, aber — sie beschäftigt eine gehörige Anzahl Advokaten und andere Juristen. Der Miquél-Laskerschen Gesetzgebung verdanken ferner ihr Entstehen die Subhastationsordnung von 1869, die Hypothekengesetze von 72 und die Vormundschaftsordnung von 75. Erstere begünstigt die rasche Austreibung des Besitzers und erschwert seine Rettung, indem sie sämtliche Hypothekengläubiger auf einmal gegen ihn losläßt. Die Hypothekengesetze erleichtern die Zerstückelung des Grundbesitzes, den Übergang aus einer Hand in die andere, gestatten dem Eigentümer, Grundschulden auf seinen Namen eintragen, für sich selber Grundschuldbriefe ausfertigen zu lassen und diese wie einen Wechsel weiterzugeben. Die Vormundschaftsordnung entzieht dem Gericht die Verwaltung des Vermögens der Unmündigen, das früher in unbedingt sicheren Hypotheken angelegt werden mußte, und überläßt es dem Vormunde, der in der Regel dafür Börseneffekten ankauft. Wieviel ungetreue Vormünder standen seitdem vor dem Strafrichter, wieviel Waisen sind schändlich beraubt und um die mühseligen Sparpfennige der Eltern betrogen worden! Den Schlußstein dieser Gesetzgebungen bilden die Justizgesetze von 1876, die 79 zur Einführung kamen. Wider den Willen der verbündeten Regierungen schufen Miquél-Lasker die „Rechtseinheit“. Während

die Advokaten gegen die mittelalterlichen Vorrechte des Handwerks eiferten, errangen sie für sich selber ein neues, ganz unerhörtes Vannrecht! Das Prozessieren ist ein Hazardspiel geworden, bei dem sicher nur die — Anwälte gewinnen, deren Gebühren in Verbindung mit den Gerichtskosten das eigentliche Streitobjekt nicht selten um das zehnfache übertreffen, so daß viele Leute sich scheuen, Recht zu nehmen. Im Strafprozeß ist die Sache noch viel schlimmer. Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Abkürzung des Verfahrens sollten die Vorzüge der Neuordnung sein, aber in Wirklichkeit sind die Schreibereien zehnmal ärger geworden, und die einfachsten Prozesse ziehen sich durch Jahre hin, so daß der ganze Zustand häufig an Rechtsverweigerung grenzt. — Durch die Miquél-Laskersche Gesetzgebung geht der Zug, alles zu nivellieren, zu uniformieren und eben dadurch zu adverbieren.

Alle Standesunterschiede sollen aufhören, alle volkstümlichen Eigenschaften, die in Fleisch und Blut übergegangen waren als feststehende Rechtsbegriffe und unwandelbare Wahrheiten, weggewischt werden, das Volk sich in gleichförmige Einzelwesen ohne jeden lebendigen Zusammenhang auflösen. Angeblich arbeiteten M. und Lasker unaufhörlich an dem Einheitsstaat, tatsächlich machten sie aus dem neuen Deutschen Reich ein Handelsetablissement. Ackerbau und Handwerk, die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung, wurden von der Gesetzgebung systematisch vernachlässigt und geschädigt, aller Besitz mobilisiert, dem Kapital, dem Schacher und der Börse dienstbar gemacht. Die „liberalen“ Freiheiten werden hauptsächlich von dem auserwählten Volke ausgebeutet, sie haben sich als Börsenfreiheiten und Judenprivilegien erwiesen, sind auch nur zu diesen Zwecken dem deutschen Volke aufgehälst worden im Auftrage und von den Verbündeten der Kapitalmächte.

„Um sich aber ganz den parlamentarischen Geschäften zu widmen — wie es damals in der „liberalen“ Presse hieß — wurde M. auch Mitdirektor der Disconto-Gesellschaft. Als solcher wollte er,

wie er später zu seiner Verteidigung anführte, nur auf eine Jahreseinnahme von 6000 bis 8000 Thaler gerechnet haben, aber es war nicht seine Schuld, wenn daraus etwa 100 000 Thaler wurden, und wenn er sich binnen kurzer Zeit eine Million erwarb. Seine parlamentarische Tätigkeit kam außerordentlich dem von ihm mit geleiteten großen Bankinstitut zugute.“

Plac-Bodgórski wird noch deutlicher über Miquéls Stellung in der Disconto: „Was Hansemann bewog, sich M. zum ersten Kollegen zu erwählen, war der Ruf, das Ansehen, der Einfluß des Politikers M., mit dessen Hilfe die Gesetzgebung in Bahnen gebracht werden konnte, wie sie die Discontoges. und hohe Finanz haben wollten, um die Schäfchen scheren zu können — ungestraft und so gründlich als möglich. M. war nichts als Agent des Bankjudentums, er hatte seine Dienste im Parlament zu leisten und empfing dafür die entsprechende Provision in Form von Gehalt und Tantieme; aus der Höhe dieser Bezüge ist zu schließen, wie wertvoll seine Dienste den Prinzipalen, für welche er arbeitete, waren. 8 Millionen Mark soll M. von 1869 bis 73 auf diese Weise „verdient“ haben; Tatsache ist, daß er neben seinem „Gehalt als Direktor“ in einem einzigen Jahre von der Discontoges. allein noch 360 000 Mark „Tantieme“ bezogen hat, vor seiner parlamentarischen Tätigkeit arm war und wenige tausend Thaler Gehalt als Bürgermeister von Osnabrück bezog, nach derselben 76 aber nach Osnabrück als vielfacher Millionär zurückkehrte, — heute soll er mindestens zehnfacher Thaler-Millionär sein!“

M. kam dann weiter über Frankfurt, wo er Oberbürgermeister geworden war, nach Berlin als Finanzminister in die hohe Staatsleitung.

Man ging bei seiner Berufung wohl von der Auffassung aus, daß, wer sich selbst zum reichen Mann machen kann, auch die Finanzen des Staates günstig zu beeinflussen vermöge, wobei man aber vergaß, daß man es mit einem Jüdingenossen zu tun hatte. Das sollte sich bald erweisen; denn M. war der geborene Manchestermann: „Das Manche-

stertum, welches die Allmacht des Kapitals und die Ohnmacht des Staates predigt, hatte unter allen Parteien Jünger gefunden, — Dichter, Direktor und deren Freunde hatten dafür gesorgt, es als das Non plus ultra der Weisheit hinzustellen, Professoren, Volkswirte bzw. „Nationalökonomien“ usw. leisteten als Claqueure Dienste, und die Komödie „zog“. Die von Lasker, M., Bennigsen, Wehrenpfennig und Rickert erleuchtete „liberale Correspondenz“ plädierte statt der Staatstelegraphen für Privatanlagen; auf dem „volkswirtschaftlichen Kongreß“ und in der „Berliner volkswirtschaftlichen Gesellschaft“ begeisterte man sich für Aufhebung des Postregals, für Verwandlung der Staatseisenbahnen in Aktiengesellschaften, für Veräußerung der preußischen „Seehandlung“ und der Staatsdomänen.“ Plac-Bodgórski, S. 27.

So arbeitete Miquél dem Dames-Deutschland vor, das die Erfüllung seiner Jüdenträume brachte. In den 1870er Jahren hatte Miquél, Hand in Hand mit Bleichröder, Oppenheim u. a. überdies auch den hervorragendsten „Gründern“ angehört.

Er begann 70 mit der Preußischen Central-Bodencredit-AG., deren wucherische Praktiken Plac-Bodgórski mit einem Blick auf Miquél beleuchtete, S. 31. „Deshalb kann er auch gar nicht leugnen, daß er den von mir angeführten Zweck: Auswucherung des deutschen Volkes in allerschlimmster, weil verstedter, hinterlistiger Art, verfolgt, verfolgt hat vom Anbeginne seiner politischen Tätigkeit als „Volksvertreter“ bis heute, letzteres, weil es andernfalls seine Pflicht gewesen wäre, eingedenk des Eides, den er seinem Könige als Finanzminister geleistet, diese Auswucherung zu inhibieren und die ganze Gaunerbande, welche daran beteiligt ist, vor den Strafrichter zu liefern, denn er kennt sie, und das Gesetz verlangt, daß man strafbare Handlungen, von denen man weiß, zur Anzeige bringt.“

Plac-Bodgórski geht auch mit den späteren Unternehmungen M.'s scharf ins Zeug und zählt ihn zu den „Elementen, die weder in leitende Staatsstellen, noch in die Parlamente gehören; das

deutsche Volk hat es wahrlich verdient, daß seine Fürsten ihm eine Regierung angebeihen lassen, die nicht korrumpiert ist, und in der nicht lediglich der Geldsack herrscht. Ein solches System muß bis aufs Messer bekämpft werden, damit Volk und Fürsten endlich die Augen aufgehen, und sie die Emanzipation von der Herrschaft des Geldes und seiner Besitzer — der Juden vornehmen. Es muß unmöglich gemacht werden, daß Männer die Gesetzgebung in die Hand bekommen und an der Regierung des Volkes beteiligt werden, welche dieses Volk in krassester, geradezu verbrecherischer Weise ausgeplündert haben, denn es ist 1 gegen 100 zu wetten, daß sie dieses Metier Zeit ihres Lebens fortsetzen und die ganze Staatsmaschinerie für diesen Zweck einrichten, um das geknebelte Volk schaffende Volk in Fesseln zu erhalten. Ein Beispiel zeigt, wie groß schon vor 20 Jahren der Einfluß der Geldmächte auf unsere Regierung gewesen ist und welche Manipulationen demzufolge mit Staatsgeldern gemacht werden mußten, weil die Regierung damals schon sich in Abhängigkeit der Finanzbarone befand. Mittlerweile ist diese Abhängigkeit noch viel intensiver geworden, demzufolge aber auch der Einfluß des Bankjudentums auf Gesetzgebung und Gesamtpolitik unserer Regierung viel stärker. Hier muß Wandel geschafft und eine Radikalkur durchgeführt werden, damit unser Volk und Vaterland gesunde. — Sehen wir uns nun die Mächenschaften bei der rumänischen Eisenbahn-AG. genauer an. . .“

Was nun an der rumänischen Bahn an Schiebungen mit M.'s Hilfe geleistet und an Geldern eingeheimst worden ist, spottet allerdings jeder Beschreibung und gehört in jenes vermaledeite Ausaugsystem, das die Juden der Großstaaten gegen die Kleinstaaten meist erfolgreich, wenn auch nicht immer so durchschlagend wie der Türkenhirsch angewandt haben. Ein unbestochenes Blatt nannte die rumänische Bahn „eine Ironie auf alles, was Eisenbahnbau ist, sie läßt den Dr. Strousberg als Märtyrer oder wenigstens als den gewissenhaftesten Eisenbahnbauunternehmer erscheinen. Die Bahnen, wie sie jetzt in

den Donaufürstentümern gebaut werden, können kaum ein Jahr bestehen. Selbst der Fahrpark entspricht kaum den primitivsten Anforderungen. Der rumänische Minister des Innern, welcher neulich aus der Moldau nach Bukarest fuhr und dabei sich der 1. Klasse bediente, hatte viel Mühe, nicht pudelnäß zu werden, so sehr regnete es durch die Fugen des Waggons 1. Klasse hinein. Was nun die Strecken anbetrifft, welche erst dem Betriebe übergeben werden sollen, so ist der Ober- und Unterbau derart hergestellt, daß es mit Lebensgefahr verbunden ist, die Bahn zu befahren. Dazu sind noch bis heute keine Wächterhäuschen und keine Bahnhöfe, kurz alles, was bisher geleistet wurde, erscheint dem, der es besichtigt, nur als eine Persiflage des Eisenbahnwesens.“

Am Schluß seiner reichlich belegten Ausführungen, die jeder an Ort und Stelle nachlesen und nachrechnen kann, sagt Podgórski über die zuletzt verfrachte Rumänische Eisenbahn-AG.: „Aus dem angeblich zu rettenden Kapital der deutschen Aktionäre dieser Gesellschaft hat M. große Revenuen gezogen, und zwar in doppelter Weise: einmal als Akt der Gesellschaft aus den Spargeldern ärmerer Leute, zum zweiten als Direktor bzw. Akt der Discontogesellschaft aus den Bucherzinsen, die sich letztere von der Eisenbahn zahlen ließ, die aber auch am letzten Ende durch arme Leute aufgebracht sind. Ähnlich wie hier ist es bei allen Gründungen des Herrn M. hergegangen, das große Vermögen, welches er heute besitzen soll, ist zum größten Teile dem dummen, werktätig arbeitenden Volke abgepreßt worden, trotzdem ist der Herr heute preußischer Minister, und zwar der „führende“! Zu solchen Zuständen sind wir unter der Herrschaft des Bankjudentums gelangt.

M., den Dr. Rudolf Meyer bereits vor 16 Jahren in seinem Buch „Politische Gründer“, S. 185, wie folgt gezeichnet hat: „M. ist durch professionellen Vertrauensbruch zum Millionär geworden; er hat hervorragenden Anteil am dtischen Strafgesetz und ist heute noch Vorsitzender der Reichsjustizkommission. Der Bod als Gärtner!“ — hat Herrn

Dr. Meyer wegen dieser öffentlichen Beschuldigung meines Wissens weder verklagt, noch sonst Schritte getan, wie sie gemeinhin Männer der Öffentlichkeit in einem solchen Falle zu tun pflegen.

M. ist sozusagen der „Kopf des Bandwurms“ unseres öffentlichen und Staatslebens, als solcher aber geradezu prädestiniert, bekämpft zu werden. Er ist wie geschaffen, um an seiner Person zu demonstrieren, was darunter zu verstehen ist bei dem Kampfe gegen die Kapitalherrschaft und ihre Hintermänner; er zeigt uns trotz seiner Chamäleonnatur den wahren Zweck seines ganzen Strebens und Lebens, zeigt uns, wie ein „Volksvertreter“, „Gesetzgeber“, „Minister“ nicht sein soll, aber im neuen Deutschen Reiche trotzdem sein kann, um es zu sein.“

Emil Rittershaus, früher Redakteur des „Frkf. Journal“, plaudert in einer Flugschrift 1890 aus der national-liberalen „Schule“ auch über Miquéls „Klugheit“. Als Rittershaus die Leitung des „Frkf. Journals“ übernahm, wandte er sich um Rat an M., der erklärte, daß in der Partei eine „starke Linksströmung“ herrsche; er empfahl, „neben einer energischen Abwehr aller antisemitischen Bestrebungen, die äußerste Objektivität namentlich gegenüber den Freisinnigen und dem Zentrum.“ Rittershaus versuchte es damit — und machte folgende Erfahrungen: „Gerade jene Objektivität, die anständige und gerechte Behandlung des Gegners, verdroß die Mehrzahl der auf ihr Programm eingeschworenen National-liberalen auf das Empfindlichste. In anonymen Zuschriften wurde ich fast täglich heftig bestürmt und schließlich gingen mehrere Abgeordnete sogar mit der naiven Absicht um, öffentlich zu erklären, daß sie das „Frankf. Journal“ nicht mehr als ihr Organ ansähen. Ich nahm derartige Kritiken gelassen auf. Ich wußte, daß es eine Lieblingsidee M.'s war, die er mir gegenüber mehrmals erwähnt hat, eine Verschmelzung des rechten Flügels der dtisch-freisinnigen Partei mit der national-liberalen Partei zu erzielen. „Über“, so pflegte M. vor-sichtig hinzuzufügen, „wenn Sie etwas

derartiges schreiben, so darf es nicht den Anschein haben, als ob wir — die Nationalliberalen — uns anböten. Die Annäherung muß eine ungezwungene sein.“

Dem entspricht auch M.'s SB: „Seien wir alles, aber nur nicht antisemitisch.“ Vgl. Stbgr 3. 6/1 94.

M., der vor seiner Umgebung vielseitig schillerte, ist immer mit allem Möglichen verglichen worden, auch mit Jud Süß (fd), oder ganz gut von Beyer (fd) mit einem „Nal, der sich aus der Wasserleitung der Frankfurter Kommunalverwaltung hindurchgewunden hat, bis er auf dem Ministertisch in der Gelee seiner Eloquenz brillierte.“ Der Verfasser des Buches „Der Kaiser in der Mitte“, Dresden Glöck 1892, fragte daraufhin, ob Miquél nicht doch mehr Schlangel als Nal sei, und verglich ihn lieber im Inhalt und Ausdruck mit Cagliostro (fd). Bei schwierigen Fragen, z. B. bei Kanalvorlagen, verstand nämlich M. die Kunst, so lange Reden zu halten, daß die Hörer zuletzt nicht wußten, was er für oder gegen gesprochen hatte.

Wir sehen schon im Namen M. gleich-nishaft seine „Ersatz“-Eigenschaft hervorleuchten: Ein judengenössischer Mimitry=Miquél für den harmlos dösenden deutschen Michel. So stand er Kaiser und Regierung gegenüber, und so wurde dieser Michel-Ersatz einer der gefährlichsten Bahnbrecher für den Sieg des Judentums.

Magnus Hirschfeld soll sich gerühmt haben, daß Miquél ihn in Familiensachen konsultiert hätte? Auch über Abstammung und Rasse M.'s, die uns nach seiner Geistesbeschaffenheit und Tätigkeit durchaus nicht geklärt scheint, erbitten wir WM.

Mir = Richard Huldschiner.

Mira, Paul = Alexander Engel.

•.↓ Mirabeau, Honoré, Graf, 1749—91, französischer Politiker. Er war den Juden anfangs nicht gewogen, fiel aber bei seiner ausschweifenden Lebensweise in Schulden und Wucher, trat vor 1789 jüd. Verbindungen bei, ließ sich durch klingende Gründe bestimmen und setzte beredt auf der französischen Nationalversammlung die verhängnisvolle Entfesselung der Juden für Frankreich, und damit in der Nachfolge für ganz Europa durch, vgl. Chamberlains Grundlagen. — Darum heißt auch die französische Revolution allgemein die große und glorreiche.

Grach, 3, 513, 521: „In einer geheimen diplomatischen Angelegenheit vom französischen Hofe nach Berlin gesendet, war er kurz nach Mendelssohns Heimgang

1786 dahin gekommen und vernahm überall Nachklänge der Schmerzenslaute über den Tod des jüd. Weisen und das volle Lob, das ihm in christlichen Kreisen neidlos gesendet worden war. Mirabeau verkehrte im Salon der Henriette Herz (sb) und auch viel mit Chr. W. Dohm (sb), dem ersten Fürsprecher für die Juden. Erfüllt von Mendelssohns großartiger Persönlichkeit und begeistert von dem Gedanken, einem geknechteten Volksstamme Erlösung zu bringen, wollte M. das französische Publikum zunächst mit beiden bekannt machen: „Über Mendelssohn und über die politische Reform der Juden“ (87). M. ging die tausendjährige tragische jüd. Geschichte durch und erblickte in ihr das glorreiche Märtyrertum der Juden und die Schmach ihrer Unterdrücker. „Wollt Ihr, daß die Juden bessere Menschen, nützliche Bürger werden! Verbannet aus der Gesellschaft jede erniedrigende Scheidung, öffnet ihnen alle Wege des Erwerbes. Wachtet, daß die Juden, ohne die geheiligte Lehre ihrer Väter zu vernachlässigen, die Natur und ihren Urheber, die Prinzipien der Ordnung, die Interessen des Menschengeschlechtes, der großen Gesellschaft besser kennen lernen, von denen sie einen Teil bilden. ... Meint Ihr, daß die vermeintlichen, tiefgewurzelten Laster der Juden erst mit dem 3. oder 4. Geschlecht verschwinden können? Nun, so fanget schon an. Denn es ist kein Gewinn, die große Reform einer Generation aufzuschieben, wenn man doch ohne diese Reform die Generation nicht verbessern kann, und das einzige, was Ihr nicht einbringen könnt, wäre die verlorene Zeit.“ Auch sonst ergriff M. jede Gelegenheit, den Juden das Wort zu reden. Er war förmlich in sie und ihre biblische Literatur verliebt und zerstreute die Nebel der Vorurteile, welche Voltaire gegen sie angesammelt hatte.“

U. a. äußerte Mirabeau: „Le Jérusalem de Mendelssohn mérite d'être traduit dans toutes les langues de l'Europe“.

M. wurde wahrscheinlich in Amsterdam 1776 Massonist. In seinem Nachlaß fand sich ein Aufsatz über Reformen der Freimaurerei, der er die größte Rolle zum Sturz des herrschenden Systems zuwies. Auch hoffte er die Brüder dahin zu bringen, daß sie auf die Beseitigung von Frohnde, Erbuntertänigkeit, Zünften, geistlicher Gerichtsbarkeit, Zensur, und auf Durchführung religiöser Toleranz und Begründung eines gesunden Volksunterrichts usw. wirkten.

Mirag, Agentur. Die Konzertabteilung der M- untersteht dem ▼Liebermann-Roskowitz, der für die Deutschen die Programme zusammenstellt. Leiter der musikalischen Abteilung: ▼Szendrei. Deutscher Staat 12/10 1930. WM.

Miramundum. — DZ Nr. 106, 5/5 28: „Viga Miramundum, Lessing-Hochschule und Mahraun. „Die Sonne“ veröffentlicht in ihrer letzten Nummer näheres über die Viga Miramundum, das für weite Kreise von Interesse sein dürfte:“

„Die Viga Miramundum läßt die Maske fallen. Das Vorlesungsverzeichnis der unter der Leitung von Dr. Ludwig Lewin stehenden Lessing-Hochschule enthält folgende Anzeige: Lessing-Hochschule und Viga Miramundum haben zur Erfüllung ihrer Ziele und Aufgaben beschlossen, planmäßig zusammenzuwirken und ihren Mitgliedern gegenseitig Bergünstigungen bei ihren Veranstaltungen zu gewähren. Die Viga Miramundum sucht durch gesellschaftliche Veranstaltungen den Boden zu schaffen, auf dem Angehörige der verschiedenen Nationen sich begegnen, um in persönlicher Fühlungnahme geistige, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verbindungen mit dem Auslande herzustellen und somit zur Verständigung der Völker beizutragen. Außerdem veranstalteten beide gemeinsam bei Kroll in Berlin am 17. März 1928 den „Weltball“, das große Kostümfest, „Tanz in den fünf Erdteilen“. Wer die Lessing-Hochschule, eine demokratisch-jüdisch geleitete Einrichtung, nicht kennen sollte, dem sei mitgeteilt, daß dort Prof. Dr. Friedenthal über „Rassen-Völker-Kulturreise“, Prof. Pleßch, Dr. Zuder über den „Menschen“, Dr. Wiesner und Dr. Wernfeld über „Pubertät“, Dr. Sternberg über „Denker für unsere Zeit“ usw. lesen. Außerdem Einzelvortrag

Mahrauns über die „Jüdische Bewegung“. (Letzteres sehr charakteristisch!)“

Frage: Ist Mahraun belehrt oder will er belehren?“

Mirat, Mathilde, Gattin Heine's, Paris; Tattel (sb) oder Südin? — Heine lebte mit ihr seit 1834 zusammen, indem er sie ihrer Tante abkaufte, denn nur so ist der Bericht Alex. ▼Weills zu verstehen, wonach S. dieser Biederfrau 3000 Franks dafür bezahlte, daß sie ihre Rechte überredete, mit ihm zusammen zu leben! 41 wurden Heine und die Mirat kirchlich getraut. Aber die Ehe erzählt Drifson 09 in den Pariser „Annalen“ nach dem Berichte Audebrands, eines Tageschriftstellers der 1840er Jahre („Samb. Fremdenblatt 09, 246): „Er hatte keine Geduld, und sie keine Nachgiebigkeit; sie machte ihm Szenen, und er schlug sie. ... Er schlug sie gewöhnlich Montags und versicherte, daß diese wöchentliche Züchtigung für sie unerlässlich wäre.“ —

Alfred ▼Meißner berichtet in seinen „Erinnerungen“, daß Mathilde schlecht auf die Deutschen zu sprechen gewesen sei: „Einer, das ist das Merkwürdige, sucht dem andern etwas anzuhängen! Der einzige, Seuffert, von allen, die ich kenne, macht eine Ausnahme; der ist ganz anders, der ist gut und treu!“

Es wurde mir zu viel, erzählt Meißner weiter: „Von einem halben oder ganzen Duzend Literaten, die hier leben“, bemerkte ich, „ist doch kein Schluß auf den Charakter einer Nation zu ziehen. ... Ich will Ihnen aber das Rätsel lösen, und Sie werden dann zu Ihrer größten Verwunderung sehen, daß, wenn Sie Seufferts Eigenschaften im Gegensatz zu den Eigenschaften der übrigen preisen, Sie den Deutschen unbeabsichtigt ein großes Kompliment machen. Seuffert nämlich ist unter allen, die Sie da im Auge haben, der einzige richtige Germane. ... Die anderen sind wohl auch Deutsche, aber keine Germanen. Es sind — nun ja, die Juden leben seit Jahrhunderten mit uns und sind im bürgerlichen und politischen Leben der betreffenden Nation aufgegangen — dennoch — muß noch ein Komplex von Eigenschaften, guten oder bösen, in ihnen erhalten geblieben sein, der sie unterscheidet — und so sage ich: die, über die Sie sich beklagen, sind allerdings Deutsche, aber auch Juden ...“

„Was?“ rief Frau Mathilde ganz frappiert, „Juden wären sie? Juden —? Ja, allerdings, Alexander Weill ist ein Jude, er hat mir selbst gestanden, daß er Rabbi hat werden wollen — aber die übrigen, alle die übrigen ... da ist z. B. Zeiteles — der Name klingt doch so urdtisch, so echt dtisch ...“

„Sagen Sie vielmehr griechisch, altgriechisch“, erwiderte ich, „dennoch glaube ich behaupten zu können, daß unser Freund Zeiteles ebenso wenig altgriechischem wie altgermanischem Blute entsprossen ist.“

„Nun gut. Aber Abeles — Bamberg —“

„Sind in gleichem Falle.“

„D nein, Sie irren sich, das sind alles keine Juden!“ rief Frau Mathilde. „Das machen Sie mir nimmermehr weis. Sie werden vielleicht gar behaupten wollen, daß Kohn (Cohen) ein Jude sei? Aber Kohn ist verwandt mit Henri, und Henri ist ja Protestant —“

Ich hielt plötzlich stille und zog das nächste Wort zurück. Auf das zufälligste hatte ich etwas scheinbar Unglaubliches entdeckt, nämlich, daß Heine in betreff seiner Abstammung seiner Frau keine Mitteilung gemacht habe, und daß sie, naiv wie ein Kind, von dieser gar nichts wisse. Seine Ballade von der spanischen Judenfeindin, die plötzlich erfährt, ihr Geliebter sei ein Sohn des „schriftgelehrten Rabbi von Saragossa“, flog mir durch den Kopf.

„Sie haben recht“, erwiderte ich sehr ernsthaft. „In bezug auf Kohn habe ich mich wohl geirrt.“

„Nun, da sehen Sie“, triumphierte Mathilde. „Kohn ist keinesfalls ein Jude, und doch hat er die scharfe Zunge der übrigen Dtschen! Er wird wohl auch ein Protestant sein, wie Henri — denn Henri, ha, ha, ha, Henri ist Protestant, glaubt an V ä t h e e r! Wenn ich ihm sage, daß Büttheer ein abentheuerlicher Steher war, wird er ordentlich böse und behauptet: er sei ein großer Mann gewesen, der größte Deutsche, der je gelebt, der

Bütheer!“ — So scheint Mathilde die Wahrheit über ihren Gemahl nicht recht erfahren zu haben.

△**Mirbach** [△?], Freiherr von, Oberhofmeister der deutschen Kaiserin, Potsdam, suchte leider vor dem Kriege für große Kirchenbauten Geld an Stellen, die dafür konfessionell nicht in Betracht kamen. Selbst Paul ▼**Singer** mußte bliesen. DfBl 11/6 1904: „Und jetzt kommt im Pommerbank-Prozeß heraus, daß M. auch von dieser Bank, die dann den Titel „Hofbank der Kaiserin“ bekam, Hunderttausende, von denen allerdings erst 25 000 M. abgehoben sein sollen, für sein Steckenpferd erhielt.“

Die Frankfurter B. berichtet: „Eine in Homburg wohnhaft gewesene Frau Michon soll für die Stiftung von 5000 M. zum Bau einer Kirche den Luiseorden auf Veranlassung des Oberhofmarschalls erhalten haben. ...“

DfBl 20/7: „eine Person, die weiter kein Verdienst hat, als daß sie alternde Betschwester wurde und einen kleinen Teil des verdienten Schandgeldes zum Bau einer Kirche stiftete, soll nun den Orden haben, der zum Andenken an die hohe und reine, stets im Preußenlande in Ehren gehaltene Frau gestiftet wurde, von deren Größe selbst der zynische Kosse noch auf Helena mit Hochachtung sprach. ... Noch ist zu hoffen, die ganze Geschichte sei eine infame Verleumdung des betreffenden Blattes. Prozeß gegen die Zeitung oder Entlassung des Hofbeamten, anderes gibt es hier nicht.“

DfBl 24/8 1904: „Als Volo ▼**Leipziger** über seine und seines kleinen Journals Beziehungen zu Mirbach schrieb, bemerkte die konservative „Schles. Morgen-Z.“: „Schon im gewöhnlichen bürgerlichen Leben soll man mit seinen Mitbürgern jüd. Abstammung nicht zu intim werden. ... Semper haeret aliquid. Am meisten aber müssen wir wünschen, daß unsere allerhöchsten Kreise von der in jüd. Kreisen nun einmal herrschenden Atmosphäre unberührt bleiben. Gewisse Leute an dem Hofe und in der nächsten Umgebung unseres Kaiserpaars würden uns immer die allerunangenehmsten Bedenken einflößen. Übrigens ist solche Erfahrung wieder eine gute Lehre, daß von manchen Stellen und Berufen in unserem Staatsleben das jüd. Element unbedingt fernzuhalten ist. Mag die Judenpresse schreiben und — schreien, was sie will. Der Jude, so wie er nun einmal ist, gehört nicht in die Armee und die Verwaltung, auch nicht als Frauen unserer Offiziere und Beamten. Darauf sollte man mit allem Ernst halten.“

StbgrZ 1904 (DfBl 20/7): „In den Tagen, wo jede Zeitungsnummer etwas Neues von Mirbach brachte, fragte jemand bei uns an, ob er Jude oder jüd. Abstammung sei — ein Gedanke, auf den man bei der Art, wie ihn die Tiergartenjuden umhündelten, wohl kommen konnte. Wir gaben die kurze Antwort im Briefkasten: „W. G. Herr v. M. ist selbstverständlich weder mosaisch noch jüd. Abkunft.““

M. heiratete eine Kamilla [!] Orban, * Lüttich 6/7 1851. Kamilla ist katholisch, ihre jüd. Abstammung war noch nicht nachzuweisen. Kinder, vor allem ein 1920 beim Potsd. Reiter-Regiment stehender Rittmeister, sehen stark jüdisch aus.

v. **Mirbach-Rosmanov** △, ○▼, f. **Haller** von **Hallerstein**.

Mirbeau, Octave, Literat, Paris; *1850 Trévières. B: Le Calvaire; l'abbé Jules, Romane.

Mirès, Ju. Jsaac, Bankier, „französl. Börsenschwindler isr. Abkunft“, De 8, 45, Börsianer, 1809 Bordeaux — 71 Marseille, JG. — Er war Direktor der Gas-Compagnie, Arles, kaufte das „Journal des Chemins de fer“, gründete den „Conseiller du Peuple“, an dem der auch sonst sich in jüd. Umgebung viel bewegend Dichter **Lamartine** mitarbeitete, und wurde 53 Direktor der von ihm und Willauid geschaffenen „Caisse des Chemins de fer“. Seit 51 gehörten ihm die Zeitungen „Pays“ und „Constitutionnel“. M. verließ Marseille mit Gas, Frankreich mit Aktien und war seit 60 Ritter der Ehrenlegion.

„Dann aber war „nach dem industriellen Karneval ein ungeheurer Raubjammer“ ausgebrochen, dessen Höhepunkt im Februar 61 die Verhaftung von Mirès

bildete, „des ehemaligen Börsenkönigs aus der Rue Richelieu“. Die Verhandlungen vor dem Zuchtpolizeigericht wurden mit größter Spannung verfolgt. Am 14/7 61 erfolgte die Beurteilung von M. zur Höchststrafe von 5 Jahren Gefängnis. Das Urteil konstatierte unter anderem: Mißbrauch des Vertrauens in den Angelegenheiten der Pampeluna-Saragossa-Bahn, Verteilung fiktiver Dividenden an die Aktionäre der Caisse Mirès, zahlreiche Fälle von Betrug, verübt in der Weise, daß die eingelieferten Depots meist gleich nach der Einlieferung zu den damals hohen Kursen verkauft wurden, während man erst nach dem im Frühjahr 59 eingetretenen Kurssturz den Besitzern unter fiktivem Zwangsverkauf die Veräußerung als nun erst geschehen zeigte. Das Bild, das der Prozeß entrollte, ergab nach der „N. Frankf. Z.“: „Bestechung, Korruption, Betrug, Übervorteilung.“ Das hinderte aber nicht, daß dieser selbe Mirès in einer zweiten Verhandlung durch das Appellgericht von Douai am 27/4 62 freigesprochen wurde; wozu das Blatt mit deutlichem Wink bemerkte, daß in Paris, nachdem Napoleon III. den Bankier ▼**Fould** zum Finanzminister gemacht hatte, die herrschenden Kreise nunmehr der Meinung seien: „die Enthüllungen, die dem ehemaligen Direktor der Eisenbahntasse auf den Lippen schwebten, blieben besser unausgesprochen“. — Gesch. der „Frankf. Z.“, S. 108. — M. schriftstellerte nebenbei, z. B. „Aperçus Financiers“ und „Mémoires Judiciaires“.

Seine E. **Jeanne Emilie** O 1860 den Prinzen **Alfons de Polignac**, franz. Artillerie-Rpt., als Witwe ging sie 65 eine 2. Ehe mit dem röm. Grafen **Gustave Rozan** ein, auf dessen Vandute **Cote-Rozan** zu Billemare, Marseille, der alte Jules M. starb.

„**Leon Laha's** Lustspiel „**Le duc Job**“ — am 4/11 1859 aufgeführt —, in dessen Helden die Gesellschaft des Kaiserreiches unschwer den Bankier Mirès und dessen Schwiegersohn, den Fürsten Polignac wiedererkannte, erlebte im Théâtre Français an 100 Vorstellungen, und wurde dann auch am selben Abend aufgeführt, an dem Laha durch Erhängen seinem Leben ein Ende machte.“ De 7, 156.

Warum starb dieser Dichter? Hat man ihn durch Drohungen verrückt gemacht, bis er den Mut verlor und freiwillig ging, als eines der Opfer der Judenheit und der Freimaurerei, die ihn für seine Offenheit bestrafen oder heimtückisch hindern wollte, daß er das Spiel und die Verderbtheit noch weiter ins Licht der Bühne rüdte? Aus dem Bericht des ▼**Dettinger**, der es sich schließlich kaum verkneifen kann, nicht noch mehr zu sagen, geht für Kenner genug hervor.

Mirmo, j: Betrug, Falschheit, Hinterlist. Thiele G.

Mirsky, „Russe“, 1907 (DfBl 20/1) in Berlin verhaftet. „Man fand bei ihm einen Koffer mit doppeltem Boden. Auf dem ersten Boden lagen 8 Pakete mit Sprengstoffen und 200 Drähten elektrischer Fernzündler, die sehr gut konstruiert und so eingerichtet waren, daß sie überall auf beliebige Längen angelegt werden konnten. Auch einige Päckchen Blättchenpulver wurden gefunden. Der 2. Boden war mit Kleidungsstücken und anderen leichten Sachen bedeckt.“

•**Mirsky**, Boris, Paris, heißt als MgI. der Loge „**Pythagore**“: **Mirline** Gekewitsch. Er gehörte vor dem Kriege zur Kadettenpartei in Petersburg, reidierte 1919 unter General Denikin in Odeffa „la parole russe“, das für Dtschlnd gegen Frankreich heßte, und mußte wegen Paßschwindeleien nach Konstantinopel, wo er sich den französischen Behörden zur Hege gegen England anbot. Diese verluden den Unruhstifter nach Paris. Bf 13/7 1922.

Mirsky, Moses, Kunstsänger, *1894 Bialystok, gab 06 in Dtschlnd Konzerte. „Dieser ungewöhnlich begabte Knabe verfügt über eine außerordentlich schöne, helle, glodenreine Stimme, und seine Technik des Singens grenzt an das Wunderbare. Besonders entzückend waren seine hebräischen Melodien, die er mit einem unbefriedigend tiefen, jüd. und musikalischen Gefühl vorgetragen hat.“ DWe 06, 8. Was ist „jüd.“ Gefühl? — Und so was mußte, von der stammerwandten Presse ge-

Misa, Paula — Mischehen mit Juden

tragen, in Dtschld mit offenen Armen empfangen werden.

Misa, Paula = Pauline Kohn.

Misan, Giuseppe. Illg. isr. Wochenschr. 1897, 38: „Athen, 18/8. Im hiesigen Spitale befindet sich der jüd. Soldat M. aus Korfu. Er war der erste Vermundete, an dem eine Amputation vorgenommen werden mußte, da eine Kanonenkugel ihm einen Fuß zerschmettert hatte. Der Vermundete erfreute sich während seines Siechtums des besonderen Wohlwollens der Königin Olga und der Kronprinzessin Sophie, die oft an seinem Krankenlager erschienen, um ihm Erfrischungen zu bringen, wobei sie ihm zugleich Trost zusprachen.“ — So haben Fürsten und Fürstinnen unter Vernachlässigung ihrer Rasse-, Bluts- und Volksgenossen dem verschworenen Erbfeind geschmeichelt, der sie dann überall von Volk, Thron und Heimat verjagte. Aber bestochene und freimaurerische Räte werden die hohen Herrschaften schon unmerklich an das Bett des Misan dirigiert und nachher auch für die Verbreitung von dero vorurteilsloser gerechter Tat in den Zeitungen gesorgt haben — eine Anerkennung, die den Betreffenden am Ende noch gar schmeichelte.

Misch, Georg (Peter Langen), Dr., o. U. P., Marburg, Barfüßertor 25. *1878 Berlin. E: Rfm. M. // Rath. — 08 O. Clara, E. des ausgezeichneten, 1911 verstorbenen Berliner Philosophen Wilhelm Dilthey // Katharina Puttmann. 1/2 ▼ K: Hanspeter 09; Clara Gertrud Leonore 11; Elisabeth 17. — D. W. 10, 11. — Misch wurde vom Ministerialdirektor Althoff, Berlin, gefördert, der sonst in Judenangelegenheiten klarer sah und auch eine Überschwemmung unserer Universitäten mehrfach zu verhüten mußte.

Misch, Ju., Zahnarzt, Berlin — im Weltkrieg Berater des Dezernenten für das Feldzahnarztwesen im Kriegsministerium. W. M.

Misch, Mag (Firma Gebr. Misch; Inh: Markus & Caspar Misch, früher Burgstr. 29, jetzt Neue Promenade 9, Berlin), wurde 2/7 1889 von der 4. Strafkammer des Landgerichts I, Berlin, wegen Betruges, den er an einem armen in seinem Dienste verunglückten Arbeiter verübt hatte, zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt. Er hatte dem Arbeiter von 230 M., die derselbe von einer Unfall-Versicherungs-G. erhalten sollte, nur 130 M. ausgehändigt, denselben aber eine Quittung unterschreiben lassen, die über den vollen Betrag lautete und die Klausel enthielt, daß der Empfänger auf weitere Ansprüche verzichte. Den oberen Teil dieser Quittung hatte der Jude bedeckt, so daß der Arbeiter der Meinung war, nur 130 M. zu bescheinigen. — Ob auch dieser Arbeiter, gleich seinen verführten Standes- und Berufsgenossen, im Juden fortan noch den „einzigen wahren Freund des Arbeiters“ sah?

Misch, Robert, Schauspieler, Dramaturg und Romanzier. 1860 Rittergut Jarczyn bei Bromberg — 29 Berlin. E: Gutsbesitzer P. M. // Julie Krakau. O 86 Marh, E. des Fabrikanten Kastner.

„Sein erstes Stück heißt „Beda“, dann hat er mit Wilhelm Jacoby zusammen „Schilfenseit“ und „Strohmitwe“, mit G. v. Moser „Fräulein Frau“ und „Der 6. Sinn“, mit Ernst von Wolzogen „Pöblich“ geschrieben, später noch den Einakter-Zyklus „Übermenschen“ („Tiger Borgia“, ein Renaissanceakt, „Schicksalswende“, ein Empirerakt, „Der Prophet“, ein moderner Akt). Von seinen Romanen seien „Aus dem Gleise“, „Künstlerlehe“ (Kulissenroman), „Abelsmenschen“ (satirischer Eheroman), „Kaltenbachs“ (heitere Geschichte aus Berlin W), „Herrenreiter“ genannt. Das lustige Bersbuch „Mamsell Unschuld, eine Mädchenkarriere in 15 Kapiteln“ wollen wir nicht vergessen.“ Bartels, DLG 3, 439.

Misch durfte, trotz notorisch ehrenrühriger Handlungen, Mgl. des Verbandes dtscher Bühnenschriftsteller bleiben, wie Artur Dinter, Mein Ausschluß 1917, S. 23, feststellen mußte: „M. hat sich 12 von der Betriebsstelle unter Vorspiegelung falscher Tatsachen einen Vorwurf von mehreren 1000 Mark erschwindelt und dem Vorstande gegenüber behauptet, ich hätte in dieser Sache „einen fahrlässigen Meineid geschworen“. Diese Behauptung hat er meinem Kartellträger in einer von mir ihm vorgeschriebenen Formulierung mit dem Aus-

brude des größten Bedauerns als unwahr zurückgenommen. Dem Staatsanwalt habe ich ihn nur auf besonderes gemeinsames Bitten des Vorstandes, Aufsichtsrats und geschäftsführenden Ausschusses nicht angezeigt, unter der Bedingung, daß der Schaden, den er der Betriebsstelle zugefügt, ersetzt würde. Das ist auch geschehen. Und zwar durch die Hilfe des Misch von den Urvätern her verwandten UG-Mgl.'s G. Kadelburg (Sb).“

Misch, William, Mitinh: Samuel Misch, Lederkommission, Millionär, Berlin S 14, Märtyrerk Platz 1; Berlin W 62, Reithstr. 18. 1914.

Mischehen mit Juden waren als „adulterium“ im Mittelalter seit 398 für die morgenländische Kirche auf dem Konzil zu Chalcedon verboten. Im Westen hieß es 538 auf dem 3. Concilium aurelianense: „Christianis quoque omnibus interdicimus, ne judaeorum conjugis misceantur: quod si fecerint, usque ad sequestrationem, quisquis ille est, communione pellatur. Auf dem Konzil von Toledo 589 wird der Geistlichkeit eingeschärft, ut Judaeis non liceat christianas habere uores.

Das Konzil zu Rom 743 unter Papst Zacharias verordnete, si quis christianus filiam suam Judaeo in conjugio copulare praesumpserit — anathema sit: gleichzeitig wurden verflucht: christl. Witwen, die Juden heiraten, nebst allen, die zu dieser Schande rieten. Archiv f. kath. Kirchenrecht, 48, 382. Man hatte damals über Rassenmischungen gesündere Ansichten als heute, trotz aller „Cültür“. „Den Abfall vom Christentum ins Jdtn bestrafte man anfänglich (315) sogar mit dem Feuer“. ▼ Wo 1. 158. Das ging so weiter, bis hinein in die kanonischer Anschauung entlehnten Bestimmungen des preußischen Landrechtes, wonach die christlichen Ehegesetze ein Bündnis zwischen beiden Rassen hinderten.

In alten deutschen Rechtsbüchern heißt es: „Wenn ein Waltpote einen Juden bei einer Christen Frauen oder Mahde funde, Unkeisheit mit ihr zu treiben; die mag er beide halten. Da soll man dem Juden sein Ding abesneiden und ein Aug ustechen; und sie mit Ruthen uhsjagen.“ Das Augsburger Stadtrecht: „Lit ehn Jud bey einer Christin, findet man sie beieinander an der Handgethat, so soll man sie beyde verbrennen.“ Gleiche Strafe setzten englische, französische, Nieder- und Pommerische Gesetze auf solchen Beischlaf; das Tglauer Stadtrecht

bestimmte Lebendigbegraben. Kaiser Joseph I. in seiner Halsgerichts-Ordnung: „Diejenige so sich mit einem Juden oder derjenige, so sich mit einer Jüdin vermischt, sollen, dem großen Argernis halber, wenigstens mit Ruten ausgestrichen und auf ewig des Landes verwiesen werden.“

Diesen Standpunkt teilte auch Goethe in seinem „Gespräche“ (Nr. 371) mit Waldemar Freiherr von Biedermann, Leipzig 1891: „Ganz erzürnt war Goethe über das Judengesetz vom 20/6 1823, das die Heirat von Christen und Juden gestattete. „Wenn der General-Superintendent Charakter habe“, meinte Goethe, „müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solches Gesetz untergraben.“

Hausler (Bergani, Antisem. = Blätter 5/11 1889): „Sollen wir in unseren gesunden, reinen Wein Essig, in das helle Quellwasser Sauche gießen, oder in den Garten einen Dornbusch stellen! Das ist, die Juden mit den Ariern zu vermischen.“

Wille und Gesinnungen hängen vom Blut ab; niemals lassen sich auf jüd. Boden arische Gedanken und Ziele züchten; man wird deshalb auch bei Mischlingen, die ihrer Umgebung lange arische Anwandlungen vortäuschen, schließlich ebenso merkwürdige Rückschläge erleben, wie bei getauften Volljuden, die völlig angeglichen (assimiliert) scheinen; man wird da immer wieder auf Anschauungen und Taten stoßen, die gegen uns gerichtet sind. Das Feindliche liegt eben im Blute: wer es nicht rechtzeitig erkennt, muß daran sterben.

Andererseits hätte die zielbewußte jüd. Rasse einzelnen ihrer Teile die körperliche Vermischung mit Ariern nicht erlaubt, wenn nicht der Vorteil bei der Nachkommenschaft dabei auf ihrer, der jüdischen, und Gefahr und Verlust auf unserer Seite lägen.

Aus den vielen, bei Mischehen noch nebenbei eintretenden Konflikten griffen die „Harfenklänge“ S. 206 eine „Dumme Geschichte“ heraus:

Sie liebten sich so wunderlich
Und voller Harmonie,
Er war ein Christ, der Lorenz hieß,
Die Jüdin Rachel sie.

Sie betet ihn als hellen Stern,
Er sie als Blume an,
Und beide hätten sich so gern
Necht viel zu Lieb' getan.

Seht nur, wie sie beim Antiquar
Den Katechismus kauft:
Und noch vergeht kein halbes Jahr,
Da ist sie schon getauft.

Und wie er nächstens wiederum
Sie herzt und küßt und preißt,
Bekennst sie ihm ihr Christentum,
Und daß sie „Bertha“ heißt.

Da wird er rot wie eine Blut,
Gesteht ihr ganz entsezt,
Daß er aus Lieb' zum Jud' geschnitt'n
Und hieße „Moses“ jetzt!

„Die Abneigung gegen Mischehen beruht auf dem Rassegefühl, das wir bei Tieren sehr ausgesprochen finden, es ist der Ausfluß der körperlichen und geistigen Verschiedenheit und geht bei den meisten Arten und Rassen soweit, daß sie sich freiwillig miteinander kreuzen, auch wenn sie ganz dicht beieinander wohnen und brüten, wie z. B. die Vogelarten der Vogelberge. Wir wissen auch, daß man zur Kreuzung meist Betrug anwenden muß, etwa um eine Pferdестute zu veranlassen, daß sie einen Eselhengst zuläßt. Allerdings gibt es selbst unter den wilden Arten und Rassen solche, die gelegentlich das Rassegefühl unterdrücken und sich mit andern kreuzen — zumal da, wo das eine Geschlecht einer Art in Minderzahl ist. Z. B. paaren sich manchmal Auerhennen, nach zu starkem Abschluß der Auerhähne, mit Birkhähnen. Die daraus sich ergebenden Rackelhühner gehen bezeichnenderweise wieder unter. Auch bei den Menschen ist das Rassegefühl, die „Stimme des Blutes“, offenkundig vorhanden und führt zur Rassenfreundschaft oder — beieinander fernstehenden Rassen — zum Rassenabscheu und sogar zum Rassenhaß, daß sie das oder jenes Volk „nicht riechen können“. Daß das Rassegefühl z. B. zwischen Europäern und Negern, so oft nicht wirkt, oder nicht beachtet wird, kann als Entartungszeichen gedeutet werden, und es wird auch von den rassistischen Vertretern beider Gruppen als „Rassenverpflüchtung“ und „Rassenhande“ verabscheut und verurteilt, wird doch auch gemeinhin das Wort „Bastard“ oder

„Mischling“ in wegwerfendem Sinne angewandt. Übrigens pflegen da, wo große Unterschiede zwischen 2 Rassen bestehen, nur minderwertige Vertreter der Rassen die Gegensätze zu mischen und sich zu bastardieren. Auf die Minderwertigkeit der Bastarde (trotz ihrer oft „bizarren“ und deswegen „pikanten“ Schönheit) auf das Wiederauseinandertreten der elterlichen Rasseigenschaften, das „Mendeln“, der Bastarde und schließlich ihre mangelhafte, manchmal sogar fehlende Fruchtbarkeit, sobald sich Bastarde einander fernstehender Rassen nicht mit einer der Elternrassen, sondern untereinander paaren, will ich nur beiläufig hinweisen.“ Dr. med. Arthur Querssen, Dresden, „Die Waffen hoch“, 1916.

Mit grimmigem Humor behandelt Menzinger, Judenfrage, 1896, S. 130 das Problem der Mischehe: „Ich bat einst einen englischen Freund um sein Urteil über die Judenfrage und erhielt die charakteristische Antwort: Um über die Judenfrage ein Urteil zu gewinnen, betrat ich den experimentellen Weg. Ich heiratete eine Jüdin und zeugte mit ihr Kinder. Über den Erfolg des Experiments steht mir kein Richterspruch zu. Am besten du kommst selbst zu uns und bildest dir ein Urteil.“

Ein hoher arischer Beamter, jüd. verheiratet, gestand uns: „Die Jüdin allein macht's nicht, aber was man dazu heiratet, ihr Anhang!“

Man beachte auch, wie von jüd. Seite die Mischehe beurteilt wird. 1. Arthur Ruppin, Azi 1902 (Stbgr B. 8/2), „Ein Blick auf Dtschld — von Rußland und den Balkanstaaten gar nicht zu reden — zeigt uns, daß die Juden in ihrem Gros noch immer eine zusammenhängende Masse bilden und von ihren Rasseigentümlichkeiten bisher nicht sehr viel verloren haben. Zieht man zwischen der Einwirkung der Germanen auf die Juden und der Juden auf die Germanen einen Vergleich, so wird man wahrscheinlich zu dem Ergebnis kommen, daß die Juden bei dieser Wechselwirkung mindestens in gleichem Maße auf die Germanen verändernd zurückgewirkt haben, als sie selbst verändert worden sind. Die Juden haben auf die Gestal-

tung der wirtschaftlichen Verhältnisse Dtschlds und der dtischen Geistesbildung bedeutsam eingewirkt, und sie haben als Rasse im Verhältnis zu ihrer Anzahl den Germanen mehr gegeben als von ihnen genommen. Es ist eine nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß bei einer Mischung zwischen Juden und Christen fast regelmäßig das jüd. Blut durchschlägt, so daß das Kind weit mehr dem Judentum als dem Germanentum angehört. Erst die Abkömmlinge dieses Kindes, wenn es sich mit einem Germanen oder einer Germanin verheiratet, nähern sich mehr dem Germanentum, doch ist das jüd. Blut oft in der 4. und 5. Generation noch zu erkennen.“

2. Else Croner: „Die Mischehe, — es ist hier nicht die Ehe zwischen Juden und Getauften, sondern die Völker-Mischehe zwischen Juden und Dtschen gemeint — ist eins der großen Tore, durch die jüd. Geist und jüd. Einfluß in das Dtsche Reich hineinströmen. . .

Jedenfalls hat die Erfahrung gezeigt: Die Wirkung des jüd. Elementes auf das Dtsche ist in der Ehe stärker als umgekehrt. Durch 1000 Kanäle und Kanälchen bricht sich der starke jüd. Geist und jüd. Empfinden Bahn, behauptet sich, steckt unbewußt an und wirkt fort in Kindern und Kindeskindern. Man kann es alle Tage beobachten: Heiratet ein Jude eine Christin, so ist es meist ein Mädchen aus allereinfachsten Kreisen. (Verhältnistypen.) Aber geschieht das Umgekehrte: Heiratet eine Jüdin einen Christen, so ist es fast niemals ein Angehöriger einer niederen Rangklasse. Kein christlicher Commis-vohageur oder kleiner Sekretär oder gar Kellner und Portier kommen da in Frage, sondern gerade die gesellschaftlich Erstklassigen unter den Christen, Geheimräte, Grafen, Universitätsprofessoren sind es, die die häufigsten Mischehen aufweisen. Die Offiziere fallen nicht unter diese Kategorie, weil diese nicht „die Jüdin“, sondern „das Geld“ meinen, wenn sie, zur Deckung ihrer Schulden, gezwungenermaßen den reichen jüd. Schwiegervater als letzte Hilfe betrachten. . .

Es gibt jüd. Millionärinnen, die es so bis zur „Frau General“ gebracht haben — kein Ruhm für das Judentum. . .

Hier sei nur von dem reizvollen Phänomen unseres modernen gesellschaftlichen Lebens die Rede, wo männlicher deutscher Geist sich unwiderstehlich hingezogen fühlte zu weiblicher jüdischer Schönheit und Wesensart, ohne Rücksicht auf materielle Güter. Diese Verbindungen sind häufiger als man glaubt. Es gibt in Berlin eine ganze Menge Gelehrter, höherer Beamter und namhafter Künstler, auch Grafen, die unvermögende oder wenig vermögende Jüdinnen geheiratet haben, die also nicht den goldenen Rahmen meinten, sondern das Bild selbst. Das ist eben das Seltsame: Der christliche Kleinbürger schaudert davor zurück, wollte man ihm zumuten, eine Jüdin zu heiraten; der vornehme Christ dagegen wird häufig genug von ihr angezogen; ihn reizt sie oft mehr als die blonde Gretchen seines Volkes. Vielleicht sind es die in jeder zivilisierten Jüdin verkörperten eigenartigen Kontraste, die speziell die deutschen Künstler und Gelehrten fesseln.“

„Besonders in Deutschland spielt sie in den sogenannten „arischen Kreisen eine größere und einflussreiche Rolle, als viele Germanen sich träumen lassen. Ihr Einfluß zeigt sich einzig durch ihr Weibsein. Sie wird begehrt und geheiratet, nicht nur von Juden, sondern auch von Christen“.

Sind diese Beobachtungen der Croner in ihrem ganzen Umfange richtig, so gäben sie ein betrübendes Bild von der Verflachung des Massegefühls in Kreisen, denen man noch vor kurzem die Führerschaft des Volkes zusprach. Es wäre ein neuer verderblicher Beweis für den schädlichen Einbruch der Großstädte, besonders Berlins, in die Kraft, Würde und Ehre des deutschen Volkes.

Übrigens suchen Juden uns durch Falsch-Anzeigen in ihrer Presse öfter vorzuschwindeln, als ob die oberen Zehntausend, Adel (sd) und Offiziere sich geradezu um die eheliche Verbindung mit ihnen rissen. Zugleich sollen durch solche Aufforderungen etwa noch vorhandene Widerstände gegen Mischeheiraten gebrochen und Jagende kirre gemacht werden.

In den Cronerschen Ausführungen ist vor allen Dingen der Ton bemerkenswert: „Die Jüdin reizt den vornehmen Christen oft mehr als das blonde Gretchen seines Volkes!“ Und der wiederholte Hinweis, daß derartige Verbindungen viel häufiger seien als man glaube! Spricht daraus nicht der Hohn des „Israel triumphans“?

Wir haben keine Veranlassung, die „vornehmen hochstehenden Christen“, die das geile Judenweibchen der kühleren Germanin vorziehen, noch als die Unsrigen anzusprechen, so wenig es doch die gar nicht vorhandene, geistige Überlegenheit der Jüdin ist, die Arier zur Rassenhande verlockt. Wir brauchen vielmehr ein Gesetz, das den Arier, der eine Jüdin ehelicht, aus der Volksgemeinschaft scheidet, und freuen uns, daß die Croner es „seltsam“ findet, daß unsere Kleinbürger noch von einer Ehe mit einer Jüdin zurückschauern.

Dr. A. Th. Hammer, 1881, S. 11:

Auch auf dem Lande will man von Mischehen nichts wissen: „Der Bauer echter Art, der die Reinheit unserer Rasse am besten repräsentieren mag, ist mit seiner tief wurzelnden Abneigung eine entscheidende Instanz. Er ist sonst so wählerisch nicht, und beispielsweise trägt er kein Bedenken, sich um gewisser Vorteile willen mit einer nahen Verwandten zu verbinden, also die Stimme der Natur, die durch eine Art inneren Widerstrebens gleichsam ihre Verantwortlichkeit bezüglich der künftigen Generations-Ergebnisse ausdrückt, bis zu einem gewissen Grade unbeachtet zu lassen; aber er würde sich, wie ich ihn kenne, niemals entschließen, einer Jüdin die Hand zu reichen.“

Über wieviel Massenvergewaltigung findet gerade auf dem Lande durch jüd. Händler und Wucherer statt! —

Jüdische Orthodoxe schließen seltener Mischehen und beugen diesem Massenverbrechen durch Strafen vor, was die Männer nicht hindert, vor und außer der Ehe, mit Duldung der eigenen Frauen, die Töchter der Goyim zu schänden und zu vernichten.

Auch andere Fälle werden berichtet: „Nowoje Wremja“ 5/6 1886: „Ein berühmter Rabbi versichert uns, daß eine

Jüdin sogar, wenn sie einen Christen geheiratet hat, ihre Kinder nach den Sagen des Judentums erzieht. Der Rabbi las uns Bruchstücke eines Briefes vor, welchen er soeben von einer jungen Jüdin empfangen hatte.

Sie schrieb dem Rabbi, sie stehe im Begriffe, einen Mr. — zu heiraten, der aber ein Mann von schwachem Charakter sei, demgemäß bat sie den Rabbi, er möge sicher und gewiß sein, daß sie ihrem Glauben treu bleiben werde. Sie schloß mit der Bitte, sowohl ihr als auch ihrer künftigen Familie einen Platz in der Synagoge zu bewahren.“

Ein trauriges Zeichen der Zeit bleibt das Verhalten des nichtjüdischen Adels den Juden gegenüber.

Herr von Gerlach in einem Aufsatz „Volk“ 1892 (DfBl 14/9): „Der den Adligen am häufigsten gemachte Vorwurf ist der, daß sie sich zu viel mit den Juden einließen. Leider ist dieser Vorwurf nicht unbegründet. Wie viele Edelleute knüpfen ihre Geschäftsverbindungen fast ausschließlich mit Juden an. Wie mancher halb oder ganz ruinierte Freiherr oder Graf hat, um sein Schloß mit jüd. Golde wieder glänzend zu machen, um sein Schloß mit jüd. Gelde wieder aufzubauen, sich und seine Familie durch die Heirat mit einer reichen Jüdin herabgewürdigt. Wie häufig sieht man die Aristokratie der Geburt mit der des Geldes freundschaftlichst auf dem Kennplatz oder am Spieltisch verkehren. Man muß mit dem Volke leben, wenn man erfahren will, welchen Eindruck solche Dinge machen, welchen unersehlichen Schaden jede Juden-Heirat dem Adel zufügt, welche Erbitterung es hervorruft, wenn die „großen Herren“ mit Übergehung der christlichen Handwerker und Kaufleute ihre Einkäufe fast ausschließlich bei Juden machen. Mir selbst ging es wie ein Stich durch's Herz, als ich einen der schneidigsten Offiziere unseres Heeres im Union-Klub sich mit einem Sportsjuden gewöhnlichster Art duzen hörte. Ehe der Adel nicht jede Verbindung mit den Juden abgebrochen hat, eher wird er das verlorene Vertrauen nicht wiedergewinnen.“

v. Gerlach hat wohl aus tiefster schmerzlichster Erfahrung heraus diese

treffenden und wahren Worte gefunden. — Das Verhalten jüd. Mädchen spielt bei der Sünde wider das Blut eine besondere Rolle.

Kadenhausen Esther, 1887, S. 248: „Auch ohne Rücksicht auf Adelstitel zeigen sich Jüdinnen so geneigt zu Mischehen, daß Christinnen in ihrem Unmute über diese Konkurrenz den Vorwurf erheben, Jüdinnen „angelten“ in Menge nach Christen. Diesen kommt allerdings dabei zustatten: ihre größere Lebhaftigkeit, Schlagfertigkeit und Unbefangtheit, demnächst die klingende Unterstützung des Vaters und der eigene Trieb, in den Kreis des herrschenden Volkes einzutreten, zum Vorteile ihrer selbst, wie auch ihrer Nachkommenschaft. Man macht allgemein die Bemerkung, daß ihr höheres Bildungstreiben sie den Christen näher stellt als die Männer, daraus erklärt es sich wohl, daß die Losreißung von letzteren ihnen wesentlich erleichtert wird. Sie wollen den Masseneigentümlichkeiten enthoben werden und sind gern bereit, ihr Möglichstes zu tun, um diesen Zweck zu erreichen, möge es den Christinnen angenehm sein oder nicht. Schon das alte Testament bezeugt an vielen Stellen, daß ihre Liebe kosmopolitischer Natur war und während der ganzen Zeit verblieb.“

Jedenfalls aber sollte unser Adel, der doch, soweit er Landwirtschaft treibt, die verhängnisvollen Folgen ungeeigneter Blutskreuzungen in seinen Ställen und Gestüten zu verhüten weiß, strenger auf Reinhaltung des eigenen Blutes sehen.

Es gibt aber Majorate im deutschen Reich, z. B. das derer v. Behme, die so gestiftet sind, daß jeder Anwärter seiner Rechte verlustig geht, der ein Judenweib freit.

So etwas müßte verallgemeinert werden: Jeder Adlige, der eine Jüdin ehelicht, geht dadurch des Adels verlustig und wird selber Jude; überhaupt sollte jedes deutsche Kind von seinen Eltern, einerlei ob Edelleute, Bauern, Arbeiter oder Bürger testamentarisch auf's Pflichtteil gesetzt werden, sobald es den Stamm durch jüdische Rassenmischung schändet.

In dem Aufsatz „Zur Biologie der christlich-jüdischen Mischehe“ gebraucht Dr. med. Max ▼ Marcuse, „Umschau“ 1928 (DZgbl 30/6) die Bezeichnung: „christlich-jüdisch“ für „dtischstämmig-judstämmig“ und findet nichts Bedenkliches in der Rassenkreuzung.

1921 bis 1925 entfielen in Dtschld auf 100 rein-jüdische Ehen 42 jüdisch-christliche Mischehen, und während die christlich-jüdischen Mischehen in Dtschld von 1901 bis 1925 um mehr als 100% zunahmen, haben die rein-jüdischen Eheschließungen im gleichen Zeitraum — trotz Zunahme der Bevölkerung — um 25% abgenommen. Von 1901 bis 1910 wurden 8 225, von 1911 bis 1925 20 266 Mischehen zwischen Dtschen und Juden geschlossen, 1923 gab es in Dtschld unter 581 277 Ehen 2 004 jüdisch-dtsche.

„Wenn die preußische Statistik gegenüber 11% steriler Ehen im allgemeinen 35% unfruchtbare christlich-jüdische Mischehen und gegenüber einer durchschnittlichen Kinderzahl von 5 bei den rein katholischen, von 4 bei den rein evangelischen, von 3,8 bei den rein jüdischen — nur je 1,7 Kinder für die christlich-jüdischen Mischehen aufzeigt, so läßt dieser Befund einen Zweifel an der tatsächlichen Häufigkeit ihrer Sterilität und ihrer verhältnismäßigen Kinderarmut nicht zu.“

Aber hier liegt nicht ein biologischer Effekt der Rassenkreuzung vor; Schuld sei das Einzelwesen: „Die Mehrzahl dieser Eheschließungen entspringt zweckbedachtem Opportunismus oder unbefinnlicher Leidenschaft. In beiden Fällen besteht in der Regel Abneigung gegen eine eigentliche Familiengründung.“

Die Mehrzahl der christlich-jüdischen Mischehen wird zwischen Menschen geschlossen, die persönlich frei von traditionellen Bindungen sind oder sich von ihnen gewaltsam frei machen und einer „modernen“, „sachlichen“ Denk- und Gefühlrichtung folgen. Sie sind besonders zur „Rationalisierung der Ehe“ geneigt und regulieren weitgehend den Kindersegen.

Die christlich-jüdische Mischehe ist überwiegend eine Stadt-, vor allem eine Großstadterscheinung. So kamen in

Groß-Berlin 1926 auf 861 jüd. Ehen 553 christlich-jüdische Mischehen!! Nun sinkt aber die eheliche Fruchtbarkeit fortschreitend vom flachen Lande zur Kleinstadt zur Großstadt; durchschnittlich ist sie in der Stadt fast $\frac{1}{4}$ geringer als auf dem Lande. Mithin repräsentiert die Mischehe auch als Stadt-, insbesondere als Großstadtehe den rationalistischen Ehetypus und ist auf Geburtenbeschränkung gegründet und bedacht.

Die christlich-jüdische Mischehe ist in der Regel auch Spätehe. . . . Es steht mit diesem Sachverhalt aber nicht in Widerspruch, daß ein anderer Teil der christlich-jüdischen Mischehen ausgesprochen jugendliche Ehen sind. Die Mischehe ist eben unter den heutigen psychologischen und kulturellen Verhältnissen immer noch durch ihre Abartung vom soliden Durchschnitt charakterisiert. . . .“

Also Unreife und sittlich Entartete sind nach jenen Sätzen die Begründer solcher Mischehen; der Versuch einer Rechtfertigung schlägt in, wie es scheint, unbewußte, schwerste Beurteilung der Mischehe um. Aber Marcuse braucht diese gewaltsame Entschuldigung der Rasse, um eine dritte Tatsache — die Unterwertigkeit so vieler Menschen aus Mischehen zu erklären: „Verhältnismäßig viele Psychopathen und Neurotiker und auch körperlich Abartige stammen aus Mischehen. Nach Marecki sollen auch Verbrecher relativ häufig christlich-jüdische Mischlinge sein.“

Sombarts These: „Blutmischung zwischen Germanen und Semiten bringt von Natur disqualifizierte Menschen hervor“, macht dem Doktor Bein. Aber er findet einen Ausweg: „Dessen ungeachtet bleibt bestehen, daß bei dem Mischehennachwuchs „Degenerationerscheinungen“ in körperlicher und psychischer, also gelegentlich auch moralischer Art, verhältnismäßig oft gefunden werden. Was ist die Ursache? Auch hier wieder nicht die Rassenkreuzung als solche. Wohl aber die Tatsache, daß sich in der christlich-jüdischen Mischehe besonders häufig Individuen zusammenfinden, deren beider Konstitutionen stark voneinander abweichen, da es gerade die Gegensätze im Äußern und im Charakter und Temperament zu sein pflegen,

die hier die Partner zusammengeführt haben. . . .“

Und wieder hat er ungewollt das Urteil über seine Beweisführung gesprochen, die stärksten und überwindbarsten Abweichungen und Gegensätze ergeben sich aus der Verschiedenheit der Rasse. Die gesunde öffentliche Meinung lehnt die eheliche Vereinigung Deutschstämmiger mit Juden ab, als etwas Unnatürliches.

Marcuse setzt sich mit dieser vierten, vielleicht schwerstwiegenden Tatsache nicht auseinander, aber er beruft sich immer wieder auf sie, wenn auch für seine Zwecke. Er weiß, daß 12 v. H. aller deutsch-jüdischen Mischehen wieder geschieden werden, und spricht von der „Bedenklichkeit der besonderen Situation“ und von der „Scheu vor deren Bekanntwerden, die sowohl die in Mischehe lebenden Gatten selbst, wie die Abkömmlinge aus solcher Mischehe empfinden“; er hat einige hundert seiner Berufsgenossen, die in Mischehe leben oder Mischlinge sind, gebeten, ihm eigene Erfahrungen mitzuteilen, doch von den meisten keine Antwort erhalten. Nach seiner Meinung, weil sie „unliebsame Folgen“ fürchteten. Und er hat aus der Geschichte der Mischehe festgestellt, „wie mit ihrer Zunahme und Verbreitung ihre Berunglimpfung und Verpönnung Hand in Hand geht.“

Prof. Dr. Hanauer, Frankfurt, schreibt über „die jüdisch-christliche Mischehe“, im Organ der Deutschen Statistischen Gesellschaft, 1927/28, S. 513 ff: „. . . Die persönlichen, individuellen Beweggründe zu Mischehen, die seltener durch Liebe als Vernunft geschlossen werden, haben folgende Wurzeln:

Der jüd. Mann heiratet eine christliche Frau, mit der er lange zusammengelebt hat, aus Freundschaft, Kameradschaft, Dankbarkeit, nicht zu vergessen Bequemlichkeit. Eine andere Kategorie jüd. Männer zieht christliche Mädchen aus einfachen Kreisen Jüdinnen vor, weil sie „fürchten, daß sie die jüd. Familie mitheiraten müssen, die ihnen unsympathisch ist“. Oder es drängt den Juden, durch Heirat seine Rasse zu verbessern: ein eugenisches Moment!

Jüdinnen, die Mischehen eingehen, heiraten (wie die Töchter des Frankfurter Rothschild), Angehörige des christlichen Adels — was heute nicht mehr allzuoft vorkommen dürfte; — oder ärmere jüd. Mädchen aus dem Mittelstand oder dem Proletariat verheiraten sich mit Christen (mit ebenbürtigen), weil wohlhabende jüd. Männer sie nicht heiraten wollen und weniger bemittelte Juden auf Mitgift wert legen, oder beruflich tätige Frauen wollen ohne Rücksicht auf Angehörige — selbst ihres Glückes Schmied sein.

Über jüd.-christl. Mischehen im Kriegsjahre 1914 bringt das „Jsr. Familienblatt“ Angaben: „Bei den Juden war noch vor wenigen Jahrzehnten eine Mischehe äußerst selten, bis dann auf einmal gerade das Gegenteil eintrat. Von 1901 bis 1913 stieg der Prozentsatz frappierend rasch von 16,97 auf 30,98. Man konnte gespannt sein, wie im Kriege die Entwicklung weitergehen würde. Die Antwort gibt nach der „Frankfurter Zeitung“ folgende Berechnung. Danach entfielen bei ihnen auf je 100 ungemischte Ehen an Mischehen 1901 17, 1913 31, 1914 53. Während bei der übrigen Bevölkerung im Jahre der Kriegstraunungen die Zwischenheiraten scharf zurückgingen, sind sie bei den Juden auf nicht weniger als 53 v. H. hinaufgeschwollen. Mit anderen Worten: auf zwei ungemischte Ehen kommt eine Mischehe.“ Vgl. Die Warte, Jan. 1917.

Die Judentum will für eigenen Bedarf keine Mischehe, wie das Mitteilungsblatt Nr. 12, Dez. 1928 des Ordens „Bne Brith“ schreibt: „Der Antrag der Hanseatischen Expräsidenten zur Mischehefrage:

Wer in Mischehe lebt, kann nicht Mitglied des Ordens werden. Ein Bruder des Ordens, der eine Mischehe eingeht, scheidet dadurch aus dem Orden aus. Brüder des Ordens, die bereits in Mischehe leben, werden von dieser neuen Bestimmung nicht betroffen, —

sowie der Zusatzantrag Goldmann-Leipzig:

Ebenso scheidet aus dem Orden ein Bruder aus, dessen Kinder mit seiner Genehmigung eine Mischehe eingehen — wurden mit allen gegen 11 Stimmen

abgelehnt. Angenommen wurde mit geringer Mehrheit die vorgeschlagene Formulierung:

1. Die Großloge fordert jede Loge auf, die Gefahr der M. dadurch zu überwinden, daß die Kräfte der Erziehung in jüdischem Geiste lebendig gemacht werden.

Die Großloge überläßt es den einzelnen Logen, geeignete Maßnahmen zu treffen.

2. Als Grundsatz des Ordens im Sinne des § 31 der Allg. Gesetze wird festgelegt:

Für einen Bruder, der seine Kinder der jüd. Gemeinschaft entzieht, ist kein Platz im Orden. — Br. Großpräsident stellt im Anschluß an die Annahme der Resolution unter Zustimmung der Versammlung fest, daß durch die Annahme der Resolution zu 1 den Logen nicht das Recht gegeben ist, von sich aus gesetzliche Bestimmungen über die Aufnahme oder Ausschließung von in Mischehen lebenden Kandidaten bzw. Brüdern zu treffen.“ Nat. Soz. 9/3 1929.

Mischehen werden trotzdem bei Ulstein (vgl. Hammer Nr. 645, 1929) propagiert, der in einer norddeutschen Mittelstadt einem Textilwarenhause für seine Kunden ein Bilderblättchen übergibt und in dem Aufsatz „Mischehen“ von dem Liebesglück einer blonden Elsfässerin mit einem tunesischen Neger — einem „hübschen, schlanken, braunen Burschen mit einem feinen Kopf und schönen Gesichtszügen“ erzählt, dessen sittlichen Vorzüge seinen körperlichen Reizen entsprechen. Auf den Bildern des Heftes zeigen sich japanische Künstler, Maharadschas und Fidschi-Fürsten mit weißen Weibsbildern. Diese Mischehen aller Farben sollen Stimmung für Mischehen der Nichtjuden mit der menschenfeindlichen Gegenrasse der Juden machen. — Vgl. Kulturbolschewismus Sig. III, 780a.

Mischehenstatistik. „In Dänemark und in Australien werden diese Ehen am häufigsten geschlossen und haben teils Unfruchtbarkeit zur Folge, teils eine Nachkommenschaft, die disharmonisch ist und trotz aller Begabung verkommt.“ Simonson.

Wie die Verhältnisse in Preußen liegen, zeigt „Deutsche Reform“ 13/8 1880: „Eine jüdische Zumutung. Einem Teile der Presse scheint die Erkenntnis aufzudämmern, daß das deutsche Volk in seiner Mehrzahl kein Gefallen mehr an den Juden hat, und schlägt vor, statt der mittelalterlichen Hezereien, die Rassen und Stammesabneigungen durch Vermischung der feindlichen Stämme selbst abzuschaffen, das soll heißen: durch edles germanisches Blut die niedere Rasse aufzufrischen und zu veredeln. Als Beweis für die Notwendigkeit wird eine durch die Volkszählung in Bayern und Preußen 1871 erhärtete Beobachtung über das Verhältnis der Zahlen der Blinden, Taubstummen, Blödsinnigen und Irrsinnigen zu den Gesamtzahlen der Bevölkerung nach Konfessionen und Rassen geordnet (die Juden lieben Konfession und Rasse zu verwechseln) angegeben. Die Erhebungen ergeben, daß in Preußen auf je eine Million Einwohner kamen:

| | Blinde | Taubstumme | Blödsinnige | Irrsinnige |
|--------------|--------|------------|-------------|------------|
| Evangelische | 899 | 965 | 1457 | 847 |
| Katholiken | 997 | 1027 | 1346 | 884 |
| Israeliten | 1334 | 1488 | 1826 | 1697 |
| in Bayern: | | | | |
| Evangelische | 786 | 950 | 1514 | 925 |
| Katholiken | 827 | 856 | 1483 | 964 |
| Israeliten | 1337 | 1817 | 2072 | 2862 |

Das Übergewicht der jüd. Gebrechlichen beträgt in 2 Kategorien fast 100% und in der der Irrsinnigen in Bayern fast 200%. Die größere Irrsinnigkeitsziffer bei den Juden mag eine Folge ihrer großen Nervosität sein, die übrigen Fehler aber sind entschieden Vererbung.

Daß dem Deutschen die Vermischung mit den Semiten instinktiv ein Greuel ist, beweist die geringe Anzahl der Mischehen. So haben in den Jahren 1876—1878 in Preußen solche Mischehen stattgefunden: 1876: 256 bei 221 712 Eheschließungen, überhaupt also 0,114%; 1877: 219 auf 210 357, also 0,104%; 1879: 216 bei 207 716 Eheschließungen, überhaupt also 0,104 Prozent.

Die Verschmelzung verschiedener Nationen fängt immer bei der Religion an, in welcher der Volksinstinkt einen Ausdruck des Charakters sieht und darauf den Religionshaß begründet, und

Mischehenstatistik

hier zeigen die Juden ja selbst durch ihr Fortbestehen als „konfessionelle Juden“ ihren Widerstand gegen diese Verschmelzung. Jetzt sollen die Deutschen sich ihnen nähern und absichtlich ihnen ähnlich werden! Dreist genug ist diese beleidigende Zumutung, aber gingen wir darauf ein, ein Vorteil würde es für die Juden nicht sein, unter Juden zu leben.“ —

Statistisches Handbuch, 1903 (Stbgr 3 19/7): Bei der Volkszählung 1900 bestanden:

| Mischehen | überhaupt | | | | davon ohne Kinder | |
|--------------------------|-----------|------|------|------|-------------------|------|
| | 1885 | 1890 | 1895 | 1900 | 1895 | 1900 |
| evangel. Mann, jüd. Frau | 763 | 956 | 1147 | 1326 | 398 | 464 |
| katholischer „ „ | 166 | 216 | 251 | 335 | 81 | 119 |
| sonstiger „ „ | 82 | 86 | 132 | 149 | 44 | 49 |
| jüdischer „ evang. „ | 916 | 1255 | 1452 | 1855 | 519 | 708 |
| „ „ kathol. „ | 130 | 210 | 253 | 335 | 94 | 141 |
| „ „ sonstige „ | 54 | 40 | 52 | 52 | 20 | 19 |
| | 2111 | 2763 | 3287 | 4052 | 1156 | 1500 |

Die Mischehen weisen innerhalb 15 Jahren eine Verdoppelung auf. Mehr als $\frac{1}{3}$ derselben ist kinderlos. Die Frage nach dem konfessionellen Verhältnis der Kinder aus den jüdisch-christlichen Mischehen beantwortet die folgende Tabelle:

| | Kinder aus jüdisch-christlichen Mischehen | | | | davon sind als Juden eingetragen: | | | |
|--------------------------------|---|------|------|------|-----------------------------------|------|------|------|
| | 1885 | 1890 | 1895 | 1900 | 1885 | 1890 | 1895 | 1900 |
| Vater evang., Mutter jüdisch | 1199 | 1427 | 1874 | 1899 | 181 | 121 | 295 | 315 |
| Vater kathol., Mutter jüdisch | 269 | 316 | 406 | 505 | 101 | 99 | 141 | 115 |
| Vater sonstig., Mutter jüdisch | 136 | 121 | 207 | 230 | 52 | 39 | 83 | 99 |
| Vater jüdisch., Mutter evang. | 1252 | 1789 | 2242 | 2620 | 318 | 515 | 571 | 682 |
| Vater jüdisch., Mutter kathol. | 166 | 272 | 385 | 457 | 62 | 97 | 120 | 145 |
| Vater jüdisch., Mutter sonst. | 94 | 66 | 88 | 74 | 58 | 55 | 55 | 45 |
| | 3116 | 3991 | 5202 | 5783 | 772 | 926 | 1265 | 1401 |

Der Anteil der jüd. Religion an dem Bekenntnis der Kinder verringert sich ständig. Statt daß, wie es eigentlich sein müßte, von den 5783 Kindern aus jüdisch-christlichen Mischehen 2892 zum Judentum gehören, sind es 1401 nicht ganz die Hälfte. Es betrug der Anteil des Judentums: 1885: 25, 1890: 25, 1895: 24 $\frac{1}{2}$, und 1900: 24 v. H. der Gesamtziffern. Die Ziffern aus 1895 und 1900 zeigen, daß 35 bzw. 37% dieser Ehen überhaupt kinderlos sind. Auf 100 Mischehen zwischen Juden und Christen kamen: 1885 148, 1890 154, 1895 159 und 1900 143 Kinder, also auf 2 Ehen 3 Kinder. Da im Durchschnitt des Deutschen Reiches auf jede Ehe 4,50 Kinder kommen, so leuchtet

ein, wie gering der Kinderseggen der Mischehen ist.

Je verwandter 2 Rassen sind, desto weniger leidet ihre Fruchtbarkeit unter einer Kreuzung. Die Ziffern sind also der prägnanteste Beweis für die tiefe Verschiedenheit der deutschen bzw. germanischen und jüdischen Rasse wie für die Schädlichkeit einer Mischung derselben!“ Natürlich handelt es sich bei derartigen Mischehen auch vielfach um die Heiraten von getauften Juden resp. Jüdinnen.

Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich hatten 1902 unter 290 986 ehelich lebenden evangel. Männern 217 sich Jüdinnen erkoren. Unter 160 405 kathol. Männern nahmen 63 Jüdinnen. Unter 1259 Christen anderer Bekenntnisse holten sich 11 ihre Lebensgefährtinnen aus der jüdischen Rasse. Unter 4256 männlichen Juden erhielten 244 eine evangel., 75 eine kathol. Frau; 8 nahmen sich Christinnen anderer Bekenntnisse. Im ganzen also verleugneten 1902 291 Männer und 327 Frauen ihr Blut.

Eine bedenkliche Statistik finden wir in der „Frankf. Z.“ 1916 (MWB 18/11): Der aufmerksame Beobachter erkannte seit langem in Dtschld eine Zunahme der Mischehen bei allen Konfessionen; so war in den letzten 13 Friedensjahren bei den Protestanten das Verhältnis der Mischehen zu den ungemischten Ehen von 14,65 zu 100 auf 17,48:100 gestiegen, bei den Katholiken sogar von 27,18 auf 32,52. Besonders interessant war die Entwicklung bei den Juden; noch vor wenigen Jahrzehnten war eine jüd. Mischehe äußerst selten, bis dann auf einmal gerade das Gegenteil eintrat. Von 1901 bis 13 stieg der Hundertsatz von 16,97 auf 30,98. Man konnte gespannt sein, wie im Kriege die Entwicklung weitergehen würde. Die Antwort gibt folgende Berechnung. Danach entfielen auf je 100 ungemischte Ehen an Mischehen bei

| | Evangelischen | Katholiken | Juden |
|------------|---------------|------------|-------|
| 1901 . . . | 15 | 27 | 17 |
| 1913 . . . | 17 | 33 | 31 |
| 1914 . . . | 10 | 26 | 53 |

Während bei der übrigen Bevölkerung im Jahre der Kriegstraunungen

die Mischheiraten scharf zurückgingen, sind sie bei den Juden auf 53% hinaufgeschwollen. Mit andern Worten: auf 2 ungemischte Ehen kommt eine Mischehe. Es wird von Interesse sein, zu beobachten, ob dieser Prozeß anhält und — wie manche Statistiker prophezeien (!) etwa einen Auflösungsprozeß einleitet. Für diese Annahme würden eine Reihe von Umständen sprechen, so zunächst die Beobachtung, daß der größte Teil der Kinder aus derartigen Ehen im christlichen Glauben erzogen wird, ferner der Umstand, daß an und für sich bei der jüd. Bevölkerung eine gewisse Heiratsmüdigkeit zu beobachten ist. Während nämlich die Eheziffer bei der Gesamtbevölkerung (1914) 6,8 betrug, berechnet sie sich unter Weglassung der Mischehen, bei den Juden auf 4,4. Dazu kommt noch die Taufe und vor allem die Kinderarmut unter den Juden, die bereits 1870 bis 1910 von 13 auf 9⁰/₁₀₀ verringert und in den letzten Friedensjahren einen Überschuß der Sterbefälle über die Geburten gebracht hat, also in einer Zeit, in der die Wirkung der Mischehen noch eine sehr bescheidene Rolle spielte.“

Diese Notiz der „Frankf. Z.“ ist auf den, uns Nichtjuden öfter übermittelten Trost zugeschnitten, daß die Juden ja doch bald ausgestorben sein würden und über sie sich noch besonders aufzuregen, völlig zwecklos wäre. Nichtjuden lesen und hören das gern.

Mischmaafs, j: Gehorsam; M— tun, gehorsam sein. — Thiele G.

Mischmenschen. Ernst Moog in den „Flammenzeichen“: „Mir wurde auf der Straße ein „christliches“ Traktätchen, zu Kassel gedruckt, gegeben: „Woher nahm Kain ein Weib?“, worüber ein Pfarrer mit seinen „ungläubigen“ Nachbarn verhandelt. Er gibt u. a. zu, daß Kain seine Schwester geheiratet und Blutschande begangen habe, was aber in der Urzeit nach göttlichem Willen erlaubt gewesen und erst später von Gott als Sünde bezeichnet sei, der nach Belieben sein Gesetz für die Menschen ändern könne: Er habe durch das Zulassen einer Abung, die heute als Sünde gelte — also durch die Blutschande — andeuten wollen, daß es auf Erden keine Rassengrenzen, sondern in unseren Tagen nur allgemeine Vermischung geben solle.“

Dazu ein „deutscher Katholik“: „Gegen eine solche Religionsauslegung müssen auch wir Katholiken uns wehren, weil man damit unsere gute katholische Sache vor aller Welt lächerlich macht und schädigt. Der Rassenmischmaafs trifft uns alle ohne Unterschied des Bekenntnisses. Man kann aber für die Entgleisung Einzelpersonen oder gewisse Parteien, nicht jedoch die Kirche verantwortlich machen.“

Sigilla Veri: „Das Christentum fördert in beiden Bekenntnissen, vornehmlich im päpstlichen, den Mischmenschen.“ — Wgl. Der Freie 20/7 1930.

Coudenhoven-Galergi (Sd), Mischkräftiger und Kaller, schrieb in einer Wiener Zeitung 1923 (Eif. Wesen 27/6 1930): „Der kommende Mensch wird der Mischmensch sein. Für Europa wünsche ich mir eine eurasisch-negroide Zukunftsrasse. Die Führer sollen die Juden sein, denn eine gütige Vorsehung hat uns in den Juden eine neue Adelsrasse von Geistesgnaden geschenkt.“

Mischna, j: Zeitung, Amtsblatt, Lehre, Text zum Talmud. — Thiele G.

Mischpöche, j: Familie, Verwandtschaft; Ruhmen-, Betterschaft; auch figürlich: die Sache, alles zusammengekommen; ane schofle Mischpöche = eine schlechte Gesellschaft. — Thiele G.

Misse, misse (die), h: der Tod; misse meschünne: jäher, unnatürlicher Tod; figürlich: der schlimme Ausgang. Fluch: „Gullst'e nehmen missa meschünne“, du sollst ein schlechtes Ende nehmen. — Thiele, G.

Mises, Emil v., 1836—10, Kultusvorsteher in Lemberg, Reichsratsabg.; Ehr: „B. d. Korrespondenz“. — G.

Mises, Helene von, Malerin, Lemberg. DDB 1905, 12. Sie stammt aus einer bedeutenden Familie: „Einer ihrer Vorfahren, Zevi Hirsch, starb den Märtyrertod, weil er im Kampfe für die Interessen der jüd. Gemeinschaft den Zorn der Behörden sich zugezogen hatte. Seine Gattin Misa, eine hervorragende Frau, verstarb einige Monate nach seinem Tode; sie war die Enkelin des Lemberger Rabbi Naphtali, der 1555 verstarb. Nach der Frau Misa nahmen ihre beiden Söhne den Familiennamen Mises an (der vormalige Name der Familien lautete Kostner). Bis in die Gegenwart hinein lieferte diese Familie der jüd. Gemeinde Rabbinat und Vorsteher. Der Urgroßvater der Künstlerin, der ca. ein halbes Jahrhundert die Würde eines Präsidenten der jüd. Gemeinde Lembergs bekleidete, wurde in den erblichen Adelsstand erhoben.“

Mises, Lu. v., Dr. jur., Ud, Wien und Lemberg. 19/20. Jh. — G.

Mistewia, Midia, „Prinzessin“, wurde 1922 (WZ 13/7) in Madrid verhaftet, als dort ein junger reicher Kanadier aus ihrer Umgebung, Evans Lesèvre, vergiftet worden war. — Die „Prinzessin“, aus einem polnischen Ghetto, heiratete den 80jährigen, hochbegüterten Witznawski, der 1914 starb; sie wurde in Paris wegen Spionage zum Tode verurteilt, aber mit Hilfe guter Freunde begnadigt und in Italien wegen des gleichen Verbrechens beinahe eingefangen, aber durch den Grafen Colobra gerettet, der leider bald darauf an Gift starb. Dann verlegte sie ihre Tätigkeit nach Spanien, wo der erwähnte Kanadier daran glauben mußte. — WM.

Misler, Gebr., argentinische Mädhchenhändler, 12/6 1906 in Oberhausen i. Rhl. verhaftet. Von Köln aus fuhrn sie mit 2 Mädchen fort, deren einer unterwegs die Sache verdächtig vorkam; sie lief davon. Die andere, in einem Hotel in Köln in Diensten, erhielt in Dortmund neue Garderobe — ein Kleid davon kostete allein 180 M. Die beiden Händler kamen mit ihr nach Oberhausen. Der Vater des Mädchens, von der Polizei telegraphisch benachrichtigt, brachte dann seine Tochter nach Köln zurück. Beide Männer verschwiegen, wie WBZ berichtete, ihren Namen: einer gab sich gar für einen argentinischen Minister aus, auf den dann aber die Beschreibung eines der berühmtesten Mädchenhändler gut paßte.

Mislowitzer, Ernst, Dr., Ud (Physiol.); *1895 Schneidemühl; G: prakt. Arzt Dr. Emil M. // Necha Unsbach. — B: Schönberg, Innsbrucker Str. 29. — D. Ausf.

Misracha-wand-Juden, sie sitzen in der Synagoge auf der ersten Bank [Df]. Ein Wiener zionistisches Wahlflugblatt, 1902 (StbgrZ 30/11), schilderte diese erleuchtete Gesellschaft: „Über das Schicksal der jüd. Gemeinde entscheiden die Bankiers, Großhändler, Advokaten und ihr Troß. Sie bilden feste Cliquen, welche ihre Überlegenheit mit bornierter Unverschämtheit rücksichtslos ausnützen, vollsverräterische, dumme Beschlüsse fassen und schlummer haufen als die Antisemiten; denn christliche Mitbürger und Gehilfen sind ihnen lieber, als Zionisten. Aus der Synagoge machen sie das reinste

Theater, indem sie sogar christliche Sänger für die Somn Korvin (hohe Feiertage) anwerben, damit die Herren und Damen, welche jahrluch einmal ihrem Herrgott ein Knechtgebvov geben, eine hubische Unterhaltung haben. Wegen die vornehmen und höher gestellten Christen zeigen sie eine erniedrigende Liebedienerei, womit sich die Gromoguln und ehrfürchtigen Judenobern eine Auszeichnung ergattern, die sie nicht verdienen, weil sie verwerfliche, verbrecherische Mittel anwenden, um Macht und Einfluß zu gewinnen. Die Reichen begründen eigene Dynastien, die in ihrer ruckichtslosen Gemeinheit vor nichts zurückschrecken, um die minderbemittelten Bürger ganz in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen. Wozu aber einen solchen zweifelhaften Finanzadel erhalten, der ein elendes Schmarogertum führt und sich von den Schweitropfen des Volkes mastet?!

Ein jüd. Sprichwort (DWB 1904): „Was würden die Reichen anfangen, wenn es keine Misraim-wand gäbe?“

• Misraim, Mite de, — der ägyptische Ritus, der „Orientalische Orden von M—“, eine noch heute in Frankreich bestehende, offiziell nicht anerkannte Freimaurerloge. Sie wurde 1800 von dem jüd. Armeelieferanten Michel Bedarride (sb) bei der Gründung auf den Hamiten M. zurückgeführt, der Ägypten nach seinem Namen benannt hätte, und mit der Sage von Isis und Osiris belastet. Ein unbekannter Oberer als Vater des Ganzen sieht im letzten, 90. Grad des Systems. Die Paragraphen machen mit Ehrenbezeugungen vor den Growurdentragern viel Umstände. Der Orden breitete sich auch in der Schweiz und Belgien aus. Der Geschichtsschreiber • Kloss meint, daß alles auf Geldschneiderei beruhe, — was im Sinne des jüd. Gründers vielleicht nicht so unrichtig ist. In vielen Gegenden verschmolz sich der Memphisritus mit Misraim, der 1898 in Frankreich 10 Logen besaß. Der 1902 durch Reuß nach Dtschland verplanzte Orden fand daselbst 1907 ein wenig rühmliches Ende.

Miffes, Isaac, Thorn, trug im Arbeiter- und im Copernicus-B. für Kunst und Wissenschaft über: Tal- m u d ; Kabbala; David Strauß und Lessing; Einfluß der Wissenschaft auf das praktische Kulturleben, u. a. vor. — Lippe 1881.

Miffheirat. Ullsteins „Montagspost“ spottet über den Begriff „Miffheirat“ bei Fürsten. Dabei gilt in jüdisch- bollischen Zeitungen die Ehe von Juden mit Nichtjudinnen als eine „Miffheirat“ schlimmster Art. Der Deutsche Staat, 7/7 1929.

Missionierung des Judentums. Georg Wichlmaier führte 1930 (Der Freie /4) in Wien in einem Vortrag aus: „... Man darf sich nicht von falschem religiösen und politischen Antisemitismus blenden lassen. Jeder Christ soll mitarbeiten an der Missionierung des Judentums. Erst schaffe man eine freundliche, vorurteilsfreie Gesinnung und gewinne so das Vertrauen der Juden, dann wird das große Werk (die Bekehrlichung der Juden) gelingen.“

Mihler & Co., Auswandererburo, Bremen, Bahnhofstraße. Die kathol. Allg. Rundschau (CHR: Franz Klarb), 29/11 1913: „Jedenfalls ist es Tatsache, daß das gesamte Auswanderer-Agentenwesen von Juden betrieben wird. Die in Wien verhafteten Canadian-Agenten sind ausnahmslos Juden, die Büros in Bremen, Hamburg und Antwerpen sind ausnahmslos in Händen von Juden. Das größte von ihnen, Mihler & Co., führt dem Norddeutschen Lloyd jahrluch zwischen 60 000 bis 80 000 Auswanderer zu. „Do Mihlera“, sagt der polnische Bauer, „zu Mihler“ geht er, wenn er nach Amerika will. Es ist ebenfals Tatsache, daß die Wandchen- händler in Osterreich fast ausnahmslos Juden bzw. Jüdinnen sind. Ich unterlasse es, daraus Schlüsse zu ziehen.“

Mihlratse machen, sich, j: einschmeicheln, sich gefällig und durch große Dienstfertigkeit usw. beliebt machen. — Thiele G.

Mihel. — Liebermann v. Sonnenberg, Johannisfest des Deutschen Volksvereins, Berlin 1881. „Noch eine Deutung der alten Baldursage geht mir durch den Sinn: des schönen Lichtgottes Tod wurde herbeigeführt

durch einen Mistelzweig, ein Schmarogergewach, das zu gering geachtet war, um ihm den Eid abzunehmen, daß es Baldur nicht schaden wolle. Ich weiß auch ein Schmarogergewach, das seine Nährung aus dem Marke der deutschen Eiche saugt, und auch durch keinen Eid, durch kein Gesetz gebunden ist, uns nicht zu schaden.“

DTJ 189?: „Caveant consules!

... Du birgst in deinem Laubdach einen Gast,
Dem für das deutsche Land die Wurzeln fehlen!
Drum siedelt er sich led auf deinen Ast,
Um dir die besten Säfte fortzustehlen.
Er uberglanzt mit seiner Frucht dein Laub,
Doch lebt er nur von deines Markes Raub!

Die Drossel trägt die Saat von Ort zu Ort, —
So heimatlos sind die Schmaroger alle!
O treib mit tiefem Schnitt ins Mark sie fort,
Sonst bringt die Mistel noch die Eiche zu Falle!
Was an der Eiche dieser Parasit,
Das tut am deutschen Volke der Semit!“

DTJ 1907 (DfBl 11/9): „Es gibt keinen Wald von Mistelbaumen; aber auf den Eichen gedeiht die Mistel als Schmaroger vortrefflich, solange der Wirt für sich und den Gast die nötigen Säfte heranschaffen kann.“

Lehrer  Fenner, Rede, Marbach 5/12 1886: „Der Bauer muß sich betrügen lassen, er kennt ja die Kniffe der Juden und das Strafgesetzbuch nicht. Ist es ein Wunder, wenn er da übers Ohr gehauen wird?“ — Ein anderer sagte: „Beurteilen Sie die Juden nicht so scharf, sie sind ja auch Konsumenten!“ Ich möchte ein Beispiel anführen: Ofters tragen unsere Bäume einen Auswuchs, im Volksmund Mistel genannt, der kräftig und üppig wächst. Jeder ordentliche Gärtner und Bauersmann versucht, die Mistel möglichst wegzurastieren, weil die Mistel zwar auch konsumiert, weil sie aber das Mark des Baumes konsumiert, da geht er zu Grunde. Und die Juden konsumieren auch, aber das Mark des deutschen Volkes, sie fressen uns auf.“

Mihral, Frederic, neuprovenzalischer Dichter, 1830—? „Er hat in seinem Kerto (1884, dtch 08), der die Päpste in Avignon in lebhaften Farben schildert, auch die Juden nicht vergessen“, Drumont.

Mitis, Georg Frhr. v., 1810—89, GR im Justizministerium, Wien. — 45 O ▼ Seligmann. SA.

Mittkewicz, Graf, trat August 1887 in Tientsin auf. „Er war von einem Bankier Wharton Vater von Philadelphia nach China gesandt, um in seinem Namen und dem eines Syndikates amerikanischer Bankiers den Chinesen geschäftliche Propositionen zu machen. Wie es scheint, hat man sich für diesen „Grafen“ eine Art von Einfuhrungsbrief von dem Präsidenten Cleveland zu verschaffen gewußt. Wharton Vater war als Mann von ausgezeichnetem Rufe dargestellt, der nicht allein von Rußland dekoriert wäre, sondern sogar zum Kaiser von Rußland persönliche Beziehungen haben sollte. In der Begleitung des „Grafen“, der mit allem Aplomb derartigen Empfehlungen Glanz verlieh, befand sich ein stiller Jude, Simon Stern, der „Regisseur“ des Schauspiels. Der Graf veranstaltete in Tientsin Feste und Gesellschaften und ein Teil der europäischen Einwohner ließ sich durch den Schwindel, der für jeden Geschäftsmann klar zu Tage trat, dupieren.“

Nicht so die Chinesen! Angesichts der Empfehlungen, welche Mittkewicz aufzuweisen hatte, konnte man ihn freilich nicht ignorieren. Man ging scheinbar auf seine Pläne ein und machte bedingte Versprechungen. Es handelte sich um nichts weniger, als um Monopolisierung des ganzen Eisenbahnwesens, der Telegraphie und des Telephons in China, sowie Gründung einer allmächtigen Bank. Als M. mit diesen Versprechungen nach Philadelphia siegesgewiß zurückkehrte, sandten die Chinesen gleichzeitig einen Beamten dahin, um der Sache auf den Grund zu gehen. Es dauerte nicht lange, und man vernahm, daß sich der „Graf“ als „German Jew“ entpuppt hätte, mit einer langen Vorgeschichte in N. York, wo er des Diamantendiebstahls und anderer Sünden beschuldigt und mit Gefängnis bestraft war. Er sollte aus irgend einem Winkel Polens stammen.“ — Paasch 4, 193.

Mitleid. Der Jude, der sich gegenüber Nichtjuden ganz maß- und mitleidslos verhält und die Qualen der von Jahves Zorn verfolgten Geschöpfe mit geradezu „religiöser“ Genugtuung genießt, ist bei Schmerzen seiner „Rassengenossen“ überaus empfindlich. Denn sie sind für ihn das einzig „Menschliche“ auf dieser, von Vieh-Samen längst überbevölkerten Erde, und sind ja allein ihm ebenbürtig und wie seinesgleichen; ihr Leid wird von ihm deshalb übermäßig nach- und mitempfunden und durch keine zeitliche oder örtliche Entfernung gemildert. Daher der millionenstimmige Aufschrei der Judenheit auf der ganzen Erde, sobald einem von ihnen mal eine Kleinigkeit geschieht.

Schon Grattenauer, Wider die Juden, Erklärung I, 1803, S. 18 ff. bemerkte diese „besondere Sympathie und die reizbare Mitleidenheit, der kein Jude bei dem Anblicke des körperlichen Schmerzens seines jüd. Mitbruders widerstehen kann. Diese Judensympathie beruht gewiß nicht bloß auf besonderen moralischen, sondern auch auf speziellen physischen Gründen und scheint mir ein schwer zu erklärendes Phänomen. Der Anblick der Pein eines Juden, macht einen idiosynkratischen Effekt auf sie, der von ganz anderer Beschaffenheit ist, und der sich auch ganz anders ausdrückt, als ihre Empfindungen bei dem Anblicke der Qual eines Nichtjuden. Man kann hieraus auf eine Verschiedenheit der Affizierung und Reizbarkeit ihrer Organe um so wahrscheinlicher schließen, da die physische Sympathie wohl ebenso gut nationale Modifikationen haben dürfte, als die Teilnahme an den Leiden eines Menschen durch moralische Rücksichten auf Verwandtschaft, Landsmannschaft und Befreundung willkürlich und unwillkürlich vergrößert und verringert wird. Daher kommt es, daß sich so auffallende Karikaturen höchst possierlicher Zammorphysiognomien präsentieren, wenn die Juden es mit ansehen müssen, daß — wie in Stargard an der Jhna — eine Anzahl an den Galgen gehenkt, oder wie mehrmals am Rheine eine Quantität mit dem Staubbesen ausgehauen wird.

Ich habe in meiner Jugend die Jä-

gerei erlernt, und oft bemerkt, daß die Krähen, Raben und andere Raubbögel, den Ort, wo sie gescheucht sind, oder wo einer ihrer gefiederten Mitbrüder angeschossen und niedergestürzt ist, nicht leicht verlassen können. Sie erheben ein gewaltiges Geschrei und piepsen und krassen auf eine ganz schreckliche Weise.“

Beim Juden funktioniert das Rasse- und Urtempfinden anders, und viel stärker als bei uns. Wir sollten schon aus diesem Umstand lernen, daß das ganze Wirken, Leben und Streben des Juden bewußt oder unbewußt nur dahin gehen kann, der eigenen Rasse zu liebe alle anderen Rassen zu knechten, zu vernichten. Nur Träumer haben Mitleid mit der ganzen Welt, auch mit den Juden, und nicht mit ihresgleichen!

Das „mitleidende“ Verhalten der Juden untereinander mag etwas natürliches sein, es ist aber für Nichtjuden schädlich und daher von ihnen mit allen Mitteln zu bekämpfen. Denn es steht Feindschaft zwischen uns und ihnen, denen die Natur auch sonst schon Möglichkeiten genug gegeben hat, um sich durchzudrücken.

Haben wir auch Mitleid mit uns selbst! — Auf der „Mitleidenschaft“ der Juden war die Geiseltheorie aufgebaut, die im Sommer und Herbst 1919 zur Befreiung Deutschlands gelegentlich erwogen, bei einer Hausdurchsuchung in Berlin erwischt und inzwischen allgemeiner bekannt wurde; das schadet aber dem Plan weiter nichts, in dem jüdische Art mit einer außerordentlichen Kenntnis dargelegt ist. Was darin von Deutschland gefordert wurde, kann über kurz oder lang, wenn Juda, laut der Vorschrift Moses, weiter eine Nation nach der anderen, mit Hilfe eben dieser anderen, zur Strecke zu bringen und aufzufressen sucht, von jedem Volke mal mit geringfügigen Änderungen ausgeführt werden. Es braucht nicht immer Deutschland der Unternehmer zu sein. So geben wir der veralteten Einsendung, die von den betreffenden Stellen sehr lebhaft gewürdigt worden sein soll, Raum, wenngleich man im Falle der Ausführung natürlich Verschiedenes noch anders zu machen raten müßte.

I. Allgemeines

Der Tag fordert eine Tat, um das Vaterland, das trotz des Versailler Friedens in Krisen und Kämpfen steht, zu retten. Die Juden wollen uns das Räte-system überwerfen, um alle deutschen und germanischen Männer vor den Tribunalen abzuschlachten und das seiner Führer und Köpfe beraubte Volk willenlos der alljüdischen Leitung in der Entente in die Hände zu spielen. Diesem Ende gilt es zuvorzukommen; und dieses Ende tritt nicht ein, sobald ein starker Wille dagegen ist. Treitschke sagte 1891: „Die Juden sind unser Unglück“. Sie haben im Krieg als Verbündete zwischen den Vändern und als Spione dem Feinde in die Hände gearbeitet — ein Verbrechen, wogegen das Blutopfer der paar tausend Juden an der Front zu unsern Gunsten kaum in Betracht kommt — davon abgesehen, daß bei der Entente uns ebensoviel Tausend von Juden bekämpft haben. Als Deutschlands Männer ihr Leben vor dem Feinde opferten, rissen daheim Wucherer das Geld und die Wirtschaft an sich und schwächten durch Veruntreuung oder Vernichtung der karg gewordenen Nahrung die Heimat körperlich und seelisch, bis zum Zusammenbruch. Sie legten die ergaunerten Milliarden jenseits der Grenzen an und rührten diesseits Streiks an, um das Volk durch Aufstände und andere Greuel von innen vollends zu zerstören.

Der Kampf des Judentums mit dem Germanentum und seiner Vormacht, Deutschland, drängt seit der „Aufklärungszeit“ vor etwa 175 Jahren zur Entscheidung; er hat zunächst mit unserer Niederlage enden müssen, weil der gastliche Deutsche und Germane sich nicht darauf einzustellen vermochte, in dem Fremden, dem er noch alle Rechte und Vorrechte zugestand, jene Schlange am Busen zu erkennen, von der in der Fabel der Bauer vergiftet wird. Erst die furchtbare Not, in die wir durch die Vertrauensseligkeit gerieten, hat uns die Augen geöffnet.

Die jüd. Oberleitung hat auch dem Weltkrieg, — einer vermehrten Auflage des Geld- und Judenkrieges (la guerre juive, wie die Franzosen sagen) gegen

die Buren — ihren alttestamentarischen Charakter aufgedrückt: in der schamlosen Behandlung der Deutschen im Auslande wie der Kriegsgefangenen im Felde und in der Etappe, und in der Art, die Entscheidung nicht mit den Waffen, sondern vor allem durch Aushungerung und „intellektuelle“ Verwirrung und Vergiftung zu suchen.

Das Judentum hat in seinem Haß gegen Deutschland die fremden Völker dadurch aufgebracht, daß es

1. in seiner Presse seit Jahrzehnten den Deutschen vor dem Auslande entstellte und dadurch in der Heimat vor sich selber erniedrigte;
2. daß es alle Gaunereien der deutschsprechenden Juden auf der ganzen Erde auf das Konto des Deutschtums setzte, und daß es
3. mit seinen Milliarden und mit der von ihnen beherrschten Weltfreimaurerei die politische Leitung sämtlicher Republiken und Scheinkönigreiche der Entente gegen uns übernahm.

Das Judentum besetzte die Regierungen der betreffenden Völker mit gekauften oder überredeten Leuten, die, wenn auch nicht immer Juden, doch immer nur das auszuführen hatten, was die im Vorstand der Alliance israélite universelle oder in den jüdischen Großbanken wie Rothschild, Speyer, Weit, Warburg usw. zusammengeballte Kraft der Rasse durch ihre Mittelsmänner von ihnen verlangte.

Um nun unsern Untergang noch abzuwenden, muß der heimtückische Feind allen gezeigt, und dann unschädlich gemacht werden.

Denn über die Schicksalsfrage, von der Wohl und Wehe des deutschen Volkes abhängt, die Judenfrage, sind Arbeiter-, Bürger- und Bauertum von ihren Führern sowie von der amtlichen Wissenschaft bisher nicht genügend aufgeklärt worden; wo eine Ahnung dämmerte, hat Judengeld sie wieder verwischt. Auch die christliche Kirche hat die unzweideutige Stellung verlassen, die im lichten Mittelalter weitsehende Päpste ebenso wie später Martin Luther gegen Juda eingenommen hatten. So breitete sich das Gift weiter aus; der

Judengeist zog alles zu sich herab und unterwühlte mit den Sitten die Kraft des Volkes. Um diese lebensgefährliche Erkrankung zu heilen und aller Unentschiedenheit und Halbheit ein Ende zu bereiten, schneide ein Diktator das Geschwür auf. Erst dann ist die sittliche Erneuerung, und damit auch die körperliche Kräftigung unseres von den Schmarozern schon halb aufgefressenen und zum Wahnsinn getriebenen Volkes möglich.

II. Sch u ß h a f t

Das nächste Mittel, die Judenmacht zu brechen, ist die Sch u ß h a f t, in die an einem Tage alle Juden im Lande ohne Ausnahme mit Weib und Kind zu nehmen sind. Sie werden in Lagern untergebracht, wie man es in der Entente mit den deutschen Zivilgefangenen gemacht hat. — F e s t n a h m e a l l e r J u d e n ist die H a u p t s a c h e, ist die T a t, die zur Rettung not tut und zuerst getan werden muß; nicht etwa Ordnung schaffen wollen, den Arbeitern Arbeit geben; das kommt und regelt sich von selber, wenn die Hauptsache geschehen ist. Die Juden werden öffentlich aufgefordert, sich zu einer bestimmten, kurzfristeten Stunde zu stellen; man kann damit rechnen, daß etwa $\frac{1}{3}$ der Masse dem Befehl folgt, während der Rest zur Haft gezwungen werden muß.

Bei der Ausführung des Haftbefehls ist jede Beschädigung, Verwundung oder Tötung von Juden, die als „Geiseln“ „das wichtigste, kostbarste Unterpfand für alle Handlungen des Präsidenten, Diktators oder wie er sich nennt, bilden, bei Todesstrafe verboten. Er garantiert das Leben jedes Juden, der gehorcht. Dagegen wird jeder Jude, der nicht dem Haftbefehl gehorcht, erledigt. In den Lagern werden kleinere Vergehen mit Prügeln bestraft. Die Güter der Juden, bewegliche und unbewegliche jeder Art und jedes Namens, werden beschlagnahmt, sozialisiert und für Staatseigentum erklärt. Forderungen der Nichtjuden an Juden werden aus dem eingezogenen Vermögen der Juden bezahlt. Für Weiterführung geschäftlicher Betriebe, an deren Spitze Juden standen, ist durch deutsche Sachleute, zu-

nächst aus den Betrieben selbst, zu sorgen. Listen, kaufmännisch, technisch und wissenschaftlich gebildeter Personen, die überall einspringen können, haben nationale und völkische Verbände bereit.

Gleichzeitig mit der Schußhaft werden die Synagogen und Kultus- und Gemeindegäuser, die Räume der geheimen Gesellschaft Bne Brith und alle jüdischen Vereinigungen besetzt und sorgfältigst durchsucht, ohne daß den früheren Angestellten, Beamten oder Bewohnern Zeit bliebe, irgend etwas zu verbergen; ebenso alle größeren, von Juden ausschließlich benutzten Baulichkeiten, wie Ramsch- und Warenhäuser, Syndikatsgebäude, Speditionshäuser und -hallen, Fabriken, jüdische Theater, Gasthöfe, Schankwirtschaften, Börsen und Bordelle, die sämtlich Niederlagen für gestohlene Sachen sind. Werden dabei verbrecherische Pläne der Juden gegen die germanische Rasse und einzelne Länder aufgedeckt, so sind die beteiligten Juden sofort standrechtlich zu verurteilen. Alle Kinos sind zu schließen, bis die Filmzensur die Öffnung wieder gestattet. Der Vertrieb jüdischer oder judenfreundlicher Bücher, Broschüren, Flugblätter usw. ist verboten. Die Waffenhandlungen und Stahlgeschäfte werden geschlossen, und der Verkauf von Schuß-, Hieb- und Stichwaffen bleibt für die Zeit der Haft auch von privater Seite verboten.

Die Verhaftungen erfolgen durch Ortsausschüsse, die von Mitgliedern völkischer Gruppen unter Beihilfe der Truppen und der Arbeiterschaft gebildet sind. Es ist damit zu rechnen, daß stellenweise die Juden bewaffneten Widerstand leisten, da es sich ja um einen Verzweiflungskampf handelt. Dieser Widerstand ist zu brechen. Die völkischen Blutverbände stellen mit ihren Sippen ein Massiv von mehreren 10 000 über Deutschland verbreiteten Personen dar, die schon seit Jahren rassistisch geschult, mit der Lage vertraut und zuverlässig sind. Im Augenblicke der Tat werden weitere Tausende sich ihnen anschließen.

Als Juden, die in Sch u ß h a f t zu nehmen sind, gelten zunächst:

1. alle den verschiedenen jüd. Kultusgemeinden angehörigen Personen;

2. alle als Juden bekannten Dissidenten und Angehörigen der christlichen Kirche, die Massejuden sind, auch wenn sie als Christen geboren wurden; in zweifelhaften Fällen hat der Betroffene selbst den Nachweis seiner nicht-jüdischen Abkunft durch Vorlage amtlicher Papiere zu führen;
3. alle mit Nichtjüdinnen verheirateten Juden; dagegen sind Jüdinnen, die mit Nichtjuden verheiratet sind, mit ihren Kindern, ebenso wie die Kinder jüdischer Väter und nichtjüdischer Mütter vorläufig in Ruhe zu lassen;
4. alle sonstigen als Juden erkennbaren Personen, die zu keiner der genannten Gruppen gehören, u. a. alle auswärtigen, nicht angemeldeten Juden. Ausländische Juden sind, sofern sie nicht festgenommen werden, über die Grenze zu bringen. Die ausländischen Juden bestehen aus 3 Gruppen:
 - a) Arme Juden, die haufenweise aus dem Osten nach Deutschland abenteuertern, wo sie als Kommunisten, Schieber, Mädchenhändler, Diebe und Hehler, Unheil stiften. Bei der noch ungeklärten Staatenbildung des Ostens können sie eine bestimmte Staatszugehörigkeit nicht nachweisen, und die fraglichen Länder werden auch solche Juden nicht beanspruchen, weil sie froh sind, das Gesindel los zu sein, das deshalb unbedenklich von uns eingesperrt werden kann.
 - b) Ebenso werden die vielen reichen Juden, die aus Gründen der Steuerflucht usw. ohne Staatsangehörigkeit, bald hier, bald dort bei uns wohnen, eingezogen.
 - c) Anders liegt die Sache bei der 3. Gruppe, der aus Nord-, West- und Südeuropa stammenden und meist besser gestellten Juden, die sich bei uns als Kaufleute, Agenten, Berichtserstatter oder in unbekanntem Eigenschaft aufhalten. Diese werden sofort über die Grenze gebracht, weil sonst mit den Staaten, dessen Bürger sie sind, zunächst noch Schwierigkeiten entstehen könnten, die zu meiden sind.

Die Schutzhaft wird örtlich ausgeführt und in jedem Kreis ein Lager ge-

bildet. Später werden die kleineren Lager in größere zusammengezogen. Der Bewachung ist jeder Verkehr mit den Juden und den Bewachten jeder Versuch einer Verbindung mit der Außenwelt verboten. Die geringste Durchbrechung dieser Hauptvorschriften von irgendeiner Seite, wird mit Erschießen bestraft. Für Befolgung und Ausführung dieser Vorschriften, sind in allen größeren Orten Schutzhaftgerichte zu bestellen, aus je einem Offizier und Soldaten und 2 Bürgern, die möglichst eine leitende Stelle in der Ortsgruppe völkischer Verbände haben. Neben den Schutzhaftgerichten wird ein höchster Gerichtshof gebildet, der führende Juden wie die Hauptleute der Kriegsgesellschaften, eine Anzahl Banker, die Verleger, Besitzer und Leiter der Presse und andere Vaterlandsverräter aburteilt. Alle jüdischen und verwandten Zeitungen und Zeitschriften, Berliner Tageblatt, Frankfurter Zeitung usw., sind verboten. Eine völkische Zeitung wird zur Hauptzeitung des Reiches erklärt, von der alle judenfreundlichen und ausländischen Einflüsse fernzuhalten sind. Sie bildet die Stelle, welche Leitartikel und Kundgebungen des Präsidenten usw. bringt und an die andern Zeitungen und Zeitschriften zur Aufnahme versendet.

Die Massejuden werden gleichzeitig aller öffentlichen Ämter verlustig und fürderhin für unfähig erklärt, eine Stellung im unmittelbaren und mittelbaren Staats-, Provinzial- und Gemeindedienst, in den Handelskammern, Börsenvorständen und sonstigen Vertretungen, im Heer, in der Marine, in der Justiz als Richter, Staatsanwalt, Rechtsanwalt oder Notar, auf den Universitäten, Akademien, Technischen und anderen Hochschulen, an den höheren, den Mittel- und Volksschulen als Leiter, Lehrer usw. zu bekleiden.

Ebenso werden sie für verlustig erklärt: aller auf Grund der öffentlichen Wahlen erlangten Würden, Ämter und Stellungen und Befugnisse, kurzum die Einbürgerung des Judentums, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung mit den Deutschen, die von dem absoluten Königstum 1812 befohlene, vom preu-

fiſchen und deutſchen Volke widerwillig aufgenommene Emanzipation wird aufgehoben, und jede Folgerung daraus ſtreng und unerbittlich gezogen, beſonders bei Beſitz und Erwerb von Grundeigentum. Getaufte Juden können keine geiſtlichen und andere Ämter in den chriſtlichen Kirchen bekleiden und ſind zu entfernen. Namensänderungen der letzten Jahrzehnte werden rückgängig gemacht, die Juden müſſen die beſonderen jüd. Namen annehmen und dürfen keine deutſchen und chriſtlichen Vornamen führen. Wie die Schutzhaft die Auswanderung verhindert, ſo iſt die Einwanderung neuer Juden bei Todesſtrafe verboten.

Zeitweiſe geſchloſſen werden die Freimaurerlogen. Das Freimaurertum der ganzen Welt iſt der Leitung des Alljudentums unterworfen und bildet einen Teil deſſelben, was noch nicht allen deutſchen Freimaurern zum Bewußtſein gekommen iſt, die ſonſt längſt ausgetreten wären. Unter Umſtänden können nichtjüdiſche Freimaurer auch verhaftet werden. Im gleichen Sinne ſind Moniſten- und Paſiſtenverbände zu behandeln, wo hoch- und landesverräteriſche Vorausſetzungen in derſelben Weiſe zutreffen. Die Darlegung über die Aufhebung der Rechte der Juden iſt deſhalb ausführlicher zu halten, damit die Beauftragten des Präſidenten uſw. bei der Verhaftung allen Einwürfen, worin die Juden Meifter ſind, mit der Erklärung entgegentreten, daß Rechte, auf die ſie pochen, vom Augenblick der Verhaftung an, ohne Ausnahme, nicht mehr beſtehen. Den Verhafteten werden die Nahrungsmittel ſo zugewieſen, wie wir ſie eſſen, ohne Rückſicht auf ihre rituellen, auf Bevorzugung zugeschnittenen Geſetze. Wenn ſie z. B. keine Margarine aus „religiöſen“ Gründen mögen, ſteht ihnen frei, darauf zu verzichten; aber etwas anderes bekommen ſie dafür nicht.

In einer Kundgebung an das Volk wird beſagt, daß Deutschland fortan ein chriſtliches, auf völklicher Grundlage aufgebautes Deutſches Reich iſt, in dem fortan nur die beiden Bekenntniſſe mit ihren Abarten und die deutſchgläubige Gemeinſchaft anerkannt werden.

III. Ausland und Deutſchland.

Welche Haltung werden das deutſche Volk und das Ausland gegenüber einer ſolchen Maßregelung einnehmen? Durch Krieg und Revolution heſſig geworden, wird unſer Volk in ſeiner Mehrheit die neue Loſung gegen Juda begrüßen. Die ganze Rechte und der Bauernſtand ſind ohne weiteres einverſtanden, und auf der Linken hat man inzwiſchen auch eingesehen, wie alle Verſprechen der öffentlich und geheim von den Juden geführten Demokraten und Sozialdemokraten unerfüllt blieben. Auch vom Zentrum iſt Widerſtand kaum zu fürchten: ſelbſt wenn deſſen Leitung zeitweiſe mit den Juden ging, muß doch mit Judenfeindſchaft bei einer Menge Katholiken gerechnet werden; man weiß auch, daß der Jude im Bund mit den Freimaurern leztlich der ſchlimmſte Feind des Papſtums iſt und für das 20. Jh. offen den Sturz Roms und ſeiner Altäre vorausgeſagt hat, was nur noch durch Beſeitigung der Juden aufzuhalten wäre. Das ganze deutſche Volk wird dem Mann, der ihm endlich die Parole gibt, nach der es die Jahre hindurch verlangt hat, wie verjüngt folgen, und den von Bethmann uſw. zurückgehaltenen furor teutonicus, gegen den Hauptfeind noch aufbringen.

Dem Ausland gegenüber können wir uns unbedingt auf einen merkwürdigen Zusammenhalt verlaſſen, der die jüd. Maſſe vor allen anderen Maſſen unterſcheidet. Jeder Jude fühlt nämlich geradezu ſelber Schmerz, wenn er einen Juden leiden ſieht oder von deſſen Leiden erzählen hört. Das körperliche Unglück, das einen Juden, beſonders im Kampfe um die gemeinſame Maſſe — und um ſo etwas handelt es ſich bei der deutſchen Schutzhaft — betrifft, wird als eigenes, perſönliches Unglück von all den Juden des Auslandes nachempfunden, die nun dieſes Schmerzes ſo ſchnell als möglich dadurch ledig zu werden ſuchen wollen, indem ſie die Urſache abſtellen, d. h. den Blutsgenoffen helfen. Dieſem Vorgang liegt eine beſondere Abſicht der Natur zugrunde, die, in gleicher Liebe für alle, jeder Klaſſe von Geſchöpfen, die für ihren Kampf ums Daſein geeigneten Waffen

und Vorrichtungen liefert; sie bedient sich nun für die jüd. Rasse solcher besonderen, gesteigerten Mitempfindlichkeit, um dadurch die zahlenmäßige Kleinheit auszugleichen und die Lebensaussichten der Rasse zu vergrößern. Bei den andern nichtjüdischen Rassen ist bei ihrer zahlenmäßigen Größe für die Erhaltung der Art dies überstarke Mitgefühl nicht nötig, es ist deshalb auch nicht vorhanden; es kommt auch der Natur, bei der Menge, z. B. germanischer Rassegenossen, auf den Ausfall und die Leiden einzelner oder ganzer Gruppen gar nicht so an, weil die Lücken sofort aus der Fülle des Rassenbestandes wieder ergänzt werden. Die Nichtjuden würden auch, wenn sie bei Leiden der Nichtjuden dieselbe Empfindlichkeit wie die Juden hätten, bei der unübersehbaren Zahl ihrer Blutsbrüder vor lauter Mitleiden gar nicht zu sich selber kommen, wenn jeder einzelne die unvermeidlichen Bedrängnisse aller anderen geradezu körperlich mitempfänden sollte.

So hat uns Deutsche auch das verwandte Blut in Amerika in der Not des Weltkrieges im Stich gelassen. Daß es trotzdem besser gewesen wäre, wenn sich das Mitgefühl und die Mitverantwortlichkeit auch innerhalb unserer Rasse bei den Deutschamerikanern bis zu Taten verdichtet hätten, versteht sich von selbst. Wenn dagegen der Engländer auf jede Unbill, die einem Bürger seines Reiches im Ausland zustoßt, antwortet, so tut er das nicht aus Rasseempfinden, oder weil er daheim den Schmerz jenes Bürgers draußen am eigenen Leibe lästig nachempfindet, sondern er tut es aus der rein politischen, abstrakten, verstandesmäßigen Erwägung des „Civis britannicus“. Der Jude handelt aber in diesem Falle gefühlsmäßig. Wir müssen uns nun diese von der Natur getroffene Einrichtung bei den Juden, zu unserer Rettung nutzbar machen. Bestimmt ist zu erwarten, daß das vom Judentum beherrschte Ausland dem deutschen Judentum als seinem Verwandten, Freunde und Verbündeten zur Hilfe kommen wird, zunächst durch Androhung von Zwangsmaßnahmen als da sind: Wiedereinführung der Blok-

ade, weitere Besetzung usw. Dem entgegen der Präsident usw., daß sich bei den Juden die meisten Kapitalien befinden und die Juden vor allem zur Sicherung der glatten Ausführung des Friedensvertrages verhaftet sind, daß sie in der Haft so lange bleiben werden, bis die durch den Frieden geschaffene Lage für uns geklärt ist, und daß sie ferner durch die Haft vor all den Anschlägen auf Leib und Leben behütet werden sollen, denen sie ausgesetzt sein könnten. Dann dürfen wir mit naturgesetzlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß die jüd. Drahtzieher und Vogenleute der Entente, um den Juden auf andere Weise zu helfen, durch die Presse bald die unverschämten Lasten, die sie durch die betörten Völker grade uns aufgebürdet haben, auf einmal wieder mit oder ohne Begründung für unhaltbar erklären und sie mäßigen werden, wenn sie glauben, dadurch Verwicklungen hinsichtlich ihrer verhafteten Juden vorzubeugen, und vor allem deren Leben sichern zu können. Die Schutzhaft erstreckt sich auf etwa 2 Millionen in Deutschland lebende Juden, davon sind 1 500 000 mosaische, der Rest getaufte und andere. Eine solche Zahl von Rassejuden gibt das von der Schutzhaft seiner Brüder schmerzhaft und unerwartet gepackte Alljudentum, daß sich auf etwa 30 Millionen beziffert, unter keinen Umständen auf.

In allen Ländern, feindlichen wie neutralen, kann aber mit einer starken, wenn auch bisher verborgenen, aufflammenden Judenfeindschaft gerechnet werden, die mächtig genug sein wird, um die jüdischen Regierungen dort von weiteren deutschfeindlichen Schritten zurückzuhalten. Gleichzeitig wird unser entschlossenes Vorgehen uns die, gegen die Juden schon immer angriffslustig gewesenen Russen, Polen und Rumänen zu Freunden machen. Sollte die jüdisch geleitete Entente uns dennoch weiter quälen, oder unseren Gefangenen etwas tun wollen, dann werden die verhafteten Juden, Mann, Weib und Kind zuerst in einzelnen, dann in allen Lagern rasch und ohne Gnade getötet. Der Welt muß klar werden, daß der Weg zum Untergang des Deutschtums über

die Leiche Judas geht, daß die allgemeine Knochenweichung aufgehört hat, daß wir nicht mehr reden, sondern handeln. Ein Bekenntnis zu diesen Sätzen wird unsere Lage wenden. So ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Versailles nachgeprüft, und uns, weil wir das wertvollste Pfand der jüdisch geleiteten Entente und ihres Weltgauernertums, die Juden in Deutschland, selber lebendig in Händen haben, neue Bedingungen zugestanden werden. Was wir dann, nach endgültiger, friedlicher Regelung, also in 3 oder 4 Jahren, mit den aus der Schuchhaft zu entlassenden Juden machen, ob wir sie nach Palästina, Madagaskar geleiten, oder sie irgendwo so unterbringen, wie es jetzt die Amerikaner mit den Indianern machten, steht nicht auf der Tagesordnung.

IV. Zusätze.

Der Präsident usw. stützt sich auf die alten Truppen, die in ihrer Gesamtheit als zuverlässig anzusehen wären, auf neue, die gerufen werden, und auf seine Beamten. Die Soldaten sind auf seinen Namen und seine Person zu vereidigen. Dadurch wird das Gefühl der germanischen Mannestreue belebt, denn die Vereidigung auf den Staat ist dem Deutschen eigentlich wesensfremd.

Die Truppen, und alle andern Mitwirkenden, erhalten als Vergütung einen festen Anteil von den eingezogenen Vermögen. Angebern, d. h. Leuten, die Juden und Jüdisches ausfindig machen, und abliefern, werden Belohnungen ausgezahlt; denn solche Handlungen dienen, wie im Kriege Nachrichten über den Feind, dem Wohle des Landes. Man arbeitet mit den strengsten, durch die höchste Not gerechtfertigten Strafen. Gefangene Kommunisten werden, soweit sie nichtjüdisch sind, in Freiheit gesetzt und zum Präsidenten befohlen, der, um ihren willkommenen Radikalismus für die Wohlfahrt des Volkes mit einzusetzen, sie darüber aufklären läßt, daß der Jude der größte Kriegsgewinnler und Blutsauger ist, die größten Kapitalien besitzt und wuchert, ohne zu arbeiten. Den unteren Volksschichten werden billigere Lebensmittel und Kleidungsstücke durch Ausverkäufe der beschlagnahmten Warenhäuser und

durch Auffindung verborgener Läger in Aussicht gestellt. Durch das Vorgehen gegen die Juden soll die schwerste Last des Friedensvertrages von den Werktätigen abgewälzt werden, zumal sicherlich in den Synagogen, Banken und ähnlichen Gebäuden noch ungeheuerliche Mengen gemünzten und ungemünzten Goldes, Edelsteine und Wertstücke lagern.

Der Präsident usw. und der Männerausschuß wären am besten Mitglieder eines Bundes, dessen Aufträge sie ausführen. Alle Erlasse, Aufrufe, Erneuerungen usw. werden für den Diktator vom Bunde gemacht. Dieser letzten, höchsten, selbstlosen Potenz des germanischen deutschen Rassenwillens haben alle Glieder des Bundes zu gehorchen. Ungehorsam wird geahndet. Nur auf diese Weise ist die Rettung gesichert. Denn das Mjudentum hat in derselben Weise gehandelt und nur durch seine einheitliche Leitung das zersplitterte, eigenbrödelnde Deutschtum besiegt. Beim Mjudentum ist es neben andern Verbänden vor allem die Alliance israélite universelle, deren Sitz ursprünglich an dem Gründerorte, Paris, nunmehr nach London und N. York verlegt scheint. Beim jüdisch beeinflussten Ultramontanismus ist es der Jesuitenorden, der Deutschland lange von Balkenberg aus, einem Ortchen in der holländischen Provinz Limburg im Zusammenhang mit der Universität Loewen in Belgien bearbeitet hat. In gleicher Weise, wie diese Geheimbünde die Frage des Judentums und der Hierarchie behandelten, ist unser Bund durch langjährige Mühen seiner Mitglieder in das Wesen des Germanentums eingedrungen. In ihm hat unsere Rasse etwas geplant, das sich den jüd. Verbänden, nicht im Gelde, Macht oder in der Zahl, aber in Erkenntnis, Zusammenhalt und Opferfreudigkeit vergleichen kann, ja, das sie darin noch übertrifft. Er schließt die russisch Einsichtigsten des Volkes logenartig zusammen, seine Leitung ist seit Jahr und Tag dem Judentum unnachlässiglich auf den Fersen gewesen, um sich über alle Sprünge der Weltbestie zu unterrichten und die geeignetsten Mittel zur Abwehr vorzubereiten.

Wenn auch das Judentum mit dem Jesuitismus gegen das Deutschtum verbündet ist, muß bei aller Gefährlichkeit des Jesuitismus der Kampf zunächst auf die oberste Stelle, das Judentum, beschränkt bleiben. Überdies fällt der Jesuitismus als natürliches Kind des Judentums von selber, sobald dieses erledigt ist. Was die Regierung während des Krieges absichtlich versäumte, dem Volke ein Ziel zu zeigen, und seine Begeisterung zu entfachen — das kann jetzt geschehen. Durch tatkräftiges Handeln wird den abgestumpften Massen Schwung und Mut eingeflößt und das Deutschbewußtsein aus dem Schlafe gerissen. Die Überwindung der bösen Feinde im Innern wird in dem gepeinigten Volke das Vertrauen auf Frieden und auf bessere Zeiten außen und innen stärken.

Wir Deutschen aber werden von der Schuld am Weltkrieg, die uns aufgeladen wurde, dadurch frei, daß wir die wirklich Schuldigen, die Juden, von dem übrigen unschuldigen Teil des Volkes absondern.

Mitschke-Collande, Karl v., pr. Rittmeister, 1850—05, O. v. Rosenthal. — F: Gabriele, 98 O. Georg v. Frese, pr. Rittm., Instrukteur in der türkischen Armee. 89.

Mittag v. Leutheim, Rudolf, *1873 Wien, war Legationsrat bei der österr. Gesandtschaft in Sofia. 86.

Mittelalter. Das M— beginnt für die Juden mit der Regierung des Kaisers Theodosius (408—450), der zuerst verbot: Synagogen zu bauen, zwischen jüdischen und christlichen Parteien zu richten und christliche Dienstboten zu halten; dieses M— dauerte etwa 1000 Jahre und wird von den Juden gern als finster und roh verschrien, weil man damals, umgekehrt wie heute, auch ihre Winkel beleuchtet und mehr als einen Prozeß mit ihnen gemacht hat. Man täte besser von der „finsternen Neuzeit“ zu reden, wo die im M— höchst wirksame Aufklärung von Jahrhundert zu Jahrhundert verblühen und die Fremden unter dem Schutze falscher Toleranzen und einer von ihnen gegängelten Schein-Justiz immer gewaltätiger und gefährlicher für alle anderen Volkstümer geworden sind.

Allerdings ist es den Juden im M— manchmal nach Gebühr schlecht ergan-

gen; doch sind die Verfolgungen in ihrer Geschichte von ihnen überall vom Standpunkt des Mitleids (sd), nicht der Wahrheit aus beschrieben worden. „Die Menschen des M.'s“ sagt Liebe, S. 6, „machte man zu sinnlos wütenden Fanatikern, und die Zeiten, die uns im Volkslied und den köstlichsten Bauwerken Zeugnisse deutschen Gemüts hinterlassen haben, erschienen als in Roheit und Barbarei versunken.“

Silflos fühlte sich das deutsche Volk im Banne einer fremden, unheimlichen Macht. . . . So kam es, daß der durch tägliche Bedrückungen aufgespeicherte Ingrimm der Massen tobend die schwachen Dämme staatlichen Schutzes durchbrach, sobald eine leidenschaftliche Erregung sich der Volksseele bemächtigte, wie in den Kreuzzügen, oder die Autorität geschwächt war, wie beim Interregnum oder dem Thronstreit zwischen Adolf und Albrecht 1298. Wenn alle schweren Heimfuchungen Deutschlands bis zu dem schwarzen Tod als Begleiterscheinung das Hinmorden zahlreicher Juden aufweisen, so ist es, weil die tiefste Ursache, die wirtschaftliche Not, immer dieselbe blieb.

Eine Erfurter Chronik nennt 1348 als Ursache direkt „das unendliche Geld, das Barone und Ritter, Bürger und Bauern ihnen schuldeten“, und der Breslauer Rat schreibt zur selben Zeit an Karl IV.: „Die Juden fürchten sich wegen der allgemeinen Hungersnot.“ Die Anschauung jener Tage spricht aus dem grimmigen Hohn des Steinbildes von der Urbogastkirche zu Ruffach im Elsaß: ein Teufel, der einen Juden mit Spikhut und Geldbeutel gepackt hält.

Nur zu oft wälzte sich eine fanatische Menge von „Judenschlägern“ von Ort zu Ort, und an jeder Greuelszene entzündete sich der Blutdurst von neuem. Mit dem Mord pflegte Plünderung Hand in Hand zu gehen; galt es doch nicht nur, Rache an den Wucherern zu nehmen, sondern vor allem die Schuldbriefe zu vernichten. — Gegen die Juden richtete sich der Ingrim als gegen die Träger einer neuen Wirtschaftsordnung, die von keiner höheren Gewalt zu weiser Beschränkung gebändigt, die Früchte des neu erblühten städtischen

Lebens zum Vorteil weniger wegzuraffen drohte.

Die Angaben über die Zahl der in einer Stadt Erschlagenen pflegt man aber durchschnittlich mit 10 zu multiplizieren, und es ist eine Torheit ohne Gleichen, von 100 000 Opfern des Jahres 1298 zu sprechen — so viel Juden gab es noch viel später in ganz Dtschld nicht!

Von einer recht modernen Praxis spricht ein Schuldbrief aus Frankf. a. M. 1391, „der 600 Gulden besagte und doch nit mehr denn 200 Gulden stand“. Wie selten aber sind solche Vorgänge des Tageslebens der Nachwelt überliefert worden, während die jüd. Memor.=bücher wie die städtischen Chroniken von jeder Gewalttat Kunde geben. Ein Bild sozialer Zustände aber wird sich nimmermehr auf Grund ihrer Unterbrechungen entwerfen lassen.

Das Judenleben der Vorzeit als eine Kette mit Engelsgeduld ertragener Leiden schildern, ist eine einseitige Tendenz, die alle Einzelpersönlichkeiten zu Märtyrern stempeln will.“

Aber weil man mit ihnen tatsächlich im M— manchmal recht kurz verfuhr — daß sie es verdienten, spielt dabei keine Rolle —, ist von der All- und Weltjudenschaft die Losung ausgegeben, jene größte Zeit unseres Volkes überall zu verhunzen und zu verleunden. Man blättere z. B. ▼Graekens volkstümliche Geschichte der Juden durch, in welche zweifel- und trüdelhafte, oder spöttische Beleuchtung dort die Jahrhunderte der gotischen Dome, der Kreuzzüge und der Hansa gerückt sind. „Als die Christenheit aus dem tiefen Schlaf und dem rasenden Taumel des Mittelalters erwachte, griffen die geistigen Führer zunächst nach den heiligen Büchern in der hebräischen Urschrift und bannten damit den Mittelalterlichen Spuk.“ 2, 178.

„Als im christlichen Europa mit dem Untergang der Karolinger der letzte Dämmerstrahl geistigen Lebens erlosch, und das mittelalterliche Dunkel sich immer unheimlicher verdichtete, begann es im jüdischen Kreise helle zu werden.“ 2, 280.

„Das M— schien sich zu lichten und die von Theodosius II. ausgegangene

christliche Engherzigkeit, daß die Juden keiner Ehre teilhaftig werden sollten, schien schwinden zu wollen.“ 2, 338.

„Damals (14. Jh.), gingen gerade die ersten Strahlen einer neuen Kulturentfaltung, die das mittelalterliche Dunkel des Pfaffentums und der rohen Gewalt durchbrachen, in Italien auf.“ 2, 553.

„Gerade im Jahrhunderte Descartes' und Spinozas, als die 3 zivilisierten Völker, Franzosen, Engländer und Holländer, dem Mittelalter den Todesstoß versetzten, brachten die jüdisch-polnischen Emigranten, die von Chmielnickis Banden Gehegten, ein neues Mittelalter über die europäische Judenheit, das sich mehr als ein Jahrhundert in Bollkraft erhalten hat und zum Teil noch in unserer Zeit fort dauert.“

So erlaubt sich Graek fortgesetzt die boshaftesten Ausfälle gegen unser M—, auch noch, nachdem es längst vorbei war: „Die romantische Schule zeitigte dieses grauenhafte mittelalterliche Gespenst der Dtschtümelei in wunderlicher Beleuchtung. Zum Mittelalter gehörte das Christentum, strenge Gläubigkeit.“ „Frankfurt wies Chegesuche jüd. Verlobter mit mittelalterlicher Herzlosigkeit zurück.“

„Preußen, wo sie bereits im Bollgenusse des Staatsbürgerrechtes gewesen waren, hat für sie ein Stück Mittelalter heraufbeschworen und damit zugleich ihre Ehre tiefer gekränkt.“

„Damit kein Zug von den mittelalterlichen Judenhegen fehlen sollte, wurde in einem kleinen bayerischen Orte eine Synagoge gestürmt und die Gesekrollen in roher Weise zerissen.“

3, 636 f spricht Gr. von der „unheimlichen Nachwirkung des Mittelalters“ von den „Erzfeinden der Juden, die unsterblich sind, wie die Vorurteile und Bosheit, die das M— mit seiner Anechtung und Geistesverdunkelung wieder herbeizuzaubern wünschen. Der künstlich genährte, antisemitische Rassenhaß, welcher in Frankreich geboren, in Dtschld großgezogen wurde und

überallhin gefördert wird, hat den mittelalterlichen Geist der Beschuldigung gegen die Söhne Jakobs als Christenmörder nachgerufen und traurige Szenen zur Folge gehabt.

Schließlich wird aber für die Juden alles zum Mittelalter, weil sie auch heute noch „mißhandelt“ werden: „Das 18. Jh. war noch Mittelalter (wie in der Zukunft auch das 20. Mittelalter sein wird)“, orakelte Fr. ▼ Köf- singer, DWe 1914.

Der Michel, der dies Gerede als selbstverständlich auffaßt und sich nichts dabei denkt, daß im Mittelalter durch den, von jüdischen Geheimlehren, der Kabbalah usw. vorbereiteten und verbreiteten Hexenwahn hundertmal mehr seiner eigenen unschuldigen Rassegenossen der Volkswut zum Opfer fielen als jene Juden, die zudem schuldig waren. Dieser gute Michel, dessen Mitleid (sd) sich auf alles, nur nicht auf seinesgleichen, richtet, bringt es natürlich auch fertig, in das jüd. Horn zu stoßen und gleichfalls zu behaupten, die Juden seien im „finsternen Mittelalter um ihres Glaubens willen“ Unterdrückungen und Verfolgungen ausgeübt gewesen. Das wird selbst in wissenschaftlichen Werken sentimental behauptet und zur Entschuldigung für die schlechten Charaktereigenschaften der Juden angeführt: „In den langen Jahrhunderten der Knechtung mußte den Juden das aufrechte Ehrgefühl verloren gehen. Weil man sie von allen ehrlichen Gewerben ausschloß, so waren sie gezwungen, auf unredliche Weise, namentlich durch den Wucher, sich die Mittel für ihren Lebensunterhalt zu suchen. Kein Wunder, daß davon noch manches zurückgeblieben ist. Wenn die Juden nur erst noch länger dieselben Rechte wie die übrige Bevölkerung genossen haben, dann wird sich schon herausstellen, daß sie um nichts schlechter sind als andere Menschen. Die Folgen einer Jahrhunderte langen Unterdrückung lassen sich nicht von heute auf morgen überwinden.“

Um zu sehen, was es mit der Unterdrückung der Juden im Mittelalter auf sich hatte, nehme man irgendeinen Ab-

schnitt aus der Geschichte des Mittelalters: z. B. 2 Urkunden aus der Regierung des großen Kaisers Heinrich IV. vor. (vgl. Dr. Gottfried Wolf: Das Judentum in Bayern. Skizzen aus der Vergangenheit und Vorschläge für die Zukunft. 1897.) In diesen Urkunden sind die Juden nicht im geringsten beschränkt, im Gegenteil mit unerhörten Vorrechten bedacht.

Wer diese Urkunden gelesen hat, den wird es nicht weiter wundernehmen, wenn er bei dem Chronisten Kosmas in seinen Aufzeichnungen zum Jahre 1091 die Stelle findet: „Die Juden strotzen von Gold und Silber.“ (Monumenta Germ. IX, 98.)

Das erste Privilegium, am 13/9 1084 ausgefertigt, gewährt den Juden 3 Vergünstigungen: 1. Christen, die von Juden betrogen sind, werden an den Rabbi gewiesen, um ihr Recht zu suchen. Das bedeutet: die Juden dürfen ungehindert die christliche Bevölkerung ausplündern und betrügen. Einen Juden bei seinem Rabbi belangen, kommt auf dasselbe hinaus, als wenn man den Teufel bei seiner Großmutter verklagt. 2. Von den Zöllen, die jeder christliche Kaufmann und Gewerbetreibende zu entrichten hatte, werden die Juden befreit. Dadurch hatten die Juden im Handel und Verkehr einen gewaltigen Vorsprung vor der nichtjüdischen Konkurrenz. 3. Entgegen den kirchlichen Bestimmungen dürfen die Juden sich christliche Ammen, Knechte und Mägde halten.

Waren schon diese Vergünstigungen empörend, so geht das 2. kaiserliche Privilegium, datiert vom 18/2 1090, das zunächst den Juden in Speyer galt, noch viel weiter. Es mußte von der eingeborenen Bevölkerung geradezu als ein Faustschlag in das Angesicht empfunden werden. Diese Urkunde ist so bezeichnend, daß wir einzelnes aus ihr wörtlich wiedergeben. Man höre: „Niemand, weß Standes er sei, kein Großer, kein Kleiner, kein Freier, kein Sklave er- kühne sich, einen Juden ungerechter Weise zu belästigen oder ihm sein erbliches Eigentum an Hofraithen, an Bauernhäusern, an Gärten, Weinbergen, Äckern, an Hörigen, an jeg-

lichem beweglichen oder unbeweglichen Eigentum zu rauben. [Weinberge, Äcker usw. als klassische Illustration zu der Redensart, die Juden seien von jedem ehrlichen Gewerbe ausgeschlossen gewesen.] Wer zuwider handelt, zahlt an unsern Reichsschatz oder an die Kammer des Bischofs eine Buße von einem Pfund Goldes und muß überdies dem beschädigten Juden den Wert des Geraubten doppelt ersetzen. Die Juden sollen volle Freiheit haben, ihre Sachen mit Leuten aller Stände auszutauschen [d. h. sie durften Gold gegen ein Unterpfand an Land oder beweglichem Gut ausleihen], im ganzen Umfange des Kaiserreiches frei und friedlich herumzureisen, Handelschaft und Warengeschäfte zu treiben. Niemand darf von ihnen Zoll oder irgend eine andere Abgabe fordern, sei es im Namen des Staates, sei es aus Privattiteln. [Wenn also ein Unternehmer Schleusen oder Fahrstraßen angelegt hatte, um dadurch Gewinn zu erzielen, so durfte er von allen Menschen, nur nicht von den Juden Abgaben erheben.] — Ihre Häuser sollen ohne ihre Einwilligung nicht mit Quartierlast belegt werden, noch ist es statthaft, daß man sie anhalte, Pferde für den Dienst des Königs oder des Bischofs zu stellen, oder sonstige Frohnden zu leisten. Wird gestohlenes Gut bei einem Juden gefunden und behauptet der Jude, daß er besagtes Gut gekauft habe, so soll der Jude nach seinem Gesetze schwören, um welchen Preis er es erstand, und hat dann das Recht, eben diesen Preis von dem (bestohlenen) Eigentümer zu fordern, ehe er das Gut an denselben zurückgibt. [Hatte der Jude etwas gestohlen, so brauchte er nur zu sagen: Ich habe es gekauft. Und für Diebeshehlerei wurde ihm ausdrücklich Straflosigkeit zugesichert.] ... Jeder, der den Glauben seiner Väter verläßt, verliert eben damit allen Anspruch auf Erbrecht. [Wenn ihre Kinder zum Christentum übertraten, so konnten die Juden sie also deswegen enterben.] Die Juden dürfen christliche Arbeiter mieten, um durch sie ihre Geschäfte verrichten zu lassen, doch sind hiervon Fest- und Sonntage ausgenommen. Entstehen gerichtliche Streitigkeiten zwischen

Juden und Christen, so mag ein jeder Teil nach seinem Gesetze die Klage verfolgen und die Beweise führen. Indessen verbieten wir, Juden zur Probe des heißen oder kalten Wassers oder des glühenden Eisens anzuhalten oder sie auszupeitschen oder in das Gefängnis zu werfen. Sondern der Jude schwört, einfach auf sein Gesetz, auch kann er nicht durch Zeugen in irgendeiner Sache überführt werden. [Damit war in den meisten Fällen die Möglichkeit, einen Juden eines Verbrechens zu überführen durch das Gesetz abgeschnitten. Mit andern Worten, die Juden konnten tun und lassen, was sie wollten; Strafe hatten sie nicht zu befürchten.] Wer gegen dieses unser Gebot verstößt, verfällt in die Buße des Königsbannes oder von 3 Pfund Silber. Wer einen Juden verwundet, also daß die Verwundung den Tod nicht zur Folge hat, der muß ein Pfund Gold als Buße entrichten. Hat ein Freier einen Juden verwundet oder totgeschlagen, und besitzt der Täter nicht Geld genug, um das Wehrgeld zu decken, so werden ihm ... die Augen ausgestochen und die rechte Hand abgehauen. Haben Juden Streit untereinander, so dürfen sie nur von Glaubensgenossen überführt und gerichtet werden. ... Endlich sollen die Juden volle Freiheit haben, Wein, Gewürze und Spezereien, desgleichen Arzneimittel an Christen zu verkaufen."

Danach mag man ermessen, welche Berechtigung das Gerede von der Knechtung der Juden im Mittelalter hat. Gewiß fand eine Bedrückung statt, und zwar eine recht grausame; aber die Bedrücker waren die Juden, die sich während des damaligen „Kulturkampfes“ [der sogenannte Investiturstreit] in die Gunst des Kaisers zu drängen mußten, und die, die unter ihrer Knechtschaft seufzten, das waren die christlichen Deutschen.

Aus solchen Verhältnissen erklären sich die blutigen Judenverfolgungen, die bald hier bald dort während des Mittelalters ihre Opfer forderten. Weil das Volk sich schußlos jüdischer Habgier und Grausamkeit preisgegeben sah, griff es zur Selbsthilfe, denn jeder Rechtsschutz wurde ihm versagt. So wird

es begreiflich, wenn in Mainz an einem Tage, am 28/5 1096, gegen 900 Juden im Vorhofe des bischöflichen Palastes hingeschlachtet wurden, wobei Erzbischof Ruthard sich selbst beteiligte.

Wir gehen kaum fehl, wenn wir die Lage der Juden im Mittelalter als durchaus erträglich, oft als geradezu glänzend bezeichnen. Zwischen den Zeilen geben sie das auch selber zu, wie Rabbi Bloch in seinen „Juden in Spanien“ 1875 schreibt: „Die Tatsache, daß alle Juden reich gewesen, war keineswegs, wie vielfach behauptet wird, eine Ursache, sondern eine Wirkung aller dieser Verfolgungen. Überall im Mittelalter, wo der ärmere Teil der Juden, der sich nicht durch hohe Protektion und Bestechung vor Verfolgung zu schützen in der Lage gewesen, den harten Schicksalsschlägen erlegen war, — waren alle Juden reich.“ — Die meisten haben sich aber in Sicherheit zu bringen gewußt und sind reich gewesen und geblieben. Was von ihnen unterging, ist nur ein verschwindender Bruchteil dessen, was die arischen Völker an Menschen in den Kämpfen und Nöten der Jahrhunderte für den Moloch des Judentums opfern mußten.

Einen treffenden Vergleich zieht der Rembrandtdeutsche Glöck, Dresden 1892, S. 135: „Die Juden verfluchen das Mittelalter, weil damals einige Juden verbrannt wurden, welche das Volk auswucherten; und die deutschen Professoren plappern ihnen die Phrase vom „finsternen Mittelalter“ gehorsam nach; es ist nunmehr an der Zeit, diesem albernen Gerede ein Ende zu machen. Die gegenwärtige Zeit, die Hunderttausende von deutschen Arbeitern langsam zu Tode quält und Zehntausende von deutschen Frauen und Mädchen rasch dem Elend wie der Schande überliefert, — diese Zeit hat am wenigsten Grund, über einige im Mittelalter verbrannte Juden zu weinen. Sie hat keinen Grund, sich heuchlerisch über eben dieses Mittelalter zu erheben, das durchweg gesund, tapfer und fromm, wenn auch hie und da noch roh und gewalttätig war. Die Jetztzeit verhält sich zum Mittelalter wie Paul Lindau zu Walther von der Vogelweide.

Der germanische Geist des letzteren muß wieder erweckt werden! Die Schlagkraft und Frömmigkeit von damals müssen neugeboren werden! Das deutsche Blut muß wieder groß und kindlich pulsieren! . . . Fruktifiziere man ruhig das große sittliche und geistige Kapital, welches im deutschen Mittelalter verschlossen liegt; ehre der Germane ruhig seine Vorfahren; überlasse er es den Semiten, die ihrigen zu ehren. Nibelungengeist gegen die Synagoge!“

Und fügen wir hinzu: Der Geist des germanisch-christlichen Mittelalters gegen die jüdische „Moderne“!

Mitteldeutschland, Großverkaufverband. Im Mitgliederverzeichnis Nr. 23 (Dir: Goldmann): A. Alexander & Co., Osnabrück; Allwardt & Co., Göttingen; Julius Caspar, Dresden-N.; Adolf Cohn, Rötzen (Anhalt); M. & S. Cohn, Altenburg (S.-A.); Willy Cohn, Bernburg (Anhalt); Willy Cohn, Zerbst (Anhalt); Warenhaus E. Edmann, Schmalkalden (Thüringen); Warenhaus S. Edmann, Mühlhausen (Thür.); Leopold Ehrlich, Eschwege; Ehrlich & Co., Fferiohn (Westf.); Gebr. Friedberg, Celle (Hann.); Carl Friedheim & Co., Hameln (Wefer); P. Goldschmidt, Gera (Reuß); Jacob Heilbronner, Gießen; Julius Heilbron, Nordhausen (Harz); Warenhaus Horwiz & Co., Harburg (Elbe); Gebr. Jofke, Leipzig; M. Jofke, Leipzig-Plagwitz; Kaufhaus Landauer, Ravensburg (Württemberg); Siegfried Meyerstein, Dessau (Anhalt); Magazin R. Rothchild, Hildesheim; Magazin Rothchild, Seefen (Harz); August Simon, Escherfeld (Westfalen); S. Speyer, Sonneberg (Thür.); H. & C. Tieg Nachf., Rodburg; Bruno Vogel, Stadoldendorf; Moriz Weismann, Hildburghausen (Thür.); Kaufhaus Eduard Wolff, Hannover-Linden; Berliner Warenhaus Gebr. Wolff, Hannover. — BB 8/4 1928.

↓ **Mittelholzer**, Walter, Zürich, überflog 1930 (SPB 10/1) mit „Switzerland III“ zum ersten Male den Kenja (5240 Meter) in Ostafrika, mit Baron Louis Rothchild als Fluggast.

Mittelschullehrer. — Prof. Dr. △ Werner im Deutschen Reichstag 20/6 1913: „Nun, meine Herren, gehört zum Offizier nicht bloß persönliche Eignung, sondern auch die Fähigkeit, Disziplin zu halten; und was da in anderen öffentlichen Berufen bisher vom Judentum geleistet ist, und darüber amtlich festgestellt wurde, ermutigt nicht, den Versuch auch auf das Heer zu übertragen. So ist z. B. seinerzeit im bayerischen Landtage an den Kultusminister v. Wehner eine liberale Anfrage gekommen, wie es denn mit der Anstellung jüd. Gymnasiallehrer stehe. Darauf hat der Kultusminister u. a. geantwortet: Wir haben 23 israelitische Mittelschullehrer. . . Nach der Seite der Lehrbefähigung und Handhabung der Schuldisziplin haben wir mit den Israeliten im Verhältnis zu ihrer Zahl nicht viel günstige Erfahrungen gemacht.“

Mittelstand. M. d. R. Peus (Sozialdemokrat) im Reichstag 25/11 1913, Berlin: „Ich kann Ihnen versichern, es ist wirtschaftlich und sozial durchaus kein Unglück, wenn die armen, durch und durch abhängigen, elenden wirtschaftlichen Existenzen des sogenannten kleinen Mittelstandes verschwinden!“

Durch Ausschaltung des schöpferischen, bescheidenen, ruhigen Mittelstandes, der das eigentliche Rückgrat aller arischen Staaten bildet, wollten die Juden auch das deutsche Volk orientalisieren, so daß es in absehbarer Zeit nur noch zwei Schichten, Überreiche und Lumpen haben sollte, die beide der Jude leicht in die Tasche stecken kann. — Ein in sich gefestigter, selbstbewußter Mittelstand ist die kräftigste Abwehr.

Heute führt der M— seinen Namen nur noch äußerlich; denn die ihm Angehörigen sind durch Krieg und Inflation wirtschaftlich weit unter die niedrigsten Proletarier gesunken. Wenn er gleichwohl noch befiehlt wird, so geschieht das nicht mehr aus wirtschaftlichen Gründen, sondern weil der Jude selbst die im niedergedrückten M— stehenden, geistigen, seelischen, rassischen nationalen Kräfte fürchtet. Deswegen hegt er den vertierten Proleten, der nicht weiß, daß er damit sein besseres Selbst vernichtet, auf den M—, heimlich hoffend, daß beide sich dabei gegenseitig auffressen und er Sieger bleibt.

Der M— hat jedoch sein Unglück zum großen Teil selbst verschuldet, da weder seine Berufsorganisationen noch die Wirtschaftspartei, die die berufständische politische Vertreterin des gewerblichen Mittelstandes sein will, den Kampf gegen die jüd. Warenhäuser und überhaupt gegen das ganze Jdtm, die gefährlichsten Feinde des M—'s, führen. Fr Nr. 49 vom 6/12 28 berichtet über einen ganz besonderen Schilddrüsenstreich des deutschen M—'s:

„Die Landeshuter Leinen- und Gebildweberei F. B. Grünfeld in Berlin-Röln-Landshut gibt eine „zwangslose“ Monatschrift, „Blau Blätter“ heraus. Es ist eine regelrechte, blaugedruckte und illustrierte Zeitschrift, die dem Herrn erzählt, welche Wäsche er zum Frack und Smoking zu tragen hat, und die die Dame darüber auf dem laufenden hält, wie sie ihre winterlichen Wäsche-sorgen erledigt. Und die Moral, die zum Schluß jeder in der Zeitschrift enthaltenen Plauderei und Modestizze gegeben wird, lautet: Beziehe deinen Wäschebedarf nicht etwa vom örtlichen Spezialhandel, sondern „direkt ab Fabrik“, bei F. B. Grünfeld! Und zwar entweder in der Leipziger Straße zu Berlin, im großen Grünfeldschen Kaufhaus, oder aber mittels der den „Blauen Blättern“ beiliegenden Bestellkarten vom Grünfeldschen Großverfandgeschäft!

Det wundert mir!

Nämlich so: In den Fachblättern der der Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels angeschlossenen regionalen Einzelhandelsverbände wird seit langem mit besonderem Fleiß eine Rubrik geführt: „Firmen, die man sich merken muß.“ Darin werden diejenigen Fabrikanten und Großhändler angeprangert, die unter Umgehung des Kleinhandels Waren direkt an die Verbraucher absetzen. — Und unter dieser Rubrik habe ich noch nie die Firma F. B. Grünfeld gefunden. — Sehen Sie, und det wundert mir!

Und nun werde ich das mal bei dem Vorsitzenden der „Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels“ reklamieren. — Sie werden lachen: Das ist nämlich der Inhaber der Firma F. B. Grünfeld!

Man müßte nun glauben, daß auf diese Nachricht hin Herr Grünfeld als Vorsitzender des Verbandes verschwand und an seine Stelle ein arischer Handwerksmeister trat. Weit gefehlt! Herr Grünfeld bequeme sich noch nicht mal zu einer „aufklärenden Erwiderung“, wie das sonst üblich ist, und blieb weiterhin Vorsitzender des oben erwähnten Verbandes, wie Fr Nr. 14 vom 4/4 1929 berichtet, und man kann wohl ruhig hinzufügen: und wenn er nicht inzwischen gestorben ist, so ist er es heute noch. Wenn unser gewerbl. Mittelstand, wie in dem vom Fr geschilderten Falle, die Mitter am eigenen Busen nährt, so darf er sich nicht wundern, wenn er vollkommen vernichtet wird. Besinnt sich das Handwerk nicht in letzter Stunde auf seine rassischen Pflichten, so kann man in einigen Jahren die Nachkommen der im Mittelalter so mächtigen und stolzen, in Zünften und Gilden zusammengeschlossenen Handwerker als entwurzelte Proletarier bettelnd unherziehen sehen.

Mitthoff, Anton, Maler, Sofia. DBe 1905, 10.

Mittwoch, Eugen, Dr., Uß (Oriental.), Dir: Oriental. Seminar, Berlin, *1876 Schrimm, Pos. — E: Rfm. Louis M. // Caroline Weyl —, „einer der tüchtigsten jüngeren Semitologen. An den Bestrebungen zur Wiederbelebung der hebräischen Sprache nimmt er regen An-

teil“, DBe 10, 11. Dabei ist er wohl auch eine große Hoffnung in den geheimen Verbänden. Deutsche Aust.

Mikwa, j: Gotteslohn. Bar-mikwa, ein 13jähriger Judenbursche. — Thiele G.

Mladetzki, Hippolyt, Anarchist, Meuchelmörder, wurde 5/3 1887 in Petersburg hingerichtet. — Rational-Z., Berlin 7/3: „Die 4 Verhöre ergaben kein Resultat. Als man ihm die Kuglosigkeit des Schweigens vorhielt, sagte er: „Unser Schweigen wiegt eure Armee auf“. Das nihilistische Komitee versendete ein Manifest an alle „Russen im Amte“, in welchem es das Ende der Herrschaft des Zaren anzeigt und die Adressaten auffordert, ihre Ämter niederzulegen, widrigenfalls sie dem Tode verfallen seien. Die Verwandten Mladetzki's hatten längst denselben aus den Augen verloren und hielten ihn für verschollen. Seine alte Mutter telegraphierte an Boris-Melitoff: „Einen Meuchelmörder habe ich nicht geboren, zum Meuchelmörder hat ihn die Schule gemacht, die ich verfluche.“ — Vgl. F. Böllner, Mißbrauch der Divisektion, 1885.

Musjel-Tchorzueti, f. Hugo Frhr. v. Wedbeder.

Moabon (hebr: vom Vater), der Name des Sohnes, den Loth in Blutschande mit seiner ältesten Tochter erzeugte. 1. B. Mos. XIX, 33, 37; daher die Moabiter. „In mehreren Logen übersezt man: bis in die Knochen verweist; wir wissen aber nicht, aus welchem Grunde. Diese Erklärung würde eher passen auf das heilige Wort des französischen Systems, Mat-b'nah (nicht wie man es lehrt, Mac-benac), welches so viel bedeutet als Fäulnis des Bauenden, Sohn der Verwesung. ... Dies Wort ist mit dem syrischen gleich, wo es anzeigt: Niedererschlag, Tötung des Bauenden; oder Halbdäuis; er hat niedergeschlagen. Nach dieser Erklärung, und in dem Fall, für welchen es angewendet wird, wäre Mat'b'nah das Richtigere; weil aber dieses heilige Wort Moabon nicht nur im Meistergrad vorkommt, sondern auch in vielen anderen Graden des schottischen Systems sich wieder vorfindet, so ist es wohl durch einen allgemeinen Gebrauch geheiligt.“ Maurerisches Handbuch über Schottenlogen, Leipzig 1821, S. 38.

Mocatta, arabisch: al-emkatiil = Maurer, Soldat.

1. Mocatta-Gebirge, in der Nähe Kairos; 2. Mocatta library & Museum, Universität London.

Mocatta, David, JE, 1806—82, London, reicher Synagogenarchitekt. O. I. des Alexander Goldschmid.

Mocatta, Frederik David, JE, 1828—?, London, Bankhändler. B: Jews and Inquisition, London 77, auch dtsh, hebr., ital.

Mocatta, Moses, Literat, 19. Jh. Ro. WM.

Mocatta and Goldschmid, gegr. 18. Jh., Bank für die Bank von England, London.

Moß, Jules, 1829 Saarlouis —81 Paris, Major des 3. Regt.'s, das 71 die letzten Schüsse auf die Deutschen abgab! Später reorganisierte er die franzöf. Armee. JE.

Möcher-Morim, Mendele (Scholem-Zaaten Abramowitz). B: Fische der Krümme. Ein jüd. Ro. Dsch von Alexander Flinsberg, Wien, N. Sömit, 240 S., M. 6.—

Möhl, David, „russischer“ Revolutionär — *1876 Dbeffa —, wurde 1906 in Bern, wo er Explosivkörper für die russischen Revolutionäre fabrizierte, verhaftet, und der schweizerischen Eidgenossenschaft verwiesen.

Mocho, Alfred, 1877—28, belgischer Gesandter, Präses der „Union Belge“, Philanthrop, Paris. Jew. Chron. 2/8 1929.

Mocfari, gebor. Heinrich Schlegelinger, „Maghare“, — 18/2 1888.

Moczan, Mag, *1864 Brody. Br: David M. J. Moczan. B: Jung-Osterreich; Gedanken-Symphonien. Kü 10.

Mode, deutsche (f. modern). — Im Anfange des Weltkrieges schrie man nach einer „dtshen Mode“, deren dürftige Erzeugnisse dann aber die gleiche Mißgeburt und derselbe Schwindel wie alle anderen Moden waren. Schon seit Jahrzehnten, solange überhaupt „Mode“ besteht, gab es gar keine deutsche, französische, englische, spanische oder italienische Mode, sondern nur eine einzige, internationale, die von den jüd. Konfektionen und Warenhäusern in Berlin, Paris, London, Wien, Rom usw. nach Beratung und Probe mit Dirnen

jedes Jahr beschloffen und durch die Modezeitungen, mit einigen Abtönungen — der ganzen Welt zugleich auferlegt ward. So haben sich die Völker ihre guten, alten, mannigfaltigen Trachten zugunsten des einheitlichen, fabrikmäßigen und deshalb geschäftlich besser auszufachtenden „Kostüms“ nehmen lassen. Der Witz dabei ist, die fertigen, modernen Kleider des einen Jahres so schnell wie möglich im anderen Jahre durch Neuerungen unmodern erscheinen zu lassen und so Frauen und Mädchen zu jenem fortwährenden Umsatz zu zwingen, der dem Juden die Tasche füllt. Aber auch für die Männer gab es vor dem Weltkriege schon eine Mode, die von Jahr zu Jahr anspruchsvoller wurde und bald weite Hosen, bald kurze Taillen, offene oder geschlossene Jacken usw. befahl, um den Verbrauch und Wechsel der Rohstoffe zu beschleunigen.

Wann wird es einmal „Mode“ werden, sich nicht mehr vom Juden was vormachen zu lassen, dem die Mode bloß zu einem schönen Geschäft verhilft? Auch die ganze Geilheit städtischer Frauenkleidung kommt vom Juden, der sich an den Weinen, Hüften, an den Border- und Hinterteilen des arischen Weibes aufzuregen und dabei unsere Mädchen gleichzeitig durch die Gewöhnung an etwas Auffallendes zu entfittlichen und für sich zu präparieren wünscht.

Heinrich Grünzweig, „Kommerzienrat“, verrät im „Neuen Wiener Journal“ (Eis. Besen 1/1 30) wie's gemacht wird: „Die große Umgestaltung der Damenmode, die in den letzten Jahren von einzelnen Pariser Modekünstlern versucht wurde, wurde in der Wintersaison gründlich zum Ausdruck gebracht. Alle großen Häuser haben sich gemeinsam zu einer neuen Linie entschlossen. Erstens will man das Kleid so kompliziert gestalten, daß Fertigung nur schwer in Wettbewerb treten kann. Dann will man die bisherige Garderobe unbrauchbar machen. Zu den neuen Roben wird fast doppelt so viel Stoff verarbeitet als zu den bisherigen Kleidern, es ist also ein Umarbeiten der alten Vorräte unmöglich. Endlich wollte man der französischen Textilindustrie durch den bedeutenden Mehrverbrauch an Stoffen einen größeren Absatz sichern.“

Konfektionär 20/11 1919: „Man hat schon lange nicht so viel gut ausgezogene Damen — anders kann man es ja heute kaum mehr nennen — gesehen, wie auf dem Gesellschaftsabend des Verbandes der konzertierenden Künstler Deutschlands. — Von der Modereichtung im allgemeinen kann man wirklich sagen, „was unten fehlt, ist oben zu wenig“. Die Kleider sind ganz auffallend kurz, die Décolletés dafür aber um so umfangreicher. ...“

„Überhaupt das Wort „modern“! Was uns das schon für Dienste geleistet hat! Eigentlich alles, worauf es uns ankommt, können wir damit decken, und Männlein und Weiblein aller Schichten und Klassen fliegen darauf wie auf Zucker! Denken Sie nur mal an die Mode! Wer würde es wagen, „unmodern“ gelehrt zu gehen! Der Coup ist uns eigentlich doch glänzend gelungen! Und auch für uns ganz angenehm! Man braucht eigentlich gar nicht mehr ins Ballett oder ins Variété zu gehen! Alles, was man an den süßen Weibchen zu sehen wünscht, hat man nun so ganz gratis auf der Straße und in der allerfeinsten Gesellschaft! Doch famos das!“, so läßt Dinter (Sünde wider das Blut, 1918, S. 283) einen Juden sich äußern. „Mode“ und „modern“ üben in der Tat noch immer schwarzmagische Wirkungen aus, Springwurzeln, womit der Jude die Herzen unserer Frauen öffnet, um seine Zerlegungseime darin niederzulegen.

Mode, Dr., prakt. Arzt, Karlsborst-Berlin, 1903. — Stbgrz 8/6, 24/9, 10/12: „Zwei streitbare Makkabäer standen vor der Strafkammer des Landgerichts II Berlin. Dr. Mode und Jng. Erich Dewitz aus Berlin. Beide waren im September von dem Schöffengericht in Köpenick zu 200 und 100 M. verurteilt worden. Außerdem mußte der erste Angeklagte 50 M. an den mißhandelten Nebenläger Rfm. E. zu Ober-Schöneweide zahlen. Wegen dieses Urteil legten beide Berufung ein. Der Verhandlung lag, wie wir unter der Überschrift: „Jüdisches Komplotz“ berichteten, folgendes zu Grunde:

Am 1. Pfingstfeiertag lehrte Rfm. E. mit Frau und Bekannten von einem Ausflug von Erkner mit dem Borortzug nach Sadoma zurück. Da besonders starker Wertesitz verzeichnet war, so war auch das Wagenabteil überfüllt, das E. benutzte. Ganz zuletzt stieg der Angeklagte Mode ein und nahm, da kein Sitzplatz mehr zu haben war, am Fenster Aufstellung. Da er mit seinem Oberkörper die Fensteröffnung ausfüllte, bei der kolossalen Hitze aber eine unerträgliche Temperatur im Abteil herrschte, ersuchte E. den Angeklagten M., doch etwas vom Fenster zurückzutreten, damit frische Luft herein könne, denn eine Dame sei einer Ohnmacht nahe. Diese höfliche Bitte erwiderte M. mit der Bemerkung, es genüge, wenn nur er frische Luft habe. Die Folge war, daß sich nun die übrigen Mitreisenden für E. einlegten und von M. verlangten, vom Fenster zurückzutreten, — ohne Erfolg. Als in Köpenick eine Dame mit Kindern den Zug verlassen wollte, weigerte sich M., die Tür freizugeben. Erst als ihn mehrere Herren mit Gewalt zurückzogen, wurde es der Dame möglich, den Wagen zu verlassen. Als nun in Sadoma auch E. mit seinen Bekannten im Begriff war, auszusteigen, bekam er plötzlich von M. mit dem Spazierstock einen Schlag auf den Kopf. Dieser Hieb zertrümmerte gleichzeitig die Bogenlampe im Abteil. E. wollte nun den Angeklagten M. aus dem Wagen herausziehen, um die Feststellung seiner Personalien zu bewirken. Hierbei bekam er 2 wohlgezielte Faustschläge in die Augen, so daß er besinnungslos zurücktaumelte. Die Anklagebehörde nahm an, daß die letzten Schläge von dem Angeklagten Dewitz geführt waren. In der Hauptverhandlung bestritten, wie das „Ober-Schöneweider Tageblatt“ mitteilt, beide Angeklagten, geschlagen zu haben. Nach Beweisaufnahme kam der Gerichtshof zu folgendem Urteil: 1. M. ist nicht der gemeinschaftlichen, wohl aber der einfachen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges schuldig und seine Berufung wird verworfen. Die Kosten beider Instanzen fallen dem Angeklagten zur Last. 2. D. ist der Körperverletzung nicht schuldig und wird das erste Urteil aufgehoben. Was das Strafmaß für M. anbetrifft, so führte der Vorsitzende aus, daß straferschwerend für den Angeklagten in Betracht komme, daß er nicht Auge um Auge mit seinem Gegner gestanden habe, sondern feige von hinten auf diesen eingeschlagen habe.

„Unseres Erachtens wäre diesen beiden Helden gegenüber eine strenge Freiheitsstrafe am Platze gewesen, zumal, da die Juden namentlich in öffentlichen Lokalen und Eisenbahnabteilen immer herausfordernd aufzutreten.“

Modelkönigin. Die Wahl von Schönheits- und Modelköniginnen ist eine echt jüd. Erfindung. „Über die Wahl der Modelkönigin in Berlin machte das BT (21/12 27) folgende Glossen. Es schrieb: Die Modelkönigin käme „aus der berühmten Zucht“ des Hauses Gerson, ihre Konkurrentin jedoch sei „aus dem Gestüt“ de Bayer. Die Preisrichter hätten sich die 60 Bewerberinnen „Stück für Stück“ ganz aus der Nähe begaffen können. Welch Sinnenkittel für diese Juden. Und deutsche Mädchen lassen sich von ihnen so entwürdigen! Im Talmud freilich steht zu lesen: „Ihr Juden werdet Menschen genannt, die Völker der Welt aber werden nicht Menschen, sondern Vieh geheißen.“ (Babia mezia 144 b.) Daher die „Zucht“ und das „Gestüt“, aus denen die beiden Berliner Modelköniginnen kommen. Sie können stolz sein.“ (Reichs-Sturmfahne 11/13, Febr. 1928.)

Model, Alice, London, Bizevorstehende der „Weltorganisation jüd. Frauen“, die sie 1929 (JFz 22/3) in Berlin auf der Internat. Konferenz i. F. vertrat.

Model, Ju., Rentier, Mgl: Zentralauschuß der Reichsblatt. O. Plaut. S: Dr. med. Rich. M., Arzt, Charlottenburg. — 8—04.

Model, Mary, erhielt als Hof- und Kriegslieferant vom Markgrafen Wilh. Friedrich von Brandenburg-Ansbach 1691 viele Vorrechte, wurde ein hochfahrender Altester der jüd. Gemeinde und „hatte, wie alle Hofjuden, unter der Eifersucht von Nebenbuhlern zu leiden“, JFz. — So suchte gegen ihn Elhanan Fränkel zu hegen, der aber selbst dabei hereinkam. 18 wurde M. wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder ver-

klagt, wonach er sich, wenn auch natürlich nicht überführt, vom Hofe zurückzog. — „Dannenhervor sind alle Commissarii Juden, und alle Juden sind Commissarii“, Δ Mosherosch, in den Geschichten Philanders von Sitte-Wald.

Modena, Leon, Schuda, 1571—49, Judenreformer, aus einer nach Italien gewanderten „französischen“ Familie. Ein Wunderknabe, war er, wie das Jahrb. für jüd. Gesch. 1863 berichtet, „schon als 3jähriges Kind imstande, öffentlich den Wochenabschnitt aus den 5 Büchern Moses nebst dem Rapphtr (Prophetenabschnitt) vorzutragen, und, wie er selbst erzählt, Gott und den Wert der Wissenschaft zu erkennen.“

Gracq erzählt weiter: „Im 10. Jahr hielt er eine Art Predigt, im 13. verfaßte er einen gewandten Dialog über Zulässigkeit oder Schädlichkeit des Kartens- und Würfelspiels und dichtete ein Trauerlied auf seinen Jugendlehrer Mose Basula hebräisch und italienisch. Er bildete sich zum erstaunlichen Weltwisser aus. Wie er allerhand Gewerbe trieb, um seine Existenz zu begründen, Prediger, Lehrer für Juden und Christen, Vorbeter Dolmetsch, Schreiber, Korrektor, Buchhändler, Maler, Kaufmann, Rabbi, Musikant und Amulettenverfertiger war, betrieb er viele Wissenschaften, ohne auch nur in einem einzigen besonders hervorzuleuchten. ... Unzufrieden mit sich und seinem Geschick, wegen Spielsucht in steter Aufregung, mit Not kämpfend, wurde sein Inneres zerrissen und zwiespältig. Die Religion hatte keine Macht über sein Gemüt; er predigte anderen, aber nicht sich selbst. ... Er verkehrte auch viel mit Christen. Christliche Jünger sahen zu seinen Füßen, z. B. der französische Bischof Jakob Plantavicius. Adlige und Gelehrte korrespondierten mit ihm und ließen sich von ihm seine Schriften mit schmeichelhaften Anreden widmen. ...

Seine Geldbedürfnisse brachten ihn endlich dahin, auf das Drängen seiner christlichen Freunde und besonders eines englischen Lords, einzelne Teile und zuletzt den ganzen jüd. Ritualkodex italienisch dem christlichen Publikum zugänglich zu machen und drucken zu lassen. Er widmete diese von Christen gierig gelesene Schrift dem französischen Gesandten in Venedig und hat damit, gewissermaßen wie Ham, die Blöße seines Vaters aufgedeckt, das innere Heiligtum der Juden schaulustigen und spottfüchtigen Augen entzündend preisgegeben. [Auch hieraus geht hervor, daß im jüdischen Gesetz vieles vorhanden sein muß, was Nichtjuden nicht sehen sollen; es sind das nicht bloß Absonderlichkeiten, wie sie ein jedes Volkstum für sich hat, sondern finstere Pläne, Feindseligkeit und Haß gegen die ganzen übrigen Menschen.] Uneingeweihten mußte das, was innerhalb des jüd. Kreises Sache der Pietät war, kleinlich und läppisch erscheinen. Modena setzte für christliche Leser auseinander, welche Zeremonien und Sagen die Juden in ihrer Wohnung, Kleidung, ihrem Hausgerät, beim Aufstehen und Niederlegen, bei menschlichen Verrichtungen und in den Synagogen und Lehrhäusern üben und anwenden. Unwillkürlich gefellte sich der Verfasser zu den Verächtern des Judentums, das er doch selbst als Rabbi gelbt und gelehrt hatte: „Während des Niederschreibens habe ich in Wahrheit vergessen, daß ich ein Hebräer bin, und betrachtete mich als einfachen und unparteiischen Erzähler. Inbessenen leugne ich nicht, mich bemüht zu haben, den Spott wegen der vielen Zeremonien zu vermeiden; aber ich hatte auch nicht die Absicht sie zu verteidigen und zu beschönigen, weil ich nur mitteilen, nicht überzeugen wollte.“ ...

Fast zur selben Zeit arbeitete er eine Verteidigung der mündlichen Lehre überhaupt, gegen Angriffe von jüd. Seite, aus. Dann eine Schrift, welche das Beste ist, das aus seiner schreiblustigen Feder geflossen ist, auf der einen Seite wichtige Angriffe auf das rabbinische Judentum und auf der andern eine durchgreifende Abwehr. Die schweren Anklagen gegen das bestehende Judentum und den Talmud wagte er aber doch nicht mit seinem Namen zu bedecken, sondern legte sich einen falschen Namen bei. ... Er ging so weit, Vorschläge zu machen, wie das Judentum von allen Auswüchsen gereinigt werden könnte, um das echte, alte, biblische, innerliche in seiner

Lauterkeit wieder herzustellen — der erste Versuch zu einer Reform. Vereinfachung der Gebete und des Synagogenwesens, Beseitigung der Ritualien, Aufhebung des 2. Feiertages, Erleichterung der Sabbats-, Feiertags- und Passahgesetze, selbst des Versöhnungstages: „es sollte jeder nur nach Maßgabe seiner Körperlichen und geistigen Kräfte fasten“, das Ritual für Tiereschächten, die Speisegesetze, alles wollte er entweder vollständig beseitigt oder vereinfacht wissen. ... Bis in sein spätes Alter setzte er seine unregelmäßige Lebensweise fort, tabelte sich in seiner Selbstbiographie stets, ohne an seiner Besserung zu arbeiten.“

Modern, von Mode (sb), ein Lieblings- und Schlagwort der Masse. Wo immer etwas „modern“ genannt wird, heißt das für die Nichtjuden aller Völker soviel wie: Vorsicht! — Prof. v. Pfister-Schwaighufen übersetzte modern mit „neutümlich“, DfBl 17/3 1898. — Man sollte aber das Fremdwort für diese jüdische und unjüdische Sache unbedingt beibehalten.

Modern ist und wird alles, womit der Jude handelt, was er in Geschäft und Politik an sich gerissen oder erschwindelt hat. So gibt es neben modernen Korsetts auch einen modernen Geist. Hier ist „modern“ eine Charakteristik dessen, was vom jüd. Standpunkt aus als „Geist“ zu gelten hat und zugleich ein Programm für die Eingeweihten, die genau wissen, was sie damit erreichen wollen und was Michel gedanken- und kritiklos, aber selbstbewußt, nachspricht. — „Moderne“ Erziehungs- und Unterrichtsmethoden bezweckt ebenfalls gerade das Gegenteil von dem, was sie zu bezwecken vorgibt. Da spielt der „Anschauungsunterricht“ eine auffallende Rolle, zur Entwicklung der individuellen schummernden Geistesanlagen und der („schöpferischen“) Phantasie (zur Ausbildung wohl der modernen Künstler —); die wahre Erklärung lesen wir im jüd. Weltprogramm:

„... Durch Erziehungsmethoden ... wird es uns gelingen, die letzten Reste eines selbständigen Denkens bei den Nichtjuden zu beseitigen und damit ihre Beherrschung durch uns zu vervollständigen, nachdem wir schon lange ihr Denken in die von uns gewünschte Richtung gelenkt haben. Ein Unterrichtssystem, welches die Unterdrückung des selbständigen Denkens bezweckt, ist bereits in der Einführung! ... Der Anschauungsunterricht, der die Nichtjuden zur Gedankenlosigkeit erzieht, zu gehorsamen Tieren, die nur das erfassen, was sie sehen. ...“ Protokolle 16, 8, f. ferner 22, 55, 135 usw.

Das Wort „modern“ erhielt die Kunst von den Juden. Seitdem sie von ihnen verwaltet und unterirdisch geleitet ist, wird sie beständig „modernisiert“. Seit der Jude sich das Monopol für „deutschen“ Kunstverschleiß ergaunert hat, gibt es keine deutsche Weltanschauung, keine sittlichen Ideen mehr, nur „moderne Strömungen“, täglich neu geborene Kinder des stets sich ändernden „modernen Geistes“. „Modern“ bedeutet „international“: Das Jdtm sucht nichtjüdisches Denken und Empfinden beständig außer Atem zu halten; es läßt keine Autoritäten gelten oder setzt die widersprechendsten in Umlauf, um die Weltvölker zu verwirren und seine eigenen falschen Ideen leichter durchzusetzen, d. h. die Nichtjuden ihrer Eigenart zu berauben, zu entnationalisieren. Dazu gehört die Entartung, die von der „modernen Kunst“ betrieben wird. In Wahrheit gibt es nur eine, d. h. echte, wahre Kunst! „Kunst bleibt Kunst, denn sie ist die Kunst des Genies“, sagt Kant, vgl. Hammer, Nov. 1928.

„Moderne Prinzipien“ sollen die Völker betäuben und willfährig machen; dazu gehört vor allem die Durchsetzung von Böbel, Parlament, Presse, Republik, Demokratie usw. — Am 29/6 1869 präsiidierte Prof. Lazarus (sb) einer großen jüd. Synode in Leipzig, für die Dr. Philipson aus Bonn folgende Resolution aufsetzte: „Die Synode erkennt an, daß die Entwicklung und die Inkraftsetzung (réalisation) der modernen Prinzipien die sichersten Garantien für das Judentum und seine Mitglieder für die Gegenwart und für die Zukunft bieten. Sie bilden die lebenskräftigsten Bedingungen für das Wachstum und die höchste Entwicklung für das Judentum.“ Wenn wir aus jüd.

Munde das Lob moderner Ideen hören, so hören wir das der Revolution und des sozialen Chaos, das unsere ganze Gesellschaft bedroht.

„Moderner Geist“ ist nach Sombart, S. 179, ein Geist des Raubes, besonders im Gegensatz zum deutschen, arischen Geiste der Erhaltung, Menschenachtung und Standesgliederung. „Was der Jude durch all die Jahrhunderte gegenüber den herrschenden Anschauungen vertritt, ist die grundsätzlich individualistische Auffassung von der Wirtschaft: daß die Wirkensphäre des einzelnen Wirtschaftssubjektes nach oben und unten hin durch keine objektive Sägung irgendwie begrenzt sei, weder was die Größe des Absatzes, noch die Gliederung von Berufen betrifft; daß jedes Wirtschaftssubjekt jederzeit sich seine Stellung neu erobern und jederzeit sie gegen Angriffe verteidigen müsse; daß es aber auch das Recht habe, sich auf Kosten anderer einen so breiten Spielraum zu erkämpfen, als in seiner Macht steht; daß die Kampfmittel wesentlich in der geistigen Sphäre liegen, List, Schlaueit, Verschlagenheit seien; daß andere Rücksichten als die auf das Strafgesetzbuch im wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe nicht zu nehmen seien; daß alle wirtschaftlichen Vorgänge nach eigenem Gutdünken so zweckmäßig wie möglich von dem einzelnen gestaltet werden müssen. Was sich hiermit siegreich durchgesetzt hat, sind, wie man sieht, nichts anderes als die Ideen des „Freihandels“, der „freien Konkurrenz“, ist der ökonomische Nationalismus, ist der reine kapitalistische Geist, ist eben die moderne Wirtschaftsgesinnung, bei deren Ausbildung die Juden eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle gespielt haben. Denn sie sind es gewesen, die von außen her in einen anders gearteten Ideenzirkel hinein diese Anschauungen trugen.“

Modernes Judentum. Unter diesem Titel gab Rabbi Dr. Schreiber, Bonn (Arminius 1882, S. 71), eine Broschüre heraus. Aber „modernes Judentum ist ein contradictio in adjecto, ein Widerspruch in sich selber, und es wäre Pflicht des Verfassers gewesen, nachzuweisen, wodurch sich dieses moderne Judentum von dem zu Esra's oder Christi Zeiten wesentlich unterscheidet. Das Judentum ist während der vielhundertjährigen Zeit seines Bestehens unverändert geblieben. Moderne Juden mag es ja dem äußeren Anscheine nach geben. Sie wohnen in großen Palästen, wie andere Herren, lassen sich rasieren, essen Schinken, fahren auf Gummirädern, geben und empfangen große Gesellschaften, haben auch Orden und Titel usw. Alles dieses bildet nur eine Tünche, und wenn man sie mit einem feuchten Schwamm entfernen könnte, würde man dieselben Nationalitätseigentümlichkeiten des jüd. Charakters bei diesen modernisierten Herren finden, die ihre polnischen Brüder mit langem Kodenhaar und im langen Kasten haben. Nun will uns Rabbi Schreiber mit der Hoffnung hinhalten, daß Möglichkeit und Aussicht vorhanden sei, daß das moderne Judentum den Lehren des Talmud entsage. Aber der Talmud hat nicht den Charakter der Juden geschaffen, sondern ist aus dem ureigensten Wesen des jüd. Charakters erwachsen. Den Talmud aufgeben, hieße sich selber aufgeben, den Geist und den Glauben der Väter verleugnen. Selbst zugegeben, daß hier und da eine bessere Abergzeugung Platz gegriffen hätte, so dürfte doch die Zahl derer nur gering sein, von denen sich dies sagen ließe.“

Die Frankf. Z. faßte die modernen Juden in einem gegen die Zionisten, besonders gegen Nordau polemisierten Artikel, Nov. 1898, so auf: „Der wirklich moderne Jude, innerlich frei geworden durch eine Periode gesellschaftlicher Toleranz, fängt an, sich selbst als Jude wiederzufinden, die Merkmale seiner Rasse und seiner Nation mit Hilfe dieser freien Kultur zu vereiteln, an der er aufs innigste teilgenommen hat. Nicht wie bisher sucht er sein Glück darin, Angehöriger einer Rasse, der jüdischen, zu sein, sondern er ist bestrebt, für sich eine Persönlichkeit, und zwar eine jüd. Persönlichkeit, zu bilden, frei von aller Scheu, von allen Sklavenmanieren, von allen Sentimentalitäten des Berirrtseins, des Unterdrücktseins, frei natürlich auch von religiösen Bräudereien und religiösen Feindseligkeiten. Es ist hart, aber es muß ausgesprochen werden, und

jeder wahrhafte Geist, der sich ernst und ehrlich prüft, wird es bestätigen müssen: Für ihn gibt es kein Gemeinschaftlichkeitsgefühl mit jenen asiatischen und halbasiatischen Stammesbrüdern, die nicht als religiöse Sekte, sondern aus politischen und sozialen Gründen verfolgt werden; ein Stück Mittelalter sind sie, und nur kindische Gefühlseligkeit kann sich solidarisch mit ihnen erklären. Für den neuen Juden gibt es ein anderes Ideal: sich als Angehöriger einer Religionsgesellschaft völlig zu verlieren, Vernichtung jedes falschen Einheitsgedankens und als Mensch und Persönlichkeit doch völlig Jude zu sein.“

Modes, Theo, Intendant in Köln, von den Wiener Christlichsozialen 1930 (WB 18/2) für die Burg vorgeschlagen. — Kölnische Z. 20/1 30: „... in Ur- und Erstausführungen zeigte M. zuweilen einen merkwürdigen Geschmack. Die von ihm selbst gezeichneten Inszenierungen forderten hin und wieder scharfen Widerspruch heraus ... der künstlerische Kredit M.'s ist bedenklich zusammengeschrumpft. ...“ Er stammt aus einer Dmüher Judenfamilie und gleich als Leiter der städtischen Bühnen in Graz vermochte er, trotz betontem Katholizismus — nicht zu befriedigen. ... In der Grazer Presse, wie im Gemeinderat sah er sich, scharfen Angriffen ausgesetzt, nach einem anderen Posten um und fand ihn in Köln, das ihm aber bereits den Abschied gegeben hat. Obgleich sein Vertrag noch ein Jahr lief, wurde dieser gelöst, und die Stadt zahlte lieber eine ansehnliche Abfertigung, um weiteren Schwierigkeiten zu entgehen.

Modigliani, Amadeo, engl. Maler, * Rom, „auf tragische Weise 1920 in Paris gestorben. 30 Bilder von ihm wurden 1930 (JFZ 18/4) in Rom ausgestellt und eines schon am Eröffnungstage für 800 000 Franken verkauft. Die Zeitungen widmen dem Modigliani-Saal ihre besondere Aufmerksamkeit, und die Kritiker sehen in seiner Kunst alle Charakteristika des jüd. Genius.“ Eine Schau jagte die andere. „Auf der vom König am 4/5 (JFZ 23/5) in Venedig eröffneten Internationalen Kunstausstellung war der Glanzpunkt diesmal der Modigliani-Raum mit 100 Werken des jungen italienisch-jüdischen Malers. In den Pavillons der einzelnen Länder sind hervorragende jüd. Künstler in beträchtlicher Zahl vertreten.“ — Dann stellte man ihn in London in den Lesevre-Galleries aus, wo sein Damenbildnis „als Perle jüd. Kunst erschien, eins der außerordentlich seltenen Bilder, in denen sich seine ausgezeichneten Fähigkeiten in Ton, Linie und Gleichgewicht bis aufs höchste auswirken; M. hält den Vergleich mit den größten europäischen Malern des 19. und 20. jh.'s aus“, Jew. Chron. 27/6 1930. — Es fehlt wirklich noch ein Buch jüd. Bildwerke, um einmal all den von rassegenössischen Kritikern in den Himmel gehobenen Schund und zugleich die unzähligen Mißverständnisse und Plagiate der Juden, die ja wie die Raben die nichtjüdische Kunst bestehlen, beleinander zu haben und überbliden zu können.

Modigliani, Corinna, „hervorragendste“ Malerin Italiens, Uzi 1912.

Modigliani, Elia, *1861 Florenz, italien. Forschungsreisender. ZE.

Modigliani, Gino, italien. Mäzen, stellte „dem Unterrichtsminister 100 000 Franken zur Herausgabe der Werke Leonardo da Vincis zur Verfügung“, DWe 1913, 7.

Modigliani, Giuseppe Emanuele, RA, ultralinker sozialistischer Abgeordneter, Ministerkandidat, Rom, O Finzi (f. Tribuna). — DWe 1914, 5: „Er dürfte sich, nach seinen Erfolgen im Parlament, wohl bald zum Parteihaupt emporarbeiten. Bei der Verschiedenheit der Parteistellung der Israelliten braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß ihre Ansichten in den wichtigsten politischen Fragen häufig auseinander gehen. So traf es sich zufällig, daß bei der Debatte über die Ausgaben für den libyschen Krieg hintereinander Ugo Ancona und Modigliani zu Wort kamen, ersterer für, letzterer gegen den Regierungsvorschlag.“ Dieses pro und contra ist beabsichtigt, der Jude ist der Mann der 2 Eisen in allen Handlungen, auch politischen, geschäftlichen, der Schmod mit rechts und links.

Modlinger, * Dtsch-Osterreich, Dir. der staatlichen Porzellan-Manufaktur, Berlin. Als die Nationalsozialisten sich im Preuß. Landtag über seine Wahl beschwerten, erklärte die sozialdemokratische Regierung, daß M. wegen seiner bezüglichen Tätigkeit von allen Bewerbern als geeignetster gewählt sei. JfZ 7/3 1930.

Modlinger [Modlin, Pof., nördlich Gnesen], Samuel, Kritiker, 1828 Lemberg —?, Wien. Ko. Kf 15.

Modona, Leonello, JG, ital. Orientalist. * 1841 Gento. B: l'uomo e la natura; Safo; La leggenda Cristiana.

mögeln, j: magal = betrügen. — Bischoff J.

Mogilno in Posen, 1913. Zedel, Lewin Söhne, Getreide; Kohn, Arnold, Kfm.; Gebr., Gustav, Kfm.; Drücker, Kfm.; Gebr., Fleischerei; Salomon, Kfm.; Hirsch, Gebr., Vieh; Hög, Jakob, Vieh; London, Louis, Kfm.; London, Isidor, Olmühle; Allenstein, Margarete, Schnittwaren.

Moglich, Alfred (Fred. Vich; Alfred Konringl), Niederingelheim. * 1872 ?. B: Aus dem Diesseits, Nieder eines Erwachenden; Mirjams Sohn, Ko, 1909; Das Weib, das starke Geschlecht. S: Rheinbessischer Beobachter (Mainz); Kommunal-Korrespondenz. Kf 34. 1914.

Mogulew, Sigmund/Selig, „amerik. Schauspieler“, JG, * 1858, Bessarabien. Seit 86 Star der jiddischen Bühne in N. York; er ist auch Komponist.

Mohamed Effad Bey, gebor. Leo Roussimbaum (Rußbaum), ließ 1930 in einem internationalen Berliner Verlag die Sensation „Bl und Blut im Orient“ erscheinen, die u. a. die Heeresleitung der Mittelmächte unter Anseh von Kressenstein beschuldigte, Meheleien im Kaukasus Sept. 1918 mit 60 000 Opfern angeordnet und unterstützt zu haben. Tatsächlich sind deutsche Truppen nie in jener Gegend gewesen. — Der Berliner Buchhändler, der die Schandchrift herausgab, blieb vom Staatsanwalt unbehelligt. WK 1930, 666.

Mohammed, 570 — 632, Religionsstifter.

Der Islam entstammt einem judaisierten Lande. Die Juden rühmen sich ihrer Rolle in Arabien vor Mohammed. Graek sagt in seiner 11bändigen „Geschichte“, 3, 279: „Nicht selten sah man Juden an der Spitze arabischer Stämme. Sie wurden in gar mancher Hinsicht zu Initiatoren der Araber. Die Geschichte der Juden in Arabien bildet ein jh. vor dem Auftreten des Islams und während Mohammeds Leben, eine der glorreichsten Seiten der Annalen des Jdtm's. Mehrere arabische Stämme bekehrten sich deshalb zum Jdtm; unter ihnen: „die Benu-Kinanah, kriegerische Leute, Verwandte der berühmten Koreischiten in Mekka, usw.“ Die am meisten Aufsehen erweckende und wichtigste Befehlung war die des mächtigen Königs von Yemen“, und „von 520 bis 530 war der ganze Yemen jüdisch“, bestätigt Bernhard ▼Lazare, L'Antisemitisme, S. 85.

Auch der Koreischite Mohammed, ein Verwandter der Mosaisiten Benu-Kinanah, stand im Verkehr mit Israel. „Seine Mutter, Emina, war eine Jü-

din“, schreibt der Österreicher v. Hammer, l'ordre des Assassins, Paris 1883, S. 11. — „M. wurde im jüd. Geiste aufgezogen“, bestätigt wieder Bernhard Lazare. Trotzdem wurde Mohammed ein Judenfeind, zur Enttäuschung der Geheimleitung, die mit versteckten Wünschen die neue moslemitische Religion unterstützt hatte, weil sie zur Hälfte jüdisch schien und war. (Vgl. Dasté.)

Wie sehr der Mischling Mohammed den Juden kannte, geht aus dem Koran hervor, z. B. (Ullmann'sche Übersetzung, Verlag von Junke in Krefeld): „IV. Sure, S. 73. Den Juden haben wir wegen ihrer Ungerechtigkeit manches Gute verboten, was ihnen früher erlaubt war, weil sie weit abwichen von der Religion Gottes und Bucher nahmen, was ihnen doch verboten, und das Vermögen anderer Menschen ungerechlicherweise aufgezehrt haben. V., 78. Gott hatte früher ein Bündnis mit den Kindern Israel geschlossen usw. — Weil diese nun ihr Bündnis gebrochen, darum haben wir sie verflucht und ihr Herz verstopft. Du aber sollst nicht nachlassen, ihre Betrügereien zu entdecken. Betrüger sind es bis auf wenige. VI., 108. Den Juden haben wir verboten („nämlich zu essen“) alles was Klauen usw. — hat. Dies dient ihnen zur Strafe wegen ihrer Ruchlosigkeit. XVII., 228. Wir haben ausdrücklich den Kindern Israel in der Schrift folgendes bestimmt: Ihr werdet auf Erden 2mal Verderben stiften und mit Übermut Euch stolz erheben usw. usw.“

Der Geschichte Mohammeds, in der kleinen Ausgabe von Graek 2, 213 ff., entnehmen wir weitere Beziehungen zum Judentum: „M., „der Prophet von Mekka und Jathrib“, war zwar kein Sohn des Jdtm's, aber er hat sich an dessen Brust genährt. Er ist durch das Jdtm angeregt worden, eine neue Religionsform mit staatlichem Grunde in die Welt zu setzen, die man Islam nennt, und dieser hat wiederum auf die Gestaltung der jüd. Geschichte und die Entwicklung des Jdtm's mächtig eingewirkt. ... Ein angesehenener Mekkaner, Waraka Ibn-Naufal, aus dem edlen Stamme der Koreischiten, ein Better von M.'s Gattin Chadiga, der das Jdtm angenommen

und Hebräisch zu lesen verstanden hat, flößte sicherlich M. Liebe für Abrahams Religion ein.

M.'s erste Lehren trugen ganz und gar eine jüd. Färbung. . . Zu allererst stellte er den einfachen, aber noch nicht allgemein beherzigten Gedanken des Jdtm's auf: „Es gibt keinen Gott als Allah“, und erst später fügte sein Hochmut den Satz als Bekenntnisbedingung hinzu: „und Mohammed ist sein Prophet“. [Die von G. so nebenher als selbstverständlich hingestellte Behauptung von dem „noch nicht allgemein beherzigten Gedanken des Jdtm's“: „Es gibt keinen Gott als Allah“ ist eine Fälschung, die durch beständige Wiederholung beinahe den Anschein der Wahrheit erlangt hat. Die Juden verehrten und verehren im Gegenteil Verschiedenes, und die Schriften des AT's beweisen mit Bestimmtheit, daß die Eingottgläubigkeit der Juden Täuschung ist.]

Das Beste, was der Koran, das religiöse Grundbuch, welches Mohammeds Offenbarungen enthält, ist der Bibel oder dem Talmud entlehnt. . . M. schloß mit den jüd. Stämmen ein förmliches Bündnis zu gegenseitiger Hilfeleistung und bestimmte ihnen zu Liebe die Richtung des Angesichtes beim Gebet (Rihlah) nach Jerusalem. Bei Streitigkeiten zwischen Juden und seinen Anhängern (Moslemin), die ihm zur Entscheidung vorgelegt wurden, zeigte er sich den Juden geneigter.

M. hielt sich eine Zeitlang einen jüd. Sekretär für seine Korrespondenz, weil er selbst des Schreibens unkundig war. . . Ein gelehrter Jude Abdallah Ibn-Salam aus dem Stamme Rainukaa und andere Juden waren Mohammed bei den Offenbarungen des Koran behilflich, und die ungläubigen Araber hielten es ihm oft genug vor, daß „er ein Ohr sei, und daß ihn nicht der Engel Gabriel, sondern ein Mensch belehre“.

Aber nur ein geringer Teil der Juden Medinas trat zu der Schar der Gläubigen über, besonders als sie M.'s selbstsüchtiges Streben, seinen Hochmut, seine unersättliche Geschlechtsliebe, erkannten. Die jüd. Gegner M.'s aber neckten und stichelten ihn, legten seinen Aussprüchen und Offenbarungen einen lächerlichen

Sinn unter und behandelten ihn wegwerfend. Da Mohammed zu sehr Araber war, um sich dem Jdtm voll anschließen zu können, und auch wohl erkannte, daß die Araber den ihnen ganz fremden religiösen Bräuchen Widerstand leisten würden, so blieb ihm nichts übrig, als mit den Juden entschieden zu brechen. Er offenbarte hierauf eine lange Sura (die Sura der Ruh genannt), voller Schmähungen gegen die Juden. Die Richtung beim Gebete änderte er ab und verordnete, daß sich die Gläubigen nicht mehr nach Jerusalem, sondern nach Mekka und dem Kaabatempel wenden sollten (624). Das Fasten am Versöhnungstage schaffte er ab und setzte dafür den den Arabern seit uralter Zeit heiligen Monat Ramadhan ein. Er mußte noch vieles zurücknehmen von dem, was er früher als Gottes Offenbarung ausgegeben hatte. M. behauptete jetzt, in der Thora sei von seinem Erscheinen und seinem Prophetenberufe viel die Rede gewesen, die Juden hätten aber diese Stellen ausgemerzt. Während er früher gepredigt hat, die Juden hätten den rechten Glauben, verbreitete er später, sie verehrten Esra (Dzair) als Sohn Gottes, wie die Christen Jesus, folglich seien auch sie als Gottesleugner zu betrachten. Seine Verbitterung gegen die Juden, die sein Prophetentum leugneten und seine Vor Spiegelungen durchschauten, führte ihn immer mehr zu Ungerechtigkeiten.

Bei diesem gegenseitigen Haß zwischen M. und den Juden ist es glaublich, daß die Benu-Nadhira ihn einst in ihre Burg Zuhara eingeladen haben in der Absicht, ihn von der Terrasse herabzustürzen. Ihr Häuptling war damals Hujej Ibn-Ahtab, ein mutiger Krieger. Mohammed war der Einladung gefolgt, merkte aber an den Bewegungen der Juden, daß sie es auf sein Leben abgesehen hatten, machte sich davon und eilte nach Medina. Schwer sollten die nadhiritischen Juden dieses Vorhaben büßen. . .

„2 schöne jüd. Frauen brachte sich M. aus dem chaibarischen Kriege mit, Safia, die Tochter seines Todfeindes des Nadhiriten Hujej, und Marhabs Schwester, die schöne Zainab. Dieses mutige Weib erfannte eine List, um sich an dem Mörder

ihrer Glaubensbrüder und Verwandten zu rächen. Sie stellte sich freundlich gegen ihn, bewirtete ihn und ließ ihn Liebesgenuß erwarten. Arglos aß M. eine vergiftete Keule, die sie ihm und seinen Tischgenossen vorgesetzt. Einer derselben starb daran. M. aber, der den Bissen als unschmackhaft ausgespion, war für den Augenblick zwar gerettet, aber er litt lange Zeit daran und fühlte in seiner Todesstunde noch die Folgen der Vergiftung. Als M. sie nach dem Grunde ihrer Tat fragte, erwiderte Zainab kaltblütig: „Du hast meinem Volke unsägliches Leiden zugefügt; ich dachte daher, bist du bloß ein kriegslustiger Unterdrücker, so werde ich meinem Volke Ruhe durch Gift verschaffen, bist du aber ein Prophet, so wirst du durch Gott davor gewarnt werden, und es wird dir nicht schaden.“ M. ließ sie darauf hinrichten. — Der Rest der Juden gab noch immer die Hoffnung nicht auf, sich ihres Erzfeindes entledigen zu können. Sie intrigierten mit den unzufriedenen Arabern gegen ihn. Das Haus eines Juden Suwailim in Medina war der Sammelplatz für die Unzufriedenen, welche M. und seine fanatische Schar die Heuchler nannten. Es wurde aber verraten, und Suwailims Haus wurde in Brand gesteckt.

Über Mohammeds Tod (632) empfangen die Juden von Arabien eine gerechte Schadenfreude. . . Aber das Jdtm bekam an dem Islam, den es an seiner Brust genährt hatte, einen 2. mächtigen Feind. Der Koran wurde das Grundbuch für einen großen Teil der Menschheit in 3 Erdteilen, und da er von gehässigen Ausprüchen gegen die Söhne des Jdtm's erfüllt ist, so erzog er die mohammedanischen Völker, wie die Evangelien die christlichen, zum Hass gegen dieselben.“

Sidor Singer, Juden-Christen 1884, S. 82: „Mohammed war in einer bestimmten Epoche seines Lebens Jude, und man kann sagen, daß er es bis zu einem gewissen Punkte stets geblieben ist.“

Mohammed Ali Ibrahim, Prinz, Neffe des Königs Suad, Ägypten; 1929 O ▼ Pearl Ginsberg, Filmstar, New York. JPB 10/1 1930.

möhl, möhl, j: urspr. Beschneider, in Gaunersprache Falschspieler, Spieler mit gezeichneten Karten (Wischoff S.), daher der viel verbreitete jüd. Name:

Mohl, Moll (sb).

Mohilewer, Samuel, JG, 1824 Wilna — 98 Diakstot, Rabbi und Zionist; ebenso sein S: Joseph, der 02 des Waters Stelle erhielt.

Mohl, v., 1. Robert, 1799 Stuttgart — 75 Berlin, Dr., Uß (Staatsrecht); 48 Reichsjustizminister; 61 bad. Gesandter beim Bundestage, 71 Präses der Oberrechnungskammer, Karlsruhe, 74 nationalliberales Mgl. d. R. B: Polizeiwissenschaft.

2. Zu., 1800 Stuttgart — 76 Paris, wo er am Collège de France 44 Prof. des Persischen und 67 Präses der asiatischen Gesellschaft wurde. Onkel der Frau Prof. Selmhofh.

3. Moritz, 1802—88 Stuttgart; 48 Mgl. der Nationalversammlung; 61 Führer der Großdeutschen in der Württembergischen Kammer; 71—73 M. d. R. — Alle 3 sind Brüder. ▼DBE 1905, 4 nennt aber den Zu. v. Mohl einen „Halbdtfchen“, was sich doch nur auf jüd. Einschlag beziehen kann.

Mohr, Leo, *1874, Dr. med., Uß, Halle a. d. S.

Mohr, Max, *1891, „hatte bereits Theatererfolge mit den stark grotesken „Improvisationen im Juni“ und „Arbeiter Esau“. Vorher gab er den Roman „Frau Martes Gast“, die Komödie „Larras“, die Tragödie „Gregor Rosso“ und die Komödie „Dakrattie“, später noch weitere ernste Dramen und Komödien.“ Bartels, DGB 3, 967.

Mohr & Speyer, Kleiderfirma, Berlin. — Alshardt, Arischer Verzweigungskampf 1890, S. 35: „Warum laufen die Offiziere, warum laufen auch sämtliche Johanniter, Rechts- und Ehrenritter, sowie ein großer Teil der Landräte, höheren Forst-, Steuer- und Polizeibeamten ihre Uniformen usw. bei dieser Firma, die doch wahrhaftig nicht billig ist? Warum kauft dort ein großer Teil der Reichspostbeamten ihren Bedarf? Wieviel Handwerker, die sicher nicht schlechter, aber viel billiger liefern würden, könnten hiervon leben und als selbständige Handwerksmeister eine geachtete Stellung einnehmen.“

Mohrenheim, #, Baron v., russischer Gesandter in Paris, Schöpfer der franco-russischen Allianz, 1890. „Sein Großvater war jüd. Arzt, der Anfang des 19. jh.'s eine Zeitlang in Wien lebte“, DfBl 10/1 92; SÖ.

Möhning, Bruno, Architekt, Prof., Berlin. *1863 Königsberg i. Pr. B: Bahnhof Willowstr.; Weinrestaurant im Dtschen Haus der Pariser Ausstellung; Empfangsraum der Züriner Ausstellung. — Er war auch auf der dtischen Abteilung der Weltausstellung in St. Louis nach Berichten von Augenzeugen und Teilnehmern sehr viel aber wohl nicht immer grade für das Ansehen des Wirtsvolkes tätig, das ihn nach Amerika gesandt hatte. BM.

Moinse [umgestellt aus Simone], südamerikanische Firma, f. J. Casa. — BM.

Moise, amerikanische Familie, — sie stammen von dem „Elfässer“ Abraham M., der, in Westindien unermesslich reich geworden, 1791 vor aufständischen Sklaven nach den Staaten flüchtete. M.'s Tochter, Penina M., 1797—80, Charleston, verfaßte ein jüd. Gesangbuch. Moise, Columbus (S. Esiom), 1855—95, Hauptrichter in New Mexiko, und Ma von Harper's Century Magazine usw. — JG.

Moissejeff, Leon, * Rußland, „bedeutendster amerikanischer Brückenbautechniker“. NY 1910. DBE 1913, 9. Er ist identisch mit Moissejeff. Da die Schreibweise verschieden, brachten wir ihn an 2 Stellen.

Moise-um [Mose(s)-um] = Paris, als der künftige Mittelpunkt der Weltrevolution, f. Szoulet.

Moissan, Henri. ▼DBE 1913, 9: „der bekannte Erfinder und einer der größten Experimentatoren der Gegenwart“.

Moissejeff, Leon, S., Ingenieur, Erbauer von Manhattan Bridge, New York; *1869 Riga; Revolutionär, — flüchtete 91 nach Amerika, wurde aber 29 auf ein paar Monate als Sachverständiger für „Eisenbahnfragen“, zugleich zur Teilnahme am politischen Anschauungsunterricht, nach Moskau gebeten. Nach seiner Rückkehr wird er dann, wie alle Juden, neben seiner amtlichen

Tätigkeit heimlich weiter am „blowing-up“ Amerikas arbeiten.

f. Moisejeff.

▼ **Moissi, Alexander**, ein von Max Reinhardt in Prag entdeckter Schauspieler, Anarchist und Vorleser, Berlin.

Wahrheit 5/10 1912: „Potenzierte Hysterie. In der Philharmonie feierte in dieser Woche das weltliche Berlin WB eine tolle Moissi-Drgie und damit den Höhepunkt geistiger Degeneration. Es waren nicht allein unsere vielgerühmten Tauenzien-Bälger, sondern leider auch „reife“ Frauen der sattjam bekannten „vornehmen“ Kurfürstendamm-Kreise, die unter Ablehnung jeden guten Tones in einer so widerlichen und schamlosen Weise, wie selbst wir sie diesen ehrenwerten Evasstöckern kaum zutrauten, sich mit hysterischem Freudengekreische diesem Künstler an den Hals warfen. — Die lockere und leichte Moral der Orientalinnen unseres modernen West-Berlins ist in der Tat weit gediehen. Die der Prostitution verzweifelt ähnlich sehende Schamlosigkeit gewisser „anständiger“ Dämchen hat schon oft nicht allein unseren deutschen Frauen, deren Ruf zweifellos unter der Zucht- und Sittenlosigkeit dieser sich so aufdringlich bemerkbar machenden Morgenländerinnen leidet, die Schamröte ins Gesicht getrieben! Oft und energisch genug haben wir diesen Hysterie-Durchseuchten bedeutet, daß sie sich lediglich als ein im deutschen Lande als Gast geduldetes fremdes Element zu betrachten und dementsprechend zu verhalten haben. — Aber der Kampf gegen diese Unmaßung ist vergeblich! Sie geht soweit, daß sie uns sogar den Kunstgenuß stört. Der Moissi-Kummel ist nicht der erste und nicht der letzte Fall, der uns beweist, daß man den exaltierten Gefühlsausbrüchen des Berliner Orients nur noch mit Hundepeitsche und Feuerspritze beikommen kann.“

M. weilte in Italien. — „M. muß, wenn er einer solchen Rolle (Gianetto in Sem ▼ Benellis „Mahl der Spötter“) gerecht werden will, doch wohl in Dtschland geboren sein? Vielleicht sind seine Eltern Italiener gewesen; vermutlich dem Namen nach, aus Friaul. Aber ich kann kaum glauben, daß er als Italiener einen so dominierenden Platz auf der

dtschen Bühne errungen hat“, sagte der König von Italien zu Hans Barth, dem Korrespondenten des BT in Rom, als man über den „Italiener“ Moissi sprach. Die Antwort Barths steht leider nicht im BT; sie hätte lauten müssen: „M. ist nicht Italiener, Majestät; der Name kommt von Moses; die Familie stammt nicht aus Friaul, sondern wie alle Größen unsrer Tage aus Judäa“.

BT 1913: „M., seit einigen Tagen in Rom, wurde vom Papst in Audienz empfangen. M. ist vom Papst entzückt, schwärmt von seiner überaus sympathischen Persönlichkeit und findet namentlich den leicht venezianischen Anklang in der Stimme des Papstes schön. So sagte der Papst bei der Erteilung des Segens nicht etwa „benedizione“, sondern auf gut venezianisch „benedissione“. Das Aussehen des Papstes erschien M. recht gut. Das Gesicht habe sogar etwas Kosiges; nur die Stimme sei recht schwach. Wäre Pius ein Renaissancepapst wie Leo X. oder Julius II., so hätte er M. wohl nicht ziehen lassen, ohne daß er ihm und dem päpstlichen Hof erst eine Probe seiner Kunst gegeben. M. hat alles vorbereitet, um im kommenden April unter Reinhardts Regie und mit einer italienischen Gesellschaft eine Tournee durch Italien zu unternehmen, die den „König Ödipus“ bringt. Die Reise beginnt in Rom und endet in Turin oder Mailand. Der Ödipus, den Moissi zu spielen gedenkt, wird eine Bearbeitung sein, die Sem ▼ Benelli eigens für M. dichtet.“

DTZ 8/10 13: „Am vorigen Sonnabend gab M. in der Sing-Akademie einen orientalischen Vortragsabend. Das gilt nicht allein vom Programm, sondern auch von der Zuhörerschaft, die aus den Distrikten der Tauenzienstraße, des Bayerischen Platzes und der Tiergartenstraße herbeigeströmt schien. . . . Wer M. nur von der Bühne her oder aus den blütenreichen Lobhudeleien des BT, der Tante Vofz und ähnlicher Blätter kennt, ist von M. als Vortragskünstler enttäuscht. Man hat den Eindruck, als wolle er die Deklamationskunst, wie sie in den höheren Schulen geübt wird, mit ihrem Pathos und ihrer überschwänglichen Gefühlsbetonung, zu

Ehren bringen. Vielleicht ist das mit eine Ursache für die aufdringliche Begeisterung, die besonders die Damenwelt unter 17 Jahren dem Künstler entgegenbringt. . . . Es folgte im 2. Teile das Paradestück aller Gymnasialsekundaner, Heines „Belfazar“, an das sich Rückert und Goethe reiheten. Den Schluß bildeten 2 Erzeugnisse jüd. Literatur. In einer Makame Juda ben Salomo Alcharisis wird geschildert, wie ein Jude Cheber ha Keni einen Bauern um sein Geld prellt und ihm obendrein noch eine Tracht Prügel zuschanzt. Dieser Scherz löste bei dem Publikum ganz besonders stürmischen Beifall aus. Mit einer Vorlesung aus dem Buche Hiob schloß das Programm, doch gelang es den jungen Damen aus Berlin W Moissi noch eine Zugabe abzurufen.“

Post 6/2 1914: „Den Kultus, den Berlin W mit diesem Schauspieler treibt, kann ich mir nur aus Gründen der Geschmacksverwilderung erklären. Ohne jegliches Metall in der Stimme, heiser im Affekt, weinerlich in den lyrischen Stellen und teilweise recht undeutlich in der Aussprache, deklamierte M. die Ballade herunter. Das Herz blieb kalt dabei.“ M. fiel allen vernünftigen Leuten auf die Nerven. Wie er als Franz Moor an den Nägeln seiner Hand laut und knabbert, mit den zerpulsten Fingern andre Leute an Kopf und Arm zudringlich betastet und auf der Bühne herumirrlüchert, — das ist jüdisch, aber keine Kunst. — „Albert Bassermann und Alexander M. erwerben bei Reinhardt und mit Gastspielen mehr als 100 000 Mark jährlich“, ▼Friedegg.

Die ersten Monate des Weltkrieges machte auch M. mit, der sich mit einer flammenden Eingabe um Aufnahme ins deutsche Heer gleich an den Kronprinzen wandte. Wie wird der hohe Herr seine ohnehin schon gute Meinung vom Jdtn da bestätigt gefunden und alle Miesmacher haben zurechtweisen können, wenn sich Juda so zu den Fahnen drängte! — Von der Weltpresse in allen Stadien wurde M.'s militärische Karriere freundlichst beleuchtet, und sein Bildnis führte in den illustrierten Zeitschriften Mosse's dem Leser die große schmerzenvolle Zeit vor. „Seit ein paar

Monaten als Kriegsfreiwilliger im Westen, wurde M. durch einen Granatsplitter in die Hand getroffen, ohne schweren Schaden zu nehmen.“ Dresdn. Anz. 21/4 1915. — M. erhielt 1915 (Münchener Neuesten 27/7) das Eiserne Kreuz und wurde Fliegerleutnant, um schon nach dem ersten Beobachtungsflug sanft vor den deutschen Linien in französischer Gefangenschaft zu landen und bald darauf in der Schweiz zu verschwinden. „Die Franzosen bereiteten dem „großen Kean“, als willkommenem Reklamestück, eine würdige Aufnahme, zumal er ja als italienischer Dalmatiner sich vorteilhaft vom gewöhnlichen „Boche“ unterschied. Als Austauschgefangener kehrte er, stürmisch umjubelt, nach Berlin zurück und ließ sich in zahlreichen Vortragsabenden zu entsprechenden Preisen in der dankbaren Rolle des feldgrauen Helden feiern. Als der Niedergang kam, markierte er den in seinen nationalen Empfindungen gramvoll Erschütterten. Man tat ihm Blumen aufs Pult. Er schob sie weg — jetzt! Blumen! Und Berlin W war hin. Dann aber ging Moissi unter die Revoluzzer und riet uns im „Vorwärts“, wahre Freiheit von den Franzosen zu lernen.“ Türmer 1919.

Am 29/1 1920 wurde in Hamburg ein Vortrag des Helden M. von Studenten und vom „Bahrenfelder Corps“ gestört, was die Bürgerschaft in ihrer Sitzung am 4/2 besprach. Thälmann, Kommunist und deshalb Freund alles Schönen, zeigte sich sogar grundsätzlich besorgt für den „zukünftigen Schutz namhafter Künstler“, und für die Sicherheit der Zuhörer, wegen der noch immer in Hamburg frei herumlaufenden Unruhestifter und „Rowdies“; ein anderes Mitglied der Bürgerschaft Dr. ▼Prado, versicherte mit Nachdruck, „daß die Juden auch ferner unbeirrt am Wohl der Völker, in deren Mitte sie leben, fortarbeiten werden. Sie werden nach Palästina gehen, nicht nach dem Willen der Herren Jacobsen (sd) und seiner Freunde, sondern dann, wenn sie es für notwendig halten. Dieser Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, und sie sehen einstweilen noch nicht die Notwendigkeit ein, den deutschen Staub von ihren Füßen zu

